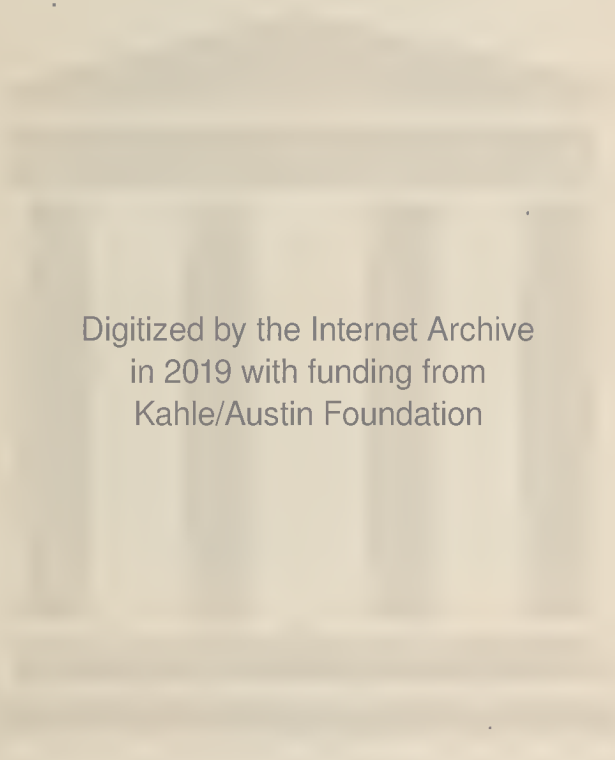
NUNC COGNOSCO EX PARTE

TRENT UNIVERSITY
LIBRARY



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0000burg

Gottfried August Bürger.
Nach dem Ölgemälde von Fiorillo.

Bürgers
sämtliche Werke

in vier Bänden.

Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit vier Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe.

Erster Band.

Einleitung des Herausgebers. Gedichte (Ausgabe von 1789).

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

PT 1829. A11 n.d.

G. A. Bürgers Leben und Werke.

I.

Es liegt im Wesen jeder literarischen Entwickelung, daß der Epoche der höchsten Blüte eine solche der Gärung, des ungestümen Strebens nach Vollendung vorangeht. Die Pioniere der Geistesarbeit, welche dem Verständnis des Neuen, Besseren den Weg bahnen, sind jedoch nicht berufen, sich ihrer mühsamen Errungenschaften selbst zu erfreuen. Erst ihren Nachfolgern, welche das von jenen begonnene Werk bis zur Höhe weiterführen, ist es vorbehalten, die Früchte des Ganzen einzuheimsen. Ist diese Höhe einmal erklommen, so ist man leicht geneigt, jene ersten Pfadfinder zu vergessen und das Verdienst allein den späteren zuzuschreiben, welche bereits geebneten Boden unter den Füßen hatten, als sie zu arbeiten begannen.

Ein solcher Pfadfinder war auch Bürger. Zur Zeit, da er mit seinen ersten Dichtungen auftrat, herrschte in der deutschen Poesie eine Geschmacklosigkeit, wie sie die Annalen der Weltliteratur nur selten zu verzeichnen haben. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts hatte eine verfehlte Richtung die andere verdrängt. Auf die albernen, ausländischen Vorbildern nachgeahmten Reimereien der Schlesier war die franzosenfreundliche Diktatur des Literaturpapstes Gottsched, und auf diese die ungesunde Klassizistik Klopstocks gefolgt. Wohl regte sich hin und wieder ein Hauch volkstümlicher Poesie, wie manch ein Lied, welches sich aus diesen poetisch trostlosen Zeiten zu uns herübergerettet hat, beweist; im ganzen aber ist das Urteil eines älteren Literarhistorikers gerechtfertigt, der die Lyrik jener Epoche „nichts als eine fratzenhafte Ungeheuerlichkeit" nennt.

Bürgers „Lenore" ist neben Goethes im selben Jahre erschienenem „Götz von Berlichingen" der erste Vorbote der klassischen Zeit deutscher Dichtung. Töne, wie Bürger sie in seinen Balladen und Liebesliedern anschlug, waren bis dahin in Deutschland nicht vernommen worden, und der Enthusiasmus, welchen die „Lenore" entfesselte, erscheint uns daher vollkommen begreiflich. Kein Wunder, wenn sich ihr Dichter im Fluge die Herzen des deutschen Volkes er-

33879

oberte und sich darin einen Platz sicherte, den er auch heute noch unbestritten behauptet.

Bürger war ein echter deutscher Dichter, aber auch sein Leben war ein echtes deutsches Dichterleben, reich gesegnet mit Kummer, Sorgen und Elend. Die Nachwelt, welche sich an seinen Werken erfreute, hat auch den Schicksalen dieses Mannes ihre Teilnahme nie versagt, um so mehr, als bei Bürger mehr denn bei anderen Dichtern die Kenntnis seiner Biographie unerläßliche Voraussetzung des richtigen Verständnisses seiner Werke ist.

Gottfried August Bürger wurde in der Sylvesternacht des Jahres 1747 zu Molmerswende, einem kleinen Dorfe in der Asseburgschen Herrschaft Falkenstein (Bistum Halberstadt), geboren. Das Kirchenbuch nennt als Datum seiner Geburt den 31. Dezember 1747, er selbst feierte jedoch stets den 1. Januar 1748 als seinen Geburtstag, womit auch die Inschrift auf seinem Grabsteine übereinstimmt. Der Vater des Dichters, Johann Gottfried Bürger (geb. 1706), war Prediger zu Molmerswende und hatte mit dem kärglichen Einkommen von 160 Talern, welches die Pfarre abwarf, für den Unterhalt einer zahlreichen Familie zu sorgen, denn neben Bürger wuchsen drei Schwestern heran. Die Verhältnisse, in welchen der Knabe seine Kindheit verlebte, mögen recht ärmliche, bisweilen auch recht unerquickliche gewesen sein. Bürgers Vater war seit 1742 mit Gertrud Elisabeth (geb. 1718), der Tochter des Spitalprovisors Jakob Philipp Bauer in dem nahen Städtchen Aschersleben, in keineswegs glücklicher Ehe vermählt. Die Charaktere von Bürgers Eltern bildeten unversöhnliche Gegensätze. War der Vater bei aller Ehrlichkeit eine träge, die Bequemlichkeit über alles liebende Natur, so wird die Mutter als boshaft, launisch, jähzornig und derbsinnlich geschildert. Bürger selbst hatte die größte Achtung vor ihren Geistesanlagen und meinte, sie wäre bei genügender Kultur derselben die berühmteste ihres Geschlechtes geworden, mißbilligte aber ihren Charakter auf das entschiedenste. Kostete es dem Vater die größte Überwindung, wenn er ein Viertelstündchen auf den Unterricht seines Sohnes verwenden sollte, so nahm sie jeden Anlaß wahr, um Gatten und Familie im Stiche zu lassen und davonzulaufen. In ihrem Jähzorn pflegte sie zu sagen, daß die Hölle mit Pfaffenköpfen gepflastert sei, nur eine Stelle sei noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen. Von ihrem Neide wußte man noch lange Zeit nach ihrem Tode in der Gegend zu erzählen.

Die Taufe des Knaben fand am 4. Januar 1748 statt, wobei einige angesehene Leute aus der Umgebung als Paten fungierten. Es wäre um Bürgers Erziehung schlecht bestellt gewesen, wenn sich seiner nicht sein Großvater mütterlicherseits angenommen hätte. Trotzdem hat er bis zu seinem zehnten Jahre wenig mehr als deutsch lesen und schreiben gelernt. Wohl aber war er mit der Bibel und dem Gesangbuche vertraut, welche vereint mit den Eindrücken der ihn umgebenden Natur die ersten poetischen Gedanken in seiner Seele weckten. Schon damals dichtete er, und in diesen ersten Versuchen soll sich bereits jenes metrische Feingefühl geoffenbart haben, welches seine Poesien aus späteren Jahren in so hohem Maße auszeichnet. Da es seinem Vater nicht gelang, ihn im Latein auch nur so weit zu bringen, daß er „mensa“ korrekt deklinieren konnte, schickte man ihn zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Pfarrers, aber auch hier blieb er hinter seinen Mitschülern zurück, und die Eltern glaubten daher allen Grund zu haben, wenn sie ihn einen „erzdummen Jungen“ nannten. Erst 1759 kam Bürger auf die Stadtschule zu Aschersleben, wo er indes auch nicht viel mehr gelernt zu haben scheint, als Flötespielen. Nach kaum einem Jahre wurde er relegiert, weil er den „ungeheuren Haarbeutel eines Primaners“ sowie die Perücke des Rektors G. W. Aurbach in Gedichten verspottet hatte.

Er wurde daher am 8. September 1760 auf dem Pädagogium zu Halle auf Kosten des Großvaters „rezipiert“, und in dieser altbewährten Anstalt, welche unter der Leitung des frommen, aber gerechten J. A. Niemeyer (1723—65) stand, legte er die Grundlage zu seinen Kenntnissen. Niemeyer, der an Bürger persönlichen Anteil nahm, hat in seinen Aufzeichnungen manche Notiz hinterlassen, die für den Biographen interessant ist. So spricht er von seinen „ganz ungemeinen Fähigkeiten“ und seinem „gleich großen Stolz“. Merkwürdigerweise nennt er ihn stets, selbst noch bei seinem Abgange, da er schon 16 Jahre zählte, den „kleinen Bürger“, was darauf schließen läßt, daß er von unansehnlicher Gestalt war. Andererseits vergleicht ihn sein Freund und Landsmann Goeckingk, der zu Halle sein Kollege war, in jenen Jahren mit einem jungen Reh, und erzählt, daß er mit kräftigem Arme den Federball über das Dach des Pädagogiums schleuderte. Unter seinen Lehrern liebte er besonders Christian Leiste (1738—1815), welchem der Unterricht in Naturgeschichte und Physik, zeitweilig auch in den klassischen Sprachen oblag. Leiste, dessen physikalische Kenntnisse später von Lessing gewürdigt wurden,

soll mit seinen Schülern auch Übungen im Versemachen angestellt haben, wobei Bürgers Fähigkeiten deutlich zu Tage traten. Leider spielte er mit seinen Schülern auch Brett- und andere Spiele, und es scheint, daß er es war, welcher Bürger die traurige Leidenschaft zum Spiele eingeimpft hat. Als Scholar gab er zu keiner Klage Anlaß, sondern tat sich im Gegenteil vor seinen Mitschülern in rühmenswerter Weise hervor. Im Januar 1761 hielt der 13jährige bei einer öffentlichen Produktion (Actus) der Schüler eine deutsche Rede „Contra eos qui contumeliose maledicunt", und im darauffolgenden Juli konnte er, der ein Jahr früher „mensa" noch nicht zu deklinieren vermochte, schon ein selbstverfertigtes lateinisches Carmen „Non titulos sed merita esse aestimanda" rezitieren, dem mehrere ähnliche, von Klopstockschen Ideen inspirierte Gedichte über religiöse und moralische Themata folgten. So schildert er am 1. und 2. April 1762 im Verein mit seinem Kollegen von Schmiedeberg in einem deutschen Gedichte das „Concilium patrum et angelorum in monte Golgatha", bei der Jubelfeier des Pädagogiums am 18. und 19. April 1763 feiert er in einer selbstgedichteten Rede das Andenken des Hubertusburger Friedens, in einer anderen besingt er kurze Zeit später „Christum in Gethsemane". Leider ist nichts von diesen ersten poetischen Versuchen Bürgers auf uns gekommen.

Zu Michaelis 1763 verließ er das Pädagogium plötzlich auf Wunsch seines Großvaters. Am 5. September notiert Niemeyer: „Bürger, des alten Hospitalprovisors Bauer Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch, von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte; es ist ein alter eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein halb Jahr lang und ist ungefähr 15 Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle noch nicht vergeben; er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen." Was den Großvater hierzu bestimmte, ist nicht bekannt. Von schlechten Fortschritten des Knaben konnte ja hier nicht mehr die Rede sein. Bürger selbst gesteht später freilich, daß er durch Lehrer und Bücher in seinem Leben nichts gelernt habe, da er in den Lehrstunden nicht aufmerkte und zum Lesen keine Geduld hatte. Die Kenntnisse, die er besitze, seien ihm von ungefähr, bald hier, bald dort, wie von selbst zugeflogen.

Den darauffolgenden Winter 1763 auf 1764 verbrachte Bürger im Hause seines Großvaters zu Aschersleben, wo er nach dem Berichte seines ältesten Biographen, Dr. Althof, Gelegenheit hatte, zwei

Feuersbrünste, von welchen der Ort in dieser Zeit heimgesucht wurde, in Gedichten zu schildern. Da es der Wunsch des Großvaters war, daß er sich dem geistlichen Stande widme, ließ sich Bürger am 26. Mai 1764 als Theologe an der Universität Halle inskribieren. Er selbst dürfte sich zu dieser Berufswahl nicht gedrängt gefühlt haben.

Kurze Zeit darauf (14. September 1764) starb sein Vater an der Ruhr. Johann Gottfried Bürger hatte bald nach der Geburt seines Sohnes die Anwartschaft auf die bessere Pfarre Westorf erhalten, allein da sein Amtsvorgänger erst 1764 starb, hatte er die Stellung erst wenige Monate, bevor ihn selbst der Tod ereilte, antreten können und das neue Amt nur kurze Zeit versehen.

Obwohl Theologe, scheint Bürger auf der Universität von Anfang an sein Hauptaugenmerk auf philologische Studien gerichtet zu haben. Er verteidigte unter Meusels Vorsitz mit Beifall eine Dissertation „De Lucani Pharsalia“ und begann an einer reimlosen Übersetzung des „Pervigilium Veneris“ zu arbeiten Auch von verschiedenen Aufsätzen philosophischen und philologischen Inhalts wird uns berichtet. Vollends der Philologie gewonnen wurde er jedoch, als er mit dem Professor Christian August Klotz (1738 bis 1771), der 1765 nach Halle kam, bekannt und befreundet wurde. Unter all den Menschen, welche Bürger in seinem Jugendleben begegnet sind, hat Klotz den mächtigsten Einfluß auf ihn geübt. Er gehörte zu jenen Universitätsprofessoren, deren Ansehen sich vor allem auf ein geschickt gezüchtetes Cliquewesen gründet. Obwohl Lessing ihn als Gelehrten lächerlich gemacht hat, galt er als tüchtiger Philologe und eleganter Lateiner, und Bürger hat aus dem Verkehr mit ihm unzählige Belehrungen und Anregungen geschöpft. Wie vorteilhaft dieser Umgang für ihn jedoch in intellektueller Hinsicht sein mochte, so nachteilig war er ihm in moralischer, da Klotz und sein ganzes Haus in Halle in dem denkbar schlechtesten Rufe standen. Von der innigen Freundschaft, welche ihn mit seinem Lehrer verband, zeugt ihr teils deutsch, teils lateinisch geführter Briefwechsel. Schreibt Bürger an Klotz: „Sie sind mir Sokrates, Sie sind mir Plato,“ so versichert ihn jener wiederum der „Beständigkeit seiner Liebe und der beständigsten und sorgfältigsten Beobachtung der Freundschaftspflichten“. Sah doch Klotz in dem begabten jungen Manne seinen einstigen Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Universität.

Da sein „freies lustiges Leben die Herren Theologen verhinderte, ihm gute Zeugnisse zu geben“, hörte er bereits 1767 nur mehr

historische Kollegien. Noch in demselben Jahre sah er sich jedoch genötigt, die theologischen Studien, welchen er ohnehin nur mehr dem Namen nach oblag, gänzlich aufzugeben. Damals beging er die Unvorsichtigkeit, sich an der Neugründung der verbotenen Studentenverbindung der Niedersachsen, die sich als „Magdeburgisch-Halberstädtische Gesellschaft" neu organisieren wollte, zu beteiligen, und wurde deswegen zu einer Karzerstrafe von 6—8 Tagen verurteilt, die vielleicht in eine Geldstrafe von 5 Talern verwandelt wurde. Da es nunmehr klar am Tage lag, daß er sich für den geistlichen Stand nicht eigne, scheint er sich entschlossen zu haben, das theologische Studium mit dem juristischen zu vertauschen. In dem Urteil, in welchem die obige Strafe über ihn verhängt wird, heißt es von ihm bereits: „studiert Jura", während er noch im Protokoll des Verhörs als Theologe erscheint. Die verspätete Wahl dieses neuen Berufes war aus mehreren Gründen ein Fehlgriff. Abgesehen davon, daß hiermit die vorangehenden Jahre theologischen Studiums für Bürger so gut wie verloren waren, wendete er sich einer Beschäftigung zu, für welche er gewiß noch weit weniger taugte als für die Pastorenwürde. Den Winter 1767 auf 1768 verbrachte er unerklärlicherweise abermals in Aschersleben, von wo aus er in seinen Briefen über den Mangel an jeglicher geistiger Beschäftigung klagt. Er kann sich nicht darüber trösten, daß er gezwungen ist, „in solch einem Neste die Blüte der Jugend zu vergeuden und auf der Laufbahn der Wissenschaften, die er kaum betreten habe, stille zu stehen".

Da es der Großvater ohne Zweifel für geraten hielt, daß der Jüngling seinen Aufenthaltsort wechsele, bezog Bürger zu Ostern 1768 die Universität Göttingen. In alter Anhänglichkeit an Klotz nahm er in dem Hause von dessen Schwiegermutter, Madame Sachse, Wohnung. In dieser weitläufigen Studentenkaserne ging es noch weit schlimmer zu als in dem gelehrten Heim von Bürgers Mentor zu Halle, und das Leben des jungen Dichters blieb daher nach wie vor ein ungeregeltes. Nicht imstande, mit den reichen russischen Studenten, die er hier kennen lernte, in pekuniärer Hinsicht Schritt zu halten, hatte er bald Schulden über Schulden, für welche schließlich auch der Großvater, trotz der eifrigen Fürsprache des Professors Klotz, nicht mehr aufkommen wollte. Aus einem gleichzeitigen Briefe Boies geht hervor, daß er sich auch dem Trunke hingegeben hatte. Als er sich mit der Tochter seiner Wirtin, der jungen Witwe Bandmann, in zarte Beziehungen einließ, kam es zu unliebsamen Händeln

zwischen ihm und einem anderen Juristen, Ratje. Das Vorgehen des letzteren veranlaßte Bürger zu einer Beschwerde an den Prorektor der Universität, er versöhnte sich jedoch bald darauf mit seinem Nebenbuhler.

Erst als Bürger im Winter 1770 in das Haus des Kürschners Nöte zog, wo er bis Michaelis 1771 blieb, konnte er sich den Studien mit mehr Eifer zuwenden. Von der schlechten Gesellschaft entfernt, änderte er seine bisherige Lebensweise, und wurde nun einer der fleißigsten Studenten, dessen Kenntnisse und tadellose Aufführung von den Professoren einmütig anerkannt wurden. Die Ausleihebücher der Bibliothek beweisen, wie emsig er sich in das Studium der Klassiker vertiefte. H. Chr. Boie, einer der strebsamsten jungen Literaten Göttingens, der von Bürger früher geschrieben hatte, daß man ihn „kennen und schätzen müsse, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen", gesteht nun freudig, daß „Herr Bürger itzt auf untadelhafte Art lebe, und daß er der Nation nicht wenig von seinen Talenten verspreche". Boie war es auch, welcher den damals schon bejahrten Dichter Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803) in seinen Briefen auf Bürger aufmerksam machte. Gleim faßte sofort ein lebhaftes Interesse für seinen jungen Landsmann, welches er ihm auch in der Folge bewahrte. Er hat in seinem Benehmen Bürger gegenüber den Namen des „Vaters Gleim", welchen ihm die jüngere Dichtergeneration beilegte, auf das glänzendste gerechtfertigt. Er half Bürger durch ein Darlehen von 50 Talern aus der dringendsten Geldverlegenheit, ohne dasselbe jemals einzutreiben; ja er vernichtete sogar den Schuldschein, damit diese Angelegenheit Bürger auch nach seinem Tode keinen verdrießlichen Augenblick bereite. Zugleich tat er, was in seinen Kräften stand, um ihm zu einer Stellung bei einem Advokaten in Halberstadt, oder einer anderen „für seine Musen unschädlichen Bedienung" zu verhelfen. Wenn diese Bemühungen auch nicht von Erfolg waren, so begreifen wir doch die große Dankbarkeit, mit welcher Bürger an Gleim hing, und die sich in seinen Briefen in enthusiastischer und dabei kindlich naiver Weise ausspricht. „Gleim," heißt es in einem Schreiben Bürgers aus jener Zeit, „muß nicht anders als erst im hundertsten Jahre seines Alters an einer Weinbeere oder an einem Kusse sanften und seligen Todes entschlafen."

Im Sommer 1771 erhielt Bürger über Empfehlung seiner Professoren eine provisorische Anstellung bei dem Advokaten Dr. Hesse in Göttingen, wurde jedoch schon nach wenigen Monaten „durch einen

brotlosen Doktor juris aus dem Sattel gehoben". Damals zog er in das Haus des Professors August Ludwig Schlözer (1735—1809), eines „harten, unbiegsamen Mannes, dabei nicht ohne Sentiment", der ihn vielleicht zu untergeordneten literarischen Arbeiten verwendete.

In Göttingen fand Bürger mannigfache Anregung zur Ausbildung und Verwertung seines poetischen Talentes. Hier bildete sich in diesen Jahren jene Vereinigung aufstrebender junger Dichter, welche in der Literaturgeschichte unter dem Namen des „Göttinger Dichterbundes" fortlebt. Die Mitglieder selbst nannten ihren Verein „Hainbund". Die Freunde kamen allwöchentlich zusammen und lasen einander unter dem Vorsitze Boies die neuesten Erzeugnisse ihrer Muse vor, um sie der wechselseitigen Beurteilung zu unterwerfen. Freiheit und Deutschtum waren die Grundsätze, welchen die jungen Dichter mit ungezügeltem Enthusiasmus huldigten, Klopstock ihr Prophet, dessen Messias ihr Evangelium. Bürger selbst hat, wie sich in seinen Gedichten aus der damaligen Zeit zeigt, diesen Grundsätzen nie so rückhaltlos gehuldigt; er schätzte Wieland, welchen die Hainbundmitglieder nicht gelten ließen, und schöpfte aus dessen komischen Erzählungen Anregung zu eigenem Schaffen. Auch Klopstock hat er nicht rückhaltslos anerkannt, da seine Ansichten über eine Homerübersetzung jenen des langatmigen Sängers des Messias zuwiderliefen. Er hat dem Bunde, dessen eigentliche Gründung am 12. September 1772 erfolgte, auch nie als Mitglied angehört, wohl aber gehörte er vor diesem Zeitpunkte zu den eifrigsten Besuchern der gemeinsamen Sitzungen. Die Dichtungen der Mitglieder erschienen im Göttinger Musen-Almanach (einer Nachbildung des Pariser „Almanac des Muses"), dessen ersten Jahrgang Heinrich Christian Boie im Verein mit Friedrich Wilhelm Gotter 1770 herausgab. An Boie (1744—1806) gewann Bürger einen wahren Freund. Ein ernst veranlagter junger Mann, der sich seinen Lebensunterhalt als Hofmeister verdienen mußte, bildete er in seinem Charakter einen auffallenden Gegensatz zu dem etwas leichtlebigen Bürger. Verdient er als poetisches Talent nicht neben ihm genannt zu werden, so war er ihm jedoch an Verstand und Lebensklugheit bei weitem überlegen. Trotz der Verschiedenheit ihrer Anlagen war die Freundschaft zwischen Bürger und Boie eine ungemein herzliche. „Unter allen meinen literarischen Freunden," schreibt ihm unser Dichter 1776, als Boie schon in hannoverschen Staatsdiensten stand, „bist Du der älteste.

Weiß Gott, wie ich mich freue, wenn ich so an alle das Verkehr, was wir zeither miteinander gehabt haben, zurückdenke. Will's der liebe Gott, so wollen wir das so fortsetzen bis an unser seliges Ende. Ich besitze fast noch alle Deine Briefe und Briefchen und lese sie zuweilen vom ersten bis zum letzten wieder durch. Die Lektüre von hundert und noch hundert und abermal hundert Büchern ist mir nicht so viel wert als diese." Boie, dessen Einfluß es hauptsächlich zu danken ist, wenn Bürger nunmehr ein geregeltes Leben führte, wurde fortan auch sein Vertrauter in literarischen Dingen. Ihm legte er jedes neue Gedicht zur Beurteilung vor und war bestrebt, allen seinen Einwänden — und deren waren nicht wenige — gerecht zu werden.

Neben Boie verband ihn eine intime Freundschaft mit dem aufgeklärten Lübecker Johann Erich Biester (1749—1816), dem späteren Herausgeber der „Berliner Monatsschrift" und Oberbibliothekar zu Berlin, der damals zu Göttingen die Rechte studierte. Mit ihm gründete Bürger einen Shakespeare-Klub, in dessen Sitzungen man den großen Dichter im Original las und sich im Gespräche nur Shakespearescher Ausdrücke bedienen durfte. Die Anstrengung, welche dies verursachte, suchten die Teilnehmer nach Tunlichkeit durch den Genuß geistiger Getränke zu überwinden, was zur Folge hatte, daß sie bisweilen im Karzer erwachten.

Auch mit dem für die Freiheit begeisterten Carl Friedrich Cramer, seinem Gesinnungsverwandten Johann Friedrich Hahn, dem schwermütigen Ludwig Heinrich Christoph Hölty, dem rührseligen Verfasser des „Siegwart" Johann Martin Miller, dem talentvollen Dramatiker Johann Anton Leisewitz, dem verdienten Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß und den beiden Grafen zu Stolberg wurde er damals bekannt und befreundet, und ist mit manchen derselben auch noch später, als sich die Lebenswege der Mitglieder des Bundes schon getrennt hatten, noch in Berührung gekommen.

In diesen Kreisen lernte Bürger die Schätze englischer Volkspoesie kennen und schätzen, die für ihn eine unerschöpfliche Quelle und Anregung zu eigenem Schaffen wurden. Percys 1765 erschienene Sammlung altenglischer Volkslieder (Reliques of ancient English Poetry) wurde fortan sein „Handbuch". Der Geist, welcher in diesen echten Blüten volkstümlicher Dichtung lebte, teilte sich ihm ganz mit, und es war fortan sein Streben, so kunstlos und dabei

doch so unübertrefflich künstlerisch zu dichten, wie die unbekannten Dichter, welche dem englischen Volke einen solchen Schatz unvergänglicher Poesie geschenkt. Neben Percy lernte er auch andere ähnliche Sammlungen kennen, unter welchen Thomas Evans „Old ballads" (1777) und Thomas Durfeys „Pills to purge melancholy" (1719) ihm in der Folge manchen poetischen Stoff darboten. Auch französische, italienische und spanische Autoren las er mit seinen Freunden und hat wiederholt Anregung aus ihnen geschöpft. Einer Wette zufolge soll er selbst einmal eine Novelle in spanischer Sprache geschrieben haben.

Die Freunde wurden auf Bürgers poetisches Talent zuerst durch eine scherzhafte Epistel aufmerksam, die er an seinen Kollegen, den späteren Historiker Mathias Christian Sprengel (1746—1803) richtete, als er einst in angeheitertem Zustande seinen Überrock bei ihm vergessen hatte. Auch in Gelegenheitsgedichten versuchte er sich wiederholt, so daß er sich bereits im Winter 1768/69 mit dem Gedanken trug, eine Dekade auserlesener Gedichte erscheinen zu lassen.

Von diesen Erstlingen der Bürgerschen Muse ist uns nichts erhalten. Das älteste gedruckte Gedicht Bürgers, welches wir besitzen, ist „Lais und Demosthenes"; es erschien 1768 in den „Göttingischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen, bestehend aus Abhandlungen von verschiedenen Materien", und ist daselbst fälschlich „J. A. Bürger" unterzeichnet (II. Bd. S. 5). Es ist ganz im Ton und Stil von Wielands komischen Erzählungen gehalten, und verrät noch eine gewisse Unbeholfenheit der Versifikation. Dieselbe Sinnlichkeit, welche sich in diesem Gedichte kundgibt, spricht aus den meisten der teils frei erfundenen, teils nach französischen oder englischen Mustern gedichteten Liedern, welche er in den nächsten Jahrgängen des Musenalmanachs meist anonym oder unter einer Chiffre veröffentlichte, die jedoch sprachlich und metrisch schon eine gewisse Fertigkeit verraten. Wie die meisten jungen Talente, so hatte auch Bürger in dieser Zeit oft Anwandlungen von Verzagtheit, er zweifelte an seiner dichterischen Begabung, und es bedurfte oft eines tüchtigen „Löbchens" von mehr oder weniger berufener Seite, um ihn zu neuem Schaffen zu ermutigen. Wie sehr er die Richtung seines eigenen Genies verkannte, beweist der Umstand, daß er sich mit Plänen zu Epen und Dramen, ja sogar zu einem historischen Werk über die Kreuzzüge trug.

Mehr als Juristerei und Poesie liebte er jedoch die Beschäftigung

mit den Klassikern, für welche ihm Klotz eine unbegrenzte Liebe eingeflößt hatte. Seit 1768 plante er eine Homer-Übersetzung, deren Grundsätze er 1769 zum ersten Male formulierte. Zwei Jahre später veröffentlichte er die ersten Proben dieser Arbeit, an die er noch viele Zeit seines Lebens nutzlos verschwenden sollte. Außerdem mühte sich Bürger seit 1767 mit einer Übersetzung von Catulls „Pervigilium Veneris" (I. Bd. S. 1, III. Bd. S. 82), auf welche er gleichfalls später noch oft zurückkam. Schließlich übersetzte er 1770 die Novelle „Anthia und Abrokomas" aus dem Griechischen des Ephesiers Xenophon.

II.

Ein Amt, eine sichere Anstellung, welche Bürger so sehr erstrebte, sollte er im Jahre 1772 durch Boies Vermittelung erhalten. Dieser hatte vor kurzem die Bekanntschaft des württembergischen Hofrats Ernst Ferdinand Listn (nach anderen Liste) gemacht, der als Vormund zweier unmündiger Kinder der hannoverschen Familie von Uslar einen bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Amtmannsstelle an dem herrschaftlich Uslarschen Gerichte zu Alten-Gleichen übte. Es gelang Bürger, die Stimme des Hofrats für sich zu gewinnen. Aber von der Erlangung des Amtes war er damals noch weit entfernt. Als das Prototyp einer durch lächerliche Zwistigkeiten zerklüfteten Adelsfamilie war eine Einhelligkeit sämtlicher Uslars in keiner Angelegenheit zu erzielen, und sobald daher Bürger einen Teil der Stimmen für sich hatte, beeilten sich die Gegner mit dem Senior des Hauses, dem Obristen Adam Henrich von Uslar an der Spitze, ihm in dem Assessor Oppermann aus Göttingen einen Gegenkandidaten aufzustellen. Es wurde beschlossen, beiden Bewerbern Probearbeiten aufzutragen. Während Bürger die seinige (eine Untersuchung über einen Kindesmord) in strenger Klausur ausarbeiten mußte, scheint sich Oppermann fremder Hilfe bedient zu haben. Über die Entscheidung, welcher Arbeit der Vorzug zu geben sei, konnte sich die Familie abermals nicht einigen, und es wurde daher der Schiedsspruch der juristischen Fakultät zu Göttingen eingeholt. Diesen interpretierten beide Parteien zu ihren Gunsten. Als der Tag zu Bürgers Beeidigung schon fixiert war, legte ihm der Senior der Familie ein letztes Hindernis in den Weg, indem er von ihm drei Tage vor dem Termin die Stellung einer Kaution im

Betrage von 600 Talern forderte. Da Boie sich für ihn verbürgte, streckten zwei Kaufleute aus Göttingen das Geld vor. Der Großvater beglich diese Schuld nebst anderen „kleinen schreienden Schulden", wagte es jedoch bezeichnenderweise nicht, dem Enkel die Summe anzuvertrauen, „weil er ihn (wie Bürger später selbst schreibt) für einen lockeren Zeisig hielt, wie dem wohl auch wahr sein mochte", sondern übergab sie dem Hofrat Listn, durch dessen wenige Jahre später erfolgten Konkurs das Geld unwiederbringlich verloren ging. Kurz darauf, am 31. Dezember 1772 starb der Großvater „an einem itzt grassierenden faulen Fieber, welches er anfangs nicht geachtet". Bürger besang seinen Tod in einem tief empfundenen Gedichte (I. Bd. S. 28). Schon sechs Monate früher war Bürgers jüngste Schwester Johanna Dorothea im Alter von 16 Jahren gestorben.

Nun wurde Bürger trotz aller Kabalen am 1. Juli 1772 als Amtmann beeidet. Die Gerichtsbarkeit in Alten-Gleichen war in einem denkbar vernachlässigten Zustande, da seit dem Hofrat Listn, welcher das Amt in den 40er Jahren innehatte, durchweg untaugliche Beamte dasselbe verwaltet hatten. Die Geschichte des Amtes wimmelte von Taten des Unverstandes und der Gewissenlosigkeit. Bürger hatte daher vollauf zu tun, wenn er auch nur einigermaßen Ordnung schaffen wollte. Trotz der vielen Arbeit, die er vorfand, fühlte er sich anfangs in seiner Umgebung sehr zufrieden. Es war jedoch bloß der Reiz der Neuheit, und nur zu bald sollte er einsehen, daß ihm seine Amtstätigkeit mehr Sorge und Ärger eintrage als Geld.

Dazu kam, daß er sich für diese Stellung, welche Konzentrierung der Gedanken, ungewöhnlichen Fleiß und Arbeitsausdauer erforderte, gar nicht eignete. Bürger soll zwar ein ganz tüchtiger Jurist gewesen sein, und einem von ihm im Jahre 1781 durchgeführten strafgerichtlichen Verfahren wurde sogar die Ehre zu teil, in eine Sammlung von Musterbeispielen gerichtlicher Untersuchungen aufgenommen zu werden, aber er war doch nicht mit Leib und Seele bei seinen Amtsgeschäften, sondern sein Sinn hing an anderen Dingen, die sich mit seinen Obliegenheiten nur sehr schlecht vereinigen ließen.

Seine Gegner ruhten auch jetzt nicht. Schon kurz nach seiner Beeidigung richteten Adam Henrich und Dr. Hans von Uslar eine „Gemüssigte Anzeige und Bitte" an das Kgl. Hofgericht zu Hannover, in welcher sie die Einsetzung Bürgers mit neuen Argumenten bestritten. Eine „Gemüssigte Gegenanzeige und Bitte" war die Er-

widerung, welche Bürger überdies durch eine ausführliche Rechtfertigungsschrift unterstützen mußte. Dieser wurde stattgegeben, und Bürger neuerdings in seinem Amte bestätigt. Alle weiteren Rechtsmittel der Gegner blieben erfolglos.

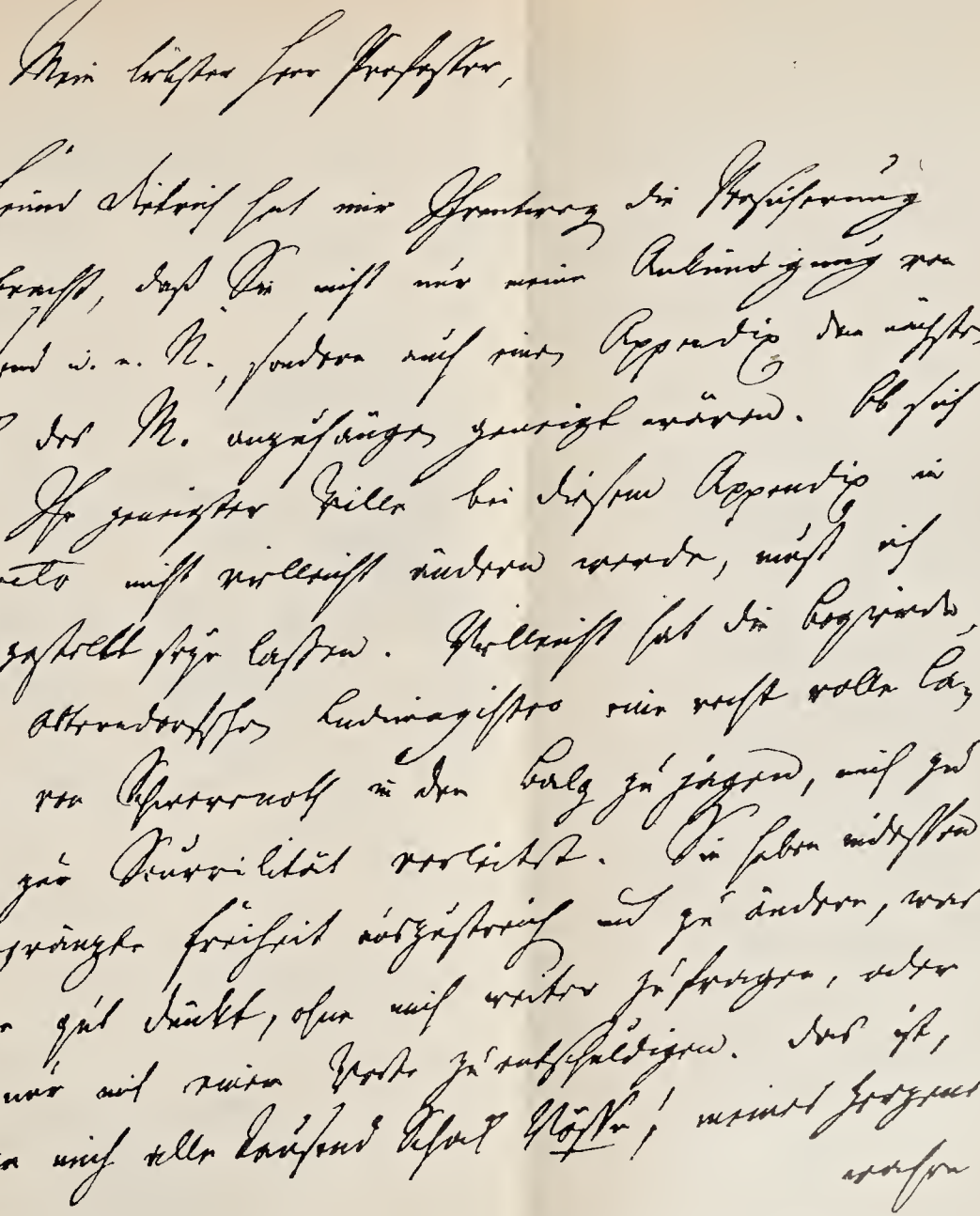
Als er die Gerichtshalterstelle übernahm, rechnete er auf ein jährliches Einkommen von 500 Talern, was an und für sich schon ein Irrtum war, denn er bezog nur ein Salarium von 150 Talern, wozu noch 30 Taler Mietgeld für die Wohnung und 2 Taler für Schreibmaterialien kamen. Die Gerichtssporteln waren äußerst gering und Bürger sah bald, daß sie 150 Taler nicht überstiegen. Da er nun in den ersten zwei Jahren überhaupt kein Gehalt bezog, mehrten sich seine Schulden, und seine Briefe verraten oft die peinlichste Geldverlegenheit. Er schreibt: „Ich bin so arm wie eine Kirchenmaus.“ Nur mit Mühe entging er der Exekution. Da sämtliches Geld, welches er besessen, sich in den suspekten Händen des Hofrats Listn befand, hatte er alle Ursache, dem Himmel zu danken, als er nach dem Tode des Großvaters 8000 Taler erbte, die nun für einige Zeit vorhielten.

Ein Trost in jenen Tagen seiner ersten Amtssorgen war ihm der freundschaftliche Verkehr mit der Gattin des Hofrats Listn, in dessen Hause zu Gelliehausen er wohnte, bevor das neue Amtsgebäude vollendet war. Die Hofrätin, eine noch schöne Frau, welche in früherer Zeit von Zachariä und anderen Dichtern gefeiert worden war, scheint sich die Neigung des jungen Amtmannes in hohem Grade erworben zu haben, wie das an sie gerichtete, in Ton und Stimmung ihrer schwärmerischen, pietistischen Art angepaßte Gedicht „An Agathe“ (I. S. 24) beweist. Auch in weniger poetischer Weise bekundete ihr Bürger seine Freundschaft, indem er ihr bei der „Versilberung“ ihrer Preziosen behilflich war. Noch im Jahre 1773 erkrankte sie schwer, verfiel in Melancholie und kurz darauf in Wahnsinn. Listn, der in geschäftlichen Angelegenheiten verreist war, wurde zurückberufen, und Bürgers Situation „zwischen der wahnsinnigen Frau und dem gequälten, verzweifelnden Manne“ war nun keine angenehme. Er vermochte es schließlich in dem „Bedlam zu Gelliehausen“ nicht länger auszuhalten, und verlegte Anfangs 1774 den Sitz der Amtmannschaft nach dem nahen Niedeck, wohin er auch selbst übersiedelte.

Hier trat er in freundschaftlichen Verkehr mit dem hannoverschen Amtmann Johann Carl Leonhart (seinem künftigen Schwiegervater) und dessen Familie. Unter Leonharts Obhut standen acht

Kinder, von welchen drei Söhne (Carl, Ludwig, Georg) und drei Töchter (Anna, Dorette, Auguste) aus seiner ersten Ehe stammten; die zwei jüngsten Mädchen waren Töchter seiner zweiten Frau aus deren früherer Ehe mit einem Dr. Strecker. Obwohl der Amtmann Leonhart ein „braver, herzensguter und ehrlicher Mann" war, sorgte er, nach Bürgers Ansicht, für die Erziehung und das künftige Fortkommen seiner Kinder „schlechterdings gar nicht". Die Vermögensverhältnisse waren sehr kümmerliche, und die in der Familie erbliche Auszehrung ist ohne Zweifel auf mangelhafte Ernährung zurückzuführen. Die beiden späteren Frauen des Dichters, Dorothea (Dorette) und Auguste (von Bürger in seinen Gedichten stets Molly genannt), zählten damals 18 resp. 16 Jahre. War erstere ein stilles, duldsames, bescheidenes, frommes Mädchen, das sich vor seinen Altersgenossinnen durch nichts auszeichnete, so hatte Molly etwas Lebhaftes, Sinnliches, ungewöhnlich Anziehendes in ihrer Art, sich zu geben. Sie war eine echt weibliche, zärtliche Natur und ungleich hübscher, begabter und witziger als Dorette. Ohne Zweifel richtete Bürger von Anfang an sein Augenmerk auf die jüngere Schwester, scheint jedoch nebenbei auch Dorettens Herz erobert zu haben, und während Molly noch zu jung war, um an eine Heirat zu denken, dachte die ältere sehr wohl daran, und Bürger sah sich eines Tages genötigt, Dorette heimzuführen. In der „Beichte" an seine dritte Frau (1790) schreibt er selbst: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heiraten, ohne sie zu lieben. Ja schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich mir's gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft tun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare, vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast 10 Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher, und in eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt."

Die Hochzeit Bürgers mit Dorette fand am 22. November 1774 statt. Schon am 24. Mai 1775, also 6 Monate später, schenkte sie



Wiedergabe eines eigenhändigen Briefes Bürgers an Georg Christoph Lichtenberg (Appenrode, den 14. Mai 1781). Das Original befindet sich im Besitze des Herrn Max Kalbeck in Wien.

wahrhafte und ungeheuchelte Gesinnung. Es giebt zwar der Gesellen viele, die so was auch wohl sagen können, dennoch aber nicht so meinen. Ich aber — lassen Sie mich meine arme Seele nicht noch einmal so hart verfluchen — ich meine es auch kein Haar anders. Dies gilt für jetzt und immerdar, es sey auch, was es wolle, was ich Ihnen etwa künftig noch zu Markte treiben möchte.

Leben Sie wohl und halten Sie hübsch Ihr Versprechen mich bald einmal mit dem Prof. Meister zu besuchen. Nur aber nicht binnen 14 Tagen denn ich habe meinem Kinde die Blattern inoculiren lassen.

Ihr Verzeihen

K. C. 14. Mai 1781.

gehorsamster
[illegible]
[illegible]

ihm eine Tochter, Antoinette. Kurze Zeit darauf bezog Bürger ein neu eingerichtetes Bauernhaus in Wöllmershausen, einem sumpfigen, einsam gelegenen, elenden Dorfe. Dennoch glaubte er in der ersten Zeit, als die Liebe zu Molly in ihm noch nicht zur höchsten Glut entfacht war, hier in stiller Zurückgezogenheit mit Weib und Kind das wahre Glück gefunden zu haben, welches ihn sogar die Amtssorgen zeitweilig vergessen ließ. Allein dies wurde anders. Bald erkannte er, daß ihn das Schicksal „recht zum besten gehabt habe", daß es ihn gleich Prometheus an einen nackten Felsen geschmiedet habe, wobei es auch an den Geiern nicht fehle. Während den Prometheus jedoch nur einer quälte, hackten sie an ihm „zu hunderten". Schon im Jahre 1775 beschäftigte er sich mit den verschiedensten Ideen, um sein Los zu verbessern, wobei ihm sein einstiger Schulfreund Leopold Friedrich Günther v. Goeckingk (1748 bis 1828), damals Sekretär und Kanzleidirektor zu Ellrich und zugleich eifrig literarisch tätig, als treuer Freund ratend und tröstend zur Seite stand. Im selben Jahre starb seine Mutter — von ihm unbeweint. Nach einem Erbschaftsprozesse mit seiner ältesten Schwester Henriette Philippine und deren Gatten Oesfeld, welcher Pfarrer zu Lößnitz im Erzgebirge und nebenbei ein „filziger Kalchas" war, erhielt Bürger 500 Reichstaler und $74^1/_2$ Morgen Ackerland aus der Verlassenschaft, und er konnte nun seine ungeduldigsten Gläubiger befriedigen. Eine anhaltende Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse ist jedoch auch jetzt nicht zu bemerken, woran vor allem der Umstand, daß ihm jeglicher praktische Sinn und Berechnung fehlten, sowie Dorettens unkluge Wirtschaftsführung Schuld trugen.

Dorette Bürger.
Nach einem Pastellgemälde ihrer Schwester Auguste (1781).

Er verdiente 400 bis 500 Reichstaler jährlich, aber die Erhaltung seines Hausstandes kostete ihm im Jahre 1779 allein 900 Reichstaler, eine für die Verhältnisse, in welchen er lebte, allerdings ganz unverhältnismäßig hohe Summe. Als er 1778 die Redaktion des Göttinger Musenalmanachs übernahm, vermehrten sich seine jährlichen Einnahmen um weitere 500 Reichstaler; er nahm jedoch von dem Verleger Dieterich in Göttingen stets so viel Vorschuß, daß Dieterich nicht sein Schuldner, sondern sein Gläubiger war. Auch die 800 Reichstaler, welche ihm die erste Ausgabe seiner Gedichte im selben Jahre eintrug, hatte acht Monate später bereits „alle zusammen der Teufel geholt" — auf welchem Wege wissen wir nicht, allein wir können vermuten, daß Bürger sie zum großen Teile in der Lotterie verlor, in welcher er alljährlich große Summen verspielte, ohne daß er es vermocht hätte, sich von dieser Leidenschaft zurückzuhalten. (Man vergl. die Gedichte „Fortunens Pranger" I. Bd. S. 70 und „Der Pfiff" II. Bd. S. 60.)

Zu seinen finanziellen und Berufssorgen gesellte sich schon in den ersten Jahren seiner Ehe ein anderes Leid. Bürger war kaum von Dorette Vater geworden, als er zu der Einsicht kam, daß ihn die ruhige, temperamentlose Schönheit seiner Frau auf die Dauer nicht zu fesseln vermöge. Mehr und mehr zog es ihn zu der jüngeren Schwester hin, deren Liebreiz ihn seine unbesonnene Heirat immer mehr bereuen ließ. Mit jedem Monate griff diese verhängnisvolle Leidenschaft in seinem Herzen mehr um sich. Von seinen Freunden gestattete er nur zweien Einblick in seinen geheimen Kummer: Goeckingk und dem auch als Dramatiker tätigen Rat Anton Matthias Sprickmann (geb. 1749, † 1833 als Professor des deutschen Rechts zu Münster). Boie ahnte nur den Konflikt im Herzen seines Freundes; dieser eröffnete sich ihm erst nach Mollys Tode.

Es währte lange, bis Bürger den Widerstand, welchen Molly seiner Liebe entgegensetzte, überwand. „Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann," schreibt der Dichter nach ihrem Tode an Boie, „so war sie es, und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes getan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser bei ebenso hinreißenden Gefühlen auf ihrer Seite zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr jahrelang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur

auf eine Art unterlegen, die auf die höchstreinste, weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wütender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen, in meinem Wahnsinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch beteuern kann, daß Sinnenlust der kleinste Bestandteil meiner unaussprechlichen Liebe war."

Trotz dieser Beteuerung Bürgers steht es fest, daß er zeitlebens ein Gegner der platonischen Liebe war. Dies beweisen auch seine Gedichte. Aus dem Jahre 1774 datieren seine frühesten Molly-Lieder („Seufzer eines Ungeliebten", „Ständchen"), noch 1775 dürften er und Molly sich unverbrüchliche Liebe zugeschworen haben. Nach der aus dem Sommer 1776 stammenden „Abendphantasie eines Liebenden" erwehrte sie sich damals noch der Umarmungen des Dichters (vergl. auch „Trautel", die „Umarmung" und „Das Mädel, das ich meine", wohl das bekannteste unter Bürgers Molly-Liedern). 1776 machte sie den verzweifelten Versuch, sich loszureißen, welcher den Dichter zu der berühmten „Elegie", einem der feurigsten und genialsten Liebesgedichte, begeisterte, welche je geschrieben wurden. Molly hatte nicht die Kraft, ihren Entschluß auszuführen; sie wies einen „hundsföttischen Geck von Krämer oder Seidenschwanz", welcher sich um ihre Hand bewarb, ab, und ihre Beziehungen zu dem Dichter wurden durch die versuchte Trennung nur gefestigt.

Doppelt fühlte Bürger das Unglück seiner Ehe, als er am 12. Dezember 1777 sein über alles geliebtes Töchterchen verlor. Doch sollte dies nur der erste von vielen grausamen Schicksalsschlägen sein, welche den Dichter trafen. Zwar schenkte Dorette am 15. März des folgenden Jahres abermals einer Tochter, Marianne Friederike, das Leben, allein an diesem Kinde hatte Bürger niemals eine so große Freude wie an dem ersten, denn Marianne schielte nach Boies Zeugnis „sehr unangenehm", und Bürger selbst klagt wiederholt, daß das „Getierze" nicht wachsen wolle.

Unterdessen stürmten Sorgen über Sorgen auf ihn ein. 1777 starb der Amtmann Leonhart, welcher Bürger im Testamente zum Vormunde seiner unmündigen Kinder eingesetzt hatte. War es schon keine Kleinigkeit, die „mit vielen fetten Debet durchspickte" Verlassen-

schaft in Ordnung zu bringen, so wurde die Vormundschaft vollends eine Quelle des größten Ärgers für den Dichter. Da Bürger im Hannoverschen nicht begütert war, mußte er als Vormund eine Kaution bestellen; das hierzu nötige Geld erlangte er nach langer, peinlicher Verlegenheit in letzter Stunde durch die Güte des späteren preußischen Staatskanzlers von Hardenberg-Reventlow, der gegen Sicherheit die Summe für ihn erlegte. Seinen Vormundschaftspflichten kam Bürger mit großer Umsicht nach, und er hat sich seinen Mündeln stets als ein wahrer Vater erwiesen. Trotzdem zerfiel er 1780 mit Ludwig, dem zweitältesten Sohne Leonharts, der an Bürgers Beziehungen zu Molly Anstoß nahm; der jüngste, Georg, der sich wie Ludwig der militärischen Laufbahn zuwendete, machte ihm in der Kadettenschule wie auch später durch seine schlechten Fortschritte und durch seine leichte Hand viele Sorge. Der älteste Bruder Karl war absolvierter Jurist und stand als Sekretär in freiherrlich Görz-Wrisbergschen Diensten, starb jedoch schon 1781 in Bürgers Armen an der tückischen Krankheit, welche in seiner Familie erblich war. Die älteste Schwester Anna war seit 1778 mit dem Amtsvogt J. J. H. Elderhorst zu Bissendorf vermählt.

Das durch Leonharts Tod erledigte hannoversche Amt Niedeck, um welches sich Bürger gleichzeitig mit der Vormundschaft bewarb, sollte er trotz unzähliger Bittschriften an alle einflußreichen Persönlichkeiten nicht erlangen. „Diesmal gekrochen und nie wieder" schreibt der enttäuschte Dichter. „Wenn mir Gott nur das gewähren wollte, daß ich nie einen Sterblichen wieder um etwas zu bitten brauchte." Allein er sollte nur zu oft noch in diese unangenehme Lage kommen. In den nächsten Jahren boten sich ihm Aussichten auf die Direktion eines zu errichtenden Theaters in Hannover, sowie auf eine Hofratsstelle an einem rheinischen Hofe, allein sie wurden zu nichte wie so viele in Bürgers Leben.

Das Amt wurde ihm dabei täglich mehr zur drückenden Fessel. Bei jedem Akte, den er in die Hand nimmt, reut es ihn, seine Kräfte, sein Leben an die „nichtswürdigsten, unbedeutendsten Geschäfte" verschwenden zu müssen. Er läßt Briefe und Papiere sich anhäufen, und je mehr ihrer werden, desto mehr graut ihm „vor der Aufräumung des alten Mistes". Er kann sich nicht dazu entschließen, und so wandert mancher wichtige Akt ungelesen „dahin, von wo kein Schriftstück mehr zurückkommt" („Unde negant redire chartas"). Durch seine nachlässige Amtsführung erregte Bürger

bald die Aufmerksamkeit der ihm vorgesetzten Behörde in der unliebsamsten Weise. Es regnete Geldstrafen. Ein langwieriger Prozeß mit dem Pastor Zuch zu Gelliehausen, einem „nichtswürdigen Pfaffen", und manches andere trugen dazu bei, daß er seines Lebens nicht froh werden konnte. „Es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Menschenleben" ist ein in seinen Briefen stets wiederkehrender Refrain. Er ist der Verzweiflung nahe, und nur der Gedanke an Weib und Kind hält ihn vom Selbstmorde zurück. Oft ist er nahe daran, aufs Geratewohl in die weite Welt zu reisen, nur um nicht in dem „umnebelten, mit erbärmlichen Rauchhüllen und knietiefem Morast umgebenen Winkel an Geist und Leib verkümmern zu müssen".

Die fortwährenden Aufregungen, unter welchen Bürger lebte, hatten damals bereits seine von Natur aus robuste Gesundheit untergraben, und seine jugendliche Elastizität schwand zusehends dahin. Seit 1778 verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand auffallend. Er leidet an Verdauungsstörungen, Schlaflosigkeit und Schwindelanfällen, von welchen ihn weder Trinkkuren und Badereisen, noch die ihm von befreundeten Ärzten verschriebenen Medikamente befreien können.

Betrachten wir diese kümmerlichen, sorgenvollen Verhältnisse, unter welchen der Dichter Tag für Tag dahinlebte, so finden wir es fast unbegreiflich, wie er die Begeisterung zu der Fülle genialer Werke fand, die wir aus diesen Jahren von ihm besitzen, und von denen jedes einzelne ungetrübte, schaffensfreudige Stimmung zu verlangen scheint. Zwar klagt er häufig, daß die ewigen „actum Gelliehausen", „In Sachen", „Hiermit wird" keinen poetischen Gedanken in ihm aufkommen lassen, und daß sich „weltliche Affären und Musen" durchaus nicht miteinander vertragen wollen, aber in Momenten der Begeisterung holt er nach, was er von dem neidischen Schicksal ertrotzen kann. Seine bisherige „wollüstige und tändelnde Dichtungsart" fängt an ihm „durchaus zu mißfallen", weil sie ihm zu sehr von allen moralischen Sentiments entblößt erscheint. Von dem Gedanken beseelt, daß die Poesie bestimmt sei, die Lehrerin der Menschheit zu sein, schafft er 1773 die „Lenore", sein bedeutendstes Gedicht, welches ihn mit einem Schlage unter die berühmtesten Dichter seiner Zeit versetzt, und dem sich in langer Reihe eine große Zahl von unübertroffenen Balladen anschließt, in denen er sein Ideal von echter, deutscher Volkspoesie zu verwirklichen sucht. Eine be-

ständige Triebfeder seines poetischen Schaffens wird in diesen Jahren seine Liebe zu Molly, die ihn zu einer Fülle tiefempfundener lyrischer Gedichte begeistert, die, wie die Balladen, zum großen Teile Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind. Schon 1778 läßt er die erste Ausgabe seiner Gedichte erscheinen und in demselben Jahre übernimmt er die durch Goeckingks Abgang verwaiste Redaktion des Göttinger Musenalmanachs, die er fortan bis zu seinem Tode leitete. Nebenbei arbeitet er von Zeit zu Zeit an seiner Homer-Übersetzung, auch Virgil und Ossian fesseln ihn vorübergehend, von den unausgeführten Plänen, an welchen diese kummervollen Jahre überreich waren, ganz zu geschweigen.

III.

Je länger Bürger unter den Fesseln seines Amtes seufzte, desto unleidlicher wurden sie ihm, desto energischer strebte er sie abzuschütteln. Anfangs 1780 sah er ein, daß es ihn im Amte nicht länger dulde, und er beschloß, alle Geschäfte abzustreifen und sich der Landwirtschaft zu widmen. Ohne zu bedenken, daß es ihm in dieser Beziehung an jeglichen praktischen Kenntnissen fehle, pachtete er von dem General Adam Henrich von Uslar das Gut Appenrode, welches in seinem Sprengel lag. Im Amte ließ er einen Verwalter zurück. In der ersten Zeit fühlte er sich auch diesmal in der neuen Umgebung glücklich. Er dünkt sich auf seiner Scholle ein kleiner König zu sein, wird ein leidenschaftlicher Tierfreund, Gartenbau und Blumenzucht werden seine Liebhabereien. Seine Gesundheit scheint sich zu bessern, und da das Gut die Bedürfnisse des Haushaltes liefert, glaubt er auch zu ersparen. Allein nur zu bald kommt er zu der Einsicht, daß er mit Verlust arbeite. Im Vertrauen auf die Verbilligung der Lebensbedingungen hatte er das Geld unbesonnener denn je ausgegeben, und nun waren Schulden über Schulden da. Die ländliche Einsamkeit, die ihn anfangs so sehr gelockt, wird ihm unerträglich, sein Mißmut und seine Hypochondrie wirken nachteilig auf seine Gesundheit, und so ist er unglücklicher als je zuvor. Nur der Umstand, daß ihm der General einen Nachlaß von 150 Reichstalern am Pachtschilling gewährte, veranlaßte ihn, die „verfluchte Pachtung“ noch bis März 1784 fortzuführen.

Unterdessen griff die Leidenschaft für Molly in seinem Herzen stets mehr um sich. Beredte Zeugen derselben sind die Liebeslieder,

zu welchen sich sein Genius in jenen Tagen des Kummers emporschwang. („Liebeszauber", „An die Menschengesichter", „Untreue über alles", „Mollys Wert" u. a.) „Es ist ein Aufruhr aller Lebensgeister in mir," schreibt der Dichter 1779, „der, wenn er sich bisweilen legt, mich in solcher Ermattung an Leib und Seele zurückläßt, daß ich schier den letzten Odem zu ziehen meine. Jede kurze Stille gebiert noch mächtigere Stürme. Oft möchte ich in der finstersten Sturm- und regenvollsten Mitternacht aufspringen, Dir zueilen, mich in Dein Bette, in Deine Arme, kurz in das ganze Meer der Wonne stürzen und — sterben." „Könnte ich Dich mir damit erkaufen, daß ich nackend und barfuß durch Dornen und Disteln, über Felsen, Schnee und Eis die Erde umwanderte, o, so würde ich mich noch heute aufmachen, und dann, wenn ich endlich verblutet mit dem letzten Fünkchen Lebenskraft in Deine Arme sänke, und aus Deinem liebevollen Busen Wollust und frisches Leben widersöge, dennoch glauben, daß ich Dich für ein Spottgeld erkaufet hätte. —"

Dorette sah der wachsenden Intimität zwischen Bürger und ihrer Schwester zuerst mit Selbstbeherrschung zu, später bestand sie darauf, daß Mollys Besuche in ihrem Hause seltener würden; allein solche Maßregeln schürten nur das Feuer in den Herzen beider. Dorette sah endlich ein, daß sie solcher Leidenschaft gegenüber machtlos sei, und sie entschloß sich daher (Herbst 1781) zu einem Kompromiß, welches Bürgers Ehe zu einer bigamischen machte. „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde," schreibt Bürger in der Beichte an Elise Hahn, „das glaubten drei Personen sich zu ihrer allseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere ingeheim es wirklich zu sein." In der Tat blieb neben Molly auch Dorette Bürgers Gattin, wie das Kind beweist, dem sie noch vier Jahre später das Leben schenkte. Molly gebar bereits am 19. Juni 1782 zu Langendorf im Hause von Bürgers Schwester Friederike, welche an den dortigen Amtsverwalter Müllner verheiratet war, einen „schönen talentvollen Knaben", welcher August Emil genannt wurde. Er wuchs im Hause Friederikens neben deren Söhnen Karl und Adolf (dem späteren Dramatiker Adolf Müllner) heran, bis ihn Bürger 1792 zu sich nach Göttingen nahm.

Im Jahre 1782 reifte in Bürger der Entschluß, sich seines

Amtes endgültig zu entledigen. Bevor er jedoch auf jegliches Einkommen aus demselben verzichtete, mußte er auf einen Ersatz bedacht sein. Er beginnt abermals die oft versuchte Jagd nach einer neuen Stellung, aber das schlechte Renommee, zu welchem er durch seine Nachlässigkeit in der Amtsführung gelangt war, vereitelten seine und seiner wohlmeinenden Freunde Bemühungen. Der Besuch des Herzogs von Weimar, der damals auf der Durchreise bei ihm vorsprach, mag ihn veranlaßt haben, Goethe sein Leid in einem umständlichen, verzweifelten Briefe zu schildern, allein dieser ließ ihn lange auf Antwort warten, und als sie endlich eintraf, enthielt sie bloß einige, in kühlem Tone gehaltene Ratschläge, was uns bei der damals bereits herrschenden Spannung zwischen den beiden, früher sehr befreundeten Dichtern nicht wundernimmt. Am 29. Juli 1782 richtete Bürger, der ehemalige Untertan Friedrichs des Großen, eine demütige Supplik an den Monarchen, in welcher er den Wunsch aussprach, in eines der glücklichen Länder unter seinem Zepter zurückzukehren, und um eine „mit Jurisprudenz, bon sens, und allgemeiner Adresse" zu versehende Stellung bittet. Der Bürger wohlgesinnte Großkanzler v. Carmer empfahl ihn zwar dem Unterrichtsminister v. Zedlitz für einen akademischen Posten, aber letzterer hielt ihn nicht für geeignet, eine Lehrstelle zu bekleiden, da er (Zedlitz) „besonders darauf Bedacht nehme, daß die Jugend keinen früheu Hang zu der, alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Tätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme", und so ging Bürger auch diesmal leer aus. Es blieb ihm nichts übrig, als eine günstige Gelegenheit, die sich vielleicht bieten würde, abzuwarten.

Die Niederlegung der Amtmannsstelle wurde ihm indessen nicht minder schwierig gemacht, als einst deren Erlangung. Auch jetzt Kabalen über Kabalen. Noch bevor er seine Stellung aufgekündigt hatte, verband sich Hofrat Listn, durch dessen Konkurs Bürger 12 bis 15000 Reichstaler eingebüßt hatte, gegen ihn mit dem General v. Uslar, um ihn auf unehrenhafte Weise des Amtes zu entheben, welches Listn selbst neuerdings zu erlangen hoffte. In einer Eingabe an die hannoversche Regierung werden ihm Vernachlässigung seiner Amtspflichten und Unlauterkeit in der Geldgebarung zum Vorwurfe gemacht. Wie vor zwölf Jahren, so reinigte sich Bürger auch jetzt von diesen Anwürfen in einer Rechtfertigungsschrift, welche der skandalsüchtige W. L. Weckhrlin in seinem „Grauen Ungeheuer" abdruckte. Als Bürgers Verantwortung von der Regierung genehmigt war,

und er einsah, „daß er mit allen Ehren von hinnen scheiden könne", gab er seine endgültige Demission für Johannis 1784, „als um welche Zeit er vor zwölf Jahren auf dieser Galeere seine Sklaverei angetreten hatte". Seinem Zorne gegen Listn machte er in dem Epigramme „Auf einen Erzkujon" (II. Bd., S. 63) kräftig Luft; er war jedoch zu vornehm, ihm die Beleidigung, welche er ihm zugefügt, zu vergelten. Listu, der bald darauf vollkommen herabkam, hatte die Kühnheit, sich 1785 mit der Bitte um eine Unterstützung an Bürger zu wenden, und dieser war großmütig genug, für ihn unter seinen Göttinger Freunden eine Sammlung einzuleiten.

Auch die Vormundschaft über die Leonhartschen Kinder, welche fast sämtlich schon großjährig waren, legte Bürger 1783 nieder. Die Prozesse und zahllosen anderen Unannehmlichkeiten, mit welchen dieselbe für ihn verbunden war, ließen ihn diese Obliegenheit mehr als einmal „zum Teufel" wünschen, besonders seit man — übrigens ungerechterweise — Zweifel in seine Redlichkeit als Vormund setzte, und er Mühe hatte, „den Musketiers mit den aufgepflanzten Bajonetten" zu entgehen.

Kurz nach Ablauf der Pachtung von Appenrode und wenige Wochen vor Bürgers endgültiger Demission schenkte Dorette abermals einer Tochter, Auguste Wilhelmine, das Leben. Als das Kind zur Welt kam (29. April 1784), war die Mutter dem Tode nahe. Die Auszehrung machte bei ihr zusehends Fortschritte, und am 30. Juli war die 28jährige Frau tot. Sie starb, wie Bürger in der Todesanzeige sagt: „im zehnten Jahre unserer überaus friedsamen und gemächlichen Eheverbindung". „Außer vielen vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens meiner verklärten Lebensgefährtin," heißt es dort weiter, „hätte bloß ihre ungeheuchelte und unverdrossene Liebe und Güte gegen mich weit mehr Erdenglück verdient, als ich ihr zu gewähren vermochte; wiewohl die Pflicht, ein guter Mann gegen ein so gutes Weib zu sein, mir jederzeit teuer und heilig war. Das unauslöschliche Andenken hieran wird mir noch oft und lange Tränen auspressen." Auch dem Kinde war kein langes Leben beschieden. Man hatte bald nach seiner Geburt erkannt, daß es zu schwach sei, um emporzukommen. Es starb am 12. August.

Um dieselbe Zeit erhielt Bürger durch die Vermittlung der ihm befreundeten Professoren Chr. G. Heyne, A. G. Kästner und G. Chr. Lichtenberg die venia legendi, d. h. die Erlaubnis, als unbesoldeter Privatdozent an der Universität Göttingen zu lesen.

Er benutzte die letzten Wochen des Sommers dazu, um seinen bisherigen Haushalt aufzulösen und alle „überflüssigen, ihm beschwerlichen Poltereien" zu verauktionieren, und zog zu Michaelis 1784 in das Haus seines Freundes und Verlegers Johann Christian Dieterich nach Göttingen. Seine älteste Tochter Marianne gab er damals zu seinem Schwager Elderhorst nach Bissendorf in Kost, wo auch Molly das Trauerjahr zu verbringen gedachte.

Nachdem er an der philosophischen Fakultät zum Magister promoviert hatte (das deutsche Konzept seiner These über das Velum Timanthis liegt uns in dem Aufsatz „Über die Wirkung des Schleiers in den Werken der darstellenden Kunst" vor) begann Bürger, wie es heißt, „mit gutem Beifalle Kollegia zu lesen", und zwar las er wöchentlich fünfmal ein großes Kolleg über den deutschen Stil. Neben diesem oder vielleicht abwechselnd damit las er in späteren Semestern ein zweites über die Theorie der schönen Wissenschaften. Bürgers Kollegienhefte wurden nach seinem Tode 1825 und 1826 von Karl Reinhard unter den Titeln „Lehrbuch des deutschen Stils" und „Lehrbuch der Ästhetik" herausgegeben. Allein er sollte auch in dieser neuen Umgebung nicht heimisch werden. Bürger hat sich die Zuneigung seiner Kollegen, die den nichtzünftigen Dichter nie als gleichberechtigt anerkennen wollten, nicht erwerben können. Der schlechte Ruf, welcher ihm als Menschen und Beamten vorausging, mag das Seine dazu beigetragen haben, daß er nicht viele Freunde fand. Die Eignung zum Lehramte dürfen wir ihm nach den erhaltenen unparteiischen Zeugnissen von Studenten jedenfalls nicht absprechen. Sein Vortrag wird als „gut, deutlich, faßlich, angenehm" gerühmt, und auch „die dumpfsten Zuhörer empfanden eine Anwandlung von Begeisterung, wenn er auserlesene poetische Stellen mit seiner klangvollen Stimme hersagte, welche insonderheit für lyrische Deklamation, unterstützt von seiner vollendeten Kunst des Versbaues, jede Art des Wohllautes, jede Stärke und Weise in sich vereinigte."

Wie so oft, scheint sich Bürger auch diesmal durch sein unbesonnenes Vorgehen viel geschadet zu haben. Er, der Privatdozent, dessen Stellung an der Universität noch ganz ungefestigt war, verriet wenig Lebensklugheit, wenn er sich bereits im Oktober 1787 in den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen („Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten") vermaß, einem neuen Geiste, der mit dem an der Universität Göttingen

gepflegten im Widerspruche stand, Eingang zu verschaffen. Besonders scharf wendete sich Bürger in dieser Schrift gegen den Juristen- und Kanzleistil, womit er den zünftigen Vertretern der Jurisprudenz an der Alma mater wenig Freude bereitet haben dürfte. Er stellte die Juristen geradezu als die Schädlinge des deutschen Stils hin, und verurteilte rücksichtslos die Sprach- und Stilignoranten, die sich unterfingen, die Jugend zu unterrichten, und selbst der Unterweisung bedürftig seien.

Bürger erfuhr daher bald eine Zurücksetzung nach der anderen. Professur und Gehalt ließen auf sich warten. Als er aus Anlaß der 50jährigen Jubelfeier der Universität zwei Festgedichte (I. Bd., S. 94 u. 98) schrieb — die übrigens zu den schwächsten Produkten seiner Muse gehören — wurde ihm zwar der Doktortitel honoris causa verliehen, was jedoch nicht den geringsten Fortschritt in seiner akademischen Laufbahn bedeutete. Seine letzten Hoffnungen setzte er auf ein Kollegium über „Einige Hauptmomente der Kantischen Philosophie", welches er auf Lichtenbergs Anraten 1787/88 zu lesen begann. (Gedruckt 1803.) Es ist gewiß ein Verdienst Bürgers, als einer der ersten Universitätslehrer für das System des damals noch nicht anerkannten Königsberger Philosophen eingetreten zu sein, aber der Weg zu akademischen Würden war dies nicht. Zwar gelang es Bürger, durch seine Begeisterung für Kant und dessen Kritik der reinen Vernunft, die er „das Buch der Bücher", das „heiligste Buch" nennt, die Studentenschaft für die neue Richtung zu erwärmen, aber der Erfolg, welchen seine Vorträge hatten, machte ihm nur neue Feinde unter seinen Kollegen.

In das Jahr 1785 fällt die einzige kurze Epoche ungetrübten Glückes, welche wir in dem so freudenarmen Dasein Bürgers zu verzeichnen haben. Es ist die Zeit seiner Ehe mit Molly. Am 27. Juli wurden zu Bissendorf im Hannoverschen „Herr G. A. Bürger, Dichter und Lehrer des deutschen Stils zu Göttingen und Demoiselle Auguste Marie Wilhelmine Eva Leonhart" getraut. In dem „Hohen Liede von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung", dem Gesange, in welchem er zwei Jahre nach Mollys Tode alle Gefühle für die „Ganzvermählte seiner Seele" niederlegte, fragt er sich selbst, ob er an die Realität dieses größten Glückes, welches ihm begegnet sei, glauben dürfe, oder ob er von einem Traume betört sei.

Seine Stimmung, seine Gesundheit bessert sich nun zusehends,

er fühlt sich wie neugeboren, da er sie, „die seit zehn oder zwölf Jahren nach einem ihm unerklärbaren Verhängnis das Unglück seines Lebens geworden war", nun seine Gattin nennt. Im Gegensatz zu ihrer Schwester war Molly eine gute Wirtin. Nach Bestreitung der Einrichtungskosten blieben den jungen Eheleuten gerade noch 6 Louisdor übrig, und mit diesen und dem wenigen, was Bürger als Dozent, durch Privatstunden und durch seine Schriften verdiente, reichten sie von Anfang Oktober bis Weihnachten, ohne Schulden zu machen. Sie „lebten still und häuslich miteinander und befanden sich dabei ungemein wohl".

Auguste Bürger (Molly).
Nach einem Pastellgemälde von ihr selbst (1781).

Am 25. Dezember 1785 schenkte Molly ihrem Gatten ein vor der Hochzeit empfangenes Töchterchen, Auguste. Aber unerwarteter, rascher noch als Dorette, wurde sie schon am 15. Tage nach ihrer Entbindung von demselben „grausamen, unüberwindlichen Fieber" dahingerafft, welchem ihre Schwester zwei Jahre früher erlegen war. Worte vermögen den Schmerz Bürgers über ihren Tod nicht zu schildern. „Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören, mich zu umflattern?" schreibt der trostlose Dichter noch zwei Monate später, „und wann wird eine jede derselben zu matt werden, um nicht mein Herz schmerzhaft zusammenzukrampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? O, ich müßte alles, alles um mich her, ich müßte mich selbst und meinen eigenen Namen vergessen, ich müßte aufhören, der zu sein, der ich bin, wenn ich ihrer vergäße, ach ihrer, der ich seit länger als zehn kummervollen Jahren Tag und Nacht — Tag und Nacht! — mit immer gleich heißer, verzehrender Sehnsucht nachseufzte, so daß die Jugendblüte meines Körpers sowohl als meines Geistes vor der Zeit

darüber hinwelkte, ihrer, die endlich, endlich so ganz die Meine ward, mich gleichsam aus der Nacht der Toten zurückrief und in den lichten Freudenhimmel emporzuheben anfing, und nun so schnell auf einmal mir entschwindet, mich mitten auf den Stufen des Aufgangs fahren und noch tiefer in die ewige Nacht zurücksinken läßt. Ach, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze, alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien . . .“ Wenn er auf Erden noch etwas hofft oder wünscht, so geschieht es nur um seiner Kinder willen, denn sonst würde ihn „der sehnende Wunsch, sich je eher je lieber neben seine Entschlafene zu betten“, gar nicht mehr verlassen.

„Seit dieser Zeit,“ schreibt Bürger in der ‚Beichte‘, „lebte ich einsam und traurig mit sehnendem Herzen.“ Er, der seine Kinder (mit Ausnahme Emils) kaum ein paar Monate um sich gehabt, sollte sich nun wieder von ihnen trennen. Dies fiel ihm besonders bei der kleinen Auguste, einem „unbeschreiblich holden, freundlichen und frommen Kinde, dem lebendigsten Abbild seiner verewigten, unvergeßlichen Mutter“ schwer. Er mußte sich nun damit begnügen, das Kind hin wieder bei seinem Schwager Elderhorst zu sehen.

Von seinen Freunden und Bekannten zog sich Bürger in diesen traurigen Tagen immer mehr zurück. Auch zum schriftlichen Gedankenaustausch fehlte es ihm meist an der Lust. Nur von Zeit zu Zeit suchte er sich durch kleine Reisen zu zerstreuen. Auf einer derselben besuchte er (1786) den berühmten Historiker Johannes von Müller (1752—1809) in Mainz. Auch bei der Frau Rat Goethe zu Frankfurt a. M. sprach er in diesem Jahre vor.

Einen Freund und Tröster fand er damals in dem jungen August Wilhelm Schlegel, der seit 1786 in Göttingen Theologie und Philosophie studierte Bürger lernte seine Talente schätzen und schloß sich eng an ihn an, während jener mit uneingeschränkter Bewunderung zu ihm emporsah, wie Schlegels enthusiastische Besprechung der zweiten Ausgabe von Bürgers Gedichten (1789) in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen und seine Verherrlichung des „Hohen Liedes“ (in Boies Deutschem Museum) beweisen. Dem Einflusse Schlegels ist Bürgers Rückkehr zu den großen Vorbildern romanischer und englischer Poesie zuzuschreiben. An den Abenden des Winters 1788/89 arbeiteten sie gemeinschaftlich an einer Übersetzung von Shakespeares „Sommernachtstraum“. Als Schlegel 1791 Göttingen verließ, trat eine Entfremdung zwischen den beiden Dichtern ein.

Seine Annäherung an Schiller macht es begreiflich, wenn er Bürgers Leistungen später nicht mehr so unverhohlen billigte. Dennoch hat er seinem Mentor in den 1801 erschienenen „Charakteristiken und Kritiken" eine gerechte Würdigung widerfahren lassen. Unterdessen verschlimmerte sich Bürgers Gesundheitszustand wieder. Im Frühjahr 1787 ist ihm zu Mute „als ob sich eine ganze Kröten- oder Eidechsenfamilie in seinem Magen einquartiert hätte". Er leidet beständig an krampfartigen Erscheinungen, welche durch die Mittel der Ärzte nicht gebannt werden können. Er fühlt sich allein, verlassen, und die Sehnsucht nach einer liebevollen Umgebung erfaßt ihn häufiger denn je. Hatte sich seine finanzielle Lage, dank der ordnenden Hand Mollys, vorübergehend ein wenig gebessert, so daß er unter den gegebenen Verhältnissen aushalten zu können glaubte und verschiedene vorteilhafte Angebote von Stellen im Auslande ablehnte, so sah er nun ein, wie unrecht er daran getan, wie falsch er sich selbst beurteilt habe. Bürgers Freunde, welche erkannten, daß er auch hier nicht an seinem Platze sei, rieten ihm freimütig, sich selbst das consilium abeundi zu geben, aber die Bemühungen des jüngeren Grafen Stolberg, ihm eine Stellung im Oldenburgischen zu verschaffen, schlugen fehl, wie jene Goeckingks, ihm zu einer Professur in Halle zu verhelfen. Und so ging es ihm mit jeder „Beförderungslotterie", in die er setzte. Sie brachten ihm alle nur Nieten. Bürger war ratlos; es gebrach ihm bald am Mute, um überhaupt noch nach etwas zu streben.

Hatte in den Jahren 1772—1780 die poetische Begeisterung bei Bürger noch häufig den Sieg über die widrigen Umstände, unter welchen er lebte, davongetragen, so müssen wir seit 1780 eine entschiedene Abnahme seiner Produktionskraft konstatieren. Es fehlt ihm an der Ruhe und Sammlung, einen größeren Gedanken durchzuführen. Unter den Gedichten, welche in der Ausgabe von 1789 zum ersten Male erscheinen, sind wenige, die an Früheres heranreichen. Gering ist die Zahl der Balladen, in welchen er auch jetzt noch dem Ideale wahrer Volkspoesie nahezukommen strebt. Nur die Liebe zu Molly begeistert ihn noch zu Gesängen, die sich den Dichtungen aus seiner besten Zeit würdig anreihen. Dagegen vermögen wir in der Annäherung an die Kunstformen romanischer Poesie (Sonette, Bellin) den alten Volksdichter Bürger ebensowenig zu erkennen, wie in manchem schwachen Gelegenheitsgedicht. Es beginnt für ihn die Zeit der Epigramme; an die Stelle der flammenden Begeisterung

des Lebens- und Hoffnungsfreudigen tritt der beißende Witz des Enttäuschten. Die Redaktion des Musenalmanachs bereitet ihm manche schwere Stunde. Nach wie vor begleitet ihn sein Schmerzenskind, die Homerübersetzung, auf seinen Wegen; in derselben tritt jedoch in dieser Zeit eine entscheidende Wendung ein, welche ihn die Lust daran endgültig verlieren läßt. Auch zu Shakespeare kehrt er zeitweilig zurück; 1783 erscheint seine Macbeth-Übersetzung. Den letzten Lorbeer erringt er 1786 als Erzähler mit dem Münchhausen.

IV.

Im Frühling 1789 trat eine Besserung in Bürgers Gesundheits- und Seelenzustand ein. „Leben, Gefühl und Tätigkeit," heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, „scheinen zurückzukehren und längst ermattete, hingestorbene Wünsche scheinen die Fittiche von neuem zu regen." Die Zuversicht und das Selbstvertrauen, welche ihn beseelten, spricht sich in dem Gedichte „Vorgefühl der Gesundheit" aus, welches er Boie widmete (I. Bd. S. 106). Er besuchte damals seine Schwestern in Kursachsen und verweilte besonders bei Friederike, bei welcher er auch seinen Sohn Emil wiedersah, einen „lieben, weder am Leibe noch an der Seele verunglückten, bald siebenjährigen Buben, der im Wonnetaumel der unaussprechlichen Liebe einst freilich zu großem Kummer, nun aber auch trotz allen Fratzengesichtern des ganzen Erdbodens zu noch größerem Wohlbehagen erzeugt, einen Buben, den seine Augen noch nie gesehen, seine Arme noch nie ans Herz gedrückt hatten, und welcher ebenso schnell in ihm den Vater empfand, als er in ihm den Sohn fühlte."

Er ließ auch die Augen nach einer passenden Lebensgefährtin umherschweifen, fand jedoch unter den Frauen, mit welchen er bekannt war, keine, die er für geeignet gehalten hätte, ihm Molly zu ersetzen. In den Jahren, welche auf ihren Tod folgten, stand Friederike Mackenthun, die Tochter eines Hof- und Küchenschreibers zu Hannover, seinem Herzen nahe. Wenigstens versichert er sie 1786: „Was mein armes Herz an Liebe noch vermag, davon gehört Ihnen vor allen weiblichen Geschöpfen, die ich jetzt kenne, der größte Teil." Sie ging 1788 als Kammerfrau der Kronprinzessin nach England (vergl. das Gedicht an F. M., I. Bd. S. 102). Auch die schwärmerische Elisa von der Recke (1754—1833), welche sich durch die Entlarvung Cagliostros und durch ihre Reisen durch

Deutschland einen Namen gemacht hat, eroberte sein Herz; für die Art seiner Gefühle für sie ist die folgende Stelle bezeichnend: „Sehen Sie denn nicht, wie es mich dränget, zu Ihren Füßen zu fallen, meinen schweren Kopf auf den Saum Ihres Kleides zu legen und mein volles Herz auszuweinen? Teure Frau, was soll ich sagen, was soll ich tun, um sie zu überzeugen, daß mein Herz Sie wie ein Wesen aus einer besseren Welt mit einer Art von heiliger Andacht verehrt und liebt?" (Vergl. das Gedicht „Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte" I. Bd. S. 215.) Ihrer frühverstorbenen Freundin und Begleiterin Sophie Schwarz widmete er die „Aufgegebene Liebeserklärung nach vorgeschriebenen Endreimen" (I. Bd. S. 214).

Auch die meist verheirateten Frauen, welche Bürger bei seiner Schwester in Langendorf kennen lernte, vermochten ihn nicht auf die Dauer zu fesseln. Den tiefsten Eindruck machte auf ihn Frau Dr. Kaulfuß geb. Grosser aus Leipzig, welcher die beiden Sonette „Der Entfernten" (II. Bd. S. 21) gelten. Sie bereitete Bürger indes durch ihre Launenhaftigkeit und Eifersucht so vielen Verdruß, daß er seine Beziehungen zu ihr schon sehr bald löste.

Mehr als mit anderen kompromittierte er sich im Verkehr mit der übel beleumdeten Dorothea Forkel, der Frau des Göttinger Musikdirektors Nicolaus Forkel, von welcher Bürger sagt, daß sie „imstande war, ein halbes Dutzend Liebesintrigen zu gleicher Zeit zu unterhalten".

Unter diesen Liebeshändeln fühlte sich Bürger verhältnismäßig wohl. Seine Exkursionen führten ihn in demselben Jahre 1789 auch nach Jena, wo er bei dem Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung, Christian Gottfried Schütz, einem einstigen Universitätskollegen, gastliche Aufnahme fand. Auch seine Besuche bei Goethe, Schiller und Wieland, von welchen wir unten berichten werden, fallen in dieses Jahr.

Im Oktober 1789 erhielt er, nach fünfjähriger Lehrtätigkeit, den Titel eines außerordentlichen Professors ohne Gehalt. Ja zum Überflusse versicherte man ihn noch, daß ihm diese Ernennung weder Anspruch noch Aussicht auf eine Besoldung gebe. Vier Jahre später wendete sich der einer drückenden Notlage anheimgefallene Dichter in einer demütigen Supplik um ein Gehalt an die Kgl. Regierung zu Hannover — er sollte eine Erfüllung seiner Bittschrift jedoch nicht erleben!

Die bessere Stimmung, in welcher sich der Dichter im Jahre 1789 seit langem wieder befand, führte ihn nur einem um so trüberen Verhängnis entgegen. Wir meinen die in der Literaturgeschichte zu so trauriger Berühmtheit gelangte dritte Ehe Bürgers, deren romantische Fäden sich in dieser Zeit anspannen. Am 8. September 1789 erschien in der Stuttgarter Zeitschrift „Der Beobachter" ein an Bürger gerichtetes Gedicht eines „württembergischen Frauenzimmers", worin ihm eine Unbekannte in schwärmerischen Ausdrücken ihre Liebe gesteht und ihn auffordert, um sie zu freien (II. Bd. S. 51). Das Gedicht wurde Bürger von der Gattin des Herausgebers der Zeitschrift, Frau Marianne Ehrmann, zugesendet und erregte seine Neugierde und sein Interesse in lebhaftester Weise. Zwar konnte er sich nicht verhehlen, daß die ihm huldigenden Verse sehr schlecht seien, — er glaubte anfangs, daß es sich um einen Spaß handle — aber er konnte doch nicht umhin, das Gedicht zu beantworten. In der Erwiderung (II. Bd. S. 52) forderte er die Unbekannte auf, nicht bloß sein Ohr, sondern auch sein Auge zu bezaubern, und je mehr er sich mit diesem Abenteuer beschäftigte, desto heftiger wurde seine Phantasie erregt, und desto sicherer glaubte er, daß er in dem Schwabenmädchen den lange gesuchten Ersatz seiner Molly finden werde. Wer die Verfasserin war, konnte er zunächst nicht erfahren, denn auch das Ehepaar Ehrmann kannte sie nicht, da das Gedicht anonym eingesendet worden war. Bürger hat den Namen erst mit großen Schwierigkeiten ermittelt. Sie hieß Elise Hahn, zählte 20 Jahre und war die Tochter eines verstorbenen Expeditionsrates, General-Magazindirektors und Theaterkassierers zu Stuttgart. Ihre Mutter gehörte nicht zu den bestbeleumdeten Matronen der Stadt, und auch ihr selbst wurden trotz ihrer Jugend schon manche „verfängliche Geschichten" nacherzählt. Sie war ungewöhnlich hübsch, lebhaft, geistreich und liebenswürdig. Das Gedicht soll sie verfaßt haben, um damit in einer lustigen Gesellschaft ein Pfand auszulösen. Aufgefordert, es niederzuschreiben, tat sie dies in ihrer Begeisterung für Bürger, und ein Student ließ es ohne ihr Wissen und Zutun an Ehrmann gelangen, der es zum Abdrucke brachte.

Als letzterer die Verfasserin ermittelt hatte, sandte er ihr Bürgers Antwort. Durch Frau Ehrmann erhielt Bürger bald darauf das Bildnis seiner unbekannten Verehrerin. Er, dessen Ideal stets die blonde, blauäugige Schönheit Mollys gewesen, brauchte eine Weile, bis er sich an den „feindlichen Zauber", der aus feurigen schwarzen

Augen der Brünette leuchtete, gewöhnen konnte. Um so rettungsloser fiel er diesem anheim.

Seinem nächsten Briefe an Frau Ehrmann legte Bürger die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will", bei, ein umfangreiches Schriftstück, worin Bürger Elisen ein unparteiisches Bild seiner selbst entwirft und sie schließlich um ihre Hand bittet, sofern sie sich nach der vorausgehenden Charakteristik dazu entschließen könne. Nichts verdeutlicht besser den geraden, wahrheitsliebenden Charakter des Dichters als dieser Brief, in welchem er rückhaltslos ein Bild seiner Selbst mit allen seinen Fehlern, deren er sich bewußt ist, entwirft. Er macht sie darin auf seine leidenschaftliche Veranlagung, auf seine „Unordentlichkeit" als Haushälter und seine schlechte finanzielle Lage aufmerksam, spricht mit großer Offenheit von seinen früheren Herzensschicksalen und erinnert sie eindringlich an den beträchtlichen Altersunterschied, welcher zwischen ihnen herrsche, sowie an die Mühe, welche mit der Führung eines mit mehreren Kindern gesegneten Hausstandes verbunden sei.

Da die Mutter sowie alle Leute, welche Elise um Rat fragte, sie nicht für geeignet hielten, die Gattin des Dichters zu werden, wäre es zu dieser Heirat nicht gekommen, wenn Bürger nicht selbst unerwartet in Stuttgart eingetroffen wäre, wo die persönliche Begegnung alsbald alle Bedenken vergessen ließ. Trotz mündlicher und schriftlicher Warnungen von wohlmeinenden Freunden (vergl. das Gedicht II. Bd. S. 54) ließ Bürger sich zu Michaelis 1790 mit seiner jungen Braut in Stuttgart trauen. Nach einer kurzen Reise über Heilbronn und Heidelberg traf er mit ihr in Göttingen ein. Er nahm nun seine beiden Töchter, welche damals 12 und 5 Jahre zählten, in sein Haus. Emil beließ er nach wie vor in der Obhut seiner Schwester Friederike.

Anfangs schien Elise die beste, sorgsamste Hausfrau von der Welt zu sein, allein bald machte sich bei ihr eine Vergnügungs- und Putzsucht bemerkbar, welche sich mit den Verhältnissen ihres Gatten durchaus nicht vertrug. Sie war kokett und zeigte eine große Vorliebe für lärmende Gesellschaften, die sie wöchentlich mehrmals bei sich versammelte, und bei welchen nicht immer der korrekteste Ton herrschend blieb. In der Folge wechselten die Männer, denen sie ihre Gunst schenkte, rasch, und bald war Bürger ein Gegenstand des allgemeinen Spottes. Die abenteuerlichsten Geschichten und Karikaturen auf ihn waren im Umlaufe.

Am 1. August 1791 gebar Elise einen schwächlichen Knaben, welcher den romantischen Namen Agathon erhielt. Bürgers letzte Hoffnung, daß Elise durch die Liebe zu ihrem Kinde gebessert werden könnte, schlug fehl, ja sie hat ihr unschönes Gemüt durch nichts in solchem Grade bewiesen, als in der Art, wie sie ihr Kind vernachlässigte. Das Verhältnis zwischen den Gatten wurde ein immer gespannteres. Bürger benutzte den Geburtstag Elisens (17. November 1791), um ihr in einem langen Briefe ihre Pflichten als Frau, Gattin und Mutter vorzuhalten, aber dies war nicht nur erfolglos, sondern führte nur zu neuen unliebsamen Scenen, da sie sich nun auf die Schwergekränkte hinausspielte. Ende Januar 1792 überraschte sie der Dichter in seiner eigenen Wohnung mit dem Baron Emanuel d'Overschie de Neriffche, „einem käsebleichen, mit Finnen im Gesichte besäeten Knirps, eines holländischen Käses hoch", der damals in Göttingen Philosophie studierte. Er zwang sie zu einem schriftlichen Einbekenntnis ihrer Fehltritte und brachte, gestützt auf dieses und Elisens Korrespondenz mit dem jungen Grafen Friedrich von Hardenberg die Scheidungsklage bei der Göttinger Universität ein, welcher damals noch die Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder zustand. Am 31. März 1792 erfloß das Urteil, welches Elise nicht mehr selbst entgegennahm, da sie mittlerweile zu ihrer Mutter zurückgekehrt war. In demselben wurde sie als der alleinschuldige Teil ihres Brautschatzes verlustig erklärt, zur Erstattung sämtlicher Kosten verurteilt, und ihr überdies verboten, sich wieder zu vermählen.

Elise rechtfertigte auch in der Folge den bedenklichen Ruf, welchen sie sich als Gattin Bürgers erworben hatte. Sie ging später zur Bühne, auf welcher sie, besonders in Dresden, große Erfolge errang. Auch durch Deklamationen hat sie gewirkt. Weniger Lorbeeren pflückte sie als Schriftstellerin. 1807 zog sie sich nach Frankfurt a. M. zurück, wo sie durch dramatischen Unterricht ein kümmerliches Leben fristete. Wie alle Frauen, welche auf eine bewegte Vergangenheit zurücksehen, wurde auch sie im Alter fromm. Als sie am 24. November 1833 starb, hinterließ sie nicht genug, um die Kosten ihres Begräbnisses zu bestreiten. Die fortwährenden Skandale, von welchen ihre theatralische Laufbahn begleitet war, sind der Nachwelt in einer Anzahl von Broschüren aufbewahrt. Ihre Ehe mit Bürger wurde ihr noch oft in der schärfsten Weise vorgerückt, und die traurige Familiengeschichte noch wiederholt an die Öffentlichkeit gezerrt. Wir

erwähnen nur das berüchtigte Buch „G. A. Bürgers dritte Ehestandsgeschichte“ (1812), als dessen Herausgeber Karl von Reinhard, dem wir auch die ersten posthumen Ausgaben der Werke Bürgers verdanken, wohl mit Recht genannt wird. Dennoch fehlte es bis auf unsere Zeit auch nicht an Leuten, welche Elisen von allen Vorwürfen reinzuwaschen trachteten und die Schuld des ehelichen Verhängnisses dem Dichter allein zuschreiben wollten.

Die zwei Jahre, welche Bürger an der Seite dieses Weibes verlebt hatte, brachten ihn dem Grabe um ein bedeutendes näher. Seine Gesundheit hatte unter den fortwährenden Aufregungen empfindlich gelitten, alle Lebensfreude war durch diese letzte und größte Enttäuschung in ihm erloschen. Er war gebrochen an Leib und Seele.

Noch vor der Trennung der dritten Ehe hatte sich Bürger ein Halsleiden zugezogen; da er sich jedoch trotz desselben täglich und stündlich laut zu reden bemühte, verlor er endlich ganz die Fähigkeit, sich laut verständlich zu machen, und blieb bis zu seinem 28 Monate später erfolgten Tode heiser. Zu diesen Stimmbeschwerden gesellten sich oft ein heftiger Husten und schmerzhafte Brustbeklemmungen. Gern hätte er, wie ihm sein Arzt riet, einen Sommer seiner Erholung allein gewidmet, aber die Armut hielt ihn an ihren Lastkarren gefesselt. Seine Tätigkeit als Dozent fiel ihm nun doppelt schwer.

Hätte dieser Schlag allein hingereicht, Bürger alle Lust am Leben und an der Poesie zu verleiden, so traf ihn überdies noch ein zweiter: die anonyme Rezension der Gedichtausgabe von 1789 durch Schiller, auf welche wir unten zurückkommen werden.

Da sich Bürger von allem Verkehr fast gänzlich zurückzog, kam er in den Ruf eines Sonderlings; ja es fehlte auch bald nicht an Leuten, welche ihn für hämisch, verbittert und übelwollend hielten — Vorwürfe, die aus der Luft gegriffen waren. Sein Benehmen gegen Listn allein genügt, dieselben zu widerlegen. Nur im Kreise guter alter Freunde schwand seine Verschlossenheit bisweilen; da konnte er heiter und fröhlich sein, und sein derbnatürliches, kindlich-liebenswürdiges Temperament kam wieder zum Durchbruche. Auch für weibliche Schönheit blieb er bis in seine letzten Tage empfänglich. „Man sollte glauben, solche Erfahrungen machten einen weise,“ schreibt er an Goeckingk, „und gleichwohl — man wird in seinem Leben nicht weise.“ (Man vergl. sein zartempfundenes Sonett „An das Herz“

Gottfried August Bürger.
Nach dem Stiche von Riepenhausen (1789).

und das Gedicht „Resignation“ [II. Bd. S. 27 u. 33].) Trotz seiner Zurückgezogenheit nahm Bürger an den Ereignissen der Zeitgeschichte den lebhaftesten Anteil. Seiner innersten Überzeugung nach Demokrat, ja mehr als das: Revolutionär (man vergl. das Gedicht „Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen“ I. Bd. S. 37) verfolgte er mit fieberhafter Spannung den Gang der französischen Revolution und das Verhalten Deutschlands gegenüber den französischen Angelegenheiten („Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier II. Bd. S. 25).

Im Laufe des Jahres 1793 machte Bürgers Leiden erschreckende Fortschritte. Trotz Molken- und Brunnenkuren und aller erdenklicher Arzneimittel wird er matt, mager und hinfällig. Im Herbst offenbart sich eine „förmliche Leberentzündung“. Bisher hatte ihn sein langjähriger Freund Dr. Althof behandelt, nun sah er sich genötigt, andere Ärzte beizuziehen, die sich jedoch über die einzuschlagende Heilmethode nicht einigen konnten. Da er in seiner Armut den zuletzt berufenen nicht mehr honorieren konnte, schenkte er ihm sein höchstes Kleinod, ein Porträt Mollys. Hatte er dem Tode bisher nur „vor dem Rachen geschwebt“, so „steckte er den ganzen Februar 1794 mitten drin und mußte gleichsam mit Zangen herausgeholt werden.“ Damals besuchte ihn der Schweizer Dichter Friedrich von Matthisson (1761—1831), der ihn „abgezehrt, bleich und entstellt, mehr dem Tode als dem Leben angehörend“ fand. Da er infolge seiner Krankheit ganz unfähig war, etwas zu erwerben, stieg seine finanzielle Notlage aufs höchste. Seine dringende Supplik an die hannoversche Regierung um Bewilligung eines Professorengehalts (Frühling 1793) war, wie oben erwähnt, erfolglos. Als letztes Mittel blieb ihm noch der Verkauf der von seiner Mutter ererbten, von ihm im Laufe der Jahre hoch belasteten Grundstücke in Aschersleben. Der Erlös des Verkaufes traf jedoch erst 7 Wochen nach Bürgers Tode in Göttingen ein. Er selbst nagte am Hungertuche, wie die herzzerreißenden Briefe aus seinen letzten Tagen beweisen. Einige Gaben von wohlwollenden Freunden und ein Gnadengeschenk der Regierung im Betrage von 100 Talern waren seine einzigen Einnahmen. „Weißt Du, daß Bürger sterben wird im Elend, in Hunger und Kummer?“ schreibt Caroline Böhmer am 17. Mai an F. L. W. Meyer. „Er hat die Auszehrung; wenn ihm der alte Dieterich nicht zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann! Wär' ich dort, ich ginge täglich hin und suchte ihm

diese letzten Tage zu versüßen, damit er doch nicht fluchend von der Erde schiede!" Wie alle Schwindsüchtigen glaubte Bürger kurz vor dem Tode, daß sich sein Zustand bessere. Am Abende des 8. Juni 1794 starb er. Sein Tod war, wie er es gewünscht, ein leichter, ohne Angst, Schrecken und Schmerz. Er hatte ein Alter von 46 Jahren, 5 Monaten und 8 Tagen erreicht.

In den letzten Jahren versiegte Bürgers poetische Ader immer mehr. In den wenigen, in Anlehnung an fremde Muster geschriebenen Gedichten erinnert fast nichts mehr an den Schwung und die geniale Komposition der „Lenore". Da Bürger die Abnahme seiner dichterischen Schaffenskraft wohl fühlte, bemühte er sich, diesen Ausfall durch andere Publikationen zu ersetzen. Er schreibt einzelne Rezensionen für Zeitungen, eine Vorrede zu Bocks Übersetzung von Virgils Lehrgedicht vom Landbau, eine kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten u. a. m. 1790 versuchte er es sogar mit einer Zeitschrift, „Akademie der schönen Redekünste"; der geringe Absatz, welchen diese erzielte, bewirkte jedoch im Verein mit anderen Umständen, daß sie schon nach dem dritten Hefte ins Stocken geriet. Unter solchen Arbeiten kam er dann doch wieder zu der Einsicht, daß er nichts Besseres geschaffen habe als seine Gedichte. Trotz aller ungünstigen Beurteilungen, welche die zweite Ausgabe erfuhr, beschließt er eine dritte Ausgabe zu veranstalten, welche allen Anforderungen der Korrektheit entsprechen soll, die jedoch nie zustande kommt. In der peinlichsten Geldverlegenheit hilft er sich durch Übersetzungen und sieht sich gezwungen, manche literarische Arbeit zu übernehmen, gegen welche sich seine persönliche und Dichterwürde gesträubt haben mag. Er wird Mitarbeiter an den „Politischen Annalen" des Göttinger Arztes Christoph G. Girtanner, für welche er u. a. den (unvollendeten) Aufsatz „Die Republik England" schreibt. Er tat es bloß des Honorars wegen. Das Profitchen, meint Bürger, schmecke ja sehr gut, allein er wolle deshalb seinen ehrlichen Namen doch nicht kompromittieren.

Über Bürgers Nachlaß wurde der Konkurs eröffnet. Die Vormundschaft über seine Kinder aus erster und zweiter Ehe übernahm der dem Dichter befreundete Garnisonsmedikus Dr. Jäger, jene über Agathon Dr. Althof. Marianne starb 1862 als 85jährige alte Jungfer in Remse (Kgr. Sachsen), Emil 1841, nachdem er als Buchhändler zu Leipzig und Naumburg sein Glück versucht hatte, Auguste heiratete den Amtsschreiber und späteren Friedensrichter

zu Winsen a. d. Luhe, L. Th. A. Mühlenfeld, und starb 1847. Agathon erlag 1813, nach anderen Angaben schon 1809 zu Dresden den Folgen einer Erkältung.

Die Stelle, wo Bürger ruht, blieb durch ein halbes Jahrhundert unkenntlich und verwahrlost. Erst 1845 stellte man, angeregt durch Otto Müllers Roman („G. A. Bürger, Ein deutsches Dichterleben"), Nachforschungen an und erfuhr durch einen alten Schneidermeister, daß der Buchhändler Dieterich, der sich unter den wenigen befand, welche dem „vor Hunger und Elend" gestorbenen Dichter das Geleite gaben, eine Akazie (ein maurerisches Symbol) auf sein Grab auf dem Weender Kirchhofe zu Göttingen gepflanzt habe. Man fand die Akazie und damit Bürgers Grab, setzte aber den Denkstein dennoch auf eine falsche Stelle. Ein bescheidenes Denkmal aus Sandstein, darstellend die Germania, welche die Urne ihres Dichters mit einem Eichenkranze schmückt, wurde ihm schon kurz nach seinem Tode auf Dr. Althofs Anregung in einer Göttinger Parkanlage errichtet. Erst 1895 wurde die von Professor Eberlein gefertigte Büste über seinem Grabe aufgestellt.

V.

Überblicken wir Bürgers Leben, so stellt es sich uns dar als eine fast ununterbrochene Kette von Prüfungen, Leiden und Entbehrungen, von unbefriedigten Wünschen und getäuschten Hoffnungen. In allen Lebenslagen, als Theologen, Beamten und Professor verfolgte ihn der Fluch des verfehlten Berufes. Unaufhörlich rüttelte er an seinen Fesseln, aber wenn es ihm einmal gelang, sich ihrer zu entledigen, so war es nur, um sie kurze Zeit darauf mit noch drückenderen zu vertauschen. Es war Bürger nicht beschieden, seine genialen Anlagen, wenn nicht unter angenehmen, so doch unter wenigstens erträglichen Verhältnissen zu verwerten.

Zu seinem tragischen Geschick hat seine eigene Individualität unstreitig das Ihrige beigetragen. Die Trägheit des Vaters und die sinnliche Natur der Mutter fanden sich in ihm in der verhängnisvollsten Weise vereinigt. Er war ein herzensguter Mensch, welcher fremden Schmerz lebhaft mitempfand und, wo er konnte, nach Kräften zu helfen suchte, aber sein Pflichtgefühl reichte nicht hin, um ihn die Stellung, die er nun einmal innehatte, in halbwegs genügender Weise ausfüllen zu lassen. Es fehlte ihm an jeglichem sittlichen Halt.

Jedem sinnlichen Reiz, jeder Versuchung unterlag er willenlos. Sein heftig wallendes Blut ließ ihm zu einer ruhigen Erwägung der Sachlage nicht Zeit. Zeigte sich ihm das Geschick einmal günstig, so machte er durch seine eigene Unbesonnenheit alle Aussichten, welche sich ihm boten, zu nichte. Diese Tatsachen erklären es zur Genüge, wenn es Bürger nicht gelang, das Wild-Geniale seiner ersten Schöpfungen abzustreifen und sich gleich Schiller zu einer abgeklärten, geläuterten Höhe aufzuschwingen. Bürger blieb zeitlebens ein Kämpfender, Ringender.

Trotzdem hat Bürger Unvergängliches geschaffen, und er schuf es zielbewußt, wie seine an verschiedenen Stellen ausgesprochenen Ansichten über Volkspoesie beweisen. Bürgers Ehrgeiz bestand darin, ein deutscher Volksdichter zu werden, sein Ziel war, die deutsche Poesie aus dem Abgrunde des Verfalles, in welchen sie seit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges geraten war, emporzuheben. Dieser Aufgabe ist er vor allem in seinen erzählenden Gedichten (Balladen und Romanzen) gerecht geworden.

Der Charakter der Ballade und Romanze findet sich in den Bürger-, Bauern-, Landsknecht-, Jäger- und Studentenliedern des 15. und 16. Jahrhunderts ziemlich deutlich vorgebildet, war jedoch zu Bürgers Zeiten bereits seit langem aus der deutschen Volksdichtung geschwunden und lebte damals nur noch in Zerrbildern der schlimmsten Art fort. Den vergessenen Namen der Romanze führte Gleim wieder in die Literatur ein, welcher 1756 drei langatmige, versifizierte Erzählungen unter diesem Titel herausgab. Dieselben waren ganz im Tone der Bänkelsängerlieder gehalten, welche neugierige Jahrmarktbesucher über berühmte blutige Begebenheiten in burlesk-komischem Tone unterrichten sollen. Die Muster, welche ihm hierbei vorschwebten, hinter denen er jedoch weit zurückblieb, waren die graziösen, an das Volkslied anklingenden Gedichte des Spaniers Don Luis de Gongora (1561—1627) und die ironisierenden Romanzen des Franzosen Moncrif (1687—1770), welche letzteren Gleim zu der irrigen Ansicht führten, daß der Romanze ein parodistischer Ton eigen sein müsse. Unter Gleims Romanzen fand die „Marianne" die meiste Bewunderung. Ihr voller Titel lautete: „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirat zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaac Veltens, der sich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht,

nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet."

1771 ließ Gleim eine Schäferromanze „Alexis und Elise" und 1777 noch drei weitere Romanzen folgen, welche den früheren an Geschmacklosigkeit in Form und Inhalt nichts nachgaben. Dennoch fand Gleims Beispiel Anklang und Nachahmung, und die Zahl der Leute, welche das „Abenteuerliche, Wunderbare" mit einer possierlichen Traurigkeit zu erzählen suchten, wuchs mit jedem Jahre. Der Hamburger Theaterregisseur J. F. Löwen (1729—1771) und sein Landsmann Daniel Schiebeler (1741—1771) sind die Hauptvertreter dieser Richtung von Afterpoesie, welcher auch Zachariä (der Dichter des „Renommisten"), Gotter, Cronegk, Hölty u. a. zeitweilig gehuldigt haben. Die zweibändige Sammlung von „Romanzen der Deutschen", welche zu Leipzig 1774—1778 erschien, enthält eine stattliche Anzahl von derartigen Wechselbälgen der Muse und beweist zugleich, welchen Beifall solche Verirrungen fanden.

Als daher Bürger daran ging, gegen diese „nackigen Poetenknaben", wie er sie nannte, zu Felde zu ziehen, konnte er keineswegs auf den Beifall des gesamten gebildeten Deutschland rechnen. Den mächtigsten und bedeutendsten Gesinnungsgenossen hatte er unstreitig in Herder, dessen 1773 in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" erschienenen Briefe „Über Ossian und die Lieder alter Völker" das Wesen des Volksliedes zum ersten Male richtig beurteilt hatten. Als Bürger an der „Lenore" arbeitete, schrieb er an Boie: „Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lang' auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt und — ich muß entweder durchaus nichts von mir wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte." Bürger fußt im wesentlichen auf Herderschen Ansichten, geht jedoch um einige Schritte weiter, wie schon der Umstand beweist, daß Herder einem Gedichte wie der „Marianne" noch rückhaltlose Anerkennung zollen konnte. Seine Ansichten dem Publikum durch praktische Beispiele zu illustrieren, wagte Herder erst mehrere Jahre später gelegentlich der Herausgabe der „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter" (1777), welchen 1778 die berühmten „Stimmen der Völker in Liedern" folgten.

Was Bürger unter wahrer Volkspoesie verstand und wie er sie

gepflegt wissen wollte, hat er zum ersten Male drei Jahre nach Vollendung der „Lenore“ in den Fragmenten „Aus Daniel Wunderlichs Buche“ unter dem Titel „Ein Herzensausguß über Volkspoesie“ auseinandergesetzt. (Erschienen in Boies Deutschem Museum. 5. Stück. Mai 1776.) Später ist er wiederholt auf dieses Thema zurückgekommen (man vergl. die 1784, wenn nicht schon früher geschriebenen, jedoch erst aus seinem Nachlasse publizierten Fragmente „Von der Popularität der Poesie“ und die Vorreden zu der ersten und zweiten Ausgabe seiner Gedichte), und wir können seine Ansichten in Kürze auf folgendes zusammenfassen.

Naturalismus und Popularität sind die Grundforderungen, welche Bürger an die Poesie stellt. Er sieht den Zweck der Poesie nicht in der Wiedergabe des Schönen, sondern lediglich in der getreuen Nachahmung der Wirklichkeit. Er wünscht darum „Poesie“ nicht durch „Dichtung“, sondern durch „Bildnerei“ zu übersetzen. „Du kannst,“ schreibt Bürger, „die Greuel einer Schlacht, eines Lazaretts darstellen, daß Deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnesnerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat.“ „Dem Dichter sollen alle Menschenbücher und Satzungen verschlossen, seine Phantasie aber gezwungen sein, ihre Nase in den großen Folianten der Natur unmittelbar zu stecken,“ heißt es 1774 in einem Briefe an Boie.

Das Mittel, wodurch sich die Nachahmung der Natur bewerkstelligen läßt, ist aber die Sprache, die der Dichter vollkommen in seiner Gewalt haben muß. Unsere Sprache, sagt Bürger, sei eine herrliche, — „aber bei Gott! sie erfordert, wie das Schwert Karls des Großen, eine Faust.“ Man müsse das wilde Heer in seinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitschen ebenso knallen hören und bei all dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wäre es die Sache selbst — und wenn überhaupt ein Dichter diesen weitgehenden Anforderungen gerecht wird, so ist es Bürger, dem ein solches Verdienst um so höher anzurechnen ist, als er keineswegs leicht produzierte, sondern große Mühe hatte, seine Begeisterung in die Fesseln des Metrums zu zwängen. Er gesteht, daß ihm eine Strophe seiner Balladen saurer werde als 50 Hexameter, und er konnte nur durch fortwährendes Feilen, durch unermüdliches Korrigieren jene tadellose Vollkommenheit der Form erzielen, welche die Illusion des Naturalis-

mus hervorbringt. Häufig bedient er sich eines plattdeutschen Wortes, wenn er findet, daß sich diese oder jene Wendung in der „rauhen, nervigen, knolligen Sprache unserer Vorfahren" besser wiedergeben lasse.

Das Siegel aller Vollkommenheit der Poesie sieht Bürger jedoch in der Popularität. Durch sie wird die Dichtung das, wozu sie Gott erschaffen: „Lebendiger Odem, der über alle Menschenherzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht. Und das alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechtes in diesem Jammertale." Diese Popularität nennt Bürger seine Göttin. Er hält die Poesie für eine Kunst, die zwar von Gelehrten (nach seinen Begriffen), nimmermehr aber für Gelehrte, sondern für das ganze Volk ausgeübt werden solle. Der Gesang des wahren Dichters muß den rohen Bewohner des Waldes, wie die Dame am Putztisch und die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken, alle in demselben Maße entzücken.

Daß Bürgers Darlegungen in jener Zeit nicht ohne Widerspruch bleiben konnten, ist nach dem Gesagten erklärlich. Im Jahre 1777 hat sie Nicolai in einem Pamphlete in ziemlich witzloser Weise persifliert. Bürger erwiderte mit dem III. Fragmente „Zur Beherzigung an die Philosophunculos". (Aus Bürgers handschriftlichem Nachlaß zum ersten Male publiziert in der Ausgabe von Bohtz 1835.) Auch in der „Europa", sowie in der Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte erinnert manches an Nicolais „Daniel Seuberlich, den Schuster zu Ritzmück an der Elbe" (s. III. Bd., S. 12 f.).

Im wesentlichen ist Bürger diesen Ansichten zeitlebens treu geblieben. Sie sind für sein Dichten grundlegend geworden, und wir finden dieselben in seinen bedeutendsten Schöpfungen verkörpert. In seinen letzten Lebensjahren hat er sie allerdings vielfach modifiziert. Der alternde Dichter räumte dem Geschmack in der Poesie große Rechte ein, von denen er in der Jugend nichts wissen wollte. Zu dieser Zeit war jedoch auch die Begeisterung, in welcher er seine größten Werke geschaffen, in ihm fast gänzlich erloschen.

Alle anderen Gedichte Bürgers übertrifft an Berühmtheit und Verbreitung die „Lenore". Bürger empfing die erste Anregung zu dieser Ballade durch ein paar Verse aus einem alten Spinnstubenliede, welche er eine Magd in plattdeutscher Sprache singen hörte. Dieses Lied, welches uns in seiner dürftigen Form erhalten ist,

bildete nur eine der zahllosen Versionen, in welchen der Stoff der Lenore über ganz Europa verbreitet ist, dessen ursprüngliche Wurzel aber in die entlegensten Fernen indogermanischen Volksglaubens zurückreicht. Die charakteristischen Worte des nächtlichen Reiters an das Mädchen („Der Mond, der scheint so helle, Die Toten reiten schnelle, Feinsliebchen graut dir nicht?") kehren in allen Variationen wieder, und sie sollen es auch gewesen sein, welche die Phantasie des Dichters in so hohem Grade für den Gegenstand einnahmen. Einzelne Züge entnahm er verschiedenen alten englischen Balladen (Sweet William's ghost, The Suffolk miracle) doch kommen dieselben als eigentliche Quellen für Bürger nicht in Betracht. Allein von der lebendigen Volkstradition ausgehend, hat er die vage Gespenstergeschichte mit Motiven ausgestattet, die Figuren charakterisiert und die Begebenheiten zeitlich und örtlich in eine deutsche Stadt zur Zeit des Siebenjährigen Krieges fixiert. In den ungemein lebendigen Eingangsstrophen, in welchen die Rückkehr des Heeres geschildert wird, scheint er eine Jugenderinnerung verwertet zu haben; als fünfzehnjähriger Knabe sah er von den Fenstern des Pädagogiums zu Halle den Einzug des daselbst stationierten bernburgischen Regiments.

Am 19. April 1773 hatte Bürger die Geschichte der Lenore eben „aufgestöbert" und machte sich alsbald an die Arbeit, welche Mitte Mai bereits zu einem bedeutenden Ausmaße gediehen war. Was er bis dahin gedichtet hatte, tat solche Wirkung, daß die Hofrätin Listn davon des Nachts im Bette auffuhr. Unter dem Eindruck des eben erschienenen „Götz von Berlichingen" wurde sie im August vollendet; er selbst staunte nun über die gewaltige Dichtung, deren Unsterblichkeit er ahnte. „Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig," schreibt er an Boie, „das ist Dir ein Stück, Brüderle! Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume . . ." Der Übermut, welchen er nun gegenüber den Göttinger Freunden an den Tag legte, kannte keine Grenzen, und die scherzhaften Fehden, welche daraus entstanden, daß er sich die Würde eines poetischen „Kontors" anmaßte, spinnen sich in seinem Briefwechsel mit den Mitgliedern des Hainbundes länger fort, als man bei gesetzten, erwachsenen Leuten begreiflich finden kann. Der Eindruck, welchen die Lenore allerorten machte, war jedoch auch ein kolossaler, und als das Gedicht im Musenalmanach auf 1774

erschienen war, kannte es bald jeder Gebildete auswendig. Auch Goethe war davon begeistert und deklamierte es gern. Freilich fehlte es andererseits auch nicht an abfälligen Beurteilungen, die meist von klerikaler Seite ausgingen. In Österreich wurde der Musenalmanach wegen der Lenore sogar konfisziert. Der Ruhm ihres Dichters aber war begründet.

Lenore gehört zu den meist übersetzten deutschen Gedichten, und bedeutende Talente fremder Nationen (Walter Scott) haben sich an der Wiedergabe dieses Werkes versucht. Unter den musikalischen Kompositionen wurde jene von Goethes Freund Johann André so populär, daß man sie in Berlin in den Straßen singen hörte. Friedrich Kind (der Dichter des „Freischütz") und Karl v. Holtei haben sie dramatisiert, Horace Vernet, Ary Scheffer, C. F. Lessing u. a. einzelne Scenen in vielbewunderten Gemälden dargestellt.

Nach der „Lenore" gebührt der Preis unter den Balladen unstreitig dem „Wilden Jäger" und „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain". An ersterem arbeitete er bereits 1773, vollendete ihn aber erst 1778. Die weitverbreitete Sage von der Wilden Jagd erscheint bei Bürger in der Gestalt, wie sie ihm durch die Traditionen seiner Heimat geläufig war. Sollte doch in Molmerswende der braunschweigische Jägermeister Hanns von Hackelberg († 1587) begraben liegen, unter welchem Namen man dort noch heute den wilden Jäger kennt. „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" ist eines der spätesten Gedichte Bürgers im volkstümlichen Tone (1781) und hat zu vielen Diskussionen Anlaß gegeben, da man die Vorgänge in dieser Ballade auf wirkliche Ereignisse zurückführen wollte, die sich unweit von Bürgers Heimat zugetragen haben sollen. Doch scheint sich diese Vermutung nicht zu bewahrheiten; wir sehen vielmehr in diesem Gedichte nur eine Behandlung des psychologischen Problems des Kindesmordes, welches in der Literatur der damaligen Zeit so häufig auftritt. Eine Untersuchung, welche Bürger im Jahre 1781 wegen eines derartigen Delikts zu führen hatte, mag den letzten Anstoß zu der Vollendung gegeben haben.

Wie der Wilde Jäger, so ist auch die Ballade vom „Raubgrafen" (1773) der Harzsage entnommen. Der Held ist Graf Albrecht von Regenstein, die Handlung spielt im Jahre 1323. In den „Weibern von Weinsberg" (1775), auf deren „rostiges Kolorit" sich der Dichter nicht wenig zu gute tat, hielt er sich wahrscheinlich an Joh. Tritheims Annalen des Klosters Hirsau.

„Der Kaiser und der Abt“ (1784) schließt sich stofflich an ein altes englisches Gedicht in Percys Sammlung („King John and the abbot of Canterbury“) an, ist aber in Form und Ausführung Bürgers ureigenstes Werk, wie oft auch die Geschichte in der novellistischen und Schwank-Literatur früherer Jahrhunderte verwertet sein mag. Der köstliche Humor des Dichters setzt uns hier um so mehr in Erstaunen, wenn wir bedenken, daß Bürger dieses Gedicht kurze Zeit nach dem Tode seiner ersten Frau schrieb. An englische Balladen hielt er sich auch in „Der Bruder Graurock und die Pilgerin“ (1777. Nach „The friar of orders gray“) in „Graf Walther“ (1789. Nach „Child Waters“) und in der „Entführung“ (1777. Nach „The Child of Ell“). In dem letztgenannten Gedichte kam er seinem Ideal von veredelter, lebendiger, darstellender Volkspoesie, seiner eigenen Ansicht nach, sehr nahe. Indessen meinte er, steht dieses Gedicht, wie auch die Lenore, nur halb auf dem Papier, die andere Hälfte müsse der Rhapsodist durch Deklamation hinzufügen.

Am wenigsten gelungen erscheint die langatmige, stofflich indirekt auf eine Novelle Boccaccios (Decamerone IV. 1) zurückgehende Ballade „Lenardo und Blandine“ (1776). Sie entstand, mit Ausnahme einiger Strophen, an einem einzigen Tage, und Bürger nannte sie „den stärksten Ausfluß seiner poetischen Lendenkraft“, „die Königin nicht nur aller seiner, sondern auch aller Balladen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“; in sprachlicher Korrektheit, an Kraft und Würde des Ausdrucks steht „Lenardo und Blandine“ jedoch hinter den früher erwähnten Gedichten weit zurück.

Eine aparte Stellung unter den Balladen nimmt „Das Lied vom braven Mann“ (1777) ein. Es gründet sich auf einen Vorgang, der sich 1776 zu Verona abspielte, und von welchem Bürger aus Marmontels Poetik Kenntnis hatte. Der stark oratorische Charakter des Gedichtes erklärt sich daraus, daß es als Rede gedacht ist. Bürger selbst trug es zur Verherrlichung einer maurerischen Guttat 1777 in der Loge zum goldenen Zirkel in Göttingen vor.

Erwähnen wir schließlich noch den „Ritter und sein Liebchen“ (1775), „Des armen Suschens Traum“ (1773. Von Bürger in seiner Ästhetik als Beispiel einer „echten lyrischen Romanze“ mitgeteilt), „Die Kuh“ (1782. „Ein wahrer und nur für das Bedürfnis der Poesie umgearbeiteter Stoff“) und „Das Lied von Treue“ (1788. Nach einer französischen Version des Romans von

Triſtan und Iſolde), ſo haben wir die bedeutendſten Schöpfungen Bürgers auf dieſem Gebiete Revue paſſieren laſſen. Sie zeigen eine koloſſale poetiſche Kraft und unnachahmlichen Schwung der Begeiſterung; obgleich faſt einundeinhalb Jahrhunderte vorübergegangen ſind, ſeit ſie geſchrieben wurden, leben ſie noch fort in der Erinnerung des Volkes, für welches ſie beſtimmt waren. Alle dieſe Balladen ſollten von einem großen, volksmäßigen, epiſchen Gedichte übertroffen werden, mit deſſen Plan ſich Bürger in den 70er Jahren wiederholt beſchäftigte, und deſſen Held aller Wahrſcheinlichkeit nach Friedrich der Große werden ſollte. Allein er führte ihn ebenſowenig aus, wie jenen einer bürgerlichen Tragödie, auf welchen er in ſeinem Leben oft zurückkam, deſſen Nichtzuſammenkommen wir jedoch angeſichts des Mangels dramatiſcher Anlagen nicht ſehr beklagen müſſen.

Neben den Balladen pflegte Bürger beſonders in der Jugendzeit das anſpruchsloſere lyriſche Genre. In dieſem konnte ſeine kraftvolle Individualität allerdings nicht ſo zum Ausdruck kommen, wie in jenen, aber das Ungezwungene im Tone und in der Sprache, die geſunde Sinnlichkeit in Auffaſſung und Ausdruck, die Gewandtheit in der Verstechnik haben Bürgers Jugendgedichten ſchon frühzeitig zu großer Beliebtheit verholfen, und viele von ihnen ſind, von trefflichen Komponiſten (Weiß, J. A. P. Schulz, Benda u. a.) in Muſik geſetzt, zu Volksliedern geworden. Die Anregung entnahm Bürger nur ſelten ſeinem eigenen Seelenleben. Er empfing ſie in der Regel von fremden Muſtern, die dann freilich unter ſeinen Händen eine weſentlich andere Geſtalt annahmen. Meiſt hielt er ſich an Gedichte von damals beliebten franzöſiſchen und engliſchen Dichtern. So iſt Bernards „Hameau" das Vorbild des „Dörfchens", über welches Leute wie der gute alte Gleim in wahre Verzückung gerieten. „Dieſes Dörfchen, mein lieber Herr Bürger," ſchreibt er ihm, „wenn ich König wäre, machte, daß ich ein ſolches Dörfchen in meinem ganzen Königreiche ſuchen ließe, mit Ihnen darin zu wohnen" ꝛc. „Die beiden Liebenden" ſind nach Rochon de Chabannes, „Das vergnügte Leben" nach Grécourt, „Adeline" und „Das harte Mädchen" nach Parnell, Das „Lied" (II. Bd., S. 30), nach Congreve. Hin und wieder ſchöpfte er auch aus entlegeneren Quellen, immer aber verſtand er es, den Stoff originell zu geſtalten.

Bisweilen veranlaßten ihn übermütige Laune und Lebensfreudigkeit, ſich ſogar im burlesken Tone zu verſuchen. Unter den Gedichten dieſer Art gebührt der erſte Platz der 1770 entſtandenen,

später umgearbeiteten „Ebentheyerlichen doch wahrhaftigen Historia von der wunderschönen, durchlauchtigen kaiserlichen Prinzessin Europa", in welcher er den Bänkelsängerton der Balladen jener Zeit sehr witzig parodiert. Für den 1777 erschienenen Einzeldruck bot ihm Dieterich ein Honorar von vier Dukaten. „Fortunens Pranger", „Die Menagerie der Götter", das „Zechlied" und „Frau Schnips" sind ihr als geistig verwandte, kleinere Gegenstücke zur Seite zu stellen. Das letztgenannte Gedicht (nach „The wanton wife of Bath" in Percys Sammlung) gilt als das erste Beispiel humoristischer Behandlung der Ballade in Deutschland. Der freie Ton der „Frau Schnips" erregte den Unwillen der geistlichen Kreise in hohem Maße und war die Ursache mancher Unannehmlichkeiten für den Dichter.

In den Jahren seiner tragischen Leidenschaft für Molly wird diese der alleinige Gegenstand seines Sinnens und Dichtens. Wie in den Balladen, so ist Bürger auch in den Mollyliedern unübertroffen. Nun bedurfte er keiner Anregung von fremder Seite mehr. Die Vorgänge, an welchen er selbst in so hohem Maße beteiligt war, boten ihm in Hülle und Fülle Stoff zu poetischem Schaffen. In seinem eigenen, von Liebe erfüllten und von Schmerz durchwühlten Herzen fand er nun Veranlassung genug zu heiteren Liebesliedern und zu ergreifenden Klagen. Wir haben einzelne von Bürgers Mollyliedern bereits oben erwähnt. Sie alle zeichnen sich durch Tiefe der Empfindung, tadellose Formvollendung und eine seltene Gewalt der Sprache aus. Formell und inhaltlich am höchsten steht wohl die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte" (1776), der unstreitig einer der ersten Plätze unter den Liebesgedichten der Weltliteratur zukommt. Was er für die „Höchstgeliebte seiner Seele" empfand, hat er in späteren Jahren in dem „Hohen Liede von der Einzigen" zusammengefaßt. Mit der Idee zu diesem beschäftigte sich Bürger bereits kurze Zeit nach Mollys Tode. „Meine Kraft ist dahin," schrieb er damals an Boie, „was mir noch übrig ist, das will ich zur Verherrlichung meiner Unvergeßlichen zusammenraffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten." Er ließ die Idee jedoch fallen, und die große, über vierhundert Verse umfassende Hymne wurde erst im Winter 1788/89 unter Schlegels Mithilfe ausgearbeitet. Bürger hielt sie für sein vollendetstes Meisterstück und „spiegelte sich darin so gern wie Narziß in seiner

Quelle", was jedoch nur daraus zu erklären ist, daß er selbst den Maßstab, den er in früheren Jahren an seine Dichtungen zu legen pflegte, schon verloren hatte. Die unbefangene Kritik vermißt in dem langatmigen Gesange ein gut Teil der Kraft des Ausdrucks, der Empfindung, wie auch der sprachlichen Gewandtheit seiner früheren Dichtungen.

Die Erinnerung an Molly lebt auch in den zwölf Sonetten fort, welche Bürger in demselben Winter dichtete. Das Sonett findet sich in der deutschen Lyrik des XVII. Jahrhunderts ziemlich häufig, war jedoch seit den Zeiten Gottscheds fast ganz aus der Mode gekommen. Bürger war der erste, welcher sich wieder an dieses schwer zu behandelnde Versmaß wagte. Sein unmittelbares Vorbild war Petrarca, den er damals, dem Beispiel seines jungen, für romanische Poesie begeisterten Freundes Schlegel folgend, neuerdings mit Interesse las. Wie formvollendet die Sonette jedoch auch sein mögen, so gebührt ihnen doch nur ein untergeordneter Platz in den Werken des Volksdichters Bürger. Der gewandte Reimdrechsler, welcher seine poetische Begeisterung in die Zwangstiefel des südlichen Metrums preßte, war nicht mehr derselbe, welcher einst für die Natürlichkeit in der Poesie so energisch eingetreten war.

An dieser Stelle sei auch einiger größerer Gedichte gedacht, welche den letzten Lebensjahren Bürgers ihre Entstehung verdanken. Es sind das Fragment „Bellin", eine freie Bearbeitung der Giocondo-Episode aus dem 18. Gesange von Ariostos „Orlando furioso" (1789), die Epistel Heloisens an Abelard „Frei nach Popen" (1791/92), deren letzte Verse er zu einer tiefempfundenen Klage über sein eigenes Geschick gestaltete, und ihr graziöseres Gegenstück, „Die Königin von Golkonde" (1793), eine gelungene Versifikation der Erzählung des Marquis de Boufflers. Eine schon 1781 auf den Rat des oldenburgischen Arztes Gramberg begonnene Bearbeitung von Rollenhagens „Froschmäusler" blieb auf unbedeutende Anfänge beschränkt.

Nach dem Jahre 1780 fand Bürger immer seltener die Stimmung zu der Ausarbeitung eines größeren Gedichtes. Um so zahlreicher werden die Epigramme, in welchen er seinem Groll über die ihn umgebenden Verhältnisse in drastischer, mitunter sehr treffender Weise Ausdruck gibt. Rücksichtslos tadelt er darin die Schwächen der Menschheit im allgemeinen und einzelner Klassen insbesondere. Zugleich waren ihm die Epigramme willkommene Lückenbüßer für den

Musenalmanach, in welchem sie meist mit Chiffren (Anonymus, Fr., Menschenschreck, U., Urfey, X) unterzeichnet erschienen.

* * *

Bürger veröffentlichte seine Gedichte mit wenigen Ausnahmen zuerst im Göttinger Musenalmanach, welchen er seit 1778 selbst herausgab. Die Redaktionstätigkeit, für welche er, wie erwähnt, das für seine Zeit sehr bedeutende Honorar von 500 Reichstalern jährlich bezog, war keineswegs eine leichte Arbeit. Da Bürger eine Ehre darein setzte, daß der Musenalmanach nur gute poetische Beiträge enthalte, sah er sich genötigt, den massenhaft einlaufenden „Schofel" zum großen Teile einer Überarbeitung zu unterziehen, und wenn das vorhandene Material nicht hinreichte, mußte er selbst so viele Nummern hinzudichten, als zur Ausfüllung der Bogenzahl nötig waren. So ist es ihm gelungen, den Musenalmanach zu einer der angesehensten Publikationen der damaligen Zeit zu gestalten, und ihm eine ungewöhnliche Verbreitung (in den ersten Jahren ca. 5000 Exemplare) zu sichern. Die ausgebreitete Korrespondenz, welche mit der Redaktion verbunden war, sowie kleine Reibungen mit Goeckingk und Voß, welche eine ähnliche Unternehmung leiteten und in ihm einen Konkurrenten sahen, trugen anfangs nicht dazu bei, ihm seine Tätigkeit als Redakteur des „Schofel-Archivs" lieb zu machen, und er hat seinem Unwillen über dieselbe in Briefen und Gedichten häufig in charakteristischer Weise Ausdruck gegeben (man vergl. die „Fürbitte eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers eines Musenalmanachs." II. Bd., S. 65). Dennoch hat er die Herausgabe bis zu seinem Tode fortgeführt, was in seinen intimen Beziehungen zu dem Verleger Johann Christian Dieterich seinen Grund hatte. Obwohl der Dichter diesen in seinen Briefen in seiner komisch-derben, oft recht unsanften Weise zu necken pflegte und ihm die seltsamsten Titulaturen beilegte, besaß er in ihm doch einen wahren Freund, der ihn aus mancher Geldverlegenheit erlöst und in seinen letzten Tagen buchstäblich vor dem Hungertode gerettet hat.

Bei Dieterich erschienen auch die beiden Ausgaben, in welchen Bürger dem Publikum seine Gedichte gesammelt vorlegte. Die erste Ausgabe erschien 1778 in einem Bande. Welches bedeutenden Ansehens sich der Dichter bereits damals erfreute, beweist die vorangedruckte Liste der Subskribenten, welche an 2000 Namen zählt. Da Bürger erst während der Zurichtung zum Drucke erkannte, daß

seine Gedichte nicht hinreichten, um die vereinbarte Zahl von Druckbogen zu füllen, schrieb er in letzter Stunde noch manches treffliche Gedicht, dem man die Eile der Konzeption nicht ansieht. So entstand das populäre Lied „Liebeszauber", welches ihm um Mitternacht einfiel und „in continenti auch zu Papier gebracht wurde". Die Ausgabe enthielt im ganzen 64 Nummern, also nur einen kleinen Teil dessen, was wir heute als poetisches Vermächtnis Bürgers besitzen, und war mit 8 Kupfern von Daniel Chodowiecki (1726 bis 1801), dem klassischen Illustrator Deutschlands, geziert. Von diesen war Bürger sehr befriedigt, nur das Titelbild, welches einen Harfenisten in einer Allongeperücke darstellte, gefiel ihm nicht. Da man den „alten Philister" allgemein für sein Porträt hielt, wurde er von jüngeren Musensöhnen, die ihn nicht persönlich kannten, in der Folge häufig „Vater" tituliert, was ihn nicht wenig erheiterte. Bürger bezog für diese Ausgabe ein Honorar von 800 Reichstalern. Der Umstand, daß noch in den Jahren 1778 und 1779 mehrere unbefugte Nachdrucke erschienen, mag das Erscheinen von Bürgers bereits 1777 begonnenem „Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern" beschleunigt haben (in Boies „Deutschem Museum" November 1779). Die von ihm angeratenen Maßregeln waren der Beachtung in jener Zeit gewiß würdig, aber seine Stimme verhallte ziemlich ungehört.

Die zweite Ausgabe, welche bereits 1783 angekündigt worden war, wurde 1789 in zwei Bänden und in ungleich vornehmerer Ausstattung als die erste ausgegeben. Die Subskription war schon 1784 eröffnet worden, hatte jedoch nicht denselben Erfolg wie im Jahre 1778. Es meldeten sich nur 493 Subskribenten. Die Verzögerung im Erscheinen der Ausgabe trug Bürger von verschiedenen Seiten Vorwürfe ein. Einen allzu verwegenen Mahner im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung hat er energisch zurechtgewiesen. Die beiden Bände sind mit von Meil gestochenen Ziertiteln, dem Bildnisse Bürgers von Riepenhausen und zehn, zum größten Teile aus der ersten Ausgabe herübergenommenen Kupfern zu den Gedichten (von Meil und Chodowiecki) geschmückt. Sie enthalten außer den 64 Nummern von 1778 noch weitere 80, mithin im ganzen 144 Gedichte. Zur Zeit, als diese Ausgabe erschien, herrschte eine vorübergehende Spannung zwischen Bürger und Dieterich, welche darauf zurückzuführen ist, daß dieser sich mit Elise schlecht vertrug. Wie er sich mit Bürger über den Ertrag einigte, ist nicht bekannt.

Wie bei der ersten Ausgabe, so dürften ihn auch bei dieser die Nachdrucker viel geschädigt haben.

Bürger stand damals im Zenith seines Dichterruhmes. Für die Verehrung, mit welcher die jüngere Dichtergeneration zu ihm emporblickte, ist ein 1789 verfaßtes Gedicht des Romantikers Novalis (Friedrich v. Hardenberg, 1772—1801) bezeichnend, worin dieser seiner Bewunderung für Bürger Ausdruck gibt und ihn anfleht, nur einmal des Jahres seiner zu gedenken.

Im Jahre 1791 wurde Bürger sogar als Instanz in einem poetischen Wettstreite angerufen. Sein ausführliches Gutachten erschien 1793 unter dem Titel „Aktenstücke über einen poetischen Wettstreit, geschlichtet auf dem deutschen Parnaß" (Berlin, in Kommission bei Friedrich Maurer. — Mit Nennung der Namen als „Eine humoristische Sängerfehde, entschieden durch G. A. Bürger", Berlin 1874). Im Vollgefühle seiner poetischen Autorität arbeitete er in ebendemselben Jahre 1791 auch eine „Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten" aus, welche mit dem Titel „Hübnerus redivivus" erst nach seinem Tode an die Öffentlichkeit gelangte. (G. A. Bürgers Akademie der schönen Redekünste, fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. I. Band 4. Stück 1797.) Der zweite Name dieser Schrift weist auf Tobias Hübner (1577—1636) hin, welchem man die Erfindung der Versbildung nach betonten Silben zuschreibt. Die Arbeit Bürgers teilt mit allen ähnlichen den Fehler, daß ihr Studium den Mangel natürlicher Anlagen auch nicht zum kleinsten Teile zu ersetzen vermag.

Neben vielen günstigen Beurteilungen erfuhr die zweite Ausgabe der Gedichte auch einige sehr abfällige. Unter den letzteren verdient besonders eine Beachtung, weil ihr Verfasser kein geringerer ist als Schiller. Sie erschien anonym in Nr. 13 und 14 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 15. und 17. Januar 1791. Der gehässige Ton, in welchem sich der um 12 Jahre jüngere Dichter des „Don Carlos" darin gegen Bürger wendete, befremdet um so mehr, als jener vor allen anderen berufen schien, die Vorzüge von Bürgers Muse anzuerkennen. Unwillkürlich fragt man nach einem persönlichen Grunde von Schillers Animosität, allein ein solcher ist nicht bekannt. Noch 1789 standen die beiden Dichter im besten Einvernehmen miteinander, und als Bürger in diesem Jahre nach Weimar kam, scheint ihm Schiller weit liebenswürdiger begegnet zu sein als Goethe. „Er hat gar nichts Ausgezeichnetes in seinem Äußeren und

in seinem Umgang," schreibt er mit Bezug auf Bürger am 30. April an seine spätere Frau, „aber ein grader, guter Mensch scheint er zu sein ... Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen." Sie verabredeten damals „einen kleinen Wettkampf der Kunst zu gefallen", der darin bestehen sollte, daß beide ein bestimmtes Stück von Virgils Aneide in verschiedenen Versmaßen übersetzten. Zu einer Ausführung dieser Verabredung scheint es indes nicht gekommen zu sein. Zum Teile kann man Schillers Beurteilung allerdings aus den Gegensätzen erklären, welche zwischen seinen und Bürgers Ansichten über die Poesie und ihre Zwecke herrschten. Schiller, der nur in dem Schönen, Erhabenen den Gegenstand der Dichtkunst sah, vermißte bei Bürger, dessen Gottheit und Vorbild die Natur war, die Idealisierung und Veredelung des Stoffes. Bürgers gesunde Sinnlichkeit scheint ihm einen gemeinen Zug zu tragen, seine Gedichte hält er nicht für poetisch empfunden; er weiß unter allen Bürgerschen Gedichten beinahe keines zu nennen, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. Wie hart Bürger eine solche Herabsetzung empfinden mußte, läßt sich denken. Er, dessen einziges Streben seit 20 Jahren gewesen, ein echter Volksdichter zu sein, dessen Balladen und Lieder längst volkstümlich geworden waren, sollte nun hören, wie man in seinen besten Gedichten fast keinen einzigen Vers unkorrigiert ließ. Er erwiderte in Nr. 46 desselben Blattes mit einer „Vorläufigen Antikritik und Anzeige", ein Schritt, den er später bereute, da er zu der Einsicht kam, daß in der Apathie gegen derartige Angriffe eine Würde liege, deren Gefühl süßer sei als alle Siege über den Gegner, auch in der gerechtesten Fehde. („Über mich und meine Werke, Materialien zu einem künftigen Gebäude", aus Bürgers Nachlaß von Althof in seine Biographie des Dichters aufgenommen.) Von Schillers Seite folgte nun eine „Verteidigung gegen obige Antikritik", worin er seiner Enttäuschung darüber Ausdruck gab, daß Bürger seiner Kritik keine sachlichen Einwände, sondern nur „Autorität, Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pathetische Apostrophen und lästige Tiraden" entgegengesetzt habe. Übrigens lüftete Schiller auch diesmal sein Inkognito nicht — ein Umstand, der seinem ganzen Vorgehen einen hämischen Charakter verleiht. Bürger erwiderte nun nicht mehr, sondern machte seiner Verbitterung in einigen satirischen Gedichten und scharfen Epigrammen Luft („Der

Vogel Urselbst", „Über Antikritiken", „Unterschied"), die in den nächsten Jahrgängen des Musenalmanachs erschienen. Manche dieser Ausfälle treffen neben Schiller auch andere Kritiker, welchen Bürger für abfällige Besprechungen Revanche schuldig zu sein glaubte.

Um so eifriger übte er jedoch in der folgenden Zeit die Feile an seinen Gedichten. Seit 1789 trug er sich mit dem Gedanken, der Nachwelt seine Gedichte in einer tadellosen dritten Ausgabe vorzulegen, in welche nur seine besten Werke in sorgfältig korrigierter Form Aufnahme finden sollten. Die Ankündigung dieser Ausgabe erschien bereits im Oktober 1789 in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, allein die Subskribenten ließen diesmal über Gebühr lange auf sich warten. Trotzdem arbeitete er rastlos an den Vorbereitungen zur Drucklegung. Die „Nachtfeier der Venus" erlebte damals ihre letzte Umarbeitung. Es war nunmehr schon die vierte Form, in welche Bürger dieses Gedicht goß, an welchem er seit 1767, wie er meinte verbessernd, herumfeilte, und an dem auch schon Ramler und andere korrigiert hatten. Die letzten durch Schillers Kritik veranlaßten Änderungen hat der Dichter überdies in einem umfangreichen Aufsatze gerechtfertigt („Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus", aus seinem Nachlaß herausgegeben von Reinhard). Derselbe liegt nur als Fragment vor, geht aber in der Silbenstecherei unstreitig zu weit. Auch sein Lieblingswerk, das hohe Lied, an welchem Schiller manches bemängelte, entschloß er sich umzuarbeiten, und viele seiner älteren Gedichte, welche in ihrer früheren Form von Mund zu Munde gingen, veränderte er zu ihren Ungunsten. So „verbesserte" er „das Mädel, das ich meine" in „die Holde, die ich meine", weil Schiller zu dem Worte „Mädel" ein ? gesetzt hatte. Der ganze ursprüngliche Zauber ging dadurch verloren. Bei alledem zog sich das Erscheinen der versprochenen dritten Ausgabe aus den verschiedensten Gründen immer mehr hin. Wie bei der zweiten Ausgabe liefen auch jetzt mahnende Erkundigungen ungeduldiger Subskribenten ein, und dies bewirkte, daß Bürger schließlich an dem Unternehmen selbst die Lust verlor. Andere widrige Umstände traten hinzu, und so war es ihm nicht vergönnt, den Lieblingsplan seiner letzten Jahre verwirklicht zu sehen. Die „Prachtausgabe" der Gedichte erschien erst 1796 von Karl von Reinhard herausgegeben, welchen wir bereits gelegentlich der dritten Ehe des Dichters erwähnt haben.

VI.

Die Art, wie Bürger die Vorlagen seiner Gedichte benutzte, zeigt deutlich, daß er kein erfindender Geist war. Selten nahm er den Stoff aus seiner eigenen Erfahrung oder aus seinem eigenen Innenleben, in der Regel lehnte er sich mehr oder weniger getreu an ein vorhandenes Muster an, welchem er dann allerdings den Stempel seiner Individualität in solchem Maße aufdrückte, daß er es zu einem neuen originellen Werke umschuf. Am meisten abhängig erscheint er von der englischen Volkspoesie. Der Balladendichter Bürger wäre, wie schon erwähnt, ohne Percys Sammlung nahezu undenkbar. Sein schöpferisches Verdienst liegt in der Art der Behandlung und in der Gestaltungskraft, in welcher ihm kein anderer gleichkam.

Die Arbeiten, welche gewöhnlich als Bürgers „Übersetzungen" bezeichnet werden, sind zum großen Teile freie Bearbeitungen. Trotzdem haben sie insgesamt einen verhältnismäßig geringen poetischen Wert. Als korrekte Übertragungen des Originals kommen sie schon deshalb nicht in Betracht, weil Bürger keine so schmiegsame Übersetzernatur war, wie etwa sein Freund Voß, andererseits aber fehlte es ihm auch an der nötigen philologischen Schulung, was zur Folge hatte, daß sich manche sinnstörende sprachliche Unrichtigkeiten eingeschlichen haben. Für die Art, wie der Dozent Bürger über die Aufgaben der gelehrten Forschung dachte, ist der folgende Satz in einer seiner Abhandlungen bezeichnend. „Ich weiß nicht," sagt Bürger, „ob dasjenige, was ich sagen werde, schon irgendwo gesagt ist. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deshalb alle die dicken Bücher durchlesen." Als Werke Bürgers aber nehmen diese Arbeiten nur einen untergeordneten Platz ein, weil er dennoch zu sehr an seine Vorlage gebunden war, um seiner Individualität unbehindert die Zügel schießen zu lassen.

Der Student Bürger hatte im Verkehr mit Klotz eine leidenschaftliche Vorliebe für die klassischen Dichter gefaßt, wie seine damalige Beschäftigung mit dem „Pervigilium Veneris" beweist. Allein schon zu derselben Zeit begann er sich auch mit dem Plane einer weit größeren Arbeit zu tragen, auf welche er im Laufe der nächsten 15 Jahre wiederholt zurückkam, und die seinem Talente eine Richtung zu geben drohte, welche bei Bürgers Anlagen gewiß als eine verfehlte zu bezeichnen ist. Wir meinen die Homer-Übersetzung. Mit dem Gedanken einer solchen tritt er zum ersten Male 1769 an die Öffentlichkeit, indem er seinem Gesuche um Aufnahme

in die deutsche Gesellschaft zu Göttingen (am 14. Februar) eine Probeschrift des Titels: „Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homer" beilegte. In diesem Aufsatze (veröffentlicht erst 1884 im Archiv für Literaturgeschichte) verfocht er in selbstbewußtem Tone die Ansicht seines Lehrers Klotz, daß man den Homer in Prosa übersetzen müsse. Schon der Schweizer Dichter Breitinger hatte sich in seiner kritischen Dichtkunst (1740) hierfür energisch eingesetzt. So wandte sich auch Bürger heftig gegen die Wiedergabe in Hexametern, und legte den Hauptwert darauf, daß sich der Übersetzer kräftiger und edler, wenn auch veralteter Ausdrücke bediene, um so der Altehrgewürdigkeit des Originals möglichst nahe zu kommen. Der unbescheidene Tenor seines Schreibens und das selbstbewußte Auftreten des jungen Kampfhahnes nahm zwar einige bejahrte Mitglieder der Gesellschaft gegen ihn ein, schließlich aber pflichtete man Kästner bei, welcher sagte, daß ihm ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, lieber sei als einer, der aus Mangel an Luft dürr stehe, und bewilligte die Aufnahme. Den in dieser Probeschrift geäußerten Grundsätzen blieb Bürger zum Teile treu, als er zwei Jahre später (1771) in Klotz' Deutscher Bibliothek 425 Verse aus der I. und 94 Verse aus der IV. Rhapsodie der Ilias übersetzte, welchen er neuerliche „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer" voranschickte. In manchen Stücken hatte er seine Ansicht, beeinflußt durch das mittlerweile gepflegte Studium der Schriften Herders, allerdings geändert. So war er von dem Plane einer Wiedergabe in Prosa abgekommen. Da der Zweck seiner Arbeit vornehmlich darin liege, das ausländische Werk in ein deutsches zu verwandeln, aus dem griechischen Homer einen deutschen zu machen, glaubte er nunmehr auch einen deutschen Vers verwenden zu müssen und wählte den fünffüßigen Jambus als das „einzig wahre, echte, natürliche, heroische Metrum unserer Sprache".

Es kann nicht bezweifelt werden, daß der fünffüßige Jambus der einzige Vers war, welcher neben dem Hexameter zu einem solchen Zwecke in Betracht kam, und daß derselbe sich dem rhythmischen Gefühl des Deutschen viel besser anschmiegt als jener. Keineswegs aber wird ein so eintöniges Gedicht wie die Ilias durch den Jambus an Lebhaftigkeit gewinnen, und noch weniger wird es der Vers bewirken können, daß das griechische Gedicht zu einem volkstümlichen deutschen werde. Die „Griechheit" ließ sich nun einmal nicht in

„Teutschheit" umwandeln, wie sehr Bürger sich auch bemühte. Die Teilnahmslosigkeit des Publikums und Ablenkungen verschiedener Art waren die Ursache, daß er den stolzen Plan, seinem Volke einen „teutschen Homer" zu schenken, vorläufig fallen ließ.

Erst 1776 veröffentlichte er abermals ein Fragment der V. Rhapsodie seiner Ilias in Jamben (Boies Deutsches Museum. 1. Stück. Januar 1776). In einem kurzen Prologe fragte er das deutsche Publikum, ob es einen solchen Homer verlange? Denn nimmer würde er sich einer so mühevollen und langwierigen Arbeit unterziehen, wenn er nicht auf Erkenntlichkeit der sachverständigen Kreise rechnen dürfe. Die Antwort kam von kompetenter Stelle, aus Weimar. Das Februarheft des Deutschen Merkur enthielt die „Diesseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Übersetzung des Homer". Goethe, seine Freunde und der weimarische Hof zeigten darin den lebhaftesten Anteil an seinem Vorhaben und boten ihm, wenn er sich entschließe, das Werk zu vollenden, ein Geschenk von 65 Louisdor, wovon 50 auf die regierende Familie entfielen. Daß es gerade Goethe war, der solches Interesse an seinem Plane bekundete, erfüllte Bürger mit stolzer Freude. Stellte er doch den Dichter „des Götz von Berlichingen" als den „deutschen Shakespeare" hoch über alle Zeitgenossen, welche mit ihm um die Palme der Dichtkunst stritten. Goethe selbst hat Bürgers Enthusiasmus nie in gleich rückhaltloser Weise erwidert, obwohl auch in seinen frühen Briefen an ihn ein kollegialer, herzlicher Ton herrscht. Angefeuert durch die Aufmunterung arbeitete Bürger nun mit Eifer an seinem Homer. Die Übersetzung des VI. Gesanges erschien noch 1776, von Goethe durchgesehen, in Wielands Deutschem Merkur.

Durch sein „jambisches Beginnen" hatte Bürger jedoch den Zorn der Anhänger des Hexameters, vor allem Klopstocks heraufbeschworen und sich mannigfache Anfeindungen zugezogen. Er sah sich genötigt zu polemisieren und seinen Standpunkt wiederholt mit Nachdruck darzulegen. Die Konkurrenz mit dem jüngeren Grafen Stolberg, welcher 1776 die erste Probe seiner Übersetzung der Ilias in Hexametern veröffentlichte (man vgl. das Gedicht I. Bd. S. 208 ff.), mag das Ihrige dazu beigetragen haben, daß Bürgers Homerbegeisterung damals erlahmte. Hatte er kurz vorher den Homer für ein „Wunder Gottes" erklärt, ihm zuliebe sein Amt niederlegen wollen, und über die geplante Übersetzung mit dem Verleger Weygand in Leipzig bereits einen Kontrakt abgeschlossen, so bemühten sich die Gönner seiner

Idee jetzt vergebens, ihn zur Fortsetzung seiner Arbeit zu bewegen. Obwohl den 65 Louisdor weitere 51 folgten, warteten die Pränumeranten in Weimar Jahr um Jahr vergebens auf Bürgers „Teutsche Ilias". Eine Spannung zwischen ihm und Goethe war unter solchen Umständen nichts Überraschendes. In ihren seltenen Briefen ist bald keine Spur der alten Vertraulichkeit mehr zu finden, und schließlich tritt eine völlige Entfremdung zwischen ihnen ein.

Erst im Jahre 1781 kam Bürger durch das Erscheinen einer neuen Auflage von Stolbergs Ilias und der hexametrischen Odyssee von Voß zu der Einsicht, daß sein früheres Vorhaben ein eitles gewesen, und er beschloß, sich zum Hexameter zu bekehren. Er goß zunächst alles, was er bisher in Jamben übersetzt hatte, in das neue Versmaß um (erschienen 1784 im 1. Bd. von Goeckingks Journal von und für Deutschland). Die Weimarer Subskribenten waren über diese neue Wendung der Dinge nicht wenig erstaunt. Trotzdem prophezeite ihm Gleim, daß er mit dieser Arbeit mehr als 100000 Taler verdienen werde. Bürger scheint daran nicht geglaubt zu haben, denn er ließ auch dieses neue Unternehmen alsbald fallen; und er hat seit 1784 überhaupt nicht mehr am Homer gearbeitet.

Obwohl er sich seines den Weimaranern gegebenen Versprechens, sowie der empfangenen 116 Louisdor wohl erinnerte, wagte es Bürger 1789 bei seinem unterdessen zu hohen Würden emporgestiegenen „ci-devant Duz-Bruder in Apoll" in Weimar vorzusprechen. Ohne Zweifel glaubte er in seiner naiven Gutmütigkeit, daß die beiderseitige Freude über die Begegnung das Eis rasch zum Schmelzen bringen werde. Allein er hatte sich getäuscht. Nachdem Goethe ihn eine geraume Zeit hatte antichambrieren lassen, empfing er ihn kühl und fragte ihn — nach der damaligen Frequenz der Göttinger Universität. Bürger war über diesen Mangel an Herzlichkeit entrüstet, empfahl sich baldigst (wobei Goethe mitten im Zimmer stehen blieb) und dichtete auf dem Heimwege das bekannte Epigramm (II. Bd. S. 65). Auch Schiller und Wieland besuchte er damals. Bei letzterem dürfte sein Empfang indes auch kein besonders herzlicher gewesen sein. Die viele Zeit, welche er auf den Homer verwendet hatte, reute Bürger in späteren Lebensjahren, und er konnte zu seiner Rechtfertigung nur sagen, daß „nicht sowohl Ehre als Finanzerey" die Muse gewesen sei, die ihn dazu veranlaßte.

In das Jahr 1776 fällt Bürgers vorübergehende Beschäftigung mit Virgils Aneis. Sie entsprang den wenigen frohen Tagen,

welche er damals mit Gleim in Halberstadt verlebte. Wenn Bürger sich diesmal des Hexameters bediente, so geschah es, um seinem Rivalen Stolberg zu zeigen, daß er auch dieses Versmaß beherrsche. Diesen Hexametern konnte selbst Voß seine Anerkennung nicht versagen. Er ließ das Fragment „Dido. Ein episches Gedicht aus Virgils Aneis gezogen" im April 1777 anonym in Boies Deutschem Museum erscheinen und datierte sogar die Vorrede aus Bamberg, um jeden Verdacht der Autorschaft von sich abzulenken.

Unter den modernen Literaturen interessierte Bürger vor allen die englische, welche er bereits frühzeitig aus Percy und Shakespeare schätzen lernte. Wie Percy zeitlebens sein Handbuch blieb, so ist er auch stets wieder zu Shakespeare zurückgekehrt. 1783 erschien seine Macbeth-Bearbeitung, welche ihn mit Unterbrechungen seit 1777 beschäftigt hatte. Die Veranlassung zu der Arbeit ging von der Schröderschen Schauspielergesellschaft aus, welche ihn durch Boie ersuchen ließ, zuerst die Hexenscenen und später die ganze Tragödie für die Aufführung zu bearbeiten. Obwohl Bürger in seinem ganzen Leben „kaum 10 Theatervorstellungen" gesehen hatte, übernahm er diese Aufgabe, wobei ihm Schröder, um Bürgers gänzlichen Mangel an Bühnenroutine zu ersetzen, mit einer Anordnung der Scenen an die Hand ging. Allein wie so oft, erkaltete Bürgers Begeisterung für die Arbeit auch diesmal vor der Zeit. Er brachte sie erst 1782 zu Ende, als Schröder schon längst nicht mehr auf sie reflektierte. Der Dichter mußte sich nun mit der Buchausgabe begnügen, welche im Jahre darauf, mit 12 Kupfern von Chodowiecki geziert, bei Dieterich erschien. Er widmete sie seinem Jugendfreunde Johann Erich Biester in Erinnerung an die Zeiten des gemeinsam durchlebten Shakespearetaumels in Göttingen. Die Hexenscenen waren bereits in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung vom 21. Oktober 1780, allerdings in etwas abweichender Form gedruckt worden. Bürgers Macbeth steht nicht auf jener abgeklärten Höhe wie Schillers Bearbeitung, noch auch verfügte unser Dichter über die Gewandtheit in der Wiedergabe des Originals, welche die Tiecksche Übersetzung auszeichnet, doch mag er dem Geiste der Dichtung an manchen Stellen am nächsten gekommen sein.

Wenige Jahre später wurde seine Aufmerksamkeit durch die Bekanntschaft mit A. W. Schlegel von neuem auf Shakespeare hingelenkt. In dem Winter 1788/1789, in welchem Bürger fast aus-

schließlich mit seinem jungen Freunde verkehrte, begann er mit diesem gemeinschaftlich an einer Übersetzung des Sommernachtstraums zu arbeiten. Bürger beschränkte seine tätige Mitarbeiterschaft dabei auf die Übersetzung einzelner Liebesepisoden und gereimter Scenen, in welchen das Elfenwesen hervortritt, deren Grazie er jedoch nur sehr ungenügend wiederzugeben verstand. Bürgers Alexandriner halten mit Shakespeares Versen keinen Vergleich aus, und Schlegel konnte, als er später an die Revision des Textes ging, nur wenige von den Bürgerschen Wendungen beibehalten. Ein Teil der von Bürger übersetzten Verse erschien 1797 in Nr. 347 der allgemeinen Literaturzeitung. (Weiteres bei Bernays „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. Leipzig 1872.)

Wie so viele bedeutende Geister jener Zeit litt auch Bürger vorübergehend an der Modekrankheit der Ossian-Begeisterung. 1776 faßte er den Plan, die seit Goethes Werther in Deutschland so viel bewunderten Gesänge des angeblichen schottischen Barden Ossian, hinter welchem sich der irische Hauslehrer James Macpherson (1738—1796) verbarg, zu übersetzen. Seine Verdeutschung sollte alle früheren, die er durchaus ungenügend fand, weit hinter sich lassen. Obwohl Bürger sich auch dieser Arbeit anfangs mit Feuereifer hingab und ihm der Verleger Himburg in Berlin ein respektables Honorar bot, blieb sie ein Fragment (mit Ausnahme der erst aus Bürgers Nachlasse publizierten Gedichte „Komala“ und „Kath-Loda“, erschienen in Boies Deutschem Museum 6. Stück. Juli 1779). An Ossianübersetzungen sollte indes in Deuschland bald kein Mangel sein.

Der englischen Literatur entnahm Bürger zum großen Teile auch den Münchhausen, das letzte volkstümliche Werk, welches er geschaffen und durch welches er auch als Erzähler sein Talent bewiesen hat. Die erste Ausgabe erschien 1786 bei Dieterich in Göttingen mit dem fingierten Druckort London und wurde bald zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes. Wie auf dem Titelblatte vermerkt, ist das Buch „aus dem Englischen übersetzt“ und nur „hier und da erweitert“. Bürgers Name erscheint, obwohl ihm bei dieser Arbeit ein bedeutendes Verdienst zukommt, nicht auf dem Titel. Der Verfasser des englischen Buches (Baron Münchhausens Narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia) ist der Kasseler Professor Rudolf Erich Raspe (1737—1794), welcher wegen verschiedener Veruntreuungen, die er als Inspektor der Kasseler Kunstsammlungen begangen, nach London flüchten mußte, wo er

1786 eine Anzahl von Anekdoten unter dem obigen Titel publizierte. Raspes Quellen führen uns nach Deutschland zurück, wo man sie in einer Schwanksammlung (Vademecum für lustige Leute 1781) endgültig festgestellt hat. Der Held der Geschichten, der Freiherr Karl Friedrich von Münchhausen (1720—1797) lebte noch zu Bürgers Zeiten und war durch sein wahrhaft geniales Erzählertalent in ganz Deutschland bekannt. Bürger hat die siebzehn Raspeschen Geschichten in der ersten Ausgabe seines Münchhausen um acht, in der zweiten (1788) um weitere fünf vermehrt, und unter seine Zutaten, die wieder auf den verschiedensten Quellen beruhen, sind die besten und populärsten Abenteuer des Freiherrn zu rechnen, so jenes, welches erzählt, wie er Enten mit Speck fängt und sich von ihnen in die Lüfte erheben läßt, wie er Hühner mit dem Ladestock schießt, wie er sich nebst seinem Pferde am eigenen Haarzopf aus dem Moraste zieht, der Ritt auf der Kanonenkugel u. a. Der witzige und belesene Lichtenberg stand ihm bei dieser Arbeit hilfreich zur Seite. Wie für den Macbeth, so bezog Bürger auch für den Münchhausen kein Honorar, und die wenigsten seiner Leser wissen, daß er der Verfasser dieses beliebten deutschen Volksbuches ist.

Mit dem Plane einer Bearbeitung von Tausend und eine Nacht trug sich Bürger 1780 und 1781. Wir besitzen davon jedoch nicht mehr als die Ankündigung, welche in dem letztgenannten Jahre im zweiten Stück des Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Literatur (herausgegeben von Lichtenberg und Forster) erschien. Da Bürger mit Voßens gerade damals erscheinender Übersetzung des Galland nicht konkurrieren wollte, kam er von dem Plane ab, obwohl sich schon eine stattliche Anzahl von Subskribenten gemeldet hatte.

Neben den freien Bearbeitungen und Umdichtungen verfaßte Bürger auch mehrere wörtliche Übersetzungen, denen keinerlei Selbständigkeit zuzusprechen ist, und die nur um des Honorars willen unternommen wurden. So übersetzte Bürger 1770 die Novelle „Anthia und Abrokomas“ aus dem Griechischen des Ephesiers Xenophon (erschienen erst 1775). Er hoffte mit der Verdeutschung dieses „albernen Romänleins“, als dessen Übersetzer er sich gleichfalls nicht nannte, einiges Geld zu verdienen, wurde aber in seinen Erwartungen getäuscht, da ihm der Verleger Weygand — Bürger nennt ihn einen „rechten Filz“ — für den „Quark“ nur sechs Dukaten schickte.

In seinen letzten Lebensjahren hat Bürger, durch seine

finanzielle Notlage gedrängt, noch wiederholt zur Feder des Übersetzers gegriffen. So erschien 1792 bei Rottmann in Berlin „Benjamin Franklins Jugendjahre, von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben und übersetzt von G. A. Bürger", ein Buch, welches in der Folge in Deutschland große Verbreitung gefunden hat. Außerdem wissen wir, daß er für Girtanners Politische Annalen ziemlich viel aus dem Englischen, Französischen und Italienischen übersetzte, wofür jener den ganzen Ertrag seines Journales großmütig und freundschaftlich mit ihm geteilt haben soll. Auch das Schwedische erlernte Bürger noch zwei Jahre vor seinem Tode unter der Leitung des Professors F. G. Canzler (1764—1811); allein er konnte diese spät erworbenen Kenntnisse nicht mehr verwerten.

Für Girtanners Politische Annalen (I. und II. 1793) wurde auch der unvollendet gebliebene Aufsatz „Die Republik England" geschrieben, welcher nur neuerdings beweist, daß die Wissenschaft Bürgers starke Seite nicht war. Allerdings müssen wir billigerweise die geringen historischen Kenntnisse jener Zeit, sowie die äußerste pekuniäre Bedrängnis, welche ihn zu dieser Arbeit veranlaßte, in Rechnung ziehen.

Auch den kritischen Schriften Bürgers über Sprache, Literatur, Poesie und Kunst, welche zumeist schon im Laufe seiner Biographie erwähnt wurden, kommt eine verhältnismäßig geringe Bedeutung zu. Sie sind von Wichtigkeit für die Beurteilung von Bürgers Persönlichkeit und Anschauungen, übten jedoch auf die Ansichten der damaligen Zeit so gut wie gar keine Wirkung. Außer den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen besitzen wir von ihm noch einige kleinere Schriften über deutsche Sprache (über deutsche Rechtschreibung, Vorschlag zu einem deutschen Rechtschreibungsverein, über deutsche Sprache, wider die majestätische Länge, Wissenschaft des Stils, Geschäftsstil), Ansätze zu größeren Arbeiten, welche um 1782 entstanden und erst 1835 aus seinem Nachlasse in der Ausgabe von Prof. Bohtz veröffentlicht wurden. Die beiden kurzen Rezensionen III. Bd. S. 189 ff. erschienen 1786 anonym im 22. bezw. 55. Stück der Göttingischen Anzeigen für gelehrte Sachen, der unvollendete Aufsatz über Blumauers Gedichte erst 1809 im Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 125.

In hohem Grade beachtenswert sind Bürgers Freimaurerreden. Bürger war, wenn es auch bisweilen den Eindruck macht, als glaube er an höhere Mächte, und trotz der Versicherung seines

Arztes, daß er an Spuk und Gespenster geglaubt habe, doch entschieden Freidenker. In der Loge zum goldenen Zirkel in Göttingen bekleidete er von 1777 mit einer kleinen Unterbrechung bis zur Schließung derselben (1793) das Ehrenamt des „Bruder Redners". Er sprach oft, aber nur drei von seinen Reden: „Über die Zufriedenheit" (1788), „Ermunterung zur Freiheit" (1790) und „Über den moralischen Mut" (1791) (erschienen sämtlich erst nach seinem Tode) sind uns erhalten. Sie zeichnen sich durch hohen oratorischen Schwung aus und können in ihrer Art wohl als Meisterstücke gelten.

Die erste Ausgabe der „Vermischten Schriften" Bürgers schloß sich 1797—1802 der von Reinhard herausgegebenen Prachtausgabe der Gedichte in zwei weiteren Bänden an, war jedoch von Vollständigkeit noch sehr weit entfernt. 1798 erschien die erste biographische Arbeit über den Dichter aus der Feder seines langjährigen Arztes und Freundes, des Dr. Ludwig Christoph Althof. („Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürgers nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben".) Wiewohl in ihren Angaben äußerst dürftig, bildet sie neben dem ausgedehnten Briefwechsel Bürgers die Hauptquelle für den Biographen.

* * *

Es erübrigt uns nur noch einige Worte über die vorliegende Ausgabe zu sagen.

Bei der Anordnung der Gedichte legten wir, wie dies vor uns auch andere Herausgeber taten, die Ausgabe von 1789 zu grunde. Sie bildet den ersten Band. — In der „Nachlese der Gedichte" (II. Band) sind die außerhalb derselben auf uns gekommenen Gedichte, sofern es nicht unbedeutende Fragmente sind, und die Autorschaft Bürgers unbezweifelt ist, vereinigt. Spätere Umarbeitungen, welchen Bürger seine Gedichte unterzog, und durch welche dieselben nicht gewannen, blieben, abgesehen von dem einzigen Falle der „Nachtfeier der Venus" (III. Bd. S. 128) unberücksichtigt, da es sich nicht darum handelte, eine Ausgabe für Gelehrte, sondern für ein großes Publikum zu liefern. Ebensowenig nahmen wir die Bearbeitungen fremder, ihm für den Musenalmanach eingesandter Gedichte auf, da sich der Anteil des Dichters an ihnen nicht mit Sicherheit bestimmen läßt. Außerdem enthält der zweite Band den Münchhausen, ein Werk, das bisher in allen Ausgaben fehlte. Zu grunde gelegt

wurde die Ausgabe letzter Hand von 1788. — Der dritte Band bringt die Schriften zur Sprache, Literatur, Poesie und Kunst, sowie die Freimaurerreden. Von einem Abdruck des unvollendeten Aufsatzes „Die Republik England“ wurde in Anbetracht seiner literarischen und historischen Minderwertigkeit abgesehen. Ebensowenig hielten wir es für angebracht, die Kollegienhefte Bürgers (s. oben S. XXVI f.) aufzunehmen, denen heutzutage eine wissenschaftliche Bedeutung doch nicht zukommt. — Im vierten Bande endlich finden sich die Übersetzungen und dazu gehörigen Abhandlungen. Die Probeschrift Bürgers über die Übersetzung Homers, sowie die Bruchstücke der Übersetzung des Sommernachtstraums erscheinen hier gleichfalls zum ersten Male unter die Werke des Dichters aufgenommen. Bei der Homerübersetzung selbst haben wir in Anbetracht ihres geringen wissenschaftlichen Wertes und des spärlichen Interesses, welches ihr von seiten weiterer Kreise entgegengebracht wird, eine Auswahl getroffen, aus welcher indes die zweifache Art der Behandlung durch Bürger zur Genüge erhellt.

Diese Ausgabe übertrifft somit an Vollständigkeit alle früheren bei weitem und ist insbesondere die einzige, welche neben dem Dichter Bürger auch den Erzähler, Kritiker und Übersetzer gleichmäßig berücksichtigt. Möge sie ihm neue Freunde erwerben und ihn die wohlverdiente Bewunderung und Anerkennung in noch weiteren Kreisen als bisher finden lassen.

Wien, im Juni 1902.

Dr. **Wolfgang von Wurzbach.**

Den Leser, welcher sich über die Quellen der voranstehenden Einleitung, sowie über Details in Bürgers Leben und seinen Dichtungen näher unterrichten will, verweisen wir auf unser ausführliches Buch: „G. A. Bürger. Sein Leben und seine Werke“. (Mit 42 Abbildungen. Leipzig, Verlag der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.)

Inhalt des ersten Bandes.

(Die Ziffer hinter dem Titel bezeichnet das Jahr der Entstehung, sofern sich dasselbe mit einiger Bestimmtheit ermitteln ließ; die eingeklammerte Ziffer das Jahr des ersten Druckes. Die nicht von Bürger herrührenden Gedichte sind durch * kenntlich gemacht.)

Die Ausgabe der Gedichte von 1789.

Seite

Einleitung III

Seite

Erstes Buch. Lyrische Gedichte.

Die Nachtfeier der Venus (1773) . 1
An ein Maienlüftchen 1769 (1778) 8
Lust am Liebchen 1769 (1778) . . 9
Stutzertändelei 1769 (1770) . . . 10
Adeline 1770 (1778) 11
Huldigungslied 1770 (1778) . . . 12
Das harte Mädchen 1770 (1772) . 15
An den Traumgott 1770 (1772) . 16
An die Hoffnung 1770 (1773) . . 17
Herr Bacchus 1770 (1771) . . . 20
Gabriele 1772 (1774) 22
Amors Pfeil 1772 (1773) 22
Der Liebesdichter 1772 (1773) . . 22
An Agathe 1772 (1774) 24
Danklied 1772 (1773) 25
Winterlied 1772 (1773) 27
Bei dem Grabe meines guten Großvaters 1773 (1773) 28
Das Lob Helenens 1773 (1773) . . 29
Minnesold 1773 (1774) 30
An Themiren 1773 (1778) . . . 32
Die beiden Liebenden 1773 (1778) . 33
Das vergnügte Leben 1773 (1778) . 37
Der Bauer 1773 (1776) 37
Abendphantasie eines Liebenden 1776 (1777) 38
Seufzer eines Ungeliebten 1774 (1776) 39
Gegenliebe 1773 (1775) 40
An die Nymphe des Regenborns 1775 (1778) 40
Die Menagerie der Götter 1774 (1778) 41
Das neue Leben 1774 (1776) . . 43
Trautel 1776 (1777) 44
Spinnerlied 1774 (1776) 45
Ständchen 1774 (1776) 45
Das Mädel, das ich meine 1776 (1777) 46
Schwanenlied 1775 (1777) . . . 48
Die Umarmung 1776 (1777) . . . 49

Seite

Die Elemente 1776 (1778) . . . 50
Des Schäfers Liebeswerbung 1777 (1778) 52
Zechlied 1777 (1778) 53
Liebeszauber 1778 (1778) 55
Männerkeuschheit 1778 (1778) . . 56
Auch ein Lied an den lieben Mond 1778 (1778) 58
Mollys Wert 1778 (1779) . . . 60
An die Menschengesichter 1778 (1779) 60
Elegie, als Molly sich losreißen wollte 1776 (1786) 61
Himmel und Erde 1782 (1789) . . 69
Volkers Schwanenlied 1784 (1785) 69
Fortunens Pranger 1778 (1779) . 70
Muttertändelei 1779 (1780) . . . 74
Der große Mann 1779 (1780) . . 75
Geweihtes Angebinde 1779 ? (1789) 76
Die Eine 1788/89 (1789) 77
Überall Molly und Liebe 1788/89 (1789) 77
Täuschung 1788/89 (1789) 78
Für sie mein Eins und Alles 1788/89 (1789) 78
An Adoniden 1782 (1783) . . . 79
Die Unvergleichliche 1788/89 (1789) 79
Der versetzte Himmel 1788/89 (1789) 80
Naturrecht 1788/89 (1789) . . . 80
Mollys Abschied 1782 (1788) . . . 81
Das hohe Lied von der Einzigen 1788/89 (1789) 82
Verlust 1788/89 (1789) 92
Trauerstille 1788/89 (1789) . . . 93
Auf die Morgenröte 1788/89 (1789) 93
Liebe ohne Heimat 1788/89 (1789) . 94
Gesang am heiligen Vorabend 2c. 1787 (1787) 94
Ode der 50jährigen Jubelfeier 2c. 1787 (1787) 98

Seite

Lied (1788) 100
An Amalien (1788) 100
An die Bienen (1789) 101
An F. M., als sie nach London ging (1789) 102
An August Wilhelm Schlegel 1788/89 (1789) 103
Das Blümchen Wunderhold (1789) 103
Vorgefühl der Gesundheit 1789 (1789) 106

Zweites Buch. Episch-lyrische Gedichte.

Die Prinzessin Europa 1770 (1777) 108
Des armen Suschens Traum 1773 (1774) 117
Lenore 1773 (1774) 118
Der Raubgraf 1773 (1776) . . . 124
Die Weiber von Weinsberg 1775 (1777) 128
Der Ritter und sein Liebchen 1775 (1776) 130
Robert 1775 (1776) 131
Schön Suschen 1776 (1776) . . . 133
Lenardo und Blandine 1776 (1776) 134
Das Lied vom braven Mann 1777 (1778) 143
Sankt Stephan 1777 (1778) . . . 146
Der Bruder Graurock und die Pilgerin 1777 (1778) 149
Die Entführung 1777 (1778) . . 152
Frau Schnips 1777 (1782) . . . 160
Der wilde Jäger 1773/78 (1786) . 165
Untreue über alles 1779 (1780) . 171
Des Pfarrers Tochter von Taubenhain 1779 (1780) 174
Der Kaiser und der Abt 1784 (1785) 179
Die Kuh 1784 (1785) 183
Das Lied von Treue 1788 (1789) . 185
Graf Walter (1789) 190
Lückenbüßer (1789) 196

Drittes Buch. Vermischte Gedichte.

An Aristarch 1770 (1778) 197
Das Dörfchen 1771 (1772) . . . 197
Zum Spatz, der sich auf dem Saale gefangen hatte 1775 (1776) . . 199
Mamsell La Regle 1775 (1776) . . 200
Notgedrungene Epistel des ber. Schneiders J. Schere 1775 (1778) 200
Der Hund aus der Pfennigschenke 1776 (1776) 202
*Göckingk an Bürger 1776 (1777) . 203
An Göckingk 1776 (1777) 205
An Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg 1776 (1776) 208

Seite

*Antwort an G. A. Bürger 1777 (1777) 209
Prolog zu Sprickmanns Eulalia 1780 (1789) 210
Der kluge Held 1782 (1783) . . . 212
Der arme Dichter 1782 (1783) . . 212
Prometheus 1784 (1789) 213
Der Schatzgräber (1787) 213
Die beiden Maler 1783 (1784) . . 214
Der Maulwurf und der Gärtner (1789) 214
Aufgegebene Liebeserklärung an Sophien 1784 (1789) 214
Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte 1784 (1789) . . . 215
Schnick und Schnack 1784 (1785) . 215
Keine Witwe (1789) 216
Prognostikon 1778 (1779) 216
Auf einen literarischen Händelsucher 1779 (1780) 217
Gänsegeschrei und Gänsekiele (1784) 217
Verwunderung über die allezeit Fertigen 1782 (1783) 217
An Stentor unter der Predigt 1782 (1783) 217
Herr von Gänsewitz zum Kammerdiener (1781) 217
Ein Casus anatomicus (1781) . . 217
Der Edelmann und der Bauer 1782 (1783) 217
An die blinde Virtuosin Mlle. Paradies (1789) 218
An die Nymphe zu Meinberg 1785 (1786) 218
Der dunkle Dichter 1784 (1785) . . 218
Einladung 1784 (1785) 218
Kritik betreffend 1785 (1786) . . 218
Trost (1787) 218
An die Splitterrichter 1786 (1787) . 219
An einen Sittenkrittler (1787) . . 219
Vollkommener Ernst (1787) . . . 219
Als das Obige für Versündigung erklärt wurde 1787 (1789) . . 219
Bettelstolz (1788) 219
Mannstrotz (1788) 220
Mittel gegen den Hochmut der Großen (1788) 220
Advokatenprahlerei 1786 (1787) . . 220
Aruspex und Professor (1787) . . 220
Auf das Adeln der Gelehrten (1789) 220
Gute Werke (1789) 221
Bullius (1789) 221
Liebesschwur (1789) 221
Frage (1787) 221

Die Ausgabe der Gedichte von 1789.

Erstes Buch.

Lyrische Gedichte.

Die Nachtfeier der Venus.

Nach dem Lateinischen.

1.

Vorgesang.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Unter frohen Melodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie Stirn und Wang' ihm glühen,
Wie sein helles Auge lacht!
Über Saat und Kräuterrasen,
Hain und Garten schwebet er.

Sanfte Schmeichellüftchen blasen
Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit,
Und sein Süßestes versparet
Jedes Tier auf diese Zeit.
Wann das Laub ihr Nest umschattet,
Paaren alle Vögel sich.
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüte sich.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Wonneseliger und röter
Bricht uns dieser Morgen an,
Als der Bräutliche, da Äther
Mutter Tellus liebgewann;
Da ihr Schoß vom Himmelsgatten
Floren und den Lenz empfing,
Und des ersten Haines Schatten
Um die Neugebornen hing.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Als der erste Frühling blühte,
Wand, erzeugt aus Kronus' Blut,
Wand sich Venus Aphrodite,
Bei gelinder Wogenflut,
Wunderlieblich aus des grauen
Ozeans geheimem Schoß,
Angestaunet von den blauen
Wasserungeheuern, los.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

2.

Weihgesang.

Stimmt, zu Aphroditens Feier,
Stimmt ihn an, den Weihgesang!
Töne drein, gewölbte Leier!
Hall' am Felsen, Widerklang!
Morgen ziehen ihre Tauben
Sie herab in unsern Hain;
Morgen, unter Myrtenlauben,
Ladet sie zu Tänzen ein;
Morgen winkt vom hohen Throne
Uns ihr goldner Richterstab,
Und sie spricht, zu Straf' und Lohne,
Gütevolles Recht herab.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Eilt, den Thron ihr zu erheben!
Früh vollbringet ihr Gebot!
Flora soll ihn überweben,
Golden, blau und purpurrot.
Spend', o Flora, jede Blume,
Die im bunten Enna lacht!
Flora, zu der Holden Ruhme,
Spende deine ganze Pracht!

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Sie wird thronen; wir Geweihte
Werden tief ihr huldigen.
Amor thronet ihr zur Seite,
Samt den holden Grazien.
Alle Nymphen sind geladen.
Nymphen aus Gefild' und Hain,
Oreaden und Najaden
Werden hier versammelt sein.
Alle sind herbei gerufen,

Vor der Göttin Angesicht;
Mit zu sitzen auf den Stufen
Zu dem hohen Throngericht.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor.

Schon durchwallt die frohen Haine
Die berufne Nymphenschar.
Amor flattert mit; doch keine
Naht sich ihm und der Gefahr. —
Nymphen, die sein Köcher schreckte,
Wißt ihr nicht was ihm geschehn,
Daß er heut die Waffen streckte,
Daß er heut muß wehrlos gehn? —
Unverbrüchliche Gesetze
Wollen, daß sein Bogen heut
Keiner Nymphe Brust verletze. —
Aber, Nymphen, scheut, o scheut
Ihn auch nackt! Er überlistet,
Er verletzt euch Mädchen doch!
Denn den Waffenlosen rüstet
Seine ganze Schönheit noch.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Nymphen, rein wie du an Sitte,
Sendet, keusche Delia,
Sendet dir mit sanfter Bitte
Venus Amathusia!
Morgen triefe dies Gesträuche
Von des Wildes Blute nicht!
Deines Hornes Klang verscheuche
Dieses Haines Vögel nicht;
Selber wäre sie erschienen,
Selber hätte sie gefleht,
Doch sie scheute deiner Mienen,
Deines Ernstes Majestät.

Weich' aus unserm Feierhaine!
Venus Amathusia
Walte morgen hier alleine!
Weich', o keusche Delia!

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Dich auch lüd' in diese Haine
Traulich unsre Göttin ein,
Ziemt' es dir, o Keusche, Reine,
Unsrer Lust so nah zu sein.
Ha! Du solltest Jubel hören!
Hören Sang und Zimbelklang!
Solltest uns in Taumelchören
Schwärmen sehn drei Nächte lang;
Solltest bald in Wirbelreigen
Uns um rasche Nymphen drehn,
Bald, zu Paaren unter Zweigen,
Süßer Ruhe pflegen sehn.
Auch der Held, der fern am Indus
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres und der Gott vom Pindus
Freun sich unsrer Freuden mit.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

3.

Lobgesang.

Heller glänzt Aurorens Schleier.
Auf! Beginnt den Lobgesang!
Töne drein geweihte Leier!
Hall' am Felsen, Widerklang!
Aphroditens Hauch durchdringet,
Bis zur Grenze der Natur,
Wo die letzte Sphäre klinget,

Alle Pulse der Natur.
Sie befruchtet Land und Meere,
Sie das weite Luftrevier.
Wie sie zeuge, wie gebäre,
Weiß die Kreatur von ihr.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Wie mit Perl' und Edelsteine,
Schmückt sie bräutlich unsre Welt;
Streuet Blüten auf die Haine,
Blumen über Wies' und Feld.
Sie enthüllt die Anemonen,
Schließt den goldnen Krokus auf;
Setzet die azurnen Kronen
Prangenden Cyanen auf.
Den Päonien entfaltet
Sie das purpurne Gewand;
Wie der Mädchen Busen, spaltet
Junge Rosen ihre Hand.
Ichor ihrer Dornenwunde,
Färbt' einst ihren Silberschein,
Und ein Hauch aus ihrem Munde
Strömte Wohlgeruch hinein.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Liebe segnet die Gefilde,
Und beseliget den Hain;
Liebe flößt dem rauhen Wilde
Wonnigliche Regung ein.
Gatten um die Gatten hüpfen
Rüstig durch den Wiesengrund.
Aphroditens Hände knüpfen
Ihren süßen Liebesbund.
Alte Sage bringt zu Ohren:
Daß sie auf der Hirtenflur
Selber einst den Sohn geboren,
Den Beherrscher der Natur.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Sie entriß Anchisens Laren
Dem entflammten Ilion,
Und aus tausend Meergefahren
Den verfolgten biedern Sohn.
Sie schlang um die Hand Aneens
Und Laviniens ihr Band,
Und die keusche Zone Rheens
Löste sie durch Mavors Hand.
Sie vermählte Romuls Diener,
Halb durch List und halb durch Macht,
Mit den Töchtern der Sabiner.
Aus der Saat der ersten Nacht
Keimten großer Taten Täter,
Wunder für der Nachwelt Ohr,
Und die edlen weisen Väter
Ihres Vaterlands empor.

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Schall', o Maigesang, erschalle!
Töne, Cypris Hochgesang!
Hört ihr? Singen ihr nicht alle
Fluren, alle Wälder Dank?
Von dem Anger tönt das laute
Lustgebrüll der Herden ihr.
Aus Gesträuche, Gras und Kraute
Summt sein Lied das Würmchen ihr.
Ihr nur schnattert das Gefieder
Von den Teichen Dank empor;
Und der edlern Vögel Lieder
Sind ein Opfer ihrem Ohr.
Horcht! Es wirbelt Philomele
Tief aus Pappelweiden drein,
Liebe seufzet ihre Kehle;
O wie könnt' es Klage sein?
Nicht um Tereus Grausamkeiten

Wimmert Prognens Schweſter mehr.
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
Stimmet mich kein Frühling mehr?
Ha, erwachte nicht im Lenze
Meine Bruſt zu Lieb' und Sang,
So entwelkten mir die Kränze,
Die ums Haupt mir Phöbus ſchlang.
Phöbus' Huld müßt' ich entbehren;
Stimm' und Laute nähm' er mir:
Säng' ich, Mai, nicht dir zu Ehren,
Nicht zu Ehren, Liebe, dir.
Darum werde, wann die Schwalbe
Singend ihre Wohnung baut,
Werd', o Sang, gleichwie die Schwalbe,
Nach der Winterſtille laut!

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längſt und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

An ein Maienlüftchen.

Auf, Maienlüftchen, aus den Blumenbeeten!
Wo deine Küſſe Florens Töchter röten;
Wo du ſo liebetraulich allen heuchelſt,
Und Duft entſchmeichelſt.

Erhebe dich, mit allem ſüßen Raube,
Nach jener dämmernden Holunderlaube!
Dort lauſchet Lina. Laß ſie deines ſüßen
Geruchs genießen!

Mir hat das Glück noch keinen Kuß beſcheret.
Dir aber, Liebchen, wird ja nichts verwehret.
Nimm drei für einen! Komm zurück! Nur einer
Davon ſei meiner!

Lust am Liebchen.

Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!
Er lebt, wie in der Kaiserstadt
Kein Graf und Fürst es kann.

Ihm scheinet seiner Seligkeit
Kein Preis auf Erden gleich.
Selbst arm bis auf den letzten Deut,
Dünkt er sich krösusreich.

Die Welt mag laufen, oder stehn;
Und alles mag rundum
Kopf unten oder oben gehn!
Was kümmert er sich drum?

Hui! ist sein Wort zu Strom und Wind,
Wer macht aus euch sich was?
Nichts mehr als wehen kann der Wind,
Und Regen macht nur naß.

Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott;
Er fühlt sich frei und froh,
Und kräht, vergnügt in seinem Gott,
In dulci jubilo.

Durch seine Adern kreiset frisch
Und ungehemmt sein Blut.
Gesunder ist er wie ein Fisch
In seiner klaren Flut.

Ihm schmeckt sein Mahl; er schlummert süß
Bei federleichtem Sinn,
Und träumt sich in ein Paradies
Mit seiner Eva hin.

In Götterfreuden schwimmt der Mann,
Die kein Gedanke mißt,
Der singen oder sagen kann,
Daß ihn sein Liebchen küßt. —

Doch ach! was sing' ich in den Wind,
Und habe selber keins?
O Evchen, Evchen, komm geschwind,
O komm und werde meins!

Stutzertändelei.

Freund Amor, kannst du machen,
Für einen hübschen Kuß,
Daß mir Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß?

O allerliebste Sachen,
Die ich kaum nennen kann,
Schenkt' ich für dieses Lachen
Dir, lieber kleiner Mann!

In manchem Spiel um Pfänder
Hab' ich erobert mir
Viel schöne bunte Bänder;
Die alle gäb' ich dir.

Ja dies geraubte Müschchen
Empfingest du sogar!
Und dieses Federbüschchen
Aus Minnas blondem Haar.

Und deinen Köcher schmückte
Von golddurchwirktem Band
Ein Röschen, welches stickte
Des schönsten Mädchens Hand.

Weckst du ihr süßes Lachen,
Sieh, so verdienst du dir,
Die Nymphen naß zu machen,
Die kleine Spritze hier.

Auch sollen dich belohnen
Bonbon und Marzipan,
Vortreffliche Makronen,
Und was dir lüsten kann.

Und siehst du dieses Gläschen
Voll Syrakuserwein? —
Erdenke mir ein Späßchen!
Du bist ja sonst so fein. —

Ha! Kleiner, ich erfinde
Viel eher einen Plan!
Den höre mir geschwinde
Mit beiden Ohren an!

In eine kleine Fliege —
Siehst du, was ich erfand! —
Verwandle dich und fliege
Auf ihrer Schnürbrust Rand.

Dort gleite durch die Falte,
Im zarten Musselin,
Bis zu dem tiefen Spalte
Des warmen Busens hin.

Dort wage mir hernieder,
Geschickt, nach Bergmannsart,
Anschließend dein Gefieder,
Die wollustvolle Fahrt!

Dann muß es dir gelingen,
Ihr, neidenswerte Müh'!
Ein Lächeln abzuzwingen;
Da kitzle, kitzle sie!

Adeline.

Seh' ich, bei des Tempels Harmonieen,
Ihr Gesicht von Seelenandacht glühen,
Ach! so wähnt mein hochgetäuschter Blick
Eine Himmelsbraut in ihr zu schauen.
Mir entsinket alle mein Vertrauen,
Und die Liebe bebt vor ihr zurück.

Aber seh' ich, wie im Alltagskreise,
Frei und fröhlich, doch nach Sitt' und Weise,
Sie so mädchenhaft sich haben kann;
Wie sie Scherz und Ernst so lieblich kleidet,
Und um ihre Huld sich alles neidet:
Dann wagt Liebe wieder sich heran.

Ehrfurcht neigt sich ihr im Engelglanze.
Lieb' umschmeichelt sie, im Mädchenkranze
Sanfter Myrten, ohne Himmelsschein.
Ach! so himmlisch dünke sie stets allen!
Aber meiner Liebe zu gefallen,
Hold und magdlich meinem Blick allein!

Huldigungslied.

Wär' ich doch so hold, wie jener
Freund der Liebeskönigin;
Oder nur ein bißchen schöner,
Als ich Armer jetzo bin!

Denn von einem hübschen Knaben
Fühltest du vielleicht den Schmerz,
Und verschmähtest nicht die Gaben,
Die ich biete: Hand und Herz.

Rührt dich auch aus blassem Munde
Liebevolle Huldigung;
O so heile meine Wunde,
Oder gib ihr Linderung!

Dienen kann dir niemand treuer
Als dein frommer Agathon.
Diese huldigende Leier
Sagt die Hälfte nicht davon.

Unermüdet will er dienen
Deines Lebens Genius,
Und erforschen aus den Mienen
Wohlgefallen und Verdruß.

Alles, Kind, was dir behagte,
Hätt' ich's, alles gäb' ich dir.
Schande, wenn ich was versagte,
Hohe Schande wär' es mir!

Fehlen sollt' es nie im Jahre
Dir an Spielen froher Lust,
Nie an Blumen in die Haare,
Nie an Blumen vor die Brust.

Emsig warten jeder Rebe,
Pflegen wollt' ich jeden Baum,
Daß er süße Früchte gäbe,
Nur für deinen zarten Gaum.

Schattengänge, Sommerlauben
Wölbt' ich dir, zu kühler Ruh,
Trüge Beeren, Nüss' und Trauben
Dir in Binsenkörbchen zu.

Neben deinem Lager stehen,
Wann du lauschtest, wollt' ich hier.
Angenehme Kühlung wehen
Sollt' ein Myrtenfächer dir. —

Alles Leid und Mißbehagen,
Jede Sorge, jede Last
Wär' ich ganz allein zu tragen
Nun und immerdar gefaßt.

Nimmer, Liebchen, wollt' ich trüben
Deines Lebens Heiterkeit.
Alle deine Launen lieben
Wollt' ich mit Verträglichkeit.

Sei es Liebes oder Leides!
Käm' es nur von deiner Huld,
So erwidert' ich auf beides
Bald Entzücken, bald Geduld.

Flügelschläge von dem Weibchen
Trägt des Taubers frommer Sinn.
Auch von dir, geliebtes Täubchen,
Nähm' ich alles willig hin.

Hieße mich dein Blick entweichen,
Zürnte mir dein Angesicht,
Würd' ich trauernd von dir schleichen.
Widerstreben könnt' ich nicht.

Winktest du, so eilt' ich wieder,
Küßte den Versöhnungskuß,
Sänk' an deinem Busen nieder,
Und verlauschte den Verdruß. —

Liebchen, rühret dich die Weise
Dieses Liedes? Höreſt du? —
Ach! die Ahndung lispelt leise
Meiner bangen Seele zu:

Daß ein wenig Schein der Wangen
Mächtiger an Zauberei,
Als das innige Verlangen
Einer guten Seele sei.

Schöne Buhler werden kommen,
Werden dich um Liebe flehn;
Und du wirst von deinem Frommen
Zu dem Schönern übergehn.

Leicht begnügen sich die Sinnen
An der Schönheit Tüncherei,
Unbekümmert, ob darinnen
Wahrheit oder Lüge sei.

Und wie oft gewann die Lüge
Ihr betrügerisches Spiel,
Wann den Sinnen nur zur G'nüge
Ihre Larve wohlgefiel.

Bunt, wie Regenbogendünste,
Aber eitel auch, wie die,
Hat sie hundert Zauberkünste;
Und mit diesen täuschet sie.

Sie hat Seufzer, sie hat Zähren,
Wörtchen, wie man gern sie hört,
Eide selber kann sie schwören,
Wie sie Treu' und Wahrheit schwört.

Ach! sie wird, um dich zu rühren,
Toben, wie Verzweifelung.
Eide werden dich verführen,
Eide falscher Huldigung. —

Dann werd' ich zur Seite treten,
Weinend über deine Wahl;
Aber dennoch brünstig beten
Mitten unter meiner Qual:

Daß dein Herz nicht übel wähle,
Was dein Auge wohl erkor.
Gott behüte, liebe Seele,
Gott behüte dich davor!

Das harte Mädchen.

Ich sah so frei und wonnereich
Einst meine Tag' entschlüpfen,
Wie Vögelchen, von Zweig auf Zweig,
Beim Morgenliede hüpfen.

Fragt jeden Sommerwind, der hier
Die Blumenau erfrischet:
Ob je ein Seufzer sich von mir
In seinen Hauch gemischet?

Fragt nur den stillen Bach im Klee:
Ob er mich klagen hörte?
Und ob von mir ein Tränchen je
Die kleinen Wellen mehrte?

Mein Auge schaute falkenhell
Durch meilenlange Räume.
Wie Gems und Eichhorn sprang ich schnell
Auf Felsen und auf Bäume.

Sobald ich auf mein Lager sank,
Entschlief ich ungestöret.
Des Wächters Horn und Nachtgesang
Hat nie mein Ohr gehöret.

Nun aber sind mir Lust und Scherz
Und Mut und Kraft vergangen.
Ein hartes Mädchen hält mein Herz,
Mein armes Herz gefangen.

Nun hauch' ich meine Seele schier
Erseufzend in die Winde,
Und girre kläglich hin nach ihr,
Gleich einem kranken Kinde.

Nun müssen Bach und Klee genung
Verliebter Zähren saugen,
Und graue Nebeldämmerung
Umwölkt die muntern Augen.

Nun härm' ich ganze Nächte lang,
Auf schlummerlosem Lager,
Die leichten Glieder matt und krank,
Die vollen Wangen hager.

An meinem Leben nagt die Wut
Grausamer Seelengeier;
Nagt Eifersucht auf fremde Glut,
Nagt mein verschmähtes Feuer.

Das harte Mädchen sieht den Schmerz,
Und mehrt ihn dennoch stündlich.
O Liebe, kennst du noch ein Herz,
Wie dieses, unempfindlich? —

Ein einzig Lächeln voller Huld
Würd' allen Kummer lindern,
Und ihre nicht erkannte Schuld
Bald tilgen, oder mindern.

Mich weckte wohl ihr süßer Ton
Noch aus dem Grabe wieder;
Ja, wär' ich auch im Himmel schon,
Er lockte mich hernieder.

An den Traumgott.

Du Schwärmer um die Ruhebetten
Von Moos und Flaum,
O Brüderchen der Amoretten,
Geliebter Traum!
Wo fandest du, sie nachzubilden,
Den Stoff so fein? —
In überirdischen Gefilden
Gewiß allein!

Zu freundlich nur für Adelinen
War dies ihr Bild.
Wann wäre sie mir selbst erschienen
So sanft, so mild? —
Verkündigst du wohl noch mir Armen
Barmherzigkeit? —
Nein! Nein! sie fühlte kein Erbarmen
In Ewigkeit!

O Traumgott, ist es ja dein Wille,
Mir wohlzutun,
So wandle deine schöne Hülle,
Und kleide nun

Dich in ein Wesen wie das meine.
Von Gram verzehrt,
Und wie ein Leidender erscheine,
Der Trost begehrt.

Den Schatten laß mein Bildnis gleichen,
Die still bei Nacht
Durch Hallen und um Gräber schleichen.
In Trauertracht,
Mit hagrer Wang' und einer Miene,
Die Gnade fleht,
Tritt hin zu dieser Adeline,
Die mich verschmäht;

Und neige dich mit leisen Tönen
Bis an ihr Ohr;
Zähl' ihr die Seufzer und die Tränen
Der Liebe vor;
Und bring' in Aufruhr ihr Gewissen!
Ihr Schlaf entflieh'!
Und schluchzend unter Zährengüssen
Erwache sie!

An die Hoffnung.

Wohltätigste der Feen!
Du, mit dem weichen Sinn,
Vom Himmel ausersehen,
Zur Menschentrösterin!
Schön, wie die Morgenstunde,
Mit rosichtem Gesicht,
Und mit dem Purpurmunde,
Der Honigrede spricht!

Du, die mich oft erheitert,
Vernimm, o Hoffnung, mich!
Mein freies Herz erweitert
Zu Lobgesängen sich.
Sie lodern mit dem Feuer
Des frommen Danks empor.
O neig' auf meine Leier
Dein allgefällig Ohr!

Als, mit dem goldnen Alter,
Der Unschuld Glück entwich,
Da sandten die Erhalter
Gequälter Menschen dich:
Daß du das Unglück schwächtest,
Des Lasters Riesensohn,
Und Freuden wiederbrächtest,
Die mit der Unschuld flohn.

Nun wandelt im Geleite
Dir ewig Ruhe nach.
Im Aufruhr und im Streite
Mit grausem Ungemach,
Erteilest du dem Müden,
Eh' ganz sein Mut erschlafft,
Erquickung oder Frieden
Und neue Heldenkraft.

Du scheuchest von dem Krieger
Das Grauen der Gefahr,
Und tröstest arme Pflüger
Im dürren Mangeljahr.
Aus Wind und lauem Regen,
Aus Sonnenschein und Tau,
Verkündest du den Segen
Der zartbesproßten Au.

Von deinem Flügel düftet
Ein Balsam für den Schmerz;
Bei seinem Weben lüftet
Sich das beklommne Herz.
Dein Odem hauchet Kräfte
Verwelktem Elend ein;
Erstorbne kalte Säfte
Belebt dein milder Schein.

Du bist es, die dem Kranken
Die Todesqualen stillt;
Mit wonnigen Gedanken
Von Zukunft ihn erfüllt;
In seinen letzten Träumen
Das Paradies ihm zeigt,
Und unter grünen Bäumen
Die Lebensschale reicht.

Die du den armen Sklaven
Im dunkeln Schacht erfreust:
Von unverdienten Strafen
Erlösung prophezeist;
Dem im Tyrrhenermeere
Die Last des Ruders hebst,
Und über der Galeere,
Wie Frühlingswehen, schwebst;

O Göttin! Deine Stimme
Tönt der Verzweifelung,
In ihrem tauben Grimme,
Noch oft Beruhigung.
Dein holder Blick entwinket
Sie gieriger Gefahr.
Der Todesbecher sinket,
Der schon am Munde war. —

Und ach! — Verschmähte Liebe
Bräch' ihren Wanderstab
Getrost entzwei, und grübe
Sich vor der Zeit ihr Grab.
Doch du hebst ihr im Leiden
Das schlaffe Haupt empor,
Und spiegelst ihr die Freuden
Erhellter Zukunft vor.

Das hat mein Herz erfahren! —
Schon lange wäre wohl
Von meinen Trauerjahren
Die kleine Summe voll;
Dem Kummer hingegeben,
Brach mir bereits der Blick;
Du locktest mich ins Leben
Mit Schmeichelei zurück. —

„Vielleicht, daß deiner Zähren
Die letzte bald verschleicht.
Wie lange wird es währen,
So haucheſt du vielleicht
Den Seufzer ihr entgegen,
Dem Lieb' und Glück verliehn,
Die Harte zu bewegen,
Die unempfindlich schien.

Und blieb' ihr Herz hienieden
Auch immer unerweicht,
So ist sie dir beschieden
Im Himmel noch vielleicht;
Im Himmelreich, wo Liebe
Die Seelen all' erfüllt,
Und jede Brust die Triebe
Der andern Brust vergilt.

Wann, sonder Erdenmängel,
Dein Reiz in Fülle blüht,
Und Anmut holder Engel
Dir aus dem Auge sieht;
Wann sich zur Engelseele
Die deinige verschönt,
Und himmlisch deine Kehle
Zur Himmelsharfe tönt:

Dann, süßer Lohn der Treue!
Beschleicht die leere Brust
Erbarmen oder Reue,
Voll reiner Liebeslust.
In Edens schönster Laube
Beseliget sie dich." —
O Paradiesesglaube,
Erhalt' und stärke mich!

Herr Bacchus.

Herr Bacchus ist ein braver Mann,
Das kann ich euch versichern;
Mehr als Apoll, der Leiermann,
Mit seinen Notenbüchern.

Des Armen ganzer Reichtum ist
Der Klingklang seiner Leier,
Von der er prahlet, wie ihr wißt,
Sie sei entsetzlich teuer.

Doch borgt ihm auf sein Instrument
Kein Kluger einen Heller.
Denn frohere Musik ertönt
Aus Vater Evans Keller.

Obgleich Apollo sich voran
Mit seiner Dichtkunst blähet:
So ist doch Bacchus auch ein Mann,
Der seinen Vers verstehet.

Wie mag am waldigen Parnaß
Wohl sein Diskant gefallen?
Hier sollte Bacchus' Kantorbaß
Fürwahr weit besser schallen.

Auf, laßt uns ihn für den Apoll
Zum Dichtergott erbitten!
Denn er ist gar vortrefflich wohl
Bei großen Herrn gelitten.

Apoll muß tief gebeugt und krumm
In Fürstensäle schleichen;
Allein mit Bacchus gehn sie um
Als wie mit ihresgleichen.

Dann wollen wir auf den Parnaß,
Vor allen andern Dingen,
Das große Heidelberger Faß
Voll Nierensteiner bringen.

Statt Lorbeerbäume wollen wir
Dort Rebenstöcke pflanzen,
Und rings um volle Tonnen schier
Wie die Bacchanten tanzen.

Man lebte so nach altem Brauch
Bisher dort allzunüchtern.
Drum blieben die neun Jungfern auch
Von je und je so schüchtern.

Ha! zapften sie sich ihren Trank
Aus Bacchus' Nektartonnen,
Sie jagten Blödigkeit und Zwang
Ins Kloster zu den Nonnen.

Fürwahr! sie ließen nicht mit Müh'
Zur kleinsten Gunst sich zwingen,
Und ungerufen würden sie
Uns in die Arme springen.

Gabriele.

O wie schön ist Gabriele,
O wie schön an Seel' und Leib!
Öfters ahndet meiner Seele,
Diese sei kein Erdenweib.
Fast verklärt, wie Himmelsbräute,
Ist sie fehllos ganz und gar.
Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

Amors Pfeil.

Amors Pfeil hat Widerspitzen.
Wen er traf, der lass' ihn sitzen,
Und erduld' ein wenig Schmerz!
Wer geprüften Rat verachtet,
Und ihn auszureißen trachtet,
Der zerfleischet ganz sein Herz.

Der Liebesdichter.

Ich will das Herz mein Leben lang
Der Lieb' und Schönheit weihen,
Und meinen leichten Volksgesang
Der Liebe Schmeicheleien.

Denn wahrlich keines Lobes Ton,
In aller Welt, gewähret
Dem Sänger einen süßern Lohn,
Als wenn er Schönheit ehret.

Wohlan, o Laute, werde dann
Der Schönen, die gesellig
Und freundlich ist, und danken kann,
Durch Lied und Lob gefällig!

Dein Schmeicheln mildert die Natur.
Schon lassen Schäferinnen
Sich hie und da, auf deutscher Flur,
Durch Lied und Lob gewinnen.

Du sollst noch manche Sommernacht,
Vor stillen Schäferhütten,

Das Mädchen, welches lauschend wacht,
Von mir zu träumen bitten.

Mir danket dann ihr Morgengruß,
Ihr liebevolles Nicken,
Ihr wonniglicher, warmer Kuß,
Ihr sanftes Händedrücken.

Erwerben werd' ich reiches Gut
An kleinen Herzenspfändern;
Und prangen wird mein Stab und Hut
Mit Rosen und mit Bändern.

Bei Spiel und Tanze werden mir
Die Schönsten immer winken;
Und, die ich fodre, werden schier
Sich mehr als andre dünken.

Geliebt, geehrt, bis an mein Ziel,
Von einer Flur zur andern,
Werd' ich mit meinem Saitenspiel,
Herbeigerufen, wandern.

Und, wann ich längst gestorben bin,
Und unter Ulmen schlafe,
So weidet gern die Schäferin
Noch um mein Grab die Schafe;

Lehnt wankend sich auf ihren Stab,
Und senkt, voll heller Tränen,
Den sanften Blick zu mir herab,
Und klagt in weichen Tönen:

„Du, der so süße Lieder schuf,
So himmelsüße Lieder!
O weckte dich mein lauter Ruf
Aus deinem Grabe wieder!

Du würdest mich, nach deinem Brauch,
Gewiß ein wenig preisen.
Dann hätt' ich doch bei Schwestern auch
Ein Liedchen aufzuweisen.

Dein Schmeichelliedchen säng' ich dann,
Sollt' auch die Mutter schelten.
O, lieber, lieber Leiermann,
Wie wollt' ich dir vergelten!"

Dann wird mein Geist, wie Sommerluft,
Aus seiner Ulme Zweigen
Zu ihr herunter auf die Gruft,
Sie anzuwehen, steigen;

Wird durch des Wiesenbaches Rohr
Und Blätter, die sich kräuseln,
Ein Lied in ihr entzücktes Ohr
Zu ihrem Lobe säuseln.

An Agathe.

Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit.

Mit dem naßgeweinten Schleier
Lösch' ich meine Tränen aus;
Und mein Auge schauet freier
Über Zeit und Grab hinaus.

Geist erhabner Prophezeiung,
Gottes Geist erleuchtet mich!
Lebensodem zur Erneuung
Weht gewiß auch über mich.

Jedes Drangsal dieses Lebens,
So dein weiches Herz gedrückt,
Zeuget, daß du nicht vergebens
Oft nach Trost hinaus geblickt.

Nein! Nicht schwelgendem Gewürme
Ewig überlaßner Raub,
Noch ein Spiel der Erdenstürme
Bleibet guter Herzen Staub.

Nein! In diese Wüsteneien
Sind wir ewig nicht gebannt.
Keine Zähre darf uns reuen;
Denn sie fiel in Gottes Hand.

Was auf diese dürren Auen
Von der Unschuld Tränen fällt,
Wird gesammelt, zu betauen
Die Gefilde jener Welt;

Die Gefilde, wo vom Schnitter
Nie der Schweiß der Mühe rann,
Deren Äther kein Gewitter
Und kein Nebel trüben kann.

Seufzer, deines Grames Zeugen,
Werden auf gen Himmel gehn,
Werden einst von Palmenzweigen
Kühlung dir herunter wehn.

Von dem Schweiße deiner Mühen,
Der hier Undankbaren quillt,
Werden dort einst Blumen blühen,
Wie sie hier kein Lenz enthüllt.

Wann Verfolgung ihren Köcher
Endlich auf dich ausgeleert;
Wann dein Gold sich, vor dem Schwächer
Seines Glanzes, rein bewährt;

Und, zur Erntezeit der Saaten,
Da das Korn geworfelt wird,
Ausgestreuter Edeltaten
Reine Frucht im Siebe schwirrt. —

Heil der schönsten schöner Stunden,
Die sich um dein Leben drehn,
Welche dich, vom Zwang entbunden,
Zu der Freiheit wird erhöhn! —

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
An der Liebe Banden nach!
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, du Engel, dir mich nach!

Mich begleite jede Wahrheit,
Die du schmeichelnd mir vermählt,
Zu dem Urquell aller Klarheit,
Wo kein Reiz sich mehr verhehlt!

Danklied.

Allgütiger, mein Hochgesang
Frohlocke dir mein Leben lang!
Dein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Gott! An meiner Mira Bruſt
Durchſchauert mich die fromme Luſt.
Den du erſchufſt, der Traube Saft
Gibt meinem Liede Schwung und Kraft.

Im Wonnetaumel tut mein Mund,
Du Geber, deine Gaben kund!
Kuß, Freudenmahl und Becherklang
Entweihen keinen frommen Sang. —

Dies ſüße Mädchen, welches mir
Den Himmel küſſet, danket dir,
Dir dankt es feurig mein Geſang!
Wie meine Liebe flammt mein Dank.

Die Tenne zollt mir ihre Gift;
Mir zinſen Garten, Forſt und Trift;
Von mancher edlen Kelter fleußt
Für mich der Traube Feuergeiſt.

Auf Rebenbergen, fern und nah,
Am hohen Kap, zu Malaga,
Zu Hochheim, Cypern und Burgund
Troff Nektar ſchon für meinen Mund.

Auch mir führt, unter Tauſenden,
Das reiche Schiff aus Indien
Gewürz und edle Spezerei
Und Sabas Bohnen mit herbei. —

Wer zählt die Gaben alle? Wer?
Zählt jemand auch den Sand am Meer?
Wer iſt, der an dem Firmament
Die Summe der Geſtirne nennt? —

Von dieſer Unzahl weg den Blick!
Zurück, mein Geiſt, in dich zurück!
In dieſem engumſchränkten Bau,
Gott, welcher Gaben Wunderſchau!

Du flößeſt Geiſt den Nerven ein,
Mit Kraft erfüllſt du mein Gebein,
Strömſt in die Adern reines Blut
Und in die Bruſt geſunden Mut.

Ich fühle deinen schönen Mai
Und Philomelens Melodei,
Des Sommers wollustvolle Luft,
Der Blume Farbenglanz und Duft.

Vor Tausenden gab deine Gunst
Des Liedes und der Harfe Kunst
In meine Kehle, meine Hand,
Und nicht zur Schande für mein Land!

Daß meine Phantasei, voll Kraft,
Vernichtet Welten, Welten schafft,
Und höllenab, und himmelan,
Sich senken und erheben kann;

Daß meines Geistes Auge hell
Der Dinge Wirrwarr, leicht und schnell,
Wie nicht ein jeder Erdenmann,
Durchspähen und entwickeln kann;

Daß ich, von freiem Biedersinn,
Kein Bube nimmer war und bin,
Nie werden kann mein Leben lang
Durch Schmeicheleien oder Zwang;

Des freuet meine Seele sich,
Und meine Lippe preiset dich!
Dein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Winterlied.

Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt,
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt;
Hat Blümchen, blau und rot und weiß,
Begraben unter Schnee und Eis.

Doch, liebe Blümchen, hoffet nicht
Von mir ein Sterbelied.
Ich weiß ein mildes Angesicht,
Worauf ihr alle blüht.
Blau ist des Augensternes Rund,
Die Stirne weiß und rot der Mund.

Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Liebchen trillert hundertmal
So süß und silberrein;
Ihr Atem ist, wie Frühlingsluft,
Erfüllt von Hyazinthenduft.

Voll für den Mund, und würzereich,
Und allerfrischend ist,
Der purpurroten Erdbeer' gleich,
Der Kuß, den sie mir küßt. —
O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr.

Bei dem Grabe meines guten Großvaters Jakob Philipp Bauers

Ruhe, süße Ruhe schwebe
Friedlich über dieser Gruft!
Niemand spotte dieser Asche,
Die ich jetzt mit Tränen wasche,
Und kein Fluch erschüttre diese Luft!

Denn dem Frommen, der hier schlummert,
Galt der Wert der Redlichkeit. —
Was vordem, in goldnen Jahren,
Deutsche Biedermänner waren,
War er den Genossen seiner Zeit. —

Dieser Biederseele Flecken
Rüge keine Lästerung!
Denn was Flecken war, vermodert;
Nur der Himmelsfunken lodert
Einst, geläutert, zur Verherrlichung. —

Ach! Er war mein treuer Pfleger,
Von dem Wiegenalter an.
Was ich bin und was ich habe,
Gab der Mann in diesem Grabe,
Alles dank' ich dir, du guter Mann! —

Ruhe, süße Ruhe schwebe
Friedlich über dieser Gruft!
Bis der himmlische Belohner
Ihren ehrlichen Bewohner,
Seine Krone zu empfangen, ruft.

Das Lob Helenens.

Am Tage ihrer Vermählung.

O Bräutigam, welch eine Braut
Wird deinem Arm zur Beute!
Bei meiner Leier schwör' ich's laut:
Die Krone schöner Bräute!

Wer zweifelt, wandre hin und her,
Rings um die alten Gleichen!
Kein schönres Fräulein findet er
In allen Königreichen. —

Ihr Blick verheißt ein Paradies;
Die Wang' ist Morgenröte;
Und ihre Stimme tönt so süß,
Wie König Friedrichs Flöte.

Noch mehr! Des Dichters Phantasei
Verrät es seiner Leier,
Daß ihre Lippe süßer sei
Als Honig und Tokaier.

Ihr schlanker Wuchs — Doch wie vermag
Ich jeden Reiz zu singen?
Kaum reicht ein langer Sommertag,
Ihr Loblied zu vollbringen.

Sie weichet nicht in Griechenland
Der schönen Namensschwester;
Doch hält ihr Herz das goldne Band
Der Liebestreu' weit fester. —

Sie hätten in der Wunderzeit
Der Riesen und der Mohren
Die Paladine weit und breit
Zur Dame sich erkoren.

Ihr Name hätt' im Feldpanier
Den Rittern Mut geschimmert,
Und Schild und Lanzen im Turnier
Zu tausenden zertrümmert.

Wär' sie geboren auf der Flur,
In jenen goldnen Jahren,

Als ritterliche Lanzen nur
Noch Hirtenstäbe waren:

So hätt' um sie, in Flur und Hain,
Ein jedes Lied geworben.
Wohl mancher wär' in Liebespein,
Nach Schäferart gestorben.

Sieh, solche Braut zieht deine Hand
Hinweg aus unsern Blicken.
Wie neiden wir das fremde Land,
Das Helena soll schmücken!

Ach! welche Nachbarin ersetzt
Sie unsern Nachbarsöhnen?
Und welche wird die Reigen jetzt,
Wie Helena, verschönen?

Du müßtest wohl mit blankem Speer,
O Mann, sie erst erwerben,
Und billig schäferlich vorher
Ein paarmal für sie sterben! —

Doch wirst du künftig, ohne Leid,
Sie auf den Händen tragen,
Und immer nach Verdienst, wie heut,
Ihr Honigwörtchen sagen:

So sei es drum! Wir lassen sie
In Frieden unsertwegen.
Die Liebe segne dich und sie
Mit ihrem besten Segen!

Minnesold.

Wem der Minne Dienst gelinget,
O wie hoch wird der belohnt!
Keinen bessern Lohn erringet,
Wer dem größten Kaiser front.
Denn mit Zepter, Kron' und Gold,
Front er selbst um Minnesold.

Was sind Gold und Edelsteine?
Was des Mogols Perlenpracht?

Minnesold ist doch alleine,
Was auch reich die Herzen macht.
Perlen, Edelstein und Gold
Nähm' ich nicht für Minnesold.

Minnesold läßt Amt und Ehren,
Goldnen Sporn und Ritterschlag,
Lässet ohne Neid entbehren,
Was der Kaiser geben mag.
Ehre lacht nicht halb so hold
Als der Minne Freudensold.

Nimmer, nimmermehr hienieden
Fänd' ich süßeren Genieß.
Süßeres ist nur beschieden
Seligen im Paradies.
Süß ist, was die Biene zollt;
Süßer dennoch Minnesold.

Minnesold ist aller Freuden,
Aller Freuden Fünftelsaft;
Minnesold hat aller Leiden,
Aller Leiden Heilungskraft.
Was der Balsamstaud' entrollt,
Heilet nicht wie Minnesold.

Minnesold lehrt frei verachten
Aller Fährlichkeiten Not,
Flammen, Wasserfluten, Schlachten,
Lehrt verschmähen jeden Tod.
Stürb' ich nicht für Ehr' und Gold,
Stürb' ich doch für Minnesold.

Auszuspenden alle Habe,
Zu verbluten mit Geduld,
Wär' ein Scherflein Armengabe
Für der Minne Dank und Huld.
Den Verlust von Gut und Blut
Macht der Sold der Minne gut.

O, so will ich immer harren,
Immerdar, mit stetem Mut;
Im Dezemberfrost erstarren,
Schmachten in des Heumonds Glut.
Denn das alles lohnt der Sold,
Den getreue Minne zollt.

An Themiren.

Travestiert nach dem Horaz.

Ach, würden falsche Schwüre
Durch Zeichen an dir kund!
Verfärbte sich, Themire,
Dein frevelhafter Mund!

O, daß ein Zahn sich schwärzte,
Meineidige! daß nur
Ein Fingerchen dir schmerzte,
Das sich erhob zum Schwur!

So glaubt' ich, Götter hielten
Noch was auf Treu' und Pflicht,
Und falsche Mädchen spielten
Mit teuern Eiden nicht. —

Doch deinen Reiz erheben
Verbrechen nur noch mehr;
Und immer dichter schweben
Verehrer um dich her.

Frau Venus und ihr Völkchen
Läßt fünf gerade sein.
Von Unmut nicht ein Wölkchen
Hüllt ihre Stirnen ein.

Per Dio! Was noch schlimmer,
Dein Flattersinn ergötzt
Den Schadenfroh, der immer
An heißen Pfeilen wetzt.

Daher in allen Schulen
Befiedert täglich sich
Ein Heer von jungen Buhlen,
Und insgesamt für dich.

Die kommen dann und zollen
Dir Huldigung und Pflicht.
Die Alten aber trollen
Deswegen sich noch nicht.

Und alt und jung umschwärmet
Nun, wie behext, dein Haus.
Man baxet sich, man lärmet = = =
Ach! wo will das hinaus? —

Dich scheut, des Söhnchens wegen,
Die zärtliche Mama;
Und, seines Beutels wegen,
Der geizige Papa.

Du ängstigst junge Frauen:
Es möchte deinen Wert
Ein Tröpfchen Gunst betauen,
Das ihnen zugehört.

Die beiden Liebenden.

Ein andrer werb' um Ehr' und Gold!
Ich werb' um Liebe bei Selinden.
Mich kann allein ihr süßer Sold
An allgetreue Dienste binden.
Das Glück läßt manchen Ehrenmann
In seinem Dienst umsonst verderben.
Allein bei treuer Liebe kann
Der Hirt auch sichern Sold erwerben.

Ich bin kein großer reicher Herr,
Und sie ist keine hohe Dame.
Dagegen klingt viel reizender
Ein kurzer, schäferlicher Name.
Dagegen herzen wir uns frei,
Sind sicher vor Verrätertücken,
Auch schielet keine Spötterei,
Wann wir uns Knie und Hände drücken.

Der Prunk der hochstaffierten Kunst,
Selbst die Natur im Feierkleide,
Berauben nie sie meiner Gunst,
Denn sie beschämt an Reizen beide.
Das tausendstimmige Konzert
Der Lerchen und der Nachtigallen
Ist mir kaum halb so lieb und wert,
Wann ihre Solotriller schallen.

Im Denken ist sie Pallas ganz,
Und Juno ganz am edlen Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange;

Ihr weicht Aglaja, wann sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Des Morgens, welch ein Malerbild!
Wallt sie hervor in leichtem Kleide,
Noch ungeschnürt, und halb verhüllt
Nur in ein Mäntelchen von Seide.
Entringelt auf die Schulter sinkt
Die Hälfte goldner Locken nieder.
Wie dann ihr rasches Auge blinkt,
So blinkt das Licht aus Quellen wieder.

Natur und Einfalt helfen ihr
An ihrem kleinen Morgentischchen.
Des Busens und des Hauptes Zier
Sind Ros' und Myrt' in einem Büschchen.
Zu ihren Wangen wurde nie
Ein Pinsel in Karmin getauchet;
Und doch wie Rosen blühen sie,
Von Frühlingsodem aufgehauchet.

Wann sie an ihrem Tischchen sitzt,
So werd' ich scherzend hingewinket:
„Komm, schmücke selbst dein Mädchen itzt,
Wie deiner Laun' am besten dünket!"
Und mich beflügelt ihr Gebot,
Sie unvermutet zu umfangen.
Dann schminkt mit hohem Morgenrot
Mein Kuß die jugendlichen Wangen.

Ihr Haar im Nacken reizet mich
Zu hundert kleinen Torenspielen.
Fast nimmer müde läßt es sich
In diesen seidnen Locken wühlen.
Sie äugelt nach dem Spiegel hin,
Belauschet meine Neckereien;
Sie schilt, daß ich ein Tändler bin,
Und freut sich doch der Tändeleien.

Drauf leg' ich ihr die Schnürbrust an.
Vor Wonne beben mir die Hände.
Das Band zerreißt, so oft es kann,

Damit die Arbeit später ende.
Wie flink bin ich nicht stets bereit,
So liebe Dienste zu verrichten!
Doch flinker noch zur Abendzeit,
Das Werk des Morgens zu zernichten.

Nun schlinget meine kühne Hand —
O Liebe, Liebe, welche Gnade! —
Ein sanftgeflammtes Rosenband
Ihr zierlich zwischen Knie und Wade.
Wie mir das Blut zu Herzen stürzt!
Nicht schöner wies sie Atalante,
Da sie ums Jawort, hochgeschürzt,
Mit ihren Freiern Wette rannte.

Nun schwebt die Grazie vor mir,
Schlägt mit den Silberfüßchen Triller,
Und tanzet hin an das Klavier,
Und singt ein Lied, nach Weiß, von Miller.
Mit welcher Wollustfülle schwellt
Mein Herz der Zauber ihrer Kehle!
Hinweg, aus aller Gotteswelt,
Gen Himmel singt sie meine Seele!

Der Morgen eilt, man weiß nicht wie.
Zur Mahlzeit ruft die Küchenschelle.
Ihr gegenüber, Knie an Knie,
Und Fuß an Fuß, ist meine Stelle.
Hier treiben wir's, wie froh und frei!
Uns fesselt kein verwünschter Dritter.
Die beste Fürstenschmauserei
Ist gegen solch ein Schmäuschen bitter.

Selinde schenkt mir Nektar ein.
Erst aber muß sie selber nippen,
Hierauf kredenzet sie den Wein,
Mit ihren süßen Purpurlippen.
Der Pfirsich, dessen zarten Flaum
Ihr reiner Perlenzahn verwundet,
Wie lüstern macht er Zung' und Gaum!
Wie süß mir dieser Pfirsich mundet!

Nach Tische läßt auf ihrer Brust
Mein hingesunknes Haupt sich wiegen.

Von Wein berauſchet und von Luſt,
Will ſchier die Sprache mir verſiegen.
Ein volles Herz gibt wenig Klang;
Das leere klingt aus allen Tönen.
Sie fühlet dennoch ſeinen Drang
Und, ach! verſteht ſein ſtummes Sehnen.

Jetzt wird der Holden bang ums Herz.
Ein Mädchen iſt ein banges Weſen.
Sie reichet mir, aus loſem Scherz,
Verwirrten Zwirn, ihn aufzulöſen.
Zwar findet ſie mich ungeſchickt,
Doch ſucht ſie mich nur hinzuleiern.
O Liſt! Indem ſie her ſich bückt,
Muß ſich ihr Buſen ſelbſt entſchleiern.

Ein ſchlauer Blick wird hingeſandt;
Allein der Dieb läßt ſich betreten,
Ein Streich von ihrer weichen Hand
Rächt auf der Stell' ihr Schamerröten.
Dann rückt ſie weg und ſpricht nicht mehr;
Bedeckt ihr Auge; macht die Blinde;
Lauſcht aber durch die Finger her:
Wie ich die Kränkung wohl empfinde?

Dann ſpiel' ich einen Augenblick,
Doch nur verſtellt, den Tiefbetrübten;
Und ſie, o Wonne! ſpringt zurück,
Verſöhnt ſich mit dem Vielgeliebten,
Umhalſet ihn, weiß nicht genug
Mit ſüßen Namen ihn zu nennen,
Und Mund und Wange, die ſie ſchlug,
Fühlt er von tauſend Küſſen brennen.

Wohl hundert Launen, kraus und hold,
Umflattern täglich meine Traute.
Bald ſingt und lacht, bald weint und ſchmollt,
Bald klimpert ſie auf ihrer Laute,
Tanzt hin und wieder, blitzgeſchwind,
Bringt bald ein Büchelchen, bald Karten,
Bald ſtreut ſie alles in den Wind,
Und eilt hinunter in den Garten.

Ich hinterher, ereile sie
In einer sichern, stillen Grotte.
Freund Amor treibt, sie weiß nicht wie,
Sie tief ins Dunkel. Dank dem Gotte!
Sie bebt, von meinem Arm umstrickt.
Mein Kuß erstickt ihr letztes Lallen.
Sie sinkt. Ich halte sie entzückt,
Und — halt! — und lasse sie nicht fallen.

Das vergnügte Leben.

Der Geist muß denken. Ohne Denken gleicht
Der Mensch dem Ochs- und Eselein im Stalle.
Sein Herz muß lieben. Ohne Liebe schleicht
Sein Leben matt und lahm, nach Adams Falle.

Ein Kranz umkränz' ihn, ohne Drang und Zwang,
Ein Kranz von klugen, nur nicht stolzen Leuten,
Die sich auf Witz verstehn und Schnurrigkeiten;
Denn sonst währt mancher Abend gar zu lang.

Dabei ist's eine himmlisch schöne Sache
Um einen rechten braven Herzensfreund,
Der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache,
Und ehrlich weine, so man selber weint.

Der Abend muß ein Leckermahl bescheren;
Ein Mahl, erheitert durch Gespräch und Wein.
Da mag das Herz voll guter Dinge sein;
Nur muß der Kopf des Rausches sich erwehren.

Was für ein Wunsch zu guter Nacht sich schickt,
Das brauch' ich nicht erst lang und breit zu sagen.
Ein Weibchen muß man mit zu Bette tragen,
Das jede Nacht, wie eine Braut, entzückt.

Sagt, Freunde, schlendert nicht ein solches Leben
Gar artig und gemächlich seinen Gang?
Seit mir die Lieb' Amalien gegeben,
Besitz' ich alles, was ich eben sang.

Der Bauer.

An seinen durchlauchtigen Tyrannen.

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungeläut
Darf Klau' und Rachen haun?

Wer bist du, daß durch Saat und Forst
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
Entatmet, wie das Wild? —

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht, bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiß und Brot! —

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

Abendphantasie eines Liebenden.

In weiche Ruh hinabgesunken,
Unaufgestört von Harm und Not,
Vom süßen Labebecher trunken,
Den ihr der Gott des Schlummers bot,
Noch sanft umhallt vom Abendliede
Der Nachtigall, im Flötenton,
Schläft meine Herzens-Adonide
Nun ihr behäglich Schläfchen schon.

Wohlauf, mein liebender Gedanke,
Wohlauf zu ihrem Lager hin!
Umwebe, gleich der Efeuranke,
Die engelholde Schläferin!
Geneuß der übersüßen Fülle
Vollkommner Erdenseligkeit,
Wovon zu kosten noch ihr Wille,
Und ewig, ach! vielleicht verbeut! —

Ahi! Was hör' ich? — das Gesäusel
Von ihres Schlummers Odemzug!
So leise wallt, durch das Gekräusel
Des jungen Laubes, Zephirs Flug.

Darunter mischt sich ein Gestöhne,
Das Wollust ihr vom Busen löst,
Wie Bienensang und Schilfgetöne,
Wann Abendwind dazwischen bläst.

O, wie so schön dahingegossen
Umleuchtet sie des Mondes Licht!
Die Blumen der Gesundheit sprossen
Auf ihrem wonnigen Gesicht.
Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,
Süß, wie bei stiller Abendluft,
Nach einem milden Sprüheregen,
Der Moschushyazinthe Duft.

Mein ganzes Paradies steht offen.
Die offnen Arme, sonder Zwang,
Was lassen sie wohl anders hoffen
Als herzenswilligen Empfang?
Oft spannt und hebt sie das Entzücken,
Als sollten sie jetzt ungesäumt
Den himmelfrohen Mann umstricken,
Den sie an ihrem Busen träumt. —

Nun kehre wieder! Nun entwanke
Dem Wonnebett! Du hast genug!
Sonst wirst du trunken, mein Gedanke,
Sonst lähmt der Taumel deinen Flug.
Du loderst auf in Durstesflammen! —
Ha! wirf ins Meer der Wonne dich!
Schlagt, Wellen, über mir zusammen!
Ich brenne! brenne! kühlet mich!

Seufzer eines Ungeliebten.

Hast du nicht Liebe zugemessen
Dem Leben jeder Kreatur?
Warum bin ich allein vergessen,
Auch meine Mutter du! Natur?

Wo lebte wohl in Forst und Hürde
Und wo in Luft und Meer ein Tier,
Das nimmermehr geliebet würde? —
Geliebt wird alles außer mir!

Wenngleich in Hain und Wiesenmatten
Sich Baum und Staude, Moos und Kraut
Durch Lieb' und Gegenliebe gatten,
Vermählt sich mir doch keine Braut.

Mir wächst vom süßesten der Triebe
Nie Honigfrucht zur Lust heran.
Denn ach! mir mangelt Gegenliebe,
Die Eine nur gewähren kann.

Gegenliebe.

Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich
Lieb und wert ein bißchen hieltest,
Und von dem, was ich für dich,
Nur ein Hundertteilchen fühltest;

Daß dein Dank hübsch meinem Gruß
Halben Wegs entgegen käme,
Und dein Mund den Wechselkuß
Gerne gäb' und wiedernähme:

Dann, o Himmel, außer sich,
Würde ganz mein Herz zerlodern!
Leib und Leben könnt' ich dich
Nicht vergebens lassen fodern! —

Gegengunst erhöhet Gunst,
Liebe nähret Gegenliebe
Und entflammt zur Feuersbrunst,
Was ein Aschenfünkchen bliebe.

An die Nymphe des Regenborns.

Neig' aus deines Vaters Halle,
Felsentochter, mir dein Ohr!
Hell im Schimmer der Kristalle,
Hell im Silberschleier, walle,
Reine Nymphe, wall' hervor!

Libern jauchzet die Mänade
Huldigung bei Zimbelklang.
Dir nur, glänzende Najade,

Deiner Urne, deinem Bade
Weihte keiner Hochgesang? —

Wohl, ich weih' ihn! Wo der Zecher,
Der des Preises spotten soll?
Ha! Wo ist er? Ich bin Rächer!
Fleuch! Mein Bogen tönt! Mein Köcher
Rasselt goldner Pfeile voll!

Hier, wie aus der Traube, quillet
Geist und Leben, frisch und rein,
Leben, das den Hirten füllet,
Das den Durst der Herde stillet,
Welches Wiese tränkt und Hain.

Horch! Es rauscht im Felsenhaine,
Woget auf der Wies' entlang,
Leckt im Widder auf dem Raine,
Schauert durch das Mark der Beine,
Kühlt des Wandrers heißen Gang.

Saugt aus Wein der Klee sein Leben,
Wohlgeruch und Honigsaft? —
Kraut und Blumen, selbst die Reben
Danken dir, o Nais, Leben,
Würze, Süßigkeit und Kraft.

Lebensfülle, Kraft und Streben
Trank auch ich schon oft bei dir.
Drob sei auch von nun an Leben
Und Unsterblichkeit gegeben
Deinem Namen für und für!

Die Menagerie der Götter.

Wie hier an Affen, Papagei'n,
An Kakadu und Raben
Hofherrn und Damen insgemein
Ihr träges Mütchen laben:

So hegt auch mancher Gott sein Tier,
Selbst in der Himmelsstube.
Zeus dahlt mit seinem Adler schier,
Wie ein Quintanerbube.

Der darf in Kabinett und Saal,
Auf Stuhl und Tafel springen,
Und keck ein ganzes Göttermahl
Ambrosia verschlingen.

Allein, wer so viel frißt, der muß,
Mit Gunst! auch viel hofieren.
Drum möchte Juno, voll Verdruß,
Ihm oft den Steiß verschnüren.

Dagegen kann ihr Pfauenpaar
Sie desto baß erfreuen;
Doch schmälet Zeus, und dies ist wahr,
Daß sie abscheulich schreien.

Mit Täubchen kürzt an ihrem Platz
Sich Cypria die Stunden.
Ihr Por läßt flattern einen Spatz,
An langen Zwirn gebunden.

Minerva kömmt durch ihre Gunst
Noch dem Olymp zu statten:
Denn ihre Eule fängt mit Kunst
Die Himmelsmäus' und Ratten.

Apoll hält solchen Tand für schwach,
Nährt sich vier stolze Schimmel,
Und galoppieret Tag für Tag,
Eins durch den weiten Himmel.

Auch, sagt man, hält er einen Schwan,
Des wunderbarer Schnabel
Trotz Roms Kastraten singen kann;
Doch halt' ich dies für Fabel.

Lyäus läßt den Wagen gar
Von zahmen Tigern führen,
Und ohne Sorge vor Gefahr
Sich durch die Welt kutschieren.

Vor Plutons schwarzer Pforte bellt
Der größte Bullenbeißer,
Und macht die Qual der Unterwelt
Durch sein Geheul noch heißer. —

Vor allen Tieren, groß und klein,
Die sich bei Göttern mästen,
Behagt Silenus' Eselein
Noch meinem Sinn am besten.

Das ist fürwahr! ein feines Vieh,
Von sondrer Zucht und Ehren,
Und läßt von vorn und hinten nie
Was Unverschämtes hören.

Mit sich und seinem Herrn vergnügt,
Geduldig allerwegen,
Nimmt es vorlieb, so wie sich's fügt,
Mit Marzipan und Schlägen.

Zum Keller weiß es hin und her
Den Weg von selbst zu finden;
Auch braucht man gar nicht drüber her
Den Reiter fest zu binden.

Piano klimmt's den Berg hinan,
Piano tritt's bergunter,
Und wirft den trunknen Ehrenmann
Kein einzig Mal herunter.

So einen Esel wünscht' ich mir! —
Silen, wirst du einst sterben,
So laß mich dies bequeme Tier,
Laß, Vater, laß mich's erben!

Das neue Leben.

Eya! Wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinnen!
O vor welcher Sonne floh
Meines Lebens Nacht von hinnen?
Wie so holden Gruß entbot
Mir das neue Morgenrot!

Mein erheitertes Gesicht
Siehet Paradiese blühen.
Welche Töne! Hör' ich nicht
Aller Himmel Melodien?
O wie süß erfüllt die Luft
Edens Amaranthenduft!

Weingott, bist du mir so nah,
Mir so nah bei jedem Mahle?
Füllst du mit Ambrosia
Und mit Nektar jede Schale?
Geber der Ambrosia
Und des Nektars, mir so nah?

Liebe, deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zum Glück der Götterschaft
Mich hienieden schon erkoren.
Ohne Wandel! ewig so!
Ewig jung und ewig froh!

Trautel.

Mein Trautel hält mich für und für
In festen Liebesbanden;
Bin immer um und neben ihr;
Sie läßt mich nicht abhanden.
Ich darf nicht weiter als das Band,
Woran sie mich gebunden.
Sie gängelt mich an ihrer Hand
Wohl Tag für Tag zwölf Stunden.

Mein Trautel hält mich für und für
In ihrer stillen Klause.
Darf nie zum Tanz, als nur mit ihr,
Nie ohne sie zum Schmause.
Und ich bin gar ein guter Mann,
Der sie nur sieht und höret,
Und aus den Augen lesen kann,
Was sie befiehlt und wehret.

Ich, Trautel, bin wohl recht für dich
Und du für mich geboren.
O Trautel, ohne dich und mich
Sind ich und du verloren. —
Wann einst des Todes Sense klirrt,
Und mähet mich von hinnen,
Ach! lieber, lieber Gott! Was wird
Mein Trautel doch beginnen?

Spinnerlied.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Trille, Rädchen, lang und fein,
Trille fein ein Fädelein
Mir zum Busenschleier.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre,
Weber, webe zart und fein,
Webe fein das Schleierlein
Mir zur Kirmesfeier.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
In und außen blank und rein
Muß des Mädchens Busen sein,
Wohl deckt ihn der Schleier.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
In und außen blank und rein
Fleißig, fromm und sittsam sein,
Locket wackre Freier.

Ständchen.

Trallirum larum höre mich!
Trallirum larum leier!
Trallirum larum das bin ich,
Schön Liebchen, dein Getreuer!
Schleuß auf den hellen Sonnenschein
In deinen zwei Guckäugelein!

Durch Nacht und Dunkel komm' ich her
Zur Stunde der Gespenster.
Es leuchtet längst kein Lämpchen mehr
Durch stiller Hütten Fenster.
Nichts wachet mehr, was schlafen kann,
Als ich und Uhr und Wetterhahn.

Auf seiner Gattin Busen wiegt
Sein müdes Haupt der Gatte;
Wohl bei der Henne ruht vergnügt

Der Hahn auf seiner Latte;
Der Sperling unterm Dache sitzt
Bei der geliebten Sie anitzt.

Wann, o wann ist auch mir erlaubt,
Daß ich zu dir mich füge?
Daß ich in süße Ruh' mein Haupt
Auf deinem Busen wiege?
O Priesterhand, wann führest du
Mich meiner Herzgeliebten zu?

Wie wollt' ich dann herzinniglich
So lieb, so lieb dich haben!
Wie wollt' ich, o wie wollt' ich mich
In deinen Armen laben!
Geduld! die Zeit schleicht auch herbei.
Ach, Trautchen, bleib' mir nur getreu!

Nun lirum larum gute Nacht!
Gott mag dein Herz bewahren! —
Was Gott bewahrt, ist wohl bewacht. —
Daß wir kein Leid erfahren.
Ade! schleuß wieder zu den Schein
In deinen zwei Guckäugelein!

Das Mädel, das ich meine.

O was in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht!
Nun sing', o Lied, und sag mir an!
Wer hat das Wunder aufgetan:
Daß so in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht?

Wer hat, wie Paradieseswelt,
Des Mädels blaues Aug' erhellt? —
Der liebe Gott! der hat's getan,
Der 's Firmament erleuchten kann;
Der hat, wie Paradieseswelt,
Des Mädels blaues Aug' erhellt.

Wer hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt?
Der liebe Gott! der hat's getan,

Der Pfirsichblüte malen kann;
Der hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt.

Wer schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß, und lieb und rund? —
Der liebe Gott, der hat's getan,
Der Nelk' und Erdbeer' würzen kann;
Der schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß, und lieb und rund.

Wer ließ vom Nacken, blond und schön,
Des Mädels seidne Locke wehn?
Der liebe Gott! der gute Geist!
Der goldne Saaten reifen heißt;
Der ließ vom Nacken, blond und schön,
Des Mädels seidne Locken wehn.

Wer gab, zu Liebesred' und Sang,
Dem Mädel holder Stimme Klang? —
Der liebe, liebe Gott tat dies,
Der Nachtigallen flöten hieß;
Der gab, zu Liebesred' und Sang,
Dem Mädel holder Stimme Klang.

Wer hat, zur Fülle süßer Lust,
Gewölbt des Mädels weiße Brust? —
Der liebe Gott hat's auch getan,
Der stolz die Schwäne kleiden kann;
Der hat, zur Fülle süßer Lust,
Gewölbt des Mädels weiße Brust.

Durch welches Bildners Hände ward
Des Mädels Wuchs so schlank und zart? —
Das hat die Meisterhand getan,
Die alle Schönheit bilden kann;
Durch Gott, den höchsten Bildner, ward
Des Mädels Wuchs so schlank und zart.

Wer blies, so lichthell, schön und rein,
Die fromme Seel' dem Mädel ein? —
Wer anders hat's als er getan,
Der Seraphim erschaffen kann;
Der blies so lichthell, schön und rein
Die Engelseel' dem Mädel ein. —

Lob sei, o Bildner, deiner Kunst!
Und hoher Dank für deine Gunst!
Daß du dein Abbild ausstaffiert
Mit allem, was die Schöpfung ziert.
Lob sei, o Bildner, deiner Kunst!
Und hoher Dank für deine Gunst!

Doch ach! für wen auf Erden lacht
Das Mädel so in Liebespracht? —
O Gott! bei deinem Sonnenschein!
Bald möcht' ich nie geboren sein,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Das Mädel mir auf Erden lacht.

Schwanenlied.

Mir tut's so weh im Herzen!
Ich bin so matt und krank!
Ich schlafe nicht vor Schmerzen;
Mag Speise nicht und Trank;
Seh' alles sich entfärben,
Was Schönes mir geblüht.
Ach, Liebchen, will nur sterben!
Dies ist mein Schwanenlied.

Du wärst mir zwar ein Becher,
Von Heilungslabsal voll. —
Nur — daß ich armer Lecher
Nicht ganz ihn trinken soll!
Ihn, welcher so viel Süßes,
So tausend Süßes hat! —
Doch — hätt' ich des Genießes,
Nie hätt' ich dennoch satt.

Drum laß mich, vor den Wehen
Der ungestillten Lust,
Zerschmelzen und vergehen,
Vergehn an deiner Brust!
Aus deinem süßen Munde
Laß saugen süßen Tod!
Denn, Herzchen, ich gesunde
Sonst nie von meiner Not!

Die Umarmung.

Wie um ihren Stab die Rebe
Brünstig ihre Ranke strickt,
Wie der Efeu sein Gewebe
An der Ulme Busen drückt,

Wie ein Taubenpaar sich schnäbelt,
Und auf ausgeforschtem Nest,
Von der Liebe Rausch umnebelt,
Haschen sich und würgen läßt:

Dürft' ich so dich rund umfangen!
Dürftest du, Geliebte, mich! —
Dürften so zusammenhangen
Unsre Lippen ewiglich!

Dann von keines Fürsten Mahle,
Nicht von seines Gartens Frucht,
Noch des Rebengottes Schale,
Würde dann mein Gaum versucht.

Sterben wollt' ich im Genusse,
Wie ihn deine Lippe beut,
Sterben in dem langen Kusse
Wollustvoller Trunkenheit. —

Komm, o komm, und laß uns sterben!
Mir entlodert schon der Geist.
Fluch vermachet sei dem Erben,
Der uns voneinander reißt!

Unter Myrten, wo wir fallen,
Bleib' uns eine Gruft bevor!
Unsre Seelen aber wallen
In vereintem Hauch empor,

In die seligen Gefilde,
Voller Wohlgeruch und Pracht,
Denen stete Frühlingsmilde
Vom entwölkten Himmel lacht;

Wo die Bäume schöner blühen,
Wo die Quellen, wo der Wind
Und der Vögel Melodieen
Lieblicher und reiner sind;

Wo das Auge des Betrübten
Seine Tränen ausgeweint,
Und Geliebte mit Geliebten
Ewig das Geschick vereint;

Wo nun Phaon, voll Bedauren,
Seiner Sappho sich erbarmt;
Wo Petrarca ruhig Lauren
An der reinsten Quell' umarmt;

Und auf rundumschirmten Wiesen,
Nicht vom Argwohn mehr gestört,
Glücklicher bei Heloisen
Abälard die Liebe lehrt. —

O des Himmels voller Freuden,
Den ich da schon offen sah! —
Komm! Von hinnen laß uns scheiden!
Eia! wären wir schon da! —

Die Elemente.

Horch! Hohe Dinge lehr' ich dich!
Vier Elemente gatten sich;
Sie gatten sich, wie Mann und Weib,
Voll Liebesglut in einen Leib.
Der Gott der Liebe rief: Es werde!
Da ward Luft, Feuer, Wasser, Erde.

Des Feuers Quell, die Sonne, brennt
Am blauen Himmelsfirmament.
Sie strahlet Wärme, Tagesschein;
Sie reifet Korn und Obst und Wein;
Macht alles Lebens Säfte kochen
Und seine Pulse rascher pochen.

Sie hüllt den Mond in stillen Glanz,
Und flicht ihm einen Sternenkranz.
Was leuchtet vor dem Wandrer her?
Was führt den Schiffer, durch das Meer,
Viel tausend Meilen in die Ferne?
Ihm leuchten Sonne, Mond und Sterne.

Die Luft umfängt den Erdenball,
Weht hie und dort, weht überall;
Ist Lebenshauch aus Gottes Mund,
Durchwandelt gar das Erdenrund,
Wo sie durch alle Höhlung webet,
Und selbst des Würmchens Lunge hebet.

Das Wasser braust durch Wald und Feld.
In tausend Arme nimmt's die Welt.
Wie Gottes Odem dringt es auch
Tief durch der Erde finstern Bauch.
Die Wesen schmachteten und sänken,
Wo sie nicht seines Lebens tränken.

Drei Bräutigamen hat, als Braut,
Gott seine Erde angetraut.
Wann Luft und Wasser sie umarmt,
Und von der Sonn' ihr Schoß erwarmt,
Dann wird ihr Schoß, zu allen Stunden,
Von Kindern jeder Art entbunden.

All' ihre Kindlein hegt und pflegt
Sie, an ihr liebend Herz gelegt.
Sie ist die beste Mutter, sie;
Sie säuget spät, sie säuget früh.
Kein Kindlein, so ihr Schoß geboren,
Geht ihrem Schoße je verloren.

Sieh hin und her! Sieh rund um dich!
Die Elemente lieben sich;
Sie gatten sich in Himmelsglut;
Je eins dem andern Liebes tut.
Aus solchem Liebestrieb' empfangen,
Bist du, o Mensch, hervorgegangen.

Nun prüfe dich, nun sage mir:
Glüht noch des Ursprungs Glut in dir?
Erhellt, wie Sonne, dein Verstand,
Erhellt er Haus und Stadt und Land?
Entlodert, gleich den Himmelskerzen,
Noch Liebeslohe deinem Herzen?

Und deine Zunge stimmet sie
Zur allgemeinen Harmonie?

Ist deine Rede, dein Gesang
Der Herzensliebe Widerklang?
Entweht dir Frieden, Freude, Segen,
Wie Maienluft und Frühlingsregen?

Hält unzerrissen deine Hand
Das heilige Verlobungsband?
Reicht sie dem Nächsten in der Not
Von deinem Trank, von deinem Brot?
Und seinen nackenden Gebeinen
Von deiner Wolle, deinem Leinen? —

O du! O du, der das nicht kann,
Du Bastard du! was bist du dann? —
Und wärst du mächtig, schön und reich,
Dem Salomo an Weisheit gleich,
Und hättest gar mit Engelzungen
Zur Welt geredet und gesungen,

Du Bastard, der nicht lieben kann!
Was bist du ohne Liebe dann? —
Ein toter Klumpen ist dein Herz;
Du bist ein eiteltönend Erz;
Bist leerer Klingklang einer Schelle
Und Tosen einer Wasserwelle.

Des Schäfers Liebeswerbung.

Für Herrn Voß vor seiner Hochzeit gesungen.

Komm, bis mein Liebchen, bis mein Weib!
Und fodre Lust und Zeitvertreib,
So oft und viel dein Herz begehrt
Und Garten, Flur und Hain gewährt.

Bald wollen wir in freien Höhn
Rundum die Herden weiden sehn,
Und sehn der Lämmer Fröhlichkeit
Und junger Stiere Hörnerstreit;

Bald hören, durch den Birkenhain,
Das Tutti froher Vögelein
Und, an des Bächleins Murmelfall,
Das Solo einer Nachtigall.

Bald rudern auf bekränztem Kahn
Den See hinab, den See hinan;
Bald Fischchen angeln aus der Flut,
Bald locken junge Vögelbrut;

Bald atmen auf der Maienflur
Den Balsam blühender Natur;
Bald, um die dünnbebuschten Höhn,
Nach Erd- und Heidelbeeren gehn.

Ein Blumengurt, ein Myrtenhut
Kühlt Liebchen vor des Sommers Glut.
Ist Liebchen müde, bett' ich's gleich
Auf Moos und Thymiänchen weich.

Ein Wams, verbrämt mit Schwanenfell,
Mit Knöpfen von Kristallen hell,
Ein Röckchen weiß, aus zarter Woll',
Aus Lämmchenwoll' es tragen soll.

Und hüpfen soll's in Saffian,
Mit goldnen Spänglein auf dem Spann
Und weißen Strümpfchen, fein gestrickt,
Mit Blumenzwickeln ausgeschmückt.

Im Maimond tanzt ein Schäferchor
Dir hundert frohe Reigen vor.
Behagt dir dieser Zeitvertreib,
So bis mein Liebchen, bis mein Weib!

Ich sing' und blas' auf meinem Rohr
Dir täglich Luft und Liebe vor.
Ist das für Liebchen Zeitvertreib,
So bis mein Liebchen, bis mein Weib!

Zechlied.

Ich will einst, bei Ja und Nein!
Vor dem Zapfen sterben.
Alles, meinen Wein nur nicht,
Laff' ich frohen Erben.
Nach der letzten Ölung soll
Hefen noch mich färben.
Dann zertrümmre mein Pokal
In zehntausend Scherben!

Jedermann hat von Natur
Seine sondre Weise.
Mir gelinget jedes Werk
Nur nach Trank und Speise.
Speis' und Trank erhalten mich
In dem rechten Gleise.
Wer gut schmiert, der fährt auch gut
Auf der Lebensreise.

Ich bin gar ein armer Wicht,
Bin die feigste Memme,
Halten Durst und Hungerqual
Mich in Angst und Klemme.
Schon ein Knäbchen schüttelt mich,
Was ich auch mich stemme;
Einem Riesen halt' ich stand,
Wann ich zech' und schlemme.

Echter Wein ist echtes Öl
Zur Verstandeslampe;
Gibt der Seele Kraft und Schwung
Bis zum Sternenkampe.
Witz und Weisheit dunsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wann ich brav schlampampe.

Nüchtern bin ich immerdar
Nur ein Harfenstümper.
Mir erlahmen Hand und Griff,
Welken Haupt und Wimper.
Wann der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund
Hoher Geist gesungen,
Bis ich meinen lieben Bauch
Weidlich vollgeschlungen.
Wann mein Kapitolium
Bacchus' Kraft erschwungen,
Sing' und red' ich wundersam
Gar in fremden Zungen.

Drum will ich, bei Ja und Nein!
Vor dem Zapfen sterben.
Nach der letzten Ölung soll
Hefen noch mich färben.
Engelchöre weihen dann
Mich zum Nektarerben:
„Diesem Trinker gnade Gott!
Laß ihn nicht verderben!“

Liebeszauber.

Mädel, schau mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
Mädel, merke was ich sage!
Gib mir Rede, wenn ich frage!
Holla hoch mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!

Bist nicht häßlich, das ist wahr!
Äuglein hast du, blau und klar:
Wang' und Mund sind süße Feigen;
Ach! vom Busen laß mich schweigen!
Reizend, Liebchen, das ist wahr,
Reizend bist du offenbar.

Aber reizend her und hin!
Bist ja doch nicht Kaiserin;
Nicht die Kaiserin der Schönen.
Wer wird dich allein nur krönen?
Reizend her und reizend hin!
Viel fehlt noch zur Kaiserin!

Hundert Schönen sicherlich,
Hundert, hundert! fänden sich,
Die vor Eifer würden lodern,
Dich auf Schönheit 'rauszufodern.
Hundert Schönen fänden sich;
Hundert siegten über dich.

Dennoch hegst du Kaiserrecht
Über deinen treuen Knecht:
Kaiserrecht in seinem Herzen,
Bald zu Wonne bald zu Schmerzen.
Tod und Leben, Kaiserrecht,
Nimmt von dir der treue Knecht!

Hundert ist wohl große Zahl;
Aber, Liebchen, laß es mal
Hunderttausend Schönen wagen,
Dich von Thron und Reich zu jagen!
Hunderttausend! Welche Zahl!
Sie verlören allzumal

Schelmenauge, Schelmenmund,
Sieh mich an und tu mir's kund:
He, warum bist du die Meine?
Du allein und anders keine?
Sieh mich an und tu mir's kund,
Schelmenauge, Schelmenmund!

Sinnig forsch' ich auf und ab:
Was so ganz dir hin mich gab? —
Ha! durch nichts mich so zu zwingen,
Geht nicht zu mit rechten Dingen.
Zaubermädel, auf und ab,
Sprich, wo ist dein Zauberstab?

Männerkeuschheit.

Wer nie in schnöder Wollust Schoß
Die Fülle der Gesundheit goß,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und sproßt empor,
Wie auf der Wies' ein schlankes Rohr;
Und lebt und webt, der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt seinen Feuergeist,
Und treibt, aus kalter Dämmerung,
Gen Himmel seinen Adlerschwung.

Dort taucht er sich ins Sonnenmeer,
Und Klarheit strömet um ihn her.
Dann wandelt sein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchspäht, und wägt und mißt,
Was schön, was groß und herrlich ist,

Und stellt es dar in Red' und Sang,
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein kristallner Schattenquell.
Sein Antlitz strahlt wie Morgenrot;
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch seinen Arm vollführt.
Denn der schnellt aus, wie Federstahl;
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

Das Roß fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es stöhnt.

Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut:
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie ihm sich alles neigt!

Die edelsten der Jungfraun blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkiest!
O Selige, die sein genießt!

Die Fülle seines Lebens glänzt
Wie Wein von Rosen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib an seiner Brust
Berauscht sich draus zu Lieb' und Lust.

Frohlockend blickt sie rund umher:
„Wo sind der Männer mehr wie er?"
Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie spottet dein.
Nur er nimmt Bett und Busen ein.

Sie steht und fodert auf umher:
„Wo ist, wo ist ein Mann wie er?"
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürst mit Ehr' und Gold.

Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Und sie mit Blumen schwanger geht:
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib.

Die alle blühn, wie sie und er,
Sie blühn und duften um ihn her,
Sie wachsen auf, ein Zedernwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgestalt. —

So glänzt der Lohn, den der genießt,
So das Geschlecht, das dem entsprießt,
Der nie in schnöder Wolluft Schoß
Die Fülle der Gesundheit goß.

Auch ein Lied an den lieben Mond.

Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!
Man freuet sich, ihn noch fein wohl zu sehn.
Willkommen mir, vor allem Sterngewimmel!
Vor allem Sterngewimmel lieb und schön! —

Was lächelst du so bittlich her, mein Teurer?
Willst du vielleicht so was von Sing und Sang?
Ganz recht! Wofür auch wär' ich sonst der Leirer,
Des Saitenspiel bisher — so so! — noch klang?

Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihen,
Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,
Da alle Dichter dir ein Scherflein weihen,
Wollt' ich allein dich stumm vorübergehn.

Auch bist du's wert, mein sanfter, holder, lieber . .
Ich weiß nicht recht, wie ich dich nennen soll?
Mann oder Weib? — Schon lange war ich über
Und über deines warmen Lobes voll.

So wissen's dann die Jungen und die Alten,
Was immerdar auch meine Wenigkeit
Vom schönen, lieben Monde hat gehalten
Und halten wird in alle Ewigkeit!

Die Sonn' ist zwar die Königin der Erden.
Das sei hiermit höchst feierlich erklärt!
Ich wäre ja von ihr beglänzt zu werden,
Verneint' ich dies, nicht eine Stunde wert.

Wer aber kann, wann sie im Strahlenwagen
Einher an blauer Himmelsstraße zieht,
Die Glorie in seinem Aug' ertragen,
Die ihre königliche Stirn umglüht?

Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner,
Ein Kleid, nur recht und schlecht, bekleidet dich;
Allein du bist so mehr wie unsereiner,
Und dieses ist gerade recht für mich.

Ich würde mich fürwahr nicht unterstehen,
Mit ihrer hocherhabnen Majestät
So brüderlich und traulich umzugehen,
Wie man noch wohl mit dir sich unterfteht.

Die Sonne mag uns tausend Segen schenken.
Das wissen wir und danken's herzlich ihr.
Doch weiß sie auch es wieder einzutränken,
Und sengt und brennt oft desto baß dafür.

Du aber, aller Kreaturen Freude!
Den jeder Mund so treu und froh begrüßt,
Bist immer gut, tust nimmer was zu Leide,
Kein Biedermann hat je durch dich gebüßt.

Wär' ohne sie die Welt nur hell und heiter,
Und frör' es nur nicht lauter Eis und Stein,
Und Wein und Korn und Obst gediehe weiter,
Wer weiß? so ließ ich Sonne Sonne sein.

Dich ließ' ich mir in Ewigkeit nicht nehmen,
Wofern mein armes Nein was gelten kann.
Ich würde bis zum Kranken mich zergrämen,
Verlör' ich dich, du trauter Nachtkumpan!

Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen
Zur Mitternacht mein Gang ums Dörfchen irrt,
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
Als hin und her mit dir gekoset wird?

Wen hätt' ich sonst, wann überlange Nächte
Entschlummern mich, du weißt wohl was, nicht läßt,
Dem alles ich so klagen könnt' und möchte,
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

Mollys Wert.

Ach, könnt' ich Molly kaufen
Für Gold und Edelstein,
Und hätte große Haufen;
Die sollten mich nicht reun.
Zwar wühlt sich's hübsch im Golde;
Wohl dem, der wühlen kann! —
Doch ohne sie, die Holde,
Was hätt' ich Frohes dran?

Ja, wenn ich der Regente
Von ganz Europa wär'
Und Molly kaufen könnte,
So gäb' ich alles her.
Vor Städten, Schlössern, Thronen
Und mancher fetten Flur
Wählt' ich, mit ihr zu wohnen,
Ein Gartenhüttchen nur.

Mein liebes Leben enden
Darf nur der Herr der Welt.
Doch dürft' ich es verspenden,
So wie mein Gut und Geld:
So gäb' ich gern, ich schwöre!
Für jeden Tag ein Jahr,
Da sie mein eigen wäre,
Mein eigen ganz und gar.

An die Menschengesichter.

Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb;
Was kann ich, was kann ich dafür?
Drum sind mir die Menschengesichter nicht hold:
Doch spinn' ich ja leider nicht Seide, noch Gold,
Ich spinne nur Herzeleid mir.

Auch mich hat was Liebes im Herzen zu lieb;
Was kann es, was kann es fürs Herz?
Auch ihm sind die Menschengesichter nicht hold:
Doch spinnt es ja leider nicht Seide, noch Gold,
Es spinnt sich nur Elend und Schmerz.

Wir seufzen und sehnen, wir schmachten uns nach,
Wir sehnen und seufzen uns krank.
Die Menschengesichter verargen uns das;
Sie reden, sie tun uns bald dies und bald das,
Und schmieden uns Fessel und Zwang.

Wenn ihr für die Leiden der Liebe was könnt,
Gesichter, so gönnen wir's euch.
Wenn wir es nicht können, so irr' es euch nicht!
Wir können, ach leider! wir können es nicht,
Nicht für das mogolische Reich!

Wir irren und quälen euch andre ja nicht;
Wir quälen ja uns nur allein.
Drum, Menschengesichter, wir bitten euch sehr,
Drum laßt uns gewähren, und quält uns nicht mehr,
O laßt uns gewähren allein!

Was dränget ihr euch um die Kranken herum,
Und scheltet und schnarchet sie an?
Von Schelten und Schnarchen genesen sie nicht.
Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht;
Doch keiner tut mehr als er kann.

Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan;
Der Sommerwind trocknet; der Regen macht naß;
Das Feuer verbrennet. — Wie hindert ihr das? —
O laßt es gewähren, wie's kann!

Es hungert den Hunger, es dürstet den Durst;
Sie sterben von Nahrung entfernt.
Naturgang wendet kein Aber und Wenn. —
O Menschengesichter, wie zwinget ihr's denn,
Daß die Liebe zu lieben verlernt?

Elegie.

Als Molly sich losreißen wollte.

Darf ich noch ein Wörtchen lallen? —
Darf vor deinem Angesicht
Eine Träne mir entfallen? —
Ach, sie dürfte freilich nicht!

Ihren Ausbruch abzuwehren,
Brächte mehr für dich Gewinst,
Um den Kampf nicht zu erschweren,
Den du gegen mich beginnst.

Und, o Gott! darf ich ihn tadeln?
Sollte nicht mein schönstes Lied
Mehr den edlen Kampf noch adeln,
Ob er gleich ins Grab mich zieht? —
Ja, das sind' ich recht und billig!
Noch ist mein Gewissen wach,
Und mein bess'res Selbst ist willig;
Aber seine Kraft ist schwach.

Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
Dieses hochempörte Herz?
Wie den letzten Trost ihm nehmen,
Auszuschreien seinen Schmerz?
Schreien, aus muß ich ihn schreien!
Herr, mein Gott, du wirst es mir,
Du auch, Molly, wirst verzeihen!
Denn zu schrecklich tobt er hier.

Ha, er tobet mit der Hölle,
Mit der ganzen Hölle Wut!
Höchste Glut ist seine Quelle,
Und sein Ausstrom höchste Glut!
Gott und Gottes Kreaturen
Ruf' ich laut zu Zeugen an:
Ob's von irdischen Naturen
Eine stumm verschmerzen kann! —

Rosicht, wie die Morgenstunde,
Freundlich, wie ein Paradies,
Wort und Kuß auf ihrem Munde —
O kein Nektar ist so süß! —
War ein Mädchen mir gewogen ...
Wie? Gewogen nur? — Fürwahr,
Ihre tausend Schwüre logen,
Wenn ich nicht ihr Abgott war.

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier und ewig dort;

Der Verdammnis ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube,
Welches dieser Engel spricht.

Und ein Engel sondergleichen,
Wenn die Erde Engel hat,
Ist sie! Weichen muß ihr, weichen,
Was hier Gott erschaffen hat! —
O ich weiß wohl, was ich sage!
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch um Mittag liegt zu Tage,
So wird das von mir erkannt.

Rümpften Tausend auch die Nasen:
„Deine Sinne täuschten dich!
Große Liebe macht dich rasen! —"
O ihr Tausend seid nicht Ich!
Ich, ich weiß es, was ich sage!
Denn ich weiß es, was sie ist,
Was sie wiegt auf rechter Wage,
Was nach rechtem Maß sie mißt.

Andre mögen andre loben,
Und zu Engeln sie erhöhn!
Mir, von unten auf bis oben,
Dünkt, wie Sie, nicht eine schön.
Wie von außen, so von innen,
Dünkt auch nüchtern meinem Sinn
Sie der höchsten Königinnen,
Aller Anmut Königin.

Bettelarm ist, sie zu schildern,
Aller Sprachen Überfluß,
Zwischen tausend schönen Bildern
Wühlt umsonst mein Genius.
Spräch' ich auch mit Engelzungen
Und in Himmelsmelodie,
Dennoch, dennoch unbesungen,
Wie sie wert ist, bliebe sie. —

Eine solche ist es! Eine,
Die kein Name nennen kann!
Die zu vollem Herzvereine
Mich so innig liebgewann,

Daß ihr seligster Gedanke,
Den sie dachte, wie den Stab
Rund herum des Weinstocks Ranke,
Tag und Nacht nur mich umgab.

Welch ein Sehnen, welch ein Schmachten,
Wann sie mich nicht sah und fand!
Welch ein wonniges Betrachten,
Wo ich ging und saß und stand!
Welch ein Säuseln, welch ein Wehen,
Wann sie kosend mich umfing,
Und mit süßem Liebeflehen
Brünstig mir am Halse hing! —

Alles, alles das, wie selig,
O wie selig fühlt' ich das!
Fühlt' es so, daß ich allmählich
Alles außer ihr vergaß;
Und nun ward in ihr zu leben
Mir so innig zur Natur,
Wie in Licht und Luft zu weben
Jeder Erdenkreatur.

Stolz konnt' ich vorzeiten wähnen,
Hoch sei ich mit Kraft erfüllt,
Auch das Geistigste mit Tönen
Zu verwandeln in ein Bild.
Doch lebendig darzustellen
Das, was sie und ich gefühlt,
Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt.

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Spezereien Geist,
Der hermetisch, auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerker reißt.
Welche Macht kann ihn bezähmen?
Welche Macht durch Ton und Wort
Fesseln und gefangen nehmen? —
Leicht, wie Äther, schlüpft er fort. —

Nun — o wär' ich nie geboren,
Oder schwänd' in nichts dahin! —
Was sie war, ist mir verloren,
Da, was ich ihr war, noch bin.

Sie wähnt sich's von Gott geheißen,
Trotz Verblutung oder Schmerz,
Von dem meinigen zu reißen
Ihr ihm einverwachs'nes Herz.

Rasch, mit Ernst und Kraft zu ringen,
Hat sie nun sich aufgerafft,
Und den Heldenkampf vollbringen
Will ihr Ernst und ihre Kraft.
Wird sie in dem Kampf erliegen?
Wird sie, oder wird sie nicht?
„Sterben, rief sie, oder siegen
Heißen Tugend mich und Pflicht."

Ach, ich weiß dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt,
Was so rühmlich für den Adel
Ihrer schönen Seele bürgt!
Denn, o Gott, in Christenlanden,
Auf der Erde weit und breit,
Ist ja kein Altar vorhanden,
Welcher unsre Liebe weiht.

Tief in Kerkers Nacht, belastet,
Wie von Ketten, zentnerschwer,
Stöhnt mein Geist nun, tappt und tastet
Ohne Rat und Tat umher.
Nirgends ist ein Spalt nur offen
Für der Hoffnung Labeschein;
Und auch Wünschen oder Hoffen
Scheint Verbrechen gar zu sein.

Ich erstarre, ich verstumme,
In Verzweiflung tief versenkt,
Wann mein Herz die Leidensumme
Dieser Liebe überdenkt.
Nichts, ach nichts weiß ich zu sagen,
Im Bewußtsein dieser Schuld,
Nichts zu murren, nichts zu klagen:
Dennoch mangelt mir Geduld!

Wie wird mir so herzlich bange,
Wie so heiß und wieder kalt,
Wann in diesem Sturm und Drange
Keuchend meine Seele wallt!

Ach! das Ende macht mich zittern,
Wie den Schiffer in der Nacht
Der Tumult von Ungewittern
Vor dem Abgrund zittern macht.

Herr, mein Gott, wie soll es werden?
Herr, mein Gott, erleuchte mich!
Ist wohl irgendwo auf Erden
Rettung noch und Heil für mich?
Heil auch dann, wann ich erfahre,
Daß sie ganz von mir befreit,
Einem andern am Altare
Sich mit Leib und Seele weiht?

Werd' ich, o mein Gott und Rächer,
Ohne in den Höllenwehn
Der Verzweiflung zum Verbrecher
Mich zu wüten, werd' ich's sehn:
Wie der Mann bei Kerzenscheine
Sie zum Brautgemache winkt,
Und in meinem Freudenweine
Sich zum frohsten Gotte trinkt? —

Freilich, freilich fühlt, was billig
Und gerecht ist, noch mein Sinn,
Und das bess're Selbst ist willig:
Doch des Herzens Kraft ist hin!
Weh mir! Alle Eingeweide
Preßt der bängsten Ahndung Krampf.
O ich armer Mann, wie meide
Ich den fürchterlichsten Kampf? —

Bist du nun verloren? Rettet
Keine Macht dich mehr für mich?
Molly, meine Molly, kettet
Mich kein Segensspruch an dich?
O so sprich, zu welchem Ziele
Schleudert mich ein solcher Sturm?
Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm? —

Nimmermehr! Dies nur zu wähnen
Wäre Hochverrat an ihm.
Rühre denn dich meiner Tränen,
Meines Jammers Ungestüm!

O es keimt, wie lang' es währe,
Doch vielleicht uns noch Gewinst,
Wenn ich dir den Kampf erschwere,
Den du gegen mich beginnst.

War denn diese Flammenliebe
Freier Willkür heimgestellt?
Nein! Den Samen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.
Unaustilgbar keimen diese,
Sprossen dicht von selbst empor,
Wie im Tal und auf der Wiese
Kraut und Blume, Gras und Rohr.

Sinnig sitz' ich oft und frage,
Und erwäg' es herzlich treu
Auf des besten Wissens Wage:
Ob „Uns lieben" Sünde sei?
Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit, schwer und unheilbar;
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war.

O ich möchte selbst genesen!
Doch durch welche Arzenei?
Oft gedacht und oft gelesen
Hab' ich viel und mancherlei;
Ärzte, Priester, Weis' und Toren
Hab' ich oft um Rat gefragt:
Doch mein Forschen war verloren;
Keiner hat's mir angesagt.

O so laß es denn gewähren,
Da Genesung nicht gelingt!
Laß uns lieber Krankheit nähren,
Eh' uns gar das Grab verschlingt! —
Suche nicht den Strom zu hemmen,
Der so lang' sein Bett nur füllt,
Bis er zornig vor den Dämmen
Zum Vertilgungsmeer entschwillt.

Freier Strom sei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!
Harmlos wallen seine Triebe
Wog' an Woge dann dahin.

Laß in seiner Kraft ihn brausen!
Wenn kein Damm ihn unterbricht,
Müsse dir davor nicht grausen!
Denn verheeren wird er nicht.

Auf des Stromes Höhe pranget
Eine Insel, anmutsvoll,
Wo der Schiffer hin verlanget,
Aber ach! nicht landen soll.
Auf der schönen Insel thronet
Seines Herzens Königin.
Bei der süßen Holdin wohnet
Dennoch immerdar sein Sinn.

Hänget gleich sein Schiff an Banden
Strenger Pflichten, die er ehrt;
Wird ihm gleich dort anzulanden,
Molly, selbst von dir verwehrt:
O so laß ihn nur umfahren
Seines Paradieses Rand,
Und es seine Obhut wahren
Gegen fremde Räuberhand.

Selbst, o Holdin, — kannst es glauben,
Was dir Mund und Herz verspricht! —
Selbst das Paradies berauben
Und verheeren wird er nicht.
Keine Beere will er pflücken,
Wie so lockend sie auch glüht,
Nicht ein Blümchen nur zerknicken,
Das in diesem Eden blüht.

Hinschaun soll ihn nur ergötzen,
Wann sein Schiff herum sich dreht,
Nur der süße Duft ihn letzen,
Den der West vom Ufer weht.
Aber ganz von hinnen scheiden,
Fern von deinem Angesicht
Und der Heimat seiner Freuden,
Heiß', o Königin, ihn nicht.

Himmel und Erde.

In dem Himmel quillt die Fülle
Heiß ersehnter Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieser Fülle
Labsal für der Erde Leid;

Für den Wurm, der meiner Tage
Rosenblüte giftig sticht;
Dessen Schmerz ich in mir trage,
Den ich Arzt und Priester klage:
Aber ach! das hilft mir nicht.

Längst sind über Tal und Hügel
Alle Freuden mir entflohn.
Lahm sind meiner Hoffnung Flügel.
Rauher Hindernisse Hügel
Sprechen selbst den Wünschen Hohn. —

Dennoch setzt' ich auch auf Erden
Gern noch fort den Pilgerstab.
Sollte Molly mir nur werden,
Trüg' ich aller Welt Beschwerden
Noch den längsten Pfad hinab.

Volkers Schwanenlied.

Sonst schlug die Lieb' aus mir so helle,
Wie eine Nachtigall am Quelle.
Nun hat sie meine Kunst geirrt,
Daß jeder Laut zum Seufzer wird.

O Liebe, wundersüßes Wesen,
Wovon die Kranken oft genesen,
Ja Tote schier vom Grab erstehn,
Mich drängest du, ins Grab zu gehn! —

Im Busen hegt' ich dich so lange,
Wie jener die verklomte Schlange.
Dem Busen, der ihr Leben bot,
Gab sie zum Lohne Schmerz und Tod.

Nun, süße Mörderin des Lebens,
O Molly, laß nur nicht vergebens
Mein Flehn, mein letztes Flehen sein!
Vergiß nicht, ach, vergiß nicht mein!

Auf meiner Gruft, wo ich verwese,
Will ich, daß sanftes Mitleid lese!
„Wie Volker, liebt' und litt kein Mann:
Der Hoffnungslose starb daran." —

Fritz Stolberg, Harfner, der vor allen
Mir stets von Herzen wohlgefallen,
Mann, der voll Gotteskraft und Geist
So herzlich Tugend liebt als preist!

Dir, Freund, vermach' ich Kranz und Leier,
Doch nur geweiht zu Mollys Feier.
Der Name Molly sei verwebt
In jedes Lied, das ihr entschwebt!

Es gilt der Herrlichsten von allen,
Die unter Gottes Sonne wallen,
Die Volker, der verlorne Mann,
Vom Schicksal nicht erseufzen kann.

Nun sei, o Gott, dem Armen gnädig!
Laß aller Schuld ihn los und ledig!
Laß nie in andern Flammen ihn,
Als Flammen seiner Liebe glühn.

Fortunens Pranger.

Nieten? Nieten? Nichts als kahle Nieten? —
Nun so niete dich denn satt und matt! —
Zur Vergeltung will ich dir auch bieten,
Was noch keiner dir geboten hat.

Nicht mit Erbsen muß man nach dir schnellen,
Wie ein Lustigmacher etwa schnellt:
An den Pranger, und in Eisenschellen,
Sei, Fortuna, schimpflich ausgestellt! —

Rüstig, ihr Verwandten meiner Leier,
Satirbuben, auf! Verschont sie nicht!
Alle faulen Äpfel — puh! — und Eier
Werft der Bübin in das Angesicht!

Denn sie ist, sie ist die Ehrenlose,
Die das ärgste Schandgesindel liebt,
Und nur selten ihrer Wollust Rose
Einem Biedermann zu kosten gibt.

Ha, der Frechen! die so unverhohlen,
Mir nichts, dir nichts! falsche Münzen schlägt,
Und aus Lumpenkupfer die Pistolen,
Und aus Gold die Lumpenheller prägt!

O wie manchem edlen Tugendsohne
Gönnte sie kaum seinen Bettelstab,
Sie, die dennoch Zepter, Reich und Krone
Oft dem tollsten Orang-Utang gab!

Mit dem Räuber zieht sie aus zum Raube;
Selbst dem Mörder führt sie oft den Stahl.
Wie sie rupft dem Habicht Lamm und Taube,
Zupft sie jenem Waisʼ und Witwe kahl.

Seht, wie sie beim Beutelschneider stehet,
Und dem Gauner, den der Würfel nährt,
Zum Gewinn die Schinderknochen drehet,
Und dem frommen Tropf die Taschen leert!

Wie sie dort den Mann von Treu' und Glauben
In der Heuchlerlarve fein beschnellt,
Und, ihm vollends Rock und Hemd zu rauben,
Nachts dem Diebe gar die Leiter hält!

Ha, mit Treue weiß sie umzuspringen
Wie die Katze mit der armen Maus!
Wahrheit kann von ihr ein Liedchen singen,
Wahrheit, oft verjagt von Amt und Haus!

Doch den Auswurf von den ärgsten Schelmen
Lohnte sie, für seine Heuchelkunst
Oft mit Sternen, oft mit Ritterhelmen
Und mit Überschwang von Fürstengunst. —

Wird sie stets zum Tapfern sich gesellen,
Der für die gerechte Sache kriegt? —
Öfter haben Schurken und Rebellen,
Ohne Recht, durch ihre Hand gesiegt. —

Dennoch wird im kurzen alle Gnade
Ihren Buhlen oft zum Ungewinn;
Wie im Märchen der Scheherezade
Von der geilen Zauberkönigin.

Labe hieß sie. Buhlerisch gewogen
War sie manchem jungen schönen Mann!
Doch, sobald sie satt der Lust gepflogen,
Spie sie hui und pfui! sein Antlitz an.

Hui und pfui! war er zum Ungeheuer,
Dessen Namen ihre Zunge sprach.
Ihren Kitzel stillte bald ein neuer:
Aber immer traf ihn gleiche Schmach.

Ebenso schon tausendmal gehandelt
Hat die Bübin, die wir ausgestellt.
Oft ihr liebster Liebling wird verwandelt
Durch die Zauberstäbchen, Ehr' und Geld.

Ihro Hoch=, Hochehr= und Wohlehrwürden
Schaffet sie zu Hammeln, fett und dumm,
Blökend, wie die Brüder in den Hürden,
Öfters auch zu Stutzeböcken um.

Hast du dich nicht wohl in acht genommen,
Wirst du plötzlich in den Kot gestutzt,
Weil sie unversehns von hinten kommen,
Wirst geknufft, zertrampelt und beschmutzt.

Ihro Hoch=, Hochwohl= und Wohlgeboren,
Wann sie sich an ihnen satt gepflegt,
Schenkt sie hohe Rüssel, oder Ohren,
Wie sie ein bekanntes Tierchen trägt.

Manche werden Pavian' und Lüchse,
Manchen schafft sie um zum Krokodil;
Fürstenschranzen wandelt sie in Füchse
Und Chamäleone, wie sie will.

Ihro Gnaden, dero teure Frauen,
Gehen ebenfalls so leer nicht aus.
Diese führt, als stolzgeschwänzte Pfauen,
Sie auf Bäll' und Assembleen aus.

Selten, selten schonet sie der Krieger,
Denen sie mit Gunst zur Seite war,
Wandelt sie in blutversoffne Tiger,
Oft, behüt' uns Gott! in Teufel gar.

Die Gelahrten werden angebunden,
Wild in Bärgestalten, an ihr Pult.
Krittler bellen sich zu tollen Hunden
Und ermüden Ohren und Geduld.

Philosophen werden umgeschaffen,
Samt Ästhetikern, in Dunst und Wind;
Viel Poeten aber sind schon Affen,
Und die bleiben denn nur, was sie sind. —

Fuselbrenner, Müller, Bäcker, Schlächter,
Brauer, Wirte, Kauf= und Handelsherrn,
Pferdetäuscher, Lieferer und Pächter
Wandelt sie in Büffel gar zu gern.

Manchem ihrer Söhne hext die Metze
Einen Rüssel, der nur frißt und säuft,
Zu zerwühlen die erbuhlten Schätze,
Welche weiland Büffel aufgehäuft. —

Dennoch — ließe sie nur so sich g'nügen
An so mancher schnöden Zaubertat! —
Aber, ach! auch Köpfe läßt sie fliegen.
Manchen Liebling flocht sie schon aufs Rad.

Wie mit Rüben, so mit Menschenhälsen
Spielt sie. Den, dem sie die Hand kaum gab,
Ihn zu heben auf den Ehrenfelsen,
Stürzt sie rücklings wieder tief hinab.

Manchem Reichen, wann sie kaum gefüllet
Seinen Kasten hoch bis an den Rand,
Hat sie hinterher den Strick getrillet
Und ihn aufgeknüpft durch eigne Hand.

Dieb' und Gauner, deren guter Engel
Sie zu Schutz und Trutz gewesen war,
Wandelt sie zuletzt in Galgenschwengel
Und in Speise für die Rabenschar. —

O der Bübin! Über ihren Ränken
Gehn mir Sprache schier und Atem aus. —
Dieser Litanei soll sie gedenken!
Satirbuben, packt euch nun nach Haus!

Muttertändelei.

Für meine Dorette.

Seht mir doch mein schönes Kind
Mit den goldnen Zottellöckchen,
Blauen Augen, roten Bäckchen!
Leutchen, habt ihr auch so eins? —
Leutchen, nein, ihr habet keins!

Seht mir doch mein süßes Kind!
Fetter als ein fettes Schneckchen,
Süßer als ein Zuckerweckchen!
Leutchen, habt ihr auch so eins? —
Leutchen, nein, ihr habet keins!

Seht mir doch mein holdes Kind!
Nicht zu mürrisch, nicht zu wählig!
Immer freundlich, immer fröhlich!
Leutchen, habt ihr auch so eins? —
Leutchen, nein, ihr habet keins!

Seht mir doch mein frommes Kind!
Keine bitterböse Sieben
Würd' ihr Mütterchen so lieben.
Leutchen, möchtet ihr so eins? —
O, ihr kriegt gewiß nicht meins!

Komm' einmal ein Kaufmann her!
Hunderttausend blanke Taler,
Alles Gold der Erde zahl' er!
O er kriegt gewiß nicht meins!
Kauf' er sich wo anders eins!

Der große Mann.

Es ist ein Ding, das mich verdreußt,
Wenn Schwindel oder Schmeichelgeist
Gemeines Maß für großes preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag' es an:
Wer ist, wer ist ein großer Mann?
Der Ruhmverschwendung Acht und Bann!

Der, dem die Gottheit Sinn beschert,
Der Größe, Bild, Verhalt und Wert,
Und aller Wesen Kraft ihm lehrt;

Des weit umfassender Verstand
Wie einen Ball mit hohler Hand
Ein ganzes Weltsystem umspannt;

Der weiß, was Großes hie und da,
Zu allen Zeiten, fern und nah,
Und wo und wann und wie geschah;

Der Mann, der die Natur vertraut,
Gleichwie ein Bräutigam die Braut,
An allen Reizen nackend schaut;

Und warm an ihres Busens Glut,
Vermögen stets und Heldenmut
Und Lieb' und Leben saugend, ruht;

Und nun, was je ein Erdenmann
Für Menschenheil gekonnt und kann,
Wofern er will, desgleichen kann;

Dabei in seiner Zeit und Welt,
Wo sein Beruf ihn hingestellt,
Durch Tat der Kunst die Wage hält:

Der ist ein Mann, und der ist groß!
Doch ringt sich aus der Menschheit Schoß
Jahrhundertlang kaum einer los.

Geweihtes Angebinde zu Louisens Geburtstage.

Kann denn nur der Vater Papst allein
Schwerter, Kerzen, Amulett' und Ringe
Für die Frommen seiner Kirche weihn,
Daß kein Leid und Unheil an sie dringe? —

Freilich rühmt er sich mit stolzem Sinn
Gottes höchsten Priester auf der Erde:
Aber ich, auch ich weiß, was ich bin,
Weiß, daß ich ihm nimmer weichen werde.

Denn ich bin zu hoher Priesterschaft,
Nicht, wie er, von Menschen auserkoren,
Bin dazu empfangen und geboren
Und emporgesproßt durch Gottes Kraft!

Bin geweiht zum Priester des Apoll
Mit des Gottes Kranz und goldnem Stabe!
Seines Geistes bin ich froh und voll;
Warum nicht auch frommer Wundergabe? —

Ja, ich bin's! So weih' ich betend dann
Dieses Band mit Wunderkraft und Segen,
Daß ich's an Louisens Busen legen
Und damit ihr Herz beglücken kann;

O ein Herz, des besten Glückes wert!
Das ich nie zu rühmen mich bestrebe,
Weil der schönste Name, den ich gebe,
Doch dies Herz noch nicht genugsam ehrt. —

Band, ich segne dich mit Freud' und Lust,
Für das längste Leben, sonder Grämen;
Diesen Segen sollst du in die Brust
Meiner edlen Freundin reichlich strömen!

Freud' und Lust an ihrem braven Mann
Ein Jahrhundert, oder nicht viel minder,
Freud' und Lust an allem ab und an,
An und ab dem Kleeblatt holder Kinder;

Freud' und Lust, von keinem Harm vergällt,
Sei durch dich ihr in die Brust gegossen,
Freud' an Gottes ganzer weiter Welt,
Mich, den Priester, auch mit eingeschlossen!

Die Eine.

Sonett.

Nicht selten hüpft, dem Finken gleich im Haine
Der Flattersinn mir keck vors Angesicht:
„Warum, warum bist du denn so auf Eine,
Auf Eine nur bei Tag und Nacht erpicht?

Ha! glaubst du denn, weil diese dir gebricht,
Daß Liebe dich mit keiner mehr vereine?
Der Gram um sie beflort dein Augenlicht;
Und freilich glänzt durch diesen Flor dir keine.

Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blühn schön und süß viel Mädchen noch und Frauen.
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen.“ —

Ach, alles wahr! Vom Rhein an bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen.
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?

Überall Molly und Liebe.

Sonett.

In die Nacht der Tannen oder Eichen,
Die das Kind der Freude schauernd flieht,
Such' ich oft, von Kummer abgemüht,
Aus der Welt Gerassel wegzuschleichen.

Könnt' ich nur, wie allem meinesgleichen,
Auch sogar der Wildnis, die mich sieht
Und den Sinn zu neuer Arbeit zieht,
Bis ins Nichts hinein zur Ruh' entweichen!

Dennoch ist so heimlich kein Revier,
Ist auch nicht ein Felsenspalt so öde,
Daß mich nicht, wie überall, auch hier

Liebe, die Verfolgerin, befehde;
Daß nicht ich mit ihr von Molly rede,
Oder sie, die Schwätzerin, mit mir.

Täuschung.

Sonett.

Um von ihr das Herz nur zu entwöhnen,
Der es sich zu stetem Grame weiht,
Forschet durch die ganze Wirklichkeit,
Ach, umsonst! mein Sinn nach allem Schönen.

Dann erschafft, bewegt durch langes Sehnen,
Phantasie aus Stoff, den Herzchen leiht,
Ihm ein Bild voll Himmelslieblichkeit.
Diesem will es nun statt Molly frönen.

Brünstig wird das neue Bild geküßt;
Alle Huld wird froh ihm zugeteilet;
Herzchen glaubt von Molly sich geheilet.

O des Wahns von allzu kurzer Frist!
Denn es zeigt sich, wenn Betrachtung weilet,
Daß das Bild leibhaftig — Molly ist.

Für sie mein Eins und Alles.

Sonett.

Nicht zum Fürsten hat mich das Geschick,
Nicht zum Grafen, noch zum Herrn geboren,
Und fürwahr nicht hellerswert verloren
Hat an mich das goldbeschwerte Glück.

Günstig hat auch keines Wesirs Blick
Mich im Staat zu hoher Würd' erkoren.
Alles stößt, wie gegen mich verschworen,
Jeden Wunsch mir unerhört zurück.

Von der Wieg' an bis zu meinem Grabe
Ist ein wohl ersung'nes Lorbeerreis
Meine Ehr' und meine ganze Habe.

Dennoch auch dies eine, so ich weiß,
Spendet' ich mit Lust zur Opfergabe,
Wär', o Molly, dein Besitz der Preis.

An Adoniden.

O Adonide, welche Kraft
Zwingt alle Herzen, dir zu schlagen?
Die Huldgöttinnen könnten's sagen:
Verrieten sie die Wissenschaft.

Käm' uns Homer zurück ins Leben,
Und fühlte diesen Drang und Zug;
Würd' er die Schuld dem Gürtel geben,
Den Venus um den Busen trug.

Weißt du, was er davon gesungen?
Darein war alle Zauberei
Der Liebe, Lächeln, Schmeichelei
Und linder Zephirsinn verschlungen;

War Witz verwebet, froh und leicht,
Und ah! das süße Huldgekose,
Das, wie ein mildes Öl der Rose,
Sogar des Weisen Herz beschleicht.

Nicht Jugendreiz, der bald verblühet,
Es ist die ewige Magie
Des Gürtels, den dir Venus lieh,
Der so die Herzen an sich ziehet!

Und noch im Herbste werden die
Für dich, wie jetzt im Lenze, lodern,
Und sehnend Lieb' um Liebe fodern;
Denn Huldgöttinnen altern nie.

Die Unvergleichliche.

Sonett.

Welch Ideal aus Engelsphantasie
Hat der Natur als Muster vorgeschwebet,
Als sie die Hüll' um einen Geist gewebet,
Den sie herab vom dritten Himmel lieh?

O Götterwerk! Mit welcher Harmonie
Hier Geist in Leib und Leib in Geist verschwebet!
An allem, was hienieden Schönes lebet,
Vernahm mein Sinn so reinen Einklang nie.

Der, welchem noch der Adel ihrer Mienen,
Der Himmel nie in ihrem Aug' erschienen,
Entweiht vielleicht mein hohes Lied durch Scherz.

Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,
Der nie erfuhr, wie süß ihr Atem fächelt,
Wie wundersüß die Lippe spricht und lächelt.

Der versetzte Himmel.

Sonett.

Licht und Luft des Himmels zu erschauen,
Wo hinan des Frommen Wünsche schweben,
Muß dein Blick sich über dich erheben,
Wie des Betenden voll Gottvertrauen.

Unter dir ist Todesnacht und Grauen.
Würde dir ein Blick hinab gegeben,
So gewahrtest du mit Angst und Beben
Das Gebiet der Höll' und Satans Klauen.

Also spricht gemeiner Menschenglaube.
Aber wann aus meines Armes Wiege
Mollys Blick empor nach meinem schmachtet:

Weiß ich, daß im Auge meiner Taube
Aller Himmelsseligkeit Genüge
Unter mir der trunkne Blick betrachtet.

Naturrecht.

Sonett.

Von Blum' und Frucht, so die Natur erschafft,
Darf ich zur Lust, wie zum Bedürfnis, pflücken.
Ich darf getrost nach allem Schönen blicken,
Und atmen darf ich jeder Würze Kraft.

Ich darf die Traub', ich darf der Biene Saft,
Des Schafes Milch in meine Schale drücken.
Mir front der Stier; mir beut das Roß den Rücken;
Der Seidenwurm spinnt Atlas mir und Taft.

Es darf das Lied der holden Nachtigallen
Mich, hingestreckt auf Flaumen oder Moos,
Wohl in den Schlaf, wohl aus dem Schlafe hallen.

Was wehrt es denn mir Menschensatzung, bloß
Aus blödem Wahn, in Mollys Wonneschoß,
Von Lieb' und Lust bezwungen, hinzufallen?

Mollys Abschied.

Lebe wohl, du Mann der Lust und Schmerzen!
Mann der Liebe, meines Lebens Stab!
Gott mit dir, Geliebter! Tief zu Herzen
Halle dir mein Segensruf hinab!

Zum Gedächtnis biet' ich dir, statt Goldes —
Was ist Gold und goldeswerter Tand? —
Biet' ich lieber, was dein Auge Holdes,
Was dein Herz an Molly Liebes fand.

Nimm, du süßer Schmeichler, von den Locken,
Die du oft zerwühltest und verschobst,
Wann du über Flachs an Pallas' Rocken,
Über Gold und Seite sie erhobst!

Vom Gesicht, der Malstatt deiner Küsse,
Nimm, solang' ich ferne von dir bin,
Halb zum mindesten im Schattenrisse
Für die Phantasie die Abschrift hin!

Meiner Augen Denkmal sei dies blaue
Kränzchen flehender Vergißmeinnicht,
Oft beträufelt von der Wehmut Taue,
Der hervor durch sie vom Herzen bricht!

Diese Schleife, welche deinem Triebe
Oft des Busens Heiligtum verschloß,
Hegt die Kraft des Hauches meiner Liebe,
Der hinein mit tausend Küssen floß.

Mann der Liebe! Mann der Lust und Schmerzen!
Du, für den ich alles tat und litt,
Nimm von allem! Nimm von meinem Herzen —
Doch — du nimmst ja selbst das Ganze mit!

Das hohe Lied von der Einzigen, im Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung.

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus Graus und Moderduft
In verschloss'ner Totengruft
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Zepter, Diademe, Thronen,
Gold und Silber hab' ich nicht:
Hätten auch, ihr voll zu lohnen,
Silber, Gold und Perlenkronen
Ein genügendes Gewicht.
Was ich habe, will ich geben.
Ihrem Namen, den mein Lied
Schüchtern sonst zu nennen mied,
Will ich schaffen Glanz und Leben
Durch mein höchstes Feierlied.

Schweig', o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

Glorreich, wie des Äthers Bogen,
Weich gefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!

Denn bis zu den letzten Tagen,
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Sollst du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.

Ja, zum himmelfrohen Gotte,
Der nun, frei und wohlgemut
Vor des Tadels Ernst und Spotte,
Wie in seiner Göttin Grotte
Nach dem Sturm Odysseus, ruht!
Sturm und Woge sind entschlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn gescheucht;
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war gesunken;
Lechzend hing die Zung' am Gaum;
Alles Öl war ausgetrunken,
Und des Lebens letzter Funken
Glimmt' am dürren Dachte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle,
Wie durch Zauberwort und Schlag.
Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf des Wunderheiles Fülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Wonne weht von Tal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wangen an.
Ihr Gefieder, nicht mit Aschen
Trauriger Vergangenheit
Für die Schmähsucht mehr bestreut,
Glänzet rein und hell gewaschen,
Wie des Schwanes Silberkleid.

In dem Paradiesgefilde,
Wie sein Aug' es nimmer sah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.
Froh hat sie ihn aufgenommen,

Hat erquickt mit süßem Lohn
Ihn, des Kummers müden Sohn.
„Nun, o lieber Mann, willkommen!“
Sang ihr Philomelenton.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld:
Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein! —

Ist es wahr, was mir begegnet?
Oder Traum, der mich betört,
Wie er oft den Armen segnet
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerstört?
Darf ich's glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,
Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist? —

Hohe Namen zu erkiesen
Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
Nie wird die zu hoch gepriesen,
Die so herrlich sich erwiesen,
Herrlich ohne Maß und Ziel:
Daß sie, trotz dem Hohngeschreie,
Trotz der Hoffnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang,
Mir gehalten Lieb' und Treue,
Mehr als hundert Monden lang.

Und warum, warum gehalten?
Kount' ich, wie der Großsultan,
Über Millionen schalten?
War ich unter Mannsgestalten
Ein Apoll des Vatikan?
War ich Herzog großer Geister,

Prangend in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künste Meister?
Ach, das alles war ich nicht!

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft!
Doch des Herzens Los, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes wert.

Sie, mit aller Götter Gnaden
Hoch an Seel' und Leib geschmückt,
Schön und wert, Alkibiaden
Zur Umarmung einzuladen,
Hätt' ein Bess'rer leicht beglückt.
Hymen hätte zur Belohnung
Sie im Freuden-Chor umschwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronions Wohnung
Hebe mit Alkiden lebt.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Käm' ihr ganzes Heil auch um,
Schlangen ihrer Liebe Ranken
Um den hingewelkten Kranken
Unablöslich sich herum.
Schmelzend in Bekümmernisse,
Daß der Eumeniden Schar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllenglut ihn risse,
Bot sie sich zum Schirme dar. —

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe, des geweihten
Lautenschlägers Hand zu leiten,
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er missen:

Aber du, Gerechtigkeit,
Warst ihm heilig jederzeit!
Nein! Mit Willen und mit Wissen
Hat er nimmer dich entweiht.

Ruf es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trifft sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswut!
Geißle mich des Hartsinns Tadel,
Wölke sich ob meiner Schuld
Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O so büß' ich mit Geduld.

Ha, nicht linder Weste Blasen
Wehte mich zu Lieb' und Lust!
Nein, es war des Sturmes Rasen!
Flamme, Steine zu verglasen
Heiß genug, entfuhr der Brust!
Nur in Plutons grausen Landen
Hätten, eisern in der Pflicht,
Welche keine Not zerbricht,
Unholdinnen widerstanden:
Doch die zarte Holdin nicht! —

Unglückssohn, warum entflammte
Deinen Busen solche Glut?
Sprich woher, woher sie stammte?
Welches Dämons Macht verdammte,
Frevler, dich zu dieser Wut? —
Eitle Frage! Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin!
Staune dann noch ob dem Wunder,
Wie ich dieser war und bin!

Nimm mein Auge hin und schaue,
Schau in ihres Auges Licht!
Ah, das klare, himmelblaue,
Das so heilig sein: Vertraue
Meinem Himmelssinne! spricht!
Sieh die Pfirsichzier der Wange,

Sieh nur halb, wie auf der Flucht,
Dieser Lippe Kirschenfrucht,
Ach, und werde von dem Drange
Deines Durstes nicht versucht!

Sieh, o Blöder, auf und nieder,
Sieh mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende dann das Auge wieder,
Sprich: Ich sah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieser Graziengestalt,
Sieh es ruhig an und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmut Allgewalt!

Hat die Milde der Kamönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgetan den Zaubertönen,
Die in Leid- und Freudentränen
Seelen aus den Busen ziehn:
O so neig' es ihrer Stimme
Und es ist um dich getan!
Deine Seele faßt ein Wahn,
Daß sie in der Flut verglimme,
Wie ein Funk' im Ozean.

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Nelkenatem weht;
Wo ihr warmes Leben leise
Nach Magnetenstromes Weise
Dir an Leib und Seele geht!
Arm um Arm dann umeinander!
Aneinander Brust und Brust!
Wenn du dann in heißer Lust —
Ha, du bist ein Salamander,
Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Steig' empor vom Erdentale,
Was auch Florens Hand es kränzt!
Sonne dich, o Lied, im Strahle,
Der herab vom Sternensaale
Diesen Frühling überglänzt!
Siehe, wie des Maies Wonne,

So verarmt Autumnus' Horn;
Wir verschwelgen Most und Korn:
Aber nie versiegt die Sonne,
Gottes goldner Segensborn.

Ohne Wandel durch die Jahre,
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet hoch das reine, klare
Geistig-Schöne, Gute, Wahre
Dieser Seel' in Ewigkeit.
Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rat,
Kraft zu jeder Edeltat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du der Seelen Labebad!

Schmeichelflut der Vorgefühle,
Hoher Götterlust schon hier
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme, so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir.
Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wann sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Busen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

O der Wahrheit! O der Güte,
Rein wie Perlen, echt wie Gold!
O der Sittenanmut! Blühte
Je im weiblichen Gemüte
Jeder Tugend Reiz so hold?
Hinter sanfter Hügel Schirme,
Wo die Purpurbeere reift
Und der Liebe Nektar träuft,
Hat kein Fittich böser Stürme
Dies Elysium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenschein und Tau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte;
Da sind keine Mördergrüfte;
Da beschleicht kein Tod die Au;
Da berückt dich keine Schlange,

Zwischen Moos und Klee versteckt;
Da umschwirrt dich kein Insekt,
So das Lächeln von der Wange
Aus der Brust den Frieden neckt.

Alle deine Wünsche brechen
Ihre Früchte hier in Ruh;
Milch und Honig fließt in Bächen;
Töne wie vom Himmel sprechen
Labsal dir und Segen zu. —
Doch — du fühlest dich verlassen,
Lied, in dieser Region!
Lange weigern sich dir schon,
Das Unsägliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton. —

Der, dem sie die Götter schufen
Zur Genossin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdenseligkeit.
Ihm gedeihn des Glückes Saaten;
Seinem Wunsch ist jedes Heil,
Ehre, Macht und Reichtum feil:
Denn durch tausend Wundertaten
Wird Vermögen ihm zu teil.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sarg und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Gibt's der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüten ab.
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Erd' und Himmel! Eine solche
Sollt' ich nicht mein eigen sehn?
Über Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Konnt' ich stürmend nach ihr gehn.
Mit der Stimme der Empörung

Konnt' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrein,
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn.

Singt mir nicht das Lied von andern!
Andre sind für mich nicht da:
Sollt' ich auch, gleich Alexandern,
Durch die Welt erobernd wandern,
West- und ostwin, fern und nah.
Andre füllen andrer Herzen;
Andre reizen andrer Sinn.
Wann ich erst ein andrer bin,
Dann sind andrer Lust und Schmerzen
Mir Verlust auch und Gewinn.

Läßt, so ganz nach allen Fernen,
So von allem abgetrennt,
Was die Sehnsucht möchte körnen,
Schwebend zwischen Meer und Sternen,
Von des Durstes Glut verbrennt,
Läßt die Strebekraft sich dämpfen,
Wenn wir dann, soweit wir sehn,
Eine Labung nur erspähn?
Gilt was anders als erkämpfen,
Oder kämpfend untergehn? —

Herr des Schicksals, deine Hände
Wandten meinen Untergang!
Nun hat alle Fehd' ein Ende;
Dich, o neue Sonnenwende,
Grüßet jubelnd mein Gesang!
Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der langen Last
Endlich nun entladen hast,
Habe Dank für deine Weihe!
Sei willkommen, Himmelsgast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freudenchor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor!
Ach, von Gott und Welt vergeben

Und vergessen werd' ich sehn
Alles, was nicht recht geschehn,
Wann im schönsten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln sehn.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche, bis zum Heiligtume
Frommer Unschuld, nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längst verheerteſt du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran im Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittich um ihr Haupt!
Und erstatte, trotz dem Wahne,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbellästerung geraubt!
Spät, wann dies' im Staubgewimmel
Längst des Unwerts Buße zahlt,
Strahl', in dies Panier gemalt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmen-Jungfrau strahlt.

Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die teuern Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt er's vor den Edlen werden,
Was ihm seine Holdin ist. —

Lange hatt' ich mich gesehnet,
Lange hatt' ein stummer Drang
Meinen Busen ausgedehnet.
Endlich hast du sie gekrönet,
Meine Sehnsucht, o Gesang!
Ach! dies bange süße Drücken

Macht vielleicht ihr Segensstand
Nur der jungen Frau bekannt.
Trägt sie so nicht vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Ah, nun bist du mir geboren,
Schön, ein geistiger Adon!
Tanzet nun, in Lust verloren,
Ihr, der Liebe goldne Horen,
Tanzt um meinen schönsten Sohn!
Segnet ihn, ihr Pierinnen!
Laß, o süße Melodie,
Laß ihn, Schwester Harmonie,
Jedes Ohr und Herz gewinnen,
Jede Götterphantasie!

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!
Ewig strahlen dir die Flügel,
Meines Geistes helle Spiegel,
Wie der Liebe Nachtgestirn!
Schweb', o Liebling, nun hienieder.
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Verlust.

Sonett.

Wonnelohn getreuer Huldigungen,
Dem ich mehr als hundert Monden lang,
Tag und Nacht, wie gegen Sturm und Drang
Der Pilot dem Hafen, nachgerungen!

Becher, allgenug für Götterzungen,
Goldnes Kleinod, bis zum Überschwang
Stündlich neu erfüllt mit Labetrank,
O wie bald hat dich das Grab verschlungen!

Nektarkelch, du warest süß genug,
Einen Strom des Lebens zu versüßen,
Sollt' er auch durch Weltenalter fließen.

Wehe mir! Seitdem du schwandest, trug
Bitterkeit mir jeder Tag im Munde.
Honig trägt nur meine Todesstunde.

Trauerstille.

Sonett.

O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Paläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der Liebesred' und Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall.

Leere Hoffnung! Nach der Abendröte
Meines Lebens einst im Ulmenhain
Süß in Schlaf durch dich gelullt zu sein!

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich, statt der schmetternden Trompete.

Auf die Morgenröte.

Sonett.

Wann die goldne Frühe, neugeboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut,
Dann erblass' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Grauer Tithon! du empfängst Auroren
Froh aufs neu', sobald der Abend taut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Toren.

Tithon! deines Alters Dämmerung
Mildert mit dem Strahl der Rosenstirne
Deine Gattin, ewig schön und jung:

Aber mir erloschen die Gestirne,
Sank der Tag in öde Finsternis,
Als sich Molly dieser Welt entriß.

Liebe ohne Heimat.

Sonett.

Meine Liebe, lange wie die Taube
Von dem Falken hin und her gescheucht,
Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht
In den Zweigen einer Gartenlaube.

Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!
Herbes Schicksal, dem kein andres gleicht!
Ihre Heimat, kaum dem Blick gezeigt,
Wurde schnell dem Wetterstrahl zum Raube.

Ach, nun irrt sie wieder hin und her!
Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme,
Sonder Ziel für ihres Flugs Beschwer.

Denn ein Herz, das ihrer sich erbarme,
Wo sie noch einmal, wie einst, erwarme,
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr.

Gesang am heiligen Vorabend des Funfzigjährigen Jubelfestes der Georgia Augusta.

Morgen, o festlicher Tag,
Morgen entschwebe
Herrlich und hehr der Nacht!
Komm in Titans Strahlenkranze,
Komm im blauen Äthermantel,
In des Urlichts reinstem Glanze!
So entsteige der Grotte der Nacht
Unter dem Meer!
So entschwebe dem Wogentanze
Herrlich und hehr,
Hehr und herrlich in Bräutigamspracht!

Es harret dein
Voll Lieb' und Lust
Die hohe Jubelkönigin.
Vor bräutlichem Entzücken
Hüpft ihr die Brust.
Sie harret dein
Mit wonneglänzenden Wangen und Blicken,
Georgia Augusta harret dein!

Als sie vor funfzig ruhmbestrahlten Jahren
Ein schönes Kind,
Ein wunderschönes Götterkind,
Geboren war,
Da brachten sie in dieses Tempel Halle,
Vor Gottes Hochaltar,
Ihr großer Vater und die Hochberühmten alle,
Die ihrer Kindheit Pfleger waren,
Dem Segenspender dar,
Und auf der Andacht Flügel schwang
Sich himmelan ihr flehender Gesang.

Herr, erfülle sie mit Weisheit,
Adle sie, o Herr, durch Schönheit,
Rüste sie mit Heldenstärke
Für den großen Gang zum Ziele
Strahlender Vollkommenheit!

Denn der Geist gedeiht durch Weisheit,
Und das Herz gedeiht durch Schönheit,
Dieser Einklang rauscht in Stärke;
Dieser Adel führt zum Ziele
Dauernder Glückseligkeit.

Und als das Lied der frommen Schar,
Das Lied der heißen Inbrunst,
Hinauf gesungen war,
Da wallte Gottes Flamme,
Sanft wallte von des Gebers Thron
Des herzlichen Gebetes Lohn,
Die Flamme, die noch nie verlosch,
Des Segens Flamm' herab auf den Altar.

O Flamme, die vom Himmel sank,
Entlodre hoch und weh' umher!
Umher, umher!
Entzünde jedes Herz umher
Zu heißem Dank!
Dem Geber zu unaussprechlichem Dank!

Der königliche Herrscher auf dem Thron
Von Albion
Trat väterlich herzu, und gab

Ihr reichlich mildes Öl zur Nahrung.
Wetteifernd trat herzu die Schar
Der Pfleger und der Priester am Altar,
Der sie zu heiliger, zu ewiger Bewahrung
Von Gott und König anvertrauet war,
Und hütet' ihrer gegen jegliche Gefahr
Hinweg zu löschen, oder sich zu trüben:
So gegen den wild stürmenden Orkan
Des Krieges, als des Neides leise Pest.
Gleich jener in der Vesta Heiligtume,
Erhielt getreue, rege Wachsamkeit
Die heil'ge Lohe rein und schön.
Und hoch vom Anbeginn bis heut.

Himmelslohn euch, große Seelen,
In der Ruhe Heiligtum!
Ewig Heil euch, ewig Friede!
Hier auf Erden tön' im Liede
Nun und immerdar eu'r Ruhm!

Erwärmt von Gottes Segensflamme wuchs,
Münchhausen, du Unsterblicher,
Wuchs deine Tochter schnell und hoch heran.
Des Ruhmes starker Adlerfittich trug
Laut rauschend ihren Namen
Rund um den Erdball über Meer und Land;
Und seiner edlern Völker Söhne kamen
Bei Tausenden zur Huldigung.
Viel teilte sie von ihres Reichtums Fülle
Und viel von ihres Adels Hoheit,
Viel Mut und Kraft zu Taten —
So war es in der Weihe ihr verliehn —
Zum Heil der Völker mit.

Selig, selig, himmelselig
Ist das hocherhabne Amt,
Auszuspenden, gleich der Sonne
Durch den großen Raum der Welten,
Ins Unendliche des Geistes
Lebensnahrung, Licht und Kraft!

O wie hoch und herrlich strahlet
Des Triumphes Majestät,
Wann der Held des Geistes Chaos

Und des Chaos Ungeheuer,
Brut der Barbarei, besteht,
Und zum Rechte seines Adels
Den gepreßten Geist erhöht!

Georgia Augusta, schön und stark,
Voll Lebensgeist und Mark,
Mit Athenäens Rüstung angetan,
Ging tadellos bis heut der Ehre Bahn,
Und stritt des Ruhmes Streit
Mit ungeschwächter rascher Tapferkeit.
Nun steht sie, lehnt sich ruhend auf den Speer,
Und darf — das zeuge du, Gerechtigkeit! —
Getrost zurück auf ihre Taten schaun.
Des Kampfes Richter nehmen mild und schmeichelnd
Nun zur Erholung ihr die Waffen ab,
Und kleiden sie in festliches Gewand
Für ihren ersten Jubelfeiertag.

Triumph! Des Tages Ehrenkönigin
Erhebt ihr Haupt!
Sie trägt ihr hohes Götterhaupt,
Sie trägt's mit Laub und Blumen,
Laut rauschend,
Süß duftend,
Süß duftend mit lieblichen Blumen,
Laut rauschend mit Laube des Ruhms umlaubt!

Wer aber führt den schönen Sohn der Zeit,
Wer führt herauf von Osten
Den hellen Ehrentag,
Den lauten Wonnebringer?
Wer führt der schönen Jubelbraut
Den Jubelbräutigam nun zu?
Wer weihet zur Unsterblichkeit sie ein? —
Wer sonst, als ihres großen Vaters Geist
Und ihrer heimgewallten Pfleger Geister,
Die jetzt, von Gott dazu ersehn,
Ihr unsichtbare Lebenswächter sind?

Hebe dich himmelan, Weihgesang,
Hoch in die Heimat der seligen Schar!
Zeuch der großen Heimgewallten
Geister zum Feste der Tochter herab!

Schwebe herunter, wir rufen dich laut,
Schwebe vom Himmel, unsterbliche Schar!
Freue dich der Ruhmbekränzten,
Hoch in der Blüte der Schönheit und Kraft!

Führt, ihr Verklärten, in Bräutigamspracht,
Führet den Freudenerwecker ihr zu!
Strömt auf ihre Kraft und Schönheit
Segen der ewigen Jugend herab! —

Merkt auf! Sie haben's vernommen,
Die schützenden Geister! Sie kommen!
Sie führen den glänzenden Bräutigam an!
Schon wehet der heilige Schauer voran.

Schaut auf! Die Himmlischen steigen,
Ein feierlich schwebender Reigen,
Ein tönender, Seelen entzückender Chor,
Auf purpurnen Wolken in Osten empor.

Schlagt hoch, ihr lodernden Flammen
Der Herzen und Lieder, zusammen!
Führt, Orgel und Pauke, mit festlichem Klang
Entgegen des frohen Willkommens Gesang!

Ode der fünfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta am 17. Sept. 1787

gewidmet von mehreren zu Göttingen Studierenden.

Erhabenster, der du das All gestaltet
Zu deiner Herrlichkeit Palast,
Und in ein Lichtgewand, aus Finsternis entfaltet,
Dein Werk gekleidet hast!

Du hast im Raum, wo deine Sonne lodert,
Um ein Zentralziel aller Kraft,
Zu dem erhabnen Tanz die Sphären aufgefodert,
Der nimmermehr erschlafft!

Es schwebt mit ihm, an Harmonienbanden,
Der hohe Weltchoral dahin,
Von dem Pythagoras und Newton viel verstanden
Und Keplers tiefer Sinn.

Im Geistesall, wo Form des Raums verschwindet,
Wo dumpf der Sinn des Zeitstroms Fall
Nur noch vernimmt, hast du weit größer dich verkündet
Als in dem Sinnenall.

Da lodern hoch, mit wunderbarem Glanze,
Die Sonnen Wahr und Gut und Schön,
Um die — so willst du es — sich in vereintem Tanze
Des Geistes Künste drehn.

Vereinigung ersehnen die drei Flammen
Durch wechselweisen Zug und Drang.
Auch hier rauscht die Musik der Sphären laut zusammen
In einen Chorgesang;

Und rauschet fort, von einem Strom gezogen,
Vom Strome der Vollkommenheit.
Ein Niagara stürzt der seine lichten Wogen
Ins Meer der Seligkeit. —

Georgia, die auch Gesang und Reigen
Erhabner Geisteskünste führt,
Tritt heut vor deinen Thron, ihr Haupt vor dir zu neigen,
Dem Anbetung gebührt.

Gefiel bisher dir höchstem Chorageten
Ihr Einklang mit dem großen Chor
Der Schöpfung, so vernimm, was ihre Söhne beten,
O Herr, mit mildem Ohr!

Gesegn' ihr heut im Jubelfeierkleide
Den Wunsch, den jede Brust ihr weiht,
Und bis zu Götterkraft den Lebenswein der Freude,
Den ihr Georg ihr beut!

Hoch aufgefrischt von dieses Tages Wonnen
Und deiner Segenskräfte voll,
Erhalte sich ihr Schwung um die drei Geistessonnen,
Um die sie schweben soll!

Nie müsse sie des Rhythmus Kunst verlernen,
Die Glied an Glied ins Ganze fügt!
So fliege sie den Flug mit ihren Folgesternen,
Den alles Leben fliegt!

Und werde stets zum Ziele fortgezogen,
Das nur der Gottgeweihte sieht,
Wohin mit Ozeansgewalt der Kräfte Wogen
Die Kraft der Kräfte zieht!

Lied.

Du mit dem Frühlingsangesichte,
Du schönes blondes Himmelskind,
An deiner Anmut Rosenlichte
Sieht sich mein Auge noch halb blind!

Nach etwas durst' ich lang' im stillen·
Nach einem Labekuß von dir.
Den gib mir nur mit gutem Willen,
Sonst nehm' ich rasch ihn selber mir!

Und sollte dich der Raub verdrießen,
So geb' ich gern den Augenblick,
Die Schuld des Frevels abzubüßen,
Ihn hundertfältig dir zurück.

An Amalien.

Auf ein Stammbuchsblatt.

Schön wie du, o Holdin, blüht der Garten,
Den des Dichters Phantasie dir schafft.
Sein als Gärtner treu und hold zu warten,
Sehnet sich des Herzens ganze Kraft.

Hundert Wünsche, echte Leibessprossen
Dieses Gärtners, schwärmen froh hinaus,
Und durchziehn die Felder unverdrossen,
Blumen auszuspähn zum Busenstrauß.

Jeder Schönsten, so die Zeiten schenken,
Jeder Blume reiner Lebenslust
Spähn sie nach, zum holden Angedenken,
Welches blüh' und duft' an deiner Brust.

Ist dies nur der kleinsten Kraft empfänglich,
Die das Herz hinein zu segnen strebt,
O so weiß ich, daß es unvergänglich,
Unvergänglich dir am Busen lebt;

Daß es blühn und duften wird so lange,
Als dein süßer Atem drüber weht,
Als noch Leben deiner Rosenwange,
Deiner Purpurlippe Glanz erhöht,

Als dein blaues Auge dieses Blickes
Allgewalt bei Himmelsmilde trägt,
Und dein Herz — o welchem Sohn des Glückes? —
Hier auf Erden Lieb' und Leben schlägt.

An die Bienen.

Wollt ihr wissen, holde Bienen;
Die ihr süße Beute liebt,
Wo es mehr, als hier im Grünen,
Honigreiche Blumen gibt?
Statt die tausend auszunippen,
Die euch Florens Milde beut,
Saugt aus Amaryllis' Lippen
Aller tausend Süßigkeit.

Florens schöne Kinder rötet
Nur der Frühlingssonne Licht:
Amaryllis' Blumen tötet
Auch der strenge Winter nicht.
Jener ausgeleerte Hülle
Wird nicht wieder angefüllt:
Aber nie versiegt die Fülle,
Die aus diesem Kelche quillt.

Eins, nur eins sei euch geklaget:
Eh' ihr auf dies Purpurrot
Eure seidnen Flügel waget,
Hört, ihr Lieben, was euch droht!
Ach, ein heißer Kuß hat neulich
Die Gefahr mir kund gemacht.
Nehmt die Flügel, warn' ich treulich,
Ja vor dieser Glut in acht!

An F. M., als sie nach London ging.

Könnt' auf väterlichen Auen
Ein verkümmerter Poet,
Könnt' er dir ein Hüttchen bauen,
Wie es vor dem Geist ihm steht;

In der Hütt' ein frohes Stübchen,
Groß genug für Weib und Mann,
Und zwei Mädchen, oder Bübchen,
Die Gott leicht bescheren kann;

In der Stub' ein nährend Tischchen,
Täglich bietend Wein und Brot,
Auch wohl Brätchen, oder Fischchen,
Unversalzt durch Schuldennot;

Nebenan zur Gartenseite
Ein vertrautes Kämmerlein,
Drin ein Bett, an Läng' und Breite
Für ein Pärchen nicht zu klein,

Wo du gern hinein dich bettest,
Wo du ruhest, weich und warm,
Mit dem Mann, den du gern hättest,
Fest verschlungen Arm in Arm:

Könnte das, mein gutes Mädchen,
Ein verarmter Leiermann,
Der nur auf dies Spinnenfädchen
Wunschkorallen reihen kann:

Heut noch brächt' er froh den Schlüssel
Dir zu Stub' und Kämmerlein,
Führte dich zu Krug und Schüssel,
Spräche: „Bleib, denn dies ist dein!"

„Bleib, würd' er ins Ohr dir raunen,
Hier ist gut und besser sein,
Als sich mit des Hofes Launen
Zu St. James herumkasteln. —

Aber ach! durch Sturm und Regen
Muß er fort dich wandern sehn;
Nichts kann er als Gottes Segen
Zum Begleiter dir erflehn.

An August Wilhelm Schlegel.

Sonett.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Aar! dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus' Wort in mir ist Lug.

Schön und laut ist deines Fittichs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Leicht und stark dein Aufflug sonder Zwang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu wert;
Doch — dir ist ein besserer beschert.

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Tal.
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft:
Wie es am Leib und am Gemüt
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet traun! mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.

An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seele Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Des Wangen hoch sich blähn,
Des Nase nur nach Äther schnaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmut Rosenflor,
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es teilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephirengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts tut und spricht,
Drob jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemut,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!

Denn Wunderhold hält alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenngleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Widerschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf groß und klein
In Tun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segenflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst, wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüt
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold",
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

Vorgefühl der Gesundheit.

An Heinrich Christian Boie.

Täuschet ihr mit euerm Wechseltanze,
Du, o Wunsch, und du, o Hoffnung, mich?
Oder naht im Purpurnelkenkranze
Frohen Trittes die Gesundheit sich?
Will sie von dem Dämon mich erlösen,
Welcher meine Kraft gefangen nahm?
Soll ich wiederum zu dem genesen,
Der ich der Natur vom Busen kam?

Laß mich dir mein Vorgefühl verkünden,
Boie, alter, trauter Herzensfreund!
Wonniglich wirst du es mit empfinden,
Wann der Dulder fesselos erscheint:
Wann er mit der angebornen Stärke
Jugendlich Apollons Bogen spannt,
Oder rüstig zu Athenens Werke
Unter der Ägide sich ermannt.

Ha, dein Freund, einst mehr als halb verloren,
Keck verhöhnt von schnödem Übermut,
War zum lahmen Schwächling nicht geboren;
Ihn durchfloß kein träges, feiges Blut.
Das bezeugen ihm des Pindus Würden,
Die er in der Ohnmacht noch erwarb,
Und die Kraft, die unter allen Bürden
Nicht in zwanzig Jahren ganz erstarb.

Heil ihm! Leichter fühlt er schon die Glieder;
Und der Genius, der in ihm strebt,
Schüttelt freier, stärker das Gefieder,
Das dem schweren Nebel ihn enthebt.
Erde, dich mit allen deinen Bergen,
Allem lastenden Metall darin,
Allen Riesen drauf und allen Zwergen,
Haucht er bald, wie Flaum, vor sich dahin.

Edle Rache beut er dann der Schande,
Die er über sein Verschulden trug,
Seit der Hypochonder dumpfe Bande
Um die rein gestimmten Nerven schlug,

Wann es heller um der Wahrheit Seher,
Wärmer um der Schönheit Pfleger tagt,
Und er glorreich eines Hauptes höher
Als zehntausend Alltagsmenschen ragt.

Mag es Riese dann und Drache wagen,
Gegen ihn zum Kampf heranzugehn!
Mag das Glück ihn auf den Armen tragen,
Oder er auf eignen Füßen stehn!
Neu gerüstet mit den Götterwaffen,
Die er mit gestähltem Arme führt,
Wird er sich nach Heldenrecht verschaffen,
Was sein Wunsch bedarf und ihm gebührt. —

Herr des Lebens, willst du mich erhalten,
O so gib nur eins, — Gesundheit mir!
Dankend will ich dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von dir.
Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenugsam mir, alsdann
Auf des Lebens Ozean mein Steuer.
Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann.

Zweites Buch.

Episch-lyrische Gedichte.

Neue weltliche hochdeutsche Reime, enthaltend die ebentheyerliche doch wahrhaftige

Historiam

von der wunderschönen Durchlauchtigen Kaiserlichen

Prinzessin Europa

und einem uralten heidnischen Götzen,

Jupiter item Zeus

genannt, als welcher sich nicht entblödet, unter der Larve eines unvernünftigen Stieres, an höchstgedachter Prinzessin ein crimen raptus, zu deutsch: Jungfernraub auszuüben.

Also gesetzet und an das Licht gestellet durch

M. Jocosum Hilarium,
Poët. caes. laur.

Vor alters war ein Gott,
Von nicht geringem Ruhme,
Im blinden Heidentume.
Nun aber ist er tot.
Er starb — post Christum natum —
Ich weiß nicht mehr das Datum.

Der war an Schelmerei,
Das Weibsen zu betrügen,
Von dem Papa der Lügen
Das echte Konterfei;
Und, kurz, auf alle Fälle
Ein lockerer Geselle.

Ich hab' ein altes Buch,
Das tut von ihm berichten
Viel schnurrige Geschichten,
Worin manch Stutzer g'nug
Für seinen Schnabel fände,
Wenn er Latein verstände.

Mein unverdross'ner Mund
Soll, ohne viel zu wählen,
Nur einen Kniff erzählen.
Denn tät' ich alle kund,
So wäre zu besorgen,
Ich säng' bis übermorgen.

Eu'r Batzen soll euch nicht,
Geehrte Herrn, gereuen.
Mein Liedel soll euch freuen! —
Doch ihr dort! Schelmgezücht!
Kroaten, hintern Bänken!
Laßt nach mit Lärm und Schwänken!

Heda! Hier nichts gegeckt,
Ihr ungewaschnen Buben!
Narriert in andern Stuben,
Nur mich laßt ungeneckt!
Sonst hängt euch, schnaps! am Munde
Ein Schloß; wiegt tausend Pfunde.

Ha, das Donatgeschmeiß!
Kaum hört und sieht's was Neues,
So hat es gleich Geschreies,
So puppert Herz und Steiß.
Geduld! Man wird's euch zahlen,
Euch dünnen Schulpennalen!

Traut nicht! Es regt sich hie
In meinem Wolfstornister
Der Kuckuck und sein Küster —
Ein Kobolt — heißt Genie.
Dem schafft's gar guten Frieden,
Wem Gott solch Ding beschieden

Laßt ja den Griesgram gehn!
Er weiß euch zu kuranzen;

Läßt euch wie Affen tanzen
Und auf den Köpfen stehn;
Wird euch mal begenieen.
Daß euch die Steiße glühen. —

Doch ihr, Kunstjüngerlein!
Mögt meine Melodeien
Nur nicht flugs nachlalleien.
So leicht lallt sich's nicht 'nein.
Beherzigt doch das dictum:
Cacatum non est pictum. — — —

Eu'r Batzen soll euch nicht,
Geehrte Herrn, gereuen.
Mein Liedel soll euch freuen!
Nun schaut mir ins Gesicht!
Merkt auf mit Herz und Sinnen!
Will endlich mal beginnen. —

Zeus wälzt' im Bette sich,
Nachdem er lang' gelegen,
Wie Potentaten pflegen,
Und fluchte mörderlich:
„Schon trommelt's zur Parade!
Wo bleibt die Schokolade?"

Gleich bringt sie sein Lakai;
Bringt Schlafrock, Toffeln, Hose,
Schleppt Pfeise, Knasterdose
Nebst Fidibus herbei.
Denn morgens ging kein Mädchen
Gern in sein Kabinettchen.

Er schlürft' acht Tassen aus;
Hing dann, zum Zeitvertreibe,
Sich mit dem halben Leibe
Zum Himmelsfenster 'naus,
Und schmauchte frisch und munter
Sein Pfeifchen Knaster 'runter.

Und durch sein Perspektiv
Visiert' er von dem Himmel
Nach unserm Weltgetümmel.
Sonst mochten wohl so tief

Die abgeschwächten Augen
Nicht mehr zu sehen taugen.

Da nahm er schmunzelnd wahr
Auf schönbeblümten Auen,
Gar lieblich anzuschauen,
Vergnügter Mägdlein Schar,
Die auf dem grünen Rasen
Sich Gänseblümchen lasen.

Die Schönste war geschmückt
Mit einem leichten Kleide
Von rosinfarbner Seide,
Mit Fadengold durchstickt.
Die andern aber schienen
In Demut ihr zu dienen.

Die niedliche Gestalt,
Die schlanken zarten Glieder
Besah er auf und nieder.
Ihr Alter er gar bald
Recht kunstverständig schätzte
Und es auf sechzehn setzte.

Zum Blumenlesen war
Ihr Röckchen aufgehoben.
Das Perspektiv von oben
Sah alles auf ein Haar.
Die Füßchen, Knie' und Waden
Behagten Seiner Gnaden.

Sein Herzenshammer schlug.
Bald wollt' er mehr gewinnen.
Da hub er an zu sinnen
Auf arge List und Trug.
Ihn dünkt, sie zu erschnappen,
Sei's not, sich zu verkappen.

Er klügelt' und erfand,
Nach schlauem Spintisieren,
Als Stier sich zu maskieren;
Doch ist mir unbekannt,
Wie dieses zugegangen?
Und wie er's angefangen?

Ich mag um Schlaf und Ruh'
Durch Grübeln mich nicht bringen,
Allein mit rechten Dingen
Ging solches Spiel nicht zu.
Es half ihm, sonder Zweifel,
Gott sei bei uns! † † † der Teufel.

Kurzum, er kömmt als Stier
Und graset im Gefilde,
Als führt' er nichts im Schilde,
Erst ziemlich weit von ihr,
Und scheint den Frauenzimmern
Sich schlecht um sie zu kümmern.

Allmählich hub er an
Sich näher an zu drehen.
Doch noch blieb sie nicht stehen.
Der Krepp wuchs ihr bergan.
Auch ward ihr in die Länge
Die Schnürbrust mächtig enge.

Doch hört nur! Mein Monsieur
Verstand die sintenvolle
Vorherstudierte Rolle,
Wie ich mein Abc.
War er Akteur, ich wette,
Daß man geklatschet hätte.

Er hatte Theorie
Mit Praxis wohl verbunden.
In seinen Nebenstunden
Verabsäumt' er fast nie,
Nasonis Buch zu treiben,
Und Noten beizuschreiben.

Drum tat der arge Stier
Sehr zahm und sehr geduldig,
Schien keiner Tücke schuldig,
Und suchte mit Manier,
Durch Kopfhang sich und Schweigen
Empfindsam gar zu zeigen.

Das Mägdlein, durch den Schein
Von Sittsamkeit betrogen,

Ward endlich ihm gewogen.
„Sollt' er wohl kurrig sein?"
Sprach sie zu ihrer Amme,
„Er gleicht ja einem Lamme!"

Die alte Strunsel rief:
„Ei! welche schöne Frage!
Nach alter deutscher Sage
Sind stille Wasser tief.
Drum, chère enfant, drum bleibe
Dem bösen Stier vom Leibe!"

„Ich möchte," fiel sie ein,
„Ihm wohl ein Kränzel binden
Und um die Hörner winden.
Er wird schon artig sein,
Wenn ich hübsch traulich rabble
Und hinterm Ohr ihm krabble." —

Fort, Kind! da kömmt er! Ah! —
Doch er ließ sacht die Glieder
Ins weiche Gräschen nieder,
Lag wiederkäuend da.
Sein Auge, dumm und ehrlich,
Schien gänzlich nicht gefährlich.

Da ward das Mägdlein kühn
Und trieb mit ihm viel Possen,
(Das litt er unverdrossen)
Und ach! und stieg auf ihn.
„Hi! Hi! Ich will's doch wagen,
Ob mich das Tier will tragen?"

Doch der verkappte Gast
Empfand auf seinem Rücken
Mit krabbelndem Entzücken
Kaum seine schöne Last,
So sprang er auf und rennte,
Als ob der Kopf ihm brennte.

Und lief in vollem Trab,
Querfeldein, schnurgerade,
Zum nächsten Meergestade
Und hui! tat er hinab,

Kein Veilchen zu verlieren,
Den Sprung mit allen Vieren.

„Ach!“ schrien die Zofen, „ach!
(Die an das Ufer sprangen
Und ihre Hände rangen)
Ach! ach! Prinzessin, ach!
Was für ein Streich, Ihr Gnaden!
Nun han wir's auszubaden.“

Allein das arme Kind
Hub, zappelnd mit den Beinen,
Erbärmlich an zu weinen:
„Ach! helft mir! helft geschwind!“
Doch unser Schalk vor Freude
War taub zu ihrem Leide.

Nichts half ihr Ach und Weh.
Sie mußte fürbaß reiten.
Da gafft', auf beiden Seiten,
Janhagel aus der See
Und hub, ganz ausgelassen,
Hierüber an zu spaßen.

Der Stier sprach nicht ein Wort
Und trug sie sonder Gnade
Hinüber ans Gestade
Und kam in sichern Port.
Darob empfand der Heide
Herzinnigliche Freude.

Hier sank sie auf den Sand,
Ganz matt durch langes Reiten
Und Herzensbangigkeiten,
Von Sinnen und Verstand.
Vielleicht hat's auch darneben
Ein Wölfchen abgegeben.

Mein Stier nahm frisch und froh
Dies Tempo wahr, und spielte,
Als sie nicht sah und fühlte,
Ein neues Qui pro quo.
Denn er verstand den Jocus
Mit fiat Hocus pocus.

Und trat als Kavalier
In hochfrisierten Haaren,
Wie damals Mode waren,
Mit dem Flacon zu ihr
Und hub um Brust und Hüften
Die Schnürbrust an zu lüften.

Kaum war sie aufgeschnürt,
Kaum kitzelt' ihre Nase
Der Duft aus feinem Glase,
So war sie auch kuriert;
Drauf er, wie sich's gebührte,
Comme ça mit ihr scharmierte:

„Willkommen hier ins Grün!
Per dio! das bejah' ich,
Mein blaues Wunder sah ich!
Woher, mein Kind, wohin?
So weit durchs Meer zu reiten!
Und doch nicht abzugleiten? —

Indessen freut mich's, hier
In meinem schlechten Garten
Gehorsamst aufzuwarten.
Ma foi! das ahnte mir.
Heut hatt' ich so ein Träumchen —
Auch juckte mir das Däumchen.

Man zog Ihr wackres Tier,
Worauf Sie hergeritten,
Nachdem Sie abgeschritten,
Gleich in den Stall von hier.
Da soll es nach Verlangen
Sein Futter schon empfangen.

Sie werden, Herzchen, gelt?
Wohl noch ein wenig frieren?
Geruhn Sie zu spazieren
In dieses Lustgezelt,
Und tun in meiner Klause,
Als wären Sie zu Hause.

Hier pflegen Sie der Ruh',
Und trocknen sich, mein Schneckchen.

Ihr Hemde, samt dem Röckchen,
Die Strümpfchen und die Schuh'.
Ich, mit Permiß, will Ihnen
Statt Kammermädchens dienen." —

Sie sträubte jüngferlich
Sich anfangs zwar ein wenig:
Doch er bat untertänig,
Und da ergab sie sich.
Nun, hochgeehrte Gäste,
Merkt auf! Nun kömmt das Beste.

Hem! — Ha! Ich merke wohl
An euren werten Nasen,
Daß ich mit hübschen Phrasen
Eu'r Ohr nun kitzeln soll.
Ihr möchtet, um den Batzen,
Für Lachen gern zerplatzen,

Doch, teure Gönner, seht,
Was ich dabei riskiere!
Wenn's der Pastor erführe,
Der keinen Spaß versteht,
Dann wehe meiner Ehre! —
Ich kenne die Pastöre! —

Drum weg mit Schäkerei'n!
Von süßkandierten Zoten
Wird vollends nichts geboten.
Hilarius hält fein
Auf Ehrbarkeit und Mores,
Ihr Herren Auditores.

In Züchten, wie sich's ziemt,
Weil mich vor langem Breie
In solchen Chosen scheue,
Meld' ich nur kurz verblümt:
Hier tat mit seiner Schöne
Der Herr sich trefflich bene. —

Nun schwammen mit Geschrei
In langen grünen Haaren
Der Wassernixen Scharen
Hart an den Strand herbei:

Zu sehen das Spektakel
In diesem Tabernakel.

Manch Nixchen wurde rot;
Manch Nixchen wurde lüstern;
Jen's neigte sich zum Flüstern;
Dies lachte sich halb tot;
Neptun, gelehnt ans Ruder,
Rief: Prosit, lieber Bruder!

Nun dank', o frommer Christ,
Im Namen aller Weiber,
Daß dieser Heid' und Räuber
Bereits gestorben ist.
Zwar — fehlt's auch zum Verführen
Nicht an getauften Stieren.

Des armen Suschens Traum.

Ich träumte, wie um Mitternacht
Mein Falscher mir erschien.
Fast schwür' ich, daß ich hell gewacht,
So hell erblickt' ich ihn.

Er zog den Treuring von der Hand
Und ach! zerbrach ihn mir.
Ein wasserhelles Perlenband
Warf er mir hin dafür.

Drauf ging ich wohl ans Gartenbeet,
Zu schaun mein Myrtenreis,
Das ich zum Kränzchen pflanzen tät
Und pflegen tät mit Fleiß.

Da riß entzwei mein Perlenband,
Und eh' ich's mich versah,
Entrollten all' in Erd' und Sand,
Und keine war mehr da.

Ich sucht' und sucht' in Angst und Schweiß,
Umsonst, umsonst! Da schien
Verwandelt mein geliebtes Reis
In dunkeln Rosmarin.

Erfüllt ist längst das Nachtgesicht,
Ach! längst erfüllt genau.
Das Traumbuch frag' ich weiter nicht
Und keine weise Frau.

Nun brich, o Herz, der Ring ist hin!
Die Perlen sind geweint!
Statt Myrt' erwuchs dir Rosmarin!
Der Traum hat Tod gemeint.

Brich, armes Herz! Zur Totenkron'
Erwuchs dir Rosmarin.
Verweint sind deine Perlen schon,
Der Ring, der Ring ist hin!

Lenore.

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?"
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“ —
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr von nöten.“ —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.“ —

„Hör, Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." — — —

So wütete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern,
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp, trapp, trapp,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Hallo, Hallo! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?“ —
„Ach, Wilhelm, du? — So spät bei Nacht? —
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?“ —

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“ —

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.“

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette.“ —

„Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! — Still, kühl und klein! —
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach nein! — Doch laß die Toten!" —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? —
Horch, Glockenklang! horch, Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!" —

Still Klang und Sang. — Die Bahre schwand. —
Gehorsam seinen Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach! Laß sie ruhn, die Toten!"

Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind im Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„O weh! Laß ruhn die Toten!" — — —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft. —
Bald wird der Sand verrinnen —
Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft —
Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette tut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle." — — —

Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Hnhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp',
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

Der Raubgraf.

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reist' ich einst hindurch;
Am Weg auf hohem Felsen stand
Vor alters eine Burg.
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillon.

„Mein Herr," begann der Schwager Matz
Mit heimlichem Gesicht,
„Wär' mir beschert dort jener Schatz,
Führ' ich den Herrn wohl nicht.
Mein' Seel'! den König fragt' ich gleich:
Wie teuer, Herr, sein Königreich?

Wohl manchem wässerte der Mund,
Doch mancher ward geprellt.
Denn, Herr, Gott sei bei uns! Ein Hund
Bewacht das schöne Geld.
Ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,
Mit Feueraugen, tellersgroß!

Nur immer alle sieben Jahr'
Läßt sich ein Flämmchen sehn.
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
Die Hebung wohl bestehn.
Um zwölf Uhr in Walpurgis Nacht
Wird der dem Unhold dargebracht.

Doch merk' eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Ungelück
Am Bock ein weißes Härchen ist,
Alsdann: Ade, Genick!
Den Kniff hat mancher nicht bedacht,
Und sich um Leib und Seel' gebracht.

Für meinen Part, mit großen Herrn
Und Meister Urian
Äß' ich wohl keine Kirschen gern.
Man läuft verdammt oft an.
Sie werfen einem, wie man spricht,
Gern Stiel und Stein ins Angesicht.

Drum rat ich immer: Lieber Christ,
Laß dich mit keinem ein!
Wann der Kontrakt geschlossen ist,
Bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauseln, glaube du,
Macht jeder dir ein X für U. —

Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frein,
Und Schätze graben, segnet nie,
Wird manchen noch gereun.

Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
Arbeite brav und leb' genau!

Ein alter Graf," fuhr Schwager Matz
Nach seiner Weise fort,
„Vergrub zu Olims Zeit den Schatz
In seinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,
Ein Kraut, wie Käsebier und Lips.

Der streifte durch das ganze Land
Mit Wagen, Roß und Mann,
Und wo er was zu kapern fand,
Da macht' er frisch sich dran.
Wips! hatt' er's weg, wips! ging er durch,
Und schleppt' es heim auf seine Burg.

Und wann er erst zu Loche saß,
So schlug mein Graf von Rips, —
Denn hier tat ihm kein Teufel was, —
Gar höhnisch seinen Schnips.
Sein allverfluchtes Felsennest
War wie der Königstein so fest.

So übt' er nun gar lang' und oft
Viel Bubenstückchen aus
Und fiel den Nachbarn unverhofft
In Hof und Stall und Haus.
Allein, der Krug geht, wie man spricht,
So lang' zu Wasser, bis er bricht.

Das Ding verdroß den Magistrat
Im nächsten Städtchen sehr,
Drum riet der längst auf klugen Rat
Bedächtlich hin und her,
Und riet und riet — doch weiß man wohl! —
Die Herren rieten sich halb toll.

Da nun begab sich's, daß einsmals,
Ob vielem Teufelsspaß,
Ein Lumpenhexchen auf den Hals
In Kett' und Banden saß.
Schon wetzte Meister Urian
Auf diesen Braten seinen Zahn.

Dies Hexchen sprach: ‚Hört! Laßt mich frei,
So schaff' ich ihn herein.'
‚Wohl!' sprach ein edler Rat, ‚es sei!'
Und gab ihr obendrein
Ein eisern Privilegium,
Zu hexen frank und frei herum.

Ein närr'scher Handel! Unsereins
Tät' nichts auf solchen Kauf.
Doch Satans Reich ist selten eins
Und reibt sich selber auf.
Für diesmal spielt' die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

Sie kroch als Kröt' aufs Räuberschloß,
Mit losem leisem Tritt,
Verwandelte sich in das Roß,
Das Rips gewöhnlich ritt;
Und als der Schloßhahn krähte früh,
Bestieg der Graf gesattelt sie.

Sie aber trug, trotz Gert' und Sporn,
So sehr er hieb und trat,
Ihn über Stock und Stein und Dorn
Gerades Wegs zur Stadt.
Früh, als das Tor ward aufgetan,
Sieh da! kam unser Hexlein an.

Mit Kratzfuß und mit Reverenz
Naht höhnisch alle Welt:
„Willkommen hier, Ihr Exzellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft;
Man wird dich wieder knuffen, Schuft!"

Dem Schnapphahn ward, wie sich's gebührt,
Bald der Prozeß gemacht,
Und drauf, als man ihn kondemniert,
Ein Käfig ausgedacht.
Da ward mein Rips hineingesperrt
Und wie ein Murmeltier genärrt.

Und als ihn hungern tät, da schnitt
Der Knips mit Höllenqual
Vom eignen Leib ihm Glied für Glied,
Und briet es ihm zum Mahl.

Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm seinen Magen gar.

So schmauft' er sich denn selber auf,
Bis auf den letzten Stumpf,
Und endigte den Lebenslauf,
Den Nachbarn zum Triumph.
Der Eisenbau'r, worin er lag,
Wird aufbewahrt bis diesen Tag. —

Mein Herr, fällt mir der Käfig ein,
So denk' ich oft bei mir:
Er dürfte noch zu brauchen sein,
Und weiß der Herr, wofür? — —
Für die französischen Raubmarquis,
Die man zur Ferme kommen ließ." —

Als Matz kaum ausgeperoriert,
Sieh' da! kam querfeldan
Ein Sansfaçon daher trottiert
Und hielt den Wagen an
Und visitierte, Pack für Pack,
Nach ungestempeltem Tabak.

Die Weiber von Weinsberg.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug, gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kömmt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frein.

Einsmals der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse
Und rückt' heran mit Kriegesschar
Und Reisigengetöse,
Umlagert' es mit Roß und Mann
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand
Trotz allen seinen Nöten,
Da ließ er, hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm ich 'nein, so wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt.

Drob, als er den Avis also
Hinein trompeten lassen,
Gab's lautes Zetermordio
Zu Haus und auf den Gassen.
Das Brot war teuer in der Stadt;
Doch teurer noch war guter Rat.

„O weh, mir armem Korydon!
O weh mir! die Pastores
Schrien: Kyrie Eleison!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, mir armem Korydon!
Es juckt mir an der Kehle schon."

Doch wann's Matthä' am letzten ist,
Trotz Raten, Tun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Ängsten und aus Nöten.
Denn Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich ins Lager macht
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts, als dies:

„Die Weiber sollten Abzug han
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zersetzen."
Mit der Kapitulation
Schleicht die Gesandschaft trüb davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Tor,
Und jedes Weibchen ziehet,

Mit ihrem Mäunchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! huckepack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!“ rief er, „bravo so!
Meint' unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Burgemeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ei! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug, gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kömmt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frein.

Der Ritter und sein Liebchen.

Ein Ritter ritt einst in den Krieg,
Und als er seinen Hengst bestieg,
Umfing ihn sein fein's Liebchen:
„Leb wohl, du Herzensbübchen!
Leb wohl! Viel Heil und Sieg!

Komm fein bald wieder heim ins Land,
Daß uns umschling' ein schönres Band,
Als Band von Gold und Seide:
Ein Band aus Lust und Freude,
Gewirkt von Priesterhand!“ —

„Ho ho! Käm' ich auch wieder hier,
Du Närrchen du, was hülf' es dir?
Magst meinen Trieb zwar weiden;
Allein dein Band aus Freuden
Behagt mit nichten mir.“ —

„O weh! so weid' ich deinen Trieb,
Und willst doch, falscher Herzensdieb,

Ins Ehband dich nicht fügen!
Warum mich denn betrügen,
Treuloser Unschuldsdieb?" —

„Ho ho! du Närrchen, welch ein Wahn!
Was ich tat, hast du mitgetan.
Kein Schloß hab' ich erbrochen,
Wann ich kam anzupochen,
So war schon aufgetan." —

„O weh! So trugst du das im Sinn?
Was schmeicheltest du mir ums Kinn?
Was mußtest du die Krone,
So zu Betrug und Hohne,
Mir aus den Locken ziehn?" —

„Ho ho! Jüngst flog in jenem Hain
Ein kirres Täubchen zu mir ein.
Hätt' ich es nicht gefangen,
So müßten mir entgangen
Verstand und Sinnen sein." —

Drauf ritt der Ritter hopsasa!
Und strich sein Bärtchen trallala!
Sein Liebchen sah ihn reiten
Und hörte noch vom weiten
Sein Lachen ha ha ha! — —

Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht!
Manch Ritter ist ein Bösewicht.
Sie löffeln wohl und wandern
Von einer zu der andern,
Und freien keine nicht.

Robert.

Ein Gegenstück zu Claudius' Romanze Phidile.

Ich war wohl recht ein Springinsfeld
In meinen Jünglingstagen;
Und tat nichts lieber auf der Welt
Als reiten, fischen, jagen.

Einst zogen meine Streiferein —
Weiß nicht, auf welche Weise?
Doch war es recht, als sollt' es sein, —
Mich ab von meinem Gleise.

Da sah ich übern grünen Zaun,
Im lichten Frühlingsgarten,
Ein Mädchen, rosicht anzuschaun,
Der Schwesterblumen warten.

Ein Mädchen so von Angesicht,
Von Stirn und Augenstrahlen,
Von Wuchs und Wesen, läßt sich nicht
Beschreiben und nicht malen.

Ich freundlich hin, sie freundlich her,
Wir mußten beid' uns grüßen,
Wir fragten nicht, wohin? woher?
Noch minder, wie wir hießen?

Sie schmückte grün und rot den Hut,
Brach Früchte mir vom Stengel;
Und war so lieblich, war so gut,
So himmlisch wie ein Engel!

Doch wußt' ich nicht, was tief aus mir
So seufzte, so erbebte,
Und, unter Druck und Küssen, ihr
Was vorzuweinen strebte.

Ich konnte weder her noch hin,
Nicht weg, noch zu ihr kommen;
Auch lag's nicht anders mir im Sinn,
Als wär' mir was genommen.

Mich dünkt', ich hatt' ihr tausendviel,
Weiß Gott all was? zu sagen;
Doch konnt' ich, welch ein Zauberspiel!
Nicht eine Silbe wagen.

Sie fragt' in heller Unschuld: Was?
Was ich wohl von ihr wollte?
Ach, Liebe! rief ich, als mir's naß
Von beiden Wangen rollte.

Sie aber schlug den dunkeln Blick
Zum schönen Busen nieder,
Und ich verschüchtert floh zurück
Und fand sie noch nicht wieder! —

Wie konnte wohl dies eine Wort,
Dies Wörtchen sie betrüben? —
O blöder Junge! wärst du dort,
Wärst du doch dort geblieben!

Schön Suschen.

Schön Suschen kannt' ich lange Zeit:
Schön Suschen war wohl fein;
Voll Tugend war's und Sittsamkeit:
Das sah ich klärlich ein.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh.

Und es geschah, daß, nach der Zeit,
Gar andres ich vernahm;
Da tat's mir, wann ich schied, so leid,
So wohl mir, wann ich kam;
Da hatt' ich keinen Zeitvertreib
Und kein Geschäft als sie;
Da fühlt' ich ganz an Seel' und Leib,
Und fühlte nichts als sie.

Da war ich dumm und stumm und taub;
Vernahm nichts, außer ihr;
Sah nirgends blühen Blum' und Laub;
Nur Suschen blühte mir.
Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
Mir glänzte nur mein Kind;
Ich sah, wie in die Sonn', hinein
Und sah mein Auge blind.

Und wieder kam gar andre Zeit,
Gar anders ward es mir:
Doch alle Tugend, Sittsamkeit
Und Schönheit blieb an ihr.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh. —

Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,
Die ihr's ersinnt und wißt,
Wie, wo und wann sich alles paart?
Warum sich's liebt und küßt?
Ihr hohen Weisen, sagt mir's an!
Ergrübelt, was mir da,
Ergrübelt mir, wo, wie und wann,
Warum mir so geschah? —

Ich selber sann oft Nacht und Tag
Und wieder Tag und Nacht
So wundersamen Dingen nach;
Doch hab' ich nichts erdacht. —
Drum, Lieb' ist wohl wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher?
Wißt nicht, wohin er fährt?

Lenardo und Blandine.

Blandine sah her, Lenardo sah hin,
Mit Augen, erleuchtet vom zärtlichsten Sinn:
Blandine, die schönste Prinzessin der Welt,
Lenardo, der Schönsten zum Diener bestellt.

Zu Land und zu Wasser, von nah und von fern
Erschienen viel Fürsten und Grafen und Herrn,
Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgestein,
Die schönste der schönen Prinzessen zu frein.

Allein die Prinzessin war Perlen und Gold,
War Ringen mit blankem Gestein nicht so hold,
Als oft sie ein würziges Blümlein entzückt,
Vom Finger des schönsten der Diener gepflückt.

Der schönste der Diener trug hohes Gemüt,
Obschon nicht entsprossen aus hohem Geblüt.
Gott schuf ja aus Erden den Ritter und Knecht.
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht.

Und als sie 'mal draußen in fröhlicher Schar,
Von Schranzen umlagert, am Apfelbaum war,
Und alle genossen der lieblichen Frucht,
Die emsig der flinke Lenardo gesucht:

Da bot die Prinzessin ein Äpfelchen rar
Aus ihrem hellsilbernen Körbchen ihm dar,
Ein Äpfelchen, rosicht und gülden und rund,
Dazu sprach ihr holdseliger Mund:

„Nimm hin für die Mühe! der Apfel sei dein!
Das Leckere wuchs nicht für Prinzen allein.
Er ist ja so lieblich von außen zu sehn;
Will wünschen, was drin ist, sei zehnmal so schön."

Und als sich der Liebling gestohlen nach Haus,
Da zog er, o Wunder! ein Blättchen heraus.
Das Blättchen im Apfel saß heimlich und tief;
Drauf stand gar traulich geschrieben ein Brief:

„Du Schönster der Schönsten, von nah und von fern,
Du Schönster, vor Fürsten und Grafen und Herrn,
Der du trägst züchtiger, höher Gemüt
Als Fürsten und Grafen aus hohem Geblüt!

Dich hab' ich vor allen zum Liebsten erwählt;
Dich trag' ich im Herzen, das sehnend sich quält.
Mich labet nicht Ruhe, mich labet nicht Rast,
Bevor du gestillet dies Sehnen mir hast.

Zur Mitternachtstunde laß Schlummer und Traum,
Laß Bette, laß Kammer und suche den Baum,
Den Baum, der den Apfel der Liebe dir trug!
Dein harret was Liebes; nun weißt du genug." —

Das dauchte dem Diener so wohl und so bang!
So bang und so wohl! er zweifelte lang';
Viel zweifelt' er her, viel zweifelt' er hin;
Von Hoffen und Ahnden war trunken sein Sinn.

Doch als es nun tief um Mitternacht war,
Und still herab blinkte der Sternlein Schar;
Da sprang er vom Lager, ließ Schlummer und Traum,
Und eilt' in den Garten und suchte den Baum.

Und als er stillharrend am Liebesbaum saß,
Da säuselt' im Laube, da schlich es durchs Gras,
Und eh' er sich wandte, umschlang ihn ein Arm,
Da weht' ihn ein Odem an, lieblich und warm.

Und als er die Lippen eröffnet zum Gruß,
Verschlang ihm die Rede manch durstiger Kuß,
Und eh' es ihm zugeflüstert ein Wort,
Da zog es mit samtenem Händchen ihn fort.

Es führt' ihn allmählich mit heimlichem Tritt:
„Komm süßer, komm, lieblicher Junge, komm mit!
Kalt wehen die Lüftchen; kein Dach und kein Fach
Beschirmet uns; komm in mein stilles Gemach!"

Und führt' ihn, durch Dornen und Nessel und Stein,
In einen zertrümmerten Keller hinein.
Hier flimmert' ein Lämpchen; es zog ihn entlang,
Beim Schimmer des Lämpchens, den heimlichen Gang. —

In Schlummer gehüllet war jedes Gesicht;
Doch ach! das Verräteraug' schlummerte nicht.
Lenardo! Lenardo! wie wird dir's ergehn,
Noch ehe die Hähne das Morgenlied krähn? —

Weit her, von Hispaniens reichster Provinz,
War kommen ein hochstolzierender Prinz,
Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgestein,
Die schönste der schönsten Prinzessen zu frein.

Ihm brannte der Busen, ihm lechzte der Mund;
Doch hofft' er, doch harrt' er umsonst in Burgund;
Er warb wohl, und warb doch vergebens manch Jahr,
Und wollte nicht weichen noch wanken von dar.

Drob hatte der hochstolzierende Gast
Bei Nacht und bei Tage nicht Ruhe noch Rast;
Und hatte zur selbigen Stunde der Nacht
Sich auf und hinaus in den Garten gemacht;

Und hatt' es vernommen und hatt' es gesehn,
Was jetzt kaum drei Schritte weit von ihm geschehn.
Er knirschte die Zähne, biß blutig den Mund:
„Zur Stunde soll's wissen der Fürst von Burgund!"

Und eilte zur selbigen Stunde der Nacht;
Ihm wehrte vergebens die fürstliche Wacht:
„Jetzt will ich, jetzt muß ich zum König hinein!
Weil Hochverrat ihn und Aufruhr bedräun." —

„Hallo! Wach auf! du Fürst von Burgund!
Dein Königsgeschmeide besudelt ein Hund;
Blandinen, dein gleißendes Töchterlein, schwächt,
Zur Stunde jetzt schwächt sie ein schändlicher Knecht."

Das krachte dem Alten ins dumpfe Gehör:
Er liebte die einzige Tochter so sehr;
Er schätzte sie höher als Zepter und Kron'
Und höher als seinen hellstrahlenden Thron.

Wild raffte der Fürst von Burgund sich empor:
„Das leugst du, Verräter, das leugst du mir vor!
Dein Blut mir's entgelte! das trinke Burgund!
Wofern mich belogen dein giftiger Mund." —

„Hier stell' ich, o Alter, zum Pfande mich dar.
Auf! eile! so findet's dein Auge noch wahr.
Mein Blut dir's entgelte! das trinke Burgund!
Wofern dich belogen mein redlicher Mund." —

Da rannte der Alte mit blinkendem Dolch.
Ihm nach kroch der verrät'rische Molch,
Und wies ihn, durch Dornen und Nessel und Stein,
Stracks in den zertrümmerten Keller hinein.

Hier prangte vorzeiten ein lustiges Schloß,
Das längst schon in Schutt und in Trümmer zerschoß.
Noch wölbten sich Keller und Halle. Von vorn
Verbargen sie Nessel und Distel und Dorn.

Die Halle war wenigen Augen bekannt;
Doch wer der Halle war kundig, der fand
Den Weg; durch eine verborgene Tür
Wohl in der Prinzessin ihr Sommerlosier. —

Noch sendete durch den heimlichen Gang
Das Lämpchen der Liebe den Schimmer entlang.
Sie atmeten leise, sie schlichen gemach
Dem Schimmer des Lämpchens der Liebe sich nach;

Und kamen bald vor die verborgene Tür,
Und standen und harrten und lauschten allhier:
„Horch, König! da flüstert's — horch, König! da spricht's. —
Da! glaubest du noch nicht, so glaubest du nichts."

Und als sich der Alte zum Horchen geneigt,
Erkannt' er der Liebenden Stimme gar leicht.
Sie trieben, bei Küssen und tändelndem Spiel,
Des süßen Geschwätzes der Liebe gar viel:

„O Lieber! mein Lieber! was zaget dein Sinn,
Vor mir, die ich ewig dein eigen nun bin?
Prinzessin am Tage nur; aber bei Nacht
Magst du mir gebieten als eigener Magd!" —

„O schönste Prinzessin! o wärest du nur
Das dürftigste Mädchen auf dürftiger Flur!
Wie wollt' ich dann schmecken der Freuden so viel!
Nun setzet dein Lieben mir Kummer ans Ziel." —

„O Lieber! mein Lieber! laß fahren den Wahn!
Bin keine Prinzessin! Drauf sieh mich nur an!
Statt Vaters Gewalt, Reich, Zepter und Kron'
Erkies' ich den Schoß mir der Liebe zum Thron." —

„O Schönste der Schönsten! dies zärtliche Wort,
Das kannst du, das wirst du nicht halten hinfort.
Durch Werben und Werben, von nah und von fern,
Erwirbt dich noch einer der stattlichen Herrn.

Wohl schwellen die Wasser, wohl hebet sich Wind;
Doch Winde verwehen, doch Wasser verrinnt.
Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher Sinn:
So wehet, so rinnet dein Lieben dahin." —

„Laß werben und werben, von nah und von fern!
Erwirbt mich doch keiner der stattlichen Herrn.
O Süßer! o Lieber! mein zärtliches Wort
Das kann ich, das werd' ich dir halten hinfort.

Wie Wasser und Wind ist mein liebender Sinn:
Wohl wehen die Winde, wohl Wasser rinnt hin;
Doch alle verwehn und verrinnen ja nicht:
So ewig mein quellendes Lieben auch nicht." —

„O süße Prinzessin, noch zag' ich so sehr!
Mir ahndet's im Herzen, mir ahndet's, wie schwer!
Die Bande zerreißen; der Treuring zerbricht,
Worüber der Himmel den Segen nicht spricht.

Und wenn es der König, oh! wenn er's erfährt,
So triefet mein Leben am blutigen Schwert;
So mußt du dein Leben, verriegelt allein,
Tief unter dem Turm im Gewölbe verschrein." —

„Ach Lieber! der Himmel zerreißet ja nicht
Die Knoten, so Treue, so Liebe sich flicht.
Der seligen Wonne, bei nächtlicher Ruh',
Der höret, der sieht kein Verräter ja zu.

Komm her, o komm her nun, mein trauter Gemahl,
Und küß mir den Kuß der Verlobung einmal!" — —
Da kam er und küßt' ihr den rosichten Mund,
Drob alle sein Zagen im Herzen verschwund.

Sie trieben, bei Küssen und tändelndem Spiel,
Des süßen Geschwätzes der Liebe noch viel.
Da knirschte der König, da wollt' er hinein:
Doch ließen ihn Schlösser und Riegel nicht ein.

Nun harrt' er und harrte mit schäumendem Mund,
Wie vor der Höhle des Wildes ein Hund.
Den Liebenden drin, nach gepflogener Lust,
Ward enger und bänger von Ahndung die Brust. —

„Wach auf, Prinzessin! Der Hahn hat gekräht!
Nun laß mich, bevor sich der Morgen erhöht!" —
„Ach, Lieber, ach bleib noch! Es kündet der Hahn
Die erste der nächtlichen Wachen nur an." —

„Schau auf, Prinzessin! Der Morgen schon graut!
Nun laß mich, bevor uns der Morgen erschaut!" —
„Ach, Trauter, ach bleib noch! der Sternlein Licht
Verrät ja die Gänge der Liebenden nicht." —

„Horch auf, Prinzessin! Da wirbelt ein Ton,
Da wirbelt die Schwalbe das Morgenlied schon!" —
„Ach Süßer! Ach bleib noch! Es ist ja der Schall
Der liebeflötenden Nachtigall." —

„Nein! Laß mich! Der Hahn hat zum Morgen gekräht;
Schon leuchtet der Morgen; die Morgenluft weht;
Schon wirbelt die Schwalbe den Morgengesang,
Oh! Laß mich! Wie wird mir ums Herze so bang!" —

„Ach Süßer! — Leb wohl dann! — Nein, bleib noch! — Ade! —
O weh mir! Wie tut's mir im Busen so weh! —
Weis her mir dein Herzchen! — Ach! pocht ja so sehr! —
Hab' lieb mich, du Herzchen! Auf morgen nacht mehr!" —

„Schlaf süß! Schlaf wohl!" Da schlüpft' er hinaus;
Ihm fuhren durchs Leben Entsetzen und Graus;
Es roch ihm wie Leichen; er stolpert' entlang,
Beim Schimmer des traurigen Lämpchens, den Gang.

Hui! sprangen die beiden vom Winkel herbei,
Und bohrten ihn nieder mit dumpfem Geschrei:
„Da! hast du gefreit um den Thron von Burgund,
Da hast du die Mitgift! da hast du sie, Hund!" —

„O Jesu Maria! Erbarme dich mein!" —
Drauf hüllte sein brechendes Auge sich ein.
Ohne Beicht', ohne Nachtmahl, ohn' Absolution
Flog seine verzagende Seele davon.

Der Prinz von Hispania, schäumend vor Wut,
Zerhieb ihm den Busen mit knirschendem Mut:
„Weis her mir dein Herzchen! Ach! pocht ja so sehr! —
Hast lieb gehabt, Herzchen? Hab's morgen nacht mehr!"

Und riß ihm vom Busen das zuckende Herz,
Und kühlte sein Mütchen mit gräßlichem Scherz:
„Da hab' ich dich, Herzchen! Ach, pochst ja so sehr!
Hab' lieb nun du Herzchen! Hab's morgen nacht mehr!" —

Indes die Prinzessin, ach! zagte so sehr!
Zerwarf sich in Schlummer und träumte, wie schwer!
Von blutigen Perlen in blutigem Kranz,
Von blutigem Gastmahl und höllischem Tanz.

Sie warf sich im Bette, so müde, so krank!
Den kommenden Morgen und Tag entlang:
O wenn's doch erst wieder tief Mitternacht wär'!
Komm, Mitternacht, führe mein Labsal mir her!"

Und als es nun wieder tief Mitternacht war
Und still herab blinkte der Sternlein Schar:
„O weh mir! Mein Busen! was ahndet wohl dir!"
Horch! horch! da knarrte die heimliche Tür.

Ein Junker, in Flor und in Trauergewand,
Trug Fackel und Leichengedeck in der Hand,
Trug einen zerbrochenen blutigen Ring,
Und legt' es danieder stillschweigend und ging.

Ihm folgt' ein Junker in Purpurgewand,
Der trug ein goldnes Geschirr in der Hand,
Versehen mit Henkel und Deckel und Knauf,
Und oben ein königlich Siegel darauf.

Ihm folgt' ein Junker in Silbergewand,
Mit einem versiegelten Brief in der Hand,
Er gab der erstarrten Prinzessin den Brief,
Und ging und neigte sich schweigend und tief.

Und als die erstarrte Prinzessin den Brief
Erbrach und mit rollenden Augen durchlief,
Umflirrt' es ihr Antlitz, wie Nebel und Duft:
Sie stürzte zusammen und schnappte nach Luft. —

Und als sie, mit zuckender strebender Kraft,
Sich wieder ermannt und dem Boden entrafft:
„Juchheisa! da sprang sie, juchheisa! Tralla!
Auf, lustig, ihr Fiedler, mein Brauttag ist da!

„Juchheisa! Ihr Fiedler, zum lustigen Tanz!
Mir schweben die Füße, mir flattert der Kranz!
Nun tanzet, ihr Prinzen von nah und von fern!
Auf, lustig, ihr Damen! Auf, lustig, ihr Herrn!

Ha! seht ihr nicht meinen Herzliebsten sich drehn?
Im Silbergewande, wie herrlich, wie schön:
Ihn zieret am Busen ein purpurner Stern.
Juchheisa, ihr Damen! Juchheisa, ihr Herrn!

Auf! lustig zum Tanze! Was steht ihr so fern?
Was rümpft ihr die Nasen, ihr Damen und Herrn?
Mein Bräutigam ist er! Ich heiße die Braut!
Uns haben die Engel im Himmel getraut.

Zu Tanze, zu Tanze! Was grinzet ihr fern?
Was rümpft ihr die Nasen, ihr Damen und Herrn? —
Weg, Edelgesindel! Pfui! stinkest mir an!
Du stinkest nach stinkender Hoffart mir an.

Wer schuf wohl aus Erden den Ritter und Knecht?
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht.
Mein Schönster trägt hohen und züchtigen Mut,
Und speiet in euer hochadliges Blut.

Juchheisa! Ihr Fiedler, zum lustigen Tanz!
Mir schweben die Füße, mir flattert der Kranz!
Juchheisa! Trallala! Juchheisa! Tralla!
Auf, lustig, ihr Fiedler, mein Brauttag ist da!"

So sang sie zum Sprunge, so sprang sie zum Sang',
Bis aus der Stirn ihr der Todestau drang.
Der Todestau troff ihr die Wangen herab;
Sie taumelt' und keuchte zu Boden hinab.

Und als sich ihr Leben zum letzten ermannt,
Da streckte sie nach dem Gefäße die Hand,
Und schlang's in die Arme und hielt es im Schoß,
Und deckte, was drinnen verborgen war, bloß.

Da rauchte, da pocht' ihr entgegen sein Herz,
Als fühlt' es noch Leben, als fühlt' es noch Schmerz.
Jetzt tat sich ihr blutiger Tränenquell auf
Und strömte, wie Regen vom Dache, darauf.

„O Jammer! Nun gleichest du Wasser und Wind:
Wohl Winde verwehen, wohl Wasser verrinnt:
Doch alle verwehn und verrinnen ja nie! —
So du, o blutiger Jammer, auch nie!"

Drauf sank sie, mit hohlem gebrochenen Blick,
In dumpfen Todestaumel zurück
Und drückte noch fest, mit zermalmendem Schmerz,
Das Blutgefäß an ihr liebendes Herz.

„Dir lebt' ich, o Herzchen, dir sterb' ich mit Lust! —
O weh mir! O weh! — Du zerdrückst mir die Brust! —
Herab! — Herab! — den zerquetschenden Stein? —
Oh! — Jesu Maria! — Erbarme dich mein!" —

Drauf schloß sie die Augen, drauf schloß sie den Mund.
Nun rannten die Boten; dem König ward's kund;
Laut scholl durch die Säle das Zetergeschrei:
„Prinzessin ist hin! Auf, König, herbei!"

Das krachte dem Alten ins dumpfe Gehör.
Er liebte die einzige Tochter so sehr.
Er schätzte sie höher als Zepter und Kron'
Und höher als seinen hellstrahlenden Thron. —

Und als auch herbei der Verräter mit sprang,
Ergrimmte der Alte: „Das hab' ich dir Dank! —
Dein Blut mir's entgelte! das trinke Burgund!
Weil das mir geraten dein giftiger Mund.

„Ihr Herzblut verklagt dich vor Gottes Gericht,
Das dir dein blutiges Urtel schon spricht."
Rasch zuckte der Alte den blinkenden Dolch,
Und bohrte danieder den spanischen Molch.

„Lenardo, du Armer! Blandine, mein Kind! —
O heiliger Himmel! Verzeih' mir die Sünd'!
Verklaget nicht mich auch vor Gottes Gericht!
Ich bin ja — bin Vater! — Verklaget mich nicht!" —

So weinte der König, so reut' ihn zu spat,
Schwer reut' ihn die himmelanschreiende Tat.
Drauf wurde bereitet ein silberner Sarg,
Worein er die Leichen der Liebenden barg.

Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann:
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder; zerbrach den Forst!
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesental begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;

Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner, mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!" —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppiert ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! Komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Hallo! Hallo! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angetan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.

Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran:
Doch tat er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu teil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er, mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Sankt Stephan.

Sankt Stephan war ein Gottesmann,
Von Gottes Geist beraten,
Der durch den Glauben Kraft gewann
Zu hohen Wundertaten.
Doch seines Glaubens Wunderkraft
Und seine Himmelswissenschaft
Verdroß die Schulgelehrten,
Die Erdenweisheit ehrten.

Und die Gelehrten stritten scharf
Und waren ihm zuwider;
Allein die Himmelsweisheit warf
Die irdische darnieder.

Und ihr beschämter Hochmut sann
Auf Rache an dem Gottesmann.
Ihn zu verleumden, dungen
Sie falscher Zeugen Zungen.

Und gegen ihn in Aufruhr trat
Die jüdische Gemeinde.
Bald riß ihn vor den hohen Rat
Die Rachgier seiner Feinde.
Die falschen Zeugen stiegen auf
Und logen: „Dieser hört nicht auf,
Zu sträflichem Exempel,
Zu lästern Gott und Tempel.

„Sein Jesus, schmäht er, würde nun
Des Tempels Dienst zerstören,
Hinweg die Satzung Mosis tun
Und andre Sitten lehren."
Starr sah der ganze Rat ihn an;
Doch er, mit Unschuld angetan,
Trotz dem, was sie bezeugten,
Schien Engeln gleich zu leuchten.

„Nun sprich! Ist dem also?" begann
Der Hohepriester endlich.
Da hub er frei zu reden an,
Und deutete verständlich
Der heiligen Propheten Sinn,
Und was der Herr vom Anbeginn
Zu Judas Heil und Frommen
Gered't und unternommen.

„Doch, Unbeschnittne," fuhr er fort,
„An Herzen und an Ohren!
An euch war Gottes Tat und Wort
Von je und je verloren.
Eu'r Stolz, der sich der Zucht entreißt,
Stets widerstrebt er Gottes Geist.
Ihr, sowie eure Väter,
Seid Mörder und Verräter!

Nennt mir Propheten, die sie nicht
Verfolgt und hingerichtet,
Wann sie aus göttlichem Gesicht
Des Heilands Kunft berichtet;

Des Heilands, welchen ein'r Verrat
Zu Tode jetzt gekreuzigt hat.
Ihr wißt zwar Gottes Willen;
Doch wollt ihn nie erfüllen."

Und horch! ein dumpfer Lärm erscholl.
Es knirschte das Getümmel.
Er aber ward des Geistes voll,
Und blickt' empor gen Himmel
Und sah eröffnet weit und breit
Des ganzen Himmels Herrlichkeit,
Und Jesum in den Höhen
Zur Rechten Gottes stehen.

Nun rief er hoch im Jubelton:
„Ich seh' im offnen Himmel,
Zu Gottes Rechten, Gottes Sohn!"
Da stürmte das Getümmel,
Und brauste, wie ein wildes Meer,
Und übertäubte das Gehör,
Und wie von Sturm und Wogen
Ward er hinweggezogen.

Hinaus zum nächsten Tore brach
Der Strom der tollen Menge
Und schleifte den Mann Gottes nach,
Zerstoßen im Gedränge;
Und tausend Mörderstimmen schrien,
Und Steine hagelten auf ihn,
Aus tausend Mörderhänden,
Die Rache zu vollenden.

Als er den letzten Odem zog,
Zerschellt von ihrem Grimme,
Da faltet' er die Hände hoch
Und bat mit lauter Stimme:
„Behalt, o Herr, für dein Gericht
Dem Volke diese Sünde nicht! —
Nimm meinen Geist von hinnen!" —
Hier schwanden ihm die Sinnen.

Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

Ein Pilgermädel, jung und schön,
Wallt' auf ein Kloster zu.
Sie zog das Glöcklein an dem Tor;
Ein Bruder Graurock trat hervor,
Halb barfuß ohne Schuh'.

Sie sprach: „Gelobt sei Jesus Christ!" —
„In Ewigkeit!" sprach er.
Gar wunderseltsam ihm geschah;
Und als er ihr ins Auge sah,
Da schlug sein Herz noch mehr.

Die Pilgerin mit leisem Ton,
Voll holder Schüchternheit:
„Ehrwürdiger, o meldet mir,
Weilt nicht mein Herzgeliebter hier
In Klostereinsamkeit?" —

„Kind Gottes, wie soll kenntlich mir
Dein Herzgeliebter sein?" —
„Ach! An dem gröbsten härnen Rock,
An Geißel, Gurt und Weidenstock,
Die seinen Leib kasteln.

„Noch mehr an Wuchs und Angesicht,
Wie Morgenrot im Mai,
Am goldnen Ringellockenhaar,
Am himmelblauen Augenpaar,
So freundlich, lieb und treu!" —

„Kind Gottes, o wie längst dahin!
Längst tot und tief verscharrt!
Das Gräschen säuselt drüber her;
Ein Stein von Marmel drückt ihn schwer;
Längst tot und tief verscharrt.

Siehst dort, in Immergrün verhüllt,
Das Zellenfenster nicht?
Da wohnt' und weint' er, und verkam,
Durch seines Mädels Schuld, vor Gram,
Verlöschend wie ein Licht.

Sechs Junggesellen schlank und fein,
Bei Trauerfang und Klang,
Sie trugen seine Bahr' ans Grab:
Und manche Zähre rann hinab,
Indem sein Sarg versank." —

„O weh! O weh! So bist du hin?
Bist tot und tief verscharrt? —
Nun brich, o Herz, die Schuld war dein!
Und wärst du wie sein Marmelstein,
Wärst dennoch nicht zu hart." —

„Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
Nun bete desto mehr!
Vergebner Gram zerspellt das Herz;
Das Augenlicht verlischt von Schmerz;
Drum weine nicht so sehr!" —

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Verdamme nicht mein Leid!
Denn meines Herzens Lust war er;
So lebt und liebt kein Jüngling mehr
Auf Erden weit und breit.

Drum laß mich weinen immerdar
Und seufzen Tag und Nacht,
Bis mein verweintes Auge bricht,
Und lechzend meine Zunge spricht:
Gottlob! Nun ist's vollbracht!" —

„Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
O seufze nicht so sehr!
Kein Tau, kein Regentrank erquickt
Ein Veilchen, das du abgepflückt,
Es welkt und blüht nicht mehr.

Huscht doch die Freud' auf Flügeln, schnell
Wie Schwalben, vor uns hin.
Was halten wir das Leid so fest,
Das, schwer wie Blei, das Herz zerpreßt?
Laß fahren! Hin ist hin!" —

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Gib meinem Gram kein Ziel!
Und litt' ich um den lieben Mann,
Was nur ein Mädchen leiden kann,
Nie litt' ich doch zu viel. —

So seh' ich ihn nun nimmermehr?
O weh! Nun nimmermehr?
Nein! Nein! Ihn birgt ein düstres Grab;
Es regnet drauf und schneit herab,
Und Gras weht drüber her. —

Wo seid ihr Augen, blau und klar?
Ihr Wangen, rosenrot;
Ihr Lippen, süß wie Nelkenduft?
Ach! alles modert in der Gruft,
Und mich verzehrt die Not." —

„Kind Gottes, härme so dich nicht!
Und denk' wie Männer sind!
Den meisten weht's aus einer Brust
Bald heiß, bald kalt; sie sind zur Lust
Und Unlust gleich geschwind.

Wer weiß, trotz deiner Treu' und Huld,
Hätt' ihn sein Los gereut.
Dein Liebster war ein junges Blut,
Und junges Blut hegt Wankelmut,
Wie die Aprilenzeit." —

„Ach nein, Ehrwürdiger, ach nein!
Sprich dieses Wort nicht mehr!
Mein Trauter war so lieb und hold,
War lauter, echt und treu, wie Gold,
Und aller Falschheit leer.

Ach! ist es wahr, daß ihn das Grab
Im dunklen Rachen hält?
So sag' ich meiner Heimat ab
Und setze meinen Pilgerstab
Fort durch die weite Welt.

Erst aber will ich hin zur Gruft;
Da will ich niederknien;
Da soll von Seufzerhauch und Kuß
Und meinem Tausendtränenguß
Das Gräschen frischer blühn." —

„Kind Gottes, kehr' allhier erst ein,
Daß Ruh' und Kost dich pflegt!
Horch, wie der Sturm die Fahnen trillt,
Und kalter Schloßenregen wild
An Dach und Fenster schlägt!" —

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!
O halte mich nicht ab!
Mag's sein, daß Regen mich befällt!
Wäscht Regen aus der ganzen Welt
Doch meine Schuld nicht ab." — —

„Heida! Fein's Liebchen, nun kehr' um!
Bleib hier und tröste dich! —
Fein's Liebchen, schau mir ins Gesicht! —
Kennst du den Bruder Graurock nicht?
Dein Liebster, ach! — bin ich.

Aus hoffnungslosem Liebesschmerz
Erkor ich dies Gewand.
Bald hätt' in Klostereinsamkeit
Mein Leben und mein Herzeleid
Ein hoher Schwur verbannt.

Doch! Gott sei Dank! mein Probejahr
Ist noch nicht ganz herum.
Fein's Liebchen, hast du wahr bekannt?
Und gäbst du mir wohl gern die Hand,
So kehrt' ich wieder um." —

„Gottlob! Gottlob! nun fahre hin
Auf ewig Gram und Not!
Willkommen! o willkommen, Lust!
Komm, Herzensjung', an meine Brust!
Nun scheid' uns nichts als Tod!"

Die Entführung, oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg.

„Knapp', sattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh' erreite!
Es wird mir hier zu eng im Schloß;
Ich will und muß ins Weite!" —
So rief der Ritter Karl in Hast,
Voll Angst und Ahndung, sonder Rast.
Es schien ihn fast zu plagen,
Als hätt' er wen erschlagen.

Er sprengte, daß es Funken stob,
Hinunter von dem Hofe;
Und als er kaum den Blick erhob,
Sieh da! Gertrudens Zofe!

Zusammenschrak der Rittersmann!
Es packt' ihn, wie mit Krallen, an
Und schüttelt ihn, wie Fieber,
Hinüber und herüber.

„Gott grüß' Euch, edler junger Herr!
Gott geb' Euch Heil und Frieden!
Mein armes Fräulein hat mich her
Zum letztenmal beschieden.
Verloren ist Euch Trudchens Hand!
Dem Junker Plump von Pommerland
Hat sie, vor aller Ohren,
Ihr Vater zugeschworen.

‚Mord! — flucht' er laut, bei Schwert und Spieß, —
Wo Karl dir noch gelüstet,
So sollst du tief ins Burgverließ,
Wo Molch und Unke nistet.
Nicht rasten will ich Tag und Nacht,
Bis daß ich nieder ihn gemacht,
Das Herz ihm ausgerissen,
Und das dir nachgeschmissen.'

Jetzt in der Kammer zagt die Braut
Und zuckt vor Herzenswehen,
Und ächzet tief und weinet laut,
Und wünschet zu vergehen.
Ach! Gott der Herr muß ihrer Pein,
Bald muß und wird er gnädig sein.
Hört Ihr zur Trauer läuten,
So wißt Ihr's auszudeuten. —

‚Geh, meld' ihm, daß ich sterben muß —
Rief sie mit tausend Zähren —
Geh, bring ihm ach! den letzten Gruß,
Den er von mir wird hören!
Geh, unter Gottes Schutz, und bring'
Von mir ihm diesen goldnen Ring
Und dieses Wehrgehenke,
Wobei er mein gedenke!'" —

Zu Ohren braust' ihm, wie ein Meer,
Die Schreckenspost der Dirne.
Die Berge wankten um ihn her.
Es flirrt' ihm vor der Stirne.

Doch jach, wie Windeswirbel fährt,
Und rührig Laub und Staub empört,
Ward seiner Lebensgeister
Verzweiflungsmut nun Meister.

„Gottslohn! Gottslohn! du treue Magd,
Kann ich's dir nicht bezahlen.
Gottslohn! daß du mir's angesagt,
Zu hunderttausend Malen,
Bis wohlgemut und tummle dich!
Flugs tummle dich zurück und sprich:
Wär's auch aus tausend Ketten,
So wollt' ich sie erretten!

Bis wohlgemut und tummle dich!
Flugs tummle dich von hinnen!
Ha! Riesen, gegen Hieb und Stich,
Wollt' ich sie abgewinnen.
Sprich: Mitternachts, bei Sternenschein,
Wollt' ich vor ihrem Fenster sein,
Mir geh' es, wie es gehe!
Wohl, oder ewig wehe!

Risch auf und fort!" — Wie Sporen trieb
Des Ritters Wort die Dirne.
Tief holt' er wieder Luft und rieb
Sich's klar vor Aug' und Stirne.
Dann schwenkt' er hin und her sein Roß,
Daß ihm der Schweiß vom Buge floß,
Bis er sich Rat ersonnen
Und den Entschluß gewonnen.

Drauf ließ er heim sein Silberhorn
Von Dach und Zinnen schallen.
Herangesprengt, durch Korn und Dorn,
Kam stracks ein Heer Vasallen.
Draus zog er Mann bei Mann hervor,
Und raunt' ihm heimlich Ding ins Ohr: —
„Wohlauf! Wohlan! Seid fertig
Und meines Horns gewärtig!" —

Als nun die Nacht Gebirg und Tal
Vermummt in Rabenschatten,
Und Hochburgs Lampen überall
Schon ausgeflimmert hatten,

Und alles tief entschlafen war;
Doch nur das Fräulein immerdar,
Voll Fieberangst, noch wachte
Und seinen Ritter dachte:

Da horch! Ein süßer Liebeston
Kam leis' empor geflogen.
„Ho, Trudchen, ho! Da bin ich schon!
Risch auf! Dich angezogen!
Ich, ich, dein Ritter, rufe dir;
Geschwind, geschwind herab zu mir!
Schon wartet dein die Leiter.
Mein Klepper bringt dich weiter." —

„Ach nein, du Herzens-Karl, ach nein!
Still, daß ich nichts mehr höre!
Entränn' ich, ach! mit dir allein,
Dann wehe meiner Ehre!
Nur noch ein letzter Liebeskuß
Sei, Liebster, dein und mein Genuß,
Eh' ich im Totenkleide
Auf ewig von dir scheide." —

„Ha, Kind! Auf meine Rittertreu'
Kannst du die Erde bauen.
Du kannst, beim Himmel! froh und frei
Mir Ehr' und Leib vertrauen.
Risch geht's nach meiner Mutter fort.
Das Sakrament vereint uns dort.
Komm, komm! Du bist geborgen.
Laß Gott und mich nur sorgen!" —

„Mein Vater! — Ach! ein Reichsbaron! —
So stolz von Ehrenstamme! —
Laß ab! Laß ab! Wie beb' ich schon
Vor seines Zornes Flamme!
Nicht rasten wird er Tag und Nacht,
Bis daß er nieder dich gemacht.
Das Herz dir ausgerissen
Und das mir vorgeschmissen." —

„Ha, Kind! Sei nur erst sattelfest,
So ist mir nicht mehr bange. —
Dann steht uns offen Ost und West. —
O zaudre nicht zu lange!

Horch, Liebchen, horch! — Was rührte sich? —
Um Gottes willen! tummle dich!
Komm, komm! Die Nacht hat Ohren;
Sonst sind wir ganz verloren.“ —

Das Fräulein zagte — stand — und stand —
Es grauft' ihr durch die Glieder. —
Da griff er nach der Schwanenhand,
Und zog sie flink hernieder.
Ach! Was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,
Belauschten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne! —

Er nahm sein Lieb, mit einem Schwung,
Und schwang's auf den Polacken.
Hui! faß er selber auf und schlung
Sein Heerhorn um den Nacken.
Der Ritter hinten, Trudchen vorn.
Den Däuen trieb des Ritters Sporn;
Die Peitsche den Polacken;
Und Hochburg blieb im Nacken.

Ach! leise hört die Mitternacht!
Kein Wörtchen ging verloren.
Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verräterohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Taten
Dem Alten zu verraten.

„Hallo! Hallo! Herr Reichsbaron! —
Hervor aus Bett und Kammer! —
Eu'r Fräulein Trudchen ist entflohn,
Entflohn zu Schand' und Jammer!
Schön reitet Karl von Eichenhorst,
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.
Geschwind! Ihr dürft nicht weilen,
Wollt Ihr sie noch ereilen.“

Hui auf der Freiherr, hui heraus,
Bewehrte sich zum Streite,
Und donnerte durch Hof und Haus
Und weckte seine Leute. —

„Heraus, mein Sohn von Pommerland!
Sitz' auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!
Die Braut ist dir gestohlen;
Fort, fort! sie einzuholen!" —

Rasch ritt das Paar im Zwielicht schon,
Da horch! — ein dumpfes Rufen —
Und horch! — erscholl ein Donnerton,
Von Hochburgs Pferdehufen;
Und wild kam Plump, den Zaum verhängt,
Weit, weit voran, dahergesprengt,
Und ließ, zu Trudchens Grausen,
Vorbei die Lanze sausen. —

„Halt an! halt an! du Ehrendieb!
Mit deiner losen Beute.
Herbei vor meinen Klingenhieb!
Dann raube wieder Bräute!
Halt an, verlaufne Buhlerin,
Daß neben deinen Schurken hin
Dich meine Rache strecke,
Und Schimpf und Schand' euch decke!" —

„Das leugst du, Plump von Pommerland,
Bei Gott und Ritterehre!
Herab! Herab! daß Schwert und Hand
Dich andre Sitten lehre. —
Halt, Trudchen, halt den Dänen an! —
Herunter, Junker Grobian,
Herunter von der Mähre,
Daß ich dich Sitte lehre!" —

Ach! Trudchen, wie voll Angst und Not!
Sah hoch die Säbel schwingen.
Hell funkelten im Morgenrot
Die Damaszener Klingen.
Von Kling und Klang, von Ach und Krach
Ward rund umher das Echo wach.
Von ihrer Fersen Stampfen
Begann der Grund zu dampfen.

Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert
Den Ungeschliffnen nieder.
Gertrudens Held blieb unversehrt
Und Plump erstand nicht wieder. —

Nun weh, o weh! Erbarm' es Gott!
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,
Als Karl kaum ausgestritten,
Der Nachtrab angeritten. —

Trara! Trara! durch Flur und Wald
Ließ Karl sein Horn nun schallen.
Sieh da! Hervor vom Hinterhalt,
Hopp! hopp! sein Heer Vasallen. —
„Nun halt, Baron, und hör' ein Wort!
Schau auf! Erblickst du jene dort?
Die sind zum Schlagen fertig,
Und meines Winks gewärtig.

Halt an! Halt an! Und hör' ein Wort,
Damit dich nichts gereue!
Dein Kind gab längst mir Treu' und Wort,
Und ich ihm Wort und Treue.
Willst du zerreißen Herz und Herz?
Soll dich ihr Blut, soll dich ihr Schmerz
Vor Gott und Welt verklagen?
Wohlan! so laß uns schlagen!

Noch halt! Bei Gott beschwör' ich dich!
Bevor's dein Herz gereuet.
In Ehr' und Züchten hab' ich mich
Dem Fräulein stets geweihet.
Gib — Vater! — gib mir Trudchens Hand! —
Der Himmel gab mir Gold und Land.
Mein Ritterruhm und Adel,
Gottlob! trotzt jedem Tadel." —

Ach! Trudchen, wie voll Angst und Not!
Verblüht' in Todesbläße.
Vor Zorn der Freiherr heiß und rot,
Glich einer Feuereße. —
Und Trudchen warf sich auf den Grund;
Sie rang die schönen Hände wund,
Und suchte baß, mit Tränen,
Den Eifer zu versöhnen.

„O Vater, habt Barmherzigkeit
Mit Euerm armen Kinde!
Verzeih' Euch, wie Ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde!

Glaubt, bester Vater, diese Flucht,
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte. —

Wie oft habt Ihr, auf Knie und Hand,
Gewiegt mich und getragen!
Wie oft: du Herzenskind! genannt!
Du Trost in alten Tagen!
O Vater, Vater! Denkt zurück!
Ermordet nicht mein ganzes Glück!
Ihr tötet sonst daneben
Auch Eures Kindes Leben." —

Der Freiherr warf sein Haupt herum,
Und wies den grausen Nacken.
Der Freiherr rieb, wie taub und stumm,
Die dunkelrauhen Backen. —
Vor Wehmut brach ihm Herz und Blick;
Doch schlang er stolz den Strom zurück,
Um nicht durch Vatertränen
Den Ritterstinn zu höhnen. —

Bald sanken Zorn und Ungestüm.
Das Vaterherz wuchs über.
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über. —
Er hob sein Kind vom Boden auf,
Er ließ der Herzensflut den Lauf,
Und wollte schier vergehen
Vor wundersüßen Wehen. —

„Nun wohl! Verzeih' mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie aufs neue!
In Gottes Namen, sei es drum! —
Hier wandt' er sich zum Ritter um, —
Da! Nimm sie meinetwegen
Und meinen ganzen Segen!

Komm, nimm sie hin, und sei mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergeben und vergessen schon
Ist jegliche Beschwerde.

Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,
Der's nimmer hold mit mir gemeint,
Tat vieles mir zu Hohne.
Ihn haßt' ich noch im Sohne

Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,
An mir und meinem Kinde!
Auf daß ich meiner Güte Lohn
In deiner Güte finde.
So segne dann, der auf uns sieht,
Euch segne Gott, von Glied zu Glied!
Auf! Wechselt Ring' und Hände!
Und hiermit Lied am Ende!" —

Frau Schnips.

Ein Märlein halb lustig, halb ernsthaft, samt angehängter Apologie.

Frau Schnipsen hatte Korn im Stroh
Und hielt sich weidlich lecker;
Sie lebt' in dulci jubilo,
Und keine war euch kecker.

Das Mäulchen samt dem Zünglein flink
Saß ihr am rechten Flecken.
Sie schimpfte wie ein Rohrsperling,
Wenn man sie wollte necken.

Da kam Hans Mors und zog den Strich
Durch ihr Schlaraffenleben.
Zwar belferte sie jämmerlich;
Doch mußte sie sich geben.

Sie klaffte fort, den Weg hinan,
Bis vor die Himmelspforte,
Gekränkt, daß sie nicht Zeit gewann
Zur letzten Mandeltorte.

Weil nun der letzte Ärger ihr
Noch spukt' im Tabernakel,
So trieb sie vor der Himmelstür
Viel Unfug und Spektakel.

„Wer da," rief Adam unmutsvoll,
„Stört so die Ruh' der Frommen?" —
„Ich bin's! Frau Schnips! Ich wünschte wohl
Bei Euch mit anzukommen." —

„Du? — Nicht also, Frau Sünderin!
Frau Liederlich! Frau Lecker!“ —
„Ich weiß wohl selber, was ich bin,
Du alter Sündenhecker!

Ei, zupfte sich Herr Erdenkloß
Doch nur an eigner Nase!
Denn was man ist, das ist man bloß
Von seinem Apfelstraße.

So gut wie Er, denk' ich zur Ruh'
Noch Platz hier zu gewinnen.“ —
Der Vater hielt die Ohren zu
Und trollte sich von hinnen.

Drauf machte Jakob sich ans Tor:
„Marsch! Packe dich zum Teufel!“ —
„Was?“ schrie Frau Schnips ihm laut ins Ohr,
„Fickfacker! Ich zum Teufel?

Du bist mir wohl der rechte Held,
Und bist wohl hier fürs Prellen?
Hast Bruder und Papa geprellt
Mit deinen Ziegenfellen.“ —

Stockmäuschenstill trieb ihr Geschrei
Hinweg den Patriarchen.
Hierauf sprang Ehren-Lot herbei,
Mit Brausen und mit Schnarchen.

„Du auch, du alter Saufaus, hast
Groß Recht hier zum Geprahle!
Bist wahrlich nicht der feinste Gast
In diesem Himmelssaale!

Bezecht sich erst beim Abendbrot,
Den Kindern zum Gelächter,
Und dann beschläft Er — pfui, Herr Lot! —
Gar seine eignen Töchter!“ —

Ha puh! Wie stank der alte Mist! —
Lot mußte sich bequemen,
Als hätt' er in das Bett gepißt,
Voll Scham Reißaus zu nehmen.

„Na! — lief Relicte Judith hin —
Welch Lärm hier und Gebrause!“ —
„Bonsdies! Frau Gurgelschneiderin!
Sie ist hier auch zu Hause?“ —

Vor großer Scham bald bleich bald rot,
Stand Judith bei dem Gruße.
Der König David sah die Not,
Und folgt' ihr auf dem Fuße.

„Was für Hallo, du Teufelsweib?
Potz hunderttausend Velten!“
„Ei, Herr, wär' ich Urias' Weib,
Ihr würdet so nicht schelten.

Es war, mein' Seel'! wohl mehr Hallo,
Mit Bathseba zu liebeln,
Und ihren armen Hahnrei so
Zur Welt hinaus zu bübeln.“

„Das Weib ist toll,“ rief Salomo,
„Hat zu viel Schnaps genommen!
Was? Seiner Majestät also —
So — hundsföttsch anzukommen?“ —

„O Herr, nicht halb so toll als Er!
Hätt' Er sein Maul gehalten!
Wir wissen's noch recht gut, wie Er
Auf Erden hausgehalten.

Sieb'nhundert Weiber auf der Streu
Und extra doch darneben
Dreihundert — andre! Meiner Treu!
Das war ein züchtig Leben!

Und Sein Verstand war klimperklein,
Als Er von Gott sich wandte,
Und Götzen pur von Holz und Stein,
Sein töricht Opfer brannte.“ —

„Fürwahr,“ empörte Jonas sich,
„Das Weib speit wie ein Drache!“ —
„Halt's Maul, Ausreißer! Kümmre dich
Um deine faule Sache!“ —

Auch Thoms gab seinen Senf dazu:
„Ein Sprichwort, das ich glaube,
Sagt: Weiberzung' hat nimmer Ruh';
Sie ist von Espenlaube." —

„Glaub' immer was ein Narr erdacht,
Mit allen dummen Teufeln!
Doch konnt' an seines Heilands Macht
Der schwache Pinsel zweifeln." —

Maria Magdalena kam. —
Nu ja! Die wird's erst kriegen!
„Still, gute Frau, fein still und zahm!
Ihr müßt Euch anders fügen.

Denn, gute Frau, erinnert Euch
An Eu'r verruchtes Leben!
So Einer wird im Himmelreich
Kein Plätzchen eingegeben." —

„So Einer?" schrie Frau Schnips, „ei schaut!
Was bin ich denn für Eine?
Sie war mir auch das rechte Kraut!
Nun brennt Sie gar sich reine?

Ach! Um die Tugend Ihrer Zeit
Ist Sie nicht hergekommen.
Des Heilands Allbarmherzigkeit
Hat Sie hier aufgenommen.

Durch diese Allbarmherzigkeit,
Sie wird's nicht übel deuten,
Hoff' ich, trotz meiner Sündlichkeit,
Auch noch hineinzuschreiten." — .

Jetzt sprang Apostel Paul empor:
„Mit deinen alten Sünden,
Weib, wirst du durch das Himmelstor
Den Eingang nimmer finden!" —

„Die lass' ich draußen! — Denke, Paul,
Wie dir's vor Zeiten glückte;
Dir, der doch so mit Mord, als Saul,
Die Kirche Gottes drückte!"

Sankt Peter kam nun auch zum Spiel:
„Die Tür nicht eingeschlagen!
Madam', Sie lärmt auch allzuviel;
Wer kann das hier vertragen?“ —

„Geduld, Herr Pförtner!“ sagte sie;
„Noch bin ich unverloren!
Hab' ich doch meinen Heiland nie,
Wie du einst, abgeschworen.“ — —

Und unser lieber Herr vernahm
Der Seele letzte Worte.
Umringt von tausend Engeln kam
Er herrlich an die Pforte.

„Erbarmen! Ach, Erbarmen!“ schrie
Die arme bange Seele. —
„O Seele, du gehorchtest nie
Dem göttlichen Befehle.

Ich lockte dich an meine Brust:
Zur Sünde gingst du über.
Die Welt mit ihrer eiteln Lust
War, Törin, dir viel lieber.“ —

„Oh! Ich bekenn' es, Herr, ich schwamm
Im Lustpfuhl dieser Erde;
Doch bringe du dein irrend Lamm
Zurück zu deiner Herde!

Ich will, o lieber Hirt, hinfort
Mein Irrsal stets bereuen.
Half doch sein letztes armes Wort
Dem Schächer zum Gedeihen.“

„Du wußtest, Weib, was ich getan;
Du kanntest meinen Willen:
Allein, was hast du je getan,
Ihn dankbar zu erfüllen?“

„Ach, nichts! Doch, lieber Menschensohn,
Heiß mich darum nicht fliehen!
Es hat ja dem verlornen Sohn
Sein Vater auch verziehen.“ —

„Nun wohl, Verirrte, tritt herzu!
Will dich mit Gnade zeichnen.
Auch du bist mein! Geh ein zur Ruh'!
Ich will dich nicht verleugnen."

Apologie.

Ihr Herrn Zeloten dieser Zeit,
Wie steht's um euren Willen?
Sind Liebesmäntel wohl so weit,
Dies Lied mit drein zu hüllen? —

O seid doch, höchlich bitt' ich drum,
Seid diesmal nur nicht kurrig!
Denn seht! Es wär' doch schade drum:
Das Ding ist ja so schnurrig.

Auch ist ja die Historia
Aus Wahrheit nicht gesponnen;
Doch webt' ich drein Moralia;
Die hab' ich nicht ersonnen.

Und schlimm ist wahrlich nichts gemeint:
Drum nehmt doch ja nichts übel!
Moralia sind, wie es scheint,
Die besten aus der Bibel.

Ihr, die ihr, aus erlogner Pflicht,
Begnadigt und verdammet,
Die Liebe sagt: Verdammet nicht,
Daß man nicht euch verdammet!

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Hallo, Hallo zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.

Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's,
Mit Horrido und Hussasa.
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnt' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht,
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,"
Sprach der zur Rechten, sanftes Muts,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr um! Erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!" —

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenem nicht betören!" —

„Ha! Wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!" —

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne,
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich ins Ährenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Hallo, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

Gesagt, getan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan;

Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um und angewachsen wärst
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

Hallo, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!" —
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horrido und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

„Verderben hin, Verderben her!
Das," ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen;
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Hallo, Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann!
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Totenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab

Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtel eine Donnerstimme:

„Du Wütrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missetat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu fronen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!" —

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Untreue über alles.

Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn,
Umduftet vom blühenden Hagebuttdorn.
Wir hatten's so heimlich, so still und bequem,
Und koseten traulich von diesem und dem.

Wir hatten's so heimlich, so still und bequem;
Kein Seelchen vernahm was von diesem und dem;
Kein Lüftchen belauscht' uns von hinten und vorn;
Die spielten mit Kornblum' und Klapprос' im Korn.

Wir herzten, wir drückten, wie innig, wie warm!
Und wiegten uns, eia popeia! im Arm.
Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,
So reihten wir Küsse zu Küssen in eins.

Und zwischen die Trauben von Küssen hin schlang
Sich, ähnlich den Reben, Gespräch und Gesang.
Kein Weinstock auf Erden verdienet den Ruf
Von diesem, den Liebe beim Hagedorn schuf.

„O Molly," so sprach ich, so sang ich zu ihr,
„Lieb Liebchen, was küssest, was liebst du an mir?
Sprich, ist es nur Leibes- und Liebesgestalt?
Sprich! Oder das Herz, das im Busen mir wallt?" —

„O Lieber," so sprach sie, so sang sie zu mir,
„O Teurer, was sollt' ich nicht lieben an dir?
Bist süß mir an Leibes- und Liebesgestalt,
Doch teurer durchs Herz, das im Busen dir wallt." —

„Lieb Liebchen, was tätest du, hätte dir Not
Das eine fürs andre zu missen gedroht?
Sprich! Bliebe mein liebendes Herz dein Gewinn,
Sprich! Gäbst du für Treue das übrige hin?“ —

„Ein goldener Becher gibt lieblichen Schein;
Doch süßeres Labsal gewähret der Wein.
Ach, bliebe der labende Wein mein Gewinn,
So gäb' ich den goldenen Becher wohl hin.“ —

„O Molly, lieb Liebchen, wie wär' es bestellt,
Durchstrichen noch üppige Feen die Welt,
Die Schönste der Schönsten entbrennte zu mir,
Und legte mir Schlingen und raubte mich dir;

Und führte mich auf ihr bezaubertes Schloß,
Und ließe nicht eher mich ledig und los,
Als bis ich in Liebe mich zu ihr gesellt;
Wie wär' es um deine Verzeihung bestellt?“ —

„Ach! Fragtest du vor der so schmählichen Tat
Dein ängstlich bekümmertes Mädchen um Rat,
So riet ich: Bedenke mein Kleinod, mein Glück!
Komm nimmer mir, oder mit Treue zurück!“ —

„Wie, wenn sie nun spräche: Komm, buhle mit mir!
Sonst kostet's dir Jugend und Schönheit dafür.
Zum häßlichsten Zwerge verschafft dich mein Wort;
Dann schickt mit dem Korb auch dein Mädchen dich fort.“ —

„O Lieber, das glaube der Trügerin nicht!
Entstelle sie dich und dein holdes Gesicht!
Erfülle sie alles, was Böses sie droht!
So hat es ja doch mit dem Korbe nicht not.“ —

„Wie, wenn sie nun spräche: Komm, buhle mit mir
Sonst werde zur Schlange dein Mädchen dafür!
O Molly, lieb Liebchen, was rietest du nun?
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl tun?“ —

„O Lieber, du stellst mich zu ängstlicher Wahl!
Leicht wäre mir zwar der Bezauberung Qual:
Doch jetzt bin ich süß dir, wie Honig und Wein:
Dann würd' ich ein Scheuel und Greuel dir sein.“ —

„Doch setze: Du würdest kein Greuel darum;
Ich trüge dich sorglich im Busen herum;
Da hörtest du immer, bei Nacht und bei Tag,
Für dich nur des Herzens entzückenden Schlag;

Und immer noch bliebe dein zärtlicher Kuß
Dem durstigen Munde des Himmels Genuß:
O Molly, lieb Liebchen, was rietest du nun?
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl tun?" —

„O Lieber, o Süßer, dann weißt du die Wahl.
Was hätt' ich für Sorge, was hätt' ich für Qual?
Dann hülle mich lieber die Schlangenhaut ein,
Als daß mir mein Trauter soll ungetreu sein!" —

„Doch, wenn sie nun spräche: Komm, buhle mit mir!
Sonst werde zur Rache des Todes dafür!
O Molly, lieb Liebchen, was rietest du nun?
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl tun?" —

„Geliebter, du stellst mich zur schrecklichsten Wahl:
Zur Rechten ist Jammer, zur Linken ist Qual.
Bewahre mich Gott vor so ängstlicher Not!
Denn was ich auch wähle, so wähl' ich mir Tod.

Doch — wenn er zur Rechten und Linken mir droht,
So wähl' ich doch lieber den süßeren Tod.
O Teurer, so stirb dann und bleibe nur mein!
Bald folget dir Molly und holet dich ein.

Dann ist es geschehen, dann sind wir entflohn;
Dann krönet die Treue unsterblicher Lohn.
So stirb dann, o Süßer, und bleibe nur mein!
Bald holet dein Mädchen im Himmel dich ein." —

Wir schwiegen und drückten, wie innig, wie warm!
Und wiegten uns, eia popeia! im Arm.
Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,
So reihten wir Küsse zu Küssen in eins.

Wir schwankten, berauscht von der Liebe Gefühl,
Und küßten der herrlichen Trauben noch viel.
Dann schwuren wir herzlich, bei Ja und bei Nein,
Im Leben und Tode getreu uns zu sein.

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.

Im Garten des Pfarrers von Taubenhain
Geht's irre bei Nacht in der Laube.
Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;
Da rasselt, da flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube.

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert so traurig.
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Tau und vom Regen nicht naß;
Da wehen die Lüftchen so schaurig. —

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain
War schuldlos wie ein Täubchen.
Das Mädel war jung, war lieblich und fein,
Viel ritten der Freier nach Taubenhain
Und wünschten Rosetten zum Weibchen. —

Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseits des Baches vom Hügel,
Blinkt stattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Tal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel.

Da trieb es der Junker von Falkenstein
In Hüll' und in Füll' und in Freude.
Dem Jüngferchen lacht' in die Augen das Schloß,
Ihm lacht' in das Herzchen der Junker zu Roß,
Im funkelnden Jägergeschmeide. —

Er schrieb ihr ein Briefchen auf Seidenpapier,
Umrändelt mit goldenen Kanten.
Er schickt' ihr sein Bildnis, so lachend und hold,
Versteckt in ein Herzchen von Perlen und Gold;
Dabei war ein Ring mit Demanten. —

„Laß du sie nur reiten und fahren und gehn!
Laß du sie sich werben zu schanden!
Rosettchen, dir ist wohl was Bessers beschert.
Ich achte des stattlichsten Ritters dich wert,
Beliehen mit Leuten und Landen.

Ich hab' ein gut Wörtchen zu kosen mit dir;
Das muß ich dir heimlich vertrauen.

Drauf hätt' ich gern heimlich erwünschten Bescheid.
Lieb Mädel, um Mitternacht bin ich nicht weit;
Sei wacker und laß dir nicht grauen!

Heut Mitternacht horch auf den Wachtelgesang
Im Weizenfeld hinter dem Garten.
Ein Nachtigallmännchen wird locken die Braut
Mit lieblichem tief aufflötendem Laut;
Sei wacker und laß mich nicht warten!" —

Er kam in Mantel und Kappe vermummt,
Er kam um die Mitternachtstunde,
Er schlich, umgürtet mit Waffen und Wehr,
So leise, so lose, wie Nebel, einher
Und stillte mit Brocken die Hunde.

Er schlug der Wachtel hellgellenden Schlag,
Im Weizenfeld hinter dem Garten.
Dann lockte das Nachtigallmännchen die Braut
Mit lieblichem tief aufflötendem Laut;
Und Röschen, ach! — ließ ihn nicht warten. —

Er wußte sein Wörtchen so traulich und süß
In Ohr und Herz ihr zu girren! —
Ach, Liebender Glauben ist willig und zahm!
Er sparte kein Locken, die schüchterne Scham
Zu seinem Gelüste zu kirren.

Er schwur sich bei allem, was heilig und hehr,
Auf ewig zu ihrem Getreuen.
Und als sie sich sträubte, und als er sie zog,
Vermaß er sich teuer, vermaß er sich hoch:
„Lieb Mädel, es soll dich nicht reuen!"

Er zog sie zur Laube, so düster und still,
Von blühenden Bohnen umdüftet.
Da pocht' ihr das Herzchen; da schwoll ihr die Brust;
Da wurde vom glühenden Hauche der Lust
Die Unschuld zu Tode vergiftet. — — —

Bald, als auf duftendem Bohnenbeet
Die rötlichen Blumen verblühten,
Da wurde dem Mädel so übel und weh;
Da bleichten die rosichten Wangen zu Schnee;
Die funkelnden Augen verglühten.

Und als die Schote nun allgemach
Sich dehnt' in die Breit' und Länge;
Als Erdbeer' und Kirsche sich rötet' und schwoll,
Da wurde dem Mädel das Brüstchen zu voll,
Das seidene Röckchen zu enge.

Und als die Sichel zu Felde ging,
Hub's an sich zu regen und strecken.
Und als der Herbstwind über die Flur
Und über die Stoppel des Habers fuhr,
Da konnte sie's nicht mehr verstecken.

Der Vater, ein harter und zorniger Mann,
Schalt laut die arme Rosette:
„Hast du dir erbuhlt für die Wiege das Kind,
So hebe dich mir aus den Augen geschwind
Und schaff' auch den Mann dir ins Bette!"

Er schlang ihr fliegendes Haar um die Faust;
Er hieb sie mit knotigen Riemen.
Er hieb, das schallte so schrecklich und laut!
Er hieb ihr die samtene Lilienhaut
Voll schwellender blutiger Striemen.

Er stieß sie hinaus in der finstersten Nacht
Bei eisigem Regen und Winden.
Sie klimmt' am dornigen Felsen empor,
Und tappte sich fort bis an Falkensteins Tor,
Dem Liebsten ihr Leid zu verkünden. —

„O weh mir, daß du mich zur Mutter gemacht,
Bevor du mich machtest zum Weibe!
Sieh her! Sieh her! Mit Jammer und Hohn
Trag' ich dafür nun den schmerzlichen Lohn
An meinem zerschlagenen Leibe!"

Sie warf sich ihm bitterlich schluchzend ans Herz;
Sie bat, sie beschwur ihn mit Zähren:
„O mach' es nun gut, was du übel gemacht!
Bist du es, der so mich in Schande gebracht,
So bring' auch mich wieder zu Ehren!" —

„Arm Närrchen," versetzt' er, „das tut mir ja leid!
Wir wollen's am Alten schon rächen.

Erst gib dich zufrieden und harre bei mir!
Ich will dich schon hegen und pflegen allhier.
Dann wollen wir's ferner besprechen." —

„Ach, hier ist kein Säumen, kein Pflegen, noch Ruhn!
Das bringt mich nicht wieder zu Ehren.
Hast du einst treulich geschworen der Braut,
So laß auch an Gottes Altare nun laut
Vor Priester und Zeugen es hören!"

„Ho, Närrchen, so hab' ich es nimmer gemeint!
Wie kann ich zum Weibe dich nehmen?
Ich bin ja entsprossen aus adligem Blut.
Nur Gleiches zu Gleichem gesellet sich gut;
Sonst müßte mein Stamm sich ja schämen.

Lieb Närrchen, ich halte dir's, wie ich's gemeint:
Mein Liebchen sollst immerdar bleiben.
Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,
So laß' ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben." —

„Daß Gott dich! — du schändlicher, bübischer Mann! —
Daß Gott dich zur Hölle verdamme! —
Entehr' ich als Gattin dein adliges Blut,
Warum denn, o Bösewicht, war ich einst gut
Für deine unehrliche Flamme? —

So geh dann und nimm dir ein adliges Weib! —
Das Blättchen soll schrecklich sich wenden!
Gott siehet und höret und richtet uns recht.
So müsse dereinst dein niedrigster Knecht
Das adlige Bette dir schänden!

Dann fühle, Verräter, dann fühle, wie's tut,
An Ehr' und an Glück zu verzweifeln!
Dann stoß' an die Mauer die schändliche Stirn,
Und jag' eine Kugel dir fluchend durchs Hirn!
Dann, Teufel, dann fahre zu Teufeln!" —

Sie riß sich zusammen, sie raffte sich auf,
Sie rannte verzweifelnd von hinnen,
Mit blutigen Füßen, durch Distel und Dorn,
Durch Moor und Geröhricht, vor Jammer und Zorn
Zerrüttet an allen fünf Sinnen.

„Wohin nun, wohin, o barmherziger Gott,
Wohin nun auf Erden mich wenden?“ —
Sie rannte, verzweifelnd an Ehr' und an Glück,
Und kam in den Garten der Heimat zurück,
Ihr klägliches Leben zu enden.

Sie taumelt', an Händen und Füßen verklomt,
Sie kroch zur unseligen Laube;
Und jach durchzuckte sie Weh auf Weh,
Auf ärmlichem Lager, bestreuet mit Schnee,
Von Reisicht und rasselndem Laube.

Es wand ihr ein Knäbchen sich weinend vom Schoß,
Bei wildem unsäglichem Schmerze.
Und als das Knäbchen geboren war,
Da riß sie die silberne Nadel vom Haar,
Und stieß sie dem Knaben ins Herze.

Erst, als sie vollendet die blutige Tat,
Mußt', ach! ihr Wahnsinn sich enden.
Kalt wehten Entsetzen und Grausen sie an. —
„O Jesu, mein Heiland, was hab' ich getan?“
Sie wand sich das Bast von den Händen.

Sie kratzte mit blutigen Nägeln ein Grab
Am schilfigen Unkengestade.
„Da ruh du, mein Armes, da ruh nun in Gott,
Geborgen auf immer vor Elend und Spott! —
Mich hacken die Raben vom Rade!“

Das ist das Flämmchen am Unkenteich;
Das flimmert und flammert so traurig.
Das ist das Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Tau und vom Regen nicht naß!
Da wehen die Lüftchen so schaurig!

Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein,
Hoch über dem Steine vom Rade
Blickt, hohl und düster, ein Schädel herab,
Das ist ihr Schädel, der blicket aufs Grab,
Drei Spannen lang an dem Gestade.

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
Allnächtlich herunter vom Rade
Huscht bleich und molkicht ein Schattengesicht,
Will löschen das Flämmchen, und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengestade.

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser; der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch deucht mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile,
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit.
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wieviel ich wohl wert bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken erraten.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen!
So lass' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf:
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werter,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß Euch was angetan sein." —

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wieviel er wohl wert bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?

Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt Euch zufrieden! das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wieviel ich itzt wert, bis zum Heller, mag sein?" —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert,
Drum gäb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt Ihr doch wohl minder wert sein." —

„Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles getan." —

„Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!" —

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen" —
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!" —

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid iuris verstehn!
Denn wenn man will eruten, so muß man auch sä'n."

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte dir demnach ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank:
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig:
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

„Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.

Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panisbrief beschert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod."

Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot.
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Witwen bekümmert oft größere Not,
Als glückliche Menschen ermessen.

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?" —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret. —

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Tränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin,
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh tat ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!" —
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet' und hadert' entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Witwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein,
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt' ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt', es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle;
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!" —
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frischduftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hieher mich gebunden." —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir deucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen:
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So, schwur mir ein Maurer, so ist es geschehn!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

Das Lied von Treue.

Wer gern treu eigen sein Liebchen hat,
Den necken Stadt
Und Hof mit gar mancherlei Sorgen.
Der Marschall von Holm, den das Necken verdroß,
Hielt klüglich deswegen auf ländlichem Schloß
Seitweges sein Liebchen verborgen.

Der Marschall achtet' es nicht Beschwer,
Oft hin und her
Bei Nacht und bei Nebel zu jagen.
Er ritt, wann die Hähne das Morgenlied krähn,
Um wieder am Dienste des Hofes zu stehn,
Zur Stunde der lungernden Magen.

Der Marschall jagte voll Liebesdrang
Das Feld entlang,
Vom Hauche der Schatten befeuchtet.

„Hui, tummle dich, Senner! Versäume kein Nu!
Und bring' mich zum Nestchen der Wollust und Ruh',
Eh' heller der Morgen uns leuchtet!"

Er sah sein Schlößchen bald nicht mehr fern,
Und wie der Stern
Des Morgens das Fensterglas flimmern.
„Geduld noch, o Sonne, du weckendes Licht,
Erwecke mein schlummerndes Liebchen noch nicht!
Hör auf, ihr ins Fenster zu schimmern!"

Er kam zum schattenden Park am Schloß
Und band sein Roß
An eine der duftenden Linden.
Er schlich zu dem heimlichen Pförtchen hinein,
Und wähnt' im dämmernden Kämmerlein
Süß träumend sein Liebchen zu finden.

Doch als er leise vors Bettchen kam,
O weh! da nahm
Das Schrecken ihm alle fünf Sinnen.
Die Kammer war öde, das Bette war kalt. —
„O wehe! Wer stahl mir mit Räubergewalt
So schändlich mein Kleinod von hinnen?" —

Der Marschall stürmte mit raschem Lauf
Treppab, treppauf
Und stürmte von Zimmer zu Zimmer.
Er rufte, kein Seelchen erwiderte drauf —
Doch endlich ertönte tief unten herauf
Vom Kellergewölb' ein Gewimmer.

Das war des ehrlichen Schloßvogts Ton.
Aus Schuld entflohn
War alle sein falsches Gesinde.
„O Henne, wer hat dich heruntergezerrt?
Wer hat so vermessen hier ein dich gesperrt?
Wer? Sag mir geschwinde, geschwinde!" —

„O Herr, die schändlichste Freveltat
Ist durch Verrat
Dem Junker vom Steine gelungen.
Er raubte das Fräulein bei sicherer Ruh',
Und Eure zwei wackeren Hunde dazu
Sind mit dem Verräter entsprungen."

Das dröhnt dem Marschall durch Mark und Bein.
Wie Wetterschein
Entlodert sein Sarras der Scheide.
Vom Donner des Fluches erschallet das Schloß.
Er stürmet im Wirbel der Rache zu Roß
Und sprenget hinaus auf die Heide.

Ein Streif im Taue durch Heid' und Wald
Verrät ihm bald,
Nach wannen die Flüchtling' entschwanden.
„Nun strecke, mein Senner, nun strecke dich aus,
Nur diesmal, ein einzig Mal halt nur noch aus
Und laß mich nicht werden zu schanden!

„Hallo! Als ging' es zur Welt hinaus,
Greif aus, greif aus!
Dies Letzte noch laß uns gelingen!
Dann sollst du für immer auf schwellender Streu,
Bei goldenem Haber, bei duftendem Heu
Dein Leben in Ruhe verbringen."

Lang streckt der Senner sich aus und fleucht.
Den Nachttau streicht
Die Sohle des Reiters vom Grase.
Der Stachel der Ferse, das Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs,
Verdoppeln die Stürme der Nase. —

Sieh da! Am Rande vom Horizont
Scheint hell besonnt
Ein Büschel vom Reiher zu schimmern.
Kaum sprengt er den Rücken des Hügels hinan,
So springen ihn seine zwei Doggen schon an,
Mit freudigem Heulen und Wimmern.

„Verruchter Räuber, halt an, halt an,
Und steh dem Mann,
An dem du Verdammnis erfrevelt!
Verschlänge doch stracks dich ihr glühender Schlund!
Und müßtest du ewig da flackern, o Hund,
Vom Zeh bis zum Wirbel beschwefelt!"

Der Herr vom Steine war in der Brust
Sich Muts bewußt
Und Kraft in dem Arme von Eisen.

Er drehte den Nacken, er wandte sein Roß,
Die Brust, die die trotzige Rede verdroß,
Dem wilden Verfolger zu weisen.

Der Herr vom Steine zog mutig blank
Und rasselnd sprang
So dieser, wie jener, vom Pferde.
Wie Wetter erhebt sich der grimmigste Kampf.
Das Stampfen der Kämpfer zermalmet zu Dampf
Den Sand und die Schollen der Erde.

Sie haun und hauen mit Tigerwut,
Bis Schweiß und Blut
Die Panzer und Helme betauen.
Doch keiner vermag, so gewaltig er ringt,
So hoch er das Schwert und so sausend er's schwingt,
Den Gegner zu Boden zu hauen.

Doch als wohl beiden es allgemach
An Kraft gebrach,
Da keuchte der Junker vom Steine:
„Herr Marschall, gefiel' es, so möchten wir hier
Ein Weilchen erst ruhen, und trautet Ihr mir,
So sprächʼ ich ein Wort, wie ich's meine."

Der Marschall, senkend sein blankes Schwert,
Hält ein und hört
Die Rede des Junkers vom Steine:
„Herr Marschall, was haun wir das Leder uns wund?
Weit besser bekämʼ uns ein friedlicher Bund,
Der brächtʼ uns auf einmal ins reine.

Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laßt wählen das Fräulein nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählet, der nehme sie hin!
Beim Himmel, das ist ja viel klüger!"

Das stand dem Marschall nicht übel an.
„Ich bin der Mann!"
So dachtʼ er bei sich, den sie wählet.
„Wann habʼ ich nicht Liebes getan und gesagt?
Wann hat's ihr an allem, was Frauen behagt,
Solangʼ ich ihr diene, gefehlet?

„Ach," wähnt er zärtlich, „sie läßt mich nie!
Zu tief hat sie
Den Becher der Liebe gekostet!" —
O Männer der Treue, jetzt warn' ich euch laut:
Zu fest nicht auf Biedermanns-Wörtchen gebaut,
Daß ältere Liebe nicht rostet!

Das Weib zu Rosse vernahm sehr gern
Den Bund von fern
Und wählte vor Freuden nicht lange.
Kaum hatten die Kämpfer sich zu ihr gewandt,
So gab sie dem Junker vom Steine die Hand.
O pfui! die verrätrische Schlange! —

O pfui! Wie zog sie mit leichtem Sinn
Dahin, dahin,
Von keinem Gewissen beschämet!
Versteinert blieb Holm an der Stelle zurück,
Mit bebenden Lippen, mit starrendem Blick,
Als hätt' ihn der Donner gelähmet.

Allmählich taumelt' er matt und blaß
Dahin ins Gras,
Zu seinen geliebten zwei Hunden.
Die alten Gefährten, von treuerem Sinn,
Umschnoberten traulich ihm Lippen und Kinn
Und leckten das Blut von den Wunden.

Das bracht' in seinen umflorten Blick
Den Tag zurück,
Und Lebensgefühl in die Glieder.
In Tränen verschlich sich allmählich sein Schmerz.
Er drückte die guten Getreuen ans Herz,
Wie leibliche liebende Brüder.

Gestärkt am Herzen durch Hundetreu',
Erstand er neu
Und wacker, von hinnen zu reiten.
Kaum hatt' er den Fuß in den Bügel gesetzt
Und vorwärts die Doggen zu Felde gehetzt,
So hört' er sich rufen vom weiten.

Und sieh! auf seinem beschäumten Roß,
Schier atemlos,
Ereilt' ihn der Junker vom Steine.

„Herr Marschall, ein Weilchen nur haltet noch an!
Wir haben der Sache kein G'nügen getan;
Ein Umstand ist noch nicht ins reine.

Die Dame, der ich mich eigen gab,
Läßt nimmer ab,
Nach Euren zwei Hunden zu streben.
Sie legt mir auch diese zu fordern zur Pflicht.
Drum muß ich, gewährt Ihr in Güte sie nicht,
Drob kämpfen auf Tod und auf Leben." —

Der Marschall rühret nicht an sein Schwert,
Steht kalt und hört
Die Mutung des Junkers vom Steine.
„Herr Junker, was haun wir das Leder uns wund?
Weit besser bekommt uns ein friedlicher Bund,
Der bringt uns auf einmal ins reine.

„Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laßt wählen die Köter nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählen, der nehme sie hin!
Beim Himmel, das ist ja viel klüger."

Der Herr vom Steine verschmerzt den Stich
Und wähnt in sich:
Es soll mir wohl dennoch gelingen!
Er locket, er schnalzet mit Zung' und mit Hand,
Und hoffet bei Schnalzen und Locken sein Band
Bequem um die Hälse zu schlingen.

Er schnalzt und klopfet wohl sanft aufs Knie,
Lockt freundlich sie
Durch alle gefälligen Töne.
Er weiset vergebens sein Zuckerbrot vor.
Sie weichen und springen am Marschall empor
Und weisen dem Junker die Zähne.

Graf Walter.

Nach dem Altenglischen.

Graf Walter rief am Marstallstor:
„Knapp, schwemm' und kämm' mein Roß!"
Da trat ihn an die schönste Maid,
Die je ein Graf genoß.

„Gott grüße dich, Graf Walter, schön!
Sieh her, sieh meinen Schurz!
Mein goldner Gurt war sonst so lang,
Nun ist er mir zu kurz.

Mein Leib trägt deiner Liebe Frucht.
Sie pocht, sie will nicht ruhn,
Mein seidnes Röckchen, sonst so weit,
Zu eng' ist es mir nun." —

„O Maid, gehört mir, wie du sagst,
Gehört das Kindlein mein,
So soll all all mein rotes Gold
Dafür dein eigen sein.

„O Maid, gehört mir, wie du schwörst,
Gehört das Kindlein mein,
So soll mein Land und Leut' und Burg
Dein und des Kindleins sein."

„O Graf, was ist für Lieb' und Treu'
All all dein rotes Gold?
All all dein Land und Leut' und Burg
Ist mir ein schnöder Sold.

Ein Liebesblick aus deinem Aug',
So himmelblau und hold,
Gilt mir, und wär' es noch so viel,
Für all dein rotes Gold.

Ein Liebeskuß von deinem Mund,
So purpurrot und süß,
Gilt mir für Land und Leut' und Burg,
Und wär's ein Paradies." —

„O Maid, früh morgen trab' ich weit
Zu Gast nach Weißenstein,
Und mit mir muß die schönste Maid,
Wohl auf, wohl ab am Rhein." —

„Trabst du zu Gast nach Weißenstein,
So weit schon morgen früh;
So laß, o Graf, mich mit dir gehn.
Es ist mir kleine Müh'.

Bin ich schon nicht die schönste Maid,
Wohl auf, wohl ab am Rhein;
So kleid' ich mich in Bubentracht,
Dein Leibbursch dort zu sein." —

„O Maid, willst du mein Leibbursch sein
Und heißen Er statt Sie;
So kürz' dein seidnes Röcklein dir
Halb zollbreit überm Knie.

So kürz' dein goldnes Härlein dir
Halb zollbreit überm Aug'!
Dann magst du wohl mein Leibbursch sein;
Denn also ist es Brauch." —

Beiher lief sie den ganzen Tag,
Beiher im Sonnenstrahl;
Doch sprach er nie so hold ein Wort:
Nun, Liebchen, reit' einmal!

Sie lief durch Heid- und Pfriemenkraut,
Lief barfuß nebenan;
Doch sprach er nie so hold ein Wort:
O Liebchen, schuh dich an! —

„Gemach, gemach, du trauter Graf!
Was jagst du so geschwind?
Ach, meinen armen, armen Leib
Zersprengt mir sonst dein Kind." —

„Ho, Maid, siehst du das Wasser dort,
Dem Brück' und Steg gebricht?" —
„O Gott, Graf Walter, schone mein!
Denn schwimmen kann ich nicht."

Er kam zum Strand, er setzt' hinein,
Hinein bis an das Kinn. —
„Nun steh' mir Gott im Himmel bei!
Sonst ist dein Kind dahin." —

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
Hält hoch empor ihr Kinn.
Graf Waltern pochte hoch das Herz;
Doch folgt' er seinem Sinn.

Und als er überm Wasser war,
Rief er sie an sein Knie:
„Komm her, o Maid, und sieh, was dort,
Was fern dort funkelt, sieh!

„Siehst du wohl funkeln dort ein Schloß
Im Abendstrahl wie Gold?
Zwölf schöne Jungfraun spielen dort.
Die Schönste ist mir hold.

„Siehst du wohl funkeln dort das Schloß,
Aus weißem Stein erbaut?
Zwölf schöne Jungfraun tanzen dort.
Die Schönst' ist meine Braut." —

„Wohl funkeln seh' ich dort ein Schloß
Im Abendstrahl wie Gold.
Gott segne, Gott behüte dich,
Samt deinem Liebchen hold!

„Wohl funkeln seh' ich dort das Schloß,
Aus weißem Stein erbaut.
Gott segne, Gott behüte dich,
Samt deiner schönen Braut!" —

Sie kamen wohl zum blanken Schloß,
Wie Gold im Abendstrahl,
Zum Schloß, erbaut aus weißem Stein,
Mit stattlichem Portal.

Sie sahn wohl die zwölf Jungfraun schön;
Sie spielten lustig Ball,
Die zwölfmal schöner war als sie,
Zog still ihr Roß zu Stall.

Sie sahn wohl die zwölf Jungfraun schön;
Sie tanzten froh ums Schloß.
Die zwölfmal schöner war als sie,
Zog still zur Weid' ihr Roß.

Des Grafen Schwester wundersvoll,
Gar wundersvoll sprach sie:
„Ha, welch ein Leibbursch! Nein, so schön
War nie ein Leibbursch! Nie!

„Ha, schöner als ein Leibbursch je
Des höchsten Herrn gepflegt!
Nur daß sein Leib, zu voll und rund,
So hoch den Gürtel trägt!

„Mir deucht, wie meiner Mutter Kind,
Lieb' ich ihn zart und rein.
Dürft' ich, so räumt' ich wohl zu Nacht
Gemach und Bett ihm ein." —

„Dem Bürschchen," rief Herr Walter stolz,
„Das lief durch Kot und Moor,
Ziemt nicht der Herrin Schlafgemach,
Ihr Bett nicht von Drapd'or.

„Ein Bürschchen, das den ganzen Tag
Durch Kot lief und durch Moor,
Speist wohl sein Nachtbrot von der Faust,
Und sinkt am Herd aufs Ohr." —

Nach Vespermahl und Gratias
Ging jedermann zur Ruh'.
Da rief Graf Walter: „Hier, mein Bursch!
Was ich dir sag', das tu!

„Hinab, geh flugs hinab zur Stadt,
Geh alle Gassen durch!
Die schönste Maid, die du ersiehst,
Bescheide flugs zur Burg!

„Die schönste Maid, die du ersiehst,
All säuberlich und nett,
Von Fuß zu Haupt, von Haupt zu Fuß,
Die wirb mir für mein Bett!" —

Und flugs ging sie hinab zur Stadt,
Ging alle Gassen durch.
Die schönste Maid, die sie ersah,
Beschied sie flugs zur Burg.

Die schönste Maid, die sie ersah,
All säuberlich und nett,
Von Fuß zu Haupt, von Haupt zu Fuß,
Die warb sie ihm fürs Bett. —

„Nun laß, o Graf, am Bettfuß nur
Mich ruhn bis an den Tag!
Im ganzen Schloß ist sonst kein Platz,
Woselbst ich rasten mag.“ —

Auf seinen Wink am Bettfuß sank
Die schönste Maid dahin,
Und ruhte bis zum Morgengrau
Mit stillem frommem Sinn. —

„Hallo! Hallo! es tönet bald
Des Hirten Dorfschalmei.
Auf, fauler Leibbursch! Gib dem Roß,
Gib Haber ihm und Heu!

„Bursch, goldnen Haber gib dem Roß
Und frisches grünes Heu!
Damit es rasch und wohlgemut
Mich heimzutragen sei.“ —

Sie sank wohl an die Kripp' im Stall;
Ihr Leib war ihr so schwer.
Sie krümmte sich auf rauhem Stroh
Und wimmert', o wie sehr!

Da fuhr die alte Gräfin auf,
Erweckt vom Klageschall:
„Auf, auf, Sohn Walter, auf und sieh!
Was ächzt in deinem Stall?

„In deinem Stalle haust ein Geist
Und stöhnt in Nacht und Wind.
Es stöhnet, als gebäre dort
Ein Weiblein jetzt ihr Kind.“ —

Hui sprang Graf Walter auf und griff
Zum Haken an der Wand,
Und warf um seinen weißen Leib
Das seidne Nachtgewand.

Und als er vor die Stalltür trat,
Lauscht' er gar still davor.
Das Ach und Weh der schönsten Maid
Schlug kläglich an sein Ohr.

Sie sang: „Susu, lullull, mein Kind!
Mich jammert deine Not.
Susu, lullull, susu, lieb lieb!
O weine dich nicht tot!

„Samt deinem Vater schreibe Gott
Dich in sein Segensbuch!
Werd' ihm und dir ein Purpurkleid,
Und mir ein Leichentuch!" —

„O nun, o nun, süß süße Maid,
Süß süße Maid, halt ein!
Mein Busen ist ja nicht von Eis
Und nicht von Marmelstein.

„O nun, o nun, süß süße Maid,
Süß süße Maid, halt ein!
Es soll ja Tauf' und Hochzeit nun
In einer Stunde sein."

Lückenbüßer.

Ein Harfner hatt' ein Harfenspiel
Für seine Hand ersonnen.
Drauf hatt' er süßen Lobes viel
Im Land umher gewonnen.

Keck stahl das Harfenspiel ein Schwarm
Von affengleichen Jüngern,
Und quälte sich, daß Gott erbarm!
Dem Harfner nachzufingern.

Viel Glück, viel Glück zum Ehrenschmaus,
Ihr ruhmbefliss'nen Jünger!
Die Harfe macht's allein nicht aus,
Stehlt ihm auch Hand und Finger!

Drittes Buch.

Vermischte Gedichte.

An Arist.

Wenn der gute Himmel mir
Ewig, ewig doch vergönnte,
Daß ich, braver Mann, mit dir
Meine Tage leben könnte!
Nimmer, nimmer wollt' ich dann
Noch nach andern Freuden jagen.
Ja, fürwahr! ich wollte dran
Kein gemeines Opfer wagen.
Lieb' und Wein wollt' ich entsagen,
Deren doch ein froher Mann
Nicht gar leicht entraten kann.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schön're Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Blühn nirgends mehr.
Welch ein Gefilde,
Zum schönsten Bilde
Für Dietrichs Hand!
Hier Felsenwand,
Dort Ährenfelder
Und Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze ziehn!
An jener Höhe
Die Schäferei,
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei!

So nenn' ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedelei,
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm' und Rebe
Grün überdeckt.

Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,

Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald schüchtern hin;
Läßt bald im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen
Und alle Fischchen
Im Grunde sehn,
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen!
Ihr schneller Lauf
Geht bald hienieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Schön ist die Flur;
Allein Elise
Macht sie mir nur
Zum Paradiese.

Der erste Blick
Des Morgens wecket
Auch unser Glück.
Nur leicht bedecket
Führt sie mich hin,
Wo Florens Beete
Die Königin
Der Morgenröte
Mit Tränen näßt,
Und Perlen blitzen
Von allen Spitzen
Des Grases läßt.
Die Knospe spaltet
Die volle Brust;
Die Blume faltet
Sich auf zur Lust.
Sie blüht und blühet
Doch schöner nicht,
Als das Gesicht
Elisens glühet.

Wann's heißer wird
Geht man selbander
Zu dem Mäander,
Der unten irrt.
Da sinkt zum Bade
Der Schäferin
An das Gestade
Das Röckchen hin.
Soll ich nicht eilen,
Die Lust zu teilen? —
Der Tag ist schwül,
Geheim die Stelle,
Und klar und kühl
Die Badequelle.

Ein leichtes Mahl
Mehrt dann die Zahl
Von unsern Freuden.
In weichem Gras,
An Pappelweiden,
Steht zwischen beiden
Das volle Glas.
Der Trunk erweitert
Nun bald das Herz,
Und Witz erheitert
Den sanften Scherz.
Sie kömmt und winket
Und schenkt mir ein,
Doch lachend trinket
Sie selbst den Wein;
Flieht dann und dünket
Sich gut versteckt;
Doch bald entdeckt,
Muß sie mit Küssen
Den Frevel büßen.

Drauf mischet sie
Die Melodie
Der süßen Kehle
In das Ahi
Der Philomele,
Die so voll Seele
Nie sang wie sie.

So zirkeln immer
Lust und Genuß,

Und Überdruß
Befällt uns nimmer.
O Seligkeit!
Daß doch die Zeit
Dich nie zerstöre!
Mir frisches Blut,
Ihr treuen Mut
Und Reiz gewähre!
Das Glück mag dann
Mit vollen Händen
An jedermann,
Der schleppen kann,
Sich arm verschwenden.
Ich seh' es an,
Entfernt vom Neide
Und stimme dann
Mein Liedchen an
Zum Tanz der Freude:
Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!

Zum Spatz,

der sich auf dem Saale gefangen hatte.

Bons dies, Herr Spatz! Ei, seht doch 'mal!
Willkommen hier auf meinem Saal!
Er ist gefangen, sieht er wohl?
Und stellt' er sich auch noch so toll,
Und flög' er ewig, kreuz und quer,
Nach allen Fenstern hin und her,
Zerbräch' auch Schnabel sich und Kopf,
Er ist gefangen, armer Tropf!
Ich sein Despot, und er mein Sklav'!
Er sei Prinz, Junker oder Graf
Bei seinem Spatzvolk! — Hör' er nun,
Was all' ich mit ihm könnte tun.
Zerzupfen, rupfen, Hals umdrehn —
Da wird nicht Hund noch Hahn nach krähn —
Zerschlagen ihn, mit einem Hieb,
Und das mit Recht, Herr Galgendieb!
Weiß er die Kirschen, die verschmitzt
Er vor dem Maul mir wegstipitzt?
Auch würd' es Fürstenkurzweil sein,
Ließ' ich den Kater Lips herein.
Wenn ich ja übergnädig wär',
So holt' ich eine scharfe Scher'
Und schnitt' ihm ab die Flügelein,
Samt seinem kecken Schwänzelein.
Dann müßt' er unter Bett und Bank
Im Staube flattern lebenslang. —
He! Bürschchen, wie ist ihm zu Sinn? —
Doch, seh' er, daß ein Mensch ich bin!

Ich laſſ' ihn wieder frank und frei.
Doch daß ſtets eingedenk ihm ſei,
Die Freiheit ſei ein goldner Schatz,
So hudelt man ihn erſt, Herr Spatz,
Und ſcheucht ihn hin und her, huſch! huſch!
Nun Fenſter auf! Hinaus zu Buſch!

Hu hu! Deſpotenhudelei!
Gott wahre mich vor Sklaverei!

Mamſell La Regle.

Halb griechiſche, halb auch franzöſiſche Donne,
Iſt Regula die wackerſte Ma Bonne;
Nimmt ſorgſam überall, nimmt Tag und Nacht
Die lieben Kinderchen ganz wohl in acht;
Weiß wohlgewandt zu gängeln, weiß ſpazieren
Den kleinen Trupp vorſichtiglich zu führen;
Und läßt fürwahr die trauten Kindelein
Gefahr und Leid nicht eben leicht bedräun.
Das kleine Volk nicht zu ſkandalifieren,
Mag man ſich gern ein wenig mit genieren.
Oft hat's mich, wann um nichts und wieder nichts
So einer da, unartigen Gezüchts,
Aus Übermut, der Bonne bloß zum Poſſen,
Nicht folgſam war, oft hat's mich bald verdroſſen.
Doch wenn ſie gar zu ſteif, mit Schneckenſchritt,
Durch nackte Gäng' und Saudalleen tritt
Und hin und her hofmeiſtert: „Fein gerade!
Hübſch Füßchen aus- und einwärts hübſch die Wade!
Den Rücken ſchlank! Fein Hals und Kopf empor!
Zurück die Schultern! Bauch ein! Bruſt hervor!"
Und wehren will, zur Linken oder Rechten,
Eins auszutraben, Strauß und Kranz zu flechten,
Das laßt hier ein und aus zum Ohr dort wehn!
Laßt, Brüderchen, die alte Struuſel gehn!
Nur Kinder mag alſo ihr Laufzaum ſchürzen!
Was tut's, ob wir 'mal ſtolpern oder ſtürzen?

Notgedrungene Epiſtel des berühmten Schneiders Johannes Schere an Seinen großgünſtigen Mäcen.

Wie kümmerlich, troß ſeiner Göttlichkeit,
Sich oft Genie hier unterm Monde nähre,
Beweiſen uns die Kepler, die Homere

Und hundert große Geister jeder Zeit
Und jeder Erdenzone weit und breit:
Doch wahrlich nicht zu sonderlicher Ehre
Der undankbaren Menschlichkeit,
Die ihnen späte Dankaltäre
Und Opfer nach dem Tod erst weiht.

Auch mir verlieh, durch Schere, Zwirn und Nadel,
Minerva Kunst und nicht gemeinen Adel.
Allein der Lohn für meine Trefflichkeit
Ist Hungersnot, ein Haderlumpenkleid,
Ist obenein der schwachen Seelen Tadel,
Und dann einmal, nach Ablauf dürrer Zeit,
Des Namens Ruhm und Ewigkeit.

Allein was hilft's, wenn nach dem Tode
Mich Leichenpredigt oder Ode
Den größten aller Schneider nennt,
Und ein vergoldet Marmormonument,
An welchem Schere, Zwirn und Nadel hangen,
Und Fingerhut und Bügeleisen prangen,
Der späten Nachwelt dies bekennt?
Wenn lebend mich mein Zeitgenosse
Zu Stalle, gleich dem edlen Rosse,
Auf Stroh zu schlafen, von sich stößt,
Und nackend gehn und hungern läßt?

Der Stümper, der zu meinen Füßen kreucht,
Beschmitzet zwar mit seines Neides Geifer,
Weil nicht sein Blick an meine Höhe reicht,
Oft meinen Ruhm und schreit: Ich sei ein Säufer;
Sei stets bedacht, mein Gütchen zu vertun,
Und lass' indes die edle Nadel ruhn.
O schnöder Neid! Denn überlegt man's reifer,
Gesetzt den Fall, die Lästerung sei wahr,
So ist dabei doch ausgemacht und klar,
Und es bestätigt dies die Menge der Exempel,
Daß solch ein Zug von je und je im Stempel
Erhabener Genieen war.

Sie binden sich nicht sklavisch an die Regel
Der Lebensart, und fahren auf gut Glück,
So wie der Wind der Laun' in ihre Segel
Just stoßen mag, bald vorwärts bald zurück,

Und lassen das gemeine Volk lavieren.
Sie haben vor den seltnen Wundertieren
Ein Stärkerrecht, daß man sie sorgsam hegt,
Dankbar bekleidet und verpflegt,
Zu hoch und frei, sich selber zu genieren.
Und wenn der Überfluß verkehrter Welt
Oft Affen, Murmeltier' und Raben,
Und Kakadu und Papagei erhält:
So sollten sie den Leckerbissen haben,
Der von des Reichen Tische fällt.
Allein wie karg ist die verkehrte Welt
Für ein Genie mit ihren Gaben!

Willst du davon ein redend Beispiel sehn,
So schau auf mich, großgünstiger Mäcen.
So guck einmal, nebst deinem teuern Weibe,
Auf meinen Rock, durch deines Fensters Scheibe,
Und sieh die Luft in hundert Hadern wehn,
Und meinen Leib dem Winde offen stehn!
Sprich selbst einmal, ist's nicht die größte Schande,
Daß mich, der ich so oft mit seidenem Gewande
Bekleidete des Landes Grazien,
Die Welt nun läßt in Haderlumpen gehn?
Kann dies dich nicht zu mildem Mitleid reizen,
Mit einer Kleinigkeit mir hilfreich beizustehn?
Nein, Menschenfreund, du kannst nicht geizen!
Ich kann getrost auf deine Güte baun.
Mich stärkt von deinen Liebestaten
So manches Beispiel im Vertraun.
Du kannst, du wirst am besten mich beraten.
So borge dann mir, für ein bessres Kleid,
Zu Schutz und Trutz in dieser rauhen Zeit,
Nur einen lumpigen Dukaten!
Mit Dank bin ich ihn jederzeit
Durch künstliche, durch dauerhafte Nahten,
Abzuverdienen gern bereit.

Der Hund aus der Pfennigschenke.

Es ging, was Ernstes zu bestellen,
Ein Wandrer seinen stillen Gang,
Als auf ihn los ein Hund, mit Bellen
Und Rasseln vieler Halsbandschellen,
Aus einer Pfennigschenke sprang.

Er, ohne Stock und Stein zu heben,
Noch sonst sich mit ihm abzugeben,
Hub ruhig weiter Fuß und Stab,
Und Kliffklaff ließ vom Lärmen ab.

Des Wegs kam auch mit Rohr und Degen,
Flink, wohlgemut, keck und verwegen,
Ein Herrchen Krauskopf herspaziert.
Kliffklaff setzt an, und hochtuschiert
Hält von dem Hunde sich das Herrchen.
Und Herrchen Krauskopf ist ein Närrchen;
Fängt mit dem Klaffer Händel an,
Greift fix nach Steinen in die Runde,
Und schleudert, was es schleudern kann,
Und flucht und prügelt nach dem Hunde.

Der Köter knirscht in jeden Stein,
Zerrt bald an meines Herrchens Rocke,
Bald an dem Degen, bald am Stocke,
Beißt endlich gar ihm in das Bein,
Und bellt so wütig, daß mit Haufen
Die Nachbarn alle, groß und klein,
Zu Fenstern und zu Türen laufen.
Die Buben klatschen und juchhein
Und hetzen gar noch obendrein.

Nun fing sich's Herrchen an zu schämen,
Umsonst so sehr sich abzumühn.
Er mußte sachtchen sich bequemen,
Um dem Hallo sich zu entziehn,
Wohl fürbaß seinen Weg zu nehmen
Und einzustecken Hohn und Schmach.
Denn alle Straßenbuben gafften,
Und alle Klaffkonsorten klafften
Noch weit zum Dorf hinaus ihm nach.

Dies Fabelchen führt Gold im Munde:
Weicht aus dem Recensentenhunde.

Göckingk an Bürger.

Verdammte Versemacherei!
Was hast du angerichtet?
Uns unsers Lebens einz'gen Mai
Zum Kuckuck hingedichtet?

Gevatter Bürger! sagt einmal,
Sind wir nicht brave Toren,
Daß wir, durch selbstgemachte Qual,
Den schönen Mai verloren?

Was hat man von dem Dichten? Hum!
Vielleicht das bißchen Ehre:
Gekannt zu sein vom Publikum? —
Ich dachte, was mir wäre!

Mag sein, daß man bei Tafel spricht,
Wann den durchlauchten Bäuchen
Die Zeit lang währt: Ist Bürger nicht
Amtmann zu Altengleichen?

Ein Fräulein tut dir wohl sogar
Die Gnad' und fragt nicht minder:
Trägt denn der Bürger eignes Haar?
Hat er schon Frau und Kinder?

Ein Amtsauditor geht, bepackt
Mit deinem Buch, zu Schönen
Und lieset, daß der Balken knackt
Und alle Fenster dröhnen.

Das hört denn ein Student und schreit:
„Und wohnt' er bei den Sternen!
Ich muß — ist Altengleichen weit? —
Muß Bürgern kennen lernen."

Und eh' Herr Bürger sich's versieht,
Kömmt mein Signor geritten,
Und Bürger, für sein herrlich Lied,
Muß ihn zum Essen bitten.

Da schlingt er nun den Truthahn ein,
Den du mir aufbewahrtest,
Und trinkt, — hol' ihn der Fuchs! — den Wein,
Den du für mich ersparteſt,

Er rühmt dir daß sein gutes Herz,
Will Freundschaft mit dir treiben,
Und droht sogar — o Höllenschmerz! —
Recht oft an dich zu schreiben.

Das macht: Manch ehrliches Journal
Ließ laut dein Lob erschallen;
Allein, wann las denn wohl einmal
Herr Bürger eins von allen?

Und ließ' ich dich in Kupfer, schier
Von Bausen selber, stechen:
Hilft dir es etwas, wenn von dir
Die Leut' ein Weilchen sprechen?

Was hast du von dem allen? Sklav'!
Wenn ich's zusammenpresse,
Was ist es als: Despotenschlaf
Und Inquisiten-Bässe?

Hör' auf! Ich gab mein Herz dir hin,
Eh' du ein Blatt geschrieben;
Hör' auf! Und die Frau Amtmannin
Wird dich noch lieber lieben.

Hör' auf! Als Dichter kennt man dich,
Als Mensch lebst du verborgen;
Kein Christenkind bekümmert sich
Um alle deine Sorgen.

Ja! solltest du auch den Homer
In Jamben übersetzen,
Drob werden dich kein Haarbreit mehr
Die Herrn Minister schätzen.

Du würdest dennoch nach wie vor
Amtmann zu Gleichen bleiben;
Drum, trauter Bürger, sei kein Tor,
Und trinke, statt zu schreiben.

An Göckingk.

Nun, nun! Verschütt' Er nur nicht gar
Das Kindlein samt dem Bade!
Das arme Kindlein das! Fürwahr!
Es wär' ja jammerschade.

Denn, sieht Er, trotz der Plackerei,
Beim Zeugen und Gebären,
Mag doch die edle Reimerei
Auch viel Profit bescheren.

Trotz Sing und Sang von Cypripor,
Apoll, Achill und Hektor,
Bleibt man zwar Amtmann, nach wie vor,
Auch — Herr Kanzleidirektor.

Denn leichter wird Vokation
Zu Pension und Pfründen
Die kahlste Dissertation,
Als Iliaden finden.

Ach, mästet man sich eben nicht
Von Mäcenaten-Gnade;
Trägt Abcbuchs-Angesicht
Und Schlotterbauch und Wade.

Die Herren von der Klerisei
Und aus dem edlen Rate
Verschmelzen mehr in Supp' und Brei
Und prunken baß im Staate.

Doch neid' ich nicht das Bonzenheer
Um seine dicken Köpfe.
Die meisten sind ja hohl und leer,
Wie ihre Kirchturmknöpfe.

Doch — Spaß bei Seite! — Hör' Er an,
Falls Ihm mein Ernst beliebig!
Ist denn nicht auch für ihren Mann
Poeterei ergiebig?

Bedenk' Er nur, wie schön das ist!
Verleger, wohlgezogen,
Bezahlen oft, zu dieser Frist,
Mit Louisdor den Bogen.

Wächst nun im zehnten sauern Jahr
Zehn Bogen stark sein Bändchen,
So schnappt er ja an Trankgeld bar
Zehn Blinde, ohne Ründchen.

Das heißt doch nicht für Katzendreck
Sich müd' und lahm kasteien.
Soll denn so viel gebratner Speck
Umsonst ins Maul ihm schneien?

Herr Ugolino muß doch auch,
Nebst Weib und Kind und Gästen,
Nach altem hergebrachtem Brauch
Von unserm Hirn sich mästen.

Steht der gelahrte Fakultist
Dagegen doch viel kahler.
Dem setzt es kaum, wenn's köstlich ist,
Zwei Gulden oder Taler.

Drob ärgern sich nun freilich baß
Die Herren Fakultisten,
Und sticheln ihm ohn' Unterlaß
Brav auf die Belletristen.

Manch Herr Professor kriegte schon
Vor Kummer graue Haare,
Daß mehr jetzt gilt ein Agathon
Als Fakultätenware.

Der Ruhm hat freilich große Last
In diesem Jammerleben,
Wie du davon zum Sprechen hast
Ein Konterfei gegeben.

Doch nach dem Tode geht's erst an!
Denn auch bei den Tonguesen,
Nach tausend Jahren, ehret man,
So Gott will! unsre Musen.

Dort illustriert man fein aus uns
Antiquitätenlisten.
Uns liest manch hochberühmter Duns
Gelahrter Humanisten;

Die jetzt aus ihrem Bücherschrein
Verächtlich uns verschieben,
Weil wir nicht griechisch und Latein
Und nicht arabisch schrieben.

Dort preist man unsre Opera
Durch Kommentationen,
Inaugural-Programmata
Und Dissertationen.

Schon hör' ich Krittler-Mordgeschrei
In meinem stillen Grabe:
Wer die Lenore doch wohl sei?
Ob sie gelebet habe?

Man bringt, bald chrestomathice
Uns winzig klein in nucem,
Bald kommentiert cum Indice
In Folio ad lucem.

Wie schön, wenn Knaben, jung und alt,
In jenen goldnen Tagen
Zur Schul', in Riemen eingeschnallt,
Mich alten Knaster tragen!

Aus mir Vokabeln wohlgemut
Und Phrases memorieren,
Um mich so recht in Saft und Blut,
Vt ajunt, zu vertieren? —

Und geht's nicht mit der Lektion
Und mit dem Exponieren,
Dann wird's gar schlecht im Hause stohn. —
Der Junker muß karieren! —

Sieh, was die Reimerei beschert,
Die du vermaledeiet!
Das ist doch wohl der Federn wert,
Die man darum zerkäuet? —

Nur eine Angst vergällt den Ruhm,
Den ich mir phantasiere,
Daß einst nicht, wie Horatium,
Mich Hans und Kunz vertiere.

An Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Δαιμονιε.

Fritz, Fritz! Bei den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —
Sieh, angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen, schreitest du
Zu Trutz, mit Wehr und Waffen, in mein Feld;
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mich hin.
Ha! Schauerte nun auch die Menschlichkeit,

Wie Hektorn vor dem Ajax und Achill,
Vor dir mich an, hüb' ich ihn doch empor.
Bei Gott! Bei Gott! Du Trotziger, ich muß! —
So gelt' es dann! Sieg gelt' es oder Tod! —
Denn wisse! Keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus' goldnes Schwert ein Halmenspiel;
Des Fernhintreffers Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll —
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn? —
Es gelte, Fritz! Sieg gelt' es oder Tod!
Du! Huldigt dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden Geist
Auch über meinem Haupt? Ich rang mit ihm,
Wie Herkuls Kraft mit Anteus' Zauber rang.
Bezwang ich ihn nicht oben in der Luft? —
Ich komm', ich komme dir! Denn ehren mag
Ein solcher Widersacher das Gefecht.
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rat
Der Himmelsherrscher dir auch untertan;
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand
Als deiner sterben, edler, starker Held!
Auf, rüste dich! Sieg gilt es oder Tod!

Antwort an Gottfried August Bürger.

Η μεν εμαρνασθην εριδος περι θυμοβοροιο
Η δ αυτ εν φιλοτητι διετμαγεν αρθμησαντε.
Diese Helden kämpften aus heißer Begierde des Ruhmes,
Und dann schieden sie wieder mit Freundschaft auseinander.
Homer. Ilias 7.

Fried' und Freude dem Sänger zuvor, und traulichen Handschlag!
Sieh, ich habe dein Zürnen vernommen am fernen Gestade,
Hörte den Flügelschlag deines Gesangs; melodische Stürme
Deiner Leier erhuben ihn hoch; ein Riesenadler
Steht er vor mir, mit dräuender Klaue, mit rüstigem Fittich;
Und schon zürnt' ich entgegen. Da faßte mich Pallas Athänä
Bei den goldnen Locken; ich wandte mich sträubend; mein Auge

Staunte zurück, vom Blitze der göttlichen Augen getroffen.
Sieh, ich bebte nicht dir; ich bebte der furchtbaren Göttin.
Sie verschwand; da war mir, als atmet' ich liebliche Düfte,
Läg' am blumigen Hange des Helikon, unter der Kühlung
Wehender Schatten, an Aganippens Silbergesäusel.
Nun erwacht' ich, und zürnte nun wieder, und griff zu der Leier.
Aber es hatte die jüngste der Musen die Leier umstimmet,
Daß sie nicht tönte, wie sonst, wie Donner, wie Stimmen der Meere,
Sondern wie Lispel des schwankenden Schilfes, wie zärtliche Klagen
Junger Nachtigallen auf blühenden Zweigen der Myrten.
Und mir kehrte die Weisheit zurück; sie pflückte den Ölzweig,
Den ich dir reiche; sie redet durch mich; vernimm und sei weise!

Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend, doch rauschet der Lorbeer
Über den Locken; es kühlt die Palme den Schweiß an der Stirne.
Früh betraten wir beide den Pfad des ewigen Ruhmes,
Früh erreichten wir beide das Ziel. Auf trotzenden Felsen
Stehn wir, und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.
Hier besuchen uns oft Kronions liebliche Töchter,
Lehren uns oft die eigne Leier beseelen, und bringen
Oft herab vom Olymp die Harfe des Mäoniden.
Laß uns beide das heilige Lied des göttlichen Greisen
Unserm Volke singen; wir loben den Göttlichen beide!

Freund, gehabe dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Roß' am flammenden Wagen:
Siehe, mir winket die Muse; ich folge der winkenden Göttin!

Prolog zu Sprickmanns Eulalia auf einem Privattheater.

Darf, Edle, die ihr hier versammelt seid,
Darf auch des Schauspiels Muse den Kristall,
Worin sie alles, was vom Anbeginn
Der Erde unter Sonn' und Mond geschah,
Lebendig darstellt, darf die Muse wohl
Den Zauberspiegel, düstrer Scenen voll,
Euch vor das Antlitz halten, daß vor Schreck
Die Knie euch wanken, daß von bitterm Schmerz
Die Busen schwellen und von Tränen euch
Die Augen übergehn? — Ergötzet ihr
Nicht lieber euch am lächerlichen Tand
Der Torheit? Oder an dem heitern Glück,
Womit am Schluß des drolligen Romans
Die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt? —

Vielleicht! — Vielleicht behägt' es euch auch wohl,
Ein schönes, keusches, liebetreues Weib,
Umlagert von der schnöden Wollust Brut,
In einen sauern Kampf verstrickt zu sehn.
Ihr nähmet teil an ihrer Angst und Not;
Ihr zittertet und weintet bald mit ihr;
Bald zöget ihr, mit raschem Odemzug,
Den Mut zu überwinden mit ihr ein.
Doch müßt' auch dann am Ende Heil und Sieg
Die Brut zerschmettern, und den Kranz,
Den schönen Kranz um ihre Scheitel ziehn,
Woran ihr Recht bewährte Tugend hat;
Doch müßt' auch dann des Friedens sanfte Ruh'
Die Wunden heilen, die der Kampf ihr schlug;
Und nicht das arme, keusche, treue Weib
Ihr Heil, — o Gott, ihr eines letztes Heil! —
Gezwungen sein zu suchen — in der Gruft! —

Wohl ist's ein edles herrliches Gefühl,
Das solche Wünsch' in euern Herzen zeugt.
Allein auf Erden kämpft nicht immerdar
Die Tugend, wie der Edle wünscht. Ach! oft
Ist nichts Geringers als das Leben selbst
Das Lösegeld für den erhabnen Sieg.
Der Lorbeerzweig, nach dem sie blutend rang,
Flicht sich zur Totenkron' auf ihren Sarg. —

Doch dann auch mag's euch frommen, diesen Kampf,
Den blutigen, den Todeskampf zu sehn;
Zu sehen, wie von allen Seiten her
Die Büberei mit Netzen sie umstellt;
Zu sehn, wie nirgends eine Freistatt ihr,
Als unter ihr das Grab nur, offen steht;
Und ach! zu sehn, wie sie hinunterstürzt
Und ihre Himmelsperle mit sich nimmt. —
Mag das Entsetzen doch euch dann beim Haar
Ergreifen und zerschütteln! Mag doch Schmerz
Durch eure Busen fahren, wie ein Schwert!
Und mögen eure Augen doch in Flut,
In heißer Tränenflut des Mitleids glühn! —
Wird's euch doch frommen zur Bewunderung,
Zu hoher heiliger Bewunderung
Der Heldin, welche Blut für Tugend gab.

Gedeihn wird's euch vielleicht zu gleichem Mut;
Zu Zorn und Abscheu gegen Bubenstück
Und Tyrannei. Zur Weisheit muß es euch
Gedeihen, daß der Tugend Kranz nicht stets
Auf Erden blüht. Zur Warnung, daß ihr nie
Euch gegen den empören sollt, der tief
In des geheimen Heiligtumes Nacht
Die richterliche Wage hält, und oft
Der Tugend Schmerz, und oft dem Laster Lust,
Zwar unbegreiflich, aber doch gerecht
Und weise, in den Schoß herunter wägt.

Der kluge Held.

Tags vor der Schlacht gerät ein junger Held
In allerlei bedenkliche Bewegung;
Nimmt dies und das in ernste Überlegung
Und bringt heraus: Dein bißchen Löhnungsgeld
Und Lumpenruhm, mein guter König,
Reizt wahrlich unsereinen wenig,
Daß er dafür im Mordgemetzel fällt! —
Als er kaum fertig ist mit Grübeln,
Läuft er zum Chef: „Sie werden's nicht verübeln,
Daß ich, zu meinem bittersten Verdruß.
Gerade jetzt um Urlaub bitten muß.
Denn ach! mein Vater liegt an Todesenden nieder,
So schreibt man mir; ich seh' ihn sonst nicht wieder;
Und ihn verlangt nach mir und meinem letzten Gruß;
O gönnen Sie mir seinen Abschiedskuß!" —

„Sehr wohl!" versetzt der Chef, und lächelt vor sich nieder;
„Reis' hurtig ab, mein Sohn! Denn nach der Bibel muß
Dein Vater nach Gebühr von dir geehret werden,
Auf daß dir's wohlergeh' und du lang' lebst auf Erden."

Der arme Dichter.

Ein Dichter, rund und feist bei Leibe,
Mit einem Antlitz, lang wie breit,
Und glänzend wie des Vollmonds Scheibe,
Sprach einst von seiner Dürftigkeit,
Und schimpfte brav auf teure Zeit.

„Das tun Sie bloß zum Zeitvertreibe,"
Rief einer aus der Kompagnie;
„Denn dies Gedeihn an Ihrem werten Leibe,
Und Ihr Gesicht, die schöne Vollmondsscheibe,
Herr Kläger, zeugen wider Sie!" —

„Das hat sich wohl!" seufzt der Poet geduldig.
„Doch, Gott gesegn' ihn! meinen Bauch —
Sanft strich er ihn — und diesen Vollmond auch
Bin ich dem Speisewirt noch schuldig."

Prometheus.

Prometheus hatte kaum herab in Erdennacht
Den Quell des Lichts, der Wärm' und alles Lebens,
Das Feuer, vom Olymp gebracht;
Sieh, da verbrannte sich — denn Warnen war vergebens —
Manch dummes Jüngelchen die Faust aus Unbedacht.
Mein Gott! Was für Geschrei erhuben
Nicht da so manches dummen Buben
Erzdummer Papa,
Erzdumme Mama,
Erzdumme Leibs- und Seelenamme!
Welch Gänsegeschnatter die Klerisei,
Welch Truthahnsgekoller die Polizei! —

Ist's weise, daß man dich verdamme,
Gebenedeite Gottesflamme,
Allfreie Denk- und Druckerei?

Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur darnach!" — „An welchem Platz?" —
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!" — O weh! da starb der Mann.

Kaum war der Alte beigeschafft,
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb,

Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Sie gruben nun jahrein, jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus.

Die beiden Maler.

Zum Zeuxis prahlt' einst Agatharch, ein kleiner,
Fixfingriger, behender Pinselmann:
„So schnell, wie ich, malt wohl so leicht nicht einer!" —
„Und ich," hub Zeuxis ruhig an,
„Ich rühme mich, daß ich so langsam malen kann!" —
Den Fingerfix nennt jetzt fast keiner;
Den Zeuxis noch fast jedermann.

Der Maulwurf und der Gärtner.

Ein Maulwurf verwüstete die schön geebneten Blumenfelder durch seinen Aufwurf, stürzte die Gewächse und entblößte ihre Wurzeln, daß sie an der Sonne verwelkten.

Voll Ingrimms erblickte das der Gärtner und stellte sich mit erhobenem Spaten auf die Lauer. Risch stach er zu, als jener eben sich regte, und hob ihn heraus aufs Harte. „Nun sollst du mir auch des Todes sterben, Gartenverwüster!"

„Gnade!" flehte der Maulwurf, „da ich dir doch sonst nicht unnütz bin. Ich vertilge die Regenmaden und manches Ungeziefer, das deine Pflanzungen verwüstet."

„Hole dich der Henker," versetzte der Gärtner, „wenn du Tugend mit Untugend aufwiegst!" und schlug ihn ohne weitern Prozeß tot.

Aufgegebene Liebeserklärung an Sophien, nach vorgeschriebenen Endreimen, am 21. Nov. 1784.

Am Herzen, wie am Geist, längst dumpf und stumpf wie — Blei,
Wähnt' ich — ein schlechtes Ziel! — vor Amors Pfeil mich — frei.

Bekannt mit meinem Wert, an Leib und Seele — Fratze,
Frißt, dacht' ich, wie ich bin, mich weder Hund noch — Katze.
Ich würgt' an Vers und Reim, als steckt' im Hals ein — Pflock,
Und langsam schlich mein Witz, wie Aarons Sünden- — Bock.
Da, Fiekchen, tratst du auf, an Kraft ein Lebens- — Engel,
Bewegtest zum Bimbam der Zunge trägen — Schwengel.
Nun, deucht mir, komm' ich fast von neuem in den — Schuß.
Ganz fraß vielleicht der Wurm mich nicht zur tauben — Nuß.
Ha! tränktest du mich nun mit deiner Liebe — Sprudel,
So lernt' ich dein Apport noch wie der jüngste — Pudel.
Dir spräng' ich übern Stock und tanzt' im bunten — Frack,
Als Äffchen oder Bär, zum poln'schen Dudel- — Sack.

Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte.

Göttingen am 22. Nov. 1784. Morgens um 9 Uhr.

Frisch, Bürger, frisch zusammen dich genommen,
Und rüstig vorwärts stets von hier
Im Ozean der Zeiten fortgeschwommen! —
Sie ist nicht fort, das glaube mir! —
Steh nicht so düster, so beklommen,
Nicht so an Hoffnung, Mut und Lebenskraft verglommen!
Sie wird gewiß noch irgendwo zu dir,
Du wirst gewiß noch irgendwo zu ihr,
Auf einem Freudenfest der Edlen und der Frommen,
Wer weiß an welcher Quelle, kommen.
Im Engelston gebot sie dir:
„Steh nicht so düster, so beklommen!" —
Sie ist nicht fort, das glaube mir!
Denn — Abschied hat sie nicht genommen.

Schnick und Schnack.

Verbreite du vor Hack und Mack
Den Duft der besten Taten!
Kaum wird Frau Schnick und kaum Herr Schnack
Ihn merken und verraten.

Mach' aber einen schwachen Streich —
Wer kann dem immer wehren? —
Ganz heimlich! — O so wirst du gleich
Dein blaues Wunder hören!

Umsonst, umsonst bemühst du dich,
Ihn halb nur zu verstecken.
Vom Liebesmantel findet sich
Kein Läppchen, ihn zu decken.

Begingst du ihn im Keller gleich,
Tief in der Nacht der Erde:
Hervor muß er, der matte Streich,
Daß er beschnickschnackt werde!

Du fragst umsonst: Wie hat das Pack
Das bißchen Streich erfahren? —
Auch Klag' und Fluch auf Schnick und Schnack
Kannst du gemächlich sparen.

Sie borgen dann die List vom Fuchs,
Vom Spürhund ihre Nasen,
Die gluhen Augen von dem Luchs,
Die Ohren von dem Hasen.

Und spüren und verschonen nie,
Nicht Bruder, Schwester, Base.
Wie Galgenraben schwärmen sie
Am liebsten nach dem Aase.

Keine Witwe!

Es will mir nicht und will nicht ein,
Mir eine Witwe anzufrein.
Ich könnt' es nimmermehr verdauen,
Den ganzen Tag, jahraus, jahrein,
Das Lob des Seligen zu kauen.
Zur Sicherheit vor solcher Qual
Schritt' ich zu keiner Witwenwahl,
Wo nicht vor allen andern Dingen
Der selige Herr Ehgemahl
Am hohen lichten Galgen hingen.

Prognostikon.

Vor Feuersglut, vor Wassersnot
Mag sicher fort der Erdball rücken.
Wenn noch ein Untergang ihm droht,
So wird er in Papier ersticken.

Auf einen literarischen Händelsucher.

Ich? Gegen ihn vom Leder ziehn? —
Dabei gewönn' er; ich verlöre!
Denn meine Fuchtel adelt' ihn,
Sie aber käm' um ihre Ehre.

Gänsegeschrei und Gänsekiele.

Ihr dummer Kikak rettet' einst
Roms Kapitolium;
Doch ihre Kiele stürzen nun
Die sieben Hügel um.

Verwunderung über die allezeit Fertigen.

Mein Gott! Wie macht's wohl mancher Mann,
Der jeden Quark beversein kann,
So viel Gedanken aufzujagen? —
Gedanken? — Worte wollt' ich sagen.

An Stentor unter der Predigt.

Freund, deine Predigt gleicht dem Heerposaunenschalle,
Dem Jericho erlag, durch ihren Wunderlaut.
Denn bald zerreißt von ihrem Donnerhalle —
O Gotteskraft! — des Ohres Trommelhaut.
Doch, soll das End' auch noch des Hörers Beifall lohnen,
So mußt du seiner Ohren schonen.

Herr von Gänsewitz zum Kammerdiener.

Befehlt doch draußen, still zu bleiben!
Ich muß itzt meinen Namen schreiben.

Ein Casus Anatomicus.

Der Kaufmann Harpax starb; sein Leichnam ward sezieret;
Und als man überall dem Übel nachgespüret,
So kam man auch aufs Herz, und sieh! er hatte keins:
Da, wo sonst dieses schlägt, fand man das Einmaleins.

Der Edelmann und der Bauer.

„Das schwör' ich dir, bei meinem hohen Namen,
Mein guter Claus, ich bin aus altem Samen!"

„Das ist nicht gut," erwidert Claus,
„Oft artet alter Samen aus."

An die blinde Virtuosin Mademoiselle Paradies.

Dein Schicksal werde nicht gescholten!
Zwar raubt's dir Phöbus' goldnen Strahl:
Doch hat dir diesen tausendmal
Sein goldnes Saitenspiel vergolten.

An die Nymphe zu Meinberg.

Preis, Nymphe, dir! Dein Kraftquell sieget oft,
Wann Außenglut den derben Bau umlodert.
Doch tröste Gott den Hausherrn, der noch hofft,
Sobald der Kern in Schwell' und Ständer modert.

Der dunkle Dichter.

Sankt Lykophron baut Schöppenstädts Palast,
Doch keine Fenster drein.
Abhelflich trägt das Licht sein Scholiast
Im Sack hinein.

Einladung.

Seid doch einmal mein Gast, Herr Plitt!
Schon bitt' ich Euch zu hundert Malen.
Bringt Ihr etwa eu'r Essen mit,
So sollt Ihr nur den Wein bezahlen.

Kritik betreffend.

Verdammt er mein Gedicht mit Recht,
So hilft wahrhaftig kein Vertreten;
Doch urtelt Meister Krittler schlecht,
So ist's wahrhaftig nicht von nöten;
Drum würd' ich nie, schlecht oder recht,
Eins vor dem Kritiker vertreten.

Trost.

Wann dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

An die Splitterrichter.

Das freut mich doch, ihr Herren Falken,
Die ihr, Gott weiß warum? erbost,
So gern auf meine Fehler stoßt,
Daß ihr nichts mehr erstoßt, ihr Falken,
Als Splitter nur von euern Balken.

An einen Sittenkrittler.

Kein Herz gibt dir mehr Stoff zum Sprechen,
Keins zu Kritiken mehr, als meins.
Gern wollt' ich mich an deinem rächen,
O Krittler, hättest du nur eins.

Vollkommener Ernst.

Sprich, junger Freund, o sprich, was dich bewegt,
Nach schnödem Dichterruhm dich atemlos zu laufen?
Ha, diesen Dorn, den ach! mein Wohlsein in sich trägt,
Den Satansengel, der mein Glück mit Fäusten schlägt,
Wollt' ich, — o könnt' ich nur! — spottwohlfeil dir verkaufen.

Als das Obige für Versündigung erklärt wurde.

Ich schelte nicht die edle Gabe,
Die ich von Gott empfangen habe.
Die Gabe hat mir Heil gewährt,
Allein ihr Ruhm oft Fluch beschert.

Bettelstolz.

Es gibt der bettelstolzen Hachen,
Die mehr aus ärmlicher Kathedertheorei
Als aus Homers Gesang, Amphions Melodei,
Und jedem Götterwerk der Muse selber machen.
Sprich, Menschensinn, und sag es laut den Hachen,
Daß diesem Wahnsinn ganz der Wahnsinn ähnlich sei:
Aus dem Kompendio der Anthropologei,
Das ein Professor schreibt, für seine Klerisei,
Mehr als aus Gottes Werk, dem Menschen selbst, zu machen.

Mannstrotz.

So lang' ein edler Biedermann
Mit einem Glied sein Brot verdienen kann,
So lange schäm' er sich nach Gnadenbrot zu lungern!
Doch tut ihm endlich keins mehr gut:
So hab' er Stolz genug und Mut,
Sich aus der Welt hinaus zu hungern.

Mittel gegen den Hochmut der Großen.

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Advokatenprahlerei.

Raps fragt, Triumph im Angesicht:
Wer hat an Händeln mehr gewonnen
Als ich, vor Stadt- und Landgericht?
Ganz recht! Genug hat er gewonnen:
Denn sein Klient gewann es nicht.

Aruspex und Professor.

Wie ein Aruspex dem Kollegen
Ohn' aufzulachen, einst entgegen
Mit Ernst zu treten fähig war,
Schien, Tullius, dir wunderbar.
Ein größres Wunder fast wär's unter uns zu nennen,
Wie's manche Professoren können.

Auf das Adeln der Gelehrten.

Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen.
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen.

Gute Werke.

An Glauben und Vertraun, mein guter Musensohn,
Scheint's dir wohl nicht zu fehlen, wie ich merke:
Doch wisse du, Apolls Religion
Schenkt dir die Glaubenspflicht und dringt auf gute Werke.

Bullius.

Was zwischen manchem wilden Haufen
Sich Bullius, der Aldermann,
An Hörnern endlich abgelaufen,
Das läuft sein Weib ihm wieder an.

Liebesschwur.

Flox zu den Füßen seiner Schönen
Schwört mit Verzuckungen und Tränen:
Aus Liebe sei er jederzeit
Mit Leib und Leben ihr bereit!
Nur kann er, trotz dem Wunsch der Schönen,
Des Schnupftabaks sich nicht entwöhnen.

Frage.

Wie? Sollt' es denn nicht besser lassen,
Ein schönes Bild im Musenhain,
Als Pfahl nur oder Pflasterstein,
Kaum gut genug für Zäun' und Gassen,
In dieser besten Welt zu sein?

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Bürgers
sämtliche Werke

in vier Bänden.

Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit vier Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe.

Zweiter Band.

Nachlese der Gedichte. Münchhausen.

Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Inhalt des zweiten Bandes.

(Die Ziffer hinter dem Titel bezeichnet das Jahr der Entstehung, sofern sich dasselbe mit einiger Bestimmtheit ermitteln ließ; die eingeklammerte Ziffer das Jahr des ersten Druckes. Die nicht von Bürger herrührenden Gedichte sind durch * kenntlich gemacht.)

Nachlese der Gedichte.

Seite

I. Lyrische und episch-lyrische Gedichte.

Lais und Demosthenes (1768) . . 5
An die Leier 1766 (1797) 7
Trinklied 1768 (1894) 8
Mein Amor 176 . . (1800) . . . 9
An Amalchen 1769 (1798) . . . 9
An M. W., als sie mir einen Kuß versagte 1771 (1797) 10
Minnelied 1774 (1812) 11
Fragment 1778 (1778) 12
Ines von Kastro 1778 (1784) . . 12
Der Hechelträger 1778 (1874) . . 12
Die Hexe, die ich meine 1778 (1779) 13
Klage um Karthon 1779 (1798) . 15
Neuseeländ. Schlachtlied 1781 (1782) 15
Hebe hochdas Haupt empor178..(1874) 16
Oster-Kantate 1789 (1878) . . . 17
Der Einsiedler 1789 (1878) . . . 19
Zu spät 1789 (1878) 20
Himmelklare, kühle Labefluten 1789 (1878) 20
Der Entfernten I. und II. 1789 (1790) 21
Hummellied (1790) 22
Gebet der Weihe 1790 (1790) . . 22
Veit Ehrenwort (1791) 23
Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier 1792 (1793) 25
Die Tode 1792 (1793) 26
Die Erscheinung 1792 (1793). . . 27
An das Herz 1792 (1793). . . . 27
D. wohlgesinnte Liebhaber1792(1793) 28
Sinnenliebe 1792 (1793) 29
Die Bitte 1792 (1793) 30
Lied 1792 (1793). 30
Fortunas Tempel 1792 (1878) . . 31
Schön, wie der Apfelbaum im Mai 1792 (1878) 31
Das Herz 1793 (1873) 32
Für wen, du gutes deutsches Volk 1793 (1875) 33
Resignation 1793 (1812) 33
Sinnesänderung (1794) 34
Feldjägerlied 1794 (1795). . . . 35

II. Gelegenheitsgedichte.

Ein Romanzchen 1771 (1799) . . 37
Wechselgesang 1771 (1889) . . . 38

Seite

Zum Geburtstage des Amtmanns Leonhart 1774 (1874) . . . 40
Zum Geburtstage 1777 (1778) . . 40
Nachruf an Friederiken 1782 (1783) 41
Abfertigung an m. Frau ꝛc. 1782(1856) 41
An Ihre kgl. Hoheiten, die Prinzen Ernst August, Aug. Friedrich u. Ad. Friedr. v. England 1786(1787) 43
Ode an Seine kgl. Hoheit, Friedrich, Herzog von York ꝛc. 1786 (1786) 43
Hört Enkel, hört, unglaubliches Bemühn! 1787 (1878) 44
An Demoiselle Wagemann 1788 (1878) 46
Zum 15. März 1789. 1789 (1878) 47
An den Apollo 1789 (1790) . . . 48
Impromptu 1789 (1812) 50
*An den Dichter Bürger 1789 (1789) 51
An . . Y . . 1789 (1791) 52
An Elise 1790 (1802) 53
Rätsel 1790 (1802) 53
An . . Y . . über die Umarbeitung d. voransteh. Liedes 1790 (1791) 53
*Die Warnung an Bürger 1790(1791) 54
Antwort an Frau Menschenschreck 1790 (1791) 55
An Freiherrn von Münchhausen 1790 (1826) 56
Zu Julchens Geburtstag 1790 (1878) 56
Totenopfer d. Manen J. D. Michaelis' dargebracht ꝛc. 1791. (1792) . 57
Prolog bei Eröffnung eines kleinen gesellschaftl. Theaters 1791(1797) 58
Rommels Antwort an die Sanfte 1794 (1800) 59

III. Vermischte Gedichte. Sprüche und Epigramme.

Penelope (1773) 60
An Klopstock, den Dichter, u. Lessing, den Kunstrichter ca. 1774 (1797) 60
An den Klaatrigen 1778 (1779) . . 60
Der Pfiff 1779 (1780) 60
Gespräch beim Ball 1779 (1780) . 61
Bav 177 . . (1874) 61
*An H. Amtmann Bürger 177..(1841) 61
Antwort an A. G. Kästner 177..(1841) 61
Woher ich auf andre Gedanken komme 1782 (1783) . . . 62

	Seite
Heilige Versicherung 1782 (1783)	62
Hans Grobian von Dumbart 1782 (1783)	62
Auf einen Erzkujon 1783 (1784)	63
Bekenntnis (1787)	63
Adler und Lork 1786 (1787)	64
Stumpf 1786 (1787)	64
Die Antiquare (1788)	64
Hum! (1788)	64
Gedanke an der Marschallstafel 1787 (1788)	65
Fürbitte eines ans peinliche Kreuz d. Verlegenh. genag. Herausgebers e. Musenalmanachs (1789)	65
Epigramm gegen Goethe 1789 (1797)	65
An Madame B. geb. M. 1789 (1790)	65
Was frag' ich wohl ohn' Unterlaß 1789 (1878)	66
Der Esel und die Nachtigallen (1790)	66
Das Wappen (1790)	66
Impromptu 1790 (1878)	66
Schmähsucht hat den Meucheldolch gezogen 1790 (1878)	67
Fragment 1790 (1878)	67
Die Aspiranten und der Dichter (1791)	67
Franken und Franzosen 1791 (1875)	67
Reiz und Schönheit 1792 (1793)	68
Unmut 1792 (1793)	68
Das Magnetengebirge 1792 (1793)	68
Vorschlag zur Güte 1792 (1793)	68
Kampfgesetz 1792 (1793)	68
Auf einen gewissen, nicht leicht zu Ertetenden 1792 (1793)	69
*Ersatz 1792 (1793)	69
Einfall beim ob. Ersatze 1792 (1793)	69
An Herrn Schuft 1792 (1793)	69
Karl der Große als Dichter 1792 (1793)	69
Auf einen Zeitschriftsteller 2c. 1792 (1793)	70
Fragment eines 13. kleinen Propheten 2c. 1792 (1793)	71
Die Brüderschaft 1792 (1793)	71
Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Gedichten 2c. 1792 (1793)	72
Der Vogel Urselbst 1792 (1793)	72
Über Antikritiken 1792 (1793)	77
Unterschied 1792 (1793)	77
Über die Dichterregel: Non satis est etc. 1792 (1793)	78
Rime et raison 1792 (1793)	78
Der Scherzer 1792 (1793)	78
Heute mir, morgen dir 1792 (1793)	78
Ein kleiner Schlag ins Auge 1792 (1793)	79
An Fulvia 1792 (1793)	79
Der Freiheit 1792 (1875)	79
Uns, die wir nicht wie ihr 1792 (1875)	79
Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts 1792 (1875)	80
Der empfindsame Ehemann 1792 (1801)	80
Unter zwei Übeln lieber das kleinste 1793 (1794)	80
Unterschied (1794)	80
Problem (1794)	80
Freiheit (1794)	81
Entsagung der Politik (1794)	81
Entschuldigung (1794)	81
Zum bösen Spiel gewisser Kraten 1793 (1875)	81
Meisterkatechismus 1793 (1798)	82
Verständigung 1793 (1794)	82
Abschied auf ewig 2c. 1793 (1794)	82
Friedrich (1817)	82
Amor und Hymen (1817)	83
Das Lockengeschenk (1.) (1800)	83
Das Lockengeschenk (2.) (1801)	83
Drei Übersetzungen der Verse Ovids: „Si nisi quae etc. (1798)	83
Rätsel 1793 (1799)	84
Einmal meines Lebens Rest zu segnen 1793 (1878)	84
Mittel wider die Agrypnie 1794 (1795)	84
An N. 1794 (1795)	84
Trost eines Betrogenen 1794 (1795)	84

IV. Übersetzungen und Bearbeitungen.

Aus Rollenhagens Froschmeuseler 1781 (1816)	85
Bellin. 1. Gesang 1789 (1791)	87
Heloise an Abelard 1791/92 (1793)	92
Die Königin von Golkonde 1793 (1794)	108

Anmerkungen zu den Gedichten.

Zum ersten Bande	128
Zum zweiten Bande	130

Register zu den Gedichten.

I. Verzeichnis der Überschriften	136
II. Verzeichnis der Anfangsworte	139

Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegt. Aus d. Engl. 143

Inhalt zum Münchhausen 213

Nachlese der Gedichte.

I.

Lyrische und Episch-lyrische Gedichte.

Lais und Demosthenes.

Eine Erzählung.

Es blühte zu Korinth, in dieser reichen Stadt,
Wo Kunst und goldne Pracht mit stolzen Mienen thronten,
Wo Wollust, Freud' und Scherz mit ihrer Cypris wohnten,
Ein Mägdchen — — — ach! so schön, daß keine lose Tat
Mit einer holderen je Zeus vollführet hat,
(Zeus, der doch um gemeine Schönen
Von seiner Juno sich doch schwerlich konnte sehnen)
Es war, wie Tempens Flora, schön,
Wenn hin mit ihrem Lenz die frommen Schäfer gehn
Und um den Rosenbusch vertraulich schleichen sehn.
Nichts mangelte der himmlischen Gestalt,
Auch nicht die siegende Gewalt,
Die, wie der Circe mächt'ger Spruch,
Den stärksten Mut zu Boden schlug.
Die zwang mit süßen Zauber-Mienen
Die stolze Freiheit selbst zum Dienen.
Denn ach! das Lächeln, so ihr schwarzes Aug' umfloß,
Ist, glaub' ich, kaum Cytheren mehr gelungen,
Als sie um den Adon, gestreckt in ihren Schoß,
Durchglüht von Lust, den Schwanenarm geschlungen.
Wer konnte also widerstehn,
Der Lais' göttlich Bild gesehn?

Mich wundert's nicht, daß sie halb Griechenland bezwungen,
Nur schade war's, die liebste Siegerin
War Griechenlands gemeinste Buhlerin.
Denn jedem hat ihr Mund gelacht,
Der reich geschmückt in Stutzertracht
Ihr feiles Herz erobern konnte,
Und teuer g'nug die kurze Gunst belohnte.

So war sie nun im artgen Griechenland
Wie Ninon einst in Gallien bekannt.
Wie viele waren sich durch sie nicht anverwandt?
Hatt' ein gereifter Herr für Lais nicht gebrannt,
So war er damals nicht galant,
Man wünschte ihm Geschmack und mehr Verstand.

Drum ward Demosthenes, der Redner von Athen,
Auch einst versucht, die Buhlerin zu sehn — — —
Demosthenes? — — — halt ein! Es ist geschehn.
Ich will die Freiheit zwar, das Gegenteil zu glauben,
Nach Orthodoxenart nicht gleich mit Flüchen rauben.
Indessen find't zum Widerspruch
Sich lange nicht Beweis genug.
Denn alle Hof- und Städtekenner
Versichern, daß auch große Männer,
Sah man sie gleich voll hohem Ernst sich brüsten,
Als ob sie nichts von leichter Schalkheit wüßten,
Oft Buhlerinnen hitzig küßten.
Wenn nun Demosthenes, ein angesehner Mann,
Auch nach der Lais schmachten kann;
So scheint's mir nicht zum Wundern zu gehören;
Sonst würde sich die Zahl der Wunder sehr vermehren.

So heftig ihn der Rednerstuhl gesehn,
Als aus den Augen Feuer blitzte,
Und sein beredter Mund Athen zum Kampf erhitzte,
So brünstig war jetzt sein Verlangen,
Das braune Mägdchen zu umfangen,
Und — — — was verschweig' ich es? mit ihr zu Bett zu gehn.

Die Zauberreize zu genießen,
Bracht' ihn die Sehnsucht bald zu seiner Schöne Füßen.
Demütig bot er zum Geschenk ihr an,
Was ohngefähr ein solcher Mann,
Ein Redner und Poet den Mägdchens bringen kann,
Er bot sein zärtlich Herz ihr an,
Und hätt' er Verse auch gemacht,
So hätt' er ihr gewiß ein artig Lied gebracht.

Hat sich die Buhlerin denn diesem Mann ergeben?
Er war ja von Athen und wußte wohl zu leben.
O nein! Ein zärtlich Herz half unserm Redner nicht,
Dies magere Geschenk hatt' ein zu leicht Gewicht.

Gold, Gold erheitert ihr Gesicht,
Dem Golde widerstand sie nicht,
Mit Golde ward sie allemal,
Wie mancher gute General,
Auf eine leichte Art besiegt.

Um also eine Nacht den Redner zu ergötzen,
Begehrt sie dreist für die unedle Müh',
Hört, Freunde, hört! ist das nicht zum Entsetzen:
Zehntausend Drachmen fodert sie. — — —

Demosthenes erschrak, trat rückwärts, wurde blaß,
Wobei er Lais' Reiz und Kuß und Nacht vergaß.
Er floh beschämt und schrie im Laufen:
Für Myriaden ich? — der Reue Qualen kaufen?

An die Leier.

Muschel, die mit sieben Saiten
Majens kluger Sohn bezog,
Welche Erato vorzeiten
Oft mit leichter Hand durchflog!
Du, die einst, bekränzt mit frischer Myrte,
Mir die holde Muse gab,
Als ich in Cytherens Hainen irrte.

Die du oft beim Götterschmause
Um die frohe Tafel gingst,
Einst in Amors Waffenhause
Unter goldner Rüstung hingst,
Denn du halfest ihm in schweren Kriegen,
Als er gegen Löwen zog,
Einst den allergrimmigsten besiegen.

Brüllend sprach das Ungeheuer
Seinen schärfsten Pfeilen Hohn;
Da ergriff er dich, o Leier!
Wunder tat dein Zauberton.
Die emporgesträubten Mähnen fielen;
Sanfter brummend hub er an,
Wie der Murner um das Kind zu spielen.

Überwinde Chloens Herze,
Welches Amor nie bezwang,
Der oft Bogen, Pfeil und Kerze
Rüstig ihr entgegenschwang.

Weiche, süße Melodieen müssen,
Schmelzend wie Petrarcas Lied
Und Tibullens Klagen, sich ergießen!

Wirst auch du vergebens kriegen?
Himmel, Erde, ratet dann! —
Nein, die Zauberei muß siegen,
Die selbst Löwen bannen kann.
Ach! Ich seh's, dann steht sie tief entzücket —
Dann, o dann den heißen Kuß
Auf den Mund der Grazie gedrücket!

Beim Apoll! Ich muß sie küssen.
Keine Macht errettet sie!
Hat sie gleich sich losgerissen,
Wann ich sonst mit süßer Müh'
Feurig sie in meinen Arm gezwungen,
Weil kein siegend Saitenspiel
Damals noch in meiner Hand erklungen!

Trinklied.

Füllt Becher und Glas
Mit reichlichem Maß!
Trinkt, Brüder!
Füllt wieder
Und leeret das Faß!

Mit Myrten umlaubt
Und Rosen das Haupt,
Weil Kränze
Dem Lenze
Kein Winter noch raubt.

Die Jugend verfliegt,
Die Jugend versiegt.
Drum kommet,
Es frommet,
Und trinkt euch vergnügt!

Der Fröhlichkeit Wert
Hat Flaccus gelehrt.
Seid fröhlich
Und selig,
Wie er es begehrt.

Anakreon hold
Des Traubengotts Sold
Lobtönet;
Bekrönet,
Auf Saiten von Gold.

Der rüstige Held
Entschleichet dem Feld,
Der Weise
Schleicht leise
Zu Libern ins Zelt.

Von Halifax an
Bis nach Indostan,
Von Lappland
Bis Kapland,
Wo leugnet's ein Mann,

Daß Bassareus' Kraft
Durch zaubrischen Saft
Der Reben
Das Leben
Zum Himmel umschafft?

Seit Adam bis jetzt
War's feste gesetzt:
Alleine
Mit Weine
Wird 's Leben gelezt.

Auch denke ich schier
Das Paradies mir
Als hohes
Und frohes
Tokayer Revier.

Hell blinkt der Pokal.
Auf, trinket einmal!
Mit Sange,
Mit Klange
Belebet den Saal!

Mein Amor.

Die Weisheit kam zu mir in warnender Gestalt.
„Mein Sohn," sprach sie, „laß mich dein Herz erbitten!
Entreiße dich der schädlichen Gewalt
Des Liebesgotts, des Mörders edler Sitten!
Der Ambra, der von seinen Flügeln wallt,
Ist allen Tugenden ein Gift! Und mitten
In dem Arkadien, wohin du seinen Schritten
Gefolgt, eröffnet sich ein Schlund vor deinen Tritten!
Fleuch den Verderber, ist es möglich, bald!
Sonst fürcht' ich, deine Torheit wird zu alt!"

„Der Amor," sprach ich mit getroster Miene,
„Der Amor, große Göttin, dem ich diene,
Ist er, der Himmlische von Plato zubenannt,
Mit dem Petrarca sich verband,
Dem einen Tempel unser Gleim geweihet,
Dem auch Jacobis fromme Hand
Altäre baut und Blumen streuet."

Die Göttin ward auf den Bericht erfreuet;
Sie billigte die Opfer und verschwand.

An Amalchen.

Über einen geraubten Kuß.
Nach dem Catull.

Ach! Sieh nur, wie ich knieen muß!
O wer doch nimmer naschte!
Es war ja nur ein kleiner Kuß,
Den ich von dir erhaschte.

Bei deiner Puppe spielteſt du
Das ſcherzende Mamachen,
Ich großer Menſch ſah lüſtern zu
Und dünkte mich Papachen.

Süß war der kleine Kuß von dir
Wie eine Chriſtmakrone.
Warum verbitterſt du ihn mir
Mit ſolchem ſchnöden Hohne?

Du zürneſt, Kind, und reibſt den Kuß
Seit einer langen Stunde,
Daß ich, o Schmerz! es ſehen muß,
Von deinem Honigmunde;

Als hätt' ein grauer Runzelmann
Dir den Geſchmack verdorben,
Dem weiland ſchon ſein letzter Zahn
Am Bruſtkatarrh verſtorben!

Ach! Alle Süßigkeit iſt hin!
Du haſt mich ſo behandelt,
Daß nun das Chriſtmakrönchen in
Rhabarber ſich verwandelt.

Bei mir hat dieſe Stunde mehr
Sich Angſt und Qual vereinigt,
Als ob zehn Mädchen um mich her
Mit Nadeln mich gepeinigt.

Vergib, Amalchen! Lächle nun!
Nie will ich's wieder wagen.
Geſchwind! — Sonſt werd' ich ärger thun
Und — deine Puppe ſchlagen.

An M. W., als ſie mir einen Kuß verſagte.

Hätt' ich nicht den Mut der Taube,
Nicht des frommen Lämmchens Sinn,
Dann, verweg'nes Mädchen, glaube,
Glaube, Kußverächterin,
Würde jetzt dein ſpröder Sinn
Meiner Rache ganz zum Raube,
Ja, ſo wahr ich Dichter bin!

Als der Thrazier die Schwelle
Von dem Erebus betrat,
Und in Liederchen die Hölle
Um die schöne Gattin bat,
Sang er selbst den Eumeniden
In die wilden Seelen Frieden,
Ihm den bangen Aufenthalt
In des Orkus Finsternissen
Dankbegierig zu versüßen,
Spitzte jede Mißgestalt
Ihren blauen Mund zum Küssen.

Und auf dieser Oberwelt,
Wo, wie alle Dichter lehren,
Immer zu der besten Welt
Auch die Küsse mit gehören,
Will ein sterblich Mädchen gar
Den vermess'nen Frevel wagen,
Küsse, die sie schuldig war,
Einem Dichter zu versagen?

Holdes Mädchen, ja, fürwahr,
Hielten deine sanften Blicke
Meine Rache nicht zurücke,
Ha, so säße die Gefahr
Dir bereits in dem Genicke!
Denn mein Lied voll Bitterkeit
Würde die Verwegenheit
Und die unbereuten Sünden
Deiner Unbarmherzigkeit
Einer späten Afterzeit
Ohne Gnade laut verkünden!

Minnelied.

Hört von meiner Minniglichen,
Lieben, hört ein neues Lied!
Denn der Winter ist entwichen,
Maienlust mit Wohlgerüchen,
Maienwonn' ist aufgeblüht.
Lieben, öffnet eure Sinne;
Mai erwacht,
Minne lacht,
Mai hat Minne,
Minne Sang wohl angefacht.

Fragment.

Wenn einsam eine Nachtigall
Ihr Wunderlied euch sänge,
Und brächt' in euch, mit süßem Schall,
Den Odem ins Gedränge;
Ihr lauschte zu am Wasserfall,
So still! Ums Herz so enge!
Und dann begännen überall
Von Staren eine Menge,

Und ahmten nach die Nachtigall
Und ihre Haingesänge;
Und brächten ihren süßen Schall
Mit Schnirrschnarr ins Gedränge,
Der euch so jämmerlich fatal,
Wie mir Balladen, klänge,
Die u. s. w.

Ines von Kastro.

Fragment.

Husch, hin und her, huschhuscht' ein Traum,
Und stört' ein Prinzenbette.
Drin lag ein Paar, auf Seid' und Flaum,
In fester Liebeskette.
Don Pedro war's, der Königssohn
Und Kronenerb' in Lissabon,
Der heimlich sich Agnesen
Zur Gattin auserlesen.

Quer übers Bette fuhr der Traum,
Mit Grausen und Getöse.
Und wild empor, aus Seid' und Flaum,
Fuhr mit Geschrei Agnese:
„Hilf, Jesu, hilf! Erbarme dich!
O Pedro! Pedro! rette mich!
Ihr Stachel fuhr zu Herzen.
Mich brennen noch die Schmerzen!" u. s. w.

Der Hechelträger.

Fragment.

Zu Brüssel hei! ging's lustig her,
Auf Herzog Philipps Schmause.
Sie zechten Eimershumpen leer,
Und voll sich, bis zur Krause.

Sie trieben recht das Kälblein aus,
Auf Gottes Welt kein Fürstenschmaus
War diesem zu vergleichen.

Trom-paukenklang und -petenschall
Erscholl von allen Söllern.
Darunter donnerte der Knall
Von hunderttausend Böllern.
Da gab es Ball und Mummerei,
Komödia und Gaukelei
Und hundert Hokuspokus.

Viel Pinsel kamen weit und breit,
Mit Kindern und mit Frauen,
Zu sehen, welche Herrlichkeit!
Wie Fürstenmäuler kauen.
Der Musen ganze Klerisei —
Nur meine nicht — war auch dabei,
Und gierte nach Medaillen.

Als man den Nachtisch aufgesetzt,
Erhob sich viel Spektakel.
Vernunft und Sitte ward zersetzt
Durch Zoten und Gekakel.
Hier Kakel grob, dort Kikel fein,
Auf Welsch, Französisch und Latein,
Glich einer Judenschule.

Nach jedem Vivat flog ein Glas
Zum Fenster 'naus in Stücken.
Konfekt, so man nicht stahl noch aß,
Das flog in die Perücken.
In kurzem trat man überall,
An jedem Fleckchen auf dem Saal
Umher auf Gottes Gabe. — u. s. w.

Die Hexe, die ich meine.

Parodie.

O was in tausend Zauberpracht
Die Hexe, die ich meine, lacht!
Nun sing, o Lied, und sag's der Welt:
Wer hat den Unfug angestellt;
Daß so in tausend Zauberpracht
Die Hexe, die ich meine, lacht?

Wer schuf, zu frommem Trug so schlau,
Ihr Auge sanft und himmelblau? —
Das tat des bösen Feindes Kunst;
Der ist ein Freund vom blauen Dunst;
Der schuf, zu frommem Trug so schlau,
Ihr Auge sanft und himmelblau.

Wer hat gesotten das Geblüt,
Das aus den Wangen strotzt und glüht? —
Der Koch, den ihr erraten könnt,
In dessen Küch' es immer brennt;
Der hat gesotten das Geblüt,
Das aus den Wangen strotzt und glüht.

Wer schwefelte so licht und klar
Der kleinen Hexe krauses Haar? —
Hans Satan, der zu aller Frist
Der größte Schwefelkrämer ist;
Der schwefelte so licht und klar
Der kleinen Hexe krauses Haar.

Wer gab zu Heuchelred' und Sang
Der Hexe holder Stimme Klang? —
O, die Musik ist dessen wert,
Der die Sirenen trillern lehrt;
Der gab zu Heuchelred' und Sang
Der Hexe holder Stimme Klang.

Wer schuf, o Liedlein, mach' es kund!
Der Hexe Brust so apfelrund? —
Der Adams Frau das Maul geschmiert
Und ihn mit Äpfeln angeführt;
Der schuf, zur Warnung sei es kund!
Der Hexe Brust so apfelrund.

Wer hat die Füßchen abgedreht,
Worauf die kleine Hexe geht? —
Ein Drechsler war es, der es tat,
Der selber Ziegenfüßchen hat:
Der hat die Füßchen abgedreht,
Worauf die kleine Hexe geht.

Und wer versah, so schlangenklug,
So Herz als Mund mit Lug und Trug? —

Er tat's, der höllische Präfekt,
Der in die Welt die Lügen heckt;
Der, der versah, so schlangenklug,
So Herz als Mund mit Lug und Trug.

Wie kommt es, daß zu jeder Frist
April der Hexe Wahlspruch ist? —
Der Teufel, der's ihr angetan,
Tat's ihr der Hörner wegen an;
Denn wenn die Hexe standhaft wär',
Wo nähm' der Teufel Hörner her?

Dem gnade Gott, den sie berückt
Und in ihr Zaubernetz verstrickt!
Denn, nicht für meiner Sünden Pein,
Möcht' ich des Teufels Schwager sein.
Drum gnade Gott, den sie berückt
Und in ihr Zaubernetz verstrickt!

Klage um Karthon.

Von Ossian.

Wer kommt so finster vom brausenden Meer
Wie die schattende Wolke des Herbsts?
Er schüttelt den Tod in seiner Hand;
Sein Auge lodert in Glut!

Wer brüllt durch Loras düstre Flur?
Wer anders als Karthon, der Held?
Das Volk erliegt! Er schreitet einher
Wie Morvens mürrscher Geist.

Doch er liegt nun hier wie ein stattlicher Baum,
Von raschen Orkanen gestürzt!
Wann wirst du erstehn, Balkluthas Lust?
Wann, Karthon, wirst du erstehn?

Wer kommt so finster vom brausenden Meer
Wie die schattende Wolke des Herbsts?
Er schüttelt den Tod in seiner Hand;
Sein Auge lodert in Glut!

Neuseeländisches Schlachtlied.

Hallo, ihr Gesellen, empor und hervor!
So stampfen, so tanzen die Wogen empor,

Hoch über das Riff hin, mit zorniger Macht:
So tanzen wir mutig zur blutigen Schlacht.

Zusammen! Zusammen! Zusammen heran,
Was rühren an Schenkeln und Armen sich kann!
Wie Wirbelwind schüttelt das Röhricht im Moor:
So schwenken wir Schlachtbeil' und Lanzen empor.

Scharf sind sie gewetzt, wie des Wasserhunds Zahn,
Zum Bohren und Spalten. Fleuch, Lanze, voran!
Fleuch sträcklich! Triff tief in den Busen hinein!
Beil, spalt' und zerschellere Schädel und Bein!

Heut fodern wir Rache, heut bieten wir Mord;
Wir fodern, wir kommen und halten das Wort.
Nichts kümmert den Sturm, der die Wälder zerbricht:
Wir fodern, wir kommen und schonen euch nicht.

Heim bauen die Weiber und Kinder den Herd;
Ein leckeres Fleischmahl ist heut uns beschert.
Schon wölkt sich dort hinter den Bergen der Rauch;
Schon knistert, schon lodert die Lohe vom Strauch.

Uns lüstert, uns hungert schon lange nach euch;
Heim lauern die Hunde am spülenden Teich.
Wir schmausen heut abend euch jauchzend im Hain,
Rein auf, bis ans klingende, blanke Gebein.

Risch, rasch, ihr Gesellen, rischan überall!
Bald niesen die Nasen vom röstenden Mahl;
Die Lohe verlodert; der Ofen ist gluh!
Halloha! Halloha! Werft zu nun! Haut zu!

Hebe hoch das Haupt empor.

Fragment.

Hebe hoch das Haupt empor,
Jahr, das mich geboren!
Denn vor vielen tausenden
Bist du auserkoren.
Rein und lieblich wie der Most,
Der am Rhein gegoren,
Edlen Achtundvierziger
Hast du auch geboren.

Meiner Kindheit Wiege stand
Nicht in Aschersleben;
Aber fragt in Halberstadt,
Oder forschet eben,
Wo nicht weit von Quedlinburg
Molmerswend gelegen:
Dort belehrt euch jedes Kind
Von den nächsten Stegen.

* * *

Du bist Geist von meinem Geist,
Herz von meinem Herzen,
Bist wie ich zur Lust gestimmt
Und wie ich zu Schmerzen.
Darum soll dich auch mein Lied
Laut, aus vollem Herzen,
In die schöne Ewigkeit
Ernsten oder scherzen!

Oster-Kantate.

Sonne, wie so wunderfröhlich
Gehst du heut am Himmel auf!
O wie schließen sich so selig
Millionen Christenherzen,
Sanft entladen banger Schmerzen,
Selig, selig
Zu Gesang und Jubel auf!

Heil dem Höllen-Überwinder
Tön' ihm, Preisgesang!
Heil dem Retter, der den Sünder
Satans Klau' entrang!
Gottes neuversöhnte Kinder
Jubelt all' ihm Dank!

Über Land und Meer
Lag drei finstre Tage schwer,
Schwer und lastend, wie bei Strafgewittern,
Dessen Hand, vor dem die Welten zittern.
Denn der Held,
Ach! die Hoffnung einer ganzen Welt,

Schien gesunken,
Ach! gesunken in die tiefe Nacht,
Vor des Todes und der Hölle Macht,
Durch den Becher, den er ausgetrunken.

Arme hirtenlose Herden,
Von des Wolfes Zahn bedroht,
Welches Schicksal soll euch werden,
Wer erbarmt sich eurer Not?
Welcher Hoffnung Schimmer blinket,
Wenn der Hirte blutig sinket,
Dessen Arm euch Rettung bot?

Zur Zeit der grausen Finsternis,
Worein die Sonne, wie in einen Sarg,
Ihr strahlenloses Antlitz barg,
Da schreckweissagend in dem Tempel
Der Vorhang vor dem Heiligsten zerriß,
Da fürchterlich der Erde Tiefen bebten
Und mit Gewimmer um den Blutaltar
Der aufgescheuchten Toten Geister schwebten:
Da ahndete die hoffnungslose Schar
Noch nicht, wie nah der Bote Gottes war.

Du, Vater! kannst nicht hassen,
Du liebst kein Strafgericht,
In Grab und Hölle lassen
Wirst du sein Leben nicht.
Verheißer der Erlösung,
Zu dem die Sünder flehn,
Du lässest die Verwesung
Den Heiligen nicht sehn.

Sei gegrüßt, o Überwinder,
Der den Tod bezwang!
Der den tiefverlornen Sünder
Kühn der Höll' entrang!
Die versöhnten Kinder Gottes
Jubeln laut dir Dank.
Deine Brüder, Gottes Kinder,
Singen dir nun Dank,
Ewig, ewig Dank.

Der Einsiedler.

Schon hatten Weg und Reisewagen
Gesund und wohl
Uns manche Meile fortgetragen
Bis nach Tirol,
Als uns auf schroffen Felsenwegen
Bei Ach und Krach,
Wo Räder gern zu brechen pflegen,
Ein Rad zerbrach.

Hierauf sprach einer zu dem andern:
„Kein Rat ist da,
Man muß zu Fuße weiter wandern."
Und dies geschah.
Im Walde, wo dies Abenteuer
Uns widerfuhr,
Verloren um die Vesperfeier
Wir Weg und Spur.

Wir setzten weit vom rechten Wege
Bergauf, bergab
Durch dornenvolle Nebenstege
Den Wanderstab.
Schon dämmerte die Abendstunde,
Da graut' uns sehr.
Es klafften in der Luft die Hunde
Vom wilden Heer.

Und als wir mühsam fürbaß kamen,
Da ward es klar.
Und sieh! an Felsenmauer nahmen
Wir Unrat wahr.
Sein Stöhnen, Murmeln, Rasseln, Weben
Verriet uns klar,
Daß in dem weißen Dinge Leben
Und Odem war.

Bald sahn wir's langsam zwischen Fichten
Sich hoch empor,
Als stieg' es aus dem Grabe, richten,
Und unser Ohr
Vernahm ein Ach, das lang' verhalten
Im Busen schien,
Und Grausen und Entsetzen wallten
Jetzt durch uns hin.

Ich, besser meiner Sinne Meister,
Rief aus von fern:
„Es loben alle guten Geister
Gott, unsern Herrn.“
„Den lob' auch ich,“ begann das Schemen,
„So gut wie ihr.
Ich will den Frieden euch nicht nehmen,
Laßt ihn nur mir!“

Zu spät.

Lenettchen schlief im weichen Gras,
Beschattet von der Weide.
Sie träumte von — ich weiß nicht was —
Doch gab's ihr große Freude.
Gleich sanft geschlagnen Saiten schien
Bei ihres Busens Girren
Und seinem schnellen Atemziehn
Ihr jeder Nerv zu schwirren.

Ihr Liebster fuhr stromab, stroman
Auf seinem Fischernachen;
Er fuhr bei ihr ans Ufer an,
Sein Kuß hieß sie erwachen.
„Ach Lieber,“ seufzte sie halb laut,
Mit Äuglein, halb verglommen,
„Ach, wärst du doch zu deiner Braut
Ein wenig eh'r gekommen!“

Himmelklare, kühle Labefluten.

Himmelklare, kühle Labefluten,
Wo der Einzigen auf Gottes Welt,
Wo der Herrin schöne Glieder ruhten;
Pappel, ach! mein Busen möchte bluten,
Wenn das Angedenken mich befällt —
Holde Pappel, einst für ihre schöne
Hüft' und Schulter Ruhelehne;
Blumen, die sie hier gepflückt,
Die ihr blondes Haar geschmückt
Und die Brust, den Engeln nachgestaltet;

Heller, hoher Feiertag,
Da mein Herz, von Liebeshauch entfaltet,
Warm besonnt vor ihren Augen lag;
All ihr Wesen jener Wonnescene,
Hört nun meine letzten Kummertöne!

Der Entfernten.

1. Sonett.

O wie soll ich Kunde zu ihr bringen,
Kunde dieser ruhelosen Pein,
Von der Holden so getrennt zu sein,
Da Gefahren lauernd mich umringen?

Hüll' ich, der Entfernten sie zu singen,
In den Flor der Heimlichkeit mich ein:
Ach! so achtet sie wohl schwerlich mein,
Und vergebens muß mein Lied verklingen.

Doch getrost! Zerriß nicht, als sie schied,
Laut ihr Schwur die Pause stummer Schmerzen:
„Mann, du wohnest ewig mir im Herzen"? —

Diesem Herzen brauchest du, o Lied,
Des Verhüllten Namen nicht zu nennen:
An der Stimme wird es ihn erkennen.

2. Sonett.

Du, mein Heil, mein Leben, meine Seele!
Süßes Wesen, von des Himmels Macht
Darum, dünkt mir, nur hervorgebracht,
Daß dich Liebe ganz mir anvermähle!

Welcher meiner todeswerten Fehle
Bannte mich in diesen Sklavenschacht,
Wo ich fern von dir in öder Nacht,
Ohne Licht und Wärme mich zerquäle?

O warum entbehret mein Gesicht
Jenen Strahl aus deinem Himmelsauge,
Den ich dürftig nur im Geiste sauge?

Und die Lippe, welche singt und spricht,
Daß ich kaum ihr nachzulallen tauge,
O warum erquickt sie mich denn nicht?

Hummel-Lied.

Die Buben sind den Hummeln gleich:
Ihr Mägdlein mögt euch hüten!
Sie schwärmen durch des Lenzes Reich,
Um Blumen und um Blüten.
Sie irren her, sie schwirren hin,
Mit Sehnen und mit Stöhnen,
Und können ihren Leckersinn
Des Honigs nicht entwöhnen.

Die Unschuld ist dem Honig gleich.
Die Hummeln nahn sich leise.
Ihr Honigblümlein, hütet euch
Vor ihrer losen Weise!
Sie tippen hie, sie nippen da,
Erst mit den Saugerspitzen,
Bis sie, so schnell sich spricht ein Ja,
Im Honigkelche sitzen.

Die Mägdlein sind den Blumen gleich
In ihren Frühlingstagen.
Sie blühn gesunder, wenn sie reich
Des Honigs Fülle tragen.
Zertummelt da, zerhummelt hie,
Wird jede krank sich fühlen.
Drum, süße Blümlein, laßt euch nie
Den Honigkelch zerwühlen!

Gebet der Weihe.

Göttin des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Herrliche, die mein Volk nie jener Tempel gewürdigt,
Welche den höhern Geist des Griechen, des Römers, des Briten
Und des Galliers, Zeit und Raum durchstrahlend, verkünden,
Siehe, wir wenigen baun, von deinem Odem begeistert,
Rührend das goldene Spiel, das Thebens Mauern erbaut hat,
Aber bewaffnet auch mit dem Schwert und dem Bogen Apollons,
Beides, zu locken die Edeln und fern zu verscheuchen den Pöbel.
Göttin, wir baun dir ein Haus, zwar klein, wie ein Hüttchen des Weinbergs,
Dennoch nur dir allein und deinem Dienste geheiligt.
Denn uns enget den Raum das Gewühl der Wechsler und Krämer,
Und der Kärrner, die uns aus jeglicher Zone der Erde

Struppigen Plunders viel zukarren, der uns nicht not tut;
Enget ein zahlloser Troß der Schnabel aufsperrenden Neugier,
Und der Sammler von Lumpen, aus denen nimmer ein Blatt wird,
Und von Flocken und Fäden, die keiner verspinnt und verwebet;
Engt ein gefausteter Schwarm Betrunkener, welcher zur Pflege
Aller Laternen um Kirch', um Schloß, um Rathaus und Marktplatz,
Hochberufen sich wähnt, allein das leuchtende Flämmlein
Bald mit Gestank auslöscht, — ein süßer Geruch dem Despoten! —
Bald zum Brand, erwünscht für Mord und Plünderung, anfacht.
Göttin des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Die du mit Wohltat begannst, als Menschenleben erwachte,
Und fort wohltun wirst, bis alles im Grabe verstummt ist,
Die du den Säugling tränkst aus würzeduftendem Busen,
Dann als blühende Braut den feurigen Jüngling umarmest,
Drauf, ein gesegnetes Weib, der Kraft des rüstigen Mannes
Kinder des ewigen Ruhms gebierst, voll Leben und Odem,
Endlich mit Milde den Greis, wie der Strahl der herbstlichen Sonne
Die entladene Rebe, noch hegst und pflegst und erwärmest,
Walterin, die du warst und bist mit dem Bessern, und sein wirst,
Sei uns wenigen hold, und gib uns Kraft und Gedeihen!

Veit Ehrenwort.

Erzählung.

Veit Ehrenwort ging an den Beeten
In seinem Garten, Hand am Kinn,
Betrachtend her, betrachtend hin.
Auf einmal rief er ganz betreten:
„Potzsapperment! Wo kommen von den Beeten
Die Schoten mir und Wurzeln hin?
Das geht nicht zu mit rechten Dingen.
Dieb über Dieb! Ei, wenn wir dich doch fingen!"

Den nächsten Abend stellt er sich
Ins Lambertsnußgebüsch zur Lauer;
Und sieh! bald naht mit leisem Schlich,
Durch einen Spalt der Gartenmauer,
Die Nachbarin Rosette sich,
Ein Weib, so jung, so schön und säuberlich,
Daß selbst der leckerste der Prasser
Es schmausen möcht' aus Salz und Wasser.

„Ei, ei!“ rief Meister Ehrenwort,
Als er beim Fittich sie erwischte
Und innen wurde, was er fischte,
Wobei ein Tröpfchen Huld sofort
Sich unter seine Galle mischte,
„Ei, ei! woher an diesem Ort?
Wie? Schämt Sie sich denn nicht, Rosette? —
Wenn ich nicht Mitleid mit Ihr hätte,
So — hätt' ich wohl ein Zuchthaus dort
Und drin zur Züchtigung ein Bette,
Worauf ich Sie — mit einem Wort —
Worauf ich so dich wurzeln wollte,
Daß dir das Äuglein brechen sollte.
Für diesmal lass' ich noch dich fort.
Doch hüte dich, vernaschtes Mäuschen!
Sonst — siehst du dort das Gartenhäuschen? —
Ein Wort, ein Mann! Ein Mann, ein Wort!“

Ob vor der Tat, ob vor dem Häuschen,
Das weiß ich nicht, kurz, sehr verschämt,
An Zung' und Lippe halb gelähmt,
Enttrippelt das ertappte Mäuschen.
Veit Ehrenwort bleibt da und grämt
Sich hinterdrein, daß er sich so bezähmt
Und nicht schon heut den Strafakt unternommen:
Denn morgen wird sie schwerlich wiederkommen.

„Ei, nimmermehr wird das geschehn!“ —
So? Meint ihr das? Wir wollen sehn! —
Veit Ehrenwort, den nächsten Abend
Mehr an Erinnerung als Hoffnung sich erlabend,
Denkt: Wozu hilft das Wachestehn?
Und will schon aus dem Garten gehn:
Sieh, da kommt wieder, wie gepfiffen,
Das Mäuschen an — und wird ergriffen.

„Ein Wort, ein Mann! Ein Mann, ein Wort!“
Ruft Veit mit fest entschlossner Stimme;
Und trotz Gewinde, trotz Gekrümme
Geht's marsch! ins kleine Zuchthaus fort.
Hier wird ihr Veit, das könnt ihr denken,
Den Zuchtwillkommen nicht mehr schenken.

Wer hätt' es nicht wie Veit gemacht?
Allein wer hätt' auch wohl gedacht,

Rosette würde gehn und klagen:
„Veit Ehrenwort hat jene Nacht
Mich — mit Gewalt — in Schimpf gebracht.“ —
„Wie kam denn das?“ hör' ich hier fragen;
„Hm! Erst sich liefern, dann doch klagen!“
Ei nun! Man hatte nicht bedacht,
Veit würde jetzt in wenig Tagen,
Wie er auch tat, den Spaß der Nacht
Vor aller Welt zu Markte tragen.

„Das hat auch Veit nicht gut gemacht!“
Hör' ich die Rechtsgelahrten sagen.
„Wenn's nach der Karolina geht
Und nicht Stuprata für ihn fleht,
So kostet's Veiten Kopf und Kragen.“ —

Wir wollen sehn! — Bei gutem Mut
Weiß Veit den ganzen Fall so gut
Den Herren Richtern aufzuklären,
Weiß bündig stets durch Schluß auf Schluß
So seine Unschuld zu bewähren,
Daß Frau Rosette schweigen muß.
„Und Veit?“ — Kommt los mit allen Ehren.

Hilf Himmel, welch ein Gaudium! —
Allein die Nachbarinnen alle
Ereiferten sich ob dem Falle
Und stahlen — weiß nicht recht, warum?
Ob angereizt von böser Galle?
Ob von dem Speck der Mausefalle? —
Kurz, stahlen Nacht für Nacht den ganzen Garten leer,
Und Veit behielt kein Hälmchen mehr.

Straflied

beim schlechten Kriegsanfange der Gallier.

Wer nicht für Freiheit sterben kann,
Der ist der Kette wert.
Ihn peitsche Pfaff und Edelmann
Um seinen eignen Herd!

O Franzen, eure Rednerei
Ist mir ein Greuel nun.
Nicht prahlen, daß man tapfer sei,
Nein, tapfer muß man tun.

Zwar wissen wir, um Blut erkauft
Der Sieg sich immer nicht;
Doch daß ihr wie Gesindel lauft,
Drob zürnt mein Strafgedicht.

Ha, glaubt ihr, daß man feigen Sinn
Durch Tigertaten birgt?
Schmach euch, die ihr den Feldherrn hin
Hin den Gefangnen würgt!

Wie war mein freies Herz entbrannt,
Getäuscht durch Adelschein,
Selbst gegen Hermanns Vaterland
Tyrtäus euch zu sein!

Nun wend' ich meines Liedes Pfeil,
Von Unmut rasch beschwingt;
Und rufe jedem Sieg und Heil,
Der euch die Fessel bringt.

Wer nicht für Freiheit sterben kann,
Der ist der Kette wert.
Ihn peitsche Pfaff und Edelmann
Um seinen eignen Herd!

Die Tode.

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
Ist höchst erhabner Mut, ist Welterlösertod:
Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut rot.

Am höchsten ragt an ihm die große Todesweihe
Für sein verwandtes Volk, sein Vaterland hinan.
Dreihundert Sparter ziehn in dieser Heldenreihe
Durchs Tor der Ewigkeit den übrigen voran.

So groß ist auch der Tod für einen guten Fürsten,
Mit Zepter, Wag' und Schwert in tugendhafter Hand.
Wohl mag der Edeln Mut nach solchem Tode dürsten:
Denn es ist Tod zugleich für Volk und Vaterland.

Der Tod für Freund und Kind und für die süße Holde
Ist, wenn nicht immer groß, doch rührend stets und schön.
Denn es ist Todesgang, den, nicht erkauft mit Golde,
Im Drange des Gefühls nur edle Menschen gehn.

Für blanke Majestät und weiter nichts verbluten,
Wer das für groß, für schön und rührend hält, der irrt.
Denn das ist Hundemut, der eingepeitscht mit Ruten
Und eingefuttert mit des Hofmahls Brocken wird.

Sich für Tyrannen gar hinab zur Hölle balgen,
Das ist ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt.
Wo solch ein Held erliegt, da werde Rad und Galgen
Für Straßenräuber und für Mörder aufgestellt!

Die Erscheinung.

Sonett.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen wie geschworen.

Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ah! zu kurzer Wonne mir geboren.

Weinend, wie zur Sühne, hub ich an:
„Wahn, ich fände dich, o Engel, wieder,
Zog ins Netz der Heuchelei mich nieder."

„Wisse nun, o lieber blinder Mann,"
Sagte sie mit holdem Flötentone,
„Daß ich nirgends als im Himmel wohne!"

An das Herz.

Sonett.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt.

Der wohlgesinnte Liebhaber.

In Nebelduft und Nacht versank
Das Dörfchen und die Flur.
Kein Sternchen war mehr blink und blank,
Als Liebchens Äuglein nur.
Da tappt' ich still mich hin zu ihr;
Warf Nüss' ans Fensterlein;
Sie weht' im Hemdchen an die Tür
Und ließ mich still hinein.

Husch! sie voran; husch! ich ihr nach,
Wie leichter Frühlingswest,
Hinauf zur Kammer unterm Dach,
Hinein ins warme Nest! —
„Rück' hin! Rück' hin!" — ‚Ei, schönen Dank!' —
„O ja! O ja!" — ‚Nein, nein!' —
Mit Bitten halb, und halb mit Zank
Schob ich mich doch hinein.

„Hinaus," rief Liebchen schnell, „hinaus!
Hinaus aufs Schemelbrett!
Ich ließ dich Schelm wohl in das Haus,
Allein nicht in mein Bett." —
‚O Bett,' rief ich ‚du Freudensaal,
Du Grab der Sehnsuchtspein!
Verwahrt' auch Eisen dich und Stahl,
So müßt' ich doch hinein.'

Drauf küßt' ich sie, von heißer Lust
Durch Mark und Bein entbrannt,
Auf Stirn, auf Auge, Mund und Brust,
Und hielt sie fest umspannt. —
„Ach, Schelmchen, nichts zu arg gemacht,
Damit wir nichts bereun!
Du sollst auch wieder morgen nacht,
Und alle Nacht herein!" — — —

Doch ach! noch war kein Monat voll,
Da merkte Liebchen klar,
Daß unter ihrem Herzchen wohl
Nicht alles richtig war.
„O weh, du hast es arg gemacht!
Nun droht mir Schmach und Pein.
Ach, hätt' ich nie erlebt die Nacht,
Da ich dich ließ herein!" —

Das Mädchen seiner Lieb' und Lust
In Angst und Pein zu sehn,
Ist von der ärgsten Heidenbrust
Wohl schwerlich auszustehn.
Wer A gesagt, der sag' auch B,
C, D dann hinterdrein,
Und buchstabiere bis in E—h'
Sich treu und brav hinein!

Ich nahm getrost, so wie sie war,
Mein Liebchen an die Hand,
Und gab ihr vor dem Traualtar
Der Weiber Ehrenstand.
Kaum war der Fehl gebenedeit,
So schwanden Angst und Pein;
Und — wohl mir! — sie hat's nie bereut,
Daß sie mich ließ hinein.

Sinnenliebe.

Ein Honigvöglein, weich und zart,
Ist leichte Sinnenliebe.
Von Schmetterlings- und Bienenart
Sind ihre Nahrungstriebe.

Nur für den Lenz hat die Natur
Dies Flatterkind geboren.
Im Lenze lebt und webt sie nur,
Gehegt, gepflegt von Floren.

Kaum dürstest du im Sommer ihr
Das Leben noch erhalten.
Doch untern Händen wird sie dir
Gewiß im Herbst erkalten.

Autumnus' volles Segenshorn
Wirst du umsonst ihr bieten.
Es nähret sie, statt Wein und Korn,
Nur Duft und Tau der Blüten.

Die Bitte.

O Schwester, merk auf diese Kunde:
Erscheint dir je ein junger Hirt,
Der lieb sogleich dem Herzen wird
Und immer lieber jede Stunde:
Den lass' ich nicht, ich schwör' es dir;
Du aber laß den Lieben mir!

Rührt, ohn' ein Wörtchen laut zu sagen,
Sein stummer Blick schon jedes Herz;
Und darf bei seinem holden Scherz
Die Unschuld selbst zu lächeln wagen:
Den lass' ich nicht, das schwör' ich dir;
Du aber laß den Holden mir!

Schweigt seiner Laute Philomele,
Hört sie ihr zu im Pappelbaum;
Umschwebet dich ein Wonnetraum
Beim süßen Klange seiner Kehle:
Den lass' ich nie, ich schwör' es dir;
Du aber laß den Süßen mir!

Wofern aus eines Schäfers Hürde
Dem armen Mann aufs erste Wort:
„O hätt' ich doch das Lämmchen dort!"
Das Lämmchen samt der Mutter würde:
Den lass' ich nie, ich schwör' es dir!
O laß, o laß den Guten mir!

Lied.

Mein frommes Mädchen ängstigt sich,
Wann ich zu viel verlange.
Die Angst der Armen macht, daß ich
Von Herzen mit erbange.

Schwebt unversucht alsdann vor mir
Der Wollust süßer Angel,
So härmt sie sich noch ärger schier
Und wähnet Liebesmangel.

So, hier und dort gebracht in Drang,
Ersticken unsre Freuden.
O Liebe, löse diesen Zwang
An einem von uns beiden!

Gib, daß sie mich an Herz und Sinn
Zum Heiligen bekehre,
Wo nicht, daß sie als Sünderin
Des Sünders Wunsch erhöre!

Fortunas Tempel.

Gnade, Gnade, große Göttin, Gnade!
Denn du bist der Erde Königin.
Das ist meines Lebens größter Schade,
Daß ich nicht dein trauter Liebling bin.

— — — — — — — — — — — —

Nur durch dich, durch dich ist stets gelungen
Jedes wundervolle Heldenstück.
Cäsarn hätte leicht das Meer verschlungen,
Aber nimmer Cäsarn und sein Glück.

Sollst mir nicht im Schlaf und Traum begegnen,
Nicht im Schlendergang durch Hain und Flur.
Aber meine Taten daß zu segnen,
Das ist billig, das erfleh' ich nur.

Schön, wie der Apfelbaum im Mai.

Schön, wie der Apfelbaum im Mai,
Schön blühte Müllers Liese.
Sie harkte, wandt' und häuft' ihr Heu
Auf rundumbuschter Wiese.
Und als das Heu gehäufelt war,
Da sank sie, sicher vor Gefahr,
Zum Labsal matter Glieder
Aufs letzte Häuflein nieder.

Da kam des Müllers junger Knapp',
Er kam mit leisen Tritten
Das stille Wiesental herab
Zur Schläferin geschritten.
Er warf ihr Blumen ins Gesicht;
Die Schläferin erwachte nicht.

Es half kein Händeklappen,
Kein Tippen und kein Tappen.

Der rege Fleiß in schwüler Luft,
Ein Mosttrunk auf die Schwüle,
Der Wiesenkräuter Würzeduft,
Des Pappelschattens Kühle
Berauschten Lieschen. Sie entschlief;
Sie schlief so süß, sie schlief so tief,
Kein Necken und kein Schrecken
Vermochten sie zu wecken.

— — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — —

Zu sagen, was der Jäger tat,
Wär' itzt ein alberner Verrat.
Doch sollt' er nach zwei Jahren
Samt Lieschen es erfahren.

Das Herz.

Aufs Herz, behaupten oft die Damen,
Ach! auf das Herz kommt alles an;
Das Herz vereinigt Weib und Mann,
Das Herz nur ist der Angel oder Hamen,
Wodurch man Lieb' und Glück erfischen kann.
Doch was für einen Talisman
Verstehn wohl unter Herz die Damen?
So alles, wie man will, kommt ihnen nicht drauf an,
Mir dünket: Herz ist ihnen nur ein Namen
Für etwas, das durch Dorf und Stadt
Zwar Namen gnug, doch keinen hübschen hat.
Und so ist Herz der Eleganz zum Ruhme
Wohl weiter nichts als eine Redeblume

Zwar hat einst Plato, wie bekannt,
Von Herzensbanden viel vernunftet,
Man hat ihm nachgelallt, doch nicht in Griechenland
Noch anderswo, soviel man fand,
Hat man sich in der Tat so recht mit ihm verzunftet.
Man fand gar bald ins Liebesband

Sich mit Vernunft hineinstudieren
Heißt weiter nichts, als die Vernunft verlieren,
In Amors schöner Kunst verspricht
Nur die Natur den besten Unterricht.

Für wen, du gutes deutsches Volk.

Für wen, du gutes deutsches Volk,
Behängt man dich mit Waffen?
Für wen läßt du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich raffen?
Für Fürsten- und für Adelsbrut
Und fürs Geschmeiß der Pfaffen.

War's nicht genug, ihr Sklavenjoch
Mit stillem Sinn zu tragen?
Für sie im Schweiß des Angesichts
Mit Fronen dich zu plagen?
Für ihre Geißel sollst du nun
Auch Gut und Leben wagen?

Sie nennen's Streit fürs Vaterland,
In welchen sie dich treiben.
O Volk, wie lange wirst du blind
Beim Spiel der Gaukler bleiben?
Sie selber sind das Vaterland
Und wollen gern bekleiben.

Was ging uns Frankreichs Wesen an,
Die wir in Deutschland wohnen?
Es mochte dort nun ein Bourbon,
Ein Ohnehose thronen.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Resignation.

Nichts kann mir fürder Freude geben,
Kein Saft aus Tokays edlen Reben,
Nicht Edelstein, nicht Goldesglanz,
Kein fettes Mahl, kein Freudentanz.

Laßt alle Rosen, alle Nelken,
Laßt alle Kinder Florens welken;

Zu Wohlgeruch und Honigseim
Entsprieße meinethalb' kein Keim!

Der Sturm mag in empörten Wellen
Mein Fahrzeug, wann er will, zerschellen!
Mit kaltem, gleichmutsvollem Sinn
Geb' ich mein lästig Leben hin.

Mich täuschet ferner kein Vertrauen
Auf diese Welt. Beim nahen Schauen
Ist jedes Glück der Erde Wahn;
Kein Weiser bleibt ihm zugetan.

Sinnesänderung.

Ich war wohl Jungfer Eigensinn,
Durch Güte kaum zu zähmen;
Und sträubte mich oft her und hin,
Zu geben und zu nehmen.
Der Himmel weiß es, wie es kam,
Daß ich so ungern gab und nahm.

Da kam ein junger Flaumenbart,
Schön wie der Gott der Reben.
Der wußte mit der besten Art
Zu nehmen und zu geben.
Da weiß der Himmel, wie es kam,
Daß ich so willig gab und nahm.

Ich merkte, wo er ging und stand,
Auf jeden seiner Winke.
Ergriff er meine rechte Hand,
So bot ich auch die Linke.
Der Himmel weiß es, wie es kam,
Daß ich so willig gab und nahm.

Zum Nußgesträuch mit ihm entwich
Ich der Gespielen Schwarme.
Ich gab ihm in die Arme mich,
Und nahm ihn in die Arme.
Der Himmel weiß es, wie es kam,
Daß ich so willig gab und nahm.

Wir ließen, tauschend Kuß um Kuß,
Auf weiches Moos uns nieder.
Ich gab den Kern von meiner Nuß,
Nahm den von seiner wieder.

Der Himmel weiß es, wie es kam,
Daß ich so willig gab und nahm.

Da hörten wir durch Laub und Gras
Die Mutter rufend kommen.
Wohl hätt' ich sonst, wer weiß noch was,
Gegeben und genommen.
Der Himmel weiß es, wie es kam,
Daß ich so willig gab und nahm.

Feldjägerlied.

Mit Hörnerklang und Lustgesang,
Als ging' es froh zur Jagd,
So ziehn wir Jäger wohlgemut,
Wenn's not dem Vaterlande tut,
Hinaus ins Feld der Schlacht.

Gewöhnt sind wir von Jugend auf
An Feld- und Waldbeschwer.
Wir klimmen Berg und Fels empor,
Und waten tief durch Sumpf und Moor,
Durch Schilf und Dorn einher.

Nicht Sturm und Regen achten wir,
Nicht Hagel, Reif und Schnee.
In Hitz' und Frost, bei Tag und Nacht,
Sind wir bereit zu Marsch und Wacht,
Als gält' es Hirsch und Reh.

Wir brauchen nicht zu unserm Mahl
Erst Pfanne, Topf und Rost.
Im Hungersfall ein Bissen Brot,
Ein Labeschluck in Durstesnot
Genügen uns zur Kost.

Wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohl bestellt.
Denn Kunst erhöht uns Kraft und Mut;
Wir zielen scharf, wir treffen gut;
Und was wir treffen, fällt.

Und färbet gleich auch unser Blut
Das Feld des Krieges rot:
So wandelt Furcht uns doch nicht an;
Denn nimmer scheut ein braver Mann
Fürs Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt doch links
So mancher tapfre Held!
Die Guten wandeln Hand in Hand
Frohlockend in ein Lebensland,
Wo niemand weiter fällt.

Doch trifft denn stets des Feindes Blei?
Verletzt denn stets sein Schwert? —
Ha! Öfter führt das Waffenglück
Uns aus dem Mordgefecht zurück,
Gesund und unversehrt.

Dann feiern wir ein Heldenfest
Bei Bischof, Punsch und Wein.
Zu Freudentänzen laden wir
Ums aufgepflanzte Siegspanier
Die schönsten Schönen ein.

Und jeder Jäger preist den Tag,
Als er ins Schlachtfeld zog.
Bei Hörnerschall und Becherklang
Ertönet laut der Chorgesang:
„Wer brav ist, lebe hoch!“

II.

Gelegenheitsgedichte.

Ein Romanzchen

Über eine Begebenheit, die sich gestern gewiß und wahrhaftig mit mir, Gottfried August Bürgern, wiewohl etwas anders, als hier beschrieben stehet, zugetragen hat, wovon beim kleinen Viester ein mehreres zu erfragen ist.

Ein niedlich Schäfermädchen stand
Am klaren Wiesenbache.
Ein Luftsprung auf den andern Rand
War keine leichte Sache.

Breit war der Bach und schoß geschwind
Durch krumme tiefe Pfade;
Drum zögerte das arme Kind
So schüchtern am Gestade.

Ich kam in meiner grünen Tracht
Aus hohen Haselbüschen,
Und wollt', ermüdet von der Jagd,
Am Bache mich erfrischen.

Es schien, als ob in dies Revier
Mich itzt ein Engel brächte. —
Ihr Auge bat mich, daß ich ihr
Hinüber helfen möchte.

Bald weckte ihre kleine Not
Mein höfliches Erbarmen;
Ich hob sie auf, leicht, wie ein Lot,
Mit frischen, starken Armen.

Vertraut um meinen Nacken schlang
Das Mädchen seine Hände.
Und ich, in Amors Namen, sprang
Mit ihr zum andern Ende.

Dank sei dir, Amor, immerdar!
Du gabst mir Riesenstärke,
Und liehest mir dein Flügelpaar
Zu diesem Liebeswerke.

Wer immer so befiedert wär',
Dem müßt' es leicht gelingen,
Sich tausend Meilen übers Meer
Nach Indien zu schwingen!

Wechselgesang.

Meta.

Noch nie schien mir ein Mann so schön,
So wahr ich Meta heiße,
Als mein Kikrikihähnelein.
Der treibt's mit rechtem Fleiße,
Was einem Cicisbé wohl steht,
Hilft Obst abnehmen, ach! und geht
Vergißmeinnicht zu holen.

Nörchen.

Ach! seiner schönen Augen Paar,
So schwarz wie reife Schlehen,
Hat mich bezaubert ganz und gar!
Wie hold, wie schmachtend drehen
Sie sich im Kreise rund herum
Und sprechen, bleibt der Mund gleich stumm,
Der Liebe Sehnsuchtssprache!

Meta.

Ist gleich mein Hähnlein ziemlich stumm
Und nicht zum Krähn geboren,
So ist er wahrlich doch nicht dumm;
Er hat es hintern Ohren.
Auch hegt wohl hier kein Musensohn
So wundervoll Attention
Für seines Herzens Dame.

Nörchen.

Wie löblich läßt auf steifem Hals
Des Köpfchens stummes Wackeln!
Wir können, schweigt er, allenfalls
Für ihn sein Teilchen quackeln.
Denn quackeln hören wir uns gern,
Drum lieben wir die stummen Herrn,
Die uns nicht unterbrechen.

Meta.

Mein Stämmchen gibt mir doch genug
Sein Herzchen zu verstehen,
Er bringt mir täglich Buch auf Buch.
Und sollt' ich gern es sehen,
Er würde nach japan'schem Brauch
Auf mein Geheiß sich seinen Bauch
Nicht weigern aufzuschneiden.

Nörchen.

Nicht immer stumm, ob freilich schön,
Macht er nur die Pagode.
Man seh' ihn auf der Kanzel stehn
Und freu' sich nicht zu Tode.
Selbst bösen Christen, wie ich bin,
Zerschmilzt der harte Sünderſinn
Wie Butter an der Sonne.

Meta.

Ach ja! da zeigt er sich mit Pracht,
Ein wahrer Tobias Schwalbe —
O Bürger, nimm dich nur in acht,
Daß er dich nicht befalbe.
O zehnmal süßer als dein Reim
Fließt seiner Predigt Honigseim
Den Frommen in die Seele.

Nörchen.

Jawohl! wie wußt' er neulich mir
Nicht Ohr und Herz zu fesseln.
Mein Mutwill', meine Plaudergier
War wie gepeitscht mit Nesseln.
Nach seiner Predigt schnappt fürwahr
Mein Schnabel, wie der junge Star
Nach einem Kleckschen Käse.

Meta.

Begreiflich ist's, daß Bürger schmält,
Wenn wir das Hahnlein preisen,
Daß er nur Fehler wiegt und zählt,
Nicht das Verdienst des Weisen.
Wo ist ein Mann, so groß er sei,
Wohl ganz und gar vom Neide frei,
Wenn er sich sieht beschattet.

Ertrag es, liebes Hahnelein,
Ertrag es sonder Grämen.
Du bleibst uns Hahn im Korbelein,
Daß wir uns gar nicht schämen
Denn wählten wir auch Bürger gleich,
So schnackt der doch nur narrsches Zeug,
Da wir doch Weisheit speisen.

Beide.

Der Bürger freilich, entre nous,
Ist holder als der Steife.
Fühl' ich in meinem Busen zu,
So deucht mir, daß ich's greife.

Meta.

Nur mehr! nur mehr Attention!

Nörchen.

Nur mehr erhabner Weisheitston!

Beide.

So ist er Hahn im Korbe!

Zum Geburtstage des Amtmanns Leonhart.

Überreicht von seinem Stieftöchterchen.

Vater, nimm dies Blümchen an,
Weil ich sonst kein Opfer habe,
Sieh den Wert der kleinen Gabe
Minder als des Herzens an.

Bester Vater, o wie lieb,
O wie lieb hab' ich dich, Vater!
Zweiter, zärtlicher Berater
Meiner Kindheit! O wie lieb! —

Mutter Gottes, sprich für mich,
Sprich für mich zu deinem Sohne,
Daß er diesen Vater lohne!
Mutter Gottes, sprich für mich!

Zum Geburtstage.

Dein Leben, Beste, gleich' im Bilde
Dem Bache, der stets heiter fließt,
Und, durch ein schönes Lenzgefilde,
Sich ruhig in das Meer ergießt.

Hier fallen Blüten auf ihn nieder,
Dort wallt er sanft auf Kiesel hin;
Es tönen über ihm die Lieder
Der holden Frühlingssängerin.

Hier kühlt ein Schatten ihn; dort blinket
Auf ihm der Sonne Strahlenbild;
Und, wenn ihn hier die Blume trinket,
Erquickt er Herde dort und Wild.

So ende, nie getrübt von Leiden,
Dein edles Leben spät den Lauf,
Und ein kristallnes Meer von Freuden
Im Paradiese nehm' es auf!

Nachruf an Friederiken.

Ruh sanft, o lieblicher Strahl!
Früh sankst du hinter die Berge!
Herrlich und hehr war deines Scheidens Gang,
Wie der Mond auf blauer, zitternder Woge.
Nur ließest du uns im Dunkel,
O erstes der Mädchen, zurück!

Abfertigung an meine Frau,

welche an dem höchsterfreulichen Geburtsfeste der gnädigen Frau Louise Wilhelmine v. Uslar geborene v. Westernhagen ein Gedicht verlangte von meiner Wenigkeit.

Wenn man nicht kann und dennoch soll,
Ist eine schlimme Sache.
O Weib! zermartre mich nicht toll,
Daß ich dir etwas mache.

Ja machen hin und machen her,
Kaum kann ich jetzt noch krächzen.
Das Machebrünnlein ist heut leer
Und alle Röhren lechzen.

Ein Weib — heißt Frau Justitia —
Entnervt mich mit Kareſſen.
Sie wird mit Seel' und Leib mich ja
Wohl noch vor Liebe freſſen.

Denn Tag für Tag, jahraus, jahrein
Währt das verdammte Zupfen
Und heute quält noch obendrein
Der Husten mich und Schnupfen.

Verschone drum mich, Pracherin,
Mit solchen Siebensachen,
Und geh zu Christoph Hasen hin!
Auch der kann Verse machen.

Denn wozu soll die Reimerei
Auf Seid' und Atlasbande?
Daß man einmal geboren sei,
Versteht sich schon am Rande.

Auch daß Louise bieder sei,
Von feiner Zucht und Ehren
Und ohne Falsch und Heuchelei,
Das brauch' ich nicht zu lehren.

Ihr Wort ist Herzenswiderklang
Voll Unschuld, wie beim Kinde,
Sie hasset dummen Stolz und Zwang
Fast ärger wie die Sünde.

Wer sie nur kennt, das gute Weib,
Der huldigt ihr im Herzen
Und findet edlen Zeitvertreib
Im Ernst bei ihr und Scherzen.

Das ist ja kund und offenbar,
Liegt jedermann vor Augen,
Davon zu singen kann fürwahr
Auf Gottes Welt nichts taugen!

Und daß wir sie von Herzensgrund
Verehren und auch lieben,
Das ist und bleibt ohn'hin ihr kund
Trotz mancher bösen Sieben.

Und alle Reimewünsche sind
Nur schmächtige Kastraten,
Davon flog keinem Christenkind
Je in das Maul ein Braten.

Was sie verdient, das wird ihr wohl
Gott dennoch schenken können,
Und jeden Gottessegen soll
Ihr unser Herz auch gönnen.

Drum, Frau Gemahlin, sing' ich ihr
Heut kein Geburtstags-Carmen,
Das traute Weibchen wollen wir
Hübsch kurz und gut umarmen.

Und wer da sagt, daß Kuß und Druck
Uns nicht von Herzen gehe,
O! über den schrei' Pastor Zug
Dreimal ein schrecklich Wehe!

An Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Ernst August, August Friederich und Adolph Friederich von England,

bei Höchstderen Ankunft in Göttingen am 6. Juli 1786.

Heil, tausend Heil, auf dieser neuen Scene,
Die Ihr so wunderhoch erfreut,
Heil Euch von Gott, o Ihr, des besten Königs Söhne,
Für Zeit und Ewigkeit!

Willkommen Eures Vaters ganzem frommen
Getreuen, deutschen Volke hier!
Allein noch tausendmal herzinniger willkommen
In dieser Hütte mir!

Der Hütte, die Georgens Huld ich danke,
Der Huld, die mild mich Fremdling rief,
An der empor, wie um den Stab des Weinstocks Ranke,
Mein Glück so blühend lief.

Ich Glücklicher! Heut blüht die schönste Blume
Am Rosenstocke meiner Zeit,
Da des Beherrschers Huld zum seltnen Heiligtume
Die Bürgerhütte weiht.

Der Gegenwart und Zukunft unvergeßlich
Wird ihres Namens Ruhm nun sein;
Und Kind und Kindeskind, gleich mir, sich unermeßlich
Der hohen Weihe freun.

Ode an Seine Königliche Hoheit Friederich,

Herzog von York und Fürstbischof von Osnabrück u. w.

bei Höchstdero Anwesenheit in Göttingen am 18. Sept. 1786
überreicht von den daselbst Studierenden.

Noch hat in unsern Herzen nicht ausgetönt
Das Melodieenopfer des frommen Danks;

Noch schwebet über allen Saiten
Nimmer ersterbender Wonne Nachhall;

Noch stets umweht's die glühenden Stirnen uns,
Wie Schwanenfittich hoher Begeisterung,
Als wollt' es zu Triumphgesängen
Jeglichen Funken der Seele wecken. —

Verlieh uns Hochbeglückten die Gottheit nicht,
Zu feiern ihr ein heiliges, hohes Fest,
Ein höheres, als jedes Sieges,
Jeder Eroberung Jubelfeste?

Errettet, ha! errettet, errettet ward
Vom Todesdolche, der ihm zu Herzen fuhr,
Georg, die Wonne seiner Völker,
Durch den umschirmenden Schild der Allmacht.

Nun zeigst du in unsern Hainen und Hallen dich,
O Friedrich, edler Sohn des Erretteten!
Du, deines Vaters Liebling! Seiner
Herrlichsten Tugenden Lieblingserbe!

Was Wunder, wenn schon wieder der sanfte Hall
Zum vollen, lauten Jubelgesang entschwillt?
Wenn jeden Fuß des Freudenreigens
Raschrer Wirbel von neuem fortreißt?

Denn sehn wir nicht in dir das geliebte Bild
Des Allgeliebten, den wir noch selbst nicht sahn?
Nicht seine Himmelsgüte leuchten,
Ähnlich der Sonn' aus zerrissnen Wolken? —

Sei uns gegrüßt aus Herzen voll Lieb' und Lust
Und laß dir huldreich, wie es dein Vater ist,
Die Huldigungen wohlgefallen,
Welche dich rauschend umwehn und säuselnd.

Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn.

Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn!
Die stolze Meta wollt' im Siegeswagen fahren,
Den sollten Grazien, ein wenig schon bei Jahren
Und bei Verstand, wie Roß und Mäuler ziehn.
Der ganze Schwarm von unsern Matadoren,
Für ernste Wissenschaft und schöne Kunst geboren,

Ward angepackt; doch keiner wollte dran.
Zu allererst griff sie den teuren Mann
Amphion-Forkel bei den tiefbemützten Ohren
Und sagte: „Zieh!“ Er aber fuhr sie an:
„Weib, meine Pfeife! Geh und laß mich ungeschoren,
Denn Malz und Hopfen ist dazu an mir verloren.“

Ein regelmäßiger und schulgerechter Mann,
Skrupelius genannt, ward nunmehr auserkoren;
Allein der kratzte sich bedächtig hintern Ohren
Und fing im Lispelton sanft demonstrierend an:
„Madam, ich bin zwar mit im Orden aller Toren
Und hat mir freilich längst im Herzen was gegoren;
Allein ich bin ein Tor, nach Zirkel, Lineal
Und Winkelmaß geformt. Nun denken Sie einmal
Vor Ihrer Kutsche mich: — Vor allen Professoren,
Vor Rat und Bürgerschaft, vor meinen Mitdoktoren,
Vor jedem Musensohn wär' mein Respekt verloren.“
Und der Pedant mit seinem Skrupelsinn
Blieb linker Hand, man ging zum Habernickel hin:
„Herr Doktor, wollen Sie sich gütigst wohl bemühn
Und meine Wenigkeit in der Karjole ziehn?“
Dies kitzelte nun zwar nicht schlecht den alten Herrn,
Doch hustet' er und sprach: „Madam, das tät' ich gern;
Doch ein Schwachmatikus, kaum stärker als zwei Bienen,
Vom Wurme durch und durch zernagt bis auf den Kern,
Der alle fünfzehn Schritt verschnaufen muß im Grünen,
Schleppt Sie wohl schwerlich fort. — Kann ich dagegen Ihnen
Mit Alikantenwein von Zeit zu Zeiten dienen,
So sprechen Sie ein Wort und ich gehorche gern.“

Was war zu tun? Man mußte fort zu andern,
Exempli gratia zu Rabbi Tychsen wandern,
Und der Rabbuni ward höchst freundlich invitiert.
Doch dieser sprach: „Madam, ich bin schon engagiert.
Jedoch wenn ich einmal Aspasien nicht ziehe,
So —“ „O Herr Jesuit, ich danke für die Mühe,“
Rief Meta aus und wandte ärgerlich
Zum Allumflatterer, Professor Meyer, sich.
Allein der Flattrer sprach — mich dünkt sogar in Reimen:
„Es lasse keine je von mir sich so was träumen!
Ich liebe freilich zwar, was vorkommt; aber mich
Und meine Ruh' noch mehr. So lass' ich mich nicht zäumen.“

„Ach Jammer!“ rief nunmehr das allverlassne Weib.
Doch ging sie endlich noch dem Garelmann und Schmelzer,
Dem Musikalen Wiel, dem pudelnärr'schen Pfälzer
Traiteur, selbst Möckert, dem Magnifikus, zu Leib;
Sie bat Hamberger, Schmidt, Specht, Ewald auf den Knieen,
Und Gotter, möchten sie um Gottes willen ziehn!
Allein umsonst. Zuletzt ging doch ein guter Tor ins Joch —
Wer? — Bürger noch.

An Demoiselle Wagemann.

Meine liebe Demoisell' Wagemann,
Ich bitte, hören Sie gütigst an,
Was ich an diesem herzbrechenden Tage
Herzbrechend Ihnen in Reimen sage!

Sie sehn, das Wetter ist so arg,
Daß man sich schier in einen Sarg
Möcht' legen und die Weender Gassen
Hinab zu Grabe tragen lassen.

Indem ich nun so stumm und dumm
Da sitz' und reiflich um und um
Die mannigfaltigen Wege und Stege,
Sich aus der Welt zu skissieren, erwäge,

So fällt mir denn dabei noch ein:
Es wäre doch in der Tat nicht fein,
Wenn ich, bevor ich von hinnen mich trollte,
Mich nicht den Nachbarn empfehlen wollte.

Nun, traute Demoisell' Wagemann,
Fang' ich sehr gern bei Ihnen an,
Wofern ich wüßte, daß mir zu Ehren
Sie heut bei Vorrat an Tränen wären.

Allein, ich höre, zu dieser Frist
Bei Ihnen ein lustiges Kränzlein ist;
Da ist denn wohl das Weinen so teuer,
Wie einst das Lachen im Fegefeuer. —

Ei nun! das Lachen ist auch nicht dumm,
Setzt oft den schiefen Kopf herum
Und wendet die desperaten Blicke
Hinweg von Dolch, Gift, Nagel und Stricke.

Wollten Sie also sich bequemen,
Mich in die Lachekur zu nehmen:
So steh' ich, trotz meinem Spleen, nicht dafür,
Ich bliebe vielleicht ein Weilchen noch hier.

Und, liebe Demoisell' Wagemann,
Dies Wörtchen hören Sie doch noch an:
Sie wissen, was ich vor vielen Wochen
Von Wiederankringeln habe gesprochen.

Wär' ich bei Ihnen willkommen im Haus,
So macht' ich beinahe heut Ernst daraus,
Wofern Sie Erlaubnis beim Superintendenten
Und seiner Hausehre mir schaffen könnten.

Wie, wenn Sie nun sprächen ungefähr so,
Nach einem feinen Praeambulo:
„Da meldet sich Bürger, das Fratzengesicht!
Abschlagen kann man's ihm doch wohl nicht.

„Denn sonst tut ihm sein Leben verdrießen!
Er faselt von Hängen heut und Erschießen,
Wofern nicht fröhliche Kompanei
Ihn wieder kurieret mit frohem Juchhei."

Sollten nun Wirt und Wirtin hold lächeln,
Die übrigen Gäste mich auch nicht drob hecheln,
So schöb' ich auf einmal manierlich und fein
Mich zwischen der Wirtin und Ihnen wohl ein.

Nun lassen Sie mich doch bald wissen, sub rosa,
Entweder in Versen oder in Prosa,
Ob ich bei Ihnen erscheinen soll?
Das übrige mündlich dann! Leben Sie wohl.

Zum 15. März 1789.

Gott grüße, Jungfer Bürgerin!
Viel tausend Glück, aus treuem Sinn!
Zum rfohen Tage der Geburt
Wird Sie hiermit von mir becourt.

Mit viel Vergnügen hätt' ich schon
Ihr aufgewartet in Person,
Allein das Wetter in der Tat
Ist heute gar zu desperat.

Indes erfolgt nach altem Brauch
Ein Kuchen und ein Stöcklein auch;
Und, weil Ihr Reimerei gefällt,
Die Verse, die Sie oft bestellt.

Klein sind zwar Kuchen, Stock und Blatt,
Allein Sie weiß: Mehr, als er hat,
Gibt immer nur ein Schelm und Dieb,
Drum nehme Sie hiermit vorlieb.

An den Apollo.

Zur Vermählung meines Freundes, des Herrn Doktor Althof mit der Demoiselle Kuchel. Am 17. Mai 1789.

Gott der goldnen Leier, gib, daß heut
Meiner Brust ein schönes Lied entschalle,
Das durch Wahrheit und durch Herzlichkeit
Deinen edeln Enkeln wohlgefalle!
Alles, was uns deine Gottheit gab,
Hat ein Recht an unsern Huldigungen;
Und der Menschenhelfer Äskulap
Ist aus deiner Vaterkraft entsprungen.

Du vertrautest ihm die Wissenschaft,
Die dein hoher, heller Geist erfunden,
Aller irdischen Naturen Kraft
Zu dem Heil der Menschen auszukunden.
Deine hochgeheuedeite Kunst
Ward den Hippokraten und Galenen.
Diese achtet deiner Musen Gunst
Wert, vor tausend Wissern, zu bekrönen.

Wohlgerüstet geißelt ihre Hand
Unsers Leibes Furien von dannen.
Darum sind sie auch mit uns verwandt,
Deren Lieder Seelengeier bannen.
Unter allen, die vom Anbeginn
Sich zu deinem Götterstamm bekannten,
Blicken wir mit brüderlichem Sinn
Ehrend auf die edeln Mitverwandten.

Sie auch, großer Ahnherr, sind noch nicht
Von uns abgefallen und entartet.
Plunderweisheit hat ihr Angesicht
Nicht also berußt und lang bebartet,

So sie nicht des reinern Sinns beraubt,
So noch nicht entwöhnt von deinem Schönen:
Daß sie dünkelhaft dein goldnes Haupt,
Deine glatten Jugendreize höhnen.

Ihrer Besten viele lockten gern
Selbst aus deinen Saiten süße Klänge.
Herrlich strahlt, ein großer schöner Stern,
Haller durch unsterbliche Gesänge.
O ich könnt' ein langes Feierlied
Von den größten deiner Enkel singen,
Die mit Flammeneifer sich bemüht,
Deines Kranzes Ehren zu erringen.

Tausend nennte leicht noch mein Gesang,
Tausend derer, so die Leier ehrten,
Und auf ihren segenreichen Klang
Mit des Herzens stummer Wonne hörten.
Drum erleuchtet sie auch die Vernunft;
Darum adelt sie auch deine Gnade:
Süßer träuft in keiner Bärtlerzunft
Lipp' und Kiel vom Honigseim der Suade.

Einer aber bliebe nicht mit Recht
Heut in deines Sängers Brust verschlossen.
Einen Mann, aus Äskulaps Geschlecht,
So zur Ehre, wie zum Glück entsprossen,
Einen derer, welche hoch und kühn
Zu des Harfners Freunden sich bekennen,
Diesen einen, Vater, laß mich ihn
Laut aus meines Herzens Fülle nennen.

Daß du mild ihn segnest, nenn' ich dir
Meines Althofs lieben, teuern Namen.
Dieser rühmt sich brüderlich mit mir,
Geisterfürst, aus deinem Göttersamen.
Mir entgegen wallt sein Bruderherz,
Mir im Trauer- wie im Freudenkleide.
Balsam gießt er oft mir in den Schmerz,
Würze streuet er in meine Freude.

Sieh, der Freundliche bekränzet heut
Mit der Liebe Myrte seine Haare.
Wunsch und Ahnung hoher Seligkeit
Tanzen vor ihm hin zum Weihaltare.

Ihn begleitet eine süße Braut,
Die sein Herz vor allen auserkoren.
Ihre stummsten Blicke sagen laut,
Er, nur er, sei ihr auch angeboren.

Liebe, Treu' und holde Sittlichkeit
Gehn als Führerinnen ihr zur Seite.
Alle Tugenden der Häuslichkeit
Geben seiner Trauten das Geleite.
Frommer Wille nimmt voran den Flug;
Ihn begleitet Kraft mit vollem Köcher.
Gott und Göttin aus dem ganzen Zug
Zeigen blinkend ihm der Freude Becher. —

Hymen, Phöbus, stammet auch von dir:
Auf! gebiete deinem schönsten Sohne,
Daß er diesen wackern Bruder mir
Mit der Fülle seines Segens lohne!
Ihn, der, wie ein Held mit Schwert und Speer,
Tausend Erdenleiden niederstreitet!
Wer verdient der Freude Becher mehr
Als der Mann, der andern ihn bereitet?

Impromptu,

da er von Demoiselle K. in Weißenfels in einer Gesellschaft aufgefordert ward, zur Auslösung seines Pfandes, der Liebe ein Liedchen zu singen.

Ein Liedchen der Liebe verlangst du von mir? —
Gern, liebliches Mädchen! gern säng' ich es dir;
Doch zärtlichen Herzen
Macht Liebe nur Schmerzen;
Drum, liebliches Mädchen, drum schweig' ich von ihr.

Der Feige wird herzhaft, der Prasser genau,
Der Karge verschwend'risch, der Dumme wird schlau,
Und, Amorn zum Preise,
Vergafft sich der Weise;
Der Hagestolz seufzet nach Mädchen sich grau.

Doch, ach! mit unendlicher Traurigkeit ringt
Ein Herz, das die Liebe mit Rosen umschlingt,
Wenn Eifersuchtschrecken
Den Liebenden wecken,
Wer ist, der die Schmerzen der Liebe besingt?

Drum, reizendes Mädchen! drum singt mein Gedicht
Das Süße der schmeichelnden Liebe dir nicht;
Denn zärtlichen Herzen
Macht Liebe nur Schmerzen;
Drum, liebliches Mädchen! sing' ich sie dir nicht.

An den Dichter Bürger.

Nach einem scherzhaften Gespräch bei Lesung seiner Gedichte.

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie's keiner kann,
Voll Geist und voll Gefühl!
Komm, leihe mir zum Lobgesang
Entflossen aus des Herzens Drang
Dein Harfenspiel!

Mein Auge sah von dir sonst nichts
Als nur den Abdruck des Gesichts,
Und dennoch — lieb' ich dich!
Denn deine Seele, fromm und gut,
Und deiner Lieder Kraft und Mut
Entzückten mich.

Ach, als ich deine Lieder las,
Da wurde mir im Herzen baß,
Hoch pochte meine Brust!
Jetzt rannen Zähren allgemach —
Schnell stahl sich aus der Seel' ein Ach
Voll süßer Lust.

Bald lächelte, bald lachte ich,
Dann rief ich schnell: „O küssen dich
Möcht' ich, dich lieben Mann!"
So wechselte, wie dein Gesang,
In mir der Hochgefühle Drang,
Je mehr ich sann.

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der deutsche Lieder singen kann
Voll Hochgefühl und Sinn!
Zwar ehret dich mein Beifall nicht,
Doch höre, was mein Herz dir spricht
Und wer ich bin.

Geboren bin ich in dem Land,
Wo Redlichkeit die Oberhand
Seit alten Zeiten fand;
In Schwaben liegt das Herzogtum,
Durch seiner Fürsten Geistesruhm
Allweit bekannt.

Drin sproßt' ich auf. — Welch schönes Los!
Drin wuchs ich auch allmählich groß,
Und bin jetzt .... Jahr.
Mein Vater ist seit achten tot,
Die Mutter ließ der liebe Gott
Mir mit Gefahr:

Auch sie sah ich an Grabes Rand,
Da winkte Gottes Vaterhand —
Ihr Leben kam zurück.
Sie leitete mit weisem Stab,
Was die Natur mir Gutes gab,
Zu meinem Glück. —

Recht heitern Geist und frohen Mut,
Ein sanftes Herz, gar fromm und gut,
Hab' ich, auch offnen Sinn.
Ich bin nicht arm, doch auch nicht reich;
Mein Stand ist meinen Gütern gleich:
Sieh, wer ich bin!

In St.....s Mitte leben wir,
Aus St.....s Mitte schreib' ich dir,
Du lieber, trauter Mann!

Man sagt, du sollst ein Witwer sein;
Kommt dir die Lust zum Freien ein,
So komm heran!

Denn kämen tausend Freier her
Und trügen Säcke Goldes schwer,
Und Bürger zeigte sich,
So gäb' ich sittsam ihm die Hand,
Und tauschte mit dem Vaterland,
Geliebter, dich!

Drum, kommt dir mal das Freien ein,
So laß's ein Schwabenmädchen sein,
Und wähle immer mich!
Mit echter Schwabenredlichkeit,
Mit deutschem Sinn und Offenheit
Liebt ferner dich

Die Verfasserin.

. . Y . .

An . . Y . .

Was singt mir dort aus Myrtenhecken,
Im Ton der liebevollen Braut?
Mein Herz vernimmt mit süßem Schrecken
Den unerhörten Schmeichellaut.
O Stimme, willst du mich nur necken
Und lachend den Betrug entdecken,
Sobald das eitle Herz dir traut?

Es singt: Ich bin ein Schwabenmädchen;
Und wirbt um mich gar unbesehn.
O ihr Poeten und Poetchen,
Wem ist ein Gleiches noch geschehn?
Das ist fürwahr das schönste Fädchen,
So mir auf goldnem Spinnerädchen
Die Parzen in mein Leben drehn!

O Schwabenmädchen, lieblich schallen
Zwar deine Töne mir ins Ohr;
Doch auch dem Auge zu gefallen,
Tritt nun aus deiner Nacht hervor!
Denn ach! die Liebesgötter wallen
Zu meinem Herzen, wie zu allen,
Durchs Auge lieber als durchs Ohr.

Und zeigt, die Sehnsucht zu erfreuen,
Die Ferne mir dich selbst nicht klar,
So mache deine Schmeicheleien
Durch dieser Bitt' Erfüllung wahr:
Laß, ohn' ein Mißgeschick zu scheuen,
Dich von der Wahrheit konterfeien,
Und stelle ganz dein Bild mir dar!

Du sollst nicht hoch in Schönheit prangen:
Denn ich bin selbst nicht jung und schön.
Das aber darf ich wohl verlangen:
Mein Auge muß mit Lust dich sehn.
Auf! Zwingt kein Fehl dich zu erbangen,
So nimm am Tage mich gefangen!
Und dann — was sein soll, muß geschehn.

[An Elise.]

Warum schweigt mir nun die Kehle,
Die so süßen Zauber sprach
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach?
Läuft der Strahl, aus Gold entsponnen,
In ein Spinnenfädchen aus?
Ist das Glück, das ich gewonnen,
Ein geträumter Götterschmaus? —

Holdes Bild, das jede Stunde
Vor der Phantasie mir schwebt,
Sag, ob auf dem Erdenrunde
Dein wahrhaftes Urselbst lebt?
Bist du wesenlos und nichtig? —
Täuschung, die mein Hirn gebar? —
Oder stellest du mir richtig
Ach! — mein Schwabenmädchen dar? u. s. w.

Rätsel.

Was Holdes lobt und liebet mich;
Und doch verbirgt das Holde sich.
Drob, Neugier, drob zerrate dich!
Führt dich der Reim auf rechte Bahn,
Triffst du des Holden Namen an.
Mich lobt und liebt E.... H....

An — — Y — —
über die Umarbeitung des voranstehenden Liedes.

Dein neues Lied, mehr g'nügt es Geist und Ohr
Als das, wodurch ich einst mein Herz an dich verlor,

Und meine Kunst — sie lächelt diesen Tönen
Doch meine Liebe lächelt jenen.
Sprich, welches Lächeln ziehst du vor?

Die Warnung.

An Bürger.

Ein Mädchen ist mit zwanzig Jahren
In Schwaben herzlich unerfahren
Und liebt und wirbt gar unbesehn.
Schnell ist der künft'ge Mann gefunden,
Viel schneller ihre Lust verschwunden:
Wie kann sie auch bestehn?

Hat Chodowiecki allen Leuten
Dich Singenden in deine Saiten
Nicht als Philister dargestellt?
Dein Haupt im Schmuck der Bürgermeister,
Dein Schlafrock Spott der schönen Geister;
So kennt dich längst die Welt!

Doch will das Jüngferlein aus Schwaben
An dir den ersten Gatten haben?
O Bürger, merke klug auf mich!
Es will das Jüngferlein aus Schwaben
Den ersten Gatten bald begraben;
Darum erwählt sie dich!

Aus Wolken, die mich oft verstecken,
Tret' ich, um meinen Freund zu decken,
Mit strengem Blick und Wort hervor.
So strenge bin ich dir zu Ehren;
Drum leihe gut gemeinten Lehren
Dein halb betörtes Ohr!

Schwer konnte Tönen der Sirene,
Verstärkt durch ihres Anblicks Schöne,
Odysseus selber widerstehn.
Willst du aus ihren Rosenketten
Den fast verstrickten Nacken retten,
So mußt du nie sie sehn.

Frau Menschenschreck. (Aus Italien.)

Antwort an Frau Menschenschreck.

In Schwaben ist mit zwanzig Jahren
Ein Mädchen nicht so unerfahren;
Liebt sie und wirbt gleich unbesehn.
Wenn Seelenadel den erhebet,
Des Harfe süß das Herz erbebet,
Wie leicht ist's da geschehn.

Ha, stellte nun auch, wie im Bilde,
Als Aga der Philistergilde
Der traute Harfner selbst sich dar:
So blieb' ihr doch der Herzbeweger,
Als Rockelor- und Atzelträger,
Was er vorhin ihr war.

Um Geistes- und um Herzensgaben
Warb laut das Jüngferlein aus Schwaben,
Und nicht um Fleisch und Bein und Kleid.
Und, traun! das Jüngferlein aus Schwaben
Wünscht das so bald nicht zu begraben,
Was wechsellos erfreut.

Getreu wird's, unter Himmelssegen,
Des einzig lieben Mannes pflegen
Bis zu dem höchsten Stufenjahr;
Und Deutschland soll's zu rühmen haben,
Daß dieses Jüngferlein aus Schwaben
Einst Bürgers Gattin war.

Drum, Sängerin der falschen Lehren,
Die keck dem schönsten Bündnis wehren,
Schweig oder schrei in leeren Wind!
Des Freundes Nacken willst du retten?
Wie? Auch aus weichen Rosenketten,
Die ohne Dornen sind?

Wär' er, wie du, in Welschlands Mitte —
Denn da nur herrscht Sirenensitte, —
So warnt' ihn wohl dein Wort zurück.
Doch wen der Liebe goldne Schlingen
Im biedern Schwabenlande fingen,
Dem lacht sein gutes Glück.

Elise.

[An Freiherrn von Münchhausen.]

Junger Leu! zu meiner Ehre Frommen
Schau das beigereichte Herzgedicht.
Brumm und schilt nicht eh' und richte nicht,
Bis du Hindernis und Anstoß erst vernommen.

Sage selbst, sag, kann ich nun wohl kommen,
Da Cythere mir dies Netzchen flicht,
Und mit diesem neuen Sonnenlicht
Mir ein frischer Sommer ist erglommen?

Horch, was dieses einz'ge Blättchen spricht!
Und hast du die Liebe je verstanden,
Gib Geduld und hemme dein Gericht.

Neuer Neigung wirre Wogen branden,
Und mein Boot — ob Steu'r und Mast auch bricht, —
Edler Leu, muß — vor in Schwaben landen.

[Zu Julchens Geburtstag.]

O Tag, der uns unser lieb Julchen gebar,
Mit Äuglein wie Azur des Himmels so klar,
Mit Wänglein, erleuchtet mit rosichtem Licht,
Das lieblich an Liliensilber sich bricht;

O Tag, der das holdeste Mädchen uns gab,
Komm eben so hold doch vom Himmel herab
Und lächle, wie Julchen, so freundlich und gut
In Leib und in Seele den fröhlichsten Mut!

Ach! hätt' ich der Welt solch ein Mädel gebracht,
Ich schwebte vom Himmel in himmlischer Pracht,
Es hüllte den blauen, den goldenen Schein
Der Augen und Locken kein Wölkchen mir ein.

O Tag, sei des reizenden Töchterleins Bild,
So warm, so behaglich, so schmeichelnd, so mild!
Freund, ahme den vorigen Brüdern nicht nach
Und lärme, wie sie, nicht um Fenster und Dach!

Verscheuche das übelgesittete Pack
Im grauen, beschmutzten, kalt triefenden Frack!
Dir, liebenden Herzen zur Wonne gesandt,
Geziemet ein strahlendes Feiergewand.

Erhöre den zärtlich dir flehenden Ton,
Und — Wonne! — du kommst und erheiterst dich schon.
Doch wehe! Gleich mummst du auch wieder dich ein!
Sprich, bist du wohl wert, ein Geburtstag zu sein?

Pfui! Krieche nur, gleich dem Ägidienpack,
In Wolkenperück' und beklaatertem Frack;
Und rühme dich nimmer, unfreundlicher Gast,
Daß du so ein freundliches Töchterlein hast.

Wir wollen uns dennoch am lieblichen Schein
Der lieblichen Tochter wohl ohne dich freun.
Auf, liebende Herzen! bringt Julchen im Tanz
Die Wünsche der Liebe, geflochten zum Kranz;

Zum duftenden Kranze, der nimmer verblüht —
Sieh da, wie nun wieder sein Angesicht glüht! —
O geh doch, du Tag mit dem Wechselgesicht!
Denn Liebe für Julchen — die wechselt ja nicht.

Totenopfer den Manen Johann David Michaelis' dargebracht von seinen Verehrern im August 1791.

Matter Schwermut Klagen oder Tränen
Ziemen nicht zum Totenopfer denen,
Deren Lob durch Raum und Zeit erschallt.
Die sind Spende nur dem Erdensohne,
Dessen Name mit dem letzten Tone
Seiner Sterbeglocke schon verhallt.

Jene Starken aus dem schwachen Haufen,
Wann sie glorreich ihre Bahn durchlaufen,
In der Kraft, die ihnen Gott verlieh,
Sinken bei dem Klange hoher Lieder
In die Kühlung der Cypresse nieder;
Um sie weinet nicht die Elegie.

Denn die Geister hoher Weisen schweben
Nicht, in Nacht sich hüllend, aus dem Leben
In die Wohnung der Vergessenheit.
Ihre Weisheit waltet fort hier oben;
Ihrer Weisheit Götterwerke loben
Die Entschwebten bis in Ewigkeit.

Schmerz entpreßt vor Hades Tor den Scharen
Derer, welchen sie einst teuer waren,
Keinen trostbegehrenden Gesang.
Nur der Hochverehrung süße Schauer
Füllen ihre Herzen, statt der Trauer;
Ihre Lippen strömen Preis und Dank:

Preis und Dank für ehrenwerte Taten;
Preis und Dank für das, was sie geraten,
Was sie wohl geordnet, wohl bestellt;
Für die Fackel, die sie hoch gehalten,
Die des Irrtums Chaos zu Gestalten
Wandelloser Wahrheit aufgehellt.

Stets in diesem Lichte fortzuwandeln,
Stets darin zu lehren und zu handeln,
Schwört zum Dank die andachtsvolle Schar. —
Dir auch, Michaelis, großer Lehrer,
Bringen feiernd deine Hochverehrer
Dieses höhre Totenopfer dar.

Prolog bei Eröffnung eines kleinen gesellschaftlichen Theaters.

Statt Lästerei und Gickelgack,
Ein Spiel für Geist, Herz und Geschmack! —

Dies, — mög' es wissen Freund und Feind! —
Dies ist der Spruch, der uns vereint.
Wer drob in dieser Musenstadt
Etwas zu gickelgackeln hat, —
Indem hier, wie ihr alle wißt,
Des Gickelgackels Heimat ist, —
Der gickelgackle frank und frei!
Wir lächeln still und froh dabei.
Denn wenn man nur nichts Linkes tut,
So lächelt sich's recht wohlgemut. —
Bellt hier ein Hund, gackt dort ein Huhn,
Was soll die Unschuld sagen, — tun?
Sie sparet ruhig Tat und Wort,
Und spielt getrost ihr Spielchen fort,
Bis Hund und Henne nach dem Takt
Sich ausgebellt, sich ausgegackt.
Die gute weise Toleranz
Erbosen weder Hund noch Gans. —

Ihr, die ihr uns gewogen seid,
In Zucht und Ehren gern euch freut,
Statt Kliff und Klaff und Gickelgack,
Geist mit euch bringt, Herz und Geschmack,
Ihr sollt in unsern muntern Reihn
Uns herzlich stets willkommen sein!
Wenn ihr die zwei, drei Stündchen Zeit
In unserm Zirkel nicht bereut,
Und meint, sie sei'n wohl Dankes wert,
So bitten wir euch unbeschwert,
Sagt Gans und Hündin ins Gesicht:
„Gemach! die ärgern doch sich nicht!"

Rommels Antwort an die Sanfte.

Nach vorgeschriebenen Endreimen.

Ist deine Liebe rein, wie dein Gedicht, von — Schimmel;
Genügt, statt Marzipan, ihr Brot mit Salz und — Kümmel;
Leiht sie nicht jedem Geck voll Lüsternheit ihr — Ohr;
Und schwankt sie zwischen mir und ihm nicht wie ein — Rohr:
Wohlan, so nimm ihn hin, den süß ersehnten — Blöden!
Traun, seine Blödigkeit soll nicht dein Bett — veröden.
Er schafft, von Sorge, Gram und bösen Grillen — frei,
Der Mägd- und Knäblein leicht dir — etwa dreimal — drei.
Besprich das Aufgebot nur gleich beim Vetter — Rommel!
Bestelle zum voraus die Puppe, samt der — Trommel!
Noch eins! du bringst mir doch auch etwas baren — Lachs,
Samt Betten, Leinen, Drell, vielleicht auch Woll' und — Flachs.
Ist das, so wird sich leicht die Notdurft vollends — finden,
Auch ohne daß wir uns die Haut vom Leibe — schinden.
Gemächlich leben wir dann bis zum — Abendrot,
Und achten Überfluß, der uns nichts nützt, für — Kot.

III.

Vermischte Gedichte.

Sprüche und Epigramme.

Penelope.

Die List Penelopens, des frommen Weibchens, lebe!
Um ihre Tugend her zog sie ein Schutzgewebe;
Doch das, was sie bei Tage gut gemacht,
Verdarb sie wieder bei der Nacht.

An Klopstock, den Dichter, und Lessing, den Kunstrichter.

Mich wärmte der Gedank' an Fürsten, die
Nichts als geborne Fürsten sind, noch nie.
Doch dacht' ich euch, ihr Edeln, dann entschwoll
Mein Herz, des süßen Vaterlandes voll.
Drum weiht' ich euch — weg, kalter Fürstendank! —
Des Mäoniden ewigen Gesang.

An den Klatrigen.

O weg damit zur Garderobe!
Hinweg, hinweg mit deinem Lobe!
Das ärger meinen Ekel weckt,
Als reichte mir ein Krätziger Konfekt.

Der Pfiff.

Mir kostete die Lotterie
Sonst jährlich leicht an funfzig Taler;
Und schwerlich fuhr wohl einer kahler,
Als meine Wenigkeit, dabei.
Drob juckt' es mir nun hintern Ohren:
Ich sann — da fiel ein Pfiff mir ein;
Und was ich netto sonst verloren,
Bringt der mir netto wieder ein.

Das ist ein Pfiffchen! — Ha, wie fein! —
Nun läßt das Glück mich ungeschoren.
Die Funfzig sind und bleiben mein.
Das macht: — ich setze nicht mehr ein.

Gespräch beim Ball.

A. Was tanzt für eine dort mit Herrn von Mirabell?
Ein Fräulein? oder Mammesell?

B. Ein Fräulein! Ei! wie dumm du bist!
Siehst du denn nicht, daß sie verwachsen ist?

A. 's ist sonderbar, bei meiner Treu'!
Doch sag, woher mag das wohl rühren?

B. Vom Windeln, Bündeln, Zieren, Schnüren,
Vom Taillemachen und Dressieren,
Von Magd- und Ammenhudelei,
Weil sich Mama nicht will genieren,
Kurzum, von Vornehmtuerei!

Bav.

Bav pocht' an seine Stirn: Heraus, Herr Witz, heraus!
Doch pocht' er lang' umsonst. Der Herr war nicht zu Haus!

An Herrn Amtmann Bürger.

Wie unsre Dramen zu Ende gehn,
Das kannst du gleich am Anfange sehn;
So gibt dir der Anfang mehr Bericht,
Als oft der hatte, der 's Drama gedicht't.

A. G. Kästner.

Antwort an A. G. Kästner.

Wenn ihren Willen unsre Knaben
Bei den dramat'schen Musen haben,
Was können sie wissen von Kopf bis zu Fuß,
Wie einst das Kindlein gestaltet sein muß?
Doch ist nun einmal das Kindlein da,
Dann lassen ein einziges Ohr und Yah
Gar leicht vermuten et cetera.

Woher ich auf andre Gedanken komme.

Klein, unbemerkt, verdienst- und namenlos
Hielt ich in ganzem Ernst mich immer fast bis gestern:
Doch endlich dünk' ich bald mich selber wert und groß,
Weil viel Kanaillen schon mich hassen und verlästern.

Heilige Versicherung.

Glaubt nur, der Wir, der im Kritikgericht
So oft mit unverschämter Zunge
Sentenzen den Magnaten spricht,
Von Gottes Gnaden ist er nicht;
Wohl aber oft, bei Gott! — ein Laufejunge.

Hans Grobian von Dumbart.

Ein Epilog (zum Musen-Almanach 1783).

Zu Publikum, so heißt das Ding mit Namen,
Kenn' ich verschiedne Herrn und Damen.
Nun pfleg' ich dort, jahraus, jahrein,
Aus meinem Treibhaus oder Garten
Mit etwas Früchten aufzuwarten.
Da pack' ich in den Korb hinein
Von allem, was das Jahr bescheret;
Und weil man gern sich rühmen höret,
So les' ich, was ich kann, nur stets das Beste aus;
Den Abfall brauch' ich selbst fürs Haus.
Kann ich mit etwas Apfelsinen,
Melonen oder Ananas
Die Leckermäulerchen bedienen,
So tu' ich herzlich gern auch das.
Doch Äpfel, Birnen, Zwetschen, Pflaumen,
Sind auch ganz gut für hunderttausend Gaumen;
Und jeder Schöps weiß ungefähr,
Von diesen erntet man natürlich ungleich mehr.
Drum müssen die denn auch den größten Raum erfüllen.
Doch schlüpft ja freilich für die Sau
Manch grünlich Ding mit ein, ganz wider meinen Willen.
Der Henker gucke so genau!

Nun, lieben Freunde, laßt euch sagen,
Wie ein gewisser Grobian
Von Dumbart sich hierbei pflegt zu betragen.
„Der Korb," so hebt Hans Grobian

Von Dumbart grob und dumm sein Rezepisse an,
Sobald er ihn hat hingenommen,
„Herrn Bürgers Korb ist wieder angekommen.
Doch finden Wir nur wenig Ananas
Mit drunter; wenig Apfelsinen,
Und Pflaumen desto mehr! Herr Bonifaz, von Ihnen
Erwartet man sonst billig, daß
Sie uns mit eitel Ananas
Und gar mit Pflaumen nicht bedienen!“ —

Ei Grobian! So dank' er wenigstens für das,
Was er gefunden hat von Ananas!
Was gibt er mir die Pflaumen anzuhören?
Will er mich etwa Ananas
Von Pflaumen unterscheiden lehren?
Meint er im Ernst, meint er im Spaß,
Daß Apfelsin' und Ananas
In Schwaben, Franken, Rheinland, Sachsen
Wie Heckeschlehn an allen Straßen wachsen? —

Er dummes Grobiansgesicht
Mag künftig klüger sich bedenken!
Die Grobheit könnt' ich gern ihm schenken;
Nur seine dumme Dummheit nicht!

Auf einen Erzkujon.

O wüßt' er's nur, der Erzkujon,
Der nun so manches Unheil schon
Mir anzukujonieren dachte,
Wie kalt und tief ich ihn verachte,
O fühlt' er's nur, der Erzkujon;
Die Schwerenot kriegt' er davon!

Bekenntnis.

Wann über meine Männertugend
Ihr zu Gericht euch niedersetzt,
So hetzt ihr jeden Fehl; ihr hetzt
Herbei sogar den Fehl der Jugend.
Weil euch denn dran gelegen ist,
Daß jeden Quark ihr von mir wißt,

So sei hiermit euch unverhalten:
Die ersten Hosen, die ich trug,
Und vollends gar mein Kindertuch,
Hab' ich nicht immer rein gehalten.

Adler und Lork.

Am Adler, welcher sich erhebet
Und in dem lichten Freien schwebet,
Sieht jeder Lork aus seinem Dreck
Und rügt ihn gern, den kleinsten Fleck.
Doch wer bemerkt am Lork im Drecke
Die kleinen und die großen Flecke?

Stumpf.

Herr Stumpf, der Orthodoxen Haupt,
Glaubt, was nur je der Menschheit frühste Jugend
An Un- und Widersinn geglaubt:
Sogar an seines Weibes Tugend.

Die Antiquare.

Sie wollen nicht den kleinsten Lumpen missen,
Den vor Jahrtausenden die Zeit schon abgerissen
Und herzlich gern in das Verlies geschmissen.

Hum!

Nach dem Französischen.

A.

Freund, meide doch die Fulvia!
Denn, sieh! mit Händen greift sich's ja:
Die Falsche gibt vor allen Gästen
Dich immer ohne Scheu zum besten.

B.

Hum! Mag sie doch! Man weiß es ja!
Gefällig gibt Frau Fulvia
Gern alles, was sie hat, zum besten.

Gedanke an der Marschallstafel.

Man kann im Staat gar mancher Ehr' entbehren:
Versteht man nur die Kunst, sich selbst zu ehren.

Fürbitte

eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers eines Musen-Almanachs.

Vergib, o Vater der neun Schwestern,
Die unter deinem Lorbeer ruhn,
Vergib es denen, die dich nun
Und immerdar durch Schofelwerke lästern!
Sie wissen ja nicht, was sie tun!

[Epigramm gegen Goethe.]

Mich drängt' es in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kuckuck und sein Küster!

An Madame B. geb. M.

Sehn, geliebte Freundin, und wiedersehen das Werte
Auf der verworrenen Bahn, welche das Leben durchkreuzt,
Das sind Blüten des Glücks, die jedem Waller nicht blühen;
Dennoch welken sie auch, ähnlich den Blüten des Mais.
Lieblich haben sie dir und mir drei Tage geduftet:
Morgen fallen sie welk ab von der werdenden Frucht.
Wiedererinnerung heißt die Frucht, die ihnen entkeimet,
Säuerlich anfangs noch, süßer in Reife dereinst.
Reich', o Phantasie, die Frucht dem durstenden Herzen
Auf der ermüdenden Bahn, welche das Leben durchkreuzt,
Reiche sie reif und süß im Weidenkörbchen, durchflochten
Mit Vergißmeinnicht, kummerverlächelnd ihm dar!

Was frag' ich wohl ohn' Unterlaß.

Was frag' ich wohl ohn' Unterlaß
Nach dem Geschwätz der Welt?
Es gibt mir ja doch keiner was,
Als für mein bares Geld.
Mich krittelt Herr, mich krittelt Knecht,
Dem mach' ich's hier, dem da nicht recht.
Drum ist und bleibt das beste das:
Ich tu', wie mir's gefällt.

Die Esel und die Nachtigallen.

Es gibt der Esel, welche wollen,
Daß Nachtigallen hin und her
Des Müllers Säcke tragen sollen.
Ob's recht? fällt mir zu sagen schwer.
Das weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, daß die Esel singen sollen.

Das Wappen.

Schon lange soll den Laffen Schmerl,
Der bald sich adeln läßt, die Wahl des Wappens quälen.
Man rat' ihm doch, dazu den Kamm zu wählen!
Denn keins ist passender für einen Laufekerl.

Impromptu:

Warum ich wohl einen Gesang meiner Liebe nicht hätte „Das hohe Lied" nennen sollen.

Salomons Geist.

Du hast mit meines Liedes Namen,
So hab' ich hier und da erhorcht,
Bei manchen frommen Herrn und Damen
Zum besten nicht für dich gesorgt.

Ich.

Vermutlich weil ich einen Namen,
Entweiht durch deines Fleisches Samen,
Für meines Geistes Sohn geborgt.

Schmähsucht hat den Meucheldolch gezogen.

Schmähsucht hat den Meucheldolch gezogen,
Und mein Glück ist ihres Dolches Ziel.
Greif' ich nach des Drachentöters Bogen
Oder nach des Gottes Saitenspiel?
Zähm' ich sie mit Pfeilen oder Tönen,
Hart und schrecklich, oder mild und schön?
Phöbus' Sohn kann glorreich sie mit jenen,
Kann mit diesen glorreich sie bestehn.

Fragment.

Wer trabt so hoch auf stolzem Roß,
Umringt von blonder Knappen Troß?
Er ragt weit über die Knappen empor,
Wie Pappel und Erle weit über das Rohr

Die Aspiranten und der Dichter.

Die Aspiranten.

Du Göttlicher, wie geht es zu,
Daß deine Lieder so behagen?
Wir quälen uns zu ganzen Tagen,
Zu ganzen Nächten, sonder Ruh';
Wir setzen Vers für Vers wie du,
Und wenn wir gute Leute fragen,
So ist kein Schimpf auf uns zu sagen:
Und dennoch wollen unsre Schuh'
Uns nicht wie dich zum Ruhme tragen.
O Mann, wir müssen dich drum fragen,
Denn du nur kannst uns lehren, du!

Der Dichter.

Weht's euch der Genius nicht zu,
So weiß ich's wahrlich nicht zu sagen.

Franken und Franzosen.

Die Edlen, die nicht mehr an alter Seuche kranken,
Nennt nicht Franzosen mehr! Sie heißen edler Franken!
Begriff und Wort Franzos ist nur für das geprägt,
Was noch in Mund und Schoß die alte Seuche hegt.

Reiz und Schönheit.

Bei des stillen Reizes Mangel
Zieht kein schönes Angesicht:
Denn der Bissen sonder Angel
Lockt wohl, aber fängt doch nicht.

Unmut.

Der Henker hole sie, die schönen Seifenblasen
Von euerm Freiheitsmut und seiner Riesenkraft,
Wenn beides schon im ersten Kampf erschlafft!
Mit Fäusten schlagt den Feind und nicht mit Rednerphrasen!

Das Magnetengebirge.

Allegorie oder Fabel.

Es lag oder liegt in großer, schiffreicher See ein großer Magnetenberg, und viele kleinere Magnetenberge lagen oder liegen um ihn her. Das Magnetengebirge zog an sich weit und breit aus allen Schiffen alles Eisen und Stahl. Die Fugen der Schiffe zersprangen, und Trümmer bedeckte ndas Meer. Da rüstete man, anstatt mit Eisen und Stahl, die Schiffe mit Silber und Gold; und die neue Schiffahrt bestand.

Auch lag oder liegt in großer hüttenvoller Flur eine große Magnatenburg, und viele kleinere Magnatenburgen lagen oder liegen um sie her. Das Magnatengebürge zog an sich weit und breit aus allen Hütten alles Silber und Gold. Die Fugen der Hütten zersprangen, und Trümmer bedeckten das Land. Da rüstete man, anstatt mit Silber und Gold, die Hütten mit Eisen und Stahl; und die neue Bauart bestand.

Das Magnetengebirge lag oder liegt, ich weiß nicht wo; das Magnatengebürge, wo jedermann weiß.

Vorschlag zur Güte.

Ihr Schwärmer für die Monarchie,
Für Aristo- und für Demokratie,
Ihr tollen Schwärmer, laßt euch raten
Und werdet alle — Logokraten!

Kampfgesetz.

Gleich sei der Streit,
Den man uns beut!

Schwert gegen Schwert vom Leder;
Doch Feder gegen Feder!

An einen gewissen nicht leicht zu Erratenden.

Aus dem Russischen.

Sprich für den Adel nicht, der ohne dich besteht,
Du halb geadelter Poet!
Denn neulich noch bewies der Edlen lauter Tadel,
Dein Herz sei nicht von Adel.

Ersatz.

Sehr hart und unkorrekt war mein Gedicht;
Apollons Priester mocht' es nicht:
Ich bracht's Dionen, und zum Lohne
Gab sie mir eine Myrtenkrone.

H. G. B. Franke.

Einfall beim obigen Ersatze.

Hm! weiter nichts? Freund, diese Krone
Ward, wie man zehntausendmal öfter schon sah,
Auch harten Waden et caetera
Des unkorrektesten Junkers zum Lohne!

An Herrn Schuft.

O Schuft, es ist Unmöglichkeit,
Von schlechter Verse Schlechtigkeit
Mit Gründen stets die Schüfte zu belehren.
Doch bin ich immerdar bereit,
Bei meiner Seelen Seligkeit
Die Schlechtigkeit der deinen zu beschwören.

Karl der Große als Dichter.

Aus dem Piemontesischen.

So schnell als er stieg noch kein dichtendes Genie
Zum Hofrat, Envoyé, zum Domherrn und Marquis.
Bald wird er, fährt er fort so rühmlich sich zu zeigen,
Was irgend Ehre heißt, durch Dichtkunst übersteigen.

Auf einen Zeitschriftsteller, der wider Menschenrecht, Freiheit, Aufklärung, große und edle Menschen ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. kopf-, herz- und geschmacklos schrieb.

Januar.

Steh auf, o Archiloch, mit deiner Jambenkraft!
Leg ihm durch eignen Strick die schnöde Autorschaft!

Februar.

Man brenn' an seine hohle Stirn:
Hier kein Gehirn!
Zwei Spannen unterwärts:
Allhier kein Herz!
Auf seinen St— mit Reverenz:
Bild seiner Eloquenz!

März.

Vielleicht ist mancher Schritt zur Aufklärung Sottise·
Doch der in Finsternis ist allemal Betise.

April.

Wen die Vernunft und der Geschmack verdammen,
Den schützt kein Königsbrief vor der Verdammnis Flammen.

Mai.

Ich möchte lieber Raub und Mord
Auf meiner armen Seele haben,
Als heuchlerisch mit einem Sklavenwort
Den Aberglauben und den Despotismus laben.

Junius.

Du denkst: „Ich will ans Tor des Herrenhofs mich stellen
Und laut nach Leucht' und Stab der Freiheitswächter bellen:
Das setzt vom Herrentisch mir manchen Brocken ab."
Ha, edel ausgedacht! — Nur weichen Leucht' und Stab
Dir, Kläffer, darum doch kein Haar breit aus dem Wege,
Und jeden Brocken würzt dir leicht ein Dutzend Schläge.

Julius.

Du bittest manchen wackern Held,
Zu deiner Fahne sich zu stellen:
Doch wer auf Heldenehre hält,
Sieht auch auf wackre Kampfgesellen.

August.

Du? Unsinn wähnest du aus Deutschland zu vertreiben?
Ha, lern' erst deutschen Sinn mit deutscher Feder schreiben!

September.

Du Pfaff des längst geborstnen Baal,
Was hast du nun von deinen Lehren?
Daß dich die Weisen, dich die Edlen allzumal
Für vogelfrei erklären.

Oktober.

Der Große, der es war, heißt dir der Sogenannte?
So werde denn auch du dafür der Sogebrannte!

November.

Knie hin für die Versündigung,
Womit du Geist und Herz der Nation gefährdest,
Und bitt um unsern Fahnenschwung,
Damit du — helf' es Gott! — noch ehrlich wieder werdest!

Dezember.

Ein Hofzwerg wollte jüngst den Geist der Zeit besprechen,
Und rief: Hinweg, hinweg aus deutscher Au!
Doch grausam wußte sich das Ungetüm zu rächen,
Und kniff dafür den Banner braun und blau.

Fragment eines dreizehnten kleinen Propheten Eschechirach am toten Meer.

Aus dem Dänischen.

Da nahm der Engel mich beim Schopf
Und sprach: Du Tropf,
Nimm deinen Kiel und schreibe:
Daß heut nicht morgen bleibe.

Die Brüderschaft.

Er führt als Bruder im Apoll
Sich selber bei mir ein.
Ich will's in jedem Gotte wohl,
Nur nicht in diesem sein.

Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Gedichten, die aber nicht vorgedruckt werden soll.

Ich habe bedächtig mein Gärtchen geputzt,
Ich habe die Bäumchen geschneitelt, gestutzt,
Ich habe gerodet, gepflanzet, geimpft
Und, gebe der Himmel! nichts Bessres verschimpft.

Zwar, fürcht' ich, entschlüpfte dem redlichen Fleiß
Wohl leider! noch manches verwerfliche Reis:
Doch mein' ich bescheiden, so könn' es bestehn,
Daß artige Leutchen spazieren drin gehn.

Den Böcken zu Jena, zu Leipzig, Berlin
Und Salzburg will ich ihr Recht nicht entziehn.
Laß Menschen, was Menschen gebühret, o Christ!
Dem Ziegenbock laß, was des Ziegenbocks ist!

Herbei, ihr Beschauer von meckernder Art,
Und seht, was die Schwachheit euch übrig gespart!
Und solltet ihr etwa zu wenig erschaun,
So brechet nach alter Gewohnheit — vom Zaun!

Der Vogel Urselbst, seine Rezensenten und der Genius.

Eine Fabel in Burcard Waldis' Manier.

Ein Vogel ganz besondrer Art,
Der sich mit keinem andern paart
Und, weil er immer einsam kreist,
Original, deutsch: Urselbst, heißt,
War Liebling eines Genius
Und hörte dennoch mit Verdruß:
„Das Flügelpaar, mit welchem ihn
Der hohe Genius beliehn,
Trag' ihn zwar ziemlich hoch und weit
Mit seiner Kraft durch Raum und Zeit;
Allein der Flug sei doch nicht schön
Zu hören oder anzusehn."

So rief aus Trojas Schutt und Graus
Ein kranker Uhu erst heraus.
Nach rief es flugs ein Papagei
In einer neuen Bücherei,
Wo auf der Grazien Altar
Der Schwätzer eingekäfigt war.

Bald gackten's auch den ganzen Tag
Die Hühner und die Gänse nach.
So ward ein Wort Sankt Klopstocks wahr,
Das Wort: Nachahmer hier sogar!

Da flog der Urselbst hin und bat
Des Uhus Majestät um Rat:
„Herr, gib dich näher zu verstehn,
Wie flieg' ich dir zu Dank recht schön?" —
Der Uhu zog die Stirne kraus
Und sann — und sann den Rat heraus:
„Behaget gleich auf jeder Flur
Dein Flug dem Sohne der Natur:
So frommt doch diese Gunst dir nichts
Vor der Gewalt des Kunstgerichts.
Das Püppchen der Konvention
Rümpft stets sein Näschen drob mit Hohn.
Denn eingeschnürte Schulkultur
Haßt gliederfreie Weltnatur.
Drum mußt du, wenn ich raten soll,
Der Reglerin zum Opferzoll
Erst manchen Schwungkiel dir entziehn,
Womit Naturgeist dich beliehn." —
Der Urselbst säumt' es nicht zu tun
Und fragte gläubig: „Herr, was nun?" —
„Es fliegt im dritten Himmelssaal
Ein Vogel, Namens: Ideal.
Mit dessen Federn rüste dich,
Sonst fliegst du ewig schlecht für mich.
Noch tatst du keinen Flügelschlag,
Der tadellos passieren mag.
Versagt bleibt drum auf mein Geheiß
Dir der Vollendung Paradeis." —
Da sprach der Urselbst ängstiglich:
„Gestrenger Herr, belehre mich,
Wie steigt man in den Himmelssaal
Und hascht den Vogel Ideal?
Mir dünkt, das ist doch nicht so leicht,
Als man nur blind ins Blaue zeigt." —
Hierauf der Uhu spöttiglich:
„Herr Ignorant, belehr' er sich:
Zur Seite fliegt der Ideal
Dem Wunderphönix der Moral.

Wie dieser strahlt in Heiligkeit,
So jener in Vollkommenheit.
Und wär' unendlich auch die Kluft
Von unsrer bis in ihre Luft:
So wird doch stets hinaufgezeigt;
Und wer nicht ihre Höh' erreicht,
Dem blasen wir den Totenmarsch." —
„Mit Gunst! Ist dies nicht allzu barsch? —
Schlecht wird's hiernach, muß ich gestehn,
Dem Tauber wie dem Adler gehn,
Die man doch in der Unterwelt
Für ehrenwerte Vögel hält.
Nach dir ist diesseits jener Kluft
Der Tauber Schurk', der Adler Schuft.
Biegt man das Rohr zu stark, so bricht's;
Und wer zu viel will, der will — nichts." —
Jetzt wollte schon der Urselbst fort;
Doch wandt' er sich: „Nur noch ein Wort,
Erhabner Kauz! Vermutlich hast
Du Federn von dem Himmelsgast.
Wie bliesest du wohl sonst so barsch
Mir und auch dir den Totenmarsch!
Gib mir von deiner Portion
Und nimm dafür mein Gotteslohn!
Hiernächst so komm auch selbst heraus
Aus Trojas altem Schutt und Graus,
Und zeig im Fluge dich einmal
Nach Art des Vogels Ideal!
Denn sieh, als du bei guter Laun'
Einst über deinen Dornenzaun
Der Göttin Freude nach dich schwangst,
Da wurde mir doch etwas angst." —
Jetzt rief der Uhu ärgerlich:
„Herr Naseweis, belehr' er sich!
Obgleich mein Aug' ihn nimmer sah,
So ist der Ideal doch da.
Ja, wär' er auch ein Popanz nur
Von metaphysischer Natur,
Der durchs Transcendentalreich streift,
Wo man nicht sieht, nicht hört, nicht greift:
So schreit man dennoch: Schau, o schau! —
Dem andern dunstet's dann doch blau;
Und blauer Empyreumsdunst

Ist meist der Schönheitsregler Kunst.
Sotanem Dunst, Herr Naseweis,
Geb' ich dich, wie mich selber, preis.
Denn stümpert gleich mein eigner Flug
Um Trojas Trümmer tief genug:
So laß' ich doch im Femgericht
Von meines Urteils Strenge nicht.
Ich habe recht, recht, recht, recht, recht:
Halt 's Maul vor mir, du loser Knecht!" —
Der Urselbst, der nun Unrat roch,
Sprach: „Hätt' ich meine Kiele noch!"
Verlor von nun an nicht ein Wort
Und zog mit mattern Schwingen fort.

Noch gläubig flog er hin und bat
Den Papagei um guten Rat:
„Schön Papelpapchen, laß mich sehn,
Wie flieg' ich dir zu Dank recht schön?" —
Und graziös, in seinem Ring
Sich schaukelnd, sprach das bunte Ding:
„Da unter mir auf dem Altar
Nimmst du viel Gänseblümchen wahr,
Die ich im Ausland weit und breit
Einst aufgezupft und hier gestreut!
Ich trug dafür zum hohen Lohn
Dies goldne Gitterhaus davon,
Wo, wer die Bücherei besteigt,
Schön mit mir tut, mir Zucker reicht
Und mir das glatte Köpfchen kraut,
Das niedlich durch die Stäbchen schaut.
Herr Urselbst, willst du gut allhier
Dich stehn wie ich, so folge mir!
Reiß dir die deutschen Federn aus
Und füll' mit Blümlein, bunt und kraus,
Die leeren Lücken wieder an,
So wird aus dir ein ganzer Mann!"
Der Urselbst, allzu glaubensvoll,
Sah nicht gleich ein: der Rat sei toll;
Und tat, o weh! nach Papchens Wort.
Noch lahmer ging der Flug nun fort.

Jetzt zog der Urselbst hin und bat
Das Gick- und Gackgeschlecht um Rat.

Laut rief das Gick- und Gackgeschlecht:
„Bis hierher tatst du zwar ganz recht:
Doch unsres Beifalls dich zu freun,
Mußt du wie unsereiner sein.
Dies ganz zu werden, raten wir,
Zieh jeden Genialkiel dir
Bis auf den letzten Stumpf heraus
Und bleib hier hübsch mit uns zu Haus!
Man muß nichts Eignes wollen sein;
So machen wir es, groß und klein.
Du siehst, wir watscheln Tag für Tag
Hof auf, Hof ab einander nach
Und schnattern unser Lied dabei
Stets in bekannter Melodei.
Wenn man nun gleich nicht hoch und weit
Uns fliegen sieht durch Raum und Zeit:
So fällt dafür in unserm Lauf
Auch der Kritik kein Anstoß auf.
Drum meint der Uhu selbst im Ernst,
Gut sei es, daß du von uns lernst." —
Der Urselbst, taub von dem Geschrei,
Besann sich nicht, was gut ihm sei. —
Er riß sich Kiel bei Kiel heraus,
Und ach! mit seinem Flug war's aus.

Nun kam ob dem, was er getan,
Der Reue Bitterkeit ihm an,
Und tief erseufzend vor Verdruß
Fleht er empor zum Genius.
Allein der hohe Schutzpatron
Schalt hoch herab in ernstem Ton.
„O Tor, also geschieht dir recht!
Was achtest du auf jeden Knecht
Der Meinung, die, im Turm versteckt,
Ein kranker Uhu ausgeheckt? —
So geht's, so geht's, wenn mein Klient
Vor alle Regelbnden rennt.
Meinst du, daß ich, ich, dein Apoll,
Den Flug vom Regler lernen soll?
Der Regler — so beschied sich des
Schon Summus Aristoteles —
Der Regler zeichne meinen Flug
Wie eine Tanztour in sein Buch:

Nur lehr' er keinen Genius,
Wie er die Flügel schlagen muß! —
Für diesmal will ich dir verzeihn
Und neue Flügel dir verleihn.
Doch fliegst dem Gick- und Gackgeschlecht
Du künftig abermals nicht recht
Und achtest sein, und wendest dich
Im Zweifel nicht allein an mich,
Der ganz allein, was frommt und ehrt,
Trotz allem Kritikakel lehrt:
So lähm' ich dir auf immerdar
Den Flug, der sonst dein Volksruhm war.
Du sollst in Tiefen und auf Höhn
Natur nicht mehr dein achten sehn.
Verscheucht aus ihrem Heiligtum,
Sperr' ich dich ganz samt deinem Ruhm,
Wie jenen faden Papagei,
Dort in die neue Bücherei
Der schönen Wissenschaften ein,
Dich deines Lebens da zu freun,
Wo dich dein Volk nicht sieht und hört,
Noch dich Vergessnen nennt und ehrt."

Über Antikritiken.

Von mir wird sicherlich hinfort
Nicht wieder antikritisieret.
An einem wohlbekannten Ort
Wird man nur ärger dann schimpfieret.
Man lasse dem das letzte Wort,
Dem doch das erste nicht gebühret.

Unterschied.

Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.
Schiller.

Der Kunstkritik bin ich wie der Religion
Zu tiefer Reverenz erbötig.
Nur ist nicht eben dieser Ton
Vor ihren schlechten Pfaffen nötig.

Über die Dichterregel:

Non satis est pulchra esse poëmata; dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto.

Schön sein reichet nicht hin; auch würzig müsse das Lied sein
Und des Hörers Gemüt locken, wohin es nur will!
Dieses Geheimnis der Kunst verriet ein unsterblicher Meister.
Jedem gelang auch das Lied, der das Geheimnis ergriff.
Aber seit gestern verstehn die Krämer scholastischer Schönheit
Jene besiegende Kunst besser als Stümper Horaz.
Decke, so will man, die Form nur schönlich; ihr wässrichter Inhalt
Mache nicht wohl und nicht weh, schmecke nicht sauer noch süß! —
Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!
Traun! Wir hätten alsdann an dir, statt Fülle des Reichtums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar lustigen Schatz.

Rime et raison.

An die Kläffer.

Ihr klafft, weiß nicht warum, mich an:
Ich neckt' euch nie in meinem Leben.
Wohlan, so soll die Peitsche dann
Euch künftig Grund zum Klaffen geben.

Der Scherzer

an Grimassenmacher und -macherinnen.

Mein Glaub' an eure Sittsamkeit
Läßt durch kein Pfui sich stärken.
Denn das ist nur Verlogenheit,
Die pfui! zu meinen Worten schreit,
Nicht pfui! zu euren Werken.

Heute mir, morgen dir.

Ein Junker, der nach Junkersbrauch
Dem Kutscher Ruhbart Hörner setzte
Und weidlich lachend, daß der Bauch
Ihm bebte, sich darob ergötzte,
Vernahm aus einem nahen Strauch,
Wo Ruhbart saß, den das verhöhnte:
„Sohn, hüte dich! — So lacht' ich auch,
Als deiner Mutter Mann ich krönte."

Ein kleiner Schlag ins Auge.

Gebt acht auf meinen deutschen Wink,
Ihr jungen Herrn und Damen!
Nicht immer führt dasselbe Ding
Bei uns denselben Namen.

Und heißt es gleich: Der Name tut
Am Ende nichts zur Sache:
So ist es dennoch immer gut,
Daß man ihn kund sich mache.

Ein kleiner Buchstab' ab und an
Nimmt oder gibt viel Ehre
Und macht zum wackern Edelmann,
Was sonst ein Roßknecht wäre. —

Der Ausbruch wilder Au'rhahnsbrunst
Heißt, zum Exempel, — falzen.
Tut eben das mit Schwabenkunst,
So heißt die Sache — walzen.

An Fulvia.

Als es hieß, sie habe eine Partie gefunden.

O Fulvia, der wunderseltne Mann,
Der, trotz auch dem, was du hast unternommen,
Um dich — wer staunet nicht? — um dich noch werben kann,
Der ist es wert — dich zu bekommen.

Der Freiheit.

Der Freiheit droht mit Blei und Eisen
Der stolzen Unterdrücker Wut.
Ich aber will sie dennoch preisen
Und will's mit unerschrocknem Mut.
Denn, seit der Schöpfung, allen Weisen
Galt Freiheit für ein edles Gut.

Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken.

Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken,
Uns, Gott sei Dank! zwar nicht an Herz und an Verstand,
Doch mindestens an Auge, Mund und Hand —
Durch Knebel, Bind' und Strick bestmöglichst zu beschränken,

Steht euch, solang' es geht mit euren Herrscherränken,
Für euer hohes Wohl — ihr nennt es Vaterland,
Ihr schlauen Herrn — mit nichten zu verdenken.
Doch wendet sich, wie man Exempel hat,
Trotz Fr-- H*g und Z*** das Blatt,
So wird's uns hoffentlich auch R** nicht verdenken,
Wenn wir zu unserm Wohl — sonst hat dies schwerlich statt —
Euch an den Strick, denn ihr uns dreht, ein wenig — henken.

Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts.

Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts,
Verschulden wenig oder nichts.
Die Stümper schont mit euren Rächerklingen:
Laßt die Minister drüber springen!

Der empfindsame Ehemann.

Er wünscht sich meilenweit von hinnen, wann die Wehn
Der nahenden Geburt sein junges Weib beschweren.
Allein den Wunsch kann sie ihm nicht gewähren.
Denn einmal muß der Mann doch wohl zu Handen gehn:
Wenn beim Empfangen nicht, doch mindstens beim Gebären.

Unter zwei Übeln lieber das kleinste.

Ich schelte nicht das Titelkaufen.
Es würde für denselben Preis
Das Amt der Dummkopf leicht erlaufen,
Der jetzt sich zu bescheiden weiß.

Unterschied.

Oft, wann des Kiels und Schwertes Zunft
Für Sache sich und Sache messen,
Sitzt doch im Kiel noch wohl Vernunft:
Im Schwerte hat sie nie gesessen.

Problem.

Liebebewanderter Mann, und liebekundiges Weib, sprich.
Welche von zweierlei Pein dünket die peinlichste dir?
Die, wann du inniglich liebst, allein nicht wieder geliebt wirst,
Und das andre nicht hehlt, daß es vergelten nicht kann?
Oder, wann inniglich du geliebt wirst, ohne daß du liebst,
Und du hehlen es mußt, daß du vergelten nicht kannst?

Ach! dort juckt dir das Herz; doch fehlt die reibende Hand dir:
Aber hier reibet sie dich, wo es dir leider! nicht juckt.
Beides, beides ist peinlich, und kaum dem Feinde zu gönnen:
Aber von beiderlei eins halt' ich am peinlichsten doch.
Dort ermannt und erhebt doch immer das rüstige Herz sich,
Schwingt sich in Phantasus' Reich, suchet und findet oft Trost.
Aber in Ohnmacht liegt's hier auf der Wirklichkeit Boden,
Und muß halten der Pein, welcher kein Schwung es entzieht.

Freiheit.

Freiheit wünschest du dir und klagst alltäglich und zürnest,
Daß dir Freiheit fehlt, über Despotengewalt? —
Lern entbehren, o Freund! Beut Trotz dem Schmerz und dem Tode!
Und kein Gott des Olymps fühlet sich freier als du. —
Aber noch fragt dein Blick: Wie lern' ich die schwerste der Künste,
Wie den erhabnen Trotz gegen den Schmerz und den Tod? —
Wirb bei der Mutter Vernunft um Tugend, die göttliche Tochter,
Wirb! — Und dein ist die Kunst, dein der erhabene Trotz.

Entsagung der Politik.

Ade, Frau Politik! Sie mag sich fürbaß trollen:
Die Schriftzensur ist heutzutage scharf.
Was mancher Edle will, scheint er oft nicht zu sollen;
Dagegen, was er schreiben soll und darf,
Kann doch ein Edler oft nicht wollen.

Entschuldigung.

Ja, Betty, ja ich tat den Schwur,
Mit Lieb' an deinem Reiz zu halten:
Doch ungerechterweise nur
Machst du zum Meineid mein Erkalten.
Stets ehrenfest hat sich mein Schwur:
Dein Reiz nur hat sich nicht gehalten.

Zum bösen Spiel gewisser Kraten.

Zum bösen Spiel gewisser Kraten
Schweigt billig selbst ein edler Mann,
Wenn er durch seine Wort' und Taten
In sein Verderben zwar geraten,

Allein das Spiel nicht bessern kann.
Doch wer die Menschheit diesen Kraten
Durch Lob und Beifall kann verraten,
Den speie mir der Schinder an!

Meisterkatechismus.

Nur dies gebeut die Kunst dem Meister für und für:
Zuvor versteh dich selbst und dann gefalle dir.

Verständigung.

Schön kann und soll nicht alles sein;
Auch Schärfe, Kraft und Macht, und Drang durch Mark und Bein
Verlanget oft gerechter Herzenseifer·
Was auch darob, wie wahre Scherenschleifer,
Die schönen Wissenschäftler schrein.
Soll ein Apoll mein Werk, soll's eine Venus sein,
So ist's genug, wenn ich nur da den Meißel
Der Schönheit wohl zu führen weiß:
Ganz anders ist der Fall bei einer derben Geißel
Auf einen kecken Krittlersteiß!

Abschied auf ewig

von Sr. Wohlweisheit, dem Herrn Peter Hecht, genannt Krittelwicht, wie auch der ganzen hohen Krittelwichtischen Familie zu **, zu **, zu **, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Schrei Er nur zu, Herr Krittelwicht!
Beschrei Er mich und mein Gedicht!
Der Genius der Kunst verspricht:
Verschreien werd' Er doch uns nicht;
Und nun ade, Herr Krittelwicht!

Friedrich.

Mein Friedrich braucht bei seinem ganzen
Regierungswesen lauter Franzen.
Nur ein Geschäft ist noch, das er durch Deutsche tut,
Im Siegen braucht er deutschen Heldenmut.

Amor und Hymen.

Oft sind sie übern Fuß gespannt,
Der lenkt das Herz, und der die Hand.
Nicht oft erstreckt des einen Reich
Sich über Hand und Herz zugleich.

Das Lockengeschenk.

Mit einem Blicke, scharf wie Dorn,
Nahm Dorilis jüngst den Friseur aufs Korn:
„Mein Freund, kennt Er wohl diese Locken?"
„„Wie sollt' ich nicht?"" erwidert der ganz trocken,
„„Die haben Sie von angenehmer Hand?"" —
„Nun ja, weil Er's denn weiß, mir gab sie Herr Amant!
Doch zweifl' ich sehr, sie sind von seinen Locken.
Gesteh' Er mir, mein bester Herr Lasleur,
Die Wahrheit!" — Aber unerschrocken,
Und abermals ganz dünn und trocken,
Als Mann von Wort, erwidert der:
„„O, dafür sei'n Sie ohne Sorgen!
Amanten pfleg' ich nichts zu borgen!""

Das Lockengeschenk.

„Wo nehmen Sie für Ihr zahlreiches Heer
Amasien wohl alles Haar noch her,
Das diese andachtsvoll in Amuletten tragen?"
So hört' ich einen Gimpel fragen.
Doch Seladon sprach: „Guter Tropf,
Wär' alles das aus meinem Kopf,
Wie längst müßt' ich Perücken tragen."

Drei Übersetzungen der Verse Ovids (Heroid XV.)

Si, nisi quae forma poterit te digna videri
Nulla futura tua est: nulla futura tua est.

1.

Wenn außer Wohlgestalt, vollkommen wie die deine,
Dein Herz nicht eine rührt: so rührt dein Herz nicht eine.

2.

Wenn außer einer Braut, der deine Reize fehlen,
Du keine wählen darfst: so darfst du keine wählen.

3.

Wenn außer der, die dir an Schönheit gleicht auf Erden,
Dein keine werden kann: so kann dein keine werden.

Rätsel.

Verfertigt ist's vor langer Zeit,
Doch mehrenteils gemacht erst heut.
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn,
Und dennoch hütet's niemand gern.

Einmal, meines Lebens Rest zu segnen.

Einmal, meines Lebens Rest zu segnen,
Laß mir noch ein Mädchen oder Weib,
Göttin Liebe, laß mir eins begegnen,
So gestaltet, so an Seel' und Leib
Ausgeschmückt mit deinen goldnen Gaben,
Daß ich armer, freudenloser Mann
Mich an ihm von ganzem Herzen laben,
Und es lieben und verehren kann!

Mittel wider die Agrypnie.

„Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugetan,'
Fing Ursula am Sonntagsmorgen an.
„Nun will ich in die Predigt gehen
Und wundershalber sehen,
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann."

An R.

Stell auf dein Kunstwerk fest und gut
Fürs weise Publikum, mein Lieber,
Und fürchte nicht die Kollerwut
Von einem Rezensentenfieber.

Trost eines Betrogenen.

Ja, o ja, ich bin betrogen,
Wie nur je ein Erdenmann.
Dennoch sei sich der gewogen,
Welcher so wie ich betrogen
Und verraten werden kann!

IV.

Übersetzungen und Bearbeitungen.

Aus Rollenhagens Froschmeuseler.

1.

Inhalt des ganzen Werks.

Die Hofhaltung, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und die erschreckliche Schlacht
Mannhafter Frosch- und Mäusehelden
Will ich in diesem Buche melden.
Gott wolle mir Gnad' und Rat verleihn,
Und lassen's zur Lehr' und Lust gedeihn.

Wohlauf, o heilige Klerisei
Der neun Kunstschwestern, steh mir bei,
Auf daß ich, was uns Ehre bringe,
Ersinne weislich und künstlich singe!
Ihr, ewig Jungfern, jung und zart,
Seid jugendlicher froher Art;
Ihr grämelt nicht zu jeder Stunde,
Und lehrt doch Wahrheit mit lachendem Munde.
Weil Lehre, mit Scherz zusammengetraut,
Die Jugend desto baß erbaut,
So laßt sie mit frohem Angesicht
Mitunter vernehmen, was Weisheit spricht,
Und selbst an Fröschen und Mäusen sehn,
Wie's in der Welt pflegt herzugehn.

Wohlauf, ihr jungen lustigen Knaben,
Die ihr gern mögt zu lachen haben,
Seid ohne Verdruß zu hören wach;
Doch denkt auch meinen Reimen hübsch nach!
Das soll euch, traun! mehr Nutzen schaffen
Denn alles Narrenspiel der Affen,
Des man wohl auch zu lachen pflegt,
Ob's gleich nicht viel zu Beutel trägt.

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre nichts kann als lärmen und pochen,

Und hören mag kein lustiges Wort,
Der packe zusammen, und trolle sich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verschwören,
Ihn auf ein ander Mal zu hören,
Wann nämlich uns auch die Nasen blau,
Und Haar und Bart sich färben grau.
Auch sonst wohl zu gelegener Stund'.
Denn Wermut ist nicht immer gesund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein
Und tunkt in frischen Honig 'mal ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß;
Stets einerlei macht Überdruß,
Wie alles der alten Meister Trutzen.
Der Wechsel nur schafft Lust und Nutzen.
Man schilt oft spöttlich Zeitvertreib,
Was stärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir nicht zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Namen beginnen.

2.

Von Bröselbiebs, des Mäusekönigs Sohns, Kundschaft mit dem Froschkönig.

Wo Aschanes mit seinen Sachsen
Des Harzes Felsen einst entwachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brünnlein, heiß und kalt,
Das an dem Falkenstein herfloß,
In einen großen See sich ergoß
Und da am warmen Sonnenschein
Viel Bäume tränkt' und Blümelein,
Samt Fröschen und Fischen, Krebsen und Schnecken.
Das Rohr wuchs da, wie Haselstecken,
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden
Und Kräutern, schwer zu unterscheiden,
Als ob's das Schilfmeer selber wär',
Wodurch einmal zog Gottes Heer.
Hier sang nicht nur die Nachtigall,
Daß mit erklangen Berg und Tal;
Auch Grasmück', Amsel, Rohrsperling
Und hundert Nachbarn um den Spring
Erhuben einen so hohen Sang,
Daß er bis auf gen Himmel drang,
Und rund umher der Widerhall
Die Antwort gab mit Freudenschall.

Hier herrschten seit vielen alten Jahren
Die Frösch' in namenlosen Scharen.
Und Sehbold Bausback wohlgedacht
Hielt Hof allhier mit Königspracht.
Das ganze Volk war diesem König
Hold, treu, gewärtig und untertänig.
Als nun begann der grüne Mai,
Wollt' einst der König, von Sorgen frei,
Mit seinen Dienern, jungen und alten,
Ein Freudenspiel im Grünen halten.
Er setzte sich am Sonnenschein
Besonders hin vor die Gemein',
Auf einen Hügel, mit krausem Moos
Schön überwachsen, weich und los.
Geröhrich, Polei und Wassermünzen
Umwehten und kühlten mit Schatten den Prinzen.
Und vor ihm übten sich seine Trabanten
Und alle, die sein Reich erkannten,
In manchem edeln Ritterspiel.
Sie trieben froher Kurzweil viel
Mit Wassertreten, Untersinken,
Mit offnem Maul, und doch nicht ertrinken,
In einem Sprung ein Mückchen erwischen,
Ein rotes Würmlein künstlich fischen,
Geraden Fußes aufrecht stehn
Und also einen Kampf angehn,
Einander mit Tanzen, Ringen und Springen
Leicht und geschmeidig zu bezwingen.

Bellin.

Erster Gesang.

Mich kitzelt was bis in das Mark der Seele,
Ein fremdes Ding, weiß nicht woher, wohin? —
Es will, daß ich ein Ärgernis erzähle,
Versänk' ich auch in Unheil bis ans Kinn.
Ich fürchte sehr, daß Meister Murrner schmäle;
Noch bänger wird mir vor Frau Murrnerin.
Das Kitzelding neckt mich zum halben Faune.
Ich glaube gar, es ist die Schäkerlaune.

Wenn sie es ist, so mag sie sich bequemen,
Hübsch ganz allein die Folgen der Gefahr,
Wovor mir graut, auf ihren Kopf zu nehmen.
Gehadert und gekratzt wird offenbar.

Was soll ich mich für fremde Rechnung grämen?
Sie kommt mir ja kaum alle Jubeljahr'.
Kratzt, Murrner, kratzt an ihr die Nägel schartig!
Ich selber bin und reime ja sonst artig.

Wie käm' es sonst, daß in der Weiblein Herzen
Mein Genius zu Lieb' und Lob mich schrieb?
Denn suchten gleich mich Fratzen anzuschwärzen,
So blieb ich doch den Holden wert und lieb.
Mir loderten nicht wenig Liebeskerzen,
Weil ich so süß mein Liederwesen trieb.
Sie lodern noch, mein altes Herz zu laben.
Die möcht' ich doch nicht ausgeblasen haben.

Ich sag' es laut, und werd' es ewig sagen:
Der Wonne Mark ist holder Weiblein Gunst.
Nun aber naht mein Leben sich den Tagen
Des Blätterfalls, voll Reif und Nebeldunst.
Wie könnt' ich wohl auf Huld noch Anspruch wagen,
Entstünde mir der Laute Schmeichelkunst?
Es müßte ja kein guter Geist mich lenken,
Verstimmt' ich die zum Necken und zum Kränken.

Drum bitt' ich euch, ihr allerliebsten Wesen,
Ihr Gütigen, durch deren Rat und Tat
Ich manches Mal von Wund' und Schmerz genesen,
Wann Mißgeschick mir auf die Zehe trat,
Laßt diesen Sang der Schalkheit ungelesen!
Und tut ihr's doch, wie sehr ich's auch verbat,
So bitt' ich ihr, nur ihr, die mich besessen,
Das Ärgernis des Liedes beizumessen.

Dies Märlein dient allein zu Nutz und Frommen
Der Männer, die verhirschter Stirnen sind.
Du liebe Zeit! Man kann zu so was kommen
Ganz ohne Schuld, man weiß nicht wie geschwind.
Die zu erbaun hab' ich mir vorgenommen,
Und bin daher im Grunde gut gesinnt.
Oft kollert drob sich mancher halb von Sinnen.
Den möcht' ich wohl der Ruh' zurückgewinnen.

Ihr guten Herrn, an deren Vordergiebel
Dies Hauslauch wächst, ein ehrlicher Poet
Versichert euch, daß überall dies Übel,
Mehr als ihr wißt und glaubt, im Schwange geht,

Daß nicht Physik, nicht Ethik, Kodex, Bibel
Präservativ und Heilungsmittel rät.
Nur gutes Glück und wackrer Weiber Gnade,
Sonst schützt euch nichts vor dieser Stirnparade.

Und weil es denn nun einmal so auf Erden
Vom Anfang war, tagtäglich so noch ist,
Und schwerlich auch je anders dürfte werden,
Solang' ein Wolf gern fette Lämmer frißt,
So müßt ihr euch nicht kollertoll gebärden,
Wenn euch was trifft, das nicht zu ändern ist.
Die Klugheit rät, sich in die Welt zu schicken
Und Aug' und Ohr bisweilen zuzudrücken.

Und hiermit sei denn mein Prolog geendet.
„Gott Lob und Dank, daß wir doch so weit sind!"
Raunt mancher schon. „Wenn sich sein Ton nicht wendet,
So leiert er sein Märchen in den Wind." —
Geduld! — Es ist dem Ariost entwendet.
Ich bin daran unschuldig wie ein Kind.
Der erste Schalk, bei welchem wir es lesen,
Ist, glaub' ich, gar ein Erzbischof gewesen.

Es waltete vor vielen hundert Jahren
Ein König auf dem Thron der Lombardei;
Der schönste Herr vom Zeh bis zu den Haaren.
Ich würde nichts zu Astolfs Konterfei
In Lebensgröß' an schönen Versen sparen,
Hielt' ich nur mehr auf Silbenpinselei.
Doch, daß ich euch mit einem Wink belehre,
Denkt den Apoll in Villa Belvedere.

Ihr ratet leicht, daß dieser holden Gabe
Er selber wohl am wenigsten vergaß.
Soviel er auch an königlicher Habe,
An Land und Volk und Macht voraus besaß,
So hieß es doch, daß er nach diesem Stabe
Weit minder sich mit seinem Nächsten maß.
Kaum fragt' er was nach jeder andern Ehre,
Wenn es nur hieß, daß er der Schönste wäre.

Begreiflich macht Liebhaberei, wie diese,
Daß seinem Schloß an Spiegeln nichts gebrach.
Selbst auf der Jagd lief er in Hain und Wiese
Der Quellen und der Bäche Spiegeln nach.

Er fühlte nicht das Starke der Sottise,
Daß er so oft vom schönen Ich nur sprach.
Früh vom Lever, bis spät die Lichter loschen,
Wird Tag für Tag dies Thema durchgedroschen.

Nun war bei ihm ein Schranz sehr wohl gelitten,
Faustin genannt, ein Edelmann aus Rom.
Vor dem ergoß sich mehr als jedem dritten
In Scherz und Ernst des Eigenlobes Strom.
Doch ward der Satz auch dann und wann bestritten,
Als sei er gar der Schönheit Vizedom.
Gemeiniglich stand Astolf dann im Glauben,
Als wollt' ihn nur Faustin ein wenig schrauben.

„Nein, sag' im Ernst, gibt's wohl in allen Reichen,"
Begann er einst, „was Schönres außer mir?" —
„„Herr,"" sprach Faustin, im ganzen Ernst, „„es gleichen
Euch wenige der schönsten Männer hier.
Nur einen gibt's, dem möchtet Ihr wohl weichen.
So wenigstens erscheint die Sache mir.
Zwar kann ich Euch nicht Eure Zweifel wehren,
Doch wollt' ich wohl mein Credo laut beschwören."" —

„Das nenn' ich stark!" erwiderte der König.
„Wie hieße denn der überschöne Mann?" —
Hierbei verzog er Nas' und Mund ein wenig,
Als zweifelt' er nicht ohne Spott daran.
Allein Faustin versichert' untertänig,
Sein eigner Bruder sei der Wundermann.
„„Ha! solltet Ihr Bellinen einmal sehen,
Ihr würdet selbst den Preis ihm zugestehen.""

Der König fand zwar eben kein Behagen
An diesem Ha, das dem Faustin entfuhr.
Doch hagelt' es nun Fragen über Fragen,
Wenngleich Faustin die Antwort längst beschwur.
Man schloß zuletzt, dem Junker anzutragen:
„Auf! Stelle mir dies Wunder der Natur!
Ich will, ich muß es sehn mit eignen Augen,
Ob recht zu sehn die deinigen wohl taugen." —

„„Es dürfte wohl nicht wenig Künste kosten,""
Versetzt Faustin, „„ihn hier am Hof zu sehn.
Er hockt zu Rom gern zwischen seinen Pfosten
Und sehnt sich kaum hinaus vors Tor zu gehn.

Auch fragt er nichts nach hohen Ehrenposten,
Nach Macht und Gold. Er dünkt sich wohl versehn.
Denn ihm genügt sein väterliches Erbe.
Die Poesie ist einzig sein Gewerbe.

Auch hat er sich mit einer Frau behangen,
Nach Dichterart, aus bloßem Liebestrieb.
Dies Weibchen hält ihm Herz und Sinn gefangen,
So hat auch sie ihn wie ihr Leben lieb.
Geht er nur aus, hilf Gott, was für ein Bangen!
Als drohte schon Hans Knöchlers Sensenhieb.
So nisten sie zusammen wie zwei Tauben;
Nur Not und Tod kann eins dem andern rauben.““ —

„Ich muß ihn sehn, den reizenden Poeten,
Und kostet' es mein bestes Kammergut.
Denn neben ihn, so schön er ist, zu treten,
Fühl' ich in mir noch immer guten Mut.
Auch — soll mich just die Eifersucht nicht töten,
Gesetzt den Fall, daß er's zuvor mir tut.
Denn, wie es scheint, ist er ein guter Knabe.
Man findet das sehr oft bei Dichtergabe.

Ich kann ja auch, so gut wie bei den Alten
Mit Dichtern oft der größte Fürst getan,
Mit dem Bellin vertraute Freundschaft halten.
Denn bringt Hans Quast gleich manches auf die Bahn,
Wie sie wohl oft in puncto puncti schalten,
So ist das doch meist nur Gewäsch und Wahn.
Grast doch Hans Quast wohl mehr auf dieser Weide,
Wer zeichnet ihn drum gleich mit schwarzer Kreide?

Man krittle mir den Dichter, wie man wolle,
Sein Pindusborn setzt doch ein edles Blut.
Die Menschenpflicht kürzt er an ihrem Zolle
Wohl nie so arg, als sein Verächter tut.
Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und Gut
Im ganzen, traun! erscheint an Dichterhänden
Weit minder Schmutz als in den andern Ständen.

Es herrscht gewiß durch alle Fakultäten
Der Lehr-, Wehr-, Nähr- und Zehrbeflissenheit,
Vom Nichts empor bis zu den höchsten Räten
Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.

Nie fernte noch die Kaste der Poeten
Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.
Wie oft hat dort der Henker holen müssen!
Von Dichtern wird man selten so was wissen.

Ein Schluß hieraus kann schwerlich mich betrügen.
Nicht Geistesluft nur schlürfet der Poet;
In seiner Kunst muß auch ein Adel liegen,
Der in das Herz des Künstlers übergeht.
An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen,
Scheint rätlicher für manche Majestät,
Als vom Vezier, vom Mufti und von Bassen
Anbeten und — verraten sich zu lassen.

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Ratpapa, nicht allzuviel zu gut;
Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut.
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe,
Der Kollekteur, der Welt zum besten tut,
Des Nahrungsfleiß in Briefen unfrankieret
Die halbe Welt mit Losen bombardieret.

Doch, deucht mir, hat der Schach der Pädagogen,
Wiewohl recht gut bezahlt für Rat und Tat,
Des wackern Volks noch nicht so viel erzogen,
Als Poesie umsonst erzogen hat.
Drum blieb ihr auch der Weise stets gewogen,
Was auch Jak Spleen oft nach ihr schlug und trat.
Er trete zu! Mit dieser Art von Kranken
Dient es zu nichts, um ihren Pips zu zanken.

Es lass' Apoll ihn und auch den genesen,
Der irgendwo in einem Landsjournal, —
Mit Staunen muß ein weiser Mann es lesen, —
Traktate samt Traktätchen ohne Wahl
Zusammenfegt mit seinem großen Besen,
Empor sie türmt zum Landesehrenmahl,
Den Berg umtanzt, und jubiliert: Man merke
Die Seltenheit der schönen Geisteswerke!"

Heloise an Abelard.

Frei nach Popen.

Hier im Schauer tiefer Totenstille,
Wo die Himmelstochter Andacht wohnt,

Und Melancholie in schwarzer Hülle
Sinnig mit gesenktem Haupte thront,
Was will hier entflammter Triebe Hader
In der gottgeweihten Jungfrau Brust?
Warum glüht ihr noch in jeder Ader
Rückerinnerung entflohner Lust? —
Immer noch zu Liebe hingerissen,
Immer noch durch dich, mein Abelard,
Muß ich den geliebten Namen küssen,
Welcher mir so unvergeßlich ward.

Süßer Zaubername, dem das Siegel
Heiliger Verschwiegenheit zerspringt! —
Birg, o Herz, ihn tiefer unterm Flügel
Da, wo Liebe wild mit Andacht ringt!
Schreib ihn nicht! — Doch ach! was hilft mein Wehren? —
Rasche Hand, du schriebst ihn ja schon hin! —
Löscht ihn wieder aus, ihr meine Zähren!
Rettet, rettet die Verräterin! —
Ah! die Arme, die vor Schuld erbanget,
Schluchzt und weint umsonst, umsonst ihr Ach:
Was gebieterisch das Herz verlanget,
Schreibt die Hand nur allzu willig nach.

Mitleidslose Mauern, zwischen denen
Sich die Buße langsam selbst entseelt!
Harte Quadern, oft benetzt von Tränen
Und von wunden Knieen ausgehöhlt!
Felsengrotten, tief in Dorn verborgen!
Heil'genblenden, wo die ganze Nacht
Christus' Braut mit ihren frommen Sorgen
Zu Gebeten und Gesängen wacht!
Bilder selbst, die ihr bei uns so kläglich
Weinen lernt! Mit euch in Harmonie,
Ward ich kalt zwar, stumm und unbeweglich:
Doch zu Stein vergaß ich noch mich nie.
Nimmer herrscht da unumschränkt der Himmel,
Wo sich Abelard nicht bannen läßt.
Stets geneigt zu Aufruhr und Getümmel,
Hält Natur des Herzens Hälfte fest.
Alles Beten, alles Fasten hemmet
Nicht des Blutes Sturm und Drang aufs Herz;
Jahrelang, allein umsonst, beschwemmet
Wang' und Busen meiner Reue Schmerz.

Kaum entfalt' ich deinen Brief mit Beben,
So durchbohrt das Herz mir, wie ein Schwert,
Jener Name, traurig meinem Leben,
Dennoch ewig meiner Seele wert;
Jener Name, meines Friedens Klippe,
Abgestorbner Freude Monument,
Den der Büßerin verblühte Lippe
Nimmer ohne Trän' und Seufzer nennt. —
Auch den meinen beb' ich zu erblicken:
Überall ziehn Kränkung oder Schmach,
Überall des Schicksals böse Tücken
Ihm, wie Schatten ihren Körpern, nach.
Meine Seufzer finden keine Weile;
Eine Zähre drängt die andre fort:
Denn ein Schwert, ein Schwert ist jede Zeile,
Und ein Stachel ist ein jedes Wort.
Schnell aus freier, goldner Frühlingshelle,
Wo mich warmer Liebeshauch umgab,
Schlang mein Leben eine Klosterzelle,
Kalt und düster, wie die Gruft, hinab.
Hier verlosch die Lohe meiner Triebe
Vor des finstern Kirchenwahnes Hauch;
Und die besten, Ehrbegier und Liebe,
Hier zerflossen sie in eitlen Rauch.

Dennoch schreib, Geliebter meiner Seele,
Schreib mir alles, alles ohne Scheu,
Daß mein Schmerz dem deinen sich vermähle,
Daß ich deiner Seufzer Echo sei!
Diese Macht entzogen ja der Armen
Ihr Geschick und ihre Feinde nie.
Könnte wohl, entneigter dem Erbarmen,
Abelard ihr mehr entziehn als sie?
Noch sind sie mein eigen, diese Zähren:
Wozu spart' ich sonst die Zähren noch?
Wollt' ich sie der Liebe nicht gewähren,
So entpreßte sie mir Buße doch.
Meiner matten Augen letzte Kräfte
Sehnen sich von nun an, spät und früh,
Nach dem einen seligen Geschäfte:
Lesen nur und weinen wollen sie.

Teile dann dein Weh mit meinem Herzen!
Weigre mir sie nicht, die bittre Lust! —

Teilen? — O zu wenig! — Deine Schmerzen
Alle, alle schütt in meine Brust! —
Traun, ein Gott war's, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand;
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, atmen warm und sagen
Mutig, was das bange Herz gebeut.
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.

Mann, du weißt, wie schuldlos ich entbrannte,
Als, besorgt von jungfräulicher Scham,
Deine Liebe, die sich Freundschaft nannte,
Leise mich zu überflügeln kam.
Nicht als einen von der Erde Söhnen,
Nein, als Ersten aus der Engelschar,
Als das Urbild des Unendlichschönen
Stellte dich die Phantasie mir dar.
Süßes Lächeln, daß der Sieg nicht fehle,
Milderte des Glanzes Flammenspiel,
Der nun schmeichelnd mir in Aug' und Seele
Wie ein Tag des Paradieses fiel.
Arglos blickt' ich in die sanfte Klarheit,
Arglos lauschte dir mein offnes Ohr;
Doppelt wahr kam jedes Wort der Wahrheit
Mir auf deiner Honiglippe vor.
Wer die Lehre solcher Lippen höret,
O, der glaubt, von jedem Zweifel frei!
Nur zu bald ward ich durch sie belehret,
Daß die Liebe keine Sünde sei.
Wiederkehrend aus des Himmels Höhen
In der Erdenwonnen Region,
Wünscht' ich keinen Gott in dem zu sehen,
Den ich liebt' als holden Erdensohn.
Wirr' und dämmernd, wie ein Traumgewimmel,
Schwebte fern der Engel Lust mir vor,
Und ich gönnte Heiligen den Himmel,
Den ich gern um Abelard verlor.

O wie oft, zur Sklaverei der Ehe
Durch den Spruch gestrenger Zucht verdammt,
Rief ich über jede Satzung Wehe,
Welche nicht von freier Liebe stammt.
Freie Liebe bebet vor den Schlingen
Fesselnder Verträge scheu zurück.
Schnell entfaltet sie die leichten Schwingen
Und entflieht im ersten Augenblick.
Immer folge der vermählten Dame
Reichtum, Pomp und hoher Ehrenstand;
Hehr und unbescholten sei ihr Name:
Gegen Liebe welch ein leerer Tand!
Den Betrognen, die der heil'gen Liebe
Nicht um ihretwillen nur sich weihn,
Haucht sie rächend ungestüme Triebe
Zur verdienten Seelenmarter ein.
Werfe sich der ganzen Welt Gebieter
Huldigend zu meinen Füßen hin:
Stolz verschmäh' ich ihn und alle Güter,
Wenn ich nur des Liebsten Holdin bin.

Fällt dir sonst ein Name, mich zu zieren,
Freier, süßer noch als Holdin, ein:
O so laß, Geliebter, mich ihn führen,
Laß mich dir, was er bedeutet, sein!
Welch ein selig Los, wann Seel' und Seele
Sich einander ziehn durch eigne Kraft
Und, nur folgsam der Natur Befehle,
Liebe Freiheit, Freiheit Liebe schafft!
Allbesitzend immer, allbesessen,
Labet eins am andern sich alsdann.
Keine der Begierden darbt vergessen,
Die sich nicht in Fülle weiden kann.
Der Gedank' erahndet den Gedanken,
Ehe noch die Lipp' ihn offenbart;
Kaum entschlüpft der Wunsch des Herzens Schranken,
Als sich schon Erfüllung mit ihm paart.
Bild der Seligkeit! Wenn auch hinieden
Keine Welterfahrung sonst dir glich:
Uns war deine Wirklichkeit beschieden;
Selig waren Abelard und ich.

Weh mir! Welch ein Wechsel jener Scenen!
Was für Greuel plötzlich mir so nah! —

Horch! des Hochgeliebten Todesstöhnen!
Nackt, gebunden, blutend liegt er da! —
Ha, wo war ich mit der Retterstimme,
Mit der hohen dolchbewehrten Hand? —
Ach! ich hätte des Verfolgers grimme
Freveltat vielleicht noch abgewandt.
„Halt, Barbar, mit der entblößten Schneide,
Halt mit dem verruchten Vorsatz ein!
Rügst du Schuld, so tragen wir sie beide,
Beider müss' also die Strafe sein!" —
Ach, ich kann nicht mehr! — Von Scham befangen
Und von Wut, erstickt in mir das Wort.
Redet, Flut der Augen, Glut der Wangen,
Redet ihr statt meiner Lippe fort! —

Kannst du noch dir in die Seele rufen
Jenen feierlichen Trauertag,
Als gestreckt auf des Altares Stufen
Jegliches von uns ein Opfer lag?
Als bei tausend Tränen hoch und teuer
Warme Jugend sich der Welt entschwur? —
Dennoch, ach! empfing der Weiheschleier
Seinen Kuß von kalter Lippe nur.
Rund umher erbebte Gottes Tempel;
Jede Kerze sank in Dämmerung;
Staunend sah der Himmel dies Exempel
Unbegreiflicher Eroberung.
Als wir drauf zum Hochaltare gingen,
O wie schlug das volle Herz in mir;
Heloisens Aug' und Seele hingen
Nicht am Kreuze, hingen nur an dir.
Liebe, statt der Gnade, deine Liebe
War das Herzgeschrei der Schwärmerin.
Ach! Wenn diese nicht ihr übrigbliebe,
So wär' alles, alles für sie hin.
Komm dann, Liebster, komm mit Blick und Stimme!
Lindre mir den wilden Seelenschmerz!
Stimm' und Blick entzogst du ja dem Grimme
Deines Schicksals für mein armes Herz.
Laß mein Haupt an deinem Busen lauschen!
Laß, indem dein Arm mich fest umschließt,
In dem süßen Gifte mich berauschen,
Welches dir von Aug' und Lippe fließt!

Komm, o komm, du meines Lebens Leben!
Alle meine Wünsche rufen dich;
Gib mir alles, was du noch kannst geben;
Und was nicht — erträumen laß es mich! —
Himmel, nein! Genuß wie dieser werde
Selbst durch deine Hilfe mir zum Spott!
Zeige mir den Himmel statt der Erde!
Abelard verschwinde mir vor Gott!

Komm und hilf! — Ach, mindestens bedenke,
Was der guten Herde noch gebührt,
Die du zwischen Wald und Felsenbänke
Hier auf neue Weide hergeführt!
Du hast diese Freistatt aufgerichtet,
Der so manches zarte Lämmchen schon
Sich vor Wolf und Tiger zugeflüchtet,
Welche draußen seiner Unschuld drohn.
Deiner Großmut Gaben nur bedecket,
Statt erschlichnen Gutes, dieses Dach.
Ihrem väterlichen Erbe strecket
Keine Waise hier die Hände nach.
Hier belud das sterbende Verbrechen,
Zagend vor dem nahen Strafgericht,
Den erzürnten Himmel zu bestechen,
Den Altar mit Gold und Silber nicht.
Diese schlichten, ungeschmückten Hallen,
Die bescheidne Frömmigkeit erhob,
Tönen nicht von Ach und Weh, erschallen
Ganz allein von ihres Schöpfers Lob.
In dies Haus, vom Lärm der Welt geschieden,
In den Dom, von Efeu grün bedacht,
Rund umkränzt mit schlanken Pyramiden
Und in seiner hohen Wölbung Nacht,
Wo hinein durch schmale trübe Fenster,
Wie ein stilles hehres Mondenlicht
In der Wanderstunde der Gespenster,
Selbst der sonnenhellste Mittag bricht,
Strömte Wonne sonst aus deinen Blicken
Und schuf hohen, lichten Tag umher:
Doch von jenem himmlischen Entzücken
Strahlt kein Auge, glüht kein Antlitz mehr.
Trübe Blicke, blaß gehärmte Wangen,
Schlaffe Häupter rund umher gestehn

Ohne Worte täglich das Verlangen,
Ihren Hirten wieder hier zu sehn.
O so komm dann! Heitre das Betrübte!
Komm, mein Vater, Bruder, Gatte, Freund!
Tochter, Schwester, Gattin und Geliebte,
Alles, alles fleht in mir vereint. —

Nicht des Felsen Stirn im Fichtenkranze,
Die sich rauschend in die Wolken hebt,
Noch des Hügels Rücken, der vom Tanze
Froher Lämmerherden lebt und webt;
Nicht der Waldstrom, der vom hohen Gletscher
Donnernd über Felsenstufen fällt;
Noch der Grottenquell, der mit Geplätscher
Tag und Nacht das Echo wach erhält;
Nicht des Frühlings Winde, welche säuselnd
Durch das Laub der Wiesenpappel wehn,
Noch des Teiches Wellen, die sich kräuselnd
Um den Flügelschlag des Schwanes drehn;
Nichts von allem Großen, allem Schönen
Spricht ein Trostwort meinem Kummer zu;
Nicht mit ihren besten Wiegentönen
Lullt Natur den Wüterich zur Ruh.
Wie im Kreuzgang über Leichensteinen,
So schwebt überall Melancholie.
Über Gärten, Wiesen, Feldern, Hainen,
Über Tal und Hügel schwebet sie.
Achzend deckt sie mit dem Trauerflore
Alle Schimmer, alle Farben zu.
Weh tut jeder Frohlaut ihrem Ohre;
Totenstille heischt sie nur und Ruh,
Tief stimmt sie herab die höchsten Töne:
Tief herab der Glock' und Orgel Klang,
Tief und bis zu dumpfem Grabgestöhne
Silberhellen Feld- und Waldgesang.

Dennoch muß ich hier nun ewig weilen,
Ewig zwischen Gott und dir mein Herz
Peinlich in der bangen Öde teilen.
Nur der Tod bricht endlich meinen Schmerz.
Und auch dann zerfällt mein Staub hier, zwischen
Ausgelöschter Herzen Aschenrest;
Bis ihn, frei zum deinen ihn zu mischen,
Die Natur den Winden überläßt.

Ha, Verworfne, die so hochvermessen
An der Hand den Brautring Gottes trägt,
Doch im Herzen, gott- und ehrvergessen,
Eines Mannes Bild und Liebe hegt! —
Hilf mir, Himmel, wider meine Fehle! —
Doch — was preßte diesen Ruf mir aus?
Hauchte Frömmigkeit aus tiefer Seele,
Oder stieß Verzweiflung ihn heraus?
Hier noch, wo ihr Haupt in dichten Schleier
Kalte Keuschheit birgt, noch hier sogar
Finden für ihr scheltenswertes Feuer
Lieb' und Wollust Tempel und Altar.
Büßen sollt' ich zwischen diesen Mauern;
Doch vergebens winket mir die Pflicht.
Den Geliebten kann ich wohl betrauern,
Aber das Vergehn der Liebe nicht.
Immer blick' ich's an, und immer lodert
Hoch das Herz bei seinem Anblick mir;
Kaum bereut es alte Lust, so fodert
Neue schon die sträfliche Begier.
Bald erheb' ich himmelan die Hände
Und beweine laut, was ich zerbrach;
Bald, wann ich nach dir die Seele wende,
Sprech' ich aller Unschuld Hohn und Schmach.
Von dem Schweren, was die Liebe lernet,
Bleibt Vergessen stets die schwerste Kunst.
Wenn sie das Vergehn auch von sich fernet,
So begleitet's doch ihr Blick mit Gunst.
Haßt das Weib die Sünde wohl von Herzen,
Das von Herzen so den Sünder liebt?
Weiß ich, ob mir Buße diese Schmerzen,
Oder Liebe sie zu fühlen giebt? —
Hartes Werk, die Leidenschaft zu dämpfen,
Für ein Herz so hoch wie meins entbrannt!
O wie oft muß Haß mit Liebe kämpfen,
Eh' der Friede Lärm und Aufruhr bannt!
O wie oft wird nicht das Herz indessen
Hoffen, zagen, wünschen, streben, ruhn,
Schmachten und verschmähn, — nur nicht vergessen! —
Alles sonst erleiden, alles tun! —
Doch, wann sein der Himmel sich bemeistert,
Dann — ha! wie es dann nicht bloß gerührt,
Nein! entzückt; belebt nicht, nein! begeistert

Sein erhabnes Heldenwerk vollführt! —
Komm, o komm und hilf den Kampf mir wagen!
Hilf besiegen die Natur in mir!
Hilf mir meiner Liebe, hilf entsagen
Meinem Leben, meinem Selbst — und dir!
Eile, mein Geliebter, und vermähle
Deine Braut mit Gott! Denn Gott allein
Kann nach Abelard von ihrer Seele
Letzter, einziger Gebieter sein.

O wie selig, selig unermessen
Ist der reinen Gottverlobten Los!
Welt vergessend und von Welt vergessen
Bettet sie sich in der Ruhe Schoß.
Kein Gebet von ihr bleibt unerhöret,
Weil sie stets in Gottgenügsamkeit
Jeden eitlen Erdenwunsch sich wehret.
Fleiß und Muße teilen ihre Zeit.
Sie kann schlafen, wachen, lächeln, weinen,
Beten, singen, wie es ihr gefällt.
Friedlich müssen Triebe sich vereinen,
Die der Geist im Gleichgewicht erhält.
Was sie weint, das weinet sie mit Wonne;
Was sie seufzt, das wehet himmelan.
Gleich dem Strahl der milden Abendsonne
Lacht der Gnade holdes Licht sie an.
Engel, im Geleite goldner Träume,
Schweben säuselnd über ihrer Ruh;
Engel, sanft bewegend Edens Bäume,
Fächeln ihr der Blüten Düfte zu.
Sie zur Braut sich zärtlich zu bedingen,
Reicht den Ring der Bräutigam ihr dar.
Weiße Jungfraun, Hand in Hand, umschlingen
Unter Brautgesängen den Altar.
Aufgelöst vom Klange zarter Saiten,
Mild umschimmert von des Himmels Strahl,
Wähnt sie wie ein Bächlein hinzugleiten
In das ewig helle Wonnetal.

Ha! in solche Paradiesgefilde
Träumt sich meine irre Seele nie.
Ehrenlose, sträfliche Gebilde,
Reger Wollust Brut, umschwärmen sie.

Wann in Nächten, darbend an Genüge,
Phantasie ersetzt, was Wut geraubt,
Das Gewissen schläft und ohne Rüge
Schnöder Üppigkeit ihr Spiel erlaubt:
Dann entschlüpft sie ihren Schranken, stürzet
Wonnedürstend sich an deine Brust,
Und die Mitgespielin, Sünde, würzet
Höher, feuriger den Kelch der Lust.
Höllengeister, die bei Tage schliefen,
Spornen rascher der Begierde Lauf,
Rühren bis in seine tiefsten Tiefen
Jeden Quell der Lieb' und Wollust auf.
Ha! dann blick' und lechz' ich mit Entzücken
Jede Blume deiner Schönheit an
Und umkette rund bis in den Rücken
Mit den Armen den erträumten Mann.
Ich erwach', — aus Arm, aus Aug' und Ohre
Schlüpft das Traumbild, liebeleer wie du.
Schnell verzischt es, gleich dem Meteore;
Seinen Schimmer deckt der Nachtflor zu.
Weit erstreck' ich dann die leeren Arme;
Rasch verfolgt es mein erwachter Blick;
Laut ruf' ich ihm nach in wildem Harme:
Doch umsonst! Es kehrt mir nicht zurück.
Schmachtend sinkt des müden Hauptes Schwere
Rückwärts auf den Pfühl zu neuem Traum:
„Komm zurück, du holder Taumel! Gäre
Wieder auf, du süßer Nektarschaum!" —
Nichts! — Mir dünkt, nun wandern wir zusammen
Durch die Schauer öder Wüstenei
Und bejammern, daß von unsern Flammen
Nirgends, nirgends mehr Erlösung sei.
Abgemattet von des Tages Schwüle,
Von der Wanderung durch Dorn und Moor,
Suchen wir und finden keine Kühle.
Schwere Dämpfe steigen grau empor
Und benehmen unserm müden Gange,
Gleich den Dünsten einer Totengruft,
Zwischen fürchterlichem Überhange
Hoher Felsenmassen, Licht und Luft.
Jach erhebst du dich von meiner Seite,
Schwebest bis zur Wolkendeck' empor,
Winkst mir zu aus der erhabnen Weite

Und verbirgst dich in der Dämmrung Flor.
Donnerklang und Sturm- und Stromgebrause
Schreckt mich wach; doch werd' ich des nicht froh:
Denn ich find' in meiner öden Klause
Alles Elend, dem ich kaum entfloh.

Anders hat zu deinem Lebensteile
Gütig strenge das Geschick gewählt
Und das Herz dir gegen alle Pfeile
So des Schmerzes wie der Lust gestählt.
Seinen gleichen, sanften Schlag beflügelt
Nie ein rasches, wild entflammtes Blut.
Deines Geistes stille Großmacht zügelt
Die Begier und wehrt der Überflut.
Ruhiger lag nicht in seinen Tiefen,
Als noch angefesselt der Orkan
Und die Kräfte der Bewegung schliefen,
Ruhiger lag nicht der Ozean;
Sanfter schlummert aus der Welt Getümmel
Nicht der Gottversöhnte sich ins Grab;
Milder leuchtet nicht der offne Himmel
In sein halbgebrochnes Aug' herab.

Sei mir dann, sei nochmals her entboten!
Denn was fürchtest du mein Angesicht?
Komm, o Abelard! Denn unter Toten
Zündet ja der Liebe Fackel nicht.
Kalt versagt Natur dich süßem Scherze;
Gott verdammt, was heiße Liebe schwärmt;
Ach! sie lodert gleich der Totenkerze,
Die kein Leben in die Urne wärmt.

Was für herzentweihende Gebilde
Stellen sich mir allenthalben dar!
Ich mag betend wandeln im Gefilde,
Ich mag knieend beten am Altar.
Unter meiner Sehnsucht Hauch verdunkelt
Und verzehrt mein Morgenlämpchen sich;
Hell an jeder Betkoralle funkelt
Eine Träne, hingeweint für dich;
Allenthalben stiehlt mit leisem Gange
Zwischen Gott und mich dein Bild sich hin;
Dich vernimmt in jedem Chorgesange
Das getäuschte Ohr der Schwärmerin.

Wann vom Altar bis zum Tempelbogen
Blau die süße Weihrauchwolke schwebt
Und sich, steigend mit den Orgelwogen,
Himmelan die fromme Seel' erhebt:
Dann zerstört auf einmal der Gedanken
Flüchtigster an dich des Festes Glanz;
Alles seh' ich durcheinander wanken,
Priester, Kerze, Rauchfaß und Monstranz:
Fühle tief in einem Feuermeere
Meine Seele brennend untergehn,
Währenddes in Flammen die Altäre
Und umher die Engel zitternd stehn. —

Jetzt, da ich der Reue Dolch empfinde,
Da aus mir die Tugend wieder weint,
Da ich betend mich im Staube winde,
Da mein Herz ein Gnadenstrahl bescheint,
Jetzt komm an, dein Herrenrecht zu pflegen!
Schwinge deines Reizes Zauberstab!
Setze dich des Himmels Macht entgegen!
Streit ihm mutig deine Sklavin ab!
Komm! Ein süßer Blick von dir vernichte
Jeden Wunsch der Frömmigkeit in mir!
Tritt zu Boden meiner Buße Früchte!
Alle Macht der Gnade weiche dir!
Übereile meine Segensstunde.
Reiße mich, schon nahe meinem Glück,
Reiße, mit dem Höllengeist im Bunde,
Noch aus Gottes Armen mich zurück! —

Nein, entfleuch! O fleuch zur fernsten Ferne!
Laß, wie Pol und Pol, uns nimmer nahn!
Steige Berg auf Berg bis an die Sterne!
Rolle zwischen uns ein Ozean!
Komm nicht, schreib nicht, denk mein nicht und trage
Nun und nimmer wieder Leid um mich!
Jeden Schwur erlass' ich dir; entsage
Jeder Rückerinnerung an dich.
Fleuch, verwirf und hasse Heloisen! —
Aber du, ihr einst so wonnevoll,
Sei hiermit zum letztenmal gepriesen,
Holdes Bild! Und nun — leb ewig wohl! —
Hehre Gnade! Göttlich schöne Tugend!
Segenvolle Weltvergessenheit!

Hoffnung, Himmelskind im Schmuck der Jugend!
Glaube, Spender hoher Seligkeit!
Sprecht nun, all ihr hochwillkommnen Gäste,
Freundlich meiner offnen Seele zu!
Schenket zu dem nahen Jubelfeste
Meinem Feierabend sanfte Ruh! —

Sieh, o sieh hier an des Todes Schwelle
Heloisen trauernd ausgestreckt,
Wo ihr Leib vielleicht die Ruhestelle
Einer gleichen Dulderin bedeckt!
Mehr als Luft ist, was mit sanftem Schauer
Oft sie anweht, leise sie umstöhnt;
Mehr als Echo, was von jener Mauer
Murmelnd ihre Klagen widertönt.
Wach, gleich wie ihr Blick das düstergelbe,
Matte Kerzenlicht, so wach vernahm
Jüngst ihr Ohr den Ruf, der vom Gewölbe
Hohl und dumpf heraufgewandelt kam:
„Komm," so sagt' es oder schien's zu sagen,
„Komm von hinnen, arme Schwester, komm!
Hier ist Ziel und Ruhestatt der Klagen.
Die dich ruft, war schwach wie du und fromm!
Vormals bebte, weinte, seufzte, flehte,
Litt sie, ach! um Liebe, gleich wie du.
Gott vernahm der frommen Angst Gebete,
Und geheiligt ging sie ein zur Ruh'.
Ah, wie sanft und süß ist hier der Schlummer!
Wie so still ist alles rund umher!
Ausgewimmert hat allhier der Kummer,
Und die Liebe seufzt und weint nicht mehr.
Höllenangst ob ihrer Menschheit Schwächen
Folgt hierher der frommen Einfalt nicht;
Menschenhärte darf den Fehl nicht rächen,
Dem ein milder Gott Verzeihung spricht."

Ha, ich komm', ich komme! Seht mich fertig,
Eure Rosenlauben zu beziehn!
Seid mit Himmelspalmen mein gewärtig
Und mit ewig blühendem Jasmin!
Mich verlangt, in Ruhe da zu weilen,
Wo die reinen milden Lüfte wehn,
Wo der Liebe Flammenwunden heilen
Und in Lust die Schmerzen übergehn. —

Jetzo komm, mein Abelard, und leiste
Liebreich mir die letzte Trauerpflicht!
Ebne sanft dem müden Pilgergeiste
Seinen Übergang aus Nacht in Licht!
Sieh das Brechen meiner trüben Augen,
Sieh das Beben meiner Lippen an!
Neige dich, den letzten Hauch zu saugen
Und im Fluge meinen Geist zu fahn! —
Nein, ach nein! — Im heiligen Talare,
Still erbebend wie der Espe Blatt,
Mit geweihter Kerze vom Altare
Nahe dich zu meiner Lagerstatt!
Folge meinem irren Augensterne
Mit dem Kreuz und reich' es mir zum Kuß;
So auf einmal lehre mich und lerne
Du von mir auch, wie man sterben muß! —
Ah! Nun magst du, tief im Schaun versunken,
Schuldlos vor der einst so Teuern stehn;
Magst verglühn des Auges letzten Funken
Und verblühn der Wange Rosen sehn!
Stehn, bis keiner ihrer Lebensgeister,
Selbst der kleinste, sich nicht weiter regt,
Bis ihr Herz für seinen großen Meister,
Seinen Abelard auch nicht mehr schlägt. —
Tod, o Tod, du Redner ohnegleichen
Vor dem Liebenden, der sonst nichts hört,
Wie erschütternd, selbst durch stumme Zeichen,
Predigst du, was ihn für Staub betört! —

Wann nun auch die schönste der Gestalten,
Die mein Blick so lüstern oft umirrt,
Unter Lebensmüh' und Zeit veralten
Und erschlafft zusammensinken wird:
Dann verwandle sich in Hochentzücken
Alle deine Herzbeklommenheit!
Weit vor deinen aufgeklärten Blicken
Öffne sich des Himmels Herrlichkeit!
Eine lichte Wolke steige nieder
Und, umringt von froher Engel Chor,
Schwebe bei dem Klange süßer Lieder
Deine Seel' ins Paradies empor!
Ruf' ihr dort der Heiligen und Frommen
Ganze Schar, die sich entgegendrängt,

So voll Liebe, so voll Lust willkommen,
Als dich Heloisens Arm umfängt!

Beider Asche decke nun ein Hügel,
Beider Namen werd' ein Stein geweiht!
Glorreich trage deines Ruhmes Flügel
Meine Liebe zur Unsterblichkeit!
Fügt sich's dann in später Nachwelt Tagen,
Wann am Herzen mir kein Wurm mehr frißt,
Und von meinen Seufzern, meinen Klagen
Längst der letzte Laut verschollen ist,
Daß ein Ungefähr nach seiner Weise
Für ein trautes Paar den Plan erdenkt
Und die Schritte seiner Pilgerreise
Nach dem stillen Paraklete lenkt:
O so tret' es wehmutsvoll und schweigend
An den alten grauen Marmelstein!
Haupt zu Haupte sanft hinüberneigend,
Schlürf' es eins des andern Tränen ein!
Aufgeschüttert von des Mitleids Triebe,
Hinterlass' es betend unser Grab:
„Segn' uns Gott mit einer frohern Liebe,
Als das Schicksal diesen Armen gab!"

In der Feierstunde, wann der Chöre
Lautes Hosianna hier ertönt,
Oder wann ihr banges Miserere
Knieend eine Schaar von Büßern stöhnt;
Mitten dann im Pomp der Hekatombe
Frommer Seufzer, die gen Himmel wehn,
Müsse noch auf unsre Katakombe
Seitwärts manches Auge niedersehn!
Selbst der Andacht müss' in höchster Sphäre
Ein Gedanke noch an uns entfliehn,
Und, die ihn begleiten wird, die Zähre
Werde gern im Himmel ihr verziehn!

Wenn das Glück nicht meinen Nachruhm neidet,
So erhebt ein Sänger sich vielleicht,
Der an einer Seelenwunde leidet,
Die der meinigen an Tiefe gleicht;
Der umsonst, umsonst durch lange Jahre
Seiner Hochgeliebten nachgeweint,

Bis ihn noch mit ihr — doch vor der Bahre! —
Das Geschick minutenlang vereint;
Der nun unter Klagemelodieen,
Fern von treuer Gegenliebe Kuß,
Schmachtend in das Land der Phantasieen
Seine liebsten Wünsche senden muß:
Dieser mach' in preislichem Gedichte,
Wohlgestimmt dazu an Herz und Mund,
Unsre tränenlockende Geschichte
Meinem Schatten noch zum Labsal kund!
Bei dem Liede mein- und seiner Schmerzen
Werde jedes Hörers Brust erregt!
Denn nur der beweget leicht die Herzen,
Welchem selbst ein Herz im Busen schlägt.

Die Königin von Golkonde.

Nach Boufflers' Prose.

Ich überlasse mich, o Feder, deinen Grillen.
Mein Genius hat sonst wohl dich regiert;
Heut sei von dir mein Genius geführt.
Gebiete deinem Herrn! Er fügt sich deinem Willen.

Bekanntlich wandt' einst ebenso
Schach Riar sich an Dinarzaden;
An seinen Bock der Riese Moulineau;
Und beid' empfahlen sich durch Märchen sehr zu Gnaden.
Auf, mache mich mit einem Dito froh!
Des Zwanges will ich dich bei deinem Spiel entladen.
Ich schätze zwar der edlen Feile Fleiß:
Doch wird ein Höckerchen nicht meiner Lust gleich schaden.
Nur sage mir hübsch, was ich noch nicht weiß.

Dem Leser, sollt' er ja nach deinem Machwerk sehen,
Dem Leser, wer er sei, Mann sei er, oder Weib,
Gibt man im Vorbericht ganz trocken zu verstehen,
Auf sein Vergnügen sei dein Werk nicht angesehen;
Es gelte hier nur meinen Zeitvertreib.
Die Leser sind umringt von Freunden, von Scharmanten,
Die Leserinnen von Amanten.
Doch meine Wenigkeit entweilt kein Mädchenspiel;
So tu' es denn ein Gänsekiel.

Freund Harlekin ruft wohl alsdann
Vor Langerweile Roms Monarchen,
Den Marc Aurel, um Hilf' und Beistand an,
Um — desto sanfter einzuschnarchen.
Allein bei mir mag, wenn sie kann,
Golkondens Königin das Helferamt verwalten,
Mich wach und munter zu erhalten.

* * *

Ich trat das Lebensalter an,
In welchem die Natur den Jüngling ausgestaltet;
Worin dem kaum vollendeten Organ
Sich eine neue Welt entfaltet;
Das Alter, da des Erdenpilgers Bahn
Allmählich sich zu einer Höh' erhebet,
Auf welcher, frei von seiner Kindheit Star,
Das Auge voll Begier hinaus ins Weite strebet,
Und was es nicht erreicht, die Phantasie erschwebet:
Mit einem Wort, ich zählte sechzehn Jahr.
Ich saß, entfernt von meines Mentors Blicken,
Auf eines raschen Kleppers Rücken,
Und kommandiert' als Feld- — nein! Waldherr — einer Schar
Von zwanzig wohlgeübten Hunden,
Auf einen Keiler losgebunden.
Man denke sich, wie hochbeglückt ich war!
Nach einem Kampfe von drei Stunden
War uns das Wild, ich weiß nicht wie, verschwunden.
Die Jagd war aus; ich sprengte hin und her;
Umsonst! da war kein Keiler mehr.
Ich überließ hierauf das weitre meinen Hunden,
Und, wie mein Klepper endlich laß,
Stieg ich herab; wir wälzten uns ins Gras;
Das Klepperchen fing an zu grasen;
Und ich entschlief auf einem weichen Rasen.

Der Hunger weckte mich; ich aß,
Bedacht auf neue Jägertaten,
Ein Stückchen Brot und kalten Rebhuhnbraten.
Das holde Plätzchen, wo ich saß,
War ein geheimes Tal, gebildet von zwei Höhen,
Bekränzt mit Birken und mit Schlehen.
Durch eine Lücke stellte sich,
An eines Hügels sanftem Hange,

Ein Dörfchen dar. Von diesem trennte mich,
Weit ausgedehnt ins Breite, wie ins Lange,
Ein anmutsvoller Landesstrich,
Bedeckt mit Gärten und mit Saaten,
Die freundlich meinen Blick, sie zu bemerken, baten.

Die Luft war rein, der Himmel blau;
Die Bächlein flossen still und heiter;
Es glänzten Blumen, Gras und Kräuter
Noch von Aurorens Perlentau.
Die Sonne, kaum ein wenig weiter
Als durch ein Viertel ihrer Bahn,
Ließ auch auf schattenlosem Plan
Ihr Strahlenlicht, gemildert von Zephiren,
Die lebende Natur nur noch zur Wollust spüren. —

Wo sind denn nun die Freunde der Natur,
Die einen Frühlingstag, ein Paradies zu sehen
Und Sinn und Herz daran zu laben recht verstehen?
Denn ihretwegen mal' ich nur.
Mich selber reizte diese Scene
Weit weniger als eine Bauerschöne,
In weißem Wams und Rock; ein allerliebstes Ding,
Das muntern Schrittes dort, mit einem blanken Topfe
Voll frischer Milch auf seinem Kopfe,
Vermutlich seinen Weg zum nächsten Städtchen ging.
„Ach, falle nicht!" war plötzlich mein Gedanke,
Als sie, bestimmt durch ihren Pfad,
Die allzu schmale Brückenplanke
Quer über einen Bach betrat;
„Und wenn du mußt, so falle lieber,
Wenn du erst unversehrt herüber
Und hier auf meinem Rasen bist,
Der trockner und auch weicher ist."
Der Schritt gelang. Bald sah ich mit Entzücken,
Daß sie den Weg nach meiner Gegend nahm.
Je näher sie herangeschritten kam,
Je näher schien sie mir ans Herz zu rücken.
Unkundig des, was mir geschehn,
Sprang ich empor, entgegen ihr zu gehn;
Und immer reizender erschien sie meinen Blicken.
So zart, so wohlgebaut, so frisch, so rosenschön
Hat Zeus auf Erden nichts, im Himmel nichts gesehn.
Um ein Gespräch mit ihr nach Würden zu beginnen.

Wußt' ich sogleich auf nichts mich zu besinnen.
So voll das Herz mir war, so leer fühlt' ich den Kopf.
Jen's glich dem Trunkenbold, und dieser war ein Tropf,
Und beide wissen nicht besonders viel zu sagen.
Ins Mittel trat da noch Freund Magen:
Doch adressierte der sich nur an ihren Topf
Und bat, ihm einen Trunk daraus nicht abzuschlagen.
Sie bot ihn mir mit einer Anmut dar,
Der sie allein nur fähig war.
Dann fuhr ich fort, sie noch mit zwei, drei Fragen
Nach Namen, Alter, Dorf und solcherlei zu plagen;
Und jedes Wort, das ich darauf vernahm,
War wert, daß es aus ihrem Munde kam.

Sie war vom nächsten Dorf; ihr Name hieß Aline,
„Ach!" sprach ich, „liebe süße Line,
Ich möchte wohl dein Bruder sein!" —
Nicht dies gerade wollt' ich sagen —
„Und Ihre Schwester ich!" fiel sie mit Wohlbehagen
Voll allerliebster Unschuld drein. —
„Doch lieb' ich dich, bei meiner Ehre,
Nicht weniger, als ob ich's wirklich wäre,"
Erwidert' ich, indem ich sie umschlang.
Alinchen setzte sich zur Wehre,
Und als sie mir entgegenrang,
Fiel ach! ihr Topf; — die Milch floß auf die Erde.
Welch Mißgeschick! — Sie weinte bitterlich;
Riß dann, mit zürnender Gebärde,
Voll Ungestüm aus meinen Armen sich,
Rafft' ihren Topf auf von der Erde
Und wollte fliehn. „Ach, wär' ich erst zu Haus!"
Rief sie voll Angst, glitt auf der Milchstraß' aus,
Und fiel, so lang sie war, zu Boden auf den Rücken.
Ich flog, ihr beizustehn, doch wollte mir's nicht glücken;
Denn einer stärkern Macht als ich
Gelang es bald, sogar auch mich
In ihren Fall mit zu verstricken. —
Man weiß, ich zählte sechzehn Jahr,
Und fünfzehn Jahre war Aline.
Dies Alter und dies Plätzchen war
Das rechte, wo am liebsten seine Mine
Der Gott der Liebe springen läßt. —
Aline trübte zwar durch Tränen erst sein Fest:

Bald aber wich der Schmerz der Wonne,
Und lieblich durchs Gewölk der Tränen brach die Sonne. —

Die Zeit, die still für uns in ihrem Laufe stand,
War dennoch, wie sich endlich fand,
Für andre Wesen fortgelaufen.
Die Sonne sank hinab bis an des Himmels Rand.
Die Abendglocke rief in Haufen
Die Menschen und das Vieh zu Hütt' und Stall zurück.
„Ach!" sagte mit erschrocknem Blick
Alinchen, „nun ist's Zeit, nach Hause mich zu tragen:
Die Mutter möchte mich sonst schelten oder schlagen."
Ich selbst noch voll Respekt für meine Frau Mama,
Trat auch dem ihrigen deswegen nicht zu nah.
„Hin," fuhr sie fort, „sind meine Milch und Ehre:
Doch Ihrethalb verschmerz' ich den Verlust." —
„O geh mit deiner Milch! Als ob nicht deine Brust,"
Erwidert' ich, „so weiß wie diese wäre!
Im übrigen ist ja die Lust
Unendlich süßer als die Ehre." —
Als ich ihr drauf mein bißchen Barschaft gab
Und einen goldnen Ring, zum Denkmal dieser Stunde,
Versprach sie mir mit Hand und Munde,
Ihn zu bewahren bis ans Grab.
Betrübt, so bald verlassen uns zu müssen,
Gebrach es uns an tiefen Seufzern nicht;
Und Angesicht von Angesicht
Schied, feucht von Tränen und von Küssen.
Ich schwang mich wieder auf mein Roß,
Verfolgte mit dem Blick noch lange meine Schöne;
Dann sagt' ich Lebewohl der anmutsvollen Scene,
Wo ich zum erstenmal der Liebe Glück genoß;
Und voll Verdruß in Herz und Miene,
Daß ich kein Bauer war im Dörfchen meiner Line,
Ritt ich zurück auf meines Vaters Schloß.

Ich hatte mir zwar selbst das Wort gegeben,
Auf keine andre Jagd in meinem ganzen Leben
Als auf die Freudenjagd in Linens Tal zu gehn
Und allenthalben sonst in Feld- und Waldgehegen
Der reizenden Aline wegen
Das Wild mit Gnaden anzusehn:
Doch alle diese schönen Plane,
Schon ausgeführt in meines Herzens Wahne,

Verschwanden wie ein Morgentraum.
Denn abgestiegen war ich kaum,
So kam ein Postillon mit Briefen,
Die meinen Vater nach Paris,
Ach, schon am nächsten Morgen riefen!
Denkt, wie mir wurde, da es hieß,
Ich müßte mit! — Mit jammervoller Miene
Schluchzt' ich: Ade, Mama! und dacht': Ade, Aline! —

Auch Stahl zernagt die Zeit: wie also könnte dann
Der Liebe zarter Stoff vor ihrem Zahn bestehen?
Untröstbar reist' ich ab, mit meinen Herzenswehen;
Doch wohlgetröstet kam ich an.
Je mehr ich von Alinchen mich entfernte,
Je mehr entfernte sich Alinchen auch von mir.
Die Lust an allem, was ich hier
In meiner neuen Welt zuerst erfuhr und lernte,
Besiegte die Erinnerung der Lust,
Die ich verlor; und meiner jungen Brust
Entstahlen zwei hochwohlgeborne Diebe,
Die Löffelei und Ehrsucht, bald die Liebe.
Auf kriegerischer Bahn strebt' ich nach Ehr' und Glück.
Mein Arm erfocht mir durch sechs saure Züge
Zwar nicht an Lohn, doch Wunden volle Gnüge.
Dann kehrt' ich nach Paris zurück,
Um dort mit besserm Glück für Minnelohn den Schönen
Als Königen für ihren Dank zu frönen.

Einst, nach vollbrachter Oper, fand
Ich mich von ungefähr bei einer hübschen Dame,
Die ihres Wagens wartend stand.
Auf einmal machte die auf mich die Aufmerksame
Und fragte: „Kennen Sie mich nicht?“ —
„Verzeihen Sie, Madam, nie sah ich Ihr Gesicht.“ —
„Nie? — Ei! Betrachten Sie mich doch einmal genauer.“ —
„Dies, schöne Dame, wird zwar wahrlich mir nicht sauer:
Doch was ich Schönes auch in meinem Leben sah,
So kam doch nie etwas dem, was ich sehe, nah.“ —
„Nun, weil denn mein Gesicht nichts in Erinnrung bringet,
So will ich sehn, ob's nicht der Hand gelinget.“ —
Hier zog sie ihren Handschuh ab
Und zeigte mir den Ring, den ich Alinen gab.

„Alin', Aline!“ wollt' ich sagen:
Doch vor Erstaunen starb das Wort
Im Munde mir. Indessen kam ihr Wagen.
Wir stiegen ein und rollten fort.

Hier kam es nun zu Fragen über Fragen;
Und folgenden Bericht vernahm mein Ohr:
„Vermutlich haben Sie des Milchtopfs nicht vergessen,
Viel weniger noch alles dessen,
Was ich mit meinem Topf verlor.
Nicht Sie, mein Herr, nicht ich bedachten,
Was wir an jenem Tage machten;
Doch ward es mir bald offenbar,
Daß es ein — kleiner Junker war.
Auch meine Mutter ward es innen
Und jagte kurz und gut das Töchterchen von hinnen.
Kein Bitten half mir aus der Not. Ich ging,
Als ein verwaistes armes Mädchen,
Und bettelte mich bis ins nächste Städtchen,
Wo eine alte Frau mich mütterlich empfing.
Der Menschenfreundlichkeit zum Ruhme
Erklärte die sich bald zu meiner guten Muhme.
Sie hegt' und pflegte mich, sie putzte mich heraus
Und nahm, wohin sie ging, das Nichtchen mit sich aus.
Die Kennerschaft fing an nach mir zu sehen,
Beehrte bald mit Zuspruch unser Haus,
Und Tantchen gab mir gütigst zu verstehen,
Ja hübsch mit Höflichkeit den Gästen vorzugehen.
Gehorsam richtet' ich der Tante Willen aus.
Der Pastor loci kam zuerst in unser Haus
Und auch am öftersten; drum mußte wohl vor allen
Ihr kleiner Sohn auf seine Rechnung fallen,
Er machte nach der Zeit ein schmuckes Chorkind draus.
Doch Tante, die auf unser Glück zu sinnen
Auch selbst im Glück nicht unterließ,
Fand bald, wie sie mir klar bewies,
In einer großen Stadt sei mehr noch zu gewinnen,
Und führte mich von dannen nach Paris.
Hier ging ich durch verschiedne Hände,
Und meinen Reiz besaß am Ende
Ein alter, wackrer Präsident.
Nun weiß, wer diese Herren kennt,

Daß, wenn sie noch so hoch in Themis' Tempel stehen,
Sie doch an Amors Hof vielleicht am letzten gehen.
Von meinem Ehrenmann blieb, wenn er blank und bar,
Entstaatsperückt, enthalskraust, ausgewindelt
Aus seinem großen Amtstalar,
Kurz, wann er ganz von dem, was nicht er selber war,
Vom Haupt bis auf den Fuß entschindelt,
Vor mir erschien, blieb, sag' ich, blank und bar
So wenig, daß es kaum der Rede würdig war.
Doch liebte mich dies Wenige nicht wenig
Und überhäufte, wie ein König,
Der sich an keine Glossen kehrt,
Die Tante sowie mich mit Geld und Geldeswert.
Die Tante starb, und ihr Vermögen
Vermehrte noch durch Erbschaft meinen Segen.
So hatt' ich denn, durch Fleiß bei Tag und Nacht,
Von dem — und dem — und dem — und meinem Präsidenten
Und durch der Tante Tod fünftausend Taler Renten
In trockne Sicherheit gebracht.
Langweilig wurde mir in mancherlei Betracht
Mein Handwerk nun; auch höhnte mich sein Name.
Ich hätte gern die Ehr- und Tugendsame,
Wenn auch nur zur Veränderung, gespielt,
Wiewohl man dabei auch oft Langeweile fühlt.
Für zwei scharmante, blanke, krause,
Geränderte, vollschwere Ludewig
Erklärt' ein Stammbaummacher mich
Zum Fräulein von sehr gutem Hause.
Nun lebt' ich hoch, geriet von ungefähr
Mit Männern von Talent, besonders schönen Geistern,
Auch in ein geistiges Verkehr.
Dadurch gewann bei Stümpern und bei Meistern
Der Ruf von meinem Geist, Witz und Geschmack gar sehr;
Auch mocht' es in der Tat mich etwas mit vergeistern.
Ein hochgeborner Ehrenmann
Von vierzigtausend Taler Renten,
In mich und mein Verdienst, trotz meinem Präsidenten,
Bis übers Ohr verliebt, bot Herz und Hand mir an.
So ist denn nun die weiland arme Line
Marquise Castelmont fürs werte Publikum;
Doch blieb die Frau von Castelmont darum
Nicht minder noch für dich Aline."

„Und nun für wen," sprach ich zu ihr,
„Für wen hat wohl dein Herz am zärtlichsten geschlagen?" —
„Das kannst du, böser Mann, noch fragen?"
Versetzte sie mit sanftem Schlage mir.
„Ich war Natur und Einfalt, als ich dir
Mich schenkte, wenn ich gleich mir drob das Haar zerraufte.
Das blieb ich nicht, als ich an andre mich verkaufte.
Nicht mehr so jugendfrisch und schön,
Mußt' ich mein bißchen Reiz durch fremden Schmuck erhöhn
Und Tag für Tag die Kunst des Wohlgefallens üben.
Wie hätt' ich da noch können lieben?
Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken.
Das Rot, womit wir unsre Wangen schmücken,
Zerstört das holde Farbenspiel,
Durch welches wir zum erstenmal entzücken;
Und Lügen der Empfindsamkeit ersticken
Das herzliche Naturgefühl.
Nur einmal, und nur dir, hat sich mein Herz versprochen;
Und hab' ich gleich in kurzer Zeit
So leicht, als eine kann, die Treue dir gebrochen:
So darf ich doch auf Herzbeständigkeit
So sehr als irgend eine pochen.
Gewichen ist aus meiner Phantasie
Dein zaubervolles Bildnis nie.
Den Kelch der Lust, auch von den schönsten Rittern
Mir dargereicht, pflegt' es mir zu verbittern.
Doch muß ich allerdings gestehn,
Bisweilen mocht' es auch die Süßigkeit erhöhn."

Und nun begann, vor innigem Entzücken,
So unverhofft beisammen uns zu sehn,
Ein solches feuriges Umarmen, Herzen, Drücken
Und Küssen hin und her, als wär' es nie geschehn.
Wir langten an bei ihr; ich blieb zum Abendessen;
Und weil der Herr Marquis heut nicht zu Hause kam,
So hielt ich aus, bis alles Abschied nahm,
Und blieb die Nacht — wo? läßt sich leicht ermessen. —
Der Liebesgott verschmäht die Gold- und Seidenpracht
Des Schlafgemachs, des Bettes der Marquise;
Er fühlt sich nur auf blumenreicher Wiese
Und in des Hains geheimer Schattennacht,
Auf weichem Moos, in seinem Paradiese.

Mein Herz erfuhr's; denn darin nur bestand
Mein ganzes Glück, daß ich mich hinter der Gardine
Mit einer hübschen Frau befand:
Allein sie hieß und war nicht mehr Aline. —

Ihr Liebenden, ist euch am Vollgenuß
Der Liebe, mindestens der Wollust, was gelegen,
So suchet ja ihn nicht auf meinen Wegen,
Wo man nur stets im Fluge nippen muß,
Mit Briefen vom Minister gilt kein Säumen;
Da muß man zur Armee zurück.
Dies unmeidbare Mißgeschick
Entrüttelte mich meinen Wonneträumen. —
Wie lange wird der Lug und Trug,
Des Prahlers Ruhm uns soviel zarte Freuden,
Wie lange noch der Ruhe Glück verleiden?
Wie lange wird der Held des Krieges Fluch
Mehr als der Liebe Segen ehren? —
Jedoch auf dieser Weisheit Lehren
Hatt' ich in jener Zeit von Herzen wenig acht.
Denn wenn man Hauptmann ist, so ist man drauf bedacht,
Vielmehr Major als Philosoph zu werden;
Und trotz den strengen Amtsgebärden
Des ersten Matadors im Staatsrat und am Hof
Wird man viel leichter auch Major als Philosoph.
Es fing daher kaum an zu tagen,
So warf ich mich, am Herzen leicht und frei,
In meinen angeschirrten Wagen
Und ließ zu neuer Plackerei
Mich aus dem Schoß der Frau Marquise tragen. —

Nachdem ich funfzehn volle Jahr'
Von Haus und Hof entfernt gewesen war
Und trotz der Tapferkeit, mit welcher ich gestritten,
So manchen Tort, als Hieb und Schuß erlitten,
Mußt' ich als General für unsre Kolonien
Mich nach Ostindien ein wenig noch bemühn.
Im Meer und im Roman mit Sturm sich zu befassen,
Sei jedem Robinson von Herzen überlassen.
Ich kam, so gut man immer kann,
Ganz sonder Ungemach auf meinem Posten an.
Bei seinem Topf voll Reis, bei seinem Wasserkruge
Saß alles, als ich kam, in Ruh' und Harmonie,
Und meine Fahrt sah einer Lustpartie

Weit ähnlicher als einem Kriegeszuge.
Weil ich nun nichts zu fechten vor mir fand,
So sing's mich an nach Reisen zu verlangen.
Gedacht, getan. Ich strich von Land zu Land
Und blieb zuletzt im Reich Golkonde hangen,
Das vor ganz Asien in höchster Blüte stand.
Beglückt durch eine Frau, die hier das Zepter führte,
War alles Volk; weil Schönheit und Verstand,
Die des Monarchen Herz, und der sein Reich regierte.
Nicht nur des Staats Schatullen waren voll;
Voll waren überall auch die der Untersassen.
Der Bauer ackerte nur für sein eignes Wohl.
Wie selten das! — Die Herren bei den Kassen
Erhuben fremdes Geld nicht für ihr eignes Wohl.
Wie noch weit seltner das! — Durch stattliche Gebäude
Nahm jede Stadt den Sinn der Schönheit ein.
So Herz als Auge fand am Volksgewimmel Weide.
Des Städters Angesicht entstrahlten Lust und Freude,
Bewohner seiner Stadt zu sein.
Den Landmann hielt die Freiheit warm und trocken
Und gab ihm stets genug in seinen Napf zu brocken.
Zufrieden mit dem Glück, das ihm sein Stand verhieß,
Und auf die Ehre stolz, die Pflug und Spinnerocken
Die Weisheit dieses Staats erwies,
Ließ er sich seiner Flur durch kein Phantom entlocken.
Die Großen hielt der Zauberblick
Der schönen Königin mit Lust am Hof zurück;
Denn sie verstand die Kunst, die Treue zu belohnen
Und doch dabei den Schatz des Staates zu verschonen,
Die holde Kunst, die stets ihr Ziel erreicht,
Und die, wie mir als Dilettanten deucht,
Zu selten nur die Königinnen üben,
Weil sie den Königen vielleicht
Nicht allerdings zu herzlichem Belieben
Gereichen mag, wenn sie Notiz beschleicht.
Den unsern hatte sie zum Glück noch nie erreicht.
Ich kam an diesen Hof und ward daselbst empfangen
So gut, als immer nur ein Fremdling mag verlangen.
Erst hatt' ich öffentlich beim Könige Gehör,
Dann bei der Königin, die ihren Schleier senkte.
Darob verwundert' ich nun freilich mich gar sehr;
Denn nach dem Attestat, so das Gerücht ihr schenkte,
Erwartet' ich hier keinen Schleier mehr:

Indessen muß ich doch zu ihrem Ruhme sagen,
Daß sie mich sonst mit aller Huld empfing.
Ich hatte weiter nichts zu klagen,
Als daß der Schleier mir des Anblicks Lust verdarb,
Wornach ich in der Tat fast vor Begierde starb;
Denn daß sie schöner wär' als alle Huldgöttinnen,
Hatt' ich von jedermann gehört.
Zudem ist auch, was großen Königinnen
Die gütige Natur beschert,
Der Neugier doppelt merkenswert. —

Kaum bin ich wieder heim und glaube mich mein eigen,
So kommt ein Junker an, gesandt zu dem Behuf,
Mir morgen früh den schönen Park zu zeigen,
Den nach höchsteignem Plan die Königin erschuf.
Das nehm' ich dankbar an. Wir stehen
Schon mit der Sonne munter auf
Und nehmen anfangs unsern Lauf
Durch ein Gewinde von Alleen
In eine Art von dicht verwachs'nem Hain,
Wo Pomeranzenbäum', Akazien und Myrten
Mit Frucht und Blütenduft im Schatten uns bewirten.
An einen Baum in diesem Hain
Steht ein gesatteltes, gezäumtes Pferd gebunden.
Mein Führer springt hinauf, stößt in ein Silberhorn,
Das ihm am Halse hängt, gibt seinem Roß den Sporn
Und ist in wenigen Sekunden
Aus meinem Aug' und meinem Ohr verschwunden.
Glossierend über diesen Sprung
Und ziemlich voll Verwunderung,
Daß man allhier die Fremden, statt spazieren,
Am Narrenseil nur irre sucht zu führen,
Verfolg' ich meinen Weg bis an des Wäldchens Rand.
Auf einmal wird die Gegend mir bekannt,
Und sieh! nach kurzem Weiterwandern
Liegt eine Landschaft vor mir da,
Die der, wo ich zuerst Alinen sah,
So ähnlich ist, als kaum ein Ei dem andern.
Bis auf das Kleinste zeigen sich
Dasselbe Tal, dieselben Höhen,
Bekränzt mit Birken und mit Schlehen.
Es läßt dieselbe Lücke mich
Denselben Flur- und Gartenstrich

Und weiter hin dasselbe Dörfchen sehen.
Auch fehlt, wie sich verstehet, nicht
Der Pfad, der Bach, die schmale Brückenplanke.
Nur eins, das Mädchen noch gebricht,
Kaum aber wünscht dies mein Gedanke,
So tritt auch das daher. Es trägt denselben Topf,
Vermutlich auch voll Milch, auf seinem Kopf;
Und ist an Kleidung, Wuchs, Gestalt und Gang und Miene
Von Haupt zu Fuß bis auf ein Haar — Aline.

„Ist das ein Traum? Ist es Bezauberung?
Ist's Wirklichkeit? Sind's leere Schattenbilder?"
Rief ich mit Ungestüm in wilder
Betäubender Verwunderung. —
„Kein Zauber," sagte sie, „kein Traum hat dich betrogen,
Kein leerer Schatten hat von mir
Dir Wirklichkeit nur vorgelogen;
Sie leibt und lebt; Aline steht vor dir.
Ihr Aug' und Herz verriet dich gestern ihr.
Sie wünscht' in der Gestalt von dir erkannt zu werden,
Worin sie dir zum erstenmal gefiel,
Und überraschte dich daher mit diesem Spiel.
Sie kommt, in deinem Arm von ihren Kronbeschwerden
Sich auszuruhn, und setzt auf ihren Kopf
Anstatt der Krone jenen Topf,
Stets unvergeßlich ihr auf Erden.
Durch dich nur fühlt die arme Milcherin
Sich glücklicher als jede Königin." —

Mein Herz vergaß die Königin im Grünen;
Ich sah und hörte nur Alinen.
Wir waren beide ganz allein,
Bedroht von keinem Freudenräuber.
Auch Königinnen sind bekanntermaßen Weiber:
Wie sollt' es nicht die von Golkonde sein?
Ich fühlte mich am Leib und am Gemüte
In meiner ersten Jugendzeit
Und unterhielt daher die Königin noch heut,
Als ob die Königin noch wie Aline blühte:
Weil einer Königin, wie man gewöhnlich glaubt,
Auch selbst das Alter nie der Jugend Blüte raubt.

Nachdem wir so das Fest des Wiedersehns gefeiert
Und kräftiglich durch Wort und Tat
Den ersten Liebesbund erneuert,

Ließ sie sich ihren Hofornat
Durch eine traute Zofe bringen,
Die auf ihr Zeichen schnell aus nahem Buschwerk trat.
Sie entalinte sich; und unbefangen gingen
Wir auf das Schloß zurück. Des ganzen Hofes Staat
Erschien vor ihr in glänzender Parade,
Und jedermann ward durch die Huld und Gnade,
Womit sie ihm entgegenkam, entzückt.
Der hier ward angered't, der dort ward angeblickt,
Und angelächelt wurden alle;
Kurz, wie ein schönes Weib auf ihrem Ehrenballe,
Schien sie die Liebschaft jedermanns, allein
Ganz niemands Königin zu sein.
Nach aufgehobnem Mittagsmahle,
Das alle Welt mit ihr genoß,
Entzog sie sich mit mir dem Troß
Nach einem abgelegnen Saale.
Hier saß ich traulich neben ihr
Und meiner Neubegier zu steuern,
Gab sie getreu in nuce mir
Den zweiten Tom von ihren Abenteuern.

„Kaum wareſt du drei Monat aus Paris,
So zwang ein Ehrenpunkt, der sich nicht schlichten ließ,
Den Herrn von Castelmont zum hitzigsten Duelle,
Und leider! blieb er auf der Stelle.
Mir tiefgebeugten Witwe blieb
Kein andrer Trost für diesen Senfenhieb
Als vierzigtausend Taler jährlich,
Die Herr von Castelmont mir sicher hinterließ.
Um halb so viel noch drüber, wie es hieß,
Stand's in Sizilien beinah' etwas gefährlich,
Wofern ich nicht ohn' allen Zeitverlust,
Zur Wendung der fatalen Krise,
Mich selbst an Ort und Stelle wiese;
Auch diente zur Erleichterung der Brust,
Behauptete mein Arzt, die Reise der Marquise.
So schifft' ich denn mit vieler Lust
Mich ein, um nach Palermo abzufahren.
Doch ein konträrer Wind, der scharf aus Norden blies,
Verschlug uns von der Fahrt und stieß
Uns an die Küste der Barbaren,
Wo der konträrste der Korsaren
Sich weit konträrer noch bewies.

Das Schiff mit Mann und Maus und mit der Frau Marquise,
Wie sich von selbst versteht, ward des Korsaren Prise.
Der Kapitän, ein Türk', verfuhr mit jedermann
Von unserm Schiff so grausam und so feindlich,
Allein mit mir so gütig und so freundlich,
Als immer nur ein Türk' verfahren kann.
Nachdem er Algier erst begrüßet,
Verschleppt er mich nach Alexandrien.
Sans rime & sans raison ward er daselbst gespießet;
Mich aber bot man feil, nebst allem Seinigen.
Ein Handelsmann aus Indien
Erstand als Sklavin mich zu ungeheuerm Preise
Und brachte mich nach ziemlich langer Reise
Hierher. Ich lernte bald durch seinen Unterricht
Des Landes Sprache, Sitt' und Weise;
Nur die Geduld zur Knechtschaft lernt' ich nicht,
So leicht ich auch mich unter Armut beugte.
Sobald daher Gelegenheit sich zeigte,
Hielt ich die Flucht für Menschenrecht und Pflicht.
Auf einer Jagd nach schönen Landestöchtern
Fiel ich von ungefähr des Königs Haremswächtern
Durch meine Schönheit ins Gesicht.
Man griff mich auf; dem Freiheitssinn zum Possen
Ward ich noch vor der Nacht in das Serail verschlossen —
Kaum aber war der nächste Tag erwacht,
Da sank der ganze Hof mir demutsvoll zu Füßen,
Als Lieblingssultanin mich schuldigst zu begrüßen,
Wozu der König mich in der verwichnen Nacht
Durch sein: car tel est notre plaisir, gemacht.
Mein schönster Stern fing an nun auszuglänzen.
So wie die Leidenschaft des Königs alle Grenzen,
So überschritt sie meine Macht.
Golkonde beugte bald sich vor dem Zepter nieder,
Das ich so fertig schwang. Es hatte nichts dawider,
Zur Allbeherrscherin das fremde Weib erhöhn
Und seinen König selbst, voran nur, knien zu sehn.
Allmächtig durch Gebot, durch Beispiel oder Bitte,
Vernichtet' ich und schuf nach Willkür jede Sitte.
In meiner großen Königsburg
Ließ ich mir nie das kleine Dorf entfallen,
Wo unverwelkt ich fünfzehn Jahr' hindurch
Das Blümlein Unschuld trug. Vor allen
Schwebt' noch das Tal, wo ich's an dich verlor,

Der Phantasie mit seinen Reizen vor.
Um mir das Bild noch voller zu beleben,
Sucht' ich mit Unverdrossenheit
Zu einer zweiten Wirklichkeit
Das holde Urselbst zu erheben.
Ich legt' im Park das kleine Dörfchen an,
Um mein Geburtsdorf nachzuahmen;
Ich gab ihm dessen teuern Namen
Und sah darin stets jedermann
Für meinen Freund und Anverwandten an.
Ich bin in jenen kleinen Hütten
Mehr als in meinem Schloß zu Haus;
Ich füge mich in ihre Sitten,
Ich statte jedes Mädchen aus;
Die Alten lad' ich oft zu Tische,
Damit ihr Anblick immerdar
An mein geliebtes Elternpaar
Die Anerinnerung, stets heilig mir, erfrische.
Von keiner Jagd wird hier der Halm zerknickt,
Das Gräschen wird nur von den Zephirtänzen
Der frohen Jugend leicht gedrückt,
Und jedes Blümchen nur zu Kränzen
Von jungen Liebenden gepflückt.
Nie soll, solang' ich bin, auf meinen Lieblingsstellen
Die Axt der Ulmen eine fällen,
Die ich nachahmend ließ erziehn,
Um jene mir lebendig darzustellen,
Die Schatten unsrer Lust verliehn.
Beim Purpur und beim Hermeline
Ruht noch das schlichte Hirtenkleid
Der weiland dürftigen Aline
Und weckt im Glanz der Herrlichkeit
Die Anerinnerung der alten Dunkelheit.
Beständig wird's in ihr die Achtung nähren
Für jenen ersten Stand, worin
Sie achtungswerter war als jetzt die Königin.
Es wird sie überall den Stand der Menschheit ehren
Und, besser als ein Buch, die Kunst zu herrschen lehren." —

O welch ein Phönix seltner Art,
So eine Fürstin von Golkonde!
Was unter dieser Roberonde
Nicht alles sich zusammenpaart!

Die beste Königin, der beste Herr und König,
Das beste Weib, der beste Philosoph,
Und — alles das noch viel zu wenig! —
Die beste — Lustpartie am Hof.
Ach! Kaum erprobt' ich dies seit vierzehn Wonnetagen,
So überraschte mich mit ihr
Der Kronenträger selbst in seinem Schlafloser:
Und zwang mich, meinen Kopf und Kragen
Aus seinem schönen Staatsrevier
Durchs Kammerfenster wegzutragen. —
Ich kehrte drauf nach Frankreich bald zurück
Und erntete dort ungeheures Glück
Und Unglück, beiderlei sehr unverdienterweise.
Verarmt und hoffnungslos, verwünschend mein Geschick,
Macht' ich mich wieder fort auf eine lange Reise
Und strich seitdem von Land zu Land,
Bis ich Euch hier in dieser Wüste fand.
Wenn ich mein Mißgeschick hier endlich noch verwinde,
So ist es, weil ich auf einmal
In diesem stillen Palmental
So Einsamkeit als auch in Euch Gesellschaft finde. —

Bei diesen letzten Versen quält
Der Leser sich vielleicht mit peinlichem Gesichte.
Er dachte wohl, ich hätte die Geschichte,
Die er hier las, für ihn erzählt.
Doch weiß er denn nicht mehr, was schon im Vorberichte
Mit dürren Worten für ihn steht?
Verzeih' er dann, wenn der Poet
Bis hierher sich an ein Persönchen wandte,
Das seinen Lebenslauf von ihm zu hören brannte,
Und welches er von selbst wohl nimmermehr errät;
Kurz, an ein altes Weib, mit grauem Haar und Runzeln,
In Binsenstoff gehüllt, das schon seit manchem Jahr
Bewohnerin des Tals, worin ich ankam, war.
Daß ihr das Ding gefiel, verriet ihr öftres Schmunzeln,
Wiewohl es manchen guten Schlag
Von Lesern sehr gelangweilt haben mag.
Als ich zu Ende war, sprach meine kleine Alte:
„Wißt Ihr, was ich von dem Histörchen halte?" —
„Nun, liebes Mütterchen?" — „Das beste, daß Ihr's wißt,
Ist, daß es so hübsch wahr in jedem Wörtchen ist." —
„Ei, Mütterchen, wer hat Euch das verbürget?

Ihr wißt, daß einen nicht gleich jede Lüge würget:
Vielleicht erlog ich alles Wort für Wort." —
„Das weiß ich besser, Herr," fuhr sie mit Lächeln fort,
„Ihr habt den Nagel voll auf seinen Kopf getroffen." —
„Ei Mütterchen, ich will nicht hoffen,
Daß ihr Euch gar mit schwarzer Kunst befaßt." —
„O ganz und gar nicht, lieber Gast!
Allein die Eigenschaft von einem kleinen Ringe
Verbürget mir die Wahrheit dieser Dinge." —
„Hoho, das wär' ein Ring, wie keiner noch sich fand
Als der vom Salomo, der alle Geister bannt." —
„Kennt," sagte sie mit schlauen Lächelmienen,
„Kennt Ihr auch wohl das Ringlein von Alinen?" —
„O Himmel!" rief ich aus, „Ihr seid es abermal?
Sprecht, welcher Kobold trieb Euch in dies öde Tal?" —
„Der Kobold," sagte sie, „läßt sich nicht schwer erraten:
Es war der Zorn von meinem Herrn Gemahl.
Natürlich, daß ich mich nach jenen schönen Taten,
So gut wie Ihr, durchs Fensterloch empfahl.
Ihr seid jedoch des Kobolds Prinzipal:
Ihr gabt, Ihr nahmet mir Golkondens Königskrone;
Ihr führtet mich, der Observanz zum Hohne,
Vom Hirtental hinauf zum Gold- und Marmorsaal
Und wiederum von da herab zum Tal,
Das ich seitdem in aller Ruh' bewohne." —

„O Himmel," rief ich aus, „wie alt muß ich nicht sein!
Denn eben jetzo fällt mir ein,
Daß ich ein volles Jahr mehr als Aline zähle:
Allein, bei meiner armen Seele!
Kaum kann man älter noch als deine Runzeln sein." —
„Was kümmert," sprach sie augenblicklich
Mit ehrenfestem Ton, „uns die Verrunzelung?
Wir waren weiland schön und jung;
Jetzt laßt uns weise sein und glücklich!
Wir haben in der Wollust Zeit,
Statt zu genießen, nur verschwendet.
Sie ist dahin! Die Freundschaft aber spendet
Uns ihre Güter auch noch heut:
Nun hübsch genossen, statt bereut!
Nur flüchtige Minuten währet
Der Wollust Honigsüßigkeit;
Allein der Freundschaft Segen nähret

Das Herz durch alle Lebenszeit.
Ein Tröpfchen Tau hast du in jener,
In dieser einen Diamant;
Und funkelt dieser gleich nicht schöner,
So weicht doch schon dem Hauche jener;
Dem Stahl tut dieser Widerstand.
Der eine borget seine Helle
Von einem fremden Strahle bloß;
Der andre trägt an dessen Stelle
Sein Urlicht in selbsteignem Schoß
Und funkelt auch in dunkler Zelle.
Die Wollust ist des Glücks Verschwenderin,
Die Freundschaft dient ihm treu als Hausverwalterin."

Drauf führte sie mich ohne Säumen
Entgegen einem Bergprospekt,
Mit Mandel- und mit Feigenbäumen
Und Kokospalmen reich bedeckt.
Durch tausendfach gekrümmte Pfade
Herunterhüpfend, macht' ein Bach
Durch seine murmelnde Kaskade
Das Echo gegenüber wach.
Vor einer Grott' am Fuß des Hügels
Empfing den Gast ein Silbersee
Und zog das Bild der anmutsvollen Höh'
In die Unendlichkeit der Tiefe seines Spiegels.
„Sieh an," sprach sie, „ob dieses dir genügt?
Umrauscht vom nahen Fruchtbaumhaine,
Ruht meine Wohnung und — die deine,
Wenn sich dein Wunsch bescheiden fügt.
Geringer Pflege deiner Hände
Bedarf der edle Boden hier,
Daß er den reichsten Segen dir
Zum Lohne deiner Mühe spende.
Zum Trunke wie zum Bade winkt
Dir ein so frisches, reines Wasser,
Als in Paris dem reichsten Prasser
Nicht in kristallner Flasche blinkt.
Von jenem Gipfel, dort im Blauen
Des unbewölkten Äthers, kann
Dein Blick die Fluren und die Auen
Von mehr als einem Reich auf einmal überschauen.
Versuch es, Freund, und steig hinan!

Du atmest dort für die Beschwerde
Des reinsten Äthers Labsal ein.
Du wirst entfernter von der Erde
Und näher Gottes Himmel sein.
Betrachte dort, was in den Irrgewinden
Der Erde du verloren hast,
Und sage mir alsdann gefaßt,
Ob du es noch willst wiederfinden." —
Bewundernd sie, verachtend mich,
Warf ich mich vor der Lehrerin zur Erde.
Wie durch ein schöpferisches Werde!
Schnell umgestimmt, empfand mein Wesen sich,
Und jede drückende Beschwerde
Der unzufriednen Wünsche wich,
Mein Herz empfand für sie mehr als es je empfunden.
Die seligsten von meinen Lebensstunden
Sind, inniglich vereint mit ihr,
Seit dieser Herzbekehrung mir,
Vom Vorurteil der Welt und Leidenschaft entbunden,
Im Schoß der Einsamkeit und Freundschaft hingeschwunden.
Sie stärkte mich an Fuß und Hand,
Sowie an Herz und an Verstand;
Und im Gefühl der neuen Kräfte,
Ergötzten Fuß, Hand, Geist und Herz
Sich auch am mühenden Geschäfte,
Als wär' es lauter Spiel und Scherz.
Den ganzen Tag sucht' ich mein Glück vergebens;
Ich fand es erst am Abend meines Lebens.

Anmerkungen zu den Gedichten.

Zum ersten Bande.

S. 3, Z. 16 v. u. In der sizilischen Stadt Enna war der Hauptsitz des Demeterkultus.

S. 4, Z. 9 v. u. Amathusia, Beiname der Venus, welche in der cyprischen Stadt Amathus einen Tempel hatte.

S. 6, Z. 20 v. u. Ichor (griech.) = Götterblut.

S. 8, Z. 1 v. o. Prognens Schwester ist Philomela, welche ihr Schwager, der thrakische Fürst Tereus entehrte, worauf er ihr die Zunge herausschnitt, damit sie seine Tat nicht verrate. Sie wurde der Mythe zufolge in eine Nachtigall verwandelt.

S. 10, Z. 15 v. o. Müschchen (franz. mouche) = Schönpflästerchen.

S. 12, Z. 15 v. o. Agathon, der Held des gleichnamigen Romanes von Wieland (1766).

S. 20, Z. 1 v. u. Vater Evan = Bacchus.

S. 24, Z. 9 v. o. An Agathe. Gerichtet an die Hofrättn Listn (s. Einleitung S. XIV).

S. 29, Z. 8 v. o. Die Gleichen sind zwei Bergkuppen im Hannoverschen unweit Göttingen. In den darauf gelegenen Burgen hatten bis 1208 die Grafen von Gleichen ihren Sitz. Bürger war seit 1772 Amtmann des Gerichtes zu Altengleichen.

S. 32, Z. 2 v. u. baxen = boxen.

S. 35, Z. 17 v. o. Dr. med. Weiß in Göttingen setzte viele der im Musenalmanach erschienenen Gedichte in Musik, darunter auch solche des Hainbundmitgliedes Johann Martin Miller (1750—1814).

S. 40, Z. 9 v. u. Negenborn: „Ein Felsenquell ohnweit der Wohnung des Dichters". (Anmerkung Bürgers.)

S. 41, Z. 2 v. u. Dahlen = spielen, scherzen.

S. 41, Z. 15 v. o. Lecken = ausschlagen, springen.

S. 41, Z. 16 v. u. Nais = Najade, Wassernymphe.

S. 42, Z. 15 v. o. Por (lat. puer) = Knabe, hier Eros.

S. 46, Z. 16 v. u. Meinen = minnen, lieben.

S. 48, Z. 14 v. u. „Die alte Sprache braucht lechen statt lechzen". (Anmerkung Bürgers.)

S. 52, Z. 14 v. u. Der Bürger befreundete Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß (1751—1826) heiratete 1777 Boies Schwester Ernestine. In der ersten Zeile bis = sei.

S. 53, Z. 18 v. o. Spann = der Rist des Fußes.

S. 54, Z. 20 v. o. Kamp (lat. campus) = Feld.

S. 69, Z. 3 v. u. Verklomt = vor Kälte steif, erstarrt.

S. 70, Z. 9 v. o. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg 1750—1819) war in seiner Studienzeit zu Göttingen Mitglied des Hainbundes und seitdem mit Bürger befreundet.

S. 72, Z. 11 v. u. „Stutzen" (mundartlich) = stoßen.

S. 83, Z. 20 v. o. Tacht = Docht.

S. 90, Z. 17 v. o. Körnen = locken, reizen.

S. 94, Z. 17 v. o. Georgia Augusta ist die Universität zu Göttingen (gegr. im September 1737), an welcher Bürger seit 1784 als Dozent tätig war.

S. 96, Z. 20 v. o. Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen (1688—1770), kgl. Premierminister und Kammerpräsident zu Hannover, der Hauptbegründer und erste Kurator der Universität zu Göttingen.

S. 100, Z. 18 v. o. An Amalien. Gerichtet an die zweite Gattin von Bürgers Freund Goeckingk, Amalia geb. Vopel.

S. 102, Z. 1 v. o. An F. M., als sie nach London ging. Gemeint ist Friederike Mackenthun, welche 1788 als Kammerfrau der Kronprinzessin nach London ging. S. Einleitung S. XXXI.

S. 109, Z. 19 v. o. Gecken = schreien, vorlaut schwätzen.

S. 109, Z. 14 v. u. Älius Donatus, römischer Grammatiker und Rhetor im 4. Jahrh. nach Christus. Seine „Ars grammatica" erfreute sich großer Verbreitung.

S. 109, Z. 11 v. u. Puppern = schnell klopfen, ängstlich schlagen.

S. 112, Z. 16 v. o. Der Krepp wuchs ihr bergan = das Haar stieg ihr zu Berge. Krepp = crêpe, der der Frisur untergelegte Haarwulst.

S. 112, Z. 10 v. u. Nasonis Buch ist die Ars amandi des römischen Dichters P. Ovidius Naso.

S. 113, Z. 2 v. o. Kurrig (niederdeutsch) = leicht reizbar.

S. 113, Z. 15 v. o. Rabbeln (niederdeutsch) = plaudern, schwätzen.

S. 125, Z. 15 v. o. Meister Urian = der Teufel.

S. 126, Z. 8 v. o. Rips (niederdeutsch) = ein dürres, hageres Geschöpf. Käsebier und Lips waren berüchtigte Räuber.

S. 127, Z. 3 v. u. Knips = der Henker.

S. 128, Z. 14 v. o. Ferme (französisch) = Finanzpacht.

S. 131, Z. 13 v. u. Löffeln = liebeln, buhlen, schäkern.

S. 136, Z. 16 v. u. Lechte s. die Note zu S. 48, Z. 14 v. u.

S. 147, Z. 1 v. u. Kunft = Ankunft.

S. 160, Z. 16 v. u. Hans Mors = der Tod.

S. 161, Z. 16 v. o. Fickfacker = Tor, Narr.

S. 178, Z. 6 v. o. Verklomt s. die Note zu S. 69, Z. 3 v. u.

S. 178, Z. 20 v. o. Vast = Haut.

S. 178, Z. 3 v. u. Molkicht = trübe.

S. 179, Z. 3 v. o. Kurrig s. die Note zu S. 113 Z. 2 v. o.

S. 179, Z. 6. v. u. Wardein heißt in den Münzämtern der Untersucher des Wertgehaltes.

S. 180, Z. 18 v. u. Werther, Anspielung auf Goethes Roman.

S. 181, Z. 11 v. u. Prachern = betteln.

S. 183, Z. 2 v. o. Panisbrief = Brotbrief, ein vom Kaiser erteilter Brief, wonach ein Kloster den darin Empfohlenen lebenslänglich versorgen mußte.

S. 186, Z. 1 v. o. Senner = halbwildes Pferd.

S. 186, Z. 9 v. u. Henne = Johannes.

S. 187, Z. 3 v. o. Sarras = großer Säbel.

S. 190, Z. 12 v. o. Mutung = Zumutung.

S. 197, Z. 3 v. o. An Ariſt. Gerichtet an Johann Erich Bieſter (ſ. über dieſen die Einleitung S. XI).

S. 197, Z. 10 v. u. Chriſtian Wilhelm Ernſt Dietrich (1712—74), geſchätzter Landſchaftsmaler.

S. 205, Z. 6 v. o. J. F. Bauſe, bedeutender Kupferſtecher (1738—1814).

S. 206, Z. 1 v. o. Cypripor ſ. die Note zu S. 42, Z. 15 v. o.

S. 207, Z. 1 v. o. „Ugolino war Verleger des Gehirns des Erzbiſchofs Ruggieri in der Hölle. S. Dante". (Anm. Bürgers.)

S. 207, Z. 15 v. o. Agathon, ſ. die Note zu S. 12, Z. 15 v. o.

S. 207, Z. 10 v. u. Duns (engl. dunce) = Dummkopf. Das Wort wurde durch Popes „Dunciade" (1728) in Deutſchland geläufig.

S. 208, Z. 9 v. u. An Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg. Über die Veranlaſſung zu dieſem und dem folgenden Gedichte ſ. die Einleitung S. LVIII.

S. 210, Z. 15 v. u. „Eulalia", ein Trauerſpiel von Bürgers Freund Anton Matthias Sprickmann (ſ. über dieſen die Einleitung S. XVIII) erſchien 1777 und galt für die beſte Nachahmung von Leſſings „Emilia Galotti".

S. 214, Z. 4 v. u. Aufgegebene Liebeserklärung an Sophien. Gerichtet an Sophie Schwarz geb. Becker († 1789), die Freundin und Begleiterin Eliſens von der Recke auf ihrer Reiſe durch Deutſchland (ſ. die Einleitung S. XXXI).

S. 215, Z. 13 v. o. Als Eliſe ſich ohne Lebewohl entfernt hatte. Gerichtet an Eliſa von der Recke (ſ. die Einleitung S. XXXI).

S. 218, Z. 8 v. o. Meinberg „ein Heilbad in der Grafſchaft Lippe-Detmold". (Anm. Bürgers.)

S. 218, Z. 14 v. o. Schöppenſtädt: „Im Sprichwort das niederſächſiſche Abdera". (Anm. Bürgers.)

S. 218, Z. 12 v. u. Kritik betreffend. Gerichtet gegen Georg Schatz (1763—95), welcher in der Gothaſchen Zeitung den Göttinger Muſenalmanach auf 1785 abfällig rezenſiert hatte.

S. 219, Z. 9 v. u. Hache = Burſche, läppiſcher Menſch, Laffe.

Zum zweiten Bande.

S. 5, Z. 3 v. o. Lais und Demoſthenes. „S. des A. Gellius N(octes) A(tticae) im 1. Buch des 8. Kap." (Anm. Bürgers.)

S. 7, Z. 12 v. u. Einſt den allergrimmigſten beſiegen. „Pauſanias im 2. Buche Korinth. meldet, daß ein alter Maler, Pauſon, einen Amor gemalt, der Bogen und Pfeile wegwarf und die Leier dafür nahm. Stoſch in Gemm. ant. cel. hat einen Stein, wo ein Amor Kitharödes auf einem Löwen reitet". (Anmerkung Bürgers.)

S. 7, Z. 5 v. u. Murner = Kater, Katze.

S. 8, Z. 4 v. u. Flaccus, der römiſche Dichter Q. Horatius Flaccus.

S. 8, Z. 5 v. u. Baſſareus, Beiname des Bacchus.

S. 12, Z. 17 v. o. Ines von Kaſtro. König Alfons IV. von Portugal (1325—57) ließ 1355 Ines (Agnes) de Kaſtro, die unebenbürtige, aber rechtmäßig

angetraute Gemahlin seines Sohnes Don Pedro I. in einem Kloster zu Coimbra durch einige Hofleute töten, damit sie nicht mit ihren Kindern in die königlichen Rechte eintrete. Don Pedro versöhnte sich zwar später mit seinem Vater, nahm aber nach dessen Tode an den Mördern seiner Gattin die furchtbarste Rache. Er erhielt deshalb den Beinamen des Grausamen.

S. 13, Z. 8 v. u. Die Hexe, die ich meine. Auf Lichtenbergs Anraten parodierte Bürger selbst sein populäres Gedicht „Das Mädel, das ich meine". (I. Bd. S. 46.)

S. 17, Z. 9 v. o. Du bist Geist von meinem Geist ꝛc. Gemeint ist Bürgers Lieblingsschwester Friederike.

S. 21, Z. 6 v. o. Die beiden Sonette „Der Entfernten" sind an Frau Dr. Kaulfuß geb. Große aus Leipzig gerichtet. (Vergl. die Einleitung S. XXXII.)

S. 22, Z. 14 v. u. Gebet der Weihe. Eröffnungsgedicht für die 1790 von Bürger begründete Zeitschrift „Akademie der schönen Redekünste".

S. 23, Z. 7 v. u. Lambertusnuß = Bartnuß, eine Art Haselnuß.

S. 25, Z. 13 v. o. Carolina = Constitutio Criminalis Carolina, die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. (1532). Stuprata (lat.) = die Geschändete.

S. 33, Z. 14 v. u. Bekleiben = haften bleiben, festhängen.

S. 37, Z. 6 v. o. Über Bürgers Jugendfreund Joh. Erich Biester s. die Einleitung S. XI.

S. 38, Z. 9 v. o. Als mein Kikrikihähnelein. Der wiederholt erwähnte Hahn ist vielleicht das Hainbundmitglied Johann Friedrich Hahn († 1779).

S. 40, Z. 18 v. u. Zum Geburtstage des Amtmanns Leonhart. Zum 19. Januar 1774. Das „kleine, römisch-katholische Stieftöchterchen von 20 Jahren" hieß Wilhelmine Strecker († 1807 als Gattin des Amtsschreibers Nanne zu Bissendorf).

S. 40, Z. 5 v. u. Zum Geburtstage. Für Boie an dessen spätere Gattin Luise Mejer in Hannover zu deren Geburtstage (24. März 1777) gedichtet.

S. 41, Z. 13 v. o. Nachruf an Friederiken. Diese aus Ossian übersetzten Verse waren bestimmt, unter die Silhouette der im August 1782 verstorbenen Tochter von Bürgers Verleger Dieterich gesetzt zu werden.

S. 41, Z. 17 v. u. Abfertigung an meine Frau. Am 14. September 1782. Die Gefeierte war die Gattin des Hauptmanns a. D. und Licentkommissars Thilo Leberecht von Uslar zu Sennickerode.

S. 42, Z. 1 v. o. Pracherin = Bettlerin.

S. 42, Z. 3 v. o. Christoph Hase, damals Bedienter bei dem Hauptmann, später Schullehrer zu Bremke, machte Gedichte auf seine Geliebte.

S. 43, Z. 7 v. o. Mit Pastor Zuch (Zug) zu Gelliehausen geriet Bürger später in einen langwierigen Prozeß.

S. 43, Z. 11 v. o. An Ihre Kgl. Hoheiten die Prinzen u. s. w. Von Bürger für seinen Verleger Dieterich gedichtet, in dessen Hause zu Göttingen die Prinzen Wohnung nahmen.

S. 44, Z. 14 v. o. Errettet. Bezieht sich auf das Attentat der Margaretha Nicholson, welche 1786 den König beim Verlassen des Wagens mit einem Messer verwundete.

S. 44, Z. 7 v. u. Hört Enkel, hört unglaubliches Bemühn. Bezieht sich auf die Jubelfeier der Göttinger Universität 1787 (vgl. die Gedichte I. S. 94 und 98). Meta bedeutet die Universität (Georgia Augusta); Forkel

ist der akademische Musikdirektor Johann Nikolaus Forkel (1749—1818; s. d. Einleitung S. XXXII), Scrupelius der Mathematiker und Satiriker Prof. Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800), Dr. jur. Eberhard Habernickel (1730—1789) war Privatdozent an der Universität, Rabbi Tychsen ist der Theolog und Orientalist Thomas Christian Tychsen (1755—1834), Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759—1850), Prof. extraord. und Gehilfe an der Bibliothek, hat sich durch seine Biographie des Schauspielers Schröder einen Namen gemacht.

S. 45, Z. 14 v. u. Alicante unweit Murcia an der spanischen Mittelmeerküste ist durch seinen süßen Wein berühmt.

S. 46, Z. 9 v. o. Demoiselle Wagemann, Schwester eines Superintendenten in Göttingen.

S. 46, Z. 17 v. u. Skisieren (vom franz. excuser) = sich wegbegeben.

S. 47, Z. 9 v. u. Der 15. März 1789 war der 11. Geburtstag von Bürgers Tochter Marianne Friederike.

S. 48, Z. 10 v. o. Bürgers langjähriger Freund, Arzt und ältester Biograph, Dr. Ludwig Christoph Althof, geb. 1758, † 1832 als Hofrat und Leibarzt zu Dresden.

S. 49, Z. 8 v. o. Gemeint ist der Schweizer Albrecht v. Haller, der Dichter der „Alpen" (geb. 1708, † 1777).

S. 49, Z. 19 v. o. Bärtler = Barbier, Raseur.

S. 51, Z. 6 v. o. An den Dichter Bürger. Die Verfasserin ist das Schwabenmädchen Elise Hahn, welches bald darauf Bürgers dritte Gattin wurde. (Vgl. die Einleitung S. XXXIII.)

S. 53, Z. 11 v. u. In diesem „Rätsel" gab Bürger am 4. Februar 1790 Frau Ehrmann bekannt, daß er den Namen des Schwabenmädchens erfahren habe.

S. 53, Z. 4 v. u. A — — y — — über die Umarbettung des voranstehenden Liedes. Elisens Gedicht „An den Dichter Bürger" (S. 51) erschien, von ihr selbst umgearbeitet, im Musen-Almanach 1791.

S. 54, Z. 4 v. o. Die Warnung. Dieses Gedicht wurde Bürger durch den ihm befreundeten F. L. W. Meyer (s. über diesen die Note zu S. 44, Z. 7 v. u.) aus Rom übersandt. Die Verfasserin ist unbekannt. Der Chiffre „Menschenschreck" bedienten sich Bürger und Meyer im Musen-Almanach mit Vorliebe. Sie dürfte dem Lustspiele „Dietrich Menschenschreck" des Dänen Ludwig Holberg (1684—1754) entnommen sein.

S. 54, Z. 12 v. o. Hat Chodowiecki allen Leuten ꝛc. Bezieht sich auf die Kupfer von Chodowiecki in der 1. und 2. Ausgabe von Bürgers Gedichten (s. die Einleitung S. LII).

S. 55, Z. 12 v. o. Atzel = Perücke.

S. 56, Z. 1 v. o. An Freiherrn von Münchhausen. Gerichtet an den als lyrischen Dichter und Freund Seumes bekannten Freiherrn Karl Ludwig Heino von Münchhausen (1759—1836), als Bürger ihm unter Einsendung einer Abschrift von Elisens Werbungsgedicht (S. 51) wegen seiner Abreise nach Stuttgart einen versprochenen Besuch absagte.

S. 57, Z. 18 v. o. Johann David Michaelis, Orientalist u. Professor an der Göttinger Universität (geb. 1717).

S. 58, Z. 19 v. o. Prolog bei Eröffnung ꝛc. Gesprochen von Demoiselle Luise Michaelis, einer Tochter des Orientalisten, und Freundin von Bürgers dritter Gattin.

S. 59, Z. 13 v. o. Rommels Antwort an die Sanfte. Frau Kriegs-

sekretär Philippine Engelhardt geb. Gatterer (1756—1831) übersandte Bürger 9 in ihrem Freundschaftskreise über dieselben Endreime gemachte Gedichte, und bat ihn um seine Entscheidung, welches das beste sei. Bürger schickte, indem er sich selbst den in den Endreimen enthaltenen Namen Rommel beilegte, seine Antwort an die Verfasserin des Gedichtes „Die Sanfte", welchem er den Preis vor den anderen zuerkannte.

S. 60, Z. 9 v. o. An Klopstock, den Dichter, u. Lessing, den Kunstrichter. Nach Reinhards Angabe hatte Bürger die Absicht, seine jambische Ilias, sofern er sie vollendet hätte, mit diesen Versen einzubegleiten (s. Einleitung S. LVII ff).

S. 60, Z. 16 v. o. Klaatrig = schmutzig, zerlumpt, von niedriger Gesinnung.

S. 63, Z. 14 v. u. Auf einen Erzkujon. Gerichtet gegen den Hofrat Lisin (s. die Einleitung S. XXV).

S. 64, Z. 5 v. o. Lork = Lurch, Kröte. „Verzeihung für dies niederdeutsche Wort! Kein hochdeutsches drückt die Verachtung so kräftig aus." (Anmerkung Bürgers.)

S. 65, Z. 12 v. o. Epigramm gegen Goethe. Bezieht sich auf Bürgers Besuch bei Goethe im April 1789 (s. die Einleitung S. LVIII).

S. 65, Z. 13 v. u. An Madame B. geb. M. Gerichtet an die Dichterin Friederike Brun geb. Münter (1765—1835), welche im Sommer 1789 nach Göttingen kam.

S. 69, Z. 3 v. o. An einen Gewissen, nicht leicht zu Erratenden. Bezieht sich auf August von Kotzebue, dessen Buch „Über den Adel" 1792 erschien, und dessen russischer Dienstadel in Deutschland keine Gültigkeit hatte.

S. 69, Z. 6. v. u. Karl der Große als Dichter. Gerichtet gegen den Romanschriftsteller Karl Große, dessen Novellen 1792 erschienen. 1761 in Magdeburg geboren, gab er sich für den Besitzer eines oberitalienischen Marquisates aus, führte ein sehr abenteuerliches Leben und soll schließlich in Spanien verschollen sein.

S. 70, Z. 1 v. o. Auf einen Zeitschriftsteller ꝛc. Gerichtet gegen den als Spion u. Denunzianten berüchtigten Herausgeber der „Wiener Zeitschrift", Leopold Aloys Hoffmann (1748—1806).

S. 71, Z. 11 v. u. Fragment eines 13. kleinen Propheten ꝛc. Gerichtet gegen Gottlob Benedikt von Schirach, den Herausgeber des „Magazins der schönen Kritik" (1743—1804), welcher seit 1780 dänischer Legationsrat in Altona war.

S. 72, Z. 12 v. o. Den Böcken zu Jena, zu Leipzig, Berlin ꝛc. Anspielung auf die Jenaer Litteraturzeitung, in welcher Schillers abfällige Besprechung von Bürgers Gedichten erschienen war, sowie auf die Leipziger neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Berliner Allgemeine deutsche Bibliothek und die Salzburger Oberdeutsche Allgemeine Litteraturzeitung, welche gleichfalls ungünstige Kritiken gebracht hatten.

S. 72, Z. 19 v. u. Burcard Waldis' (1490—c. 1556) äsopische Fabelsammlung erschien zum ersten Male 1548. Bürgers Gedicht ist, wie er selbst in einem Briefe an A. W. Schlegel schreibt, gegen „Schiller, Schatz u. Konsorten" gerichtet. Der kranke Uhu ist Schiller, der Papagei Georg Schatz (1763—1795), den Bürger für den Verfasser der Rezension in der Leipziger neuen Bibliothek hielt.

S. 72, Z. 2 v. u. Wo auf der Grazien Altar ꝛc. Schatz hatte 1786 ein Gedicht „Blumen auf den Altar der Grazien" herausgegeben.

S. 74, Z. 1 v. u. Empyreum = Feuerhimmel, der 9. Kreis des Firmaments.

S. 77, Z. 23 v. o. Über Antikritiken. Bezieht sich (wie das folgende Epigramm) auf Schillers „Verteidigung des Rezensenten" gegen Bürgers Antikritik (s. die Einleitung S. LIII).

S. 79, Z. 1 v. o. Ein kleiner Schlag ins Auge. Gegen Bürgers dritte Gattin Elise Hahn gerichtet, welche eine leidenschaftliche Tänzerin war.

S. 80, Z. 6 v. o. Z*** ist der auch als Schriftsteller bekannte hannoversche Leibarzt Johann Georg R. v. Zimmermann (1728—95), R** ist der Verfasser der „Untersuchungen über die französische Revolution", August Wilhelm Rehberg (1757—1836), H*g wohl Karl August von Hardenberg (1750—1822), der seit 1791 preußischer Minister war.

S. 81, Z. 5 v. u. Kraten (griech.) = Herrscher.

S. 82, Z. 8 v. o. Verständigung. Gegen die Besprechung des Musen-Almanachs von 1793 in der „Neuen deutschen Bibliothek" gerichtet.

S. 84, Z. 3 v. o. Rätsel. „Aus dem Englischen der Lady Melbourne. S. London Magazine. Suppl. to vol. VIII. 1792" (Anmerkg. Bürgers) Auflösung: das Bett.

S. 84, Z. 17 v. o. Agrypnie (griech.) = Schlaflosigkeit.

S. 84, Z. 11 v. u. An R. Angeblich an Karl von Reinhard (1769—1840), den späteren Herausgeber von Bürgers Werken, gerichtet, der sich 1792 als Privatdozent in Göttingen niederließ.

S. 85, Z. 3 v. o. Georg Rollenhagens (1542—1609) „Froschmeyseler. Der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltunge. In dreyen Büchern auffs neue mit vleiß beschrieben vnd zuvor im Druck nie außgegangen (von Marcus Hüpffinssholtz von Meusebach, der jungen Frösch Vorsinger vnd Calmenser im alten Mäschenwigk)" erschien zuerst 1595.

S. 86, Z. 6 v. u. Spring = Springquell, Sprudel.

S. 86, Z. 21 v. u. Wo Aschanes mit seinen Sachsen ꝛc. Aschanes (Ascanius) ist ein sagenhafter Sachsenfürst, der Ahnherr des Geschlechts der Askanier, dessen Stammschloß die Burg Askanien nahe dem Geburtsorte Bürgers war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Name Sachsen mit der hier berührten Sage zusammenhängt (saxum lat. = Felsen).

S. 87, Z. 15 v. o. Polei (Mentha pulegium), eine Art der Minze.

S. 87, Z. 14 v. u. Bellin. Nach dem 18. Gesange von Ariosts „Orlando Furioso".

S. 92, Z. 14 v. o. Joachim Heinrich Campe (1746—1818), deutscher Pädagog und Jugendschriftsteller, wurde besonders durch seine Bearbeitung des Robinson bekannt.

S. 92, Z. 16 v. o.

„ — Manet alta mente repostum
judicium Paridis."

(Virgils Äneis 1, 26.) (Anmerkung Bürgers.)

S. 92, Z. 17 v. o. Heinrich Hampe. „Ein Lotterie-Kollekteur in Braunschweig, der sich von der verächtlichen Unart vieler und sonderlich braunschweigischer Kollekteurs, unverlangte Lotterielose nach Anleitung des Adreß-Kalenders umher zu versenden, durch desselbigen Musäus moralische Kinderklapper noch nicht hat bessern lassen." (Anmerkung Bürgers.)

S. 92, Z. 16 v. u. Drum blieb ihr auch der Weise stets gewogen; „s. Kants Kritik der Urteilskraft. 212. Seite." (Anmerkung Bürgers.)

S. 92, Z. 11 v. u. In einem Landsjournal. „Annalen der braun-

schweig-lüneburgischen Churlande — worin einer im Namen der Hannoveraner darauf zu stolzieren schien, daß sie sich so wenig mit solchen Werken abgäben, die doch am Ende allein auf dem Strome der Zeit oben bleiben, und den Ruhm eines Volkes alsdann noch verkündigen, wenn aller übrige gelehrte Wust längst zu Boden gesunken ist." (Anmerkung Bürgers.)

S. 92, Z. 3 v. u. Peter Abelard (1079—1142), scholastischer Philosoph und Theologe, Professor zu Paris, verliebte sich in Heloise, die Tochter des Kanonikus Fulbert, entführte sie und heiratete sie. Nachdem sie einem Sohne das Leben geschenkt hatte, kehrte sie in das Haus ihres Oheims zurück und leugnete ihre Vermählung, um Abelard in der Erlangung höherer kirchlicher Würden nicht hinderlich zu sein. Als sie der Philosoph ein zweites Mal entführte, ließ ihn der erbitterte Fulbert überfallen und entmannen. Abelards Ansichten über die Dreieinigkeit wurden von der Synode zu Soissons (1121) für ketzerisch erklärt. — Des englischen Dichters Alexander Pope „Eloisa to Abelard" erschien 1717.

S. 108, Z. 16. v. o. „La reine de Golconde" Erzählung in Versen von Stanislaus Chevalier de Boufflers (1737—1816) erschien zuerst 1761 anonym mit dem fingierten Druckort Golconde.

S. 108, Z. 17. v. u. Dinarzarde ist die Schwester Scheherezades in „Tausend und einer Nacht".

S. 108, Z. 2 v. u. Entweilen = entlangweilen, amüsieren.

S. 115, Z. 17 v. u. Ludewig = Louisdor.

Register zu Bürgers sämtlichen Gedichten.

(In den beiden nachfolgenden Registern trägt der erste Band keine besondere Bezifferung, der zweite ist mit 2 bezeichnet. Die nicht von Bürger herrührenden Gedichte sind durch * kenntlich gemacht.)

I. Alphabetisches Verzeichnis der Überschriften.

Abendphantasie eines Liebenden 38.
Abfertigung an meine Frau 2, 41.
Abschied auf ewig von Sr. Wohlweisheit, dem Herrn Peter Hecht ꝛc. 2, 82.
Adelaine 11.
Adeln der Gelehrten, Auf das 220.
Adler und Lork 2, 64.
Adoniden, An 79.
Advokatenprahlerei 220.
Agathe, An 24.
Als das obige für Versündigung erklärt wurde 219.
Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte 215.
Amalchen, An 2, 9.
Amalien, An 100.
Amors Pfeil 22.
Amor und Hymen 2, 83.
Antiquare, Die 2, 64.
*Antwort an G. A. Bürger (F. L. Graf zu Stolberg) 209.
Antwort an Frau Menschenschreck 2, 55.
Antwort an A. G. Kästner 2, 61.
Apollo, An den 2, 48.
Apologie 165
Arist, An 197.
Arme Dichter, Der 212.
Armen Suschens Traum, Des 117.
Aruspex u. Professor 220.
Aspiranten u. der Dichter, Die 2, 67.
Auch ein Lied an den lieben Mond 58.
Aufgegebene Liebeserklärung an Sophien 214.

B. geb. M., An Madame 2, 65.
Bauer, Der 37.
Bav 2, 61.
Bei dem Grabe meines guten Großvaters 28.
Beiden Liebenden, Die 33.
Beiden Maler, Die 214.
Bekenntnis 2, 63.
Bellin 2. 87.
Bettelstolz 219.
Bienen, An die 101.
Bitte, Die 2, 30.
Blümchen Wunderhold, Das 103.
Brüderschaft, Die 2, 71.
Bruder Graurock und die Pilgerin, Der 149.
*Bürger, An den Dichter (Elise Hahn) 2, 51.
*Bürger, An Herrn Amtmann (A. G. Kästner) 2, 61.
Bullius 221.

Casus Anatomicus, Ein 217.

Danklied 25.
Demoiselle Wagemann, An 2, 46.
Dörfchen, Das 197.
Drei Übersetzungen der Verse Ovids: „Si nisi quae forma“ etc. 2, 83.
Dunkle Dichter, Der 218.

Edelmann u. der Bauer, Der 217.
Einfall beim obigen Ersatze 2, 69.
Eine, Die 77.
Einladung 218.
Einmal, meines Lebens Rest zu segnen 2, 84.
Einsiedler, Der 2, 19.
Elegie, als Molly sich losreißen wollte 61.
Elemente, Die 50.
Elise, An 2, 53.
Empfindsame Ehemann, Der 2, 80.
Entfernten, Der, I. u. II. 2, 21.
Entführung, Die, oder Ritter Karl v. Eichenhorst ꝛc. 152.
Entsagung der Politik 2, 81.
Entschuldigung 2, 81.
Epigramm gegen Goethe 2, 65.
Ernst August, August Friederich u. Adolph Friederich, An Ihre Kgl. Hoheiten, die Prinzen 2, 43.
*Ersatz (H. G. V. Franke) 2, 69.
Erscheinung, Die 2, 27.
Erzkujon, Auf einen 2, 63.
Esel und die Nachtigallen, Die 2, 66.

Feldjägerlied 2, 35.
F. M., An, als sie nach London ging 102.

Fortunas Tempel 2, 31.
Fortunens Pranger 70.
Frage 221.
Fragment (1.) 2, 12.
Fragment (2.) 2, 67.
Fragment eines 13. kleinen Propheten Eschechirach 2, 71.
Franken u. Franzosen 2,67.
Frau Schnips 160.
Freiheit 2, 81.
Freiheit, Der 2, 79.
Friedrich 2, 82.
Fürbitte eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers eines Musen-Almanaches 2, 65.
Für sie, mein Eins und Alles 78.
Für wen, du gutes deutsches Volk 2, 33.
Fulvia, An 2, 79.

Gabriele 22.
Gänsegeschrei und Gänsekiele 217.
Gebet der Weihe 2, 22.
Geburtstage, Zum 2, 40.
Geburtstage des Amtmanns Leonhart, Zum 2, 40.
Gedanke an der Marschallstafel 2, 65.
Gegenliebe 40.
Gesang am heiligen Vorabend des 50jährigen Jubelfestes der Georgia Augusta 94.
Gespräch beim Ball 2, 61.
Geweihtes Angebinde zu Louisens Geburtstage 76.
Gewissen nicht leicht zu Erratenden, An einen 2, 69.
Göckingk, An 205.
*Göckingk an Bürger 203.
Graf Walter 190.
Große Mann, Der 75.
Gute Werke 221.

Hans Grobian von Dumbart 2, 62.
Harte Mädchen, Das 15.
Hebe hoch das Haupt empor 2, 16.
Hechelträger, Der 2, 12.
Heilige Versicherung 2, 62.
Heloise an Abelard 2, 92.
Herr Bacchus 20.
Herr von Gänsewitz zum Kammerdiener 217.
Herz, An das 2, 27.
Herz, Das 2, 32.
Heute mir, morgen dir 2, 78.
Hexe, die ich meine, Die 2, 13
Himmelklare, kühle Labefluten 2, 20.
Himmel und Erde 69.
Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn 2, 44.
Hoffnung, An die 17.
Hohe Lied von der Einzigen, Das 82.
Huldigungslied 12.
Hum! 2, 64.
Hummel-Lied 2, 22.
Hund aus der Pfennigschenke, Der 202.

Impromptu (1.) 2, 50.
Impromptu (2.) 2, 66.
Ines von Kastro 2 ,12.
Julchens Geburtstag, Zu 2, 56.

Kaiser u. der Abt, Der 179.
Kampfgesetz 2, 68.
Karl der Große als Dichter 2, 69.
Keine Witwe 216.
Klaatrigen, An den 2, 60.
Klage um Karthon 2, 15.
Kleiner Schlag ins Auge, Ein 2, 79.
Klopstock, den Dichter und Lessing, den Kunstrichter, An 2, 60.
Kluge Held, Der 212.
Könige, Die, ihr Herrn des heimlichen Gerichts 2, 80.
Königin, Die, von Golkonde 2, 108.
Kritik betreffend 218.
Kuh, Die 183.

Lais und Demosthenes 2, 5.
Leier, An die, 2, 7.
Lenardo und Blandine 134.
Lenore 118.
Liebe ohne Heimat 94.
Liebesdichter, Der 22.
Liebesschwur 221.
Liebeszauber 55.
Lied (1) 100.
Lied (2) 2, 30.
Lied vom braven Mann, Das 143.
Lied von Treue, Das 185.
Litterarischen Händelsucher, Auf einen 217.
Lob Helenens, Das 29..
Lockengeschenk, Das (1. u. 2.) 2, 83.
Lückenbüßer 196.
Lust am Liedchen 9.

Mädel, das ich meine, Das 46.
Männerkeuschheit 56.
Magnetengebirge, Das 2,68.
Maienlüftchen, An ein 8.
Mamsell la Regle 200.
Mannstrotz 220.
Maulwurf u. der Gärtner, Der 214.
Mein Amor 2, 9.
Meisterkatechismus 2, 82.
Menagerie der Götter, Die 41.
Menschengesichter, An die 60.
Minnelied 2, 11.
Minnesold 30.
Mittel gegen den Hochmut der Großen 220.
Mittel wider die Agrypnie 2, 84.
Mollys Abschied 81.
Mollys Wert 60.
Morgenröte, Auf die 93.
Münchhausen, An Freiherrn von 2, 56.
Muttertändelei 74.
M. W., An, als sie mir einen Kuß versagte 2, 10.

Nachruf an Friederiken 2, 41.
Nachtfeier, Die, der Venus 1.
Naturrecht 80.
Neue Leben, Das 43.
Neuseeländisches Schlachtlied 2, 15.
Notgedrungene Epistel des berühmten Schneiders Johannes Schere 200.
Nymphe des Regenborns, An die 40.
Nymphe zu Meinberg, An die 218.

Ode an Seine kgl. Hoheit Friederich, Herzog von York 2, 43.

Ode der 50jährig. Jubelfeier der Georgia Augusta 98.
Oster-Kantate 2, 17.

Paradies, an die blinde Virtuosin Mlle. 218.
Penelope 2, 60.
Pfarrers Tochter von Taubenhain, Des 174.
Pfiff, Der 2, 60.
Prinzessin Europa, Historia von der wunderschönen 108.
Problem 2, 80.
Prognostikon 216.
Prolog bei Eröffnung eines kleinen gesellschaftlichen Theaters 2, 58.
Prolog zu Sprickmanns Eulalia auf einem Privattheater 210.
Prometheus 213.

R, An 2, 84.
Rätsel (1.) 2, 53.
Rätsel (2.) 2, 84.
Raubgraf, Der 124.
Reiz und Schönheit 2, 68.
Resignation 2, 33.
Rime et raison 2, 78.
Ritter und sein Liebchen, Der 130.
Robert 131.
Rollenhagens Froschmeuseler, Aus 2, 85.
Romanzchen, Ein 2, 37.
Rommels Antwort an die Saufte 2, 59.

Sankt Stephan 146.
Schäfers Liebeswerbung, Des 52.
Schatzgräber, Der 213.
Scherzer, Der 2, 78.
Schlegel, An Aug. Wilh. 103.
Schmähsucht hat den Meucheldolch gezogen 2, 67.
Schnick und Schnack 215.
Schön Suschen 133.
Schön wie der Apfelbaum im Mai 2, 31.
Schuft, An Herrn 2, 69.
Schwanenlied 48.
Seufzer eines Ungeliebten 39.
Sinnenliebe 2, 29.
Sinnesänderung 2, 34.
Sittenkrittler, An einen 219.
Spinnerlied 45.
Splitterrichter, An die 219.
Ständchen 45.
Stentor, An, unter der Predigt 217.
Stolberg, An Friedr. Leop. Grafen zu 208.
Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier 2. 25.
Stumpf 2, 64.
Stutzertändelei 10.

Täuschung 78.
Themiren, An 32.
Tode, Die 2, 26.
Totenopfer, den Manen J. D. Michaelis' dargebracht 2, 57.
Trauerstille 93.
Trauungott, An den 16.
Trautel 44.
Trinklied 2, 8.
Trost 218.
Trost eines Betrogenen 2, 84.

Überall Molly u. Liebe 77.
Über Antikritiken 2, 77.
Über die Dichterregel: Non satis est ꝛc. 2, 78.

Umarmung, Die 49.
Unmut 2, 68.
Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen, denken 2, 79.
Unterschied (1.) 2, 77.
Unterschied (2.) 2, 80.
Unter zwei Übeln lieber das kleinste 2, 80.
Untreue über alles 171.
Unvergleichliche, Die 79.

Veit Ehrenwort 2, 23.
Vergnügte Leben, Das 37.
Verlust 92.
Versetzte Himmel, Der 80.
Verständigung 2, 82.
Verwunderung über die allezeit fertigen 217.
Vogel Urselbst, Der, seine Rezensenten und der Genius 2, 72.
Volkers Schwanenlied 69.
Vollkommener Ernst 219.
Vorgefühl der Gesundheit 106.
Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Gedichten 2, 72.
Vorschlag zur Güte 2, 68.

Wappen, Das 2, 66.
*Warnung, Die, an Bürger (Frau Menschenschreck) 2, 54.
Was frag' ich wohl ohn' Unterlaß 2, 66.
Wechselgesang 2, 38.
Weiber von Weinsberg, Die 128.
Wilde Jäger, Der 165.
Winterlied 27.
Woher ich auf andre Gedanken komme 2, 62.
Wohlgesinnte Liebhaber, Der 2, 28.

— — Y — —, An 2, 52.
— — Y — —, An, über die Umarbeitung des voranstehenden Liedes 2, 53.

Zechlied 53.
Zeitschriftsteller, Auf einen, der wider Menschenrecht ꝛc. schrieb 2, 70.
Zum bösen Spiel gewisser Kraten 2, 81.
Zum 15. März 1789 2, 47.
Zu spät 2, 20.
Zum Spatz, der sich auf dem Saale gefangen hatte 199.

II. Alphabetisches Verzeichnis der Anfangsworte.

Ach, könnt' ich Molly kaufen . . 60
Ach! Sieh nur, wie ich knien muß 2,9
Ach, würden falsche Schwüre . . 32
Ade, Frau Politik! Sie mag sich fürbaß trollen 2,81
Allgütiger, mein Hochgesang . . 25
Am Adler, welcher sich erhebet . 2,64
Am Herzen, wie am Geist, längst dumpf, und stumpf wie — Blei 214
Amors Pfeil hat Widerspitzen . . 22
An Glauben u. Vertraun, mein guter Musensohn 221
Auf, Maienlüftchen, aus den Blumenbeeten 8
Aufs Herz, behaupten oft die Damen 2,32
Bav pocht' an seine Stirn . . . 2,61
Befehlt doch draußen, still zu bleiben! 217
Bei des stillen Reizes Mangel . . 2,68
Blandine sah her, Lenardo sah hin 134
Bons dies, Herr Spatz! Ei, seht doch' mal 199
Da nahm der Engel mich beim Schopf 2,71
Darf, Edle, die ihr hier versammelt seid 210
Darf ich noch ein Wörtchen lallen? 61
Das freut mich doch, ihr Herren Falken 219
Das schwör' ich dir, bei meinem hohen Namen 217
Dein Leben, Beste, gleich' im Bilde 2,40
Dein neues Lied, mehr g'nügt es Geist und Ohr 2,53
Dein Schicksal werde nicht gescholten! 218
Der Freiheit droht mit Blei und Eisen 2,79
Der Geist muß denken. Ohne denken gleicht 37
Der Henker hole sie, die schönen 2,68
Der Kaufmann Harpax starb . . 217
Der Kunstkritik bin ich wie der Religion 2,77
Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn 165
Der Winter hat mit kalter Hand . 27
Die Buben sind den Hummeln gleich 2,22
Die Edlen, die nicht mehr an alter Seuche kranken 2,67
Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugetan 2,84
Die Hofhaltung, die Feind' und Macht 2,85
Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts 2,80
Die List Penelopens, des frommen Weibchens, lebe! 2,60
Die Weisheit kam zu mir in warnender Gestalt 2,9
Du Göttlicher, wie geht es zu . . 2,67
Du hast mit meines Liedes Namen 2,66
Du, mein Heil, mein Leben, meine Seele! 2,21
Du mit dem Frühlingsangesichte . 100
Du Schwärmer um die Ruhebetten 16
Ei, schönen guten Abend dort am Himmel! 58
Ein andrer werb' um Ehr und Gold 33
Ein Dichter, rund u. feist bei Leibe 212
Ein Harfner hatt' ein Harfenspiel 196
Ein Honigvöglein, weich und zart 2,29
Ein Junker, der nach Junkersbrauch 2,78
Ein Liedchen der Liebe verlangst du von mir? 2,50
*Ein Mädchen ist mit zwanzig Jahren 2,54
Ein Maulwurf verwüstete die schön geebneten 214
Ein niedlich Schäfermädchen stand 2,37
Ein Pilgermädel jung und schön 149
Ein Ritter ritt einst in den Krieg 130
Ein Vogel ganz besondrer Art . 2,72
Ein Winzer, der am Tode lag . 213
Einmal, meines Lebens Rest zu segnen 2,84
Er führt als Bruder im Apoll . 2,71
Er wünscht sich meilenweit von hinnen 2,80
Erhabenster, der du das All gestaltet 98
Es blüht ein Blümchen irgendwo 103
Es blühte zu Korinth, in dieser reichen Stadt 2,5
Es gibt der bettelstolzen Hachen 219
Es gibt der Esel, welche wollen 2,66
Es ging, was Ernstes zu bestellen 202
Es ist ein Ding, das mich verdrießt 75
Es lag oder liegt in großer schiffreicher See 2,68
Es liegt nicht weit von hier ein Land 124
Es will mir nicht und will nicht ein 216
Eya! Wie so wach u. froh . . 43
Flox zu den Füßen seiner Schönen 221
Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot 183

Frau Schnipsen hatte Korn im Stroh 160
Freiheit wünschest du dir und klagst alltäglich u. zürnest 2,81
Freund Amor, kannst du machen 10
Freund, deine Predigt gleicht dem Heerposaunenschalle 217
Freund, meide doch die Fulvia . 2,64
*Fried' und Freude dem Sänger zuvor, u. traulichen Handschlag! 209
Frisch, Bürger, frisch zusammen dich genommen 215
Fritz, Fritz! Bei den Unsterblichen, die hold 208
Füllt Becher und Glas 2,8
Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben . . . 2,26
Für wen, du gutes deutsches Volk 2,33
Gebt acht auf meinen deutschen Wink 2,79
Glaubt nur, der Wir, der ein Kritikgericht 2,62
Gleich sei der Streit 2,68
Gnade, Gnade, große Göttin, Gnade! 2,31
Gott der goldnen Leier, gib, daß heut 2,48
Gott grüße, Jungfer Bürgerin . 2,47
Göttin des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen . . 2,22
Graf Walter rief am Marstallstor 190
Halb griechische, halb auch französche Donne 200
Halloh, ihr Gesellen, empor und hervor! 2,15
Hast du nicht Liebe zugemessen . 39
Hätt' ich nicht den Mut der Taube 2,10
Hebe hoch das Haupt empor . . 2,16
Heil, tausend Heil, auf dieser neuen Scene 2,43
Herr Bacchus ist ein braver Mann 20
Herr Stumpf, der Orthodoxen Haupt 2,64
Hier im Schauer tiefer Totenstille 2,92
Himmelklare, kühle Labefluten . 2,20
Hm! Weiter nichts? Freund, diese Krone 2,69
Hoch klingt das Lied vom braven Mann 143
Horch! Hohe Dinge lehr' ich dich! 50
Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn! 2,44
Hört von meiner Auserwählten . 82
Hört von meiner Minniglichen . 2,11
Hurre, Hurre, Hurre 45
Husch, hin und her, husch huscht' ein Traum 2,12
Ja, Betty, ja ich tat den Schwur 2,81
Ja, o ja, ich bin betrogen . . . 2,84
Ich? Gegen ihn vom Leder ziehn 217
Ich habe bedächtig mein Gärtchen geputzt 2,72
Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb 60
Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn 171
Ich rühme mir mein Dörfchen hier 197
Ich sah so frei und wonnereich . 15
Ich schelte nicht das Titelkaufen . 2,80
Ich schelte nicht die edle Gabe . . 219
Ich träumte, wie um Mitternacht 117
Ich überlasse mich, o Feder, deinen Grillen 2,108
Ich war wohl Jungfer Eigensinn 2,34
Ich war wohl recht ein Springinsfeld 131
Ich will das Herz mein Leben lang 22
Ich will einst, bei Ja und Nein 53
Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig 179
Ihr dummer Kikak rettet' einst . 217
Ihr Herrn Zeloten dieser Zeit . 165
Ihr klafft, weiß nicht warum, mich an 2,78
Ihr Schwärmer für die Monarchie 2,68
Im Garten des Pfarrers von Taubenhain 174
In dem Himmel quillt die Fülle 69
In die Nacht der Tannen oder Eichen 77
In Nebelduft und Nacht versank 2,28
In Schwaben ist mit zwanzig Jahren 2,55
In weiche Ruh' hinabgesunken 38
Ist deine Liebe rein, wie dein Gedicht von — Schimmel . . . 2,59
Junger Leu! zu meiner Ehre Frommen 2,56
Kann denn nur der Vater Papst allein 76
Kein Herz gibt dir mehr Stoff zum Sprechen 219
Klein, unbemerkt, verdienst- und namenlos 2,62
Knapp', sattle mir mein Dänenroß 152
Könnt' auf väterlichen Auen . . 102
Komm, bis mein Liebchen, bis mein Weib! 52
Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug 103
Lange schon in manchem Sturm und Drange 2,27
Lebe wohl, du Mann der Lust und Schmerzen 81
Leneitchen schlief im weichen Gras 2,20

Lenore fuhr ums Morgenrot . . 118
Licht und Lust des Himmels zu erschauen 80
Liebebewanderter Mann, und liebekundiges Weib, sprich 2,80
Mädel, schau mir ins Gesicht! . 55
Man kann im Staat gar mancher Ehr' entbehren 2,65
Matter Schwermut Klagen oder Tränen 2,57
Mein Friedrich braucht bei seinem ganzen 2,82
Mein frommes Mädchen ängstigt sich 2,30
Mein Glaub' an eure Sittsamkeit 2,78
Mein Gott! Wie macht's wohl mancher Mann 217
Mein Trautel hält mich für und für 44
Meine liebe Demoiſell Wagemann 2,46
Meine Liebe, lange wie die Taube 94
Mich drängt es in ein Haus zu gehn 2,65
Mich kitzelt was bis in das Mark der Seele 2,87
Mich wärmte der Gedank' an Fürsten, die 2,60
Mir kostete die Lotterie 2,60
Mir tut's so weh im Herzen . . 48
Mit dem naßgeweinten Schleier . 24
Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn 220
Mit einem Blicke, scharf wie Dorn 2,83
Mit Hörnerklang u. Lustgesang . 2,35
Morgen liebe, was auch nimmer . 1
Morgen, o festlicher Tag . . . 94
Muschel, die mit sieben Saiten . 2,7
Neig' aus deines Vaters Halle . 40
Nicht selten hüpft, dem Finken gleich im Haine 77
Nicht zum Fürsten hat mich das Geschick 78
Nichts kann mir fürder Freude geben 2,33
Nieten? Nieten? Nichts als kahle Nieten? 70
Noch hat in unsern Herzen nicht ausgetönt 2,43
Noch nie schien mir ein Mann so schön 2,38
Nun, nun! Verschütt' er nur nicht gar 205
Nur dies gebeut die Kunst dem Meister für u. für 2,82
O Adonide, welche Kraft . . . 79
O Bräutigam, welch' eine Braut . 29
*O Bürger, Bürger, edler Mann 2,51
Oft sind sie übern Fuß gespannt 2,83
Oft, wenn des Kiels und Schwertes Zunft 2,80
O Fulvia, der wunderseltne Mann 2,79
O Schuft, es ist Unmöglichkeit . 2,69
O Schwester, merk' auf diese Kunde 2,30
O Tag, der uns unser lieb Julchen gebar 2,56
O was in tausend Liebespracht . 46
O was in tausend Zauberpracht . 2,13
O weg damit zur Garderobe! . . 2,60
O wie öde, sonder Freudenschall . 93
O wie schön ist Gabriele 22
O wie soll ich Kunde zu ihr bringen 2,21
O wüßt' er's nur, der Erzkujon . 2,63
Preis, Nymphe, dir! Dein Kraftquell sieget oft 218
Prometheus hatte kaum herab in Erdennacht 213
Raps fragt, Triumph im Angesicht 220
Ruh' sanft, o lieblicher Strahl! .. 2,41
Ruhe, süße Ruhe schwebe . . . 28
Sankt Lykophron baut Schöppenstädts Palast 218
Sankt Stephan war ein Gottesmann 146
Schmähsucht hat den Meucheldolch gezogen 2,67
Schön kann u. soll nicht alles sein 2,82
Schön sein reichet nicht hin . . . 2,78
Schön Suschen kannt' ich lange Zeit 133
Schön, wie der Apfelbaum im Mai 2,31
Schön, wie du, o Holdin, blüht der Garten 100
Schon hatten Weg und Reisewagen 2,19
Schon lange soll den Laffen Schmerl 2,66
Schrei er nur zu, Herr Krittelwicht 2,82
Seh' ich, bei des Tempels Harmoniceen 11
Sehn, geliebte Freundin, und wiedersehen das Werte 2,65
*Sehr hart und unkorrekt war mein Gedicht 2,69
Seht mir doch mein schönes Kind 74
Seid doch einmal mein Gast, Herr Plitt! 218
Sie wollen nicht den kleinsten Lumpen missen 2,64
So lang ein edler Biedermann . 220
So schnell, als er, stieg noch kein dichtendes Genie 2,69
Sonne, wie so wunderfröhlich . . 2,17
Sonst schlug die Lieb' aus mir so helle 69
Sprich für den Adel nicht, der ohne dich besteht 2,69
Sprich, junger Freund, o sprich, was dich bewegt 219
Statt Lästerei und Gickelgack . . 2,58
Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren 2,27

Steh' auf, o Archiloch, mit deiner Jambenkraft 2,70
Stell' auf dein Kunstwerk fest und gut 2,84
Tags vor der Schlacht gerät ein junger Held 212
Täuschet ihr mit euerm Wechseltanze 106
Trallirum, larum, höre mich . . 45
Um von ihr das Herz nur zu entwöhnen 78
Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken . . 2,79
Vater, nimm dies Blümchen an . 2,40
Veit Ehrenwort ging an den Beeten 2,23
Verbreite du vor Hack und Mack 215
Verdammt er mein Gedicht mit Recht 218
*Verdammte Versemacherei . . . 203
Verfertigt ist's vor langer Zeit . 2,84
Vergib, o Vater, der neun Schwestern 2,65
Viel Klagen hört' ich oft erheben 220
Von Blum' und Frucht, so die Natur erschafft 80
Von mir wird sicherlich hinfort . 2,77
Vor alters war ein Gott . . . 108
Vor Feuersglut, vor Wassersnot . 216
Wann dich die Lästerzunge sticht . 218
Wann die goldne Frühe, neugeboren 93
Wann über meine Männertugend 2,63
Wär' ich doch so hold, wie jener . 12
Warum schweigt mir nun die Kehle 2,53
Was frag' ich wohl ohn' Unterlaß 2,66
Was Holdes lobt und liebet mich 2,53
Was singt mir dort aus Myrtenhecken 2,52
Was tanzt für eine dort mit Herrn von Mirabell? 2,61
Was zwischen manchen wilden Haufen 221
Welch' Ideal aus Engelsphantasie 79
Wem der Minne Dienst gelinget 30
Wenn außer Wohlgestalt, vollkommen wie die deine . . . 2,83
Wenn der gute Himmel mir . . 197
Wenn einsam eine Nachtigall . . 2,12
Wenn ihren Willen unsre Knaben 2,61
Wenn man nicht kann und dennoch soll 2,41
Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu 37
Wer gern treu eigen sein Liebchen hat 185
Wer kommt so finster vom brausenden Meer 2,15
Wer nicht für Freiheit sterben kann 2,25
Wer nie in schnöder Wollust Schoß 56
Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt? 128
Wer trabt so hoch auf stolzem Roß 2,67
Wie ein Aruspex dem Kollegen . 220
Wie hier an Affen, Papageien . 41
Wie kümmerlich, trotz seiner Göttlichkeit 200
Wie selig, wer sein Liebchen hat 9
Wie? Sollt' es denn nicht besser lassen 221
Wie um ihren Stab die Rebe . 49
*Wie unsre Dramen zu Ende gehn 2,61
Wohltätigste der Feen 17
Wo nehmen Sie für Ihr zahlreiches Heer 2,83
Wollt ihr wissen, holde Bienen . 101
Wonnelohn getreuer Huldigungen 92
Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich 40
Zu Brüssel heil ging's lustig her 2,12
Zu Publikum, so heißt das Ding mit Namen 2,62
Zum bösen Spiel gewisser Kraten 2,81
Zum Zeuxis prahlt' einst Agatharch, ein kleiner 214

Wunderbare Reisen

zu

Wasser und zu Lande,

Feldzüge und lustige Abenteuer

des

Freiherrn von Münchhausen,

wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegt.

Aus dem Englischen.

Glaubt's nur, ihr gravitätischen Herrn,
Gescheite Leute narrieren gern.

Vorrede des englischen Herausgebers.

Der Freiherr von Münchhausen, dem diese Erzählungen größtenteils ihr Dasein zu danken haben, gehört zu einer der ersten adeligen Familien Deutschlands, die mehreren Provinzen dieses Reiches die würdigsten und berühmtesten Männer geschenkt hat. Er ist ein Mann von außerordentlicher Ehre und von der originellsten Laune; und da er vielleicht gefunden hat, wie schwer es oft hält, verschrobenen Köpfen geraden Menschenverstand einzuräsonieren, und wie leicht dagegen ein dreister Haberecht eine ganze Versammlung zu übertäuben und aus ihren fünf Sinnen herauszuschreien vermag: so läßt er sich in solchen Fällen niemals auf Widerlegungen ein, sondern wendet zuerst geschickt die Unterredung auf gleichgültige Gegenstände, und dann erzählt er irgend ein Geschichtchen von seinen Reisen, Feldzügen und schnurrigen Abenteuern in einem ihm ganz eigentümlichen Tone, der aber gerade der rechte ist, die Kunst zu lügen, oder höflicher gesagt, das lange Messer zu handhaben, aus ihrem ruhigen Schlupfwinkel hervor zu kitzeln und blank zu stellen.

Man hat vor kurzem einige von seinen Geschichtchen gesammelt und dem Publikum vorgelegt, um ein Mittel allgemeiner zu machen, dessen sich jeder, der etwa unter berüchtigte Prahlhänse geraten sollte, bei jeder schicklichen Gelegenheit bedienen kann: eine Gelegenheit, die sich allezeit findet, so oft jemand unter der Maske der Wahrheit in ganzem Ernste falsche Dinge behauptet und auf Kosten seiner eigenen Ehre auch diejenigen hintergeht, die zum Unglück seine Zuhörer sind.

Der schnelle Abgang der ersten vier Ausgaben dieses Werkchens, das man vielleicht noch schicklicher Lügenstrafer betitelt hätte, hat auch hinlänglich bewiesen, daß dem Publikum sein moralischer Endzweck in dem rechten Lichte erschienen ist.

Die gegenwärtige fünfte Ausgabe enthält beträchtliche Vermehrungen, die wir bloß mit dem Wunsche begleiten, daß man sie des Stammes nicht unwürdig finden möge, auf den sie gepfropft sind.

Vorrede zur deutschen Übersetzung.

Es ist in der Tat eine etwas sonderbare Erscheinung, die folgenden Erzählungen, die auf deutschem Grund und Boden erzeugt sind und in mannigfaltiger Gestalt und Tracht ihr Vaterland durchwandert haben, endlich im Auslande gesammelt und durch den Druck bekannt gemacht zu sehen. Vielleicht war auch hier Deutschland gegen eigene Verdienste ungerecht; vielleicht weiß der Engländer besser, was Laune heißt, wieviel sie wert ist, und wie sehr sie dem Ehre macht, der sie besitzt. — Genug, wir befanden uns trotz aller Spekulation unserer lauersamen Schriftsteller in dem Falle, ein eigenes Produkt aus der Fremde einführen zu müssen.

Diese kleine Sammlung hat übrigens in beiden Ländern ihr Glück gemacht. Während das englische Original fünf Auflagen erlebte, so fand man sich veranlaßt, auch von der deutschen Übersetzung eine neue Ausgabe zu veranstalten. Man hat bei dieser von den Vermehrungen der neuesten englischen Ausgabe Gebrauch gemacht, ohne sich eben ängstlich an die Worte zu binden, oder Einschaltungen, die sich hin und wieder anboten, bloß deswegen zurückzuweisen, weil sie sich im Grundtexte nicht fanden; kurz, man hat dieses Werkchen bei seiner zweiten deutschen Ausgabe, ebenso wie bei der ersten, nicht sowohl als anvertrautes Gut, sondern vielmehr als Eigentum behandelt, über das man nach eigenem Gutdünken zu schalten berechtigt ist.

Es ist wahr, so ein Büchlein wie dieses ist weder ein Systema, noch Tractatus, noch Commentarius, noch Synopsis, noch Compendium, und es hat keine einzige von allen Klassen unserer vornehmen Akademien und Sozietäten der Wissenschaften daran Anteil. Allein dessenungeachtet kann es in mancher Rücksicht sehr heilsam und dienlich sein. Einen sehr guten Gebrauch, der von diesen Erzählungen zu machen ist, hat der englische Herausgeber als die unverkennbare Absicht ihres ersten Erfinders angegeben. — Ein englischer Rezensent dieses Büchleins hofft sogar, daß es etwas zur Bekehrung gewisser Schreier im Parlamente beitragen werde. Wenn es indessen auch weiter nichts tut, als daß es auf eine unschuldige Art lachen macht, so braucht, deucht mich, der Vorredner eben nicht gerade in pontificalibus, in Mantel, Kragen und Stutzperücke aufzutreten, um es dem geneigten

Leser ehrbarlich zu empfehlen. Denn es ist alsdann, so klein und frivol es immer scheinen mag, leicht mehr wert, als eine große Menge dickbeleibter ehrenfester Bücher, wobei man weder lachen noch weinen kann, und worin weiter nichts steht, als was in hundertmal mehr anderen dickbeleibten ehrenfesten Büchern längst gestanden hat. Auch paßt alsdann nicht übel hierher eine Stelle aus des alten ehrlichen vergessenen Rollenhagens Vorrede zu seinem Froschmäuseler*), die ein wenig modernisiert also lautet:

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre nichts kann, als poltern und pochen,
Und hören mag kein lustiges Wort,
Der packe zusammen und trolle sich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verschwören,
Ihn auf ein andres Mal zu hören,
Wenn nämlich uns auch die Nasen blau,
Und Haar und Bart sich färben grau;
Auch sonst wohl zu gelegner Stund';
Denn Wermut ist nicht immer gesund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein,
Und tunkt in frischen Honig 'mal ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß.
Stets einerlei macht Überdruß,
Wie alles der alten Meister Trutzen.
Der Wechsel nur schafft Lust und Nutzen.
Man schilt oft spöttisch Zeitvertreib,
Was stärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir nicht zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Namen beginnen.

*) Über Rollenhagen und seinen Froschmäuseler s. die Note zu Bd. 2 S. 86, Z. 21 v. u. auf S. 134. — Die Anmerkungen Bürgers sind in der Folge durch (B.) kenntlich gemacht; die nicht bezeichneten rühren vom Herausgeber her.

Des Freiherrn von Münchhausen eigene Erzählung.

Ich trat meine Reise nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland, welche, nach der Beschreibung aller Reisenden, fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne besondere Kosten hochpreislicher wohlfürsorgender Landesregierungen, ausbessern müßte. Ich reisete zu Pferde, welches, wenn es sonst nur gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist. Denn man riskiert alsdann weder mit irgend einem höflichen deutschen Postmeister eine Affaire d'honneur zu bekommen, noch von seinem durstigen Postillon vor jede Schenke geschleppt zu werden. Ich war nur leicht bekleidet, welches ich ziemlich übel empfand, je weiter ich gegen Nordost hin kam.

Nun kann man sich einbilden, wie bei so strengem Wetter unter dem rauhesten Himmelsstriche einem armen alten Manne zu Mute sein mußte, der in Polen auf einem öden Anger, über den der Nordost hinschnitt, hilflos und schaudernd dalag und kaum hatte, womit er seine Schamblöße bedecken konnte.

Der arme Teufel dauerte mich von ganzer Seele. Ob mir gleich selbst das Herz im Leibe fror, so warf ich dennoch meinen Reisemantel über ihn her. Plötzlich erscholl eine Stimme vom Himmel, die dieses Liebeswerk ganz ausnehmend herausstrich und mir zurief:

Hol' mich der Teufel, mein Sohn,
das soll dir nicht unvergolten bleiben!

Ich ließ das gut sein und ritt weiter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören, noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee; und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm,

legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war, und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt; ich war im Schlafe nach und nach, sowie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stummel eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten, und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturms gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder an mein Pferd und verfolgte meine Reise.

Hierauf ging alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode ist, des Winters zu Pferde zu reisen. Wie es nun immer meine Maxime ist, mich nach dem bekannten: ländlich sittlich, zu richten, so nahm ich dort einen kleinen Rennschlitten auf ein einzelnes Pferd und fuhr wohlgemut auf St. Petersburg los. Nun weiß ich nicht mehr recht, ob es in Esthland oder in Ingermanland war, so viel aber besinne ich mich noch wohl, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entsetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhungers hinter mir ansetzen sah. Er holte mich bald ein; und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder und ließ mein Pferd zu unserem beiderseitigen Besten ganz allein agieren. Was ich zwar vermutete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte sich nicht im mindesten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, fiel wütend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hinterteil des armen Tieres, welches vor Schrecken und Schmerz nur desto schneller lief. Wie ich nun auf die Art selbst so unbemerkt und gut davongekommen war, so erhob ich ganz verstohlen mein Gesicht, und nahm mit Entsetzen wahr, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingefressen hatte. Kaum aber hatte er sich so hübsch hineingezwänget, so nahm ich mein Tempo wahr, und fiel ihm tüchtig mit meiner Peitschenschnur auf das Fell. Solch ein unerwarteter Überfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts, der

Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen respektiven Erwartungen und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

Ich will Ihnen, meine Herren, mit Geschwätz von der Verfassung, den Künsten, Wissenschaften und anderen Merkwürdigkeiten dieser prächtigen Hauptstadt Rußlands keine Langeweile machen; viel weniger Sie mit allen Intriguen und lustigen Abenteuern der Gesellschaften vom Bonton, wo die Frau vom Hause den Gast allezeit mit einem Schnaps und Schmatz empfängt, unterhalten. Ich halte mich vielmehr an größere und edlere Gegenstände Ihrer Aufmerksamkeit, nämlich an Pferde und Hunde, wovon ich immer ein großer Freund gewesen bin; ferner an Füchse, Wölfe und Bären, von welchen, sowie von anderem Wildbret Rußland einen größeren Überfluß als irgend ein Land auf Erden hat; endlich an solche Lustpartien, Ritterübungen und preisliche Taten, welche den Edelmann besser kleiden als ein bißchen mussiges Griechisch und Latein oder alle Riechfächelchen, Klunkern*) und Kapriolen französischer Schöngeister und — Haarkräusler.

Da es einige Zeit dauerte, ehe ich bei der Armee angestellt werden konnte, so hatte ich ein paar Monate lang vollkommene Muße und Freiheit, meine Zeit sowohl als auch mein Geld auf die adeligste Art von der Welt zu verjunkerieren. Manche Nacht wurde beim Spiele zugebracht, und viele bei dem Klange voller Gläser. Die Kälte des Landes und die Sitten der Nation haben der Bouteille unter den gesellschaftlichen Unterhaltungen in Rußland einen viel höheren Rang angewiesen als in unserem nüchternen Deutschland; und ich habe daher dort häufig Leute gefunden, die in der edlen Kunst zu trinken für wahre Virtuosen gelten konnten. Alle waren aber elende Stümper gegen einen graubärtigen, kupferfarbigen General, der mit uns an dem öffentlichen Tische speiste. Der alte Herr, der seit einem Gefechte mit den Türken die obere Hälfte seines Hirnschädels vermißte und daher, so oft ein Fremder in die Gesellschaft kam, sich mit der artigsten Treuherzigkeit entschuldigte, daß er an der Tafel seinen Hut aufbehalten müsse, pflegte immer während des Essens einige Flaschen Weinbranntwein zu leeren und dann gewöhnlich mit einer Bouteille Arrak den Beschluß, oder nach Umständen einige Male da capo zu machen; und doch konnte man nicht ein einziges Mal auch nur so viel Betrunkenheit an ihm merken. — Die

*) Klunker = Lappen, Troddel, Quaste.

Sache übersteigt Ihren Glauben. Ich verzeihe es Ihnen, meine Herren; sie überstieg auch meinen Begriff. Ich wußte lange nicht, wie ich sie mir erklären sollte, bis ich ganz von ungefähr den Schlüssel fand. — Der General pflegte von Zeit zu Zeit seinen Hut etwas aufzuheben. Dies hatte ich oft gesehen, ohne daraus nur Arg zu haben. Daß es ihm warm vor der Stirn wurde, war natürlich, und daß er dann seinen Kopf lüftete, nicht minder. Endlich aber sah ich, daß er zugleich mit seinem Hute eine an demselben befestigte silberne Platte aufhob, die ihm statt des Hirnschädels diente, und daß alsdann immer aller Dunst der geistigen Getränke, die er zu sich genommen hatte, in einer leichten Wolke in die Höhe stieg. Nun war auf einmal das Rätsel gelöset. Ich sagte es ein paar guten Freunden und erbot mich, da es gerade Abend war, als ich die Bemerkung machte, die Richtigkeit derselben sogleich durch einen Versuch zu beweisen. Ich trat nämlich mit meiner Pfeife hinter den General, und zündete, gerade als er den Hut niedersetzte, mit etwas Papier die aufsteigenden Dünste an; und nun sahen wir ein ebenso neues als schönes Schauspiel. Ich hatte in einem Augenblicke die Wolkensäule über dem Haupte unseres Helden in eine Feuersäule verwandelt, und derjenige Teil der Dünste, der sich noch zwischen den Haaren des Hutes verweilte, bildete in dem schönsten blauen Feuer einen Nimbus, prächtiger, als irgend einer den Kopf des größten Heiligen umleuchtet hat. Mein Experiment konnte dem General nicht verborgen bleiben; er war aber so wenig ungehalten darüber, daß er uns vielmehr noch manchmal erlaubte, einen Versuch zu wiederholen, der ihm ein so erhabenes Ansehen gab.

Ich übergehe manche lustige Auftritte, die wir bei dergleichen Gelegenheiten hatten, weil ich Ihnen noch verschiedene Jagdgeschichten zu erzählen gedenke, die mir merkwürdiger und unterhaltender scheinen. Sie können sich leicht vorstellen, meine Herren, daß ich mich immer vorzüglich zu solchen wackeren Kumpanen hielt, welche ein offenes unbeschränktes Waldrevier gehörig zu schätzen wußten. Sowohl die Abwechselung des Zeitvertreibes, welchen dieses mir darbot, als auch das außerordentliche Glück, womit mir jeder Streich gelang, gereichen mir noch immer zur angenehmsten Erinnerung.

Eines Morgens sah ich durch das Fenster meines Schlafgemachs, daß ein großer Teich, der nicht weit davon lag, mit wilden Enten gleichsam überdeckt war. Flugs nahm ich mein Gewehr aus dem Winkel, sprang zur Treppe hinab, und das so über Hals und Kopf, daß ich unvorsichtigerweise mit dem Gesicht gegen die Türpfoste rannte. Feuer und Funken stoben mir aus den Augen; aber das hielt mich keinen Augenblick zurück. Ich kam bald zum Schuß; allein wie ich anlegte, wurde ich zu meinem großen Verdrusse gewahr,

daß durch den soeben empfangenen heftigen Stoß sogar der Stein von dem Flintenhahne abgesprungen war. Was sollte ich nun tun? Denn Zeit war hier nicht zu verlieren. Glücklicherweise fiel mir ein, was sich soeben mit meinen Augen zugetragen hatte. Ich riß also die Pfanne auf, legte mein Gewehr gegen das wilde Geflügel an, und ballte die Faust gegen eins von meinen Augen. Von einem derben Schlage flogen wieder Funken genug heraus, der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, vier Rothälse und ein Paar Wasserhühner. Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Taten. Wenn Soldaten und Seeleute öfters dadurch glücklich davonkommen, so dankt der Weidmann ihr nicht seltener sein gutes Glück.

So schwammen einst auf einem Landsee, an welchen ich auf einer Jagdstreiferei geriet, einige Dutzend wilder Enten allzuweit voneinander zerstreut umher, als daß ich mehr denn eine einzige auf einen Schuß zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich sie gern alle gehabt, weil ich nächstens eine ganze Menge guter Freunde und Bekannten bei mir zu bewirten willens war. Da besann ich mich auf ein Stückchen Schinkenspeck, welches von meinem mitgenommenen Mundvorrat in meiner Jagdtasche noch übriggeblieben war. Dies befestigte ich an eine ziemlich lange Hundeleine, die ich aufdrehte und so wenigstens noch um viermal verlängerte. Nun verbarg ich mich im Schilfgesträuch am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie die nächste Ente hurtig herbeischwamm und ihn verschlang. Der ersten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden gar bald unverdauet hinten wieder herauskam, so verschlang ihn die nächste, und so immer weiter. Kurz, der Brocken machte die Reise durch alle Enten samt und sonders hindurch, ohne von seinem Faden loszureißen. So saßen sie denn alle daran, wie Perlen an der Schnur. Ich zog sie gar allerliebst ans Land, schlang mir die Schnur ein halbes Dutzend mal um Schulter und Leib und ging meines Weges nach Hause zu. Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war und mir die Last von einer solchen Menge Enten ziemlich beschwerlich fiel, so wollte es mir fast leid tun, ihrer allzuviele eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein seltsamer Vorfall zu statten, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit setzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen, als sie von der ersten Bestürzung sich erholt hatten, gar mächtig an mit den Flügeln zu schlagen und sich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun wäre bei manchem wohl guter Rat teuer gewesen. Allein ich benutzte diesen Umstand, so gut ich konnte, zu meinem Vorteil und ruderte mich mit meinen Rockschößen nach der Gegend meiner Behausung

durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war, und es darauf ankam, ohne Schaden mich herunter zu lassen, so drückte ich einer Ente nach der anderen den Kopf ein, sank dadurch ganz sanft und allmählich gerade durch den Schornstein meines Hauses mitten auf den Küchenherd, auf welchem zum Glück noch kein Feuer angezündet war, zu nicht geringem Schreck und Erstaunen meines Koches.

Einen ähnlichen Vorfall hatte ich einmal mit einer Kette Hühner. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probieren, und hatte meinen kleinen Vorrat von Hagel ganz und gar verschossen, als wider alles Vermuten vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufging. Der Wunsch, einige derselben abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen Einfall, von dem Sie, meine Herren, auf mein Wort, im Falle der Not Gebrauch machen können. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr und setzte statt des Schrotes den Ladstock auf, den ich, so gut sich's in der Eile tun ließ, an dem oberen Ende etwas zuspitzte. Nun ging ich auf die Hühner zu, drückte, sowie sie aufflogen, ab, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß mein Ladstock mit sieben Stück, die sich wohl wundern mochten, so früh am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählich herunterfank. — Wie gesagt, man muß sich nur in der Welt zu helfen wissen.

Ein anderes Mal stieß mir in einem ansehnlichen Walde von Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre jammerschade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrotschusse zu durchlöchern. Herr Reineke stand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte und traf so künstlich, daß ich seine Lunte*) fest an den Baum nagelte. Nun ging ich ruhig zu ihm hin, nahm mein Weidmesser, gab ihm einen Kreuzschnitt übers Gesicht, griff nach meiner Peitsche und karbatschte ihn so artig aus seinem schönen Pelze heraus, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Frischling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden festgenagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, so fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt, um

*) Lunte (= Rute, Standarte) in der Jägersprache der Schweif des Fuchses.

von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beide hindurch gefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrissen, wovon die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übriggebliebene Endchen von des Frischlings Schwanze und leitete daran das alte hilflose Tier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

So fürchterlich diese wilden Bachen oft sind, so sind die Keiler doch weit grausamer und gefährlicher. Ich traf einst einen im Walde an, als ich unglücklicherweise weder auf Angriff noch Verteidigung gefaßt war. Mit genauer Not konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wütende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir tat. Dafür fuhren aber auch seine Hauer dergestalt in den Baum hinein, daß er weder imstande war, sie sogleich wieder herauszuziehen, noch den Hieb zu wiederholen. — „Haha!“ dachte ich, „nun wollen wir dich bald kriegen!“ — Flugs nahm ich einen Stein, hämmerte noch vollends damit darauf los und nietete seine Hauer dergestalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich denn nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause zu schaffen, welches auch ganz vortrefflich von statten ging.

Sie haben unstreitig, meine Herren, von dem Heiligen und Schutzpatron der Weidmänner und Schützen, St. Hubert, nicht minder auch von dem stattlichen Hirsche gehört, der ihm einst im Walde aufstieß, und welcher das heilige Kreuz zwischen seinem Geweihe trug. Diesem St. Hubert habe ich noch alle Jahre mein Opfer in guter Gesellschaft dargebracht und den Hirsch wohl tausendmal sowohl in Kirchen abgemalt als auch in die Sterne seiner Ritter gestickt gesehen, so daß ich auf Ehre und Gewissen eines braven Weidmanns kaum zu sagen weiß, ob es entweder nicht vorzeiten solche Kreuzhirsche gegeben habe, oder wohl gar noch heutigestages gebe. Doch lassen Sie sich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen sah. Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, stieß mir, ganz wider mein Vermuten, der stattlichste Hirsch von der Welt auf. Er blickte mir so nir nichts dir nichts ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Handvoll Kirschsteine, wovon ich, so hurtig sich das tun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten auf seine Stirn zwischen das Geweihe. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte — machte sich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in ebendemselben Walde auf der Jagd; und siehe! zum Vorschein

kam ein stattlicher Hirsch mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaume, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweihe. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirsch als mein längst wohlerworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirschtunke zugleich geriet; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat nicht gegessen hatte. Wer kann nun wohl sagen, ob nicht irgend ein passionierter heiliger Weidmann, ein jagdlustiger Abt oder Bischof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf St. Huberts Hirsch zwischen das Gehörne gepflanzt habe? Denn diese Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und — Hörnerpflanzens berühmt und sind es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. Im Falle der Not, und wenn es Aut oder Naut*) gilt, welches einem braven Weidmanne nicht selten begegnet, greift er lieber wer weiß wozu und versucht eher alles, als daß er sich die günstige Gelegenheit entwischen läßt. Ich habe mich manches liebes Mal selbst in einer solchen Lage der Versuchung befunden.

Was sagen Sie zum Exempel von folgendem Kasus? — Mir waren einmal Tageslicht und Pulver in einem polnischen Walde ausgegangen. Als ich nach Hause ging, fuhr mir ein ganz entsetzlicher Bär, mit offenem Rachen, bereit mich zu verschlingen, auf den Leib. Umsonst durchsuchte ich in der Hast alle meine Taschen nach Pulver und Blei. Nichts fand ich als zwei Flintensteine, die man auf einen Notfall wohl mitzunehmen pflegt. Davon warf ich einen aus aller Macht in den offenen Rachen des Ungeheuers, ganz seinen Schlund hinab. Wie ihm dies nun nicht allzuwohl deuchten mochte, so machte mein Bär linksum, so daß ich den anderen nach der Hinterpforte schleudern konnte. Wunderbar und herrlich ging alles von statten. Der Stein fuhr nicht nur hinein, sondern auch mit dem anderen Steine dergestalt zusammen, daß es Feuer gab und den Bär mit einem gewaltigen Knalle auseinandersprengte. Man sagt, daß so ein wohl applizierter Stein a posteriori, besonders wenn er mit einem a priori recht zusammenfuhr, schon manchen bärbeißigen Gelehrten und Philosophen in die Luft sprengte. — Ob ich nun gleich dasmal mit heiler Haut davonkam, so möchte ich das Stückchen doch eben nicht noch einmal machen, oder mit einem Bären ohne andere Verteidigungsmittel anbinden.

Es war aber gewissermaßen recht mein Schicksal, daß die wildesten und gefährlichsten Bestien mich gerade alsdann angriffen, wenn ich

*) Ought or nought. — Eine wenigstens in Niederdeutschland in dieser Aussprache sehr populär gewordene Redensart. (B.)

außer stande war, ihnen die Spitze zu bieten, gleichsam als ob ihnen der Instinkt meine Wehrlosigkeit verraten hätte. So hatte ich einst gerade den Stein von meiner Flinte abgeschraubt, um ihn etwas zu schärfen, als plötzlich ein schreckliches Ungeheuer von einem Bären gegen mich anbrummte. Alles, was ich nun konnte, war, mich eiligst auf einen Baum zu flüchten, um dort mich zur Verteidigung zu rüsten. Unglücklicherweise aber fiel mir während des Hinaufkletterns mein Messer, das ich eben gebraucht hatte, herunter, und nun hatte ich nichts, um die Schraube, die sich ohnedies sehr schwer drehen ließ, zu schließen. Unten am Baume stand der Bär, und mit jedem Augenblicke mußte ich erwarten, daß er mir nachkommen würde. Mir Feuer aus den Augen zu schlagen, wie ich wohl ehemals getan hatte, wollte ich nicht gern versuchen, weil mir, anderer Umstände, die im Wege standen, nicht zu gedenken, jenes Experiment heftige Augenschmerzen zugezogen hatte, die noch nicht ganz vergangen waren. Sehnlich blickte ich nach meinem Messer, das unten senkrecht im Schnee steckte; aber die sehnsuchtsvollsten Blicke machten die Sache nicht um ein Härchen besser. Endlich kam ich auf einen Gedanken, der so sonderbar als glücklich war. Ich gab dem Strahle desjenigen Wassers, von dem man bei großer Angst immer großen Vorrat hat, eine solche Richtung, daß er gerade auf das Heft meines Messers traf. Die fürchterliche Kälte, die eben war, machte, daß das Wasser sogleich gefror, und in wenigen Augenblicken sich über meinem Messer eine Verlängerung von Eis bildete, die bis an die untersten Äste des Baumes reichte. Nun packte ich den aufgeschossenen Stiel und zog ohne viele Mühe, aber mit desto mehr Behutsamkeit mein Messer zu mir herauf. Kaum hatte ich damit den Stein festgeschraubt, als Herr Petz angestiegen kam. Wahrhaftig, dachte ich, man muß so weise als ein Bär sein, um den Zeitpunkt so gut abzupassen, und empfing Meister Braun mit einer so herzlich gemeinten Bescherung von Rollern*), daß er auf ewig das Baumsteigen vergaß.

Ebenso schoß mir ein anderes Mal unversehens ein fürchterlicher Wolf so nahe auf den Leib, daß mir nichts weiter übrig blieb, als ihm, dem mechanischen Instinkt zufolge, meine Faust in den offenen Rachen zu stoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen stieß ich immer weiter und weiter und brachte meinen Arm beinahe bis an die Schulter hinein. Was war aber nun zu tun? — Ich kann eben nicht sagen, daß mir diese unbehilfliche Situation sonderlich anstand. — Man denke nur, Stirn gegen Stirn mit einem Wolfe! — Wir äugelten uns eben nicht gar lieblich an. Hätte ich meinen Arm

*) Roller oder Rehpfosten sind kleine, nicht kalibermäßige Kugeln von Erbsengröße, deren 4—6 in ein Gewehr geladen werden.

zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur desto wütender zu Leibe gesprungen; so viel ließ sich klar und deutlich aus seinen flammenden Augen herausbuchstabieren. Kurz, ich packte ihn beim Eingeweide, kehrte sein Äußeres zu innerst, wie einen Handschuh, um, schleuderte ihn zu Boden und ließ ihn da liegen.

Dies Stückchen hätte ich nun wieder nicht an einem tollen Hunde versuchen mögen, welcher bald darauf in einem engen Gäßchen zu St. Petersburg gegen mich anlief. „Lauf, was du kannst!" dachte ich. Um desto besser fortzukommen, warf ich meinen Überrock ab und rettete mich geschwind ins Haus. Den Rock ließ ich hernach durch meinen Bedienten hereinholen und zu den anderen Kleidern in die Garderobe hängen. Tags darauf geriet ich in ein gewaltiges Schrecken durch meines Johanns Geschrei: „Herr Gott, Herr Baron, Ihr Überrock ist toll!" Ich sprang hurtig zu ihm hinauf und fand alle meine Kleider umhergezerret und zu Stücken zerrissen. Der Kerl hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Überrock toll sei. Ich kam gerade noch selbst dazu, wie er über ein schönes neues Galakleid herfiel, und es auf eine gar unbarmherzige Weise zerschüttelte und umherzauste.

In allen diesen Fällen, meine Herren, wo ich freilich immer glücklich, aber doch nur immer mit genauer Not davonkam, half mir das Ohngefähr, welches ich durch Tapferkeit und Gegenwart des Geistes zu meinem Vorteile lenkte. Alles zusammengenommen macht, wie jedermann weiß, den glücklichen Jäger, Seemann und Soldaten aus. Der aber würde ein sehr unvorsichtiger, tadelnswerter Weidmann, Admiral und General sein, der sich überall nur auf das Ohngefähr oder sein Gestirn verlassen wollte, ohne sich weder um die besonders erforderlichen Kunstfertigkeiten zu bekümmern, noch sich mit denjenigen Werkzeugen zu versehen, die den guten Erfolg sichern. Ein solcher Tadel trifft mich keineswegs. Denn ich bin immer berühmt gewesen, sowohl wegen der Vortrefflichkeit meiner Pferde, Hunde und Gewehre als auch wegen der besonderen Art, dies alles zu handhaben, so daß ich mich wohl rühmen kann, in Forst, Wiese und Feld meines Namens Gedächtnis hinlänglich gestiftet zu haben. Ich will mich nun zwar nicht auf Partikularitäten von meinen Pferde- und Hundeställen oder meiner Gewehrkammer einlassen, wie Stall-, Jagd- und Hunde-Junker sonst wohl zu tun pflegen; aber zwei von meinen Hunden zeichneten sich so sehr in meinen Diensten aus, daß ich sie nie vergessen kann und ihrer bei dieser Gelegenheit mit wenigem erwähnen muß. Der eine war ein Hühnerhund, so unermüdet, so aufmerksam, so vorsichtig, daß jeder, der ihn sah, mich darum beneidete. Tag und Nacht konnte ich ihn gebrauchen: wurd' es Nacht, so hing ich ihm eine Laterne an den Schwanz, und nun jagte ich so gut oder

noch besser mit ihm als am hellen Tage. — Einst (es war kurz nach meiner Verheiratung) bezeigte meine Frau Lust auf die Jagd zu gehen. Ich ritt voran, um etwas aufzusuchen, und es dauerte nicht lange, so stand mein Hund vor einer Kette von einigen hundert Hühnern. Ich warte immer und immer auf meine Frau, die mit meinem Leutnant und einem Reitknechte gleich nach mir weggeritten war; niemand aber war zu sehen und zu hören. Endlich werde ich unruhig, kehre um, und ungefähr auf der Hälfte des Weges höre ich ein äußerst klägliches Winseln. Es schien mir ziemlich nahe zu sein, und doch war weit und breit keine lebendige Seele zu erblicken. Ich stieg ab, legte mein Ohr auf den Boden, und nun hörte ich nicht nur, daß dies Jammern unter der Erde war, sondern erkannte auch ganz deutlich die Stimme meiner Frau, meines Leutnants und meines Reitknechts. Zugleich sah ich auch, daß nicht weit von mir die Öffnung einer Steinkohlengrube war, und es blieb mir nun leider kein Zweifel mehr, daß mein armes Weib und ihre Begleiter da hineingestürzt waren. Ich eilte in voller Carriere nach dem nächsten Dorfe, um die Grubenleute zu holen, die endlich, nach langer höchst mühseliger Arbeit, die Verunglückten aus einem neunzig Klaftern tiefen Schacht zu Tage förderten. Erst brachten sie den Reitknecht, dann sein Pferd, dann den Leutnant, dann sein Pferd, dann meine Frau und zuletzt ihren türkischen Klepper. Das Wunderbarste bei der ganzen Sache war, daß Menschen und Pferde bei diesem ungeheuren Sturze, einige kleine Quetschungen abgerechnet, fast gar nicht beschädigt waren; desto mehr aber hatten sie durch die unaussprechliche Angst gelitten. An eine Jagd war nun, wie Sie sich leicht vorstellen können, nicht mehr zu denken; und da Sie, wie ich fast vermute, meinen Hund während dieser Erzählung vergessen haben, so werden Sie mir es nicht übelnehmen, daß ich auch nicht mehr an ihn dachte. Mein Dienst nötigte mich, gleich den anderen Morgen eine Reise anzutreten, von der ich erst nach vierzehn Tagen zurückkam. Ich war kaum einige Stunden wieder zu Hause, als ich meine Diane vermißte. Niemand hatte sich um sie bekümmert; meine Leute hatten sämtlich geglaubt, sie wäre mit mir gelaufen, und nun war sie zu meinem großen Leidwesen nirgends zu finden. — Endlich kam mir der Gedanke: sollte der Hund wohl gar noch bei den Hühnern sein? Hoffnung und Furcht jagten mich augenblicklich nach der Gegend hin, und, siehe da! zu meiner unsäglichen Freude stand mein Hund noch auf derselben Stelle, wo ich ihn vor vierzehn Tagen verlassen hatte. „Piel!“ rief ich, und sogleich sprang er ein, und ich bekam auf einen Schuß fünfundzwanzig Hühner. Kaum aber konnte das arme Tier noch zu mir ankriechen, so ausgehungert und abgemattet war es. Um ihn mit mir nach Hause bringen zu können, mußte ich ihn auf mein

Pferd nehmen, und Sie können leicht denken, daß ich mich mit der größten Freude dieser Unbequemlichkeit unterzog. Nach einer guten Pflege von wenigen Tagen war er wieder so frisch und munter als zuvor, und einige Wochen darauf machte er mir es möglich, ein Rätsel aufzulösen, was mir ohne ihn wahrscheinlich ewig ungelöst hätte bleiben müssen.

Ich jagte nämlich zwei ganzer Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt: allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber doch der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paar müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort. Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Das Tierchen war minder wegen seiner Gestalt als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden Sie es gewiß bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Qualität es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Weiland noch als Windspiel — beiläufig zu melden, es war eine Hündin — setzte sie einst hinter einem Hasen her, der mir ganz ungewöhnlich dick vorkam. Es tat mir leid um meine arme Hündin, denn sie war mit Jungen trächtig und wollte doch noch ebenso schnell laufen als sonst. Nur in sehr weiter Entfernung konnte ich zu Pferde nachfolgen. Auf einmal hörte ich ein Geklaffe wie von einer ganzen Koppel Hunde, allein so schwach und zart, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen sollte. Als ich näher kam, sah ich mein himmelblaues Wunder. Die Häsin hatte im Laufen gesetzt und meine Hündin geworfen; und zwar jene gerade ebensoviel junge Hasen als diese junge Hunde. Instinktmäßig hatten jene die Flucht

genommen, diese aber nicht nur gejagt, sondern auch gefangen. Dadurch gelangte ich am Ende der Jagd auf einmal zu sechs Hasen und Hunden: da ich doch nur mit einem einzigen angefangen hatte.

Ich gedenke dieser wunderbaren Hündin mit eben dem Vergnügen als eines vortrefflichen litauischen Pferdes, welches nicht mit Geld zu bezahlen war. Dies bekam ich durch ein Ohngefähr, welches mir Gelegenheit gab, meine Reitkunst zu meinem nicht geringen Ruhm zu zeigen. Ich war nämlich einst auf dem prächtigen Landsitze des Grafen Przobofsky in Litauen und blieb im Staatszimmer bei den Damen zum Tee, indessen die Herren hinunter in den Hof gingen, um ein junges Pferd von Geblüte zu besehen, welches soeben aus der Stuterei angelangt war. Plötzlich hörten wir einen Notschrei. — Ich eilte die Treppe hinab und fand das Pferd so wild und unbändig, daß niemand sich getraute, sich ihm zu nähern oder es zu besteigen. Bestürzt und verwirrt standen die entschlossensten Reiter da; Angst und Besorgnis schwebte auf allen Gesichtern, als ich mit einem einzigen Sprunge auf seinem Rücken saß und das Pferd durch diese Überraschung nicht nur in Schrecken setzte, sondern es auch durch Anwendung meiner besten Reitkünste gänzlich zu Ruhe und Gehorsam brachte. Um dies den Damen noch besser zu zeigen und ihnen alle unnötige Besorgnis zu ersparen, so zwang ich den Gaul, durch eins der offenen Fenster des Teezimmers mit mir hineinzusetzen. Hier ritt ich nun verschiedene Male bald Schritt, bald Trott, bald Galopp herum, setzte endlich sogar auf den Teetisch und machte da im kleinen überaus artig die ganze Schule durch, worüber sich denn die Damen ganz ausnehmend ergötzten. Mein Rößchen machte alles so bewundernswürdig geschickt, daß es weder Kannen noch Tassen zerbrach. Dies setzte mich bei den Damen und dem Herrn Grafen so hoch in Gunst, daß er mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit mich bat, das junge Pferd zum Geschenk von ihm anzunehmen und auf selbigem in dem Feldzuge gegen die Türken, welcher in kurzem unter Anführung des Grafen Münnich*) eröffnet werden sollte, auf Sieg und Eroberung auszureiten.

Ein angenehmeres Geschenk hätte mir nun wohl nicht leicht gemacht werden können, besonders da es mir soviel Gutes von einem Feldzuge weissagte, in welchem ich mein erstes Probestück als Soldat ablegen wollte. Ein Pferd, so gefügig, so mutvoll und feurig — Lamm und Bucephal zugleich — mußte mich allezeit an die Pflichten eines braven Soldaten und an die erstaunlichen Taten erinnern, welche der junge Alexander im Felde verrichtet hatte.

---

*) Burkhard Christoph Reichsgraf von Münnich, russischer Generalfeldmarschall und Premierminister (1683—1767).

Wir zogen, wie es scheint, unter anderen auch in der Absicht zu Felde, um die Ehre der russischen Waffen, welche in dem Feldzuge unter Zar Peter am Pruth ein wenig gelitten hatte, wiederherzustellen. Dieses gelang uns auch vollkommen durch verschiedene, zwar mühselige, aber doch rühmliche Feldzüge, unter Anführung des großen Feldherrn, dessen ich vorhin erwähnte.

Die Bescheidenheit verbietet es Subalternen, sich große Taten und Siege zuzuschreiben, wovon der Ruhm gemeiniglich den Anführern, ihrer Alltagsqualitäten ungeachtet, ja wohl gar verkehrt genug Königen und Königinnen in Rechnung gebracht wird, welche niemals anderes als Musterungspulver rochen, nie außer ihren Lustlagern ein Schlachtfeld, noch außer ihren Wachtparaden ein Heer in Schlachtordnung erblickten.

Ich mache also keinen besonderen Anspruch an die Ehre von unseren größeren Affären mit dem Feinde. Wir taten insgesamt unsere Schuldigkeit, welches in der Sprache des Patrioten, des Soldaten, und kurz des braven Mannes ein sehr viel umfassender Ausdruck, ein Ausdruck von sehr wichtigem Inhalt und Belang ist, obgleich der große Haufen müßiger Kannengießer sich nur einen sehr geringen und ärmlichen Begriff davon machen mag. Da ich indessen ein Korps Husaren unter meinem Kommando hatte, so ging ich auf verschiedene Expeditionen aus, wo das Verhalten meiner eigenen Klugheit und Tapferkeit überlassen war. Den Erfolg hiervon, denke ich denn doch, kann ich mit gutem Fug auf meine eigene und die Rechnung derjenigen braven Gefährten schreiben, die ich zu Sieg und Eroberung führte.

Einst, als wir die Türken in Oczakow hineintrieben, ging's bei der Avantgarde sehr heiß her. Mein feuriger Litauer hätte mich beinahe in des Teufels Küche gebracht. Ich hatte einen ziemlich entfernten Vorposten und sah den Feind in einer Wolke von Staub gegen mich anrücken, wodurch ich wegen seiner wahren Anzahl und Absicht gänzlich in Ungewißheit blieb. Mich in eine ähnliche Wolke von Staub einzuhüllen, wäre freilich wohl ein Alltagspfiff gewesen, würde mich aber ebensowenig klüger gemacht als überhaupt der Absicht näher gebracht haben, warum ich vorausgeschickt war. Ich ließ daher meine Flankeurs zur Linken und Rechten auf beiden Flügeln sich zerstreuen und so viel Staub erregen, als sie nur immer konnten. Ich selbst aber ging gerade auf den Feind los, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Dies gelang mir. Denn er stand und focht nur so lange, bis die Furcht vor meinen Flankeurs ihn in Unordnung zurücktrieb. Nun war's Zeit, tapfer über ihn herzufallen. Wir zerstreuten ihn völlig, richteten eine gewaltige Niederlage an und trieben ihn nicht allein in seine Festung zu Loche,

sondern auch durch und durch, ganz über und wider unsere blutgierigsten Erwartungen.

Weil nun mein Litauer so außerordentlich geschwind war, so war ich der Vorderste beim Nachsetzen, und da ich sah, daß der Feind so hübsch zum gegenseitigen Tore wieder hinausfloh, so hielt ich's für ratsam, auf dem Marktplatze anzuhalten und da zum Rendezvous blasen zu lassen. Ich hielt an, aber stellt euch, ihr Herren, mein Erstaunen vor, als ich weder Trompeter, noch irgend eine lebendige Seele von meinen Husaren um mich sah. „Sprengen sie etwa durch andere Straßen? Oder was ist aus ihnen geworden?" dachte ich. Indessen konnten sie, meiner Meinung nach, unmöglich fern sein und mußten mich bald einholen. In dieser Erwartung ritt ich meinen atemlosen Litauer zu einem Brunnen auf dem Marktplatze und ließ ihn trinken. Er soff ganz unmäßig und mit einem Heißdurste, der gar nicht zu löschen war. Allein das ging ganz natürlich zu. Denn als ich mich nach meinen Leuten umsah, was meint ihr wohl, ihr Herren, was ich da erblickte? — Der ganze Hinterteil des armen Tieres, Kreuz und Lenden waren fort und wie rein abgeschnitten. So lief denn hinten das Wasser ebenso wieder heraus, als es von vorn hineingekommen war, ohne daß es dem Gaule zu gute kam oder ihn erfrischte. Wie das zugegangen sein mochte, blieb mir ein völliges Rätsel, bis endlich mein Reitknecht von einer ganz entgegengesetzten Seite angejagt kam und, unter einem Strome von treuherzigen Glückwünschen und kräftigen Flüchen, mir folgendes zu vernehmen gab. Als ich pêle-mêle mit dem fliehenden Feinde hineingedrungen wäre, hätte man plötzlich das Schutzgatter fallen lassen, und dadurch wäre der Hinterteil meines Pferdes rein abgeschlagen worden. Erst hätte besagter Hinterteil unter den Feinden, die ganz blind und taub gegen das Tor angestürzt wären, durch beständiges Ausschlagen die fürchterlichste Verheerung angerichtet, und dann wäre er siegreich nach einer nahe gelegenen Weide hingewandert, wo ich ihn wahrscheinlich noch finden würde. Ich drehte sogleich um, und in einem unbegreiflich schnellen Galopp brachte mich die Hälfte meines Pferdes, die mir noch übrig war, nach der Weide hin. Zu meiner großen Freude fand ich hier die andere Hälfte gegenwärtig, und zu meiner noch größeren Verwunderung sah ich, daß sich dieselbe mit einer Beschäftigung amüsierte, die so gut gewählt war, daß bis jetzt noch kein maître des plaisirs mit allem Scharfsinne imstande war, eine angemessenere Unterhaltung eines kopflosen Subjekts ausfindig zu machen. Mit einem Worte, der Hinterteil meines Wunderpferdes hatte in den wenigen Augenblicken schon sehr vertraute Bekanntschaft mit den Stuten gemacht, die auf der Weide umherliefen, und schien bei den Vergnügungen seines Harems alles ausgestandene Ungemach

zu vergessen. Hierbei kam nun freilich der Kopf so wenig in Betracht, daß selbst die Fohlen, die dieser Erholung ihr Dasein zu danken hatten, unbrauchbare Mißgeburten waren, denen alles das fehlte, was bei ihrem Vater, als er sie zeugte, vermißt wurde.

Da ich so unwidersprechliche Beweise hatte, daß in beiden Hälften meines Pferdes Leben sei, so ließ ich sogleich unseren Kurschmied rufen. Dieser heftete, ohne sich lange zu besinnen, beide Teile mit jungen Lorbeersprößlingen, die gerade bei der Hand waren, zusammen. Die Wunde heilte glücklich zu, und es begab sich etwas, das nur einem so ruhmvollen Pferde begegnen konnte. Nämlich die Sprossen schlugen Wurzeln in seinem Leibe, wuchsen empor und wölbten eine Laube über mir, so daß ich hernach manchen ehrlichen Ritt im Schatten meiner sowohl als meines Rosses Lorbeern tun konnte.

Einer anderen kleinen Ungelegenheit von dieser Affäre will ich nur beiläufig erwähnen. Ich hatte so heftig, so lange, so unermüdet auf den Feind losgehauen, daß mein Arm dadurch endlich in eine unwillkürliche Bewegung des Hauens geraten war, als der Feind schon längst über alle Berge war. Um mich nun nicht selbst oder meine Leute, die mir zu nahe kamen, für nichts und wieder nichts zu prügeln, sah ich mich genötigt, meinen Arm an die acht Tage lang ebensogut in der Binde zu tragen, als ob er mir halb abgehauen gewesen wäre.

Einem Manne, meine Herren, der einen Gaul, wie mein Litauer war, zu reiten vermochte, können Sie auch wohl noch ein anderes Voltigier- und Reiterstückchen zutrauen, welches außerdem vielleicht ein wenig fabelhaft klingen möchte. Wir belagerten nämlich, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung stünden. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen; auch war eben kein tüchtiges Subjekt vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. „Hum," dachte ich, „hinein kommst nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als einen Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bett der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten." Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit

wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit von mir vorüber nach unserem Lager flog, sprang von der meinigen auf diese hinüber und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unserigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Graben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich darauf hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, wovon die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Damen wegen dieser Freiheit untertänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom anderen Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsch. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde zum Sklaven verkauft. In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wieder-

kriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen? Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wieder zu finden, wo alle andere Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling. Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder herabzusteigen war. Was war nun zu tun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Axt. Sowie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab, und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick ebensowenig besser, als es mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte. Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß und ich mit solcher Heftigkeit herab auf Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich in ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Allein, was tut nicht die Not? Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe und förderte mich dadurch glücklich zu Tage.

Durch diese mühselige Erfahrung klüger gemacht, fing ich's nachher besser an, der Bären, die so gern nach meinen Bienen und den Honigstöcken stiegen, los zu werden. Ich bestrich die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig und legte mich nicht weit davon des Nachts in einen Hinterhalt. Was ich vermutete, das geschah. Ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam an, und fing vorn an der Spitze der Stange so begierig an zu lecken, daß er sich die ganze Stange durch Schlund, Magen und Bauch bis hinten wieder hinausleckte. Als er sich nun so artig auf die Stange hinaufgeleckt hatte, lief ich hinzu, steckte vorn durch das Loch der Deichsel einen langen Pflock, verwehrte dadurch dem Nascher den Rückzug und ließ ihn sitzen bis an den anderen Morgen. Über dies

Stückchen wollte sich der Großsultan, der von ungefähr vorbei spazierte, fast totlachen.

Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution, vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiser in der Wiege, nebst seiner Mutter und ihrem Vater, dem Herzoge von Braunschweig, dem Feldmarschall von Münnich und vielen anderen nach Sibirien geschickt wurde. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreise in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreise nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Litauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der Tat für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbeizukommen war. Nichtsdestoweniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen nebst den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern, und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, welches, in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche, eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen anderen Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unseren Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge. Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr mutig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte. Denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke tat, so verriet es durch sein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dies verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserem Abenteuer. Der Postillon hängte sein

Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal ging's: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen, und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne festgefroren und kamen nun, so wie sie nach und nach auftaueten, hell und klar, zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus. Denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeitlang mit der herrlichsten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — Ohne Lieb' und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Tauspaß, so wie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.

* * *

Manche Reisende sind bisweilen imstande, mehr zu behaupten, als genau genommen wahr sein mag. Daher ist es denn kein Wunder, wenn Leser oder Zuhörer ein wenig zum Unglauben geneigt werden. Sollten indessen einige von der Gesellschaft an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, so muß ich sie wegen ihrer Ungläubigkeit herzlich bemitleiden und sie bitten, sich lieber zu entfernen, ehe ich meine Schiffs-Abenteuer beginne, die zwar fast noch wunderbarer, aber doch ebenso authentisch sind.

Des Freiherrn von Münchhausen See-Abenteuer.

Erstes See-Abenteuer.

Gleich die erste Reise, die ich in meinem Leben machte, geraume Zeit vor der russischen, von der ich eben einige Merkwürdigkeiten erzählt habe, war eine Reise zur See.

Ich stand, wie mein Onkel, der schwarzbärtigste Husarenoberst, den ich je gesehen habe, mir oft zuzuschnurren pflegte, noch mit den Gänsen im Prozesse, und man hielt es noch für unentschieden, ob der weiße Flaum an meinem Kinne Keim von Dunen oder von einem Barte wäre, als schon Reisen das einzige Dichten und Trachten meines Herzens war. Da mein Vater teils selbst ein ehrliches Teil seiner

früheren Jahre mit Reisen zugebracht hatte, teils manchen Winterabend durch die aufrichtige und ungeschminkte Erzählung seiner Abenteuer verkürzte, von denen ich Ihnen vielleicht in der Folge noch einige zum besten gebe, so kann man jene Neigung bei mir wohl mit ebenso gutem Grunde für angeboren als für eingeflößet halten. Genug, ich ergriff jede Gelegenheit, die sich anbot oder nicht anbot, meiner unüberwindlichen Begierde, die Welt zu sehen, Befriedigung zu erbetteln oder zu ertrotzen; allein vergebens. Gelang es mir auch einmal bei meinem Vater eine kleine Bresche zu machen, so taten Mama und Tante desto heftigeren Widerstand, und in wenigen Augenblicken war alles, was ich durch die überlegtesten Angriffe gewonnen hatte, wieder verloren. Endlich fügte sich's, daß einer meiner mütterlichen Verwandten uns besuchte. Ich wurde bald sein Liebling; er sagte mir oft, ich wäre ein hübscher munterer Junge, und er wolle alles mögliche tun, mir zur Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches behilflich zu sein. Seine Beredsamkeit war wirksamer als die meinige, und nach vielen Vorstellungen und Gegenvorstellungen, Einwendungen und Widerlegungen wurde endlich zu meiner unaussprechlichen Freude beschlossen, daß ich ihn auf einer Reise nach Ceylon, wo sein Onkel viele Jahre Gouverneur gewesen war, begleiten sollte.

Wir segelten mit wichtigen Aufträgen Ihrer Hochmögenden, der Staaten von Holland, von Amsterdam ab. Unsere Reise hatte, wenn ich einen außerordentlichen Sturm abrechne, nichts Besonderes. Dieses Sturmes aber muß ich, seiner wunderbaren Folgen wegen, mit ein paar Worten gedenken. Er nahm sich auf, gerade als wir bei einer Insel vor Anker lagen, um uns mit Holz und Wasser zu versorgen, und tobte mit solcher Heftigkeit, daß er eine große Menge Bäume von ungeheurer Dicke und Höhe mit der Wurzel aus der Erde riß und durch die Luft schleuderte. Ungeachtet einige dieser Bäume mehrere hundert Zentner schwer waren, so sahen sie doch, wegen der unermeßlichen Höhe — denn sie waren wenigstens fünf Meilen über der Erde — nicht größer aus als kleine Vogelfederchen, die bisweilen in der Luft umherfliegen. Indes sowie der Orkan sich legte, fiel jeder Baum senkrecht in seine Stelle und schlug sogleich wieder Wurzel, so daß kaum eine Spur der Verwüstung zu sehen war. Nur der größte machte hiervon eine Ausnahme. Als er durch die plötzliche Gewalt des Sturmes aus der Erde gerissen wurde, saß gerade ein Mann mit seinem Weibe auf den Ästen desselben und pflückte Gurken; denn in diesem Teile der Welt wächst diese herrliche Frucht auf Bäumen. Das ehrliche Paar machte so geduldig als Blanchards*) Hammel die

*) François Jean Pierre Blanchard, berühmter französischer Luftschiffer, geb. 1738, verunglückte infolge eines Sturzes 1809.

Luftreise mit, veranlaßte aber durch seine Schwere, daß der Baum sowohl von seiner Richtung gegen seinen vorigen Platz abwich, als auch in einer horizontalen Lage herunter kam. Nun hatte, so wie die meisten Einwohner auf dieser Insel, so auch ihr allergnädigster Kazike*) während des Sturms seine Wohnung verlassen, aus Furcht unter den Trümmern derselben begraben zu werden, und wollte gerade wieder durch seinen Garten zurückgehen, als dieser Baum herniedersauste und ihn glücklicherweise auf der Stelle totschlug.

— „Glücklicherweise?"

Ja, ja, glücklicherweise. Denn, meine Herren, der Kazike war, mit Erlaubnis zu melden, der abscheulichste Tyrann, und die Einwohner der Insel, selbst seine Günstlinge und Maitressen nicht ausgenommen, die elendesten Geschöpfe unterm Monde. In seinen Vorratshäusern versaulten die Lebensmittel, während seine Untertanen, denen sie abgepreßt waren, vor Hunger verschmachteten. Seine Insel hatte keine auswärtigen Feinde zu fürchten; dessenungeachtet nahm er jeden jungen Kerl weg, prügelte ihn höchsteigenhändig zum Helden und verkaufte von Zeit zu Zeit seine Kollektion dem meistbietenden benachbarten Fürsten, um zu den Millionen Muscheln, die er von seinem Vater geerbt hatte, neue Millionen zu legen. — Man sagte uns, er habe diese unerhörten Grundsätze von einer Reise, die er nach dem Norden gemacht habe, mitgebracht; eine Behauptung, auf deren Widerlegung wir uns, alles Patriotismus ungeachtet, schon deswegen nicht einlassen konnten, weil bei diesen Insulanern eine Reise nach dem Norden ebensowohl eine Reise nach den Kanarischen Inseln als eine Spazierfahrt nach Grönland bedeutet; und eine bestimmtere Erklärung mochten wir aus mehreren Gründen nicht verlangen.

Zur Dankbarkeit für den großen Dienst, den das gurkenpflückende Paar, obgleich nur zufälligerweise, seinen Mitbürgern erwiesen hatte, wurde es von diesen auf den erledigten Thron gesetzt. Zwar waren diese guten Leutchen auf ihrer Luftfahrt dem großen Lichte der Welt so nahe gekommen, daß sie das Licht ihrer Augen und noch überdies eine kleine Portion ihres inneren Lichts dabei zugesetzt hatten; allein nichtsdestoweniger regierten sie so löblich, daß, wie ich in der Folge erfuhr, niemand Gurken aß, ohne zu sprechen: Gott erhalte den Kaziken.

Nachdem wir unser Schiff, das von diesem Sturme nicht wenig beschädigt war, wieder ausgebessert und uns von dem neuen Monarchen und seiner Gemahlin beurlaubt hatten, segelten wir mit ziemlichem Winde ab und kamen nach sechs Wochen glücklich zu Ceylon an.

Es mochten ungefähr vierzehn Tage seit unserer Ankunft verstrichen sein, als mir der älteste Sohn des Gouverneurs den Vorschlag

*) Kazike (vom span. Cacique), Titel der südamerikanischen Stammeshäuptlinge.

tat, mit ihm auf die Jagd zu gehen, den ich auch herzlich gern annahm. Mein Freund war ein großer starker Mann und an die Hitze jenes Klimas gewöhnt; ich aber wurde in kurzer Zeit und bei ganz mäßiger Bewegung so matt, daß ich, als wir in den Wald gekommen waren, weit hinter ihm zurückblieb.

Ich wollte mich eben an dem Ufer eines reißenden Stromes, der schon einige Zeit meine Aufmerksamkeit beschäftigt hatte, niedersetzen, um mich etwas auszuruhen, als ich auf einmal auf dem Wege, den ich gekommen war, ein Geräusch hörte. Ich sah zurück, und wurde fast versteinert, als ich einen ungeheuren Löwen erblickte, der gerade auf mich zukam und mir nicht undeutlich merken ließ, daß er gnädigst geruhe, meinen armen Leichnam zu seinem Frühstück zu machen, ohne sich nur meine Einwilligung auszubitten. Meine Flinte war bloß mit Hasenschrot geladen. Langes Besinnen erlaubte mir weder die Zeit, noch meine Verwirrung. Doch entschloß ich mich, auf die Bestie zu feuern, in der Hoffnung, sie zu schrecken, vielleicht auch zu verwunden. Allein, da ich in der Angst nicht einmal wartete, bis mir der Löwe zum Schusse kam, so wurde er dadurch wütend gemacht und kam nun mit aller Heftigkeit auf mich los. Mehr aus Instinkt als aus vernünftiger Überlegung versuchte ich eine Unmöglichkeit — zu entfliehen. Ich kehre mich um, und — mir läuft noch, so oft ich daran gedenke, ein kalter Schauder über den Leib — wenige Schritte von mir steht ein scheußliches Krokodil, das schon fürchterlich seinen Rachen aufsperrte, um mich zu verschlingen.

Stellen Sie sich, meine Herren, das Schreckliche meiner Lage vor! Hinter mir der Löwe, vor mir das Krokodil, zu meiner Linken ein reißender Strom, zu meiner Rechten ein Abgrund, in dem, wie ich nachher hörte, die giftigsten Schlangen sich aufhielten.

Betäubt — und das war einem Herkules in dieser Lage nicht übelzunehmen — stürzte ich zu Boden. Jeder Gedanke, den meine Seele noch vermochte, war die schreckliche Erwartung, jetzt die Zähne oder Klauen des wütenden Raubtieres zu fühlen, oder in dem Rachen des Krokodils zu stecken. Doch in wenigen Sekunden hörte ich einen starken, aber durchaus fremden Laut. Ich wage es endlich, meinen Kopf aufzuheben und mich umzuschauen, und — was meinen Sie? — zu meiner unaussprechlichen Freude finde ich, daß der Löwe in der Hitze, in der er auf mich losschoß, in ebendem Augenblicke, in dem ich niederstürzte, über mich weg in den Rachen des Krokodils gesprungen war. Der Kopf des einen steckte nun in dem Schlunde des anderen, und sie strebten mit aller Macht, sich voneinander los zu machen. Gerade noch zu rechter Zeit sprang ich auf, zog meinen Hirschfänger, und mit einem Streiche haute ich den Kopf des Löwen ab, so daß der Rumpf zu meinen Füßen zuckte. Darauf

rammte ich mit dem unteren Ende meiner Flinte den Kopf noch tiefer in den Rachen des Krokodils, das nun jämmerlich ersticken mußte.

Bald nachdem ich diesen vollkommenen Sieg über zwei fürchterliche Feinde erfochten hatte, kam mein Freund, um zu sehen, was die Ursache meines Zurückbleibens wäre.

Nach gegenseitigen Glückwünschen maßen wir das Krokodil und fanden es genau vierzig Pariser Fuß sieben Zoll lang.

Sobald wir dem Gouverneur dieses außerordentliche Abenteuer erzählt hatten, schickte er einen Wagen mit einigen Leuten aus und ließ die beiden Tiere nach seinem Hause holen. Aus dem Felle des Löwen mußte mir ein dortiger Kürschner Tabaksbeutel verfertigen, von denen ich einige meinen Bekannten zu Ceylon verehrte. Mit den übrigen machte ich bei unserer Rückkunft nach Holland Geschenke an die Bürgermeister, die mir dagegen ein Geschenk von tausend Dukaten machen wollten, das ich nur mit vieler Mühe ablehnen konnte.

Die Haut des Krokodils wurde auf die gewöhnliche Art ausgestopft und macht nun eine der größten Merkwürdigkeiten in dem Museum zu Amsterdam aus, wo der Vorzeiger die ganze Geschichte jedem, den er herumführt, erzählt. Dabei macht er denn freilich immer einige Zusätze, von denen verschiedene Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in hohem Grade beleidigen. So pflegt er zum Exempel zu sagen, daß der Löwe durch das Krokodil hindurchgesprungen sei und eben bei der Hintertür habe entwischen wollen, als Monsieur, der weltberühmte Baron, wie er mich zu nennen beliebt, den Kopf, sowie er herauskam, und mit dem Kopfe drei Fuß von dem Schwanze des Krokodils abgehauen hätte. Das Krokodil, fährt der Kerl bisweilen fort, blieb bei dem Verluste seines Schwanzes nicht gleichgültig, drehte sich um, riß Monsieur den Hirschfänger aus der Hand und verschlang ihn mit solcher Hitze, daß er mitten durch das Herz des Ungetüms fuhr und es auf der Stelle sein Leben verlor.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Herren, wie unangenehm mir die Unverschämtheit dieses Schurken sein muß. Leute, die mich nicht kennen, werden durch dergleichen handgreifliche Lügen in unserem zweifelsüchtigen Zeitalter leicht veranlaßt, selbst in die Wahrheit meiner wirklichen Taten ein Mißtrauen zu setzen, was einen Kavalier von Ehre im höchsten Grade kränkt und beleidigt.

Zweites See-Abenteuer.

Im Jahre 1766 schiffte ich mich zu Portsmouth auf einem englischen Kriegsschiffe erster Ordnung, mit hundert Kanonen und vierzehnhundert Mann, nach Nordamerika ein. Ich könnte hier zwar

erst noch allerlei, was mir in England begegnet ist, erzählen; ich verspare es aber auf ein anderes Mal. Eins jedoch, welches mir überaus artig vorkam, will ich doch im Vorbeigehen mitnehmen. Ich hatte das Vergnügen, den König mit großem Pompe in seinem Staatswagen nach dem Parlament fahren zu sehen. Ein Kutscher mit einem ungemein respektablen Barte, worein das englische Wappen sehr sauber geschnitten war, saß gravitätisch auf dem Bocke und klatschte mit seiner Peitsche ein ebenso deutliches als künstliches*)

Anlangend unsere Seereise, so begegnete uns nichts Merkwürdiges, bis wir ungefähr noch dreihundert Meilen von dem St. Lorenzflusse entfernt waren. Hier stieß das Schiff mit erstaunlicher Gewalt gegen etwas an, das uns wie ein Fels vorkam. Gleichwohl konnten wir, als wir das Senkblei auswarfen, mit fünfhundert Klaftern noch keinen Grund finden. Was diesen Vorfall noch wunderbarer und beinahe unbegreiflich machte, war, daß wir unser Steuerruder verloren, das Bugspriet mitten entzwei brachen und alle unsere Masten von oben bis untenaus zersplitterten, wovon auch zwei über Bord stoben. Ein armer Teufel, welcher gerade oben das Hauptsegel beilegte, flog wenigstens drei Meilen weit vom Schiffe weg, ehe er ins Wasser fiel. Allein er rettete doch dadurch glücklich sein Leben, daß er, während er in der Luft flog, den Schwanz einer Rotgans ergriff, welches nicht nur seinen Sturz in das Wasser milderte, sondern ihm auch Gelegenheit gab, auf ihrem Rücken, oder vielmehr zwischen Hals und Fittichen, so lange nachzuschwimmen, bis er endlich an Bord genommen werden konnte. Ein anderer Beweis von der Gewalt des Stoßes war dieser, daß alles Volk zwischen den Verdecken empor gegen die Kopfdecke geschnellt ward. Mein Kopf ward dadurch ganz in den Magen hinabgepufft, und es dauerte wohl einige Monate, ehe er seine natürliche Stellung wieder bekam. Noch befanden wir uns insgesamt in einem Zustande des Erstaunens und einer allgemeinen unbeschreiblichen Verwirrung, als sich auf einmal alles durch Erscheinung eines großen Walfisches aufklärte, welcher an der Oberfläche des Wassers, sich sömmernd**), eingeschlafen war. Dies Ungeheuer war so übel damit zufrieden, daß wir es mit unserem Schiffe gestört hatten, daß es nicht nur mit seinem Schwanze die Galerie und einen Teil des Oberlofs***) einschlug, sondern auch zu gleicher Zeit den Hauptanker, welcher, wie gewöhnlich, am Steuer aufgewunden war, zwischen seine Zähne packte und wenigstens sechzig Meilen weit, sechs Meilen auf eine Stunde

*) Georg Rex. (B.)
**) Sich sömmern = sich sonnen.
***) Oberlof = Oberdeck des Schiffes.

gerechnet, mit unserem Schiffe davoneilte. Gott weiß, wohin wir gezogen worden sein würden, wenn nicht noch glücklicherweise das Ankertau zerrissen wäre, wodurch der Walfisch unser Schiff, wir aber auch zugleich unseren Anker verloren. Als wir aber sechs Monate hierauf wieder nach Europa zurücksegelten, so fanden wir ebendenselben Walfisch, in einer Entfernung weniger Meilen von eben der Stelle, tot auf dem Wasser schwimmen, und er maß ungelogen der Länge nach wenigstens eine halbe Meile. Da wir nun von einem so ungeheuren Tiere nur wenig an Bord nehmen konnten, so setzten wir unsere Boote aus, schnitten ihm mit großer Mühe den Kopf ab, und fanden zu unserer großen Freude nicht nur unseren Anker, sondern auch über vierzig Klafter Tau, welches auf der linken Seite seines Rachens in einem hohlen Zahne steckte. Dies war der einzige besondere Umstand, der sich auf dieser Reise zutrug. Doch halt! Eine Fatalität hätte ich beinahe vergessen. Als nämlich das erste Mal der Walfisch mit dem Schiffe davonschwamm, so bekam das Schiff einen Leck, und das Wasser drang so heftig herein, daß alle unsere Pumpen uns keine halbe Stunde vor dem Sinken hätten bewahren können. Zum guten Glücke entdeckte ich das Unheil zuerst. Es war ein großes Loch, ohngefähr einen Fuß im Durchmesser. Auf allerlei Weise versuchte ich es, das Loch zu verstopfen, allein umsonst. Endlich rettete ich dies schöne Schiff und alle seine zahlreiche Mannschaft durch den glücklichsten Einfall von der Welt. Ob das Loch gleich so groß war, so füllte ich's dennoch mit meinem Liebwertesten aus, ohne meine Beinkleider abzuziehen; und ich würde ausgelangt haben, wenn auch die Öffnung noch viel größer gewesen wäre. Sie werden sich darüber nicht wundern, meine Herren, wenn ich Ihnen sage, daß ich auf beiden Seiten von holländischen, wenigstens westfälischen Vorfahren abstamme. Meine Situation, solange ich auf der Brille*) saß, war zwar ein wenig kühl, indessen ward ich doch bald durch die Kunst des Zimmermanns erlöst.

Drittes See-Abenteuer.

Einst war ich in großer Gefahr, im Mittelländischen Meere umzukommen. Ich badete mich nämlich an einem Sommernachmittage, unweit Marseille, in der angenehmen See, als ich einen großen Fisch mit weit aufgesperrtem Rachen in der größten Geschwindigkeit auf mich daherschießen sah. Zeit war hier schlechterdings nicht zu verlieren, auch war es durchaus unmöglich, ihm zu entkommen. Unverzüglich drückte ich mich so klein zusammen als möglich, indem ich

*) Brille = runde Öffnung.

meine Füße heraufzog und die Arme dicht an den Leib schloß. In dieser Stellung schlüpfte ich denn gerade zwischen seinen Kiefern hindurch bis in den Magen hinab. Hier brachte ich, wie man leicht denken kann, einige Zeit in gänzlicher Finsternis, aber doch in einer nicht unbehaglichen Wärme zu. Da ich ihm nach und nach Magendrücken verursachen mochte, so wäre er mich wohl gern wieder los gewesen. Weil es mir gar nicht an Raum fehlte, so spielte ich ihm durch Tritt und Schritt, durch Hopp und He, gar manchen Possen. Nichts schien ihn aber mehr zu beunruhigen, als die schnelle Bewegung meiner Füße, da ich's versuchte, einen schottischen Triller zu tanzen. Ganz entsetzlich schrie er auf und erhob sich fast senkrecht mit seinem halben Leibe aus dem Wasser. Hierdurch ward er aber von dem Volke eines vorbeisegelnden italienischen Kauffahrteischiffes entdeckt und in wenigen Minuten mit Harpunen erlegt. Sobald er an Bord gebracht war, hörte ich das Volk sich beratschlagen, wie sie ihn aufschneiden wollten, um die größte Quantität Öl von ihm zu gewinnen. Da ich nun italienisch verstand, so geriet ich in die schrecklichste Angst, daß ihre Messer auch mich par compagnie mit aufschneiden möchten. Daher stellte ich mich so viel als möglich in die Mitte des Magens, worin für mehr als ein Dutzend Mann hinlänglich Platz war, weil ich mir wohl einbilden konnte, daß sie mit den Extremitäten den Anfang machen würden. Meine Furcht verschwand indessen bald, da sie mit Eröffnung des Unterleibes anfingen. Sobald ich nun nur ein wenig Licht schimmern sah, schrie ich ihnen aus voller Lunge entgegen, wie angenehm es mir wäre, die Herren zu sehen, und durch sie aus einer Lage erlöst zu werden, in welcher ich beinahe erstickt wäre. Unmöglich läßt sich das Erstaunen auf allen Gesichtern lebhaft genug schildern, als sie eine Menschenstimme aus einem Fische heraus vernahmen. Dies wuchs natürlicherweise noch mehr, als sie lang und breit einen nackenden Menschen herausspazieren sahen. Kurz, meine Herren, ich erzählte ihnen die ganze Begebenheit, so wie ich sie Ihnen jetzt erzählt habe, worüber sie sich denn alle fast zu Tode verwundern wollten.

Nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen hatte und in die See gesprungen war, um mich abzuspülen, schwamm ich nach meinen Kleidern, welche ich auch am Ufer ebenso wiederfand, als ich sie gelassen hatte. So viel ich rechnen konnte, war ich ungefähr dritthalb Stunden in dem Magen dieser Bestie eingekerkert gewesen.

Viertes See-Abenteuer.

Als ich noch in türkischen Diensten war, belustigte ich mich öfters in einer Lustbarke auf dem Mare di Marmora, von wo aus

man die herrlichste Aussicht auf ganz Konstantinopel, das Seraglio des Großsultans mit eingeschlossen, beherrscht. Eines Morgens, als ich die Schönheit und Heiterkeit des Himmels betrachtete, bemerkte ich ein rundes Ding, ungefähr wie eine Billardkugel groß, in der Luft, von welchem noch etwas anderes herunterhing. Ich griff sogleich nach meiner besten und längsten Vogelflinte, ohne welche, wenn ich's ändern kann, ich niemals ausgehe oder ausreise, lud sie mit einer Kugel, und feuerte nach dem runden Dinge in der Luft; allein umsonst. Ich wiederholte den Schuß mit zwei Kugeln, richtete aber noch nichts aus. Erst der dritte Schuß, mit vier oder fünf Kugeln, machte an einer Seite ein Loch und brachte das Ding herab. Stellen Sie sich meine Verwunderung vor, als ein niedlich vergoldeter Wagen, hängend an einem ungeheuren Ballon, größer als die größte Turmkuppel im Umfange, ungefähr zwei Klafter weit von meiner Barke heruntersank. In dem Wagen befand sich ein Mann und ein halbes Schaf, welches gebraten zu sein schien. Sobald sich mein erstes Erstaunen gelegt hatte, schloß ich mit meinen Leuten um diese seltsame Gruppe einen dichten Kreis.

Dem Manne, der wie ein Franzose aussah, welches er denn auch war, hingen aus jeder Tasche ein paar prächtige Uhrketten mit Berlocken, worauf, wie mich dünkt, große Herren und Damen abgemalt waren. Aus jedem Knopfloch hing ihm eine goldene Medaille, wenigstens hundert Dukaten an Wert, und an jeglichem seiner Finger steckte ein kostbarer Ring mit Brillanten. Seine Rocktaschen waren mit vollen Geldbörsen beschwert, die ihn fast zur Erde zogen. „Mein Gott," dachte ich, „der Mann muß dem menschlichen Geschlechte außerordentlich wichtige Dienste geleistet haben, daß die großen Herren und Damen, ganz wider ihre heutzutage so allgemeine Knickernatur, ihn so mit Geschenken, die es zu sein schienen, beschweren konnten." Bei alledem befand er sich denn doch gegenwärtig von dem Falle so übel, daß er kaum imstande war, ein Wort hervorzubringen. Nach einiger Zeit erholte er sich wieder und stattete folgenden Bericht ab: „Dieses Luftfuhrwerk hatte ich zwar nicht Kopf und Wissenschaft genug selbst zu erfinden, dennoch aber mehr denn überflüssige Luftspringer- und Seiltänzerwaghalsigkeit zu besteigen und darauf mehrmalen in die Luft empor zu fahren. Vor ungefähr sieben oder acht Tagen — denn ich habe meine Rechnung verloren — erhob ich mich damit auf der Landspitze von Cornwall in England und nahm ein Schaf mit, um von oben herab vor den Augen vieler tausend Nachgaffer Kunststücke damit zu machen. Unglücklicherweise drehte sich der Wind innerhalb zehn Minuten nach meinem Hinaufsteigen, und anstatt mich nach Exeter zu treiben, wo ich wieder zu landen gedachte, ward ich hinaus nach der See getrieben, über welcher ich

auch vermutlich die ganze Zeit her in der unermeßlichsten Höhe geschwebt habe.

„Es war gut, daß ich zu meinem Kunststückchen mit dem Schafe nicht hatte gelangen können; denn am dritten Tage meiner Luftfahrt wurde mein Hunger so groß, daß ich mich genötigt sah, das Schaf zu schlachten. Als ich nun damals unendlich hoch über dem Monde war und nach einer sechzehnstündigen noch weiteren Auffahrt endlich der Sonne so nahe kam, daß ich mir die Augenbranen versenkte, so legte ich das tote Schaf, nachdem ich es vorher abgehäutet, an denjenigen Ort im Wagen, wo die Sonne die meiste Kraft hatte, oder mit anderen Worten, wo der Ballon keinen Schatten hinwarf, auf welche Weise es denn in ungefähr drei Viertelstunden völlig gar briet. Von diesem Braten habe ich die ganze Zeit her gelebt." — Hier hielt mein Mann ein und schien sich in Betrachtung der Gegenstände um ihn her zu vertiefen. Als ich ihm sagte, daß die Gebäude da vor uns das Seraglio des Großherrn zu Konstantinopel wären, so schien er außerordentlich bestürzt, indem er sich ganz wo anders zu befinden geglaubt hatte. „Die Ursache meines langen Fluges," fügte er endlich hinzu, „war, daß mir ein Faden zerriß, der an einer Klappe in dem Luftballe saß und dazu diente, die inflammable Luft herauszulassen. Wäre nun nicht auf den Ball gefeuert und derselbe dadurch aufgerissen worden, so möchte er wohl wie Mohammed bis an den jüngsten Tag zwischen Himmel und Erde geschwebt haben." Den Wagen schenkte er hierauf großmütig meinem Bootsmanne, der hinten am Steuer stand. Den Hammelbraten warf er ins Meer. Was aber den Luftball anlangte, so war der von dem Schaden, welchen ich ihm zugefügt hatte, im Herabfallen vollends ganz und gar in Stücken zerrissen.

Fünftes See-Abenteuer.

Da wir noch Zeit haben, meine Herren, eine frische Flasche auszutrinken, so will ich Ihnen noch eine andere sehr seltsame Begebenheit erzählen, die mir wenige Monate vor meiner letzten Rückreise nach Europa begegnete.

Der Großherr, welchem ich durch die römisch- und russisch-kaiserlichen wie auch französischen Botschafter vorgestellt worden war, bediente sich meiner, ein Geschäft von großer Wichtigkeit zu Großkairo zu betreiben, welches zugleich so beschaffen war, daß es immer und ewig ein Geheimnis bleiben mußte.

Ich reiste mit großem Pompe in einem sehr zahlreichen Gefolge zu Lande ab. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, meine Dienerschaft mit einigen sehr brauchbaren Subjekten zu vermehren. Denn als

ich kaum einige Meilen weit von Konstantinopel entfernt sein mochte, sah ich einen kleinlichen schmächtigen Menschen mit großer Schnelligkeit querfeldein daherlaufen, und gleichwohl trug das Männchen an jedem Beine ein bleiernes Gewicht, an die fünfzig Pfund schwer. Verwunderungsvoll über diesen Anblick rief ich ihn an und fragte: „Wohin, wohin so schnell, mein Freund? und warum erschwerst du dir deinen Lauf durch eine solche Last?" — „Ich lief," versetzte der Läufer, „seit einer halben Stunde aus Wien, wo ich bisher bei einer vornehmen Herrschaft in Diensten stand und heute meinen Abschied nahm. Ich gedenke nach Konstantinopel, um daselbst wieder anzukommen. Durch die Gewichte an meinen Beinen habe ich meine Schnelligkeit, die jetzt nicht nötig ist, ein wenig mindern wollen. Denn moderata durant, pflegte weiland mein Präzeptor zu sagen." — Dieser Asasel*) gefiel mir nicht übel; ich fragte ihn, ob er bei mir in Dienste treten wollte, und er war dazu bereit. Wir zogen hierauf weiter durch manche Stadt, durch manches Land. Nicht fern vom Wege, auf einem schönen Grasrain, lag mäuschenstill ein Kerl, als ob er schliefe. Allein das tat er nicht. Er hielt vielmehr sein Ohr so aufmerksam zur Erde, als hätte er die Einwohner der untersten Hölle behorchen wollen. — „Was horchst du da, mein Freund?" — „Ich horche da zum Zeitvertreibe auf das Gras und höre, wie es wächst." — „Und kannst du das?" — „O Kleinigkeit!" — „So tritt in meine Dienste, Freund, wer weiß, was es bisweilen nicht zu horchen geben kann." — Mein Kerl sprang auf und folgte mir. Nicht weit davon auf einem Hügel stand mit angelegtem Gewehr ein Jäger und knallte in die blaue, leere Luft. — — „Glück zu, Glück zu, Herr Weidmann! Doch wonach schießest du? Ich sehe nichts als blaue, leere Luft." — „O, ich versuche nur dies neue Kuchenreutersche Gewehr. Dort auf der Spitze des Münsters zu Straßburg saß ein Sperling, den schoß ich eben jetzt herab." Wer meine Passion für das edle Weid- und Schützenwerk kennt, den wird es nicht wundernehmen, daß ich dem vortrefflichen Schützen sogleich um den Hals fiel. Daß ich nichts sparte, auch ihn in meine Dienste zu ziehen, versteht sich von selbst. Wir zogen darauf weiter durch manche Stadt, durch manches Land und kamen endlich vor dem Berge Libanon vorbei. Daselbst vor einem großen Zedernwalde stand ein derber untersetzter Kerl und zog an einem Stricke, der um den ganzen Wald herumgeschlungen war. „Was ziehst du da, mein Freund?"

*) Asasel (3. Mos. 16, 8; 10, 26) ist der Name eines bösen Geistes der Wüste, welchem am Versöhnungstage zugleich mit Gott ein Bock geopfert wurde, auf den der Hoheprieſter die sämtlichen Sünden Israels legte (Sündenbock). Später wurde der Name auf den Bock selbst übertragen. Die Anwendung dieser Bezeichnung auf den Läufer mit den Gewichten ist leicht verständlich.

fragte ich den Kerl. — „O, ich soll Bauholz holen und habe meine Axt zu Hause vergessen. Nun muß ich mir so gut helfen, als es angehen will.“ Mit diesen Worten zog er in einem Ruck den ganzen Wald, bei einer Quadratmeile groß, wie einen Schilfbusch vor meinen Augen nieder. Was ich tat, das läßt sich raten. Ich hätte den Kerl nicht fahren lassen, und hätte es mir meinen ganzen Ambassadeurgehalt gekostet. Als ich hierauf fürbaß und endlich auf ägyptischen Grund und Boden kam, erhob sich ein so ungeheurer Sturm, daß ich mit allen meinen Wagen, Pferden und Gefolge schier umgerissen und in die Luft davongeführt zu werden fürchtete. Zur linken Seite unseres Weges standen sieben Windmühlen in einer Reihe, deren Flügel so schnell um ihre Achsen schwirrten, als eine Rockenspindel der schnellsten Spinnerin. Nicht weit davon zur Rechten stand ein Kerl von Sir John Falstaffs Korpulenz und hielt sein rechtes Nasenloch mit seinem Zeigefinger zu. Sobald der Kerl unsere Not und uns so kümmerlich in diesem Sturme haspeln sah, drehete er sich halb um, machte Front gegen uns und zog ehrerbietig, wie ein Musketier vor seinem Obersten, den Hut vor mir ab. Auf einmal regte sich kein Lüftchen mehr, und alle sieben Windmühlen standen plötzlich still. Erstaunt über diesen Vorfall, der nicht natürlich zuzugehen schien, schrie ich dem Unhold zu: „Kerl, was ist das? Sitzt dir der Teufel im Leibe, oder bist du der Teufel selbst?“ — „Um Vergebung, Ihro Exzellenz!“ antwortete mir der Mensch, „ich mache da nur meinem Herrn, dem Windmüller, ein wenig Wind; um nun die sieben Windmühlen nicht ganz und gar umzublasen, mußte ich mir wohl das eine Nasenloch zuhalten.“ — Ei, ein vortreffliches Subjekt! dachte ich in meinem stillen Sinn. Der Kerl läßt sich gebrauchen, wenn du dereinst zu Hause kommst und dir's an Atem fehlt, alle die Wunderdinge zu erzählen, die dir auf deinen Reisen zu Land und Wasser aufgestoßen sind. Wir wurden daher bald des Handels eins. Der Windmacher ließ seine Mühlen stehen und folgte mir.

Nachgerade war's nun Zeit, in Großkairo anzulangen. Sobald ich daselbst meinen Auftrag nach Wunsch ausgerichtet hatte, gefiel es mir, mein ganzes unnützes Gesandtengefolge, außer meinen neu angenommenen nützlicheren Subjekten, zu verabschieden und mit diesen als ein bloßer Privatmann zurückzureisen. Da nun das Wetter gar herrlich und der berufene Nilstrom über alle Beschreibung reizend war, so geriet ich in Versuchung, eine Barke zu mieten und bis Alexandrien zu Wasser zu reisen. Das ging nun ganz vortrefflich bis in den dritten Tag. Sie haben, meine Herren, vermutlich schon mehrmals von den jährlichen Überschwemmungen des Nils gehört. Am dritten Tage, wie gesagt, fing der Nil ganz unbändig an zu

schwellen, und am folgenden Tage war links und rechts das ganze Land viele Meilen weit und breit überschwemmt. Am fünften Tage nach Sonnenuntergang verwickelte sich meine Barke auf einmal in etwas, das ich für Ranken und Strauchwerk hielt. Sobald es aber am nächsten Morgen heller ward, fand ich mich überall von Mandeln umgeben, welche vollkommen reif und ganz vortrefflich waren. Als wir das Senkblei auswarfen, fand sich, daß wir wenigstens sechzig Fuß hoch über dem Boden schwebten und schlechterdings weder vor- noch rückwärts konnten. Ungefähr gegen acht oder neun Uhr, soviel ich aus der Höhe der Sonne abnehmen konnte, erhob sich ein plötzlicher Wind, der unsere Barke ganz auf eine Seite umlegte. Hierdurch schöpfte sie Wasser, sank unter, und ich hörte und sah in langer Zeit nichts wieder davon, wie Sie gleich vernehmen werden. Glücklicherweise retteten wir uns insgesamt, nämlich acht Männer und zwei Knaben, indem wir uns an den Bäumen festhielten, deren Zweige zwar für uns, allein nicht für die Last unserer Barke hinreichten. In dieser Situation verblieben wir drei Wochen und drei Tage, und lebten ganz allein von Mandeln. Daß es am Trunke nicht fehlte, versteht sich von selbst. Am zweiundzwanzigsten Tage unseres Unsterns fiel das Wasser wieder ebenso schnell, als es gestiegen war; und am sechsundzwanzigsten konnten wir wieder auf Terrafirma fußen. Unsere Barke war der erste angenehme Gegenstand, den wir erblickten. Sie lag ungefähr zweihundert Klafter weit von dem Orte, wo sie gesunken war. Nachdem wir nun alles, was uns nötig und nützlich war, an der Sonne getrocknet hatten, so versahen wir uns mit den Notwendigkeiten aus unserem Schiffsvorrat und machten uns auf, unsere verlorene Straße wieder zu gewinnen. Nach der genauesten Berechnung fand sich, daß wir an die hundertundfünfzig Meilen weit über Gartenwände und mancherlei Gehege hinweggetrieben waren. In sieben Tagen erreichten wir den Fluß, der nun wieder in seinem Bette strömte, und erzählten unser Abenteuer einem Bey. Liebreich half dieser allen unseren Bedürfnissen ab und sendete uns in einer von seinen eigenen Barken weiter. In ungefähr sechs Tagen langten wir zu Alexandrien an, allwo wir uns nach Konstantinopel einschifften. Ich wurde von dem Großherrn überaus gnädig empfangen und hatte die Ehre, seinen Harem zu sehen, wo Seine Hoheit selbst mich hineinzuführen und mir so viele Damen, selbst die Weiber nicht ausgenommen, anzubieten geruheten, als ich nur immer zu meinem Vergnügen auserlesen wollte.

Mit meinen Liebesabenteuern pflege ich nie großzutun, daher wünsche ich Ihnen, meine Herren, jetzt insgesamt eine angenehme Ruhe.

Sechstes See-Abenteuer.

Nach Endigung der ägyptischen Reisegeschichte wollte der Baron aufbrechen und zu Bette gehen, gerade als die erschlaffende Aufmerksamkeit jedes Zuhörers bei Erwähnung des großherrlichen Harems in neue Spannung geriet. Sie hätten gar zu gern noch etwas von dem Harem gehört. Da aber der Baron sich durchaus nicht darauf einlassen und gleichwohl der mit Bitten auf ihn losstürmenden munteren Zuhörerschaft nicht alles abschlagen wollte, so gab er noch einige Stückchen seiner merkwürdigen Dienerschaft zum besten und fuhr in seiner Erzählung also fort:

Bei dem Großsultan galt ich seit meiner ägyptischen Reise alles in allem. Seine Hoheit konnten gar ohne mich nicht leben, und baten mich jeden Mittag und Abend bei sich zum Essen. Ich muß bekennen, meine Herren, daß der türkische Kaiser unter allen Potentaten auf Erden den delikatesten Tisch führt. Jedoch ist dies nur von den Speisen, nicht aber von dem Getränke zu verstehen, da, wie Sie wissen werden, Mohammeds Gesetz seinen Anhängern den Wein verbietet. Auf ein gutes Glas Wein muß man also an öffentlichen türkischen Tafeln Verzicht tun. Was indessen gleich nicht öffentlich geschieht, das geschieht doch nicht selten heimlich; und des Verbots ungeachtet weiß mancher Türke so gut als der beste deutsche Prälat, wie ein gutes Glas Wein schmeckt. Das war nun auch der Fall mit Seiner türkischen Hoheit. Bei der öffentlichen Tafel, an welcher gewöhnlich der türkische Generalsuperintendent, nämlich der Mufti, in partem Salarii mitspeisete und vor Tische das Aller Augen — nach Tische aber das Gratias beten mußte, wurde des Weines auch nicht mit einer einzigen Silbe gedacht. Nach aufgehobener Tafel aber wartete auf Seine Hoheit gemeiniglich ein gutes Fläschchen im Kabinette. Einst gab der Großsultan mir einen verstohlenen freundlichen Wink, ihm in sein Kabinett zu folgen. Als wir uns nun daselbst eingeschlossen hatten, holte er aus einem Schränkchen eine Flasche hervor, und sprach: „Münchhausen, ich weiß, ihr Christen versteht euch auf ein gutes Glas Wein. Da habe ich noch ein einziges Fläschchen Tokayer. So delikat müßt Ihr ihn in Eurem Leben nicht getrunken haben." Hierauf schenkten Seine Hoheit sowohl mir als sich eins ein und stießen mit mir an. — „Nun, was sagt Ihr? Gelt! es ist was Extrafeines?" — „Das Weinchen ist gut, Ihro Hoheit," erwiderte ich; „allein mit Ihrem Wohlnehmen muß ich doch sagen, daß ich ihn in Wien beim hochseligen Kaiser Karl dem Sechsten weit besser getrunken habe. Potz Stern! den sollten Ihro Hoheit einmal versuchen." — „Freund Münchhausen, Euer Wort in Ehren, allein es ist unmöglich, daß irgend ein Tokayer besser sei. Denn ich

bekam einst nur dies eine Fläschchen von einem ungarischen Kavalier, und er tat ganz verzweifelt rar damit." — „Possen, Ihro Hoheit! Tokayer und Tokayer ist ein großmächtiger Unterschied. Die Herren Ungarn überschenken sich eben nicht. Was gilt die Wette, so schaffe ich Ihnen in Zeit einer Stunde gerades Weges und unmittelbar aus dem kaiserlichen Keller eine Flasche Tokayer, die aus ganz anderen Augen sehen soll." — „Münchhausen, ich glaube, Ihr faselt." — „Ich fasele nicht. Gerades Weges aus dem kaiserlichen Keller in Wien schaffe ich Ihnen in Zeit von einer Stunde eine Flasche Tokayer von einer ganz anderen Nummer als dieser Krätzer hier." — „Münchhausen, Münchhausen! Ihr wollt mich zum besten haben, und das verbitte ich mir. Ich kenne Euch zwar sonst als einen überaus wahrhaften Mann, allein — jetzt sollte ich doch fast denken, Ihr flunkertet." — „Ei nun, Ihro Hoheit! Es kommt ja auf die Probe an. Erfülle ich nicht mein Wort — denn von allen Aufschneidereien bin ich der abgesagteste Feind, — so lassen Ihro Hoheit mir den Kopf abschlagen. Allein mein Kopf ist kein Pappenstiel. Was setzen Sie mir dagegen?" — „Topp! ich halte Euch beim Worte. Ist auf den Schlag vier nicht die Flasche Tokayer hier, so kostet's Euch ohne Barmherzigkeit den Kopf. Denn foppen lasse ich mich auch von meinen besten Freunden nicht. Besteht Ihr aber, wie Ihr versprecht, so könnet Ihr aus meiner Schatzkammer so viel an Gold, Silber, Perlen und Edelgesteinen nehmen, als der stärkste Kerl davon zu schleppen vermag." — „Das läßt sich hören!" antwortete ich, bat mir gleich Feder und Tinte aus, und schrieb an die Kaiserin-Königin Maria Theresia folgendes Billett:

„Ihre Majestät haben unstreitig als Universalerbin auch Ihres höchstseligen Herrn Vaters Keller mitgeerbt. Dürfte ich mir wohl durch Vorzeigern dieses eine Flasche von dem Tokayer ausbitten, wie ich ihn bei Ihrem Herrn Vater oft getrunken habe? Allein von dem besten! Denn es gilt eine Wette. Ich diene gern dafür wieder, wo ich kann, und beharre übrigens u. s. w."

Dies Billett gab ich, weil es schon fünf Minuten über drei Uhr war, nur sogleich offen meinem Läufer, der seine Gewichte abschnallen und sich unverzüglich auf die Beine nach Wien machen mußte. Hierauf tranken wir, der Großsultan und ich, den Rest von seiner Flasche, in Erwartung des besseren, vollends aus. Es schlug ein Viertel, es schlug Halb, es schlug drei Viertel auf Vier, und noch war kein Läufer zu hören und zu sehen. Nachgerade, gestehe ich, fing mir an ein wenig schwül zu werden; denn es kam mir vor, als blickten Seine Hoheit schon bisweilen nach der Glockenschnur, um nach dem Scharfrichter zu klingeln. Noch erhielt ich zwar Erlaubnis, einen

Gang hinaus in den Garten zu tun, um frische Luft zu schöpfen, allein es folgten mir auch schon ein paar dienstbare Geister nach, die mich nicht aus den Augen ließen. In dieser Angst, und als der Zeiger schon auf fünfundfünfzig Minuten stand, schickte ich noch geschwind nach meinem Horcher und Schützen. Sie kamen unverzüglich an, und der Horcher mußte sich platt auf die Erde niederlegen, um zu hören, ob nicht mein Läufer endlich käme. Zu meinem nicht geringen Schrecken meldete er mir, daß der Schlingel irgendwo, allein weit weg von hier, im tiefsten Schlafe läge und aus Leibeskräften schnarchte. Dies hatte mein braver Schütze nicht so bald gehört, als er auf eine etwas hohe Terrasse lief, und, nachdem er sich auf seinen Zehen noch mehr emporgereckt hatte, hastig ausrief: „Bei meiner armen Seele! Da liegt der Faulenzer unter einer Eiche bei Belgrad und die Flasche neben ihm. Wart! Ich will dich aufkitzeln.“ — Und hiermit legte er unverzüglich seine Kuchenreutersche Flinte an den Kopf und schoß die volle Ladung oben in den Wipfel des Baumes. Ein Hagel von Eicheln, Zweigen und Blättern fiel herab auf den Schläfer, erweckte und brachte ihn, da er selbst fürchtete, die Zeit beinahe verschlafen zu haben, dermaßen geschwind auf die Beine, daß er mit seiner Flasche und einem eigenhändigen Billett von Maria Theresia um $59\frac{1}{2}$ Minuten auf vier Uhr vor des Sultans Kabinette anlangte. Das war ein Gaudium! Ei, wie schlürfte das großherrliche Leckermaul! — „Münchhausen,“ sprach er, „Ihr müßt es mir nicht übelnehmen, wenn ich diese Flasche für mich allein behalte. Ihr steht in Wien besser als ich! Ihr werdet schon an noch mehr zu kommen wissen.“ — Hiermit schloß er die Flasche in sein Schränkchen, steckte den Schlüssel in die Hosentasche und klingelte nach dem Schatzmeister. — O welch ein angenehmer Silberton meinen Ohren! — „Ich muß Euch nun die Wette bezahlen. — Hier!“ sprach er zum Schatzmeister, der ins Zimmer trat — „laßt meinem Freund Münchhausen so viel aus der Schatzkammer verabfolgen, als der stärkste Kerl wegzutragen vermag.“ Der Schatzmeister neigte sich vor seinem Herrn bis mit der Nase zur Erde, mir aber schüttelte der Großsultan ganz treuherzig die Hand, und so ließ er uns beide gehen.

Ich säumte nun, wie Sie denken können, meine Herren, keinen Augenblick, die erhaltene Assignation geltend zu machen, ließ meinen Starken mit seinem langen hänfenen Stricke kommen, und verfügte mich in die Schatzkammer. Was da mein Starker, nachdem er sein Bündel geschnürt hatte, übrig ließ, das werden Sie wohl schwerlich holen wollen. Ich eilte mit meiner Beute geradeswegs nach dem Hafen, nahm dort das größte Lastschiff, das zu bekommen war, in Beschlag und ging wohlbepackt mit meiner ganzen Dienerschaft unter Segel, um meinen Fang in Sicherheit zu bringen, ehe was Widriges

dazwischen kam. Was ich befürchtet hatte, das geschah. Der Schatzmeister hatte Tür und Tor von der Schatzkammer offen gelassen — und freilich war's nicht groß mehr nötig, sie zu verschließen — war über Hals und Kopf zum Großsultan gelaufen und hatte ihm Bericht abgestattet, wie vollkommen wohl ich seine Assignation genutzt hatte. Das war denn nun dem Großsultan nicht wenig vor den Kopf gefahren. Die Reue über seine Übereilung konnte nicht lange ausbleiben. Er hatte daher gleich dem Großadmiral befohlen, mit der ganzen Flotte hinter mir her zu eilen und mir zu insinuieren, daß wir so nicht gewettet hätten. Als ich daher noch nicht zwei Meilen weit in See war, so sah ich schon die ganze türkische Kriegsflotte mit vollen Segeln hinter mir herkommen, und ich muß gestehen, daß mein Kopf, der kaum wieder fest geworden war, nicht wenig von neuem anfing zu wackeln. Allein nun war mein Windmacher bei der Hand und sprach: „Lassen sich Ihro Exzellenz nicht bange sein!" Er trat hierauf auf das Hinterverdeck meines Schiffes, so daß sein eines Nasenloch nach der türkischen Flotte, das andere aber auf unsere Segel gerichtet war, und blies eine so hinlängliche Portion Wind, daß die Flotte, an Masten, Segel und Tauwerk gar übel zugerichtet, nicht nur bis in den Hafen zurückgetrieben, sondern auch mein Schiff in wenigen Stunden glücklich nach Italien getrieben ward. Von meinem Schatze kam mir jedoch wenig zu gute. Denn in Italien ist, trotz der Ehrenrettung des Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar*), Armut und Bettelei so groß, und die Polizei so schlecht, daß ich erstlich, weil ich vielleicht eine allzu gutwillige Seele bin, den größten Teil an die Straßenbettler ausspenden mußte. Der Rest aber wurde mir auf meiner Reise nach Rom, auf der geheiligten Flur von Loretto, durch eine Bande Straßenräuber abgenommen. Das Gewissen wird diese Herren nicht sehr darüber beunruhigt haben. Denn ihr Fang war noch immer so ansehnlich, daß um den tausendsten Teil die ganze honette Gesellschaft sowohl für sich als ihre Erben und Erbnehmer auf alle vergangene und zukünftige Sünden vollkommenen Ablaß, selbst aus der ersten und besten Hand in Rom, dafür erkaufen konnte. —

Nun aber, meine Herren, ist in der Tat mein Schlafstündchen da. Schlafen Sie wohl!

Siebentes See-Abenteuer

nebst authentischer Lebensgeschichte eines Partisans, der nach der Entfernung des Barons als Sprecher auftritt.

Nach Endigung des vorigen Abenteuers ließ sich der Baron nicht länger halten, sondern brach wirklich auf und verließ die Gesell-

*) S. deutsches Museum 1786. (B.) — Christian Joseph Jagemann (1735—1804)

schaft in der besten Laune. Doch versprach er erst, die Abenteuer seines Vaters, auf die seine Zuhörer noch immer spannten, ihnen nebst manchen anderen merkwürdigen Anekdoten bei der ersten besten Gelegenheit zu erzählen.

Als sich nun jedermann nach seiner Weise über die Unterhaltung herausließ, die er soeben verschafft hatte, so bemerkte einer von der Gesellschaft, ein Partisan des Barons, der ihn auf seiner Reise in die Türkei begleitet hatte, daß unweit Konstantinopel ein ungeheuer großes Geschütz befindlich sei, dessen der Baron Tott in seinen neulich herausgekommenen Denkwürdigkeiten ganz besonders erwähnt.*) Was er davon meldet, ist, soviel ich mich erinnere, folgendes: „Die Türken hatten unweit der Stadt über der Zitadelle auf dem Ufer des berühmten Flusses Simois ein ungeheures Geschütz aufgepflanzt. Dasselbe war ganz aus Kupfer gegossen und schoß eine Marmorkugel von wenigstens elfhundert Pfund an Gewicht. Ich hatte große Lust, sagt Tott, es abzufeuern, um erst aus seiner Wirkung gehörig zu urteilen. Alles Volk um mich her zitterte und bebte, weil es sich versichert hielt, daß Schloß und Stadt davon übern Haufen stürzen würden. Endlich ließ doch die Furcht ein wenig nach, und ich bekam Erlaubnis, das Geschütz abzufeuern. Es wurden nicht weniger als dreihundert und dreißig Pfund Pulver dazu erfordert, und die Kugel wog, wie ich vorhin sagte, elfhundert Pfund. Als der Kanonier mit dem Zünder ankam, zog sich der Haufen, der mich umgab, so weit zurück, als er konnte. Mit genauer Not überredete ich den Bassa, der aus Besorgnis herzukam, daß keine Gefahr zu besorgen sei. Selbst dem Kanonier, der es nach meiner Anweisung abfeuern sollte, klopfte vor Angst das Herz. Ich nahm meinen Platz in einer Mauerschanze hinter dem Geschütz, gab das Zeichen und fühlte einen Stoß, wie von einem Erdbeben. In einer Entfernung von dreihundert Klaftern zersprang die Kugel in drei Stücke; diese flogen über die Meerenge, prallten von dem Wasser empor an die gegenseitigen Berge und setzten den ganzen Kanal, so breit er war, in einen Schaum."

Dies, meine Herren, ist, soviel ich mich erinnere, Baron Totts Nachricht von der größten Kanone in der bekannten Welt. Als nun der Herr von Münchhausen und ich jene Gegend besuchten, wurde die Abfeuerung dieses ungeheuren Geschützes durch den Baron Tott uns als ein Beispiel der außerordentlichen Herzhaftigkeit dieses Herrn erzählt.

---

*) François Baron de Tott, französischer Diplomat und Konsul in der Krim (1733—93) schrieb „Memoires sur les Turcs et les Tartares". (4 Bde. Amsterdam 1784), die bald darauf ins Englische übersetzt wurden, und zuerst authentische Nachrichten über die politischen und kulturellen Verhältnisse im Orient brachten.

Mein Gönner, der es durchaus nicht vertragen konnte, daß ein Franzose ihm etwas zuvorgetan haben sollte, nahm ebendieses Geschütz auf seine Schulter, sprang, als er's in seine eigentliche wagrechte Lage gebracht hatte, geradesweges ins Meer und schwamm damit an die gegenseitige Küste. Von dort aus versuchte er unglücklicherweise die Kanone auf ihre vorige Stelle zurückzuwerfen. Ich sage, unglücklicherweise! denn sie glitt ihm ein wenig zu früh aus der Hand, gerade als er zum Wurf ausholte. Hierdurch geschah es denn, daß sie mitten in den Kanal fiel, wo sie nun noch liegt und wahrscheinlich bis an den jüngsten Tag liegen bleiben wird.

Dies, meine Herren, war es eigentlich, womit es der Herr Baron bei dem Großsultan ganz und gar verdarb. Die Schatzhistorie, der er vorhin seine Ungnade beimaß, war längst vergessen. Denn der Großsultan hat ja genug einzunehmen und konnte seine Schatzkammer bald wieder füllen. Auch befand der Herr Baron, auf eine eigenhändige Wiedereinladung des Großsultans, sich erst jetzt zum letzten Male in der Türkei; und wäre vielleicht wohl noch da, wenn der Verlust dieses berüchtigten Geschützes den grausamen Türken nicht so aufgebracht hätte, daß er nun unwiderruflich den Befehl gab, dem Baron den Kopf abzuschlagen. Eine gewisse Sultanin aber, von welcher er ein großer Liebling geworden war, gab ihm nicht nur unverzüglich von diesem blutgierigen Vorhaben Nachricht, sondern verbarg ihn auch so lange in ihrem eigenen Gemache, als der Offizier, dem die Exekution aufgetragen war, mit seinen Helfershelfern nach ihm suchte. In der nächstfolgenden Nacht flüchteten wir an den Bord eines nach Venedig bestimmten Schiffes, welches gerade im Begriffe war unter Segel zu gehen, und kamen glücklich davon.

Dieser Begebenheit erwähnt der Baron nicht gern, weil ihm da sein Versuch mißlang, und er noch dazu um ein Haar sein Leben obendrein verloren hätte. Da sie gleichwohl ganz und gar nicht zu seiner Schande gereicht, so pflege ich sie wohl bisweilen hinter seinem Rücken zu erzählen.

* * *

Nun, meine Herren, kennen Sie insgesamt den Herrn Baron von Münchhausen, und werden hoffentlich an seiner Wahrhaftigkeit im mindesten nicht zweifeln. Damit Ihnen aber auch kein Zweifel gegen die meinige zu Kopf steige, ein Umstand, den ich so schlechtweg eben nicht voraussetzen mag, so muß ich Ihnen doch ein wenig sagen, wer ich bin.

Mein Vater, oder wenigstens derjenige, welcher dafür gehalten wurde, war von Geburt ein Schweizer, aus Bern. Er führte daselbst eine Art von Oberaufsicht über Straßen, Alleen, Gassen und Brücken. Diese Beamten heißen dort zu Lande — hm! — Gassenkehrer. Meine

Mutter war aus den savoyischen Gebirgen gebürtig und trug einen überaus schönen, großen Kropf am Halse, der bei den Damen jener Gegend etwas sehr Gewöhnliches ist. Sie verließ ihre Eltern sehr jung und ging ihrem Glücke in ebender Stadt nach, wo mein Vater das Licht der Welt erblickt hatte. Solange sie noch ledig war, gewann sie ihren Unterhalt durch allerlei Liebeswerke an unserem Geschlechte. Denn man weiß, daß sie es niemals abschlug, wenn man sie um eine Gefälligkeit ansprach, und besonders ihr mit gehöriger Höflichkeit in der Hand zuvorkam. Dieses liebenswürdige Paar begegnete einander von ungefähr auf der Straße, und da sie beiderseits ein wenig berauscht waren, so taumelten sie gegeneinander und taumelten sich alle beide über den Haufen. Wie sich nun bei dieser Gelegenheit ein Teil immer noch unnützer machte als der andere und das Ding zu laut wurde, so wurden sie alle beide erst in die Scharwache, hernach aber in das Zuchthaus geschleppt. Hier sahen sie bald die Torheit ihrer Zänkerei ein, machten alles wieder gut, verliebten sich und heirateten einander. Da aber meine Mutter zu ihren alten Streichen zurückkehrte, so trennte mein Vater, der gar hohe Begriffe von Ehre hatte, sich ziemlich bald von ihr, und wies ihr die Revenuen von einem Tragkorbe zu ihrem künftigen Unterhalte an. Sie vereinigte sich hierauf mit einer Gesellschaft, die mit einem Puppenspiel umherzog. Mit der Zeit führte sie das Schicksal nach Rom, wo sie eine Austernbude hielt.

Sie haben unstreitig insgesamt von dem Papst Ganganelli oder Clemens XIV., und wie gern dieser Herr Austern aß, gehört. Eines Freitags, als derselbe in großem Pompe nach der St. Peterskirche zur hohen Messe durch die Stadt zog, sah er meiner Mutter Austern (welche, wie sie mir oft erzählt hat, ausnehmend schön und frisch waren) und konnte unmöglich vorüberziehen, ohne sie zu versuchen. Nun waren zwar mehr als fünftausend Personen in seinem Gefolge; nichtsdestoweniger aber ließ er sogleich alles still halten und in der Kirche sagen, er könnte vor morgen das Hochamt nicht halten. Sodann sprang er vom Pferde — denn die Päpste reiten allemal bei solchen Gelegenheiten —, ging in meiner Mutter Laden, aß erst alles auf, was von Austern daselbst vorhanden war, und stieg hernach mit ihr in den Keller hinab, wo sie noch mehr hatte. Dieses unterirdische Gemach war meiner Mutter Küche, Visitenstube und Schlafkammer zugleich. Hier gefiel es ihm so wohl, daß er alle seine Begleiter fortschickte. Kurz, Seine Heiligkeit brachten die ganze Nacht dort mit meiner Mutter zu. Ehe Dieselben am anderen Morgen wieder fortgingen, erteilten Sie ihr vollkommenen Ablaß nicht allein für jede Sünde, die sie schon auf sich hatte, sondern auch für alle diejenigen, womit sie sich etwa künftig zu befassen Lust haben möchte.

Nun, meine Herren, habe ich darauf das Ehrenwort meiner Mutter, — und wer könnte wohl eine solche Ehre bezweifeln? — daß ich die Frucht jener Austernnacht bin.

Fortgesetzte Erzählung des Freiherrn.

Der Baron wurde, wie man sich leicht vorstellen kann, bei jeder Gelegenheit gebeten, seinem Versprechen gemäß, in der Erzählung seiner ebenso lehrreichen als unterhaltenden Abenteuer fortzufahren; allein geraume Zeit waren alle Bitten vergebens. Er hatte die sehr löbliche Gewohnheit, nichts gegen seine Laune zu tun, und die noch löblichere, durch nichts von diesem Grundsatze sich abbringen zu lassen. Endlich aber erschien der lange gewünschte Abend, an dem ein heiteres Lächeln, mit dem er die Aufforderungen seiner Freunde anhörte, die sichere Vorbedeutung gab, daß sein Genius ihm gegenwärtig sei und ihre Hoffnungen erfüllen werde.

„Conticuere omnes, intentique ora tenebant“ *)

und Münchhausen begann vom hochbepolsterten Sofa:

Während der letzten Belagerung von Gibraltar segelte ich mit einer Proviantflotte unter Lord Rodneys Kommando nach dieser Festung, um meinen alten Freund, den General Elliot, zu besuchen, der durch die ausgezeichnete Verteidigung dieses Platzes sich Lorbeeren erworben hat, die nie verwelken können.**) Sobald die erste Hitze der Freude, die immer mit dem Wiedersehen alter Freunde verbunden ist, sich etwas abgekühlt hatte, ging ich in Begleitung des Generals in der Festung umher, um den Zustand der Besatzung und die Anstalten des Feindes kennen zu lernen. Ich hatte aus London ein sehr vortreffliches Spiegelteleskop, das ich von Dollond gekauft hatte, mitgebracht. Durch Hilfe desselben fand ich, daß der Feind gerade im Begriff war, einen Sechsunddreißigpfünder auf den Fleck abzufeuern, auf dem wir standen. Ich sagte dies dem Generale; er sah auch durch das Perspektiv und fand meine Mutmaßung richtig. — Auf seine Erlaubnis ließ ich sogleich einen Achtundvierzigpfünder von der nächsten Batterie bringen und richtete ihn — denn was Artillerie betrifft, habe ich, ohne mich zu rühmen, meinen Meister noch nicht gefunden — so genau, daß ich meines Zieles vollkommen gewiß war.

---

*) Alle schwiegen und lauschten mit unverwendeten Blicken. Virgil. (B.)

**) George Brydges Lord Rodney (1718—92) siegte über die spanische Flotte unter Langara bei Kap St. Vincente 1780. — George Augustus Elliot, Lord Heathfield (1717—90) wurde 1775 Gouverneur von Gibraltar, wo er den Spaniern und Franzosen, welche die Festung jahrelang zu Wasser und zu Lande belagerten, erfolgreichen Widerstand entgegensetzte, bis der Friede von Versailles 1783 dem Kampfe ein Ende machte.

Nun beobachtete ich die Feinde auf das schärfste, bis ich sah, daß sie die Zündrute an das Zündloch ihres Stückes legten, und in demselben Augenblicke gab ich das Zeichen, daß unsere Kanone gleichfalls abgefeuert werden sollte. Ungefähr auf der Mitte des Weges schlugen die beiden Kugeln mit fürchterlicher Stärke gegeneinander, und die Wirkung davon war erstaunend. Die feindliche Kugel prallte mit solcher Heftigkeit zurück, daß sie nicht nur dem Manne, der sie abgeschossen hatte, rein den Kopf wegnahm, sondern auch noch sechzehn andere Köpfe vom Rumpfe schnellte, die ihr auf ihrem Fluge nach der afrikanischen Küste im Wege standen. Ehe sie aber nach der Barbarei kam, fuhr sie durch die Hauptmaste von drei Schiffen, die eben in einer Linie hintereinander im Hafen lagen; und dann flog sie noch gegen zweihundert englische Meilen in das Land hinein, schlug zuletzt durch das Dach einer Bauernhütte, brachte ein altes Mütterchen, die mit offenem Munde auf dem Rücken lag und schlief, um die wenigen Zähne, die ihr noch übrig waren, und blieb endlich in der Kehle des armen Weibes stecken. Ihr Mann, der bald darauf nach Hause kam, versuchte die Kugel herauszuziehen; da er dies aber unmöglich fand, so entschloß er sich kurz und stieß sie ihr mit einem Rammer in den Magen hinunter, aus dem sie dann auf dem natürlichen Wege unterwärts abging. — Unsere Kugel tat vortreffliche Dienste; sie trieb nicht nur die andere auf die eben beschriebene Weise zurück, sondern setzte auch, meiner Absicht gemäß, ihren Weg fort, hob dieselbe Kanone, die gerade gegen uns gebraucht worden war, von der Lafette und warf sie mit solcher Heftigkeit in den Kielraum eines Schiffes, daß sie sogleich den Boden desselben durchschlug. Das Schiff schöpfte Wasser und sank mit tausend spanischen Matrosen und einer beträchtlichen Anzahl Soldaten, die sich auf demselben befanden, unter. — Dies war gewiß eine höchst außerordentliche Tat. Ich verlange indes keineswegs sie ganz auf die Rechnung meines Verdienstes zu setzen. Meiner Klugheit kommt freilich die Ehre der ersten Erfindung zu, aber der Zufall unterstützte sie einigermaßen. Ich fand nämlich nachher, daß unser Achtundvierzigpfünder durch ein Versehen auf eine doppelte Portion Pulver gesetzt war, wodurch allein seine unerwartete Wirkung, vorzüglich in Absicht der zurückgeworfenen feindlichen Kugel, begreiflich wird.

General Elliot bot mir für diesen ausnehmenden Dienst eine Offizierstelle an; ich lehnte aber alles ab und begnügte mich mit seinem Danke, den er mir denselben Abend an der Tafel in Gegenwart aller Offiziere auf die ehrenvollste Weise abstattete.

Da ich sehr für die Engländer eingenommen bin, weil sie unstreitig ein vorzüglich braves Volk sind, so machte ich mir es zum Gesetze, die Festung nicht zu verlassen, bis ich ihnen noch einen Dienst

würde geleistet haben; und in ungefähr drei Wochen bot sich mir eine gute Gelegenheit dazu dar. Ich kleidete mich wie ein katholischer Priester, schlich um ein Uhr des Morgens mich aus der Festung weg und kam glücklich durch die Linien der Feinde mitten in ihrem Lager an. Dort ging ich in das Zelt, in welchem der Graf von Artois mit dem ersten Befehlshaber und verschiedenen anderen Offizieren einen Plan entwarfen, die Festung den nächsten Morgen zu stürmen. Meine Verkleidung war mein Schutz. Niemand wies mich zurück, und ich konnte ungestört alles anhören, was vorging. Endlich begaben sie sich zu Bette, und nun fand ich das ganze Lager, selbst die Schildwachen, in dem tiefsten Schlafe begraben. Sogleich fing ich meine Arbeit an, hob alle ihre Kanonen, über dreihundert Stück, von den Achtundvierzigpfündern bis zu den Vierundzwanzigpfündern herunter von den Lafetten und warf sie drei Meilen weit in den See hinaus. Da ich ganz und gar keine Hilfe hatte, so war dies das schwerste Stück Arbeit, das ich je unternommen hatte, eines etwa ausgenommen, das, wie ich höre, Ihnen neulich in meiner Abwesenheit einer meiner Bekannten zu erzählen für gut fand, da ich nämlich mit dem ungeheuren von dem Baron von Tott beschriebenen türkischen Geschütze an das gegenseitige Ufer des Meeres schwamm. — Sobald ich damit fertig war, schleppte ich alle Lafetten und Karren in die Mitte des Lagers, und damit das Rasseln der Räder kein Geräusch machen möchte, so trug ich sie paarweise unter den Armen zusammen. — Ein herrlicher Hause war es, wenigstens so hoch als der Felsen von Gibraltar. — Dann schlug ich mit dem abgebrochenen Stücke eines eisernen Achtundvierzigpfünders an einem Kiesel, der zwanzig Fuß unter der Erde in einer noch von den Arabern gebauten Mauer steckte, Feuer, zündete eine Lunte an, und setzte den ganzen Haufen in Brand. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich erst noch obenauf alle Kriegsvorratswagen geworfen hatte.

Was am brennbarsten war, hatte ich klüglich unten hingelegt, und so war nun in einem Augenblick alles eine lichterlohe Flamme. Um allem Verdachte zu entgehen, war ich einer der ersten, der Lärm machte. Das ganze Lager geriet, wie Sie sich vorstellen können, in das schrecklichste Erstaunen, und der allgemeine Schluß war, daß die Schildwachen bestochen und sieben oder acht Regimenter aus der Festung zu dieser greulichen Zerstörung ihrer Artillerie gebraucht worden wären. Herr Drinkwater erwähnt in seiner Geschichte dieser berühmten Belagerung*) eines großen Verlustes, den die Feinde durch einen im Lager entstandenen Brand erlitten hätten, weiß aber

*) John Drinkwaters „History of the siege of Gibraltar with a description and account of that garrison from the earliest periods“ erschien London 1785.

im geringsten nicht die Ursache desselben anzugeben. Und das konnte er auch nicht; denn ich entdeckte die Sache noch keinem Menschen (obgleich ich allein durch die Arbeit dieser Nacht Gibraltar rettete), selbst dem General Elliot nicht. Der Graf von Artois lief nebst allen seinen Leuten im ersten Schrecken davon; und ohne einmal stille zu halten, liefen sie ungefähr vierzehn Tage in einem fort, bis sie Paris erreichten. Auch machte die Angst, die sich ihrer bei diesem fürchterlichen Brande bemächtigt hatte, daß sie drei Monate nicht imstande waren, die geringste Erfrischung zu genießen, sondern chamäleonmäßig bloß von der Luft lebten.

Etwa zwei Monate, nachdem ich den Belagerten diesen Dienst getan hatte, saß ich eines Morgens mit dem General Elliot beim Frühstücke, als auf einmal eine Bombe (denn ich hatte nicht Zeit, ihre Mörser ihren Kanonen nachzuschicken) in das Zimmer flog und auf den Tisch niederfiel. Der General, wie fast jeder getan haben würde, verließ das Zimmer augenblicklich, ich aber nahm die Bombe, ehe sie sprang, und trug sie auf die Spitze des Felsens. Von hier aus sah ich auf einem Hügel der Seeküste, unweit des feindlichen Lagers, eine ziemliche Menge Leute, konnte aber mit bloßen Augen nicht entdecken, was sie vorhatten. Ich nahm also mein Teleskop zu Hilfe und fand nun, daß zwei von unseren Offizieren, einer ein General und der andere ein Oberster, die noch den vorigen Abend mit mir zugebracht und sich um Mitternacht als Spione in das spanische Lager geschlichen hatten, dem Feinde in die Hände gefallen waren und eben gehängt werden sollten. Die Entfernung war zu groß, als daß ich die Bombe aus freier Hand hätte hinwerfen können. Glücklicherweise fiel mir bei, daß ich die Schleuder in der Tasche hatte, die David weiland so vorteilhaft gegen den Riesen Goliath gebrauchte. Ich legte meine Bombe hinein und schleuderte sie sogleich mitten in den Kreis. Sowie sie niederfiel, sprang sie auch und tötete alle Umstehenden, ausgenommen die beiden englischen Offiziere, die zu ihrem Glücke gerade in die Höhe gezogen waren. Ein Stück der Bombe flog indessen gegen den Fuß des Galgens, der dadurch sogleich umfiel. Unsere beiden Freunde fühlten kaum terra firma, als sie sich nach dem Grunde dieser unerwarteten Katastrophe umsahen, und da sie fanden, daß Wache, Henker und alles den Einfall gekriegt hatte, zuerst zu sterben, so machten sie sich einander von ihren unbehaglichen Stricken los, liefen nach dem Seeufer, sprangen in ein spanisches Boot und nötigten die beiden Leute, die darin waren, sie nach einem unserer Schiffe zu rudern. Wenige Minuten nachher, da ich gerade dem General Elliot die Sache erzählte, kamen sie glücklich an, und nach gegenseitigen Erklärungen und Glückwünschen feierten wir diesen merkwürdigen Tag auf die frohste Art von der Welt.

Sie wünschen alle, meine Herren, ich sehe es Ihnen an den Augen an, zu hören, wie ich an einen so großen Schatz, als die gedachte Schleuder war, gekommen sei. Wohl! die Sache hängt so zusammen. Ich stamme, müssen Sie wissen, von der Frau des Urias ab, mit der David bekanntlich in sehr enger Verbindung lebte. Mit der Zeit aber, — wie dies manchmal der Fall ist, — wurde Seine Majestät merklich kälter gegen die Gräfin, denn dazu wurde sie im ersten Vierteljahre nach ihres Mannes Tode gemacht. Sie zankten sich einmal über einen sehr wichtigen Punkt, nämlich über den Fleck, wo Noahs Arche gebaut wurde und wo sie nach der Sündflut stehen blieb. Mein Stammvater wollte für einen großen Altertumskundigen gelten, und die Gräfin war Präsidentin einer historischen Sozietät. Dabei hatte er die Schwäche mehrerer großen Herren und fast aller kleinen Leute, er konnte keinen Widerspruch ertragen; und sie hatte den Fehler ihres Geschlechts, sie wollte in allen Dingen recht behalten; kurz es erfolgte eine Trennung. Sie hatte ihn oft von jener Schleuder, als einem sehr großen Schatze, sprechen hören, und fand für gut, sie, zum Andenken wahrscheinlich, mitzunehmen. Ehe sie aber noch aus seinen Staaten war, wurde die Schleuder vermißt, und nicht weniger als sechs Mann von der Leibwache des Königs setzten ihr nach. Sie bediente sich indes des mitgenommenen Instruments so gut, daß sie einen ihrer Verfolger, der sich durch seinen Diensteifer vielleicht heben wollte und daher etwas vor den anderen voraus war, gerade auf den Fleck traf, wo Goliath seine tödliche Quetschung gekriegt hatte. Als seine Gefährten ihn tot zur Erde stürzen sahen, hielten sie es nach langer, weiser Überlegung für das beste, diesen neu eingetretenen Umstand fürs erste gehörigen Orts zu melden, und die Gräfin hielt es für das beste, mit untergelegten Pferden ihre Reise nach Ägypten fortzusetzen, wo sie sehr angesehene Freunde am Hofe hatte. — Ich hätte Ihnen vorher schon sagen sollen, daß sie von mehreren Kindern, die Se. Majestät mit ihr zu zeugen geruhet hatten, bei ihrer Entfernung einen Sohn, der ihr Liebling war, mit sich nahm. Da diesem das fruchtbare Ägypten noch einige Geschwister gab, so vermachte sie ihm durch einen besonderen Artikel ihres Testaments die berühmte Schleuder; und von ihm kam sie in meist gerader Linie endlich auf mich.

Einer ihrer Besitzer, mein Ururgroßvater, der vor ungefähr zweihundertundfünfzig Jahren lebte, wurde bei einem Besuche, den er in England machte, mit einem Dichter bekannt, der zwar nichts weniger als Plagiarius, aber ein desto größerer Wilddieb war und Shakespeare hieß. Dieser Dichter, in dessen Schriften jetzt, zur Widervergeltung vielleicht, von Engländern und Deutschen abscheulich gewilddiebt wird, borgte manchmal diese Schleuder und tötete damit

so viel von Sir Thomas Lucys Wildbret, daß er mit genauer Not dem Schicksale meiner zwei Freunde zu Gibraltar entging.*) Der arme Mann wurde ins Gefängnis geworfen, und mein Eltervater bewirkte seine Freiheit auf eine ganz besondere Art. Die Königin Elisabeth, die damals regierte, wurde, wie Sie wissen, in ihren letzten Jahren ihrer selbst überdrüssig. Ankleiden, Auskleiden, Essen, Trinken und manches andere, was ich nicht zu nennen brauche, machten ihr das Leben zur unerträglichen Last. Mein Eltervater setzte sie in den Stand, alles dies nach ihrer Willkür ohne oder durch einen Stellvertreter zu tun. Und was meinen Sie, was er für dieses ganz unvergleichliche Meisterstück magischer Kunst sich ausbat? — Shakespeares Freiheit. — Weiter konnte ihm die Königin nicht das Geringste aufdringen. Die ehrliche Haut hatte diesen großen Dichter so lieb gewonnen, daß er gern von der Anzahl seiner Tage etwas abgegeben hätte, um das Leben seines Freundes zu verlängern.

Übrigens kann ich Ihnen, meine Herren, versichern, daß die Methode der Königin Elisabeth, gänzlich ohne Nahrung zu leben, so originell sie auch war, bei ihren Untertanen sehr wenig Beifall gefunden hat, am wenigsten bei den beef-eaters**), wie man sie gewöhnlich noch heutigestages nennt. Sie überlebte aber auch selbst ihre neue Sitte nicht über achtehalb Jahr.

Mein Vater, von dem ich diese Schleuder kurz vor meiner Reise nach Gibraltar geerbt habe, erzählte mir folgende merkwürdige Anekdote, die auch seine Freunde öfters von ihm gehört haben, und an deren Wahrheit niemand zweifeln wird, der den ehrlichen Alten gekannt hat. „Ich hielt mich," sagte er, „bei meinen Reisen geraume Zeit in England auf und ging einstens an dem Ufer der See unweit Harwich spazieren. Plötzlich kam ein grimmiges Seepferd in äußerster Wut auf mich los. Ich hatte nichts als die Schleuder bei mir, mit der ich dem Tiere so geschickt zwei Kieselsteine gegen den Kopf warf, daß ich mit jedem ein Auge des Ungeheuers einschlug. Darauf stieg ich auf seinen Rücken und trieb es in die See; denn in demselben Augenblicke, in dem es sein Gesicht verlor, verlor es auch seine Wildheit, und wurde so zahm als möglich. Meine Schleuder legte ich ihm statt des Zaumes in den Mund und ritt es nun mit der größten Leichtigkeit durch den Ozean hin. In weniger als drei Stunden

*) Shakespeares älteste Biographen erzählen, daß der Dichter in seiner Jugend einem Edelmanne Sir Thomas Lucy, der unweit Stratford, der Geburtsstadt Shakespeares begütert war, mancherlei Wild, namentlich Kaninchen gestohlen habe, wofür ihn jener „oft peitschen und manchmal einsperren ließ". Shakespeare soll sich durch Spottgedichte an ihm gerächt haben.

**) Rindfleisch-Esser. Ein Name, der — nicht selten von solchen, die gern Rindfleisch essen und aus ökonomischen Gründen nicht dürfen — der königlichen Garde gegeben wird. (B.)

kamen wir beide an dem entgegengesetzten Ufer an, welches doch immer eine Strecke von ungefähr dreißig Seemeilen ist. Zu Helvoetsluys verkaufte ich es für siebenhundert Dukaten an den Wirt zu den drei Kelchen, der es als ein äußerst seltenes Tier sehen ließ und sich schönes Geld damit machte." — Jetzt findet man eine Abbildung davon in Büffon.*) — „So sonderbar die Art meiner Reise war," fuhr mein Vater fort, „so waren doch die Bemerkungen und Entdeckungen, die ich auf derselben machte, noch viel außerordentlicher.

„Das Tier, auf dessen Rücken ich saß, schwamm nicht, sondern lief mit unglaublicher Geschwindigkeit auf dem Grunde des Meeres weg, und trieb Millionen von Fischen vor sich her, von denen viele ganz verschieden von den gewöhnlichen waren. Einige hatten den Kopf in der Mitte des Leibes, andere an der Spitze des Schwanzes. Einige saßen in einem großen Zirkel beisammen und sangen unaussprechlich schöne Chöre; andere baueten aus bloßem Wasser die prächtigsten durchsichtigen Gebäude auf, die mit kolossalischen Säulen umgeben waren, in welchen eine Materie, die ich für nichts anderes als für das reinste Feuer halten konnte, in den angenehmsten Farben und in den reizendsten wellenförmigen Bewegungen hin und wieder lief. Verschiedene Zimmer dieser Gebäude waren auf eine sehr sinnreiche und bequeme Art zur Begattung der Fische eingerichtet; in anderen wurde der zarte Laich gepflegt und gewartet; und eine Reihe weitläuftiger Säle war zur Erziehung der jungen Fische bestimmt. Das Äußere der Methode, die hier beobachtet wurde, — denn das Innere derselben verstand ich natürlicherweise ebensowenig als den Gesang der Vögel oder die Dialogen der Heuschrecken, — hatte so auffallende Ähnlichkeit mit dem, was ich in meinem Alter in den sogenannten Philanthropinen und dergleichen Anstalten eingeführt fand, daß ich ganz gewiß bin, einer ihrer angeblichen Erfinder hat eine der meinigen ähnliche Reise gemacht und seine Ideen mehr aus dem Wasser geholt, als aus der Luft gegriffen. Übrigens sehen Sie aus dem wenigen, was ich Ihnen gesagt habe, daß noch manches ungenützt, noch manche Spekulation übrig ist. — Doch ich fahre in meiner Erzählung fort.

„Ich kam unter anderen über eine ungeheure Gebirgskette hin, die wenigstens so hoch war als die Alpen. An der Seite der Felsen war eine Menge großer Bäume von mannigfaltiger Art. Auf diesen wuchsen Hummer, Krebse, Austern, Kammaustern, Muscheln, Seeschnecken u. s. w., von denen bisweilen ein einziges Stück eine Ladung für einen Frachtwagen war, und an der kleinsten hätte ein Lastträger

*) Gemeint ist die berühmte Histoire naturelle, générale et particulière (44 Bde. 1749 ff.) des französischen Naturforschers George Louis Leclerc Comte de Buffon. (1707—1788.)

zu schleppen gehabt. — Alles, was von der Art an die Ufer geworfen und auf unseren Märkten verkauft wird, ist elendes Zeug, das das Wasser von den Ästen abschlägt, ungefähr so wie das kleine schlechte Obst, das der Wind von den Bäumen herunterwehet. — Die Hummerbäume schienen am vollsten zu sitzen; die Krebs- und Austerbäume aber waren die größten. Die kleinen Seeschnecken wachsen auf einer Art von Sträuchern, die immer an dem Fuß der Austerbäume stehen und sich fast so wie der Efeu an der Eiche an ihnen hinaufwinden. Auch bemerkte ich eine sehr sonderbare Wirkung eines untergegangenen Schiffes. Dies war, wie mir schien, gegen die Spitze eines Felsens, die nur drei Klafter unter der Oberfläche des Wassers war, gestoßen und beim Sinken umgeschlagen. Dadurch stürzte es auf einen großen Hummerbaum und stieß verschiedene Hummer ab, die auf einen darunter stehenden Krebsbaum fielen. Weil die Sache nun wahrscheinlich im Frühjahr geschah und die Hummer noch ganz jung waren, so vereinigten sie sich mit den Krebsen und brachten eine neue Frucht hervor, die mit beiden Ähnlichkeit hat. Ich versuchte der Seltenheit wegen ein Stück davon mitzunehmen, aber teils war es mir zu beschwerlich, teils wollte mein Pegasus nicht gern stille halten; auch hatte ich schon über die Hälfte meines Weges zurückgelegt und war gerade in einem Tale wenigstens fünfhundert Klafter unter der Meeresfläche, wo ich den Mangel der Luft allmählich etwas unbequem fand. Übrigens war meine Lage auch in anderen Rücksichten nicht die angenehmste. Ich begegnete von Zeit zu Zeit großen Fischen, die, soviel ich aus ihren offenen Rachen abnehmen konnte, eben nicht ungeneigt waren, uns beide zu verschlingen. Nun war meine arme Rosinante blind, und es beruhte einzig auf meiner vorsichtigen Führung, daß ich den menschenfreundlichen Absichten dieser hungrigen Herren entging. Ich galoppierte also weidlich zu und suchte sobald wie möglich wieder trockenes Land zu gewinnen.

„Als ich dem holländischen Ufer schon ziemlich nahe war und das Wasser über meinem Kopfe keine zwanzig Klafter mehr hoch sein mochte, so kam es mir vor, als läge eine menschliche Gestalt in weiblicher Kleidung vor mir auf dem Sande. Ich glaubte einige Zeichen des Lebens an ihr zu bemerken, und als ich näher kam, sah ich auch wirklich, daß sie ihre Hand bewegte. Ich faßte diese an und brachte die Person als eine anscheinende Leiche mit mir an das Ufer. Ob man nun gleich damals in der Kunst, Tote zu erwecken, noch nicht so weit gekommen war, daß man, so wie in unseren Tagen, auf jeder Dorfschenke eine Anweisung vorfand, Ertrunkene wieder aus dem Reiche der Schatten zurückzurufen, so gelang es doch den klugen und unermüdeten Bemühungen eines dortigen Apothekers,

den kleinen Funken des Lebens, den er in dieser Frau noch übrig fand, wieder anzufachen. Sie war die teure Hälfte eines Mannes, der ein nach Helvoetsluys gehöriges Schiff kommandierte und kurz vorher aus dem Hafen abgefahren war. Unglücklicherweise hatte er in der Eile eine andere Person anstatt seiner Frau mitgenommen. Dies wurde ihr sogleich von einer der wachsamen Schutzgöttinnen des häuslichen Friedens hinterbracht, und weil sie fest überzeugt war, daß die Rechte des Ehebettes zu Wasser so gültig wären als zu Lande, so fuhr sie ihm wütend von Eifersucht in einem offenen Boote nach und suchte, sobald sie auf das Oberlof*) seines Schiffes gekommen war, nach einer kurzen unübersetzbaren Anrede ihre Gerechtsame auf eine so triftige Art zu beweisen, daß ihr lieber Getreuer es für ratsam fand, ein paar Schritte zurück zu tun. Die traurige Folge davon war, daß ihre knöcherne Rechte den Eindruck, der den Ohren ihres Mannes zugedacht war, auf die Wellen machte, und da diese noch nachgebender waren als er, so fand sie erst auf dem Grunde der See den Widerstand, den sie suchte. — Hier brachte mich nun mein Unstern mit ihr zusammen, um ein glückliches Paar auf Erden mehr zu machen.

„Ich kann mir leicht vorstellen, was für Segenswünsche mir ihr Herr Gemahl nachgeschickt hat, als er bei seiner Rückkunft fand, daß sein zärtliches Weibchen, durch mich gerettet, seiner harre. Indes so schlimm auch immer der Streich sein mag, den ich dem armen Teufel gespielt habe, so war mein Herz doch außer aller Schuld. Der Bewegungsgrund meiner Handlung war reine, klare Menschenliebe, obgleich, wie ich nicht leugnen kann, die Folgen davon für ihn schrecklich sein mußten."

Und so weit, meine Herren, geht die Erzählung meines Vaters, an die ich durch die berühmte Schleuder erinnert wurde, die leider, nachdem sie sich so lange bei meiner Familie erhalten und ihr viele wichtige Dienste geleistet hatte, in dem Rachen des Seepferdes ihren Rest gekriegt zu haben scheint. Wenigstens habe ich den einzigen Gebrauch davon gemacht, den ich Ihnen erzählt habe, daß ich den Spaniern eine ihrer Bomben uneröffnet wieder zurückschickte und dadurch meine zwei Freunde vom Galgen rettete. Bei dieser edlen Anwendung wurde meine Schleuder, die vorher schon etwas mürbe war, vollends aufgeopfert. Der größte Teil davon flog mit der Bombe weg, und das übrige kleine Stückchen, das mir in der Hand blieb, liegt jetzt in unserem Familienarchiv, wo es nebst mehreren wichtigen Altertümern zum ewigen Andenken aufbewahret wird.

---

*) s. die Note auf S. 172.

Bald darauf verließ ich Gibraltar wieder und kehrte nach England zurück. Dort begegnete mir einer der sonderbarsten Streiche meines ganzen Lebens.

Ich mußte nach Wapping hinuntergehen, um verschiedene Sachen einschiffen zu sehen, die ich einigen meiner Freunde in Hamburg schicken wollte, und als ich damit fertig war, nahm ich meinen Rückweg über den Tower Wharf. Es war Mittag; ich war schrecklich müde, und die Sonne wurde mir so lästig, daß ich in eine von den Kanonen hineinkroch, um dort ein bißchen auszuruhen. Kaum war ich darin, so fiel ich auch sogleich in den tiefsten Schlaf. Nun war es gerade der vierte Junius*), und um ein Uhr wurden alle Kanonen zum Andenken dieses Tages abgefeuert. Sie waren am Morgen geladen, und da niemand mich hier vermuten konnte, so wurde ich über die Häuser an der entgegengesetzten Seite des Flusses weg in den Hof eines Pächters zwischen Bermondsey und Deptford geschossen. Hier fiel ich auf einen großen Heuhaufen nieder und blieb — wie aus der großen Betäubung leicht begreiflich wird — ohne aufzuwachen liegen. Ungefähr nach drei Monaten wurde das Heu so erschrecklich teuer, daß der Pächter einen guten Schnitt zu machen dachte, wenn er jetzt seinen Vorrat losschlüge. Der Haufen, auf dem ich lag, war der größte auf dem Hofe und hielt wenigstens fünfhundert Fuder. Mit ihm wurde also bei dem Aufladen der Anfang gemacht. Durch das Lärmen der Leute, die ihre Leitern angelegt hatten und auf den Haufen hinaufsteigen wollten, wachte ich auf. Noch halb im Schlaf, und ohne zu wissen, wo ich war, wollte ich weglaufen und stürzte herunter auf den Eigentümer des Heues. Ich selbst litt durch diesen Fall nicht den geringsten Schaden, der Pächter aber einen desto größeren; er blieb tot unter mir liegen, denn ich hatte unschuldigerweise ihm das Genick gebrochen. Zu meiner großen Beruhigung hörte ich nachher, daß der Kerl ein abscheulicher Jude war, der immer mit den Früchten seiner Ländereien so lange zurückhielt, bis erst bittere Teuerung einriß, und er mit übermäßigem Profit sie verkaufen konnte; so daß also sein gewaltsamer Tod für ihn gerechte Strafe und für das Publikum wahre Wohltat war.

Wie sehr ich übrigens erstaunte, als ich wieder völlig zu mir selbst kam und nach langem Besinnen meine gegenwärtigen Gedanken an die anknüpfte, mit denen ich vor drei Monaten eingeschlafen war: und wie groß die Verwunderung meiner Freunde in London war, als ich nach vielen vergeblichen Nachforschungen auf einmal wieder erschien, — das können Sie, meine Herren, sich leicht vorstellen.

Nun lassen Sie uns erst ein Gläschen trinken, und dann erzähle ich Ihnen noch ein paar meiner See-Abenteuer.

*) Der Geburtstag des regierenden Königs. (B.)

Achtes See-Abenteuer.

Ohne Zweifel haben Sie von der letzten nördlichen Entdeckungsreise des Kapitäns Phipps — gegenwärtigen Lord Mulgrave*) — gehört. Ich begleitete den Kapitän — nicht als Offizier, sondern als Freund. — Da wir unter einen ziemlich hohen Grad nördlicher Breite gekommen waren, nahm ich mein Teleskop, mit dem ich Sie bei der Geschichte meiner Reise nach Gibraltar schon bekannt gemacht habe, und betrachtete die Gegenstände, die ich nun um mich hatte. — Denn, im Vorbeigehen gesagt, ich halte es immer für gut, sich von Zeit zu Zeit einmal umzusehen, vorzüglich auf Reisen. — Ungefähr eine halbe Meile von uns schwamm ein Eisgebirge, das weit höher als unsere Maste war, und auf demselben sah ich zwei weiße Bären, die meiner Meinung nach in einem hitzigen Zweikampfe begriffen waren. Ich hing sogleich mein Gewehr um und machte mich zu dem Eise hin, fand aber, als ich erst auf den Gipfel desselben gekommen war, einen unaussprechlich mühsamen und gefahrvollen Weg. Oft mußte ich über schreckliche Abgründe springen, und an anderen Stellen war die Oberfläche so glatt wie ein Spiegel, so daß meine Bewegung ein beständiges Fallen und Aufstehen war. Doch endlich kam ich so weit, daß ich die Bären erreichen konnte, und zugleich sah ich auch, daß sie nicht miteinander kämpften, sondern nur spielten. Ich überrechnete schon den Wert ihrer Felle — denn jeder war wenigstens so groß als ein gut gemästeter Ochse! — allein indem ich eben mein Gewehr anlegen wollte, glitschte ich mit dem rechten Fuße aus, fiel rückwärts nieder und verlor durch die Heftigkeit des Schlages, den ich tat, auf eine kleine halbe Stunde alles Bewußtsein. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich erwachte und fand, daß eins von den ebengenannten Ungeheuern mich herum auf mein Gesicht gedreht hatte und gerade den Bund meiner neuen ledernen Hose packte. Der obere Teil meines Leibes steckte unter seinem Bauche, und meine Beine standen voraus. Gott weiß, wohin mich die Bestie geschleppt hätte; aber ich kriegte mein Taschenmesser heraus — dasselbe, was Sie hier sehen —, hackte in seinen linken Hinterfuß und schnitt ihm drei von seinen Zehen ab. Nun ließ er mich sogleich fallen und brüllte fürchterlich. Ich nahm mein Gewehr auf, feuerte auf ihn, sowie er weglief, und plötzlich fiel er nieder. Mein Schuß hatte nun zwar eins von diesen blutdürstigen Tieren auf ewig eingeschläfert, aber mehrere Tausende, die in dem Umkreise von einer halben Meile auf dem Eise lagen und schliefen, aufgeweckt.

*) Constantin John Phipps Lord Mulgrave, englischer Seefahrer (1744—1792) gelangte 1773 auf seiner Polarexpedition im Norden von Spitzbergen bis 80° 48′ nördl. Breite.

Alle miteinander kamen sporenstreichs angelaufen. Zeit war nicht zu verlieren. Ich aber war verloren, oder ein schneller Einfall mußte mich retten. — Er kam. — Etwa in der Hälfte der Zeit, die ein geübter Jäger braucht, um einem Hasen den Balg abzustreifen, zog ich dem toten Bären seinen Rock aus, wickelte mich hinein und steckte meinen Kopf gerade unter den seinigen. Kaum war ich fertig, so versammelte sich die ganze Herde um mich herum. Mir wurde heiß und kalt unter meinem Pelze. Indes meine List gelang mir vortrefflich. Sie kamen, einer nach dem anderen, berochen mich und hielten mich augenscheinlich für einen Bruder Petz. Es fehlte mir auch nichts als die Größe, um ihnen vollkommen gleich zu sein, und verschiedene Junge unter ihnen waren nicht viel größer als ich. Als sie alle mich und den Leichnam ihres verschiedenen Gefährten berochen hatten, schienen wir sehr gesellig zu werden; auch konnte ich alle ihre Handlungen so ziemlich nachmachen, nur im Brummen, Brüllen und Balgen waren sie meine Meister. So sehr ich aber wie ein Bär aussah, so war ich doch noch Mensch: — ich fing an zu überlegen, wie ich die Vertraulichkeit, die zwischen mir und diesen Tieren sich erzeugt hatte, wohl auf das vorteilhafteste nützen könnte.

Ich hatte ehedem von einem alten Feldscher gehört, daß eine Wunde im Rückgrat augenblicklich tödlich sei. Hierüber beschloß ich nun einen Versuch anzustellen. Ich nahm mein Messer wieder zur Hand und stieß es dem größten Bären nahe bei den Schultern in den Nacken. Allerdings war dies ein sehr gewagter Streich, und es war mir auch nicht wenig bange. Denn das war ausgemacht: überlebte die Bestie den Stoß, so war ich in Stücken zerrissen. Allein mein Versuch gelang glücklich; der Bär fiel tot zu meinen Füßen nieder, ohne einmal zu mucksen. Nun nahm ich mir vor, allen übrigen auf eben die Art den Rest zu geben, und dies wurde mir auch gar nicht schwer; denn, ob sie gleich ihre Brüder zur Rechten und zur Linken fallen sahen, so hatten sie doch kein Arg daraus. Sie dachten weder an die Ursache noch an die Wirkung des Niedersinkens, und das war ein Glück für sie und für mich. — Als ich sie alle tot vor mir liegen sah, kam ich mir vor wie Simson, als er die Tausende geschlagen hatte.

Die Sache kurz zu machen, ich ging nach dem Schiffe zurück, und bat mir drei Teile des Volkes aus, die mir helfen mußten, die Felle abzustreifen und die Schinken an Bord zu tragen. Wir waren in wenig Stunden damit fertig und beluden das ganze Schiff damit. Was übrig blieb, wurde in das Wasser geworfen, ungeachtet ich nicht zweifle, daß es, gehörig eingesalzen, ebensogut schmecken würde als die Keulen.

Sobald wir zurückkamen, schickte ich einige Schinken, im Namen des Kapitäns, an die Lords von der Admiralität, andere an die Lords

von der Schatzkammer, etliche an den Lordmayor und den Stadtrat von London, einige wenige an die Handlungsgesellschaften und die übrigen an meine besonderen Freunde. Von allen Orten bezeugte man mir den wärmsten Dank, die City aber erwiderte mein Geschenk auf eine sehr nachdrückliche Art, nämlich durch eine Einladung, jährlich an dem Wahltage des Lordmayor auf dem Rathause zu speisen.

Die Bärenfelle schickte ich an die Kaiserin von Rußland als Winterpelze für Ihre Majestät und ihren Hof. Sie dankte mir dafür in einem eigenhändigen Briefe, den sie mir durch einen außerordentlichen Gesandten überschickte, und worin sie mir anbot, mit ihr die Ehre ihres Bettes und ihre Krone zu teilen. Allein da mich's eben nie sehr nach königlicher Würde gelüstet hat, so lehnte ich Ihrer Majestät Gnade in den feinsten Ausdrücken ab. Ebenderselbe Ambassadeur, der mir das kaiserliche Schreiben brachte, hatte auch den Auftrag, zu warten und Ihrer Majestät meine Antwort persönlich zurückzubringen. Ein zweiter Brief, den ich bald nachher von der Kaiserin erhielt, überzeugte mich von der Stärke ihrer Leidenschaft und der Erhabenheit ihres Geistes. — Ihre letzte Krankheit kam, wie sie — die zärtliche Seele! — sich in einer Unterredung mit dem Fürsten Dolgoroucki zu erklären geruhte — allein von meiner Grausamkeit her. Ich weiß nicht, was die Damen an mir finden; aber die Kaiserin ist nicht die einzige ihres Geschlechts, die mir vom Throne ihre Hand anbot.

Einige Leute haben die Verleumdung ausgestreuet, Kapitän Phipps sei auf seiner Reise nicht so weit gegangen, als er wohl hätte tun können. Allein hier ist es meine Schuldigkeit, ihn zu verteidigen. Unser Schiff war auf einem recht guten Wege, bis ich es mit einer solchen ungeheuren Menge von Bärenfellen und Schinken belud, daß es Tollheit gewesen sein würde, einen Versuch zu machen, weiter zu gehen; da wir nun kaum imstande waren, nur gegen einen etwas frischen Wind zu segeln, geschweige gegen jene Gebirge von Eis, die in den höheren Breiten liegen.

Der Kapitän hat seitdem oft erklärt, wie unzufrieden er sei, daß er keinen Anteil an dem Ruhme dieses Tages habe, den er sehr emphatisch den Bärenselltag nennt. Dabei beneidet er mich nicht wenig wegen der Ehre dieses Sieges und sucht auf alle Art und Weise dieselbe zu schmälern. Wir haben uns schon öfter hierüber gezankt und sind auch jetzt noch über den Fuß gespannt. Unter anderen behauptet er geradezu, ich dürfe mir das nicht zum Verdienst anrechnen, daß ich die Bären betrogen habe, da ich mit einem ihrer Felle bedeckt gewesen sei; er hätte ohne Maske unter sie gehen wollen, und sie hätten ihn doch für einen Bären halten sollen.

Dies ist nun freilich ein Punkt, den ich für allzu zart und spitz halte, als daß ein Mann, der auf gefällige Sitten Anspruch macht, mit irgend jemand, am allerwenigsten mit einem edlen Pair, darüber streiten darf.

Neuntes See-Abenteuer.

Eine andere Seereise machte ich von England aus mit dem Kapitän Hamilton. Wir gingen nach Ostindien. Ich hatte einen Hühnerhund bei mir, der, wie ich im eigentlichsten Sinne behaupten konnte, nicht mit Gold aufzuwiegen war; denn er betrog mich nie. Eines Tages, da wir nach den besten Beobachtungen, die wir machen konnten, wenigstens noch dreihundert Meilen vom Lande entfernt waren, markierte mein Hund. Ich sah ihn fast eine volle Stunde mit Erstaunen an und sagte den Umstand dem Kapitän und jedem Offizier an Bord und behauptete, wir müßten dem Lande nahe sein, denn mein Hund witterte Wild. Dies verursachte ein allgemeines Gelächter, durch das ich mich aber in der guten Meinung von meinem Hunde gar nicht irre machen ließ.

Nach vielem Streiten für und wider die Sache erklärte ich endlich dem Kapitän mit der größten Festigkeit, daß ich zu der Nase meines Tray mehr Zutrauen habe als zu den Augen aller Seeleute am Bord, und schlug ihm daher kühn eine Wette von hundert Guineen vor — der Summe, die ich für diese Reise akkordiert hatte — wir würden in der ersten halben Stunde Wild finden.

Der Kapitän — ein herzensguter Mann — fing wieder an zu lachen und ersuchte Herrn Crawford, unseren Schiffschirurgus, mir den Puls zu fühlen. Er tat es und berichtete, ich wäre vollkommen gesund. Darauf entstand ein Geflüster zwischen beiden, wovon ich indes das meiste deutlich verstand.

„Er ist nicht recht bei Sinnen," sagte der Kapitän, „ich kann mit Ehre die Wette nicht annehmen."

„Ich bin ganz der entgegengesetzten Meinung," erwiderte der Chirurgus. „Es fehlt ihm nicht das mindeste. Nur er verläßt sich mehr auf den Geruch seines Hundes als auf den Verstand jedes Offiziers am Bord. — Verlieren wird er auf alle Fälle, aber er verdient es auch."

„Solch eine Wette," fuhr der Kapitän fort, „kann von meiner Seite niemals so ganz redlich sein. Indes, es wird desto rühmlicher für mich sein, wenn ich ihm nachher das Geld wieder zurückgebe."

Während dieser Unterredung blieb Tray immer in derselben Stellung und bestärkte mich noch mehr in meiner Meinung. Ich schlug die Wette zum zweiten Male vor, und sie wurde angenommen.

Kaum war Topp und Topp auf beiden Seiten gesagt, als einige Matrosen, die in dem langen Boote, das an dem Hinterteile des Schiffes befestigt war, fischten, einen außerordentlich großen Hai erlegten, den sie auch sogleich an Bord brachten. Sie fingen an den Fisch aufzuschneiden, und — siehe — da fanden wir nicht weniger als sechs Paar lebendige Rebhühner in dem Magen dieses Tieres.

Die armen Geschöpfe waren schon so lange in dieser Lage gewesen, daß eine von den Hennen auf fünf Eiern saß, wovon eins gerade ausgebrütet war, als der Hai geöffnet wurde.

Diesen jungen Vogel zogen wir mit einem Wurfe kleiner Katzen auf, die wenige Minuten vorher zur Welt gekommen waren. Die alte Katze hatte ihn so lieb als eines ihrer vierbeinigen Kinder und tat immer erstaunend übel, wenn das Huhn etwas zu weit wegflog und nicht gleich wieder zurückkommen wollte. — Unter den übrigen Rebhühnern hatten wir vier Hennen, von denen immer eine oder mehrere saßen, so daß wir während unserer ganzen Reise beständig einen Überfluß von Wildbret auf des Kapitäns Tafel hatten. — Dem armen Tray ließ ich, zum Danke für die hundert Guineen, die ich durch ihn gewonnen hatte, täglich die Knochen geben und bisweilen auch einen ganzen Vogel.

Zehntes See-Abenteuer.

Eine zweite Reise nach dem Monde.

Ich habe Ihnen, meine Herren, schon ehemals von einer kleinen Reise erzählt, die ich nach dem Monde machte, um meine silberne Axt wieder zu holen. Ich kam nachher noch einmal auf eine viel angenehmere Art dahin, und blieb lange genug daselbst, um von verschiedenen Dingen mich gehörig zu unterrichten, die ich Ihnen nun so genau, als mein Gedächtnis mir erlaubt, beschreiben will.

Ein weitläuftiger Verwandter von mir hatte sich die Grille in den Kopf gesetzt, es müßte notwendig ein Volk geben, das dem an Größe gleich käme, welches Gulliver in dem Königreiche Brobdignag gefunden haben will.*) Dies aufzusuchen, ging er auf eine Entdeckungsreise aus und bat mich, ihn zu begleiten. Ich meines Orts hatte nun zwar jene Erzählung nie für etwas mehr gehalten als für ein gutes Märchen und glaubte so wenig an ein Brobdignag als an ein Eldorado; indes der Mann hatte mich zum Erben eingesetzt, und ich war ihm also wieder Gefälligkeiten schuldig. Wir kamen auch glücklich nach der Südsee, ohne daß uns irgend etwas aufstieß, das

*) Anspielung auf Jonathan Swifts (1667—1745) berühmten Roman „Gullivers Travels" (1726 ff.)

verdiente angeführt zu werden, außer einige fliegende Männer und Weiber, die in der Luft Menuett tanzten oder Springerkünste machten, und dergleichen Kleinigkeiten.

Den achtzehnten Tag, nachdem wir bei der Insel Otaheiti vorbeigekommen waren, führte ein Orkan unser Schiff wenigstens tausend Meilen von der Oberfläche des Wassers weg und hielt es eine geraume Zeit in dieser Höhe. Endlich füllte ein frischer Wind unsere Segel, und nun ging's mit unglaublicher Geschwindigkeit fort. Sechs Wochen waren wir über den Wolken gereiset, als wir ein großes Land entdeckten, rund und glänzend, gleichsam eine schimmernde Insel. Wir liefen in einen bequemen Hafen ein, gingen an das Ufer und fanden das Land bewohnt. Unter uns sahen wir eine andere Erde mit Städten, Bäumen, Bergen, Flüssen, Seen u. s. w., das, wie wir vermuteten, die Welt war, die wir verlassen hatten. — Im Monde — denn das war die schimmernde Insel, an der wir gelandet hatten — sahen wir große Gestalten, die auf Geiern ritten, von denen jeder drei Köpfe hatte. Um Ihnen einen Begriff von der Größe dieser Vögel zu geben, muß ich Ihnen sagen, daß die Entfernung von einem Ende ihres Flügels bis zum anderen sechsmal so lang war als das längste Segeltau an unserem Schiffe. — Anstatt wir nun in dieser Welt auf Pferden reiten, fliegen die Einwohner des Mondes auf diesen Vögeln umher.

Der König hatte gerade einen Krieg mit der Sonne. Er bot mir eine Offizierstelle an; allein ich verbat mir die Ehre, die Seine Majestät mir zudachte.

Alles ist in dieser Welt außerordentlich groß, eine gewöhnliche Fliege z. B. ist nicht viel kleiner als eines unserer Schafe. Die vorzüglichsten Waffen, deren sich die Einwohner des Mondes im Kriege bedienen, sind Rettiche, die wie Wurfspieße gebraucht werden, und den, der damit verwundet wird, augenblicklich töten. Ihre Schilde sind aus Pilzen gemacht, und wenn die Zeit der Rettiche vorbei ist, so vertreten Spargelstengel ihre Stelle.

Ich sah auch hier einige von den Eingeborenen des Hundssterns, die der Handlungsgeist zu dergleichen Streifereien verleitet. Diese haben ein Gesicht wie große Bullenbeißer. Ihre Augen stehen zu beiden Seiten der Spitze oder vielmehr des unteren Endes ihrer Nase. Sie haben keine Augenlider, sondern bedecken ihre Augen, wenn sie schlafen gehen, mit ihrer Zunge. Gewöhnlich sind sie zwanzig Fuß hoch; von den Einwohnern des Mondes aber ist keiner unter sechsunddreißig Fuß. Der Name, den die letzteren führen, ist etwas sonderbar. Sie heißen nicht Menschen, sondern kochende Geschöpfe, weil sie ebenso wie wir ihre Speisen beim Feuer zurecht machen. Übrigens nimmt ihnen das Essen sehr wenig Zeit weg; denn sie

öffnen nur die linke Seite und schieben die ganze Portion auf einmal in den Magen hinein; dann schließen sie wieder zu, bis nach Verfluß eines Monats derselbe Tag wiederkommt. Sie haben mithin das ganze Jahr hindurch nicht mehr als zwölf Mahlzeiten — eine Einrichtung, die jeder, der kein Fresser oder Schlemmer ist, der unseren weit vorziehen muß.

Die Freuden der Liebe sind im Monde gänzlich unbekannt; denn sowohl unter den kochenden Geschöpfen als allen übrigen Tieren gibt es nur ein einziges Geschlecht. Alles wächst auf Bäumen, die aber nach ihren verschiedenen Früchten auch an der Größe und den Blättern sich sehr voneinander unterscheiden. Diejenigen, auf denen die kochenden Geschöpfe oder die Menschen wachsen, sind viel schöner als die anderen, haben große, gerade Äste und fleischfarbene Blätter, und ihre Frucht besteht in Nüssen, die sehr harte Schalen haben und wenigstens sechs Fuß lang sind. Wenn diese reif sind, welches man an der Veränderung ihrer Farbe sehen kann, so werden sie mit großer Sorgfalt gepflückt und so lange, als man es für gut findet, aufgehoben. Will man nun den Samen dieser Nüsse lebendig haben, so wirft man sie in einen großen Kessel kochenden Wassers, und in wenigen Stunden öffnen sich die Schalen, und das Geschöpf springt heraus.

Ihr Geist ist immer schon, ehe sie in die Welt kommen, von der Natur zu einer besonderen Bestimmung gebildet. Aus einer Schale kommt ein Soldat, aus einer anderen ein Philosoph, aus einer dritten ein Gottesgelehrter, aus einer vierten ein Jurist, aus einer fünften ein Pächter, aus einer sechsten ein Bauer u. s. f.; und jeder fängt sogleich an, sich in der Ausübung dessen, was er vorher bloß theoretisch wußte, vollkommen zu machen. — Der Schale mit Gewißheit anzusehen, was in ihr steckt, ist sehr schwer; doch machte ein lunarischer Theolog zu meiner Zeit mächtigen Lärmen, er sei im Besitze dieses Geheimnisses. Man achtete aber wenig auf ihn und hielt ihn durchgängig für krank.

Wenn die Leute im Monde alt werden, so sterben sie nicht, sondern lösen sich in Luft auf und verfliegen wie Rauch.

Trinken haben sie nicht nötig; denn es finden gar keine Ausleerungen bei ihnen statt, ausgenommen durch das Aushauchen. Sie haben nur einen Finger an jeder Hand, mit dem sie alles tun können, so gut oder noch besser als wir, die wir außer dem Daumen viere haben.

Ihren Kopf haben sie unter dem rechten Arm, und wenn sie auf eine Reise oder an eine Arbeit gehen, bei der sie sich heftig bewegen müssen, so lassen sie ihn gemeiniglich zu Hause; denn um Rat fragen können sie ihn, sie mögen von ihm entfernt sein, so weit

sie wollen. Auch pflegen die Vornehmen unter den Mondbewohnern, wenn sie gern wissen möchten, was unter dem gemeinen Volke vorgeht, nicht unter dasselbe sich zu begeben. Sie bleiben zu Hause, d. h. der Körper bleibt zu Hause und schickt nur den Kopf aus, der inkognito gegenwärtig sein kann und dann nach Gefallen seines Herrn mit der eingezogenen Kundschaft zurückkehrt.

Die Traubenkerne im Monde sind vollkommen unserem Hagel ähnlich, und ich bin fest überzeugt, daß, wenn ein Sturm im Monde die Trauben von ihren Stielen abschlägt, die Kerne dann auf unsere Erde herunterfallen und den Hagel bilden. Ich glaube auch, daß diese meine Bemerkung manchem Weinverkäufer schon lange bekannt sein muß; wenigstens habe ich öfter Wein bekommen, der aus Hagelkörnern gemacht zu sein schien und vollkommen so schmeckte wie der Mondwein.

Einen merkwürdigen Umstand hätte ich bald vergessen. — Der Bauch tut den Leuten im Monde ganz die Dienste, die uns ein Ranzen tut; sie stecken in ihn hinein, was sie nötig haben, und schließen ihn ebenso wie ihren Magen nach Belieben auf und zu; denn mit Gedärmen, Leber, Herz und anderen Eingeweiden sind sie nicht beschwert, ebensowenig als mit Kleidern; sie haben aber auch kein Glied an ihrem ganzen Körper, das ihnen die Schamhaftigkeit zu bedecken geböte.

Ihre Augen können sie nach Gefallen herausnehmen und einsetzen und ebensogut damit sehen, wenn sie in ihrem Kopfe, als wenn sie in ihrer Hand sind. Verlieren oder beschädigen sie zufälligerweise eines, so können sie ein anderes borgen oder kaufen und dasselbe so gut gebrauchen als ihr eigenes. Man trifft daher allenthalben im Monde Leute an, die mit Augen handeln; und in dieser einzigen Sache haben alle Einwohner durchaus ihre Grillen; bald sind grüne, bald gelbe Augen Mode.

Ich gestehe, diese Dinge klingen seltsam; aber ich stelle es jedem, der den geringsten Zweifel hat, frei, selbst nach dem Monde zu gehen und sich zu überzeugen, daß ich der Wahrheit so treu geblieben bin als vielleicht nur wenig andere Reisende.

Reise durch die Welt

nebst anderen merkwürdigen Abenteuern.

Wenn ich Ihren Augen trauen darf, meine Herren, so möchte ich wohl eher müde werden, Ihnen sonderbare Begebenheiten meines Lebens zu erzählen, als Sie, mich anzuhören. Ihre Gefälligkeit ist mir zu schmeichelhaft, als daß ich, wie ich mir vorgenommen

hatte, mit meiner Reise nach dem Monde meine Erzählung schließen sollte. Hören Sie also, wenn es Ihnen beliebt, noch eine Geschichte, die an Glaubwürdigkeit der letzteren gleichkommt, an Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit sie vielleicht noch übertrifft.

Brydones Reisen nach Sizilien*), die ich mit ungemeinem Vergnügen durchlesen habe, machten mir Lust, den Berg Ätna zu besuchen. Auf meinem Wege dahin stieß mir nichts Merkwürdiges auf. Ich sage mir, denn mancher andere hätte wohl manches äußerst merkwürdig gefunden und zum Ersatz der Reisekosten umständlich dem Publikum erzählt, was mir alltägliche Kleinigkeit war, womit ich keines ehrlichen Mannes Geduld ermüden mag.

Eines Morgens reisete ich früh aus einer am Fuße des Berges gelegenen Hütte ab, fest entschlossen, auch wenn es auf Kosten meines Lebens geschehen sollte, die innere Einrichtung dieser berühmten Feuerpfanne zu untersuchen und auszuforschen. Nach einem mühseligen Wege von drei Stunden befand ich mich auf der Spitze des Berges. Er tobte damals gerade und hatte schon drei Wochen getobt. Wie er unter den Umständen aussieht, das ist schon so oft geschildert worden, daß, wenn Schilderungen es darstellen können, ich auf alle Fälle zu spät komme; und wenn sie, wie ich aus Erfahrung sagen darf, es nicht können, so wird es am besten getan sein, wenn nicht auch ich über den Versuch einer Unmöglichkeit die Zeit verliere und Sie die gute Laune.

Ich ging dreimal um den Krater herum — den Sie sich als einen ungeheuren Trichter vorstellen können — und da ich sah, daß ich dadurch wenig oder nichts klüger wurde, so faßte ich kurz und gut den Entschluß hineinzuspringen. Kaum hatte ich dies getan, so befand ich mich auch in einem verzweifelt warmen Schwitzkasten, und mein armer Leichnam wurde durch die rotglühenden Kohlen, die beständig heraufschlugen, an mehreren Teilen, edlen und unedlen, jämmerlich gequetscht und verbrannt.

So stark übrigens die Gewalt war, mit der die Kohlen heraufgeschmissen wurden, so war doch die Schwere, mit der mein Körper heruntersank, ein beträchtliches größer, und ich kam in kurzer Zeit glücklicherweise auf den Grund. Das erste, was ich gewahr wurde, war abscheuliches Poltern, Lärmen, Schreien und Fluchen, das rings um mich zu sein schien. — Ich schlug die Augen auf, und siehe da! — ich war in der Gesellschaft Vulkans und seiner Cyklopen. Diese Herren — die ich in meinem weisen Sinne längst ins Reich der Lügen verwiesen hatte — hatten sich seit drei Wochen über Ordnung und

*) Des englischen Physikers Patrick Brydone's (ca. 1740—1818) „Tour through Sicily and Malta“ (2 Bde., London 1773) war wegen der lebhaften Darstellung ein damals sehr beliebtes Buch.

Subordination gezankt, und davon war der Unfug in die Oberwelt gekommen. Meine Erscheinung stellte auf einmal unter der ganzen Gesellschaft Friede und Eintracht her. Vulkan hinkte sogleich nach seinem Schranke hin und holte Pflaster und Salben, die er mir mit eigener Hand auflegte; und in wenigen Augenblicken waren meine Wunden geheilt. Auch setzte er mir einige Erfrischungen vor, eine Flasche Nektar und andere kostbare Weine, wie nur Götter und Göttinnen zu kosten kriegen. Sobald ich mich etwas erholt hatte, stellte er mich seiner Gemahlin, der Venus, vor, und befahl ihr, mir jede Bequemlichkeit zu verschaffen, die meine Lage forderte. Die Schönheit des Zimmers, in das sie mich führte; die Wollust des Sofas, auf das sie mich setzte; der göttliche Zauberreiz ihres ganzen Wesens; die Zärtlichkeit ihres weichen Herzens — alles das ist weit über allen Ausdruck der Sprache erhaben, und schon der Gedanke daran macht mich schwindeln.

Vulkan gab mir eine sehr genaue Beschreibung von dem Berge Ätna. Er sagte mir, daß derselbe nichts als eine Aufhäufung der Asche wäre, die aus seiner Esse ausgeworfen würde; daß er häufig ögentigt wäre, seine Leute zu strafen; daß er ihnen dann im Zorn rotglühende Kohlen auf den Leib würfe, die sie oft mit großer Geschicklichkeit parierten und in die Welt hinausschmissen, um sie ihm aus den Händen zu bringen. Unsere Uneinigkeiten, fuhr er fort, dauern bisweilen mehrere Monate, und die Erscheinungen, die sie auf der Welt veranlassen, sind das, was ihr Sterbliche, wie ich finde, Ausbrüche nennet. Der Berg Vesuv ist gleichfalls eine meiner Werkstätten, zu der mich ein Weg führt, der wenigstens dreihundertundfünfzig Meilen unter der See hinläuft. — Ähnliche Uneinigkeiten bringen auch dort ähnliche Ausbrüche hervor.

Gefiel mir der Unterricht des Gottes, so gefiel mir noch mehr die Gesellschaft seiner Gemahlin, und ich würde vielleicht nie diese unterirdischen Paläste verlassen haben, wenn nicht einige geschäftige schadenfrohe Schwätzer Vulkan einen Floh ins Ohr gesetzt und ein heftiges Feuer der Eifersucht in seinem gutmütigen Herzen angeblasen hätten. — Ohne mir vorher nur den geringsten Wink zu geben, nahm er mich eines Morgens, als ich eben der Göttin bei ihrer Toilette aufwarten wollte, trug mich in ein Zimmer, das ich niemals noch gesehen hatte, hielt mich über einen tiefen Brunnen, wie es mir vorkam, und: „Undankbarer Sterblicher," sagte er, „kehre zurück zu der Welt, von der du kamst." Mit diesen Worten ließ er mich, ohne mir einen Augenblick Zeit zur Verteidigung zu geben, mitten in den Abgrund hinunterfallen. Ich fiel und fiel mit immer zunehmender Geschwindigkeit, bis die Angst meiner Seele mir endlich alle Besinnung nahm. Plötzlich aber wurde ich aus meiner Ohn-

macht aufgeweckt, indem ich auf einmal in eine ungeheure See von Wasser kam, die durch die Strahlen der Sonne erleuchtet wurde. Ich konnte von meiner Jugend auf gut schwimmen und alle möglichen Wasserkünste machen. Daher war ich gleich wie zu Hause, und in Vergleichung mit der fürchterlichen Lage, aus der ich eben befreit war, kam mir meine gegenwärtige wie ein Paradies vor. — Ich sah mich auf allen Seiten um, sah aber leider auf allen Seiten nichts als Wasser; auch unterschied sich das Klima, unter dem ich mich nun befand, sehr unbehaglich von Meister Vulkans Esse. Endlich entdeckte ich in einiger Entfernung etwas, das wie ein erstaunlich großer Felsen aussah und auf mich zuzukommen schien. Bald zeigte sich's, daß es eines der schwimmenden Eisgebirge war. Nach langem Suchen fand ich endlich eine Stelle, an der ich auf dasselbe hinauf und bis zur obersten Spitze kommen konnte. Allein zu meiner größten Verzweiflung war es mir auch von hier aus noch unmöglich, Land zu entdecken. Endlich, kurz vor Dunkelwerden, sah ich ein Schiff, das gegen mich zufuhr. Sobald ich nahe genug war, rief ich; man antwortete mir holländisch; ich sprang in die See, schwamm zu dem Schiffe hin und wurde an Bord gezogen. Ich erkundigte mich, wo wir wären, und erhielt die Antwort: im Südmeer. Diese Entdeckung löste auf einmal das ganze Rätsel. Es war nun ausgemacht, daß ich von dem Berge Ätna durch den Mittelpunkt der Erde in die Südsee gefallen war; ein Weg, der auf alle Fälle kürzer ist als der um die Welt. Noch hatte ihn niemand versucht als ich, und mache ich ihn wieder, so werde ich gewiß sorgfältigere Beobachtungen anstellen.

Ich ließ mir einige Erfrischungen geben und ging zu Bette. Ein grobes Volk aber ist es um die Holländer. Ich erzählte meine Abenteuer den Offizieren, ebenso aufrichtig und simpel als Ihnen, meine Herren, und einige davon, vorzüglich der Kapitän, machten Miene, als zweifelten sie an meiner Wahrhaftigkeit. Indes sie hatten mich freundschaftlich in ihr Schiff genommen, ich mußte durchaus von ihrer Gnade leben und folglich, wollte ich wohl oder übel, den Schimpf in die Tasche stecken.

Ich erkundigte mich nun, wohin ihre Reise ginge. Sie antworteten mir, sie wären auf neue Entdeckungen ausgefahren, und wenn meine Erzählung wahr wäre, so sei ihre Absicht auf alle Fälle erreicht. Wir waren nun gerade auf dem Wege, den Kapitän Cook*) gemacht hatte, und kamen den anderen Morgen nach der Botany-Bai — ein Ort, nach dem die englische Regierung wahrhaftig nicht Spitzbuben schicken sollte, um sie zu strafen, sondern verdiente Männer, um sie

*) James Cook, der berühmte Weltumsegler, geb. 1728, wurde 1779 von den Wilden zu Owaihi erschlagen.

zu belohnen, so reichlich hat hier die Natur ihre besten Geschenke ausgeschüttet.

Wir blieben hier nur drei Tage; den vierten nach unserer Abreise entstand ein fürchterlicher Sturm, der in wenig Stunden alle unsere Segel zerriß, unser Bugspriet zersplitterte und die große Bramstange umlegte, die gerade auf das Behältnis fiel, in dem unser Kompaß verschlossen war, und das Kästchen und den Kompaß in Stücken schlug. Jedermann, der zur See gewesen ist, weiß, von welchen traurigen Folgen ein solcher Verlust ist. Wir wußten nun weder aus noch ein. Endlich legte sich der Sturm, und es folgte ein anhaltender munterer Wind. Drei Monate waren wir gefahren, und notwendig mußten wir eine ungeheure Strecke Weges zurückgelegt haben, als wir auf einmal an allem, was um uns war, eine erstaunliche Veränderung bemerkten. Wir wurden so leicht und froh; unsere Nasen wurden mit den angenehmsten Balsamdüften erfüllt; auch die See hatte ihre Farbe verändert und war nicht mehr grün, sondern weiß.

Bald nach dieser wundervollen Veränderung sahen wir Land und nicht weit von uns einen Hafen, auf den wir zusegelten und den wir sehr geräumig und tief fanden. Statt des Wassers war er mit vortrefflich schmeckender Milch angefüllt. Wir landeten, und — die ganze Insel bestand aus einem großen Käse. Wir hätten dies vielleicht gar nicht entdeckt, wenn uns nicht ein sonderbarer Umstand auf die Spur geholfen hätte. Es war nämlich auf unserem Schiffe ein Matrose, der eine natürliche Antipathie gegen den Käse hatte. Sobald dieser ans Land trat, fiel er in Ohnmacht. Als er wieder zu sich selbst kam, bat er, man möchte doch den Käse unter seinen Füßen wegnehmen, und als man zusah, fand sich's, daß er vollkommen recht hatte, die ganze Insel war, wie gesagt, nichts als ein ungeheurer Käse. Von dem lebten auch die Einwohner größtenteils, und so viel bei Tage verzehrt wurde, wuchs immer des Nachts wieder zu. Wir sahen eine Menge Weinstöcke mit schönen großen Trauben, die, wenn sie gepreßt wurden, nichts als Milch gaben. Die Einwohner waren aufrecht gehende, hübsche Geschöpfe, meistens neun Fuß hoch, hatten drei Beine und einen Arm, und, wenn sie erwachsen waren, auf der Stirn ein Horn, das sie mit vieler Geschicklichkeit brauchten. Sie hielten auf der Oberfläche der Milch Wettläufe und spazierten, ohne zu sinken, mit so vielem Anstande darauf herum, als wir auf einer Wiese.

Auch wuchs auf dieser Insel, oder diesem Käse, eine Menge Korn, mit Ähren, die wie Erdschwämme aussahen, in denen Brote lagen, die vollkommen gar waren und sogleich gegessen werden konnten. Auf unseren Streifereien über diesen Käse entdeckten wir sieben Flüsse von Milch und zwei von Wein.

Nach einer sechzehntägigen Reise kamen wir an das Ufer, das dem, an welchem wir gelandet hatten, gegenüberlag. Hier fanden wir eine ganze Strecke des angegangenen blauen Käse, aus dem die wahren Käseesser so viel Wesens zu machen pflegen. Anstatt daß aber Milben darin gewesen wären, wuchsen die vortrefflichsten Obstbäume darauf, als Pfirsiche, Aprikosen und tausend andere Arten, die wir gar nicht kannten. Auf diesen Bäumen, die erstaunlich groß sind, waren eine Menge Vogelnester. Unter anderen fiel uns ein Eisvogelnest in die Augen, das im Umkreise fünfmal so groß war als das Dach der St. Paulskirche in London. Es war künstlich aus ungeheuren Bäumen zusammengeflochten, und es lagen wenigstens — warten Sie — denn ich mag gern alles genau bestimmen — wenigstens fünfhundert Eier darin, und jedes war ungefähr so groß als ein Oxhoft.*) Die Jungen darin konnten wir nicht nur sehen, sondern auch pfeifen hören. Als wir mit vieler Mühe ein solches Ei aufgemacht hatten, kam ein junges unbefiedertes Vögelchen heraus, das ein gut Teil größer war als zwanzig ausgewachsene Geier. Wir hatten kaum das junge Tier in Freiheit gesetzt, so ließ sich der alte Eisvogel herunter, packte in eine seiner Klauen unseren Kapitän, flog eine Meile weit mit ihm in die Höhe, schlug ihn heftig mit den Flügeln und ließ ihn dann in die See fallen.

Die Holländer schwimmen alle wie die Ratten; er war bald wieder bei uns, und wir kehrten nach unserem Schiffe zurück. Wir nahmen aber nicht den alten Weg und fanden daher auch noch viele ganz neue und sonderbare Dinge. Unter anderen schossen wir zwei wilde Ochsen, die nur ein Horn haben, das ihnen zwischen den beiden Augen herauswächst. Es tat uns nachher leid, daß wir sie erlegt hatten, da wir erfuhren, daß die Einwohner sie zahm machten und, wie wir die Pferde, zum Reiten und Fahren gebrauchen. Ihr Fleisch soll, wie man uns sagte, vortrefflich schmecken, ist aber einem Volke, das bloß von Milch und Käse lebt, gänzlich überflüssig.

Als wir noch zwei Tagereisen von unserem Schiffe entfernt waren, sahen wir drei Leute, die an hohe Bäume bei den Beinen aufgehängt waren. Ich erkundigte mich, was sie begangen hätten, um eine so harte Strafe zu verdienen, und hörte, sie wären in der Fremde gewesen und hätten bei ihrer Zurückkunft nach Hause ihre Freunde belogen und ihnen Plätze beschrieben, die sie nie gesehen, und Dinge erzählt, die sich nie zugetragen hätten. Ich fand die Strafe sehr gerecht, denn nichts ist mehr eines Reisenden Schuldigkeit, als strenge der Wahrheit anzuhängen.

*) Oxhoft (vom engl. hogshead), ein Maß für Wein und Spirituosen, in Preußen = 206 Liter, in Rußland = 221 Liter.

Sobald wir bei unserem Schiffe angelangt waren, lichteten wir die Anker und segelten von diesem außerordentlichen Lande ab. Alle Bäume am Ufer, unter denen einige sehr große und hohe waren, neigten sich zweimal vor uns, genau in einem Tempo, und nahmen dann wieder ihre vorige gerade Stellung an.

Als wir drei Tage umhergesegelt waren, der Himmel weiß wo — denn wir hatten noch immer keinen Kompaß — kamen wir in eine See, welche ganz schwarz aussah. Wir kosteten das vermeinte schwarze Wasser, und siehe! es war der vortrefflichste Wein. Nun hatten wir genug zu hüten, daß nicht alle Matrosen sich darin berauschten. — Allein die Freude dauerte nicht lange. Wenige Stunden nachher fanden wir uns von Walfischen und anderen unermeßlich großen Tieren umgeben, unter denen eines war, dessen Größe wir selbst mit allen Fernröhren, die wir zu Hilfe nahmen, nicht übersehen konnten. Leider wurden wir das Ungeheuer nicht eher gewahr, als bis wir ihm ziemlich nahe waren; und auf einmal zog es unser Schiff mit stehenden Masten und vollen Segeln in seinen Rachen zwischen die Zähne, gegen die der Mast des größten Kriegsschiffes ein kleines Stöckchen ist. Nachdem wir einige Zeit in seinem Rachen gelegen hatten, öffnete es denselben ziemlich weit, schluckte eine unermeßliche Menge Wasser ein und schwemmte unser Schiff, das, wie Sie sich leicht denken können, kein kleiner Bissen war, in den Magen hinunter. Und hier lagen wir nun so ruhig, als wenn wir bei einer toten Windstille vor Anker lägen. Die Luft war, das ist nicht zu leugnen, etwas warm und unbehaglich. — Wir fanden Anker, Taue, Boote, Barken und eine beträchtliche Anzahl Schiffe, teils beladene, teils unbeladene, die dieses Geschöpf verschlungen hatte. Alles, was wir taten, mußte bei Fackeln geschehen. Für uns war keine Sonne, kein Mond und keine Planeten mehr. Gewöhnlich befanden wir uns zweimal des Tages auf hohem Wasser und zweimal auf dem Grunde. Wenn das Tier trank, so hatten wir Flut, und wenn es sein Wasser ließ, so waren wir auf dem Grunde. Nach einer mäßigen Berechnung nahm es gemeiniglich mehr Wasser zu sich, als der Genfer See hält, der doch einen Umfang von dreißig Meilen hat.

Am zweiten Tage unserer Gefangenschaft in diesem Reiche der Nacht wagte ich es bei der Ebbe, wie wir die Zeit nannten, wenn das Schiff auf dem Grunde saß, nebst dem Kapitän und einigen Offizieren, eine kleine Streiferei zu tun. Wir hatten uns natürlich alle mit Fackeln versehen und trafen nun gegen zehntausend Menschen aus allen Nationen an. Sie wollten gerade eine Beratschlagung halten, wie sie wohl ihre Freiheit wieder erlangen könnten. Einige von ihnen hatten schon mehrere Jahre in dem Magen des Tieres zugebracht.

Eben als der Präsident uns über die Sache unterrichten wollte, wegen der wir versammelt waren, wurde unser verfluchter Fisch durstig und fing an zu trinken; das Wasser strömte mit solcher Heftigkeit herein, daß wir alle uns augenblicklich nach unseren Schiffen retirieren, oder riskieren mußten, zu ertrinken. Verschiedene von uns retteten sich nur mit genauer Not durch Schwimmen.

Einige Stunden nachher waren wir glücklicher. Sobald sich das Ungeheuer ausgeleert hatte, versammelten wir uns wieder. Ich wurde zum Präsidenten gewählt und tat den Vorschlag, zwei der größten Mastbäume zusammenzufügen, diese, wenn das Ungeheuer den Rachen öffnete, zwischen zu sperren und so das Zuschließen ihm zu verwehren. Dieser Vorschlag wurde allgemein angenommen und hundert starke Männer zu der Ausführung desselben ausgesucht. Kaum hatten wir unsere zwei Mastbäume zurecht gemacht, so bot sich auch eine Gelegenheit an, sie zu gebrauchen. Das Ungeheuer gähnte, und sogleich keilten wir unsere zusammengesetzten Mastbäume dazwischen, so daß das eine Ende durch die Zunge durch, gegen den unteren Gaumen, das andere gegen den oberen stand; wodurch denn wirklich das Zumachen des Rachens ganz unmöglich gemacht war, selbst wenn unsere Masten noch viel schwächer gewesen wären.

Sobald nun alles in dem Magen flott war, bemannten wir einige Boote, die sich und uns in die Welt ruderten. Das Licht des Tages bekam uns nach einer, soviel wir beiläufig rechnen konnten, vierzehntägigen Gefangenschaft, unaussprechlich wohl. — Als wir uns sämtlich aus diesem geräumigen Fischmagen beurlaubt hatten, machten wir gerade eine Flotte von fünfunddreißig Schiffen aus, von allen Nationen. Unsere Mastbäume ließen wir in dem Rachen des Ungeheuers stecken, um andere vor dem schrecklichen Unglücke zu sichern, in diesen fürchterlichen Abgrund von Nacht und Kot eingesperrt zu werden.

Unser erster Wunsch war nun, zu erfahren, in welchem Teile der Welt wir uns befänden, und anfänglich konnten wir darüber gar nicht zur Gewißheit kommen. Endlich fand ich nach vormaligen Beobachtungen, daß wir in der Kaspischen See wären. Da diese See ganz mit Land umgeben ist und keine Verbindung mit anderen Gewässern hat, so war es uns ganz unbegreiflich, wie wir dahin gekommen wären. Doch einer von den Einwohnern der Käfeinsel, den ich mit mir gebracht hatte, gab uns einen sehr vernünftigen Aufschluß darüber. Nach seiner Meinung hatte uns nämlich das Ungeheuer, in dessen Magen wir so lange eingesperrt waren, durch irgend einen unterirdischen Weg hierher gebracht. — Genug, wir waren nun einmal da und freuten uns, daß wir da waren, und machten, daß wir sobald als möglich ans Ufer kamen. Ich war der erste, der landete.

Kaum hatte ich meinen Fuß auf das Trockene gesetzt, so kam ein dicker Bär gegen mich angesprungen. „Ha!“ dacht' ich, „du kommst mir eben recht.“ Ich packte mit jeder Hand eine seiner Vorderpfoten und drückte ihn erst zum Willkommen so herzlich, daß er greulich zu heulen anfing: ich aber, ohne mich dadurch rühren zu lassen, hielt ihn so lange in dieser Stellung, bis ich ihn zu Tode gehungert hatte. Dadurch setzte ich mich bei allen Bären in Respekt, und keiner wagte sich, mir wieder in die Quere zu kommen.

Ich reisete von hier aus nach Petersburg und bekam dort von einem alten Freunde ein Geschenk, was mir außerordentlich teuer war, nämlich einen Jagdhund, der von der berühmten Hündin abstammte, die, wie ich Ihnen schon einmal erzählte, während sie einen Hasen jagte, Junge warf. Leider wurde er mir bald nachher von einem ungeschickten Jäger erschossen, der statt einer Kette Hühner den Hund traf, der sie stand. Ich ließ mir zum Andenken aus dem Felle des Tieres diese Weste hier machen, die mich immer, wenn ich zur Jagdzeit ins Feld gehe, unwillkürlich dahin bringt, wo Wild zu finden ist. Bin ich nun nahe genug, um schießen zu können, so fliegt ein Knopf von meiner Weste weg und fällt auf die Stelle nieder, wo das Tier ist, und da ich immer meinen Hahnen gespannt und Pulver auf meiner Pfanne habe, so entgeht mir nichts. — Ich habe nun, wie Sie sehen, nur noch drei Knöpfe übrig; sobald aber die Jagd wieder aufgeht, soll meine Weste auch wieder mit zwei neuen Reihen besetzt werden.

Besuchen Sie mich alsdann, und an Unterhaltung soll es Ihnen gewiß nicht fehlen. Übrigens für heute empfehle ich mich und wünsche Ihnen angenehme Ruhe.

Inhalt.

Seite

Vorrede des englischen Herausgebers 145
Vorrede zur deutschen Übersetzung 146
Der Freiherr von Münchhausen reiset nach Rußland 148
Verrichtet ein Liebeswerk 148
Erhält eine kräftige Versicherung vom Himmel 148
Bindet sein Pferd aus Irrtum an eine Kirchturmspitze 149
Zerschießt den Halfter und bekommt es wieder 149
Wird von einem Wolfe angefallen 149
Peitschet ihn in ein Pferd . . . 149
Kanonisiert einen alten General . 150
Bedient sich seiner Augen statt des Flintensteines und erlegt auf einen Schuß fünf Paar wilde Enten und verschiedenes anderes Geflügel 152
Fängt die wilden Enten mit Speck 152
Sonderbare Luftfahrt 152
Schießt Hühner mit dem Ladstocke 153
Karbatscht einen Fuchs aus seinem Pelze 153
Schießt zwei wilde Schweine auseinander 153
Fängt einen Keiler und führt ihn nach Hause 154
Betrachtungen über St. Huberts Kreuzhirsch 154
Der Baron schießt einen Hirsch mit Kirschkernen auf den Kopf, wovon ein Baum entsprießt 154
Brennt und sprengt einen Bär auseinander 155
Macht einen sinnreichen Gebrauch von Wasser und Kälte 156
Kehrt einen Wolf um 157
Sein Überrock wird toll 157
Praktische Betrachtungen 157
Glücklicher Ausgang eines unglücklichen Rittes 158
Sein Hund steht vierzehn Tage . 158
Achtbeiniger Hase 159
Sein Windspiel läuft sich die Beine ab 159
Sein Hund wirft Junge, während er einen Hasen jagt 159

Seite

Der Hase setzt Junge, während ihn der Hund verfolgt 159
Der Baron setzt mit einem Pferde zum Fenster hinein, und reitet auf einem Teetische die Schule, ohne weder Kannen noch Tassen zu zerbrechen 160
Praktische Betrachtungen 160
Das Pferd wird in zwei Stücke zerschlagen 162
Was mit dem einen Stücke gemacht wird, und was das andere macht 162
Die beiden Stücke werden zusammengeflickt 163
Lorbeerzweige wachsen hinten aus dem Pferde, und wölben eine Laube, worunter der Baron reitet 163
Der Baron kann nach der Schlacht seinen noch immer hauenden Arm nicht wieder besänftigen . 163
Er reitet auf Kanonenkugeln durch die Luft 163
Setzt mit seinem Pferde durch eine Kutsche mit aufgezogenen Fenstern 164
Reißt sich nebst seinem Pferde selbst an seinem Haarzopfe aus einem Moraste 164
Er gerät in türkische Sklaverei . 164
Zwei Bären fallen eine Biene an 164
Der Baron steigt seiner Axt bis in den Mond nach und kommt zurück 165
Fällt zwei Meilen hoch aus den Wolken 165
Gräbt sich mit seinen Nägeln aus einem neun Klafter tiefen Loche empor 165
Fängt einen Bär auf einer Wagendeichsel 165
Wird wieder nach St. Petersburg ausgeliefert und nimmt seinen Abschied 166
Hilft sich mit seinem Wagen in einem engen Passe vor einem anderen auf eine nicht leicht begreifliche Weise vorbei 166
Närrische Streiche eines Posthorns 167

Des Herrn v. Münchhausen See-Abenteuer.

Seite

Etwas über Neigungen, ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde . . 167
Der Baron reiset nach Ceylon . . 168
Ein Sturm, der nicht seinesgleichen hat, schlägt einen Fürsten tot, der leider seinesgleichen hat . . 169
Löbliche Regierung eines blinden Fürsten 169
Der Baron geht zu Ceylon auf die Jagd, kommt in eine fürchterliche Klemme und wird wunderbar gerettet 170
Denkmal der Tapferkeit des Barons, aufbewahrt im Museum zu Amsterdam 171
Was der Baron von Verschönern der Geschichte seiner Taten hält 171
Zweites See-Abenteuer. Beiläufige Erwähnung eines geschickten englischen Kutschers 171
Gefahr eines Schiffbruchs durch einen Walfisch 172
Ein Matrose wird wunderbarlich durch eine Notgans gerettet . . 172
Des Barons Kopf gerät in eine seltsame Stellung 172
Der Walfisch wirtschaftet gar übel mit dem Schiffe, und schwimmt endlich gar damit fort 172
Es geht ein Anker und ein ziemlich Stück Tau verloren, so aber in einem hohlen Zahne wieder gefunden wird 173
Ein Schiffleck, den der Baron mit dem verstopft, was ihm die Natur verliehen 173
Jonas der zweite im Mittelländischen Meere 174
Rettet sein Leben durch einen schottischen Triller 174
Wiedergeburt des Barons daselbst 174
Er schießt bei Konstantinopel einen Luftballon herunter 175
Partikularitäten von der Person, die daran hing 175
Der Baron geht als Ambassadeur nach Groß-Kairo 176
Nimmt verschiedene tüchtige Subjekte in Dienste, nämlich
Einen Läufer 177
Horcher 177
Schützen . . . . . , 177
Starken 178
Windmacher 178

Seite

Kehrt nach ausgerichteter Sache von Groß-Kairo auf dem Nil zurück, der ihn mit seiner Barke auf einen Mandelbaum schwemmet . 179
Kommt wieder aufs Trockene und reiset nach Konstantinopel zurück 179
Der Großsultan führt ihn in seinen Harem, und läßt ihn da auslesen, was ihm beliebt 179
Der Baron läßt sich von der Gesellschaft bereden, noch einige Stückchen seiner Dienerschaft zu erzählen 180
Bericht von der Tafel des Großsultans 180
Der Baron trinkt mit dem Großsultan bei verschlossenen Türen eine Flasche Tokayer, wovon derselbe großes Wesen macht . . . 180
Disput mit dem Großsultan über die Güte des Weins, nebst einer Wette 181
Billett des Barons an die Kaiserin Maria Theresia 181
Stückchen des Läufers 182
des Horchers 182
des Schützen 182
Der Großsultan läßt die Wette auszahlen 182
Stückchen des Starken 182
Den Großsultan kommt die Reue an 183
Stückchen des Windmachers . . . 183
Der Baron langt schwerbeladen in Italien an, wo ihn Bettler und Straßenräuber leicht machen . . 183
Er verläßt die Gesellschaft und ein Partisan von ihm setzt die Erzählung seiner Abenteuer fort . 183
Neue Proben von des Barons Stärke 185
Der Großsultan will ihm den Kopf abschlagen lassen 185
Durch Vorschub einer Sultanin rettet er sein Leben und flüchtet nach Konstantinopel 185
Der Partisan gibt Nachricht von seiner eigenen Herkunft, mit einigen Anekdoten, worüber sich der geneigte Leser nicht wenig verwundern wird 185
Der Baron tritt nach langem Stillschweigen wieder auf und setzt seine Erzählung fort 187
Reiset nach Gibraltar und pariert einen Sechsunddreißig-Pfünder mit einem Achtundvierzig-Pfünder 187
Außerordentliche Wirkungen der beiden Kugeln 188

Seite

Schreckliche Verwüstung, die der Baron im spanischen Lager anrichtet 189
Wer Gibraltar rettete 190
Der Baron schleudert eine Bombe zurück in das spanische Lager und befreit zwei Offiziere vom Galgen 190
Geschichte der gebrauchten Schleuder; beiläufige Nachrichten vom Könige David u. s. w., von der Königin Elisabeth und Shakespeare . . 191
Der Vater des Barons reiset auf einem Seepferde von England nach Holland 192
Älteste Spur von Philanthropinen . 193
Neuester Aufschluß über die Erzeugung der Hummer, Auster, Krebse u. s. w. 193
Gefährliche Folgen der Eifersucht . 195
Der Baron wird ohne sein Wissen aus einer Kanone geschossen, schläft drei Monate und schlägt bei seinem Erwachen unschuldigerweise jemanden tot, der es verdient 196
Er reiset nach der Nordsee . . . 197
Verrichtet glorreiche Taten in der Gestalt eines weißen Bären . . 198
Macht sich durch seine freigebigen Geschenke allgemein beliebt . . 199
Die Kaiserin von Rußland will Bett und Thron mit ihm teilen 199
Ein äußerst kitzlicher Streit, in dem der Baron aus Höflichkeit nachgibt 199
Tray, ein vortrefflicher Hühnerhund 200
Der Baron wird für unklug gehalten 200

Seite

Gewinnt bei der größten Unwahrscheinlichkeit eine ansehnliche Wette 201
Begleitet aus Gefälligkeit seinen Vetter auf einer Entdeckungsreise 201
Wird nach dem Monde verschlagen 202
Beschreibung der dortigen Art zu reiten und Krieg zu führen . . 202
Einwohner des Sirius 202
Bequeme Einrichtung der Mahlzeiten im Monde 203
Art der Fortpflanzung der dortigen Geschöpfe 203
Fernere seltsame Anekdoten . . . 204
Der Baron reiset nach dem Ätna 205
Springt in den Krater hinein . . 205
Angenehme Entdeckungen . . . 206
Unangenehme Katastrophe . . . 206
Der Baron rettet sich durch Schwimmen und kommt an Bord eines holländischen Schiffes 207
Das Schiff wird durch Sturm in eine Milchsee und nach der Käseinsel verschlagen 208
Beschreibung derselben 208
Betrachtungen, die der Baron über drei Geschenke anstellt 209
Ungewöhnliche Höflichkeit der Bäume 210
Eine See von Wein 210
Ein Ungeheuer verschlingt das Schiff 210
Durch einen klugen Anschlag des Barons segelt eine Flotte von fünfunddreißig Schiffen aus dem Magen des Ungeheuers ab . . 211
Und landet an den Ufern der Kaspischen See 211
Der Baron lehrt einen Bär Mores 212
Eine vortreffliche Jagdweste . . . 212

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Bürgers
sämtliche Werke

in vier Bänden.

Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit vier Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe.

Dritter Band.

Schriften zur Sprache, Literatur, Poesie und Kunst. — Freimaurerreden.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt des dritten Bandes.

(In Klammer ist das Jahr der Entstehung beigefügt.)

Schriften zur Sprache, Literatur, Poesie und Kunst.

	Seite
Aus Daniel Wunderlichs Buch. Vorrede (1776)	5
I. Von der Einteilung des Schauspiels (1776)	6
II. Herzensausguß über Volkspoesie (1776)	7
III. Zur Beherzigung an die Philosophunkulos (1777)	12
Von der Popularität der Poesie (1784)	15
Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen. Erstes Blatt (1787)	21
Vorschlag zu einem deutschen Rechtschreibungsvereine (1782?)	42
Über die deutsche Rechtschreibung. An Lichtenberg (1782?)	45
Über deutsche Sprache. An Adelung (1783)	47
Wider die majestätische Länge	51
Wissenschaft des Stils	53
Geschäftsstil	54
Hübnerus redivivus. Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten (1791)	55
Aktenstücke über einen poetischen Wettstreit. Geschlichtet auf dem deutschen Parnaß (1791)	71
Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus. Ein Fragment (1793)	82
Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst (1784)	131
Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern (1777)	135
Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte (1778)	149
Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte (1789)	156

Rüge eines anonymen Rezensenten in der Allgemeinen Literaturzeitung betreffend die zweite Auflage der Gedichte (1789) 168
Ankündigung [der Prachtausgabe der Gedichte] (1789) 170
Vorläufige Antikritik und Anzeige (1791) 172
Über mich und meine Werke. Materialien zu einem künftigen Gebäude (1791) 178
Vorrede zum Göttingischen Musenalmanach auf das Jahr 1779 180
Notgedrungene Nachrede zum Musenalmanach 1782 . . 181
Ankündigung einer Neubearbeitung von „Tausend und einer Nacht" (1781) 184
Besprechungen
1. Portrait de Philippe II. Roi d'Espagne 1785 (1786) 189
2. Gedichte von Levin Adolf Moller (1786) 191
3. Über Blumauers Gedichte 191
Vorrede zu Virgils Georgica, neu übersetzt von K. G. Bock (1790) 194

Freimaurer-Reden.

Über die Zufriedenheit (1788) 196
Ermunterung zur Freiheit (1790) 202
Über den moralischen Mut (1791) 208

Schriften zur Sprache, Literatur, Poesie und Kunst.

Aus Daniel Wunderlichs Buch.

Vorrede.

Ich verstehe mich nicht darauf, aus nichts etwas, oder aus etwas viel zu machen. Ich verstehe mich nicht darauf, mit einem Goldkörnchen Roß und Reiter zu übergolden, und daher glänzen zu lassen, als wär' alles eitel gediegenes Gold. Dennoch möcht' ich das Körnchen, so bisweilen durch Ungefähr oder Suchen mir in die Hand fiele, nicht gern wieder wegwerfen.

Dies ist verdolmetscht in Prose: Ich verstehe nicht die Kunst derjenigen dreitausend deutschen Büchermacher, welche in drei Jahren viertausendsiebenhundertundneun Bücher verfertigen konnten*): nicht die Macherkunst, aus nichts ein dickes Etwas von vielen Alphabeten, oder von einer kurz an den Mann zu bringenden Wahrheit lange, schimmernde Abhandlungen herauszuspinnen. Und doch ist mir, als wüßt' ich manches Ding, das nicht jedermann weiß; ist mir, als fühlt' ich Elastizität des Geistes, Mut und Kraft genug, ein Ding zu packen, zu halten, zu schleudern und in die Luft empor zu reißen; ist mir, als umgäbe mich ein Licht, das die Dinge, nah und fern, mehr als andere, mir aufhellt; ist mir, als ob ich wohl fähig sei, manches, indem ich meinen Lebensgang so dahin schlendere, zu erfahren, zu denken und zu empfinden, das nicht unwert der Mühe wäre, auch von anderen erfahren, nachgedacht und nachempfunden zu werden.

Wirf nichts mehr weg, sprach ich einst zu mir selbst, wie du vorhin getan hast! Nichts ist so schlecht, es ist wozu gut. Heben doch wohl viele der dreitausend Büchermacher Papierschnitzel sorgfältig auf. — Ich ging hin und ließ mir ein Buch von weißem Papier zusammenheften, und schrieb auf, was ich erfuhr, dachte und empfand. Dies mein Aufgeschriebenes kann ich um so füglicher mein Buch nennen, als ich nie sonst ein Buch geschrieben habe, noch eins schreiben

*) S. Gatterers Historisches Journal. T. 1. S. 266. (B.)

werde. Den Titel gebar also nicht der Original-Kitzel, sondern die Notdurft. Mir selbst dünkt nichts abgeschmackter, als mit unerhörten Titeln frappieren zu wollen, wiewohl dies oft der armselige Behelf mittelmäßiger Büchermacher ist.

Ich schrieb ohne alle anderen Bücher, aus eigenem Kopfe und Herzen. Dennoch gebe ich mich ebensowenig für einen absoluten Selbstdenker, als meine Gedanken für neu und eigen aus. Manches mag ich vorhin gelesen, manches mag ich von gescheiten Leuten gehört, manches auch selbst geschaffen haben. Aber auch nicht alles, was man selbst erschafft, ist eigen und neu. Hundert Köpfe können, ohne alle fremde Zutat, oft einerlei Ding ersinnen.

Sehr unbesonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade als ob alles, was geschrieben wird, neu und unerhört sein müßte. Was ist ganz neu unter der Sonne? — Nicht alle lesen alle Bücher. Wenn daher jener dem ersten Tausend von Lesern geschrieben hat, warum sollte dieser nicht das Nämliche dem zweiten Tausend schreiben dürfen? —

Wahrheit! Unerforschliche, ewige Gottheit! Nach dir gehen meine Blicke aus. Noch nie hat dich ein sterbliches Auge ganz erblickt; nimmer werden dich aller Sterblichen Augen zusammen in deiner vollen schönen Gestalt schauen. Der scharfsichtigste Weise entdeckt an dir nur einzelne kleine Teile. Tun sie sich zusammen, und sagt einer dem anderen: „Das sah ich! — Und ich das!“ — so ist vielleicht am Ende der Welt möglicher als jetzt, das erhabenste schwerste Abbild der Ähnlichkeit einigermaßen näher zu bringen.

I. Von der Einteilung des Schauspiels.

Trauerspiel, — Freudenspiel, — rührendes, weinerliches Lustspiel, — Possenspiel, heroisches, bürgerliches, bäuerisches, schäferliches, — und der Himmel weiß! was noch sonst für Spiele die Theoreienmacher uns herrechnen! Und doch tun sie der Sache noch lange nicht genug, wenn sie alles, was sich nach ihrer Weise teilen läßt, bis ans Ende fortteilen wollen. Daß sie doch alle der Batteux*) holte! Und ihren Verstand weit droben im ariostischen Monde in tausend Fläschchen verteilte und jedes dicht und fest zupfropfte! Schauspiel ist — Schauspiel, und damit gut! Jene Teilung gemahnet mich nicht anders, als wenn man die liebe Mutter Natur in die lachende und weinende, tragikomische und komischtragische tabellieren wollte, da sie doch das alles in einer und eine in dem allen ist. Wisset ihr nicht, daß sie Freud' und Leid, Krieg und Frieden, Ruh' und Aufruhr, Haß und Liebe, Versöhnung und Rache, Tod und Leben in einem

*) Der Abbé Charles Batteux (1713—80), französischer Ästhetiker.

Neste brütet? Warum zimmern also wohl die kindischen Kinder der Kunst so viel hundert Kästchen und Fächerchen, alles das auseinander zu sondern? Wie mögen sie ihr wohl vorschreiben, wie sie das all? ob sie's einzeln oder paarweise? oder die ganze Hecke auf einmal ausfliegen lassen soll? Was Mutter Natur tut, das ist recht; was sie paart, das ist wohl gepaart. Daß euch die Hand nicht aus dem Grabe wachse, weil ihr euch an der Mutter vergreift! Wisset ihr nicht, was Sokrates sagte, daß Schmerz und Wollust an ihren Enden zusammengeknotet wären?

Da meinen sie nun, verbieten zu können, daß das Komische etwas Tragisches und das Tragische etwas Komisches begleite, und bedenken nicht, wie sehr einem mit dem anderen oft aufgeholfen werden könne. Hat nun erst einmal ein Junker solch Sprüchlein auswendig gelernt, so spricht er darnach frisch vom Munde weg, ohne das Gefühl der Natur zu Rate zu ziehen. Freilich hat dies auch die leidige Theorei ersäuft. Also meinst du aber doch, Menschchen, daß die volle Lache, in einem und ebendemselben Nu, nicht manchmal ebenso durchschauern könne als der grimmigste Blick des Wüterichs? Ei, Lieber! wie, wenn der Teufel zu dir träte und dich bei voller Lache zum höllischen Tanz aufforderte? Dann würdest du ja wohl zum Teufel sagen: Dein Anstand ist komisch und schickt sich nicht für diese tragische Situation! Oder würdest du verlegen sein, wie du diesen Akt nennen solltest? Nenn' ihn doch Tragikomödie!

Darum kenn' ich nur ein Spiel; und das heißt Schauspiel. Das sei, wie es wolle! Nur gefalle es den Kindern der Natur.

II. Herzensausguß über Volks-Poesie.

Warum haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Warum entzückt ihr Gesang bloß die Ohren der Götter oder der wenigen, welche Atem und Kraft genug hatten, die steilen Zinnen des Olymp zu erklettern? Sollten sie nicht herunterkommen und auf Erden wandeln, wie Apoll vor Zeiten unter den Hirten Arkadiens tat? Sollten sie nicht ihre Strahlengewänder, bei deren Anblick so oft das irdische Auge erblindet, droben lassen, und die Natur der Menschen anziehen? Unter den Menschenkindern, sowohl in Palästen als Hütten, ein und aus gehen und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im ganzen dichten? Das sollten sie freilich! Aber wie wenig noch haben's die deutschen Musen getan!

Unsere Nation hat den leidigen Ruhm, — nicht gerade die weise, — sondern die gelahrte zu heißen. Der Ruhm möchte ganz schätzbar sein, wenn's nur nicht gar zu viel Quisquilien-Gelahrtheit wäre. Dieser Quisquilien-Gelahrtheit haben wir's gutenteils zu

verdanken, daß bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann, den sie bei mancher anderen Nation schon fand, weil wir so hoch und tief gelahrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Torheit auswendig wissen, in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Palästen, Häusern und Ställen, in ihren Küchen, Kellern, Boden und Zimmern, in Garderoben, Kisten und Kasten, und der Himmel weiß, wo alle noch sonst? bekannt und bewandert sind. So sind wir auch in unserem Dichten und Trachten, Reden und Tun so fremd und ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das Schlimmste ist, daß wir das alles lernen, bloß um es zu wissen und dadurch zünftig zu sein. Es bleibt meistens totes Kapital. Und wie kann auch Münze kursieren, die oft gar keinen innerlichen Wert hat, und deren Gepräge längst aus der Mode gekommen ist?

Dies möchte meinetwegen überall so seinen alten Gang hingehen, nur nicht in der Poeterei. Die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur=Katechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht aber im deutschen Natur=Katechismus geschrieben, daß sie fremde Phantasien und Empfindungen einholen, oder ihre eigene in fremde Mummerei hüllen solle? Wo steht's geschrieben, daß sie keine deutsche Menschensprache, sondern vel quasi eine Götterspräche stammeln soll? — Götterspräche? — Daß es den lieben Gott erbarme! — Diese Götterspräche, die viele unserer Musensäuglinge lallen wollen, ist oft nichts anderes als rauhes Löwen= und Stiergebrüll, Roßwiehern, Wolfsgeheul, Hundegebell und Gänsegeschnatter. Anstatt den Strom des Gesangs vom mählichen Abhange, mit distinktem, vernehmbarem Wohlgetön dahinströmen zu lassen, stellt man sich auf eine schroffe Felsenspitze, wirft, unter gräßlichen Verzuckungen, den Kopf in den Nacken, verdreht die Augen und stürzt sein Krüglein, mit unvernehmlichem, verwirrendem Geräusche, hulpurl hinab, und am Ende ist's doch wohl nicht so viel, daß eine Mücke sich daraus satt trinken kann.

Man will keine menschlichen, sondern himmlische Scenen malen; nicht wie seinesgleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, ihr deutschen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publikum, wie ihr falsch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng und gäbe sind.

Diesem Unheil abzuhelfen, ist freilich kein kräftigeres Mittel als das so oft beschrieene und zitierte, aber so selten gelesene Buch der

Natur zu empfehlen. Man lerne das Volk im ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen! Traun, dann sollt's anders gehen, als es bisher gegangen ist. Wer's dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen ebensosehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken werde. Dies sei das rechte Non plus ultra aller Poesie.

Hier, deucht mir, seh' ich manche Vers- und Theoreien-Macher mit weiser Miene mir entgegenlächeln. Sie wollen sagen: daß doch nicht alle Gegenstände, sonderlich die Belustigungen des Verstandes und Witzes, so allgemein verständlich und behaglich sich behandeln ließen. Mir deucht, das liebwerteste Lehrgedicht, das Epigramm und manche andere ihres Gelichters, die in den poetischen Theoreien auch ihr Stühlchen haben, wollen soeben aufspringen und Lärmen machen. — Liebe Leute, eure Theorei irret die Theorei der Natur ganz und gar nicht. Die Natur, wenn ich nicht gewaltig irre, weiset der Poesie das Gebiet der Phantasie und Empfindung, hergegen das Reich des Verstandes und Witzes einer anderen Dame, der Versmacherkunst, an. Jede soll sich vornehmlich auf ihrem angewiesenen Grund und Boden herumtummeln. Doch will sie beide keineswegs gänzlich trennen und Hader unter ihnen stiften. Sie mögen als verträgliche Nachbarinnen nebeneinander hausen; mögen sich auch wohl hier und da freundnachbarlich an Hand gehen; mögen einander Schüssel, Topf, Besen und Elle borgen; mögen endlich auch einerlei Sprache, die nur gleichsam im Dialekt sich unterscheidet, reden! Im Grunde aber bleiben sie doch voneinander gesondert. Durch diese Grenzteilung soll die Versmacherkunst an ihren Ehren und Würden im geringsten nicht gekränkt sein. Sie mag eine artige Frau, und ihr Reich ein schönes Reich sein. Welche von beiden aber den Vortritt habe und zu haben verdiene? wäre unpolitisch zu entscheiden, da die Mitglieder beider Staaten bis hierher öfters so hübsch friedlich und schiedlich hinüber und herüber zu lustwandeln pflegten. Immer bleib' es auch künftig bei dieser Weise.

Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunst hab' ich hier nichts zu schaffen. Mir liegt das Wohl und Wehe der Poesie am Herzen. Ihre Produkte wünscht' ich insgesamt volksmäßig zu machen. Zunächst ist hier von der lyrischen und episch-lyrischen Gattung die Rede.

Aber der Zauberstab des Epos, der den Apparatus der Phantasie und Empfindung beleben und in Aufruhr setzen soll, ist nur in wenigen Händen. Viele suchten und fanden ihn nicht, weil er wirklich nicht leicht zu finden ist, und sie ihn nicht am rechten Orte suchten. Wo er noch am ersten und leichtesten zu finden ist, das sind unsere alten Volkslieder. Seit kurzem erst sind einige echte Söhne der Natur ihm hier auf die Spur geraten.

Diese alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen, besonders der lyrischen und episch-lyrischen Kunst dar. Sie sind meist, sowohl in Phantasie als Empfindung, wahre Ausgüsse einheimischer Natur. Freilich hat die mündliche Tradition oft manches hinzugetan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu scheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten. — Und wär's denn wohl der Mühe nicht wert, daß ein Mann, mit hemsterhuysisch kritischer Nase, sich darauf beflisse, den heterogenen Anflug wegzunehmen und die alte verdunkelte oder gar verlorene Lesart wiederherzustellen?

In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht. Selten ist mir ein sogenanntes Stückchen zu unsinnig und albern gewesen, das nicht wenigstens etwas, und sollt' es auch nur ein Pinselstrich des magisch rostigen Kolorits gewesen sein, poetisch mich erbauet hätte. Gar herrlich und schier ganz allein läßt sich hieraus der Vortrag der Ballade und Romanze oder der lyrischen und episch-lyrischen Dichtart — denn beides ist eins! und alles Lyrische und Episch-Lyrische sollte Ballade oder Volkslied sein! — gar herrlich, sag' ich, läßt er sich hieraus erlernen.

Freilich kommt mir hier wieder die sogenannte höhere Lyrik, die unter dieser Gattung nicht stehen will und sich wohl recht was dünkt, quer in den Weg gelaufen. Ich kenne Werke von dieser höheren lyrischen Gattung, die bei alledem sehr volksmäßig sind. Jene, die nicht fürs Volk ist, mag hinlaufen, wohin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne den erhabensten Wert haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Dies Urteil würde ich aussprechen, wenn ich auch selbst ein solcher Göttersohn wäre; denn es ist mir hier mehr fürs liebe Menschenvolk als für Götter und Göttersöhne zu tun.

Durch Popularität, mein' ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und

Sinnen hinwehte! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod aufweckt; die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht! Und das alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammertale!

Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände, von Pharao an bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle, hoffen! Unbegreiflich ist mir's, wie einige Leute diese Muse zu einer Astermuse oder zur Zofe einer von den neun Pierinnen machen, und ihr kein anderes Instrument als den Dudelsack in die Hand geben mögen, da sie doch das ganze unermeßliche Gebiet der Phantasie und Empfindung unter sich hat, da sie es doch ist, die den rasenden Roland, die Feenkönigin, Fingal und Temora, und — sollte man's glauben? — die Ilias und Odyssee gesungen hat? Wahrhaftig! Alle diese Gedichte waren den Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten sie den allgemeinen Nationalbeifall, der so vielen Leutlein unbegreiflich ist. Uns Deutschen sind sie freilich nicht mehr volksmäßig; aber wir sind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Briten. Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht griechische, nicht römische, nicht Allerweltsgedichte in deutscher Zunge, sondern in deutscher Zunge deutsche Gedichte, verdaulich und nährend fürs ganze Volk, machen sollen. Ihr Dichter, die ihr ein solches nicht geleistet habt und daher wenig oder gar nicht gelesen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publikum, sondern euch selbst an! Geb' uns einer ein großes Nationalgedicht von jener Art, und wir wollen's zu unserem Taschenbuche machen. Steiget herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelahrtheit, und verlanget nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinaufklimmen sollen.

Daß Volkspoesie bisher vernachlässigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind wohl hauptsächlich mit die nackigen Poetenknaben schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische A-B-C halten. Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und alles Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig fein sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben darüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf als fürs Herz! — O, ihr guten Poetenknaben, nehmt's

von nun an zu Ohren und zu Herzen, daß Volkspoesie eben deswegen, weil sie das Non plus ultra der Kunst ist, die allerschwerste sei. Laßt uns nicht ferner durch das: Ut sibi quivis speret idem verführen, um die sprödeste aller Musen zu buhlen!

Ich hemme meine Herzensergießung mit dem Wunsche, daß doch endlich ein deutscher Percy*) aufstehen, die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehen, aufdecken möge. Öfters hab' ich zwar schon mündlich diesen Wunsch meinen Freunden geäußert und gesagt, er sollte weiter fortgeflanzt, und irgend wer veranlaßt werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unseren Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Botsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tirolern und Tirolerinnen kursieret wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins sein wird, woraus der Dichter fürs Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte. Manche davon, so ich gehört, hatten im ganzen, viele in einzelnen Stellen wahres poetisches Verdienst. Ein gleiches versprech' ich mir von weit mehreren, so ich nicht gehört habe. So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im ganzen und gemeinen Lektüre wäre sie freilich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine reiche Fundgrube sein. Nur die Poetenknaben müßten vor allen anderen ihre alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldenen Plektrum eins drauf haben.

III. Zur Beherzigung an die Philosophunkulos.

Ihr weisen ästhetischen Fliegen, die ihr auf Shakespeares göttliche Stirn euch setzet, euern Rüssel putzet und nie wieder wegflieget, ohne ein kleines Denkmal eurer Unart hinterlassen zu haben, meint, ihr hättet ihm großes Recht widerfahren lassen, wenn ihr ihn wegen seiner abenteuerlichen Zauber- und Gespensterscenen mit der Barbarei seines Zeitalters höchstens entschuldiget habet. In einem Zeitalter, sagt ihr, da Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Niedere an Hexen, Gespenster und ihre Alfanzereien wie an ein Evangelium glaubten, waren diese Vorstellungen ernsthaft und erhaben und erschütterten, wie Religion, das Herz; aber in unserem erleuchteten philosophischen Jahrhunderte sind sie abgeschmackt und dienen mehr

*) Der irische Bischof Thomas Percy (1728—1811) gab 1763 unter dem Titel „Reliques of ancient English Poetry" eine Sammlung alter englischer Balladen und Volkslieder heraus, welcher Bürger mannigfache Anregung verdankte. S. die Einleitung S. XI und XLVII.

zum Lachen als zum Schrecken. Sonderbar! Da doch ihr nämlichen Herrn den Zeus, die Juno, den Merkur, die Venus, den Amor, den Apoll, die Musen, die Minerva mit allen ihren Schulfüchsereien in anderen Gedichten herumspuken lasset, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden.

Mein freundlich geliebter Herr Vetter Daniel Säuberlich*) nimmt das Ding gar von einer sehr ernsthaften und religiösen Seite, und meinet, daß die poetische Bearbeitung der Hexen- und Gespenstergeschichte den leidigen Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen würde. Sollte dies eine natürliche Folge davon sein, so wundert's mich sehr, daß in Berlin das Heidentum noch nicht wieder in Schwang gekommen ist.

Aber, liebe Herren, ist es denn wirklich wahr, daß euer Verstand wie Cherub mit flammendem Schwerte so aufmerksam vor eurem Herzen Wache hält, daß kein Eindruck von jenen Dingen eindringen kann? Ich bilde mir doch auch ein, einen solchen nicht ganz und gar finsteren schlafenden Wächter zu haben; dennoch gehet mein Herz in Sturm und Aufruhr über, wann Bankos Geist Macbeths Stuhl bei Tische eingenommen hat, oder das Gespenst Hamlets das schrecklichste Geheimnis um Mitternacht entdecket, oder Macbeths Hexen im unterirdischen Gewölbe um den Kessel voll Greuel den Höllentanz tanzen und schauderhafte Geistergestalten aus dem Abgrunde heraufrufen. Um des Himmels willen! wie geht das zu?

Ihr, die ihr den Wust der leidigen Natur durch Polychrest-Pillen der Philosophei wegpurgiert habt, werdet bei mir dies Phänomenon den Dünsten eines verschleimten Magens vermutlich zuschreiben. Und in der Tat habt ihr nicht unrecht. Da habe ich unglücklicherweise einmal ein Shakespearisches Sprüchlein:

There are more things in heaven and earth, —
Than are dreamt of in your philosophy,

verschluckt, welches noch diese Stunde unverdauet, wie Blei, mir im Magen liegt und die Wirkung aller eurer philosophischen Wunderelixiere zu Schanden macht.

Wie, wenn nun unten im Abgrund des Meeres Völkerschaften und Philosophen es gäbe, welche leugneten, daß auf der trockenen Oberfläche der Erde Menschen wohnten und mitleidig auf diejenigen herabsähen, welchen etwa einmal ein Taucher und Perlenfischer

*) S. die Vorrede zu Nicolais Feynem kleynen Almanach. Berlin 1777. (Anmerkung Bürgers.) — Nicolais „Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr ljblicherr Volckslyder, lustiger Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich veyl. Benckelsengernn zu Dessaw, herausgegeben von Danyel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe“ ist eine geschmacklose Erwiderung der beiden ersten Fragmente „Aus Daniel Wunderlichs Buche“. S. die Einleitung S. XLIV.

unten erschienen? Diese Instanz rühret euch freilich nicht. Denn ihr seid gleich mit der Antwort: Da unten gibt's keine Gelehrten, keine Philosophen, denn sie haben ja weder Bibliotheken, noch Tinte, Feder und Papier, und wie die Werkzeuge der Gelahrtheit weiter heißen. O, daß ihr aber doch nie aufhöret, fremde Dinge in eurem bekannten Maß und Scheffel zu messen! Kennet ihr denn nur die sichtbare Körperwelt ganz? Ich geschweige der unsichtbaren Körperwelt. Müßt ihr denn bei Hexerei und Gespenstern gerade an Geister gedenken? Wie könnet ihr mit Zuversicht verneinen, daß es unter der Erde oder über der Erde und ihrer Atmosphäre körperliche Geschöpfe noch gebe, die dort so gut ihr Element, als wir auf Erden und in der gröberen Luft, oder die Bewohner des Wasserreichs haben? Und ist es denn unmöglich, daß nimmermehr ein solches Wesen aus Zufall oder aus Endzweck dessen, dem kein Ding unmöglich ist, sich ebenso in die niedere Sphäre herablasse, wie der Taucher hinunter in den Ozean? Ihr räsoniert gemeiniglich, als ob ihr glaubtet, daß außer dieser sichtbaren Körperwelt, außer Gott und seinen heiligen Engeln und abgeschiedenen Seelen schlechterdings kein anderes lebendes und vernünftiges Wesen existierte, und höret nicht auf, alles κατ' ἄνθρωπον beständig zu modeln. Muß denn gerade alles, was körperlich ist, mit den derbesten Püffen eure Sinne berühren? Ihr wisset, daß Glas und Wasser Körper sind; doch könnt ihr mitten durch hinschauen und werdet sie kaum gewahr. Ihr wisset, daß die Luft und der feinste Äther Körper sind; dennoch fühlet ihr oft an keinem einzigen eurer Sinne die Berührung. Wiederum meinet ihr, alles, was Körper ist, müsse euch die Fäuste füllen. Daher lachet ihr, wenn die Einfalt euch erzählet, sie habe in ihrer Kammer bei fest verrammelten Türen und Fensterladen eine Gestalt erscheinen und wieder verschwinden sehen, und krähet: eine so große Gestalt müsse denn also durch das Schlüsselloch hereingekommen sein! Lieber, schaut doch einmal in den Spiegel! Ihr seht euer zweites Ich! Ist das nichts, oder ist es etwas! Nichts kann eure Sinne nicht berühren. Ihr wisset, daß es ein Etwas von zurückprallenden Lichtstrahlen, daß es Körper ist; könnet es aber mit keinem einzigen Sinne, als eurem Gesichte fühlen.

Ist es etwa Weisheit, alles zu leugnen, was über die Kräfte und Wirkungen der euch bekannten Natur hinausgeht? Ihr hacket ja sonst so unbarmherzig auf einen Freigeist los, der die Dreieinigkeit Gottes oder die Transsubstantiation und andere Mysterien eurer Religion unbegreiflich oder widernatürlich findet, und krähet: Ja, übernatürlich ist nicht widernatürlich! Wieviel soll man nun von eurem Glauben an Religionsgeheimnisse halten, wenn ihr die anderen, weil ihr sie nicht verstehet, für Undinge ausgebet? Warum sollen

euch die Gestalten abgeschiedener Menschen oder überirdischer Wesen nicht erscheinen können, da ihr an die Fortdauer der Seelen der ersten und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum soll es keine Wirkungen aus Ursachen geben, deren Zusammenhang nicht in einer dicken schweren Hemmkette oder einem Ankerseile euren groben Sinnen betastbar ist? Ihr habt die Gestalt des Magnetenausflusses nie mit euren Sinnen wahrgenommen; dennoch sehet ihr, daß er das Eisen an einem sinnlichen Nichts in die Luft emporzieht.

Bis hierher habe ich euch gezeigt, daß es selbst aus Gründen gesunder Vernunft nicht abgeschmackt sei, an ein auf dem Theater erscheinendes Gespenst oder eine Bezauberung zu glauben. Aber ich will einmal annehmen, ihr hättet euch durch Gegengründe trotz allem von der Nichtigkeit solcher Erscheinungen überzeugt, sollten alsdann Shakespeares Zauber- und Gespensterscenen abgeschmackt und lächerlich sein? Ich sage nein! Selbst den wenigsten unter euch, so sehr auch euer Eigensinn oder eure Vernunft von der Nichtigkeit überzeugt sein mag.

Gottlob! Des Menschen Herz ist stärker als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wann ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —

Von der Popularität der Poesie.

Das deutsche Wort *Dichtkunst* entspricht dem griechischen Poesie keineswegs. Richtiger wäre es durch *Bildnerei* zu übersetzen. Denn *gedichtet*, oder gefabelt, wird nicht immer; hergegen überall wird *gebildet*.

Wollte man sagen, *dichten* heiße nicht immer so viel als *fabeln*, sondern auch so viel, gewisse Geisteskräfte in Bewegung setzen, etwas hervorzubringen, so würde diese Bedeutung nicht aus dem gemeinen Sprachschatze, sondern aus einem der entlegensten Winkel hervorgesucht sein.

An dem Begriffe des *Bildens* hängt der Begriff von *Gestalt*, und an diesem wieder der Begriff des *Sinnlichen* und *Körperlichen*. Wir sind also mit kurzem Schritte so weit gelangt, um zu wissen, daß die Poesie sich mit Bildung sinnlicher körperlicher Gegenstände befasse.

Aber nicht jede Bildung eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes ist Poesie. Die besondere Eigenschaft eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes, insofern dessen Bildung zur Poesie gehören soll, ist die Schönheit.

Das Wort Bildnerei aber entspricht der Sache noch nicht völlig; so wenig als das Wort Poesie.

Anders bildet die Natur; anders der Dichter. Die Natur bildet vor und bildet für die äußeren Sinne. Der Dichter bildet nach für den inneren Sinn, das ist: für denjenigen Punkt, auf welchen alles, was die äußeren Sinne auffangen, zusammengeführt wird.

Man könnte also, wenn uns daran gelegen wäre, die Sache mit einem Worte zu umfassen, die Poesie Nachbildnerei nennen.

Ob nun gleich auch dieser Ausdruck noch nicht alles erschöpft, so umfaßt er doch den wesentlichen Hauptteil, der auf unveränderliche Regeln, die von Sonnenaufgang bis Niedergang gelten müssen, gebracht werden kann.

Nicht alles soll und kann nachgebildet werden. Denn so wie nicht jedes Urbild der Natur gefällt, so gefällt auch nicht jedes Nachbild der Poesie. Hier tritt der Geschmack der Menschen auf und behauptet sein Recht. Natur und Geschmack sind die Gesetzgeber in der Poesie. Die Natur ist Monarchin; sie gebietet und fragt niemanden. Was sie einmal gebietet, das gebietet sie in allen Zeiten, in allen Ländern. Der Geschmack ist eine tausendstimmige moralische Person. Die meisten Stimmen entscheiden.

Es ist leichter, das Gesetz der Natur zu befriedigen, als das Gesetz des Geschmacks. Wenn der Dichter auf das Urbild der Natur, als sein Gesetzbuch, und auf sein Nachbild blickt, beide miteinander vergleicht, so muß er, wenn es ihm nicht gänzlich an dem Judicio discretivo fehlt, geschwinde wahrnehmen, ob er das Möglichste geleistet habe.

Er kann aber nicht umhergehen und die Stimmen des Geschmacks sammeln. Es gehört große Beurteilungskraft und weitläuftige Erfahrung dazu, zu beurteilen, ob er die meisten Stimmen für sein Werk haben werde.

Wo es der chinesischen Malerei fehlt, ist bekannt. Das muß man aber nicht, wie gewöhnlich, chinesische Geschmacklosigkeit, sondern chinesischen Unverstand nennen.

Wenn sich ein einfältiges Frauenzimmer malen läßt und den Künstler bittet, nicht so viel Schwarzes in ihr Gesicht zu malen, so fehlt es ihr nicht am Geschmacke im Zufälligen, sondern an dem Judicio discretivo im Wesentlichen. Sie hat nie auf die Wirkung von Licht und Schatten in der Natur acht gehabt. Sie weiß keine Vergleichung zwischen Urbild und Nachbild anzustellen, und weder Harmonie noch Disharmonie zu beurteilen.

Alle Bildnerei ist in der Endwurzel nichts anderes als Darstellung des Urgegenstandes. Die Verschiedenheit des Stoffes, womit dargestellt wird, teilt hernach den Stamm in verschiedene Zweige. So wird aus Darstellung mit Farben Malerei, aus der mit Tonlauten Musik, und aus der mit Wortlauten Poesie. Mein Blick ist hier bloß auf den letzten Zweig geheftet.

Aus jenem Wurzelsatze entspringen nur zwei Fragen: Was? und wie soll dargestellt werden? Die Antwort darauf umfaßt die ganze Poetik und kann nur kurz sein. Wahrlich, es war nicht nötig, seit Aristoteles so viele dicke Bücher darüber zu schreiben.

Ich weiß nicht, ob dasjenige, was ich sagen werde, schon irgendwo gesagt ist. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deshalb alle die dicken Bücher durchlesen. Dennoch ahndet mir, daß ich in ein Wespennest stören werde. Hu! was wird's zu brummen, summen und stechen geben!

Dies, gesagt schon oder noch ungesagt, geglaubt oder bezweifelt, sei eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen.

Was ist Darstellung? Das Wort selbst sagt es deutlicher als jede Erklärung. Wer aber so sprach- und begriffarm ist, das Wort nicht zu verstehen, der wisse: Darstellung ist Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes. — Überhaupt, ehe ich's vergesse, sei hier ein für allemal bevorwortet, daß ich zu Männern, nicht Schülern, rede, mich auf Kauerei nicht einlassen kann und überall straffe, kurze, schnelle Schreibart liebe.

Man merkt schon, daß ich Darstellung an den Platz setze, wo sonst das erbärmliche Wort Nachahmung in den Poetiken stand. Nachahmung ist ein Bild, kümmerlich zurückgeworfen von trüber Fläche; Darstellung aber leibt und lebt zurück vom blanken Spiegel. — Nachahmer, du bist, wie überall, auch hier der ohnmächtige, marklose Knecht! Du aber, Darsteller, bist der gewaltige Herrscher, dessen Stab über die ganze Natur reicht. Wer des Darstellers Darstellung wieder darstellt, das ist, wer das Urbild nicht in der sinnlichen Wirklichkeit, sondern in der Darstellung des anderen aufsucht, ist und bleibt ein ausgemachter Knecht. Er ist ein Kleinkrämer, der die Ware aus der dritten oder vierten Hand verkauft.

Lieber, du kannst Klopstocks Sponda*) das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihresgleichen, ist Abhandlung, durch Darstellung aufgestutzt. Dies Verfahren

*) Name einer Ode Klopstocks.

hat er selbst für Zwitterwerk erklärt. Ich strafe dich und ihn mit seinen eigenen Worten.

Sobald du das Gebiet der Darstellung von allem, was weit über die Grenzen hinaus zum Reiche der Abhandlung gehört, säuberst, so wird dir fast kein Gegenstand, der nicht allgemeiner faßlicher Darstellung fähig wäre, übrig bleiben.

Abgehandelt wird für den Verstand; dargestellt für die Sinne. Die Sinne sind äußere oder innere. Sie haben ihren Eingang in das Innere durch die bekannten fünf Werkzeuge, wie durch Röhren. Drinnen strömen sie auf einem Punkte zusammen, welches der den äußeren entsprechende innere Sinn oder die Einbildungskraft ist. Alle Bildnerei, die einem oder allen dieser Sinne empfänglich, mit Leidenschaft belebt dargestellt wird, ist reine, echte Poesie, die vom Anbeginne der Welt galt und bis ans Ende gelten wird.

Und diese sollte nicht für das Volk, nur für wenige Pfefferkrämer sein? Ha! als ob nicht alle Menschen — Menschen wären. Als ob die Natur sie nicht überall mit Werkzeugen sinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte. Freilich gibt's Unglückliche, die eines oder mehrerer Sinne beraubt sind. Deswegen bleibt es aber nicht minder wahr: Alle Menschen haben fünf Sinne, haben Einbildungsvermögen und Leidenschaften.

Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisiert wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche als die Rose, dem besinge man Teufelsdreck, statt der Rose. Den will ich sehen, der diesen Satz umstoßen will aus der Poetik für ein solches Volk.

Der Urgegenstand ist wandelbar nach dem Geschmacke. Die Darstellung selbst ruht auf Gesetzen, unverändert bis ans Ende der Tage.

Du kannst die Greuel einer Schlacht, eines Lazaretts darstellen, daß deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnesnerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat.

Alle unsere Vorstellungen gehen zwar verkörpert in unsere Seele hinein, aber der Verstand drinnen kleidet sie aus, und so entkleidet werden sie zu abgezogenen, bestimmter, zu ausgezogenen geistigen Begriffen. Solange sie gleichsam über die Brücke der Sinne wandelten, hatten sie ihren Körper. Drinnen entwöhnen sie sich der Kleidung; sie werden und bleiben nur empfänglich für den

Verstand, ohne Eindruck auf die Sinne. Die Darstellungskunst kann sie freilich wieder mit dem Körper bekleiden und sie den Sinnen vorführen. Aber ich fürchte, ich fürchte, sie werden in der ungewohnten Mummerei unkenntlich. Unkenntlich selbst in der ersten eigentlichsten Mummerei, in welcher sie zuerst in die Seele eingingen Was würden sie vollends sein, wenn der Darsteller unglücklicherweise sie in fremden Verkörperungen vorführte! Wie trug sich der Daktylus, als seine Idee zuerst in meine Seele ging? So: — ∪ ∪. Dabei dacht' ich mir ein Wort in diesem Zeitmaße, und lernte den Daktylus kennen. So oft ich nun an den Daktylus denke, so denk' ich auch an das Zeichen — ∪ ∪ und an ein Wort; und vergebens sucht Klopstock mir ihn in menschlicher oder göttlicher Larve vorzuführen. Ich kenne des Menschen nicht; oder ich schlüpfe von der Larve auf mein Zeichen — ∪ ∪ und das Wort. Ich habe nichts wider Spondas Inhalt; aber alles wider Sponda, als Werk der Darstellung betrachtet. Und nur um einer Frühlingsfeier willen kann ich Klopstocken wissenschaftliche abhandelnde Oden verzeihen.

„Laut rollte der schnelle Strom den ohrerschütternden Donnerhall dahin!" — „Laut donnerte der Strom dahin!" — Glaubt mir, die kleinen güldenen Kugeln schlagen besser durch, als große vollgestopfte Wollsäcke. Der Darstellung schaden die zusammengewachsenen, wie Trauben in- und aneinander hangenden Vorstellungen und Gedanken. Teilt sie auseinander; vereinzelt sie!

Phantasie und Empfindung sind die Quellen aller Poesie. Gegenstände, welche das sinnliche Vorstellungsvermögen nicht auffassen kann, und welche an keine Saite des sinnlichen Gefühls schlagen, sind außer dem Kreise der Poesie. Hierher gehören alle Arten abstrakter Lehrsätze und Einfälle, welche die Phantasie nicht verkörpern und bekleiden kann.

Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel. Wenn man verlangt, daß jemand eine leserliche Hand schreibe, so ist wohl nicht die Meinung, daß ihn auch der lesen soll, der überall weder lesen noch schreiben kann. Mit der Muse ist's nicht so, wie mit der Tugend. Die Tugend mag stolz sein, nur wenig Edeln zu gefallen. Aber bei dem Dichter ist's Unvermögen oder Mangel an Urteilskraft, wenn er sich nicht auf der Heerstraße halten kann. Die größten, unsterblichsten Dichter aller Nationen sind populäre Dichter gewesen. Durch die ganze Geschichte der Dichterei findet sich, daß gerade bei denen Nationen, welche die Poesie nicht aus fremden

Landen eingeführt haben, sondern wo sie aus ihrer eigenen Natur aufgesprossen ist, die größte Liebe und Allgemeinheit derselben geherrscht hat. Das gibt die echte wahre Popularität, die mit dem Vorstellungs- und Empfindungsvermögen des Volkes im ganzen am meisten harmoniert.

Man hat mich hier und da unseren Volksdichter, ja wohl gar den größten Volksdichter genannt. Das würde das höchste Lob sein, welches sich meine Eigenliebe nur wünschen könnte, wenn man unter Volksdichterei das verstände, was ich darunter verstanden wissen will. Denn ich würde alsdann mehr sein als Homer, Ossian und Shakespeare, welche meines Wissens die größten Volksdichter auf Erden gewesen sind.

Allein niemand, selbst diejenigen nicht, welche mich den größten Volksdichter nannten, werden mich deswegen über Homer, Ossian und Shakespeare setzen. Meine ehemaligen, nur kurz hingeworfenen Äußerungen über Volkspoesie sind vielen ein Ärgernis, noch mehreren eine Torheit gewesen. Ich sehe, daß die Theoristen Volkspoesie zu einer Gattung machen, und ihr als einer solchen höchstens ein Kapitel in ihren Theorien einräumen. Alles das überzeugt mich, daß wenige, ja wohl niemand verstehen, was ich meine. Gleichwohl, was ich auch diesen Gegenstand schon erwogen habe und noch immer erwäge, so wird doch der Satz meinem Geiste stets gewisser: Alle Poesie soll volksmäßig sein, denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit.

Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten.

Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen.

Erstes Blatt.

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.
Kästner.

Zwei Cherubim, Wahrheit nicht nur, sondern auch Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottesgesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes. Was aber auch der Geist nur immer hervorbringen mag, so ist es doch in den meisten Fällen hauptsächlich nur Schönheit, welche das Siegel des Ruhmes und der Unsterblichkeit seinen Werken aufdrückt.

Dieses erwägen die Bekenner der sogenannten strengen Wissenschaften nicht immer, und gar nichts davon weiß der Troß der Brotstudenten, der in den Vorhöfen der Erkenntnis herumlärmt, und durch höhere Weihe noch nicht berechtigt ist, in das Heiligtum hinter dem Vorhange zu blicken.

Freilich muß daher der Forscher, Kenner und Darsteller des Schönen es sich gefallen lassen, daß mancher Reihemann aus den oberen Fakultäten, manches Mitglied von zwölf Dutzend Akademien und Sozietäten, von St. Petersburg bis London, von London bis nach Batavia, ja daß sogar der ganze Hans Hagel des Vorhofs sich ziemlich vornehm und wichtig gegen ihn gebärdet. Freilich muß er sich's gefallen lassen, daß er nicht nur im bürgerlichen, sondern selbst in dem Gelehrtenstaate gleichsam für überzählig geachtet wird. Bei dem allem aber wagt doch selbst der roheste Butter- und Brotbeflissene nicht leicht die Sottise aller Sottisen, verächtlich, oder auch nur gleichgültig gegen gute Schreibart in der Muttersprache zu tun. Selbst diejenigen, welche in der weitesten Entfernung von dem Gebiete des Schönen, und aller derjenigen Erkenntnis ihr Wesen treiben, welche noch etwas mehr, als Butter und Brot, welche der Menschheit höheren Adel verleihet, selbst die gemeinsten Rechtspraktikanten und bürgerlichen Geschäftsmänner von der Feder, ja sogar die ungewaschensten Herren vom Leder pochen immer weniger auf den alten eisernen Freiheitsbrief roher Zeiten, entweder gar nicht, oder doch geschmacklos und barbarisch schreiben zu dürfen. Wer von dem Präsidenten bis zum Pedellen, wer vom Staatsminister an bis zum Torschreiber herab, wer von allen, welche die Feder handhaben müssen, ließe sich nicht gern nachrühmen, daß er einen guten schriftlichen Aufsatz verfertige?

Nun sollte man denken, wunder wie lebhaft, wie allgemein der Eifer und das Bestreben nach vollkommener Schreibart, wunder wie auffallend und glänzend der Erfolg sein müsse! Allein nichts weniger als dieses! Der Mann von Verstand, Kenntnis und Geschmack sehe doch nur die gedruckten sowohl als ungedruckten Schreibereien selbst unserer neuesten Zeiten an, und erstaune nicht über stilistische Greuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unserer Skribenten. Selbst große weit und breit umherrauschende Namen sind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier geradeheraus sagen, wie sehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ich's heraus sagen, daß mir aus der ganzen Literargeschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches so — liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk.

Woran liegt nun diese so ungemein auffallende Inkonsequenz? Liegt sie an irgend einem Mangel richtiger, deutlicher und vollständiger Begriffe, sowohl von der Sache als von ihrem Werte? Liegt sie am Mangel des gehörigen Eifers? Oder endlich an den Mitteln, die man gemeiniglich zum Zwecke wählt? — Mir deucht, sie liegt an diesem allem; und es scheint mir der Mühe wert, etwas darüber zu sagen, obgleich das, was ich sagen werde, weder etwas Neues, noch Gelehrt- und Tiefgedachtes sein wird. Vielleicht ist es dessenungeachtet demjenigen Publikum, welchem diese fliegenden Blätter bestimmt sind, nicht ganz unnütz. Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmal für den größeren Haufen lesbar und erbaulich sein, wenngleich dadurch der gewöhnliche Zweck solcher Schriftchen, nach welchem sie nichts mehr und nichts weniger als Handwerksklappern zu Nutz und Frommen der Herren Verfasser bei ihren Scholarchen abgeben sollen, ganz und gar nicht erreicht werden dürfte. Nachdrückliche Wiederholung nützlicher, obschon bekannter Wahrheiten für den großen Haufen kann oft weit verdienstlicher sein als ein sehr gelehrtes Spezimen, das vielleicht kein Dutzend Menschen liest und der Scholarch nicht versteht. Man betrachte dies daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefsinn als auf Energie ankommt, wenn auch diese hier und da bis zu Sackmannischer Energie übergehen sollte.*) Ich erkenne hierüber kein absolutes Gesetz irgend eines kurzsichtigen Geschmackspedanten. Gesetze dieser Art hängen von Umständen und Verhältnissen ab; und wo diese wechseln, da wechseln auch die Schreibgesetze. Wenn Umstände und Verhältnisse erfordern, daß die Geißel der Kritik rasch und derb auf fühllose Rücken falle, so muß der Pedant nicht die sanfte wellenförmige Schwungbewegung der Grazien verlangen.

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.

Wenn Äußerungen der Unwissenheit und des Unverstandes mich nicht ganz und gar betrügen, so herrschen in den Köpfen des großen Haufens höchst sonderbare Begriffe von der deutschen Sprache und Schreibart. Man scheint einen Unterschied zwischen gemeinem Deutsch und schönem Deutsch zu machen, und damit solche Begriffe zu verbinden, die nichts anderes als die zweckwidrigsten Ungereimtheiten hervorbringen müssen. Unter gemeinem Deutsch scheint man bloß die Sprache der alltäglichen Notdurft, unter schönem hingegen dasjenige zu verstehen, welches zwar seinen Mann zieren mag,

*) Die Energie dieses plattdeutschen Predigers ist den Niedersachsen, besonders den Hannoveranern schon längst, seit kurzem aber auch anderen Deutschen aus dem Journal v. u. f. Deutschland bekannt. (B.)

aber doch zu Butter und Brot, worein sowohl gelehrter als ungelehrter Hans Hagel fast ganz allein oder doch vorzüglich den Zweck aller Wissenschaften, alles Lebens, Strebens und Handelns setzet, nicht schlechterdings notwendig ist. Nun aber glaubet selten jemand, daß es ihm an dem gemeinen Deutsch fehle. Das lernt sich ja, denkt er, von Kindesbeinen an ganz von selbst. Wenn daher ein Ehrenmann von solcher Einsicht für zuträglich achtet, in Ansehung seiner Muttersprache und Schreibart noch etwas hinzuzulernen, so ist es bloß das schöne, oder, wie noch genug Leute sich es denken und benennen, das zierliche und galante Deutsch. Weil ihm nun dieses nichts weiter als bloße Galanterie ist, so schätzt er's auch ungefähr ebenso als die Besetzung auf dem Kleide. Für die bloße Notdurft hat der Biedermann an dem schlichten Kleide genug, wiewohl sich's freilich in dem gestickten Rocke zuweilen etwas besser prunken und liebeln läßt. Aber doch auch nur zuweilen. So wie sich der Tressenrock nicht überall hinschickt, so verrät ein natürliches dunkles Gefühl von Schicklichkeit und Unschicklichkeit gar leicht, daß auch ein gewisses galantes und scharmantes Deutsch nicht überall hinpasse. Man fühlt es, daß man sich in manchen Fällen höchst lächerlich damit mache. Die Fälle der Schicklichkeit und Unschicklichkeit aber mit Sicherheit zu beurteilen, dazu gehört ein wenig mehr Einsicht und Geschmack, als der große Haufen zu erwerben sich bemühet. Bei so bewandten Umständen ist denn nur noch ein Schritt bis zu dem Wahne, daß schöne Schreibart gar nirgends notwendig, daß sie ganz und gar von einem ernsthaften gesetzten Gelehrten und Geschäftsmanne zu verachten, und bloß den sogenannten Schönschreibern vom Handwerk, die man für entbehrliche Galanteriehändler achtet, zu überlassen sei.

Es ist kaum zu leugnen, daß an solchen Vorstellungen selbst diejenigen größtenteils mit schuld sind, welche sich angemaßt haben, Anweisungen zur Schreibart zu erteilen. Warum bedienen sich die Theoristen und Kunstrichter solcher Namen, mit denen jeder beinahe andere Begriffe und zum Teil solche Begriffe verbindet, die bisher noch immer auf eine philosophische Entwickelung und Bestimmung vergebens gewartet haben? Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort und Begriff von Schönheit. Daß dieser Baum, der sich in tausend Äste ausbreitet, am Ende nur durch eine einzige einfache Stammwurzel in dem Innersten unserer Natur gegründet sei, ist zwar wohl kaum zu bezweifeln, aber nach allem, was ich darüber noch gelesen habe, scheint mir noch kein Forscher bis zu dieser Wurzel hinabgedrungen zu sein. Es ist hier der Ort nicht, mein Glaubensbekenntnis über diesen Gegenstand abzulegen und zu rechtfertigen, welches ich noch einmal anderwärts tun werde, wenn es dem Genius

meines Lebens und Schicksals gefällig sein sollte, mich in einer für philosophische Nachforschungen bequemen Lage zu erhalten. Hier will ich nur so viel sagen, daß man sich in der Lehre vom Stile lieber eines Ausdrucks enthalten sollte, der wegen seiner Unbestimmtheit so leicht zu falschen und nachteiligen Vorstellungen Anlaß geben muß. Denn gesetzt, es wäre auch das allgemeine und höchste Prinzip der Schönheit, auf welches sich alle Gattungen des Schönen zurückführen lassen, schon wirklich aufgefunden, so ist das Auge des großen Haufens doch bei weitem zu stumpf, die Verkettung jedes besonderen mit dem allgemeinen Glied für Glied zu durchschauen. Wenn daher der philosophische Lehrer des Stils den Begriff der schönen Schreibart auch noch so genau und allumfassend dahin bestimmte, daß alle Gattungen, von der Demosthenischen Rede an bis auf den Frachtzettel herab, unter das allgemeine Gesetz der Schönheit gehörten: so schweben dem gemeinen Verstande doch allzu viele Gegenstände von ganz anderer Art vor Augen, denen der unbesonnene und selten ganz nüchterne Sprachgebrauch des gemeinen Lebens gleichfalls Eigenschaften der Schönheit beilegt, die sich mit demjenigen, was man auch in der Schreibart, sowohl in weiterer als engerer Bedeutung schön nennen möchte, nicht füglich vereinigen lassen.

Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Stils ganz enthielte, und das Grundgesetz, das man unter ihrem Namen aufzustellen versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte. Alsdann würde überall die Deduktion viel kürzer und leichter, gleichwohl aber weit einleuchtender sein, daß jedermann, der irgend zu einem Behufe spricht, oder nur eine Zeile schreibt, daß der gemeinste Federmann ebensogut als der vornehmste Dichter, Redner und Geschichtschreiber, von diesem Gesetze sich richten zu lassen verbunden sei. Denn Vollkommenheit ist nichts anderes als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke. Nun tut ja wohl kein vernünftiger Mensch den Mund auf, oder setzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor sich zu haben. Die Wahl unter den Mitteln, welche ihm Natur und Kunst darbieten, kann unmöglich gleichgültig sein. So wie unter tausend Linien, die von einem Punkte zum anderen führen, nur eine einzige die geradeste und kürzeste mit Ausschließung aller übrigen ist, so darf man fast getrost behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedesmal nur eine einzige Bezeichnungsart die angemessenste, die zweckdienlichste, mithin die vollkommenste mit Ausschließung aller übrigen sei. Nun wüßte ich aber in der Welt Gottes kein Privilegium, welches irgend einen schreibenden Menschen in irgend einem Falle von der Wahl dieser einzigen, angemessensten, zweckmäßigsten, vollkommensten Bezeichnungsart loszählen könnte.

Mag also der rohe geschmacklose Sudler immerhin Ausflüchte zu Dutzenden in Bereitschaft haben, warum er nicht zu schreiben brauche, worauf sich eben wegen der dunkeln und schwankenden Begriffe von Schönheit nicht immer aus dem Stegreife etwas Befriedigendes antworten läßt: so wird doch jederzeit das Ulyssische Zepter der Vollkommenheit die Höcker des häßlichen Thersites mit seiner ganzen Kraft treffen. Wenn du schreibst, es sei was es wolle, so sollst du vollkommen schreiben, und dafür nicht einmal befugt sein, nur unseren Dank zu fordern.

Bei einer anderen Vorstellung und Würdigung der Sache, da man einen so einfältigen Unterschied zwischen gemeinem Alltagsdeutsch und Sonntagsdeutsch macht, ist es leicht einzusehen, warum eben kein sonderlicher Eifer für das Studium der deutschen Sprache und einer vollkommenen Schreibart entspringen könne. Wäre das schöne Sonntagsdeutsch das, was man sich gemeiniglich einbildet, wäre es weiter nichts als leerer Zierat, der zwar dasein, aber auch überall fehlen könnte, so würde ich es selbst nicht wert halten, nur eine Stunde des Lebens darauf zu verwenden. Mich wundert in der Tat, wie bei solchen Begriffen noch irgend ein vernünftiger Vater seinem scheidenden Sohne den Rat mitgeben kann, sich doch auch nebenher, wenn es sein kann, ein wenig um einen schönen Stylum zu bekümmern. Ich wenigstens riete dem Meinigen alsdann ebenso gern, sich doch auch ein wenig mit auf Kirschkernschnitzeln zu legen. Denn diese Galanterie und jene schöne Stilkunst sind ohngefähr von gleichem Werte. Weit weniger wundert es mich hingegen, wenn es schon dem Knaben lächerlich und töricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Knecht und Magd, mit allen seinen Gespielen redet, in welcher er sie versteht und von ihnen wieder verstanden wird, von deren Unkunde ihm also auch nicht die leiseste Ahndung beiwohnt, ebenso wie eine fremde Sprache nach richtigen und gründlichen Regeln lernen soll. Sein Lehrer, verhältnismäßig ein weit größerer Ignorant als er selbst, — denn Legion heißt der Name Deutscher Sprach- und Stilignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen — sein Lehrer ist ebensowenig imstande, ihm seine Unwissenheit begreiflich zu machen, und ihn von der Notwendigkeit eines strengen Studiums derselben zu überzeugen. So wächst denn nun der Knabe empor mitten in seiner Muttersprache, wie das dumme Feldhühnlein in der umherrauschenden Saat, ohne, außer der nächsten und dringendsten Notdurft, zu wissen, wozu alle, und wie am besten und zweckmäßigsten das herrlichste Geschenk Gottes anzuwenden sei. Freilich mag er zu einigen deutschen Ausarbeitungen

angehalten werden: allein lernt er wohl dadurch den ganzen unendlichen Reichtum verarbeiten? Freilich mag sein Lehrer, soweit er's versteht, dieses und jenes daran verbessern; freilich mag er zwischendurch gut geschriebene Bücher lesen, und auch aus diesen mag etwas zum Besten seiner Sprache und Schreibart hängen bleiben: allein ist es wohl zu vermuten, daß er auch hierdurch den Reichtum der Sprache im ganzen Umfange, daß er den Stil in aller seiner Mannigfaltigkeit kennen, beurteilen und anwenden lerne? Glücklich kann er sich noch schätzen, wenn er nur an solche Muster gerät, welche die Probe gesunder Kritik aushalten. Aber das ist, besonders unter obigen Voraussetzungen, höchst selten, ja fast unmöglich, da die Schriftstellerei tagtäglich immer mehr in die Hände der Knaben gerät. So kommt es denn, daß er empirisch seine Gedanken bald richtig bald unrichtig, bald schicklich bald unschicklich, bald schön bald häßlich bezeichnen lernt, ohne selbst ein Wort davon zu wissen, ohne, weder sich, noch anderen, gründliche Rechenschaft über das Warum geben zu können.

Mit dieser Bildung bezieht der Jüngling die Universität. Gesetzt, es gäbe daselbst einen gründlichen philosophischen Lehrer der Muttersprache und des guten Geschmacks, wiewohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen solchen für ziemlich überflüssig, sondern auch die für diese Gegenstände nebenher bestimmten Bemühungen anderer Lehrer für sehr entbehrlich gehalten zu haben scheint: so haben doch nur die wenigsten eine Ahndung davon, daß von einem solchen Lehrer noch etwas Nützliches und Notwendiges für sie zu lernen sei. Denn mit der deutschen Sprachlehre dürfte ihnen dieser ganz und gar nicht kommen, so unentbehrlich die auch wäre, da oft von hundert Studenten vielleicht an neunzig noch nicht grammatisch richtig schreiben können. Damit dies die Studenten nicht verdrieße, so setze ich getrost hinzu, daß mehr als ein Dutzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es ebensowenig kann. Und wofern dies geleugnet, ja nur bezweifelt werden sollte, so verpflichte ich mich, es durch schwarz auf weiß darzutun, und bei den Schriften dessen, der es leugnet — denn seine Sprache verrät ihn, daß er einer von ihnen ist — den Anfang zu machen. Da übrigens mit den schönen Wissenschaften, wie ganz natürlich und billig, sich meistens nur Männer aus der philosophischen Klasse beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medizinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brotstudent aus jenen Fakultäten diese Gegenstände mehr unter die Waren des gelehrten Luxus als der Notdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freilich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabei nur seine Kanzel dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber, denken beide, der

Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften vom Predigt- und Kanzleistile? Der mag allenfalls ein wenig blümeln lehren, welches zwar zuweilen ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmal angenehm, in jedem Falle aber zur Leibesnahrung und Notdurft entbehrlich ist. Daher glaubt denn in Rücksicht auf Sprache und Schreibart der Theolog alles getan zu haben, wenn er sein Homiletikum, der Jurist aber, wenn er sein Praktikum hört, beides Kollegia, die von Männern aus ihren Mitteln veranstaltet werden. Bloß von diesen erwartet man die rechte Schreibart, wie sie Theologen oder Juristen geziemet. Es geht hierin gerade ebenso, als wenn irgendwo ein altes christliches Gesangbuch verbessert werden soll. Wann denkt ein Konsistorium daran, ein solches Geschäft einem wahren Dichter von Talenten und geprüftem Geschmacke, wenn der auch gleich ein weltlicher Dichter wäre, aufzutragen? Muß der Besorger nicht fast immer ein geistlicher Herr Konsrater sein? Und ist er nicht gut genug dazu, wenn man nur irgend einmal wahrgenommen hat, daß er wohl auch seinen Vers und Reim zu setzen wisse?

Was ist nun aber von dieser Denk- und Handlungsart die Folge? Nichts anderes, als daß alles im ganzen genommen seinen alten barbarischen Schlendrian fortschlendert. Um hierin vor Widerspruch, wenigstens vernünftigem Widerspruche sicher zu sein, will ich mich nur auf den sogenannten Kanzleistil berufen. Ich weiß es zwar ebensogut, und vielleicht noch ein wenig besser, als die ganze Zunft der Juristen, die weiter nichts als Juristen sind, daß der Kanzleistil seine Eigenheiten habe, die, ob sie gleich den Regeln der Vernunft in mancher Hinsicht, den Regeln des guten Geschmackes aber durchaus zuwider sind, ihm dennoch nicht füglich genommen werden können. Und wahrlich, wofern sich irgend ein unbesonnener Geschmacksasse unterstehen wollte, ihm diese zu nehmen, oder ihn deswegen zu hänseln, da würde ich, der Dichter, dem man das wohl nicht zutrauen sollte, der als Dichter tausend Meilen weit von dem Kanzleistile sein Wesen treibt, dennoch sehr willig mit Schwert und Speer für den Kanzleistil zu Felde ziehen. Aber bei dem allem weiß ich auch sehr gut, was für Greuel des Ausdruckes unter diesem Vorwande der Unentbehrlichkeit beibehalten und in Schutz genommen werden. Woher kommt nun das? Woher kommt es, daß, wenn in der Schreibart aller übrigen Gelehrten der gute Geschmack fortrückt, derselbe allein in der juristischen Schreibart so ungeheuer weit zurückbleibt? Hauptsächlich davon, daß Juristen gemeiniglich bloß von ihresgleichen das Schreiben lernen.

Nun ist es aber ein höchst seltener, ja vielleicht ganz unmöglicher Fall, daß ein vollkommener Lehrer der Rechte auch zugleich ein vollkommener philosophischer Lehrer des guten Geschmackes sei.

Das Gebiet der Rechtskunde ist schon für sich allein von so großem Umfange, und übersteigt die Kräfte eines einzelnen Menschen so weit, daß mehrere sich in seine Provinzen teilen müssen, wenn das Ganze vollkommen beherrscht werden soll. Wie könnte man also von dem Rechtslehrer mit einiger Billigkeit begehren, daß er auch noch in einem anderen Felde bewandert sei, in einem Felde, welches vielleicht noch weitläuftiger als das seinige ist, das außer mannigfaltigen Sprach- und Sachkenntnissen, außer großem Fleiße, auch noch besondere, nicht jedem Erdensohne verliehene Naturgaben erfordert? Nun ist aber einmal der schlimme Umstand vorhanden, daß seit Jahrhunderten in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdruckes in Riesengestalt unerschütterlich neben der heiligen Göttin thronet, die an und für sich nichts weniger als häßlich, nichts weniger als den Gesetzen einer edlen keuschen Schönheit abgeneigt ist. Die Juristen, welche öfters im Dienste des Tempels dort ein und aus gehen müssen, haben sich einmal durch täglichen Umgang und Anblick an die gräßliche Gestalt des Ungeheuers gewöhnt. Sie fühlen nicht mehr bei seinem ungekämmten Zottelhaar, bei seinen borstigen Augenbrauen, die wie Fußsäcke herunterhangen, bei seinem Nasengebirge, bei den behaarten Warzen seines viereckigen Angesichtes, bei seinen ungewaschenen Händen mit zolllangen Nägeln, und dem zu dieser ganzen Unholdsfigur passenden Ornate, was andere Menschenkinder empfinden, welche in Gegenden bewandert sind, wo ihnen schönere Gestalten begegnen. Daher läßt es sich denn auch erklären, wie selbst in so manchen neueren nicht wenig gerühmten Anweisungen zum juristischen und übrigen Geschäftsstile, die aus juristischen Federn geflossen sind, solche entbehrliche, Vernunft und Geschmack beleidigende Auswüchse nicht nur entschuldigt, sondern sogar in Schutz genommen, für notwendig geachtet, oder als Zierlichkeiten empfohlen werden. Dies bleibt nun größtenteils unbemerkt und ungerügt, weil die Juristen wenig bei anderen gelehrten Leuten in die Schule gehen, andere Leute von Gelehrsamkeit und Geschmack aber sich um die juristischen Zierlichkeiten eben nicht zu bekümmern pflegen.

Welche Beispiele könnte ich hierüber nicht häufen! Eins muß ich jedoch anführen, um zu zeigen, daß meine Behauptungen etwas mehr als leere ungegründete Deklamation sind. Da schlage ich ein Buch auf und stoße sogleich auf ein Präsentationsschreiben eines Kandidaten zu einem Pfarramt, welches also lautet:

P. P.

Nachdem das hiesige Pfarramt vor kurzem durch die erfolgte Translokation des zeitherigen Pfarrers M. N. nach N. erledigt worden, und mir daher als Besitzern des Ritterguts N., welchem

in Gemäßheit der gnädigst erteilten Lehnbriefe das Patronatrecht über die hiesige Pfarrei zusteht, obliegt, ein taugliches Subjekt zu erwähntem erledigtem Pfarramt gehorsamst zu präsentieren. Als erfülle ich diese Pflicht indem ich den Kandidat N., welcher sich, daß er ein Landeskind sei, und drei Jahre zu N. der Gottesgelahrtheit obgelegen, legitimieren wird, hierzu pflichtschuldigst präsentiere, und zugleich geziemend bitte, denselben gewöhnlichermaßen prüfen, und wenn selbiger tüchtig erfunden worden, das weitere Nötige wegen Eröffnung der Kanzel zur Probepredigt, sodann auch seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben verfügen zu lassen.

Ich legitimiere mich als Besitzer des Ritterguts N. und also als Patron und Kollator der hiesigen Kirche und Pfarre durch beiliegende beglaubte Abschrift der von hoher Lehnskurie erhaltenen Lehnsrekognition, und verharre im übrigen 2c.

Ein Jurist, der weder seine Muttersprache von Leuten, die sie verstehen, gelernt, noch seinen Geschmack durch Leute, welche die Regeln desselben wissen, oder sonst durch tadellose Muster gebildet hat, sieht nun ein solches Produkt mit der ruhigsten Gleichgültigkeit an, und ahndet kaum von fern, daß daran noch etwas auszusetzen sein möchte. Und dennoch . . . Doch wozu die Vorrede? Wir wollen den Aufsatz wundershalber einmal durchgehen.

Wozu erstlich das bei allen guten Schriftstellern längst aus dem Gebrauche gekommene nachdem für die gangbare Konjunktion da? Wozu die überflüssigen, mithin weitschweifigen Beisätze, die erfolgte, — des zeitherigen? Besitzern ist gar ein Sprachschnitzer, da der Dativ des Singulars hier kein n hat. Pfarrei ist entweder veraltet, oder Provinzialismus. In reinem guten Hochdeutsch sagt man Pfarre oder Pfarramt. Zu erwähntem erledigtem, — ist einmal schleppender Überfluß, und zweitens ein doppelter Sprachfehler. Nur das erste Bestimmungswort des Substantivs erwähntem wird nach der bestimmten Deklination der Adjektive gebogen; diese aber hat im Dativ des Singulars ein m zum Charakter. Das andere erledigtem, sowie alle übrigen, wenn deren auch noch mehrere dastünden, geht nach der unbestimmten Deklination, deren Charakter ein n ist. Das war der erste Sprachfehler. Übrigens durfte der bestimmte Artikel dem, — zu dem, oder wenigstens zum erwähnten erledigten nicht ausgelassen werden. Wenn ich den Ausdruck: zu erwähntem erledigten Pfarramt in seine eigentlichen vollständigen Redeteile auflöse, so würde es so viel heißen, als zu einem erwähnten erledigten Pfarramte. Nur der bestimmte Artikel kann mit der Präposition, und nur der unbestimmte mit dem Adjektiv zusammengezogen werden. Nach

präsentieren ist die Interpunktion fehlerhaft und die veraltete Konjunktion als für so höchst widrig. Den Kandidat für Kandidaten, ist abermals ein Sprachschnitzer. Der Gottesgelahrtheit obliegen, ist eine altfränkische Prunkphrase. Theologie studieren ist nicht nur gebräuchlicher, sondern auch weit natürlicher und ungezwungener, übrigens aber edel genug für diese Gattung des Stiles. Pflichtschuldigst ist hier ein Ausdruck schwerfälliger Höflichkeit. Als erfülle ich diese Pflicht, ist schleppender Überfluß. Selbiger nach dem vorher dagewesenen denselben verursacht einen auffallenden Mißklang. Erfunden, für befunden, ist für die gemeine gute Prose veraltet. In den Ausdrücken: das weitere Nötige wegen Eröffnung der Kanzel — sodann auch (zu) seiner Zeit — und sonst allenthalben, — herrscht der unnötigste Überfluß. Hiernächst aber ist in den letzten Sätzen die verworfene Konstruktion tadelhaft. Nach einer richtigen auf Regeln der Logik sich gründenden Konstruktion sollte es wenigstens heißen: wegen Eröffnung der Kanzel zur Probepredigt, sodann auch zu seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben das weitere nötige verfügen zu lassen. Die ganze Schlußstelle kann weit kürzer, dennoch aber vollständig und deutlich genug anderwärts eingeschaltet werden.

Der Mann, der das obige und ähnliche Formulare zur Nachahmung vorlegte, durfte gleichwohl in der Vorrede zu seinem Buche als Regel für dergleichen Aufsätze feststellen: „daß man nicht zu sehr von dem juristischen Stil abweiche und sich einer zu großen Modernität befleißige, die bei einem Formularbuch bei vielen anstößig sein würde: daß man aber hingegen auch zweitens den guten Geschmack in der heutigen deutschen Schreibart nicht zu sehr verleugne, daß man den älteren Gerichtsstil, die Einmischung fremder Wörter ohne Not, überflüssige Weitläufigkeiten, und die übrigen Gebrechen des älteren Kanzleistils beibehalten, und nicht vielmehr sich einer reinen Schreibart ohne Zwang und Affektation befleißigen sollte." Gegen das Ende der Vorrede scheint er zwar etwas davon wieder zurückzunehmen, schließt aber doch: „Er habe der Kürze, Deutlichkeit und einer reinen Schreibart sich zwar möglichst beflissen, — alle ganz unnötigen Klauseln, Wiederholungen, Einmischung solcher Punkte, welche sich nach der Natur des Geschäftes von selbst verstehen, sowie auch den Gebrauch fremder Wörter, für welche wir gleichlautende gewöhnliche deutsche haben, zu vermeiden gesucht, dabei aber sich kein Gewissen daraus gemacht, im zweifelhaften Fall lieber eine gewöhnliche Klausel zuviel beizubehalten, und sich einen lateinischen Ausdruck alsdann zu erlauben, wenn er das, was er sagen soll, deutlicher als ein einheimisches Wort ausdrückte."

Ich habe einen so unbeträchtlichen Gegenstand, als das Formular zu einer Kandidatenpräsentation ist, um deswillen so umständlich beurteilt, weil allgemeine Anklagen gegen gewisse Gattungen von Menschen nichts helfen; weil man diesen sehr scharf zu Leibe gehen, sie beim Ärmel festhalten und ihnen alle ihre Sünden Stück für Stück vorzählen muß, wenn sie nicht davonschleichen und tun sollen, als wäre nicht von ihnen, sondern von Chinesen die Rede. Mir deucht, ich habe den Verfasser nach seinen eigenen anerkannten Gesetzen gerichtet, und an diesem Beispiele zugleich gezeigt, wie die Juristen ein Gesetz zwar oft auswendig, ja selbst ganz richtig zu erklären, dennoch aber in facto gar nicht anzuwenden wissen, wozu eine gewisse Geschmeidigkeit der Geistesorgane erforderlich ist, die man nur durch Übung außer ihrer Sphäre erhält.

Siehe nun, juristisches Israel, das sind deine Götzen! Das sind die schönen Muster, wonach du dich bilden sollst, und, wie es so häufig am Tage liegt, wirklich bildest, wenn du nicht beizeiten solchen Schulen entläufst. Und es sind Muster, nicht etwa von 1686, sondern von Eintausendsiebenhundertundsechsundachtzig?!*) Das Beispiel ist auch nicht etwa mühsam aufgesucht; nein! es ist blind aufgegriffen. Bringe mir alle deine Bücher her, worin dir Juristen ohne Sprachkenntnis, ohne Geschmack, Anweisungen zu einer zierlichen juristischen Schreibart erteilen, und ich verspreche dir überall eine gleiche Menge des unverzeihlichsten Unrats auszusichten.

Noch liegt von ungefähr, da ich dieses schreibe, neben mir eine Abhandlung über den Geschäftsstil und dessen Anweisung auf hohen Schulen, welche sogar in einer deutschen Gesellschaft, mithin von einem Manne, der nichts Geringeres als den eleganten Juristen machen will, abgelesen worden, die gleichwohl auf jeder Seite mit Sprach- und Stilfehlern angefüllt ist, ja sogar den ärgsten Solözismus an der Stirne trägt, indem es nicht dessen Anweisung, sondern Anweisung zu demselben heißen müßte. Noch liegt neben mir — doch, ich will es lieber verschweigen, was alle für zierliche Anweiser noch neben mir liegen, mit denen ich nur noch härter verfahren müßte.

Niemand aber erlaube sich hierbei den Vorwurf, daß ich meine Rüge zu weit ins kleine und feine treibe. Das ist zwar eine sehr gemeine, aber jeder Vollkommenheit höchst nachteilige Ausflucht. Wie wollen wir es jemals zu einer Vollkommenheit in unserer Sprache und Schreibart bringen, wenn wir die uns vor allen Nationen eigene Unart, es mit Kleinigkeiten nicht so genau zu

*) Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze. 2 Teile. Leipzig 1786. (B.)

nehmen, nicht ablegen? Nicht die Silbe, ja nicht einmal der Buchstab sollten unserer Aufmerksamkeit zu geringe sein. Wer des Hellers nicht achtet, gelangt nicht zum Taler, ist ein Sprichwort in jedermanns Munde. Wir befolgen es oft bei anderen Gegenständen bis zur Übertreibung. Warum denn hier gar nicht?

Ich frage nur noch, ob die gerügten Fehler wohl solche Eigenheiten des Kanzleistiles sind, die man ihm nicht füglich nehmen darf? Wird man nicht imstande sein, jene Präsentation richtiger, reiner, fließender und überall wohlgefälliger abzufassen, ohne gleichwohl den Dichter oder schönen Geist zu verraten, der freilich, wie alle wahren Dichter und schönen Geister selbst am besten wissen, aus Aufsätzen dieser Art nicht hervorblicken darf? Wir wollen es doch — noch einmal wundershalber! — versuchen.

P. P.

Zu dem durch die neuliche Versetzung (oder immerhin auch Translokation. — Denn ich bin weit davon entfernt, es mit dem Purismus in Aufsätzen dieser Art so genau zu nehmen, oder ihn vollends gar bis zur Ziererei zu übertreiben). Also: Zu dem hiesigen, durch die neuliche Translokation des Predigers M. N. nach N. erledigten Pfarramte stelle ich hiermit, kraft meines Patronatrechts, welches aus den beglaubten Beilagen — erhellet, den Kandidaten N. dar. Da sich derselbe als Landeskind, das drei Jahre zu N. Theologie studiert hat, legitimieren wird, so bitte ich geziemend:

Ihn gehörig prüfen und, wenn er tüchtig befunden sein wird, wegen seiner Probepredigt, Ordination und Einsetzung das Nötige verfügen zu lassen.

Der ich ꝛc.

Schmeckt denn nun das nach falscher Schöngeisterei? Oder ist es vielmehr ein richtiger, reiner und zweckmäßiger Aufsatz ohne Überfluß und Mangel?*) O, man lasse sich doch ja nicht von Unwissenheit, Unvernunft und Geschmacklosigkeit gegen alles dasjenige

*) Es ist unserem politisch-ökonomisch-merkantilischen Zeitalter, in welchem alles, was eine Feder rühren kann, aufklären und der armen Menschheit auf die Beine helfen will, des Zählens, des Rechnens, des Messens, des Wiegens kein Ende. Das meiste betrifft indessen bloß Geld, oder Geldeswert: gerade als ob alles Wohl und Weh der Menschheit bloß im Geldbeutel steckte. Allein eine Million Menschen, die hundert Millionen Geld und für hunderttausend Millionen Geldeswert besäße, könnte denn doch wohl außerdem noch etwas haben, welches leicht ebensoviel, ja noch mehr wert wäre, als das alles beides, mithin allerdings verdiente, daß sowohl Staats- als Privatwirtschaft ihre Künste daran ausübten. Und dieses wichtige Etwas ist, — ich wette, kein Mensch denkt daran, — ist die liebe, liebe Zeit. — Ersparnis der Mühe und Zeit, sowohl für den Schreiber als den Leser, ist wohl nicht das kleinste Verdienst. Wäre es möglich, alle die unzähligen kleinen Zeitausgaben, welche unnütze Weitschweifigkeit des Hof- und

einnehmen, was sie oft mit höhnischem Nasenrümpfen Schöngeisterei, Belletristerei, und Gott weiß wie alle, zu schelten pflegen! Nichts kann der Geisteskultur nachteiliger sein, als wenn solch ein unwürdiger Spott zugleich wahre Vernunft, nützliche Kenntnis und guten Geschmack antastet, ohne welches alles der schöne Geist nur ein Bettelprinz ist. Schöner Geist! Schöner Geist! — Ich habe dergleichen Hohnneckereien mit eigenen Ohren von vornehmen Kathedern herab gehört, nicht anders, als ob es ehrenvoller wäre, ein häßlicher, als ein schöner Geist zu sein. Mir ist noch nie ein wahrer echter schöner Geist vorgekommen, der nicht zugleich ein sehr vernünftiger, mit mannigfaltigen sehr würdigen Sachkenntnissen genährter und gestärkter Geist gewesen wäre. Aber häßliche Geister ohne Vernunft, ohne Geschmack, ohne menschenadelnde Kenntnisse, umschwärmen einen überall, wie das Fliegengeschmeiß im Sommer. Man bringt den schönen Geist in der Gestalt, wie er diesen Namen verdienet, wahrlich nicht mit auf die Welt, ob man gleich etwas mitbringen muß, welches vielen sehr gelehrten Leuten mangelt, nämlich das Talent der Urteilskraft, oder das spezifische des sogenannten Mutterwitzes, wie es Kant, der erste Philosoph auf Erden, nennt, ein Talent, dessen Mangel keine Schule ersetzen kann.*) Aus diesem Mutterwitze, gleichsam dem Fruchtkeime eines jeden, und also auch des schönen Geistes, muß sich der echte schöne Geist durch ein Studium ebenso mühsam, als jedes andere, erst langsam hervorarbeiten. Er muß sich durch Einsammlung humaner Kenntnisse und durch sehr oft angestellte Übungen auf der Palästra des Geistes zu demjenigen, wofür er sich mit Recht ausgeben will, entwickelt und ausgebildet haben. Wenn der schöne Geist ein solcher ist, so ist er nicht bloß eingeschränkter, notdürftiger Ausüber und Beurteiler dieser oder jener einzelnen Kunst, etwa der poetischen, wiewohl auch das schon nicht unrühmlich wäre,

ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae potens et cantor Apollo:

Kanzleistiles veranlaßt, genau zusammenzurechnen, so würde man über die Hauptsumme vor Schrecken erstarren. Ich getraue mir, auszurechnen, daß in einem Staate, nicht größer als der unsrige, jährlich das Leben wenigstens einiger hundert Menschen bloß auf Titelschreiben verwendet wird. Wieviel nun nicht vollends auf anderen end- und namenlosen Überfluß? Wieviel besser könnten nicht so vieler Menschen Leben und Kräfte genützt werden? Und wenn auch das nicht, so dächte ich, das verächtlichste far niente wäre immer noch weit besser, als Leib und Seele an solchen Nichtswürdigkeiten dumm und stumpf zu schreiben.

*) Der Mangel an Urteilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. Ein stumpfer, oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit auszurüsten, da es aber gemeiniglich alsdann auch an jenem (der Secunda Petri) zu fehlen pflegt, so ist es nichts Ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die im Gebrauch ihrer Wissenschaft jenen nie zu bessernden Mangel häufig blicken lassen. S. Kants Kritik der r. Vern. S. 172 n. Aufl. (B.)

sondern er ist fertiger, er ist wohlbesugter Richter und Lehrer jeder Kunst des Geistes, sie werde nun ausgeübet von wem sie wolle. Würde ein schöner Geist lehren, man solle in Versen oder in poetischer Prose prozessieren, so würde er durch nichts offenbarer verraten, daß er nichts weniger als ein echter schöner Geist, sondern ein verwahrlosetes Ding von eben der Art sei, wie sie die oberen Fakultäten zu Legionen aussenden. Der wahre schöne Geist, der dies schlechterdings nicht sein kann, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger Geist ist, lehret und befördert nicht nur niemals schön sein sollende Grimassen, sondern er ist es gerade, der allen unschicklichen Geschmacksgrimassen am wirksamsten entgegensteuert. Er ist es gerade, welcher der läppischen Flittern und einer gewissen ästhetischen Schminke, womit nicht schöne Geister, sondern unbesonnene an Urteilskraft arme Theologen und Juristen selbst ihre Wissenschaften verunstalten, am lebhaftesten spottet. Denn aus fleißig erforschten und deutlich erkannten Gründen, die sich in sicheres festes Gefühl, das ist in Geschmack verwandelt haben, weiß er zu entscheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht. Wenn nun aber, o Schüler der Themis, der schöne Geist, der überall den Kodex gesunder Vernunft bei sich führen und daraus seinen Namen rechtfertigen muß, dir aus den Regeln, welche in dem allgemeinen Gesetze der Vollkommenheit, oder in der Zusammenstimmung der besten Mittel zum besten Zwecke gegründet sind, dartut, daß du dich ohne Not von der Vollkommenheit entfernest; wenn er dir den geradesten und kürzesten Weg zu derselben zeiget: so mache es dich nicht irre, daß es ein schöner Geist und nicht ein Jurist war, der dich des Besseren belehrte! Es mache dich nicht irre, wenn etwa Juristen, welche in Vorurteilen der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit alt und grau geworden sind, der besseren Theorie nicht beistimmen! Auch warte nicht erst, bis die alten Herren, die den Mangel ihrer Jugendbildung durch Geistes-lahmheit und Steifigkeit büßen, dir vorangehen, oder du wirst sehr spät, vielleicht auch niemals zum Ziele der Vollkommenheit gelangen.

Aus dem bisher Gesagten folget, daß Juristen und Geschäftsmänner es um deswillen bei Lehrern aus ihrem Mittel schwerlich zu einiger Vollkommenheit in der Schreibart bringen können, weil eine so große Menge derselben weder Einsicht noch auch Geschmack genug dazu besitzt, ja, weil eine so große Menge sich nicht einmal schämet, etwas bei sich zu vermissen, was gleichwohl vor alters die Cicero, die Hortensius, Pompejus, Cäsar u. s. w. — wahrlich doch auch Juristen und Präsidenten eines Rates, nicht etwa für ein deutsches Residenzstädtlein, oder ein paar Meilen in die Runde,

sondern für Rom und die Welt! — nicht unter der Würde ihrer Bemühungen achteten. Niemand aber wird hoffentlich zugleich daraus folgern, als ob ich allen unseren Rechtsgelehrten ohne Ausnahme Einsicht und Geschmack in der Muttersprache und Schreibart, mithin ihrem Unterrichte allen Nutzen für den jungen Zögling ganz und gar absprechen wolle, welches gewiß die schimpflichste Unbesonnenheit sein würde. Von wem, der nur den mindesten Sinn für diese Dinge hat, kann es unbemerkt bleiben, daß z. B. in unseren Landen ein vorzüglich guter, wenngleich noch kein vollkommener Kanzleistil herrscht? Und wer, wenn er mit unbefangenem Blicke auf den Grund dieser angenehmen Erscheinung zurückforscht, kann da die Bemühungen solcher Rechtslehrer auf der hiesigen Universität verfehlen, welche, so wie an Rechtskenntnissen, also auch an einem richtigen, reinen und schicklichen, sowohl mündlichen als schriftlichen Vortrage so viele ihrer Zunftgenossen übertreffen? Aber auch aus den Schulen solcher Männer, besäßen sie auch noch soviel Geschmack, noch soviel gründliche Einsicht in die Muttersprache und Schreibart, läßt sich etwas Vollkommenes weder erwarten noch fordern, ob ich gleich sehr willig zugebe, daß aus ihren praktischen Lehrstunden auch für den Stil kein geringer Nutzen entspringe. Alles desjenigen, was zur richtigen zweckmäßigen Sprache und Schreibart gehört, müßten die Schüler, welche ihren Übungsstunden beiwohnen, billig schon mächtig sein. Wenn solche Männer sich auch auf Sprache und Schreibart einlassen, so geschieht es wohl nicht deswegen, weil diese mit zu ihrem Zwecke gehörten: sondern weil die leidige Not sie dränget, wenigstens den auffallendsten, den unerträglichsten Mängeln, soviel die Zeit nebenher verstattet, abzuhelfen. Sie können auch nun alsdann ihre Winke geben, wann einzelne Fälle ihnen Gelegenheit darbieten. Wenn nun der Lehrling auch von zehn und zwanzig Fehlern dadurch unterrichtet wird, die er beibehalten haben würde, wenn er diese Schulen nicht besucht hätte, so kann er bei dem großen unabsehbaren Umfange unserer Muttersprache doch noch von hunderten unbelehrt bleiben, wenn die Aufsätze, die er lieferte, keine Veranlassung gaben, sie zu begehen.

Hieraus, denke ich nun, ist ersichtlich, daß Sprache und Schreibart, samt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen Kenntnissen, welche damit zusammenhängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Stiltheorie statthat, auf Universitäten eigene Lehrvorträge, sowie von seiten der Studierenden ein eigenes ernstliches Hauptstudium erfordern. Es ist sowohl der klassischen Vollkommenheit unserer Literatur als überhaupt der Behandlung unserer Federgeschäfte im Staate sehr nachteilig, daß man die Kenntnisse gleichsam als niedere betrachtet, mit welchen man schon auf den niederen

Schulen fertig geworden sein müsse, um sich hernach auf Universitäten lediglich höheren Wissenschaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntnisse? Was will man eigentlich damit sagen? Freilich, die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, habe ich ebensowenig gegen eine Einteilung der Wissenschaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Einteilung unserer Seelenkräfte. Aber, wahrlich! der Grund, aus welchem eine gewisse strotzende Hochgelahrtheit diese Einteilung zu machen scheint, ist sehr töricht. Bildet man sich etwa ein, als ob die Redekünste minder Zeit, Anstrengung und Aufwand an Geisteskräften erforderten? O, wenn dies den Namen bestimmen sollte, so müßten die Benennungen vielmehr gewechselt und gerade die Redekünste die höheren genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wonach das vorzüglichste Talent, der hartnäckigste Fleiß nur immer streben können, sind die Gewalt über seine Sprache und eine klassische Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am schwersten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter als ein guter klassischer Schriftsteller. Gelehrsamkeit ist allenthalben zu großen Haufen aufgeschüttet, man kann davon einsacken, wann und wo man will, wenn man nur will. Aber diejenige Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erforderlich ist, erwirbt sich so leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit versäumt sind, und jene großen Haufen liefern dazu oft nicht ein Körnchen. Die unzähligen Beispiele derer, welche so herzlich gern gut schreiben möchten und es doch nicht können, die es selbst bei nicht gemeinen Fähigkeiten erst so spät nach so mancherlei mühseligen Anstrengungen, ja vielleicht dennoch, in ihrem ganzen Leben nicht lernen, reden lauter als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man schon in den Knabenjahren auf niederen Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts als Latein, Griechisch und ein wenig zusammengestümperte Rhetorik aus der Arche Noäh getrieben wird? Und dennoch wären diese Schulen noch immer weit besser als diejenigen, wo, nach der Überweisheit einiger neueren Pädagogen, eine Art von höheren wissenschaftlichen — Spielereien die Redekünste verdränget.

Aber sind denn nun diese schweren Künste in der Tat so wichtig? Sind sie es wert, daß man es sich so sauer um sie werden lasse? Daß man diejenigen, welche sie gründlich zu lehren und in möglichster Vollkommenheit auszuüben streben, wo nicht vorzüglich ehre, doch wenigstens nicht gering schätze? Das sollte ich doch ohne alle Anmaßung denken.

Alles menschliche Wissen besteht in Vorstellungen des Mannigfaltigen der Dinge in ihren Verhältnissen und in der Kunst, dies

auf das genaueste zu bezeichnen. Beides, Vorstellung und Bezeichnung, ist so innig miteinander verbunden, daß man nicht genug über die Unbesonnenheit derer erstaunen kann, welche gleichsam scheiden wollen, was Gott zusammengefügt hat. Ohne Bezeichnungskunst ist kein Verkehr unter den Menschen möglich, die gleichwohl zur Gemeinschaft untereinander geschaffen zu sein scheinen. Je höher diese Kunst getrieben werden kann, desto inniger und fester muß sich die Menschheit zu einem großen, vollständigen, gesunden und tätigen Körper zusammengliedern.

Das gesellschaftliche Menschenleben erfordert einen beständigen ununterbrochenen Hin- und Herhandel mit unzähligen Gedanken und Empfindungen. Dieser kann nicht anders als durch schickliche Zeichen getrieben werden. Ausgemacht aber ist es längst, daß unter allen bekannten Bezeichnungsarten diejenige, welche im gewöhnlichsten und allgemeinsten Sinne Sprache heißt, die vorzüglichste sei. Sprache ist die gangbarste Münze, auf welcher der geistige Gehalt am vollkommensten ausgeprägt ist. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfordert sowohl der Verstand als der Geschmack. Was für ein armseliger Handelsmann ist derjenige, der seinen Beutel nicht voll dieser Münze hat, der ihren Gehalt nicht kennt, der nicht weiß, wes das Bild und die Überschrift ist, der sie nicht aufzuzählen versteht! Er gleichet dem Kinde, das noch kein Geld kennt, das alle Sorten, von der Guinea an bis zum Heller, bunt durcheinander, ein Stück für das andere, bloß weil alles rund ist, und noch dazu mit allem seinem Kinderschmutze besudelt, hinzählt. Der Handel kann so nicht bestehen; er muß, wo nicht ganz in Stockung, dennoch in die unseligste Verwirrung geraten. Wenn unser Geist auch aller möglichen Erkenntnis ohne Sprache fähig wäre, welches sich doch wohl wenigstens in Ansehung der abstrakten und allgemeinen Begriffe nicht behaupten läßt, so würde der Mensch, ohne Kenntnis der Sprache und des Ausdruckes, dennoch ebenso übel daran sein als der reiche Mann, dem es zwar nicht an Geldeswert, aber an barem Gelde selbst fehlte. Er würde, sowohl die Einnahme als Ausgabe, tausend Unbequemlichkeiten erfahren, wovon der, welcher bei einer hinreichenden baren Kasse ist, nichts gewahr wird.

Ist dies schon der Fall mit jedem gemeinen gesellschaftlichen Menschen, wieviel mehr muß er's nicht sein mit dem Gelehrten, der nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit Vergangenheit und Zukunft in Verkehr steht. Wie weit fertiger muß nicht dessen Geist sein, Vorstellungen auf alle mögliche Arten sowohl zu empfangen als auch wiederzugeben! Kein gesellschaftlicher Mensch, viel weniger ein Gelehrter, kann es in seinem Leben durchaus vermeiden, zuzeiten unterrichten, überreden, rühren oder auf irgend eine Art ergötzen zu

müssen. Sowohl sein eigenes als auch seines Nächsten Wohl und Weh hängt mehr als einmal von seiner Empfänglichkeit für alle diese Wirkungen ab, wann sein Verstand oder sein Herz von außen her angeredet wird. Überall steht der Sprachausdruck als Mittel mit diesen Wirkungen im genauesten Verhältnisse. Was für Wirkung aber kann derjenige hervorbringen, der des Werkzeuges nicht mächtig ist? Was für Wirkungen kann er erfahren, wenn er fühllos gegen dasselbe ist?

Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben, so wichtig: sondern auch, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Notdurft, ist sie jedem einzelnen Menschen an und für sich zur Erhöhung und Veredelung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichtum seiner Erkenntnis des Wahren, des Schönen und Guten. Wenn es von einer Seite wahr und unleugbar ist, daß der an Erkenntnis wachsende, an Empfindungen sich veredelnde Geist die Sprache bereichert, verfeinert, und sie gleichsam mit sich nimmt, wann er in das Reich seiner Herrlichkeit eingeht: so bereichert und veredelt von der anderen Seite ebenso gewiß das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache, besonders wenn diese die Muttersprache ist, den an Vorstellungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an. Dieses aber mit einem für den Lernenden sehr angenehmen Unterschiede. Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer näheren gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichtum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengeist zurück und führen ihm ihre Reichtümer zu. Hieraus folgt nichts anderes, als, je vollkommener jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntnis. Seiner Sprache mächtig sein, heißt daher nichts anderes, als aller Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideenvorrates mächtig sein, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anderes, als ebenso gebrechlich denken und empfinden. „Solange der Mensch nicht reden konnte, — heißt es in einem Buche, reich an wahren und schönen Gedanken in der

gefälligsten Einkleidung*), — so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. Solange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, oder redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden helle, indem er sie mitzuteilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich die Wichtigkeit des Studiums der Muttersprache in ihrem ganzen Umfange anschaulich machen wollte. Ich greife aus unzähligen Gründen, die sich bei geringem Nachdenken vor dem Geiste versammeln, nur einen und den anderen auf, wie er mir unter die Hände kommt. Denn schon diese wenigen müssen es hinlänglich dartun, daß echtes Sprachstudium nichts Geringeres als Studium der Weisheit selbst ist. Wehe jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!

Wenn nun aber Kunde der Muttersprache und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast ebensoviel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinübergehaucht, so überaus schwer und wichtig sind: so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des wirkenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache, der Wohlredenheit, der Beredsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er sein soll, ist also wenigstens ebensoviel wert als einer der Besten aus den drei oder vier oberen Fakultäten. Er ist keineswegs der Galanterie- oder Tandhändler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Produkte allenfalls salva Republica litteraria entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die weisesten aller aufgeklärten Nationen eingesehen und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten.

Redekünste, gerade nichts anderes als Redekünste, und vornehmlich die schönen, sind es gewesen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den kalten umnebelten Geist erwärmet und erleuchtet haben. Redekünste sind es noch jetzt und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wissenschaften aufrichteten, am festesten aufrecht erhalten. Universitäten und Fakultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maultiere mit

*) S. Engels Philosoph für die Welt. 2. T. S. 19. Neue Aufl. von 1787. (B.)

ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet; dennoch aber lagen Kälte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Roheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, sowie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Torheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigentum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge: allein sie sind Körper, wirken nur auf Körper und wirken darauf nicht anders, als wenn sie von Geistern regiert werden. Dennoch, wie müssen die lautesten Schanzen verstummen, wann der Geist den Geist durch Redekünste zu belagern, anzugreifen und zu erobern versteht! Menschen, die ihr Sinn für Menschenrecht und Menschenadel habt, laßt den Tyrannen Festungen über Festungen bauen, laßt ihn seine stehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet ihr dagegen die Künste des Geistes, vornehmlich die Redekünste an, und laßt sie um Freiheit und Eigentum ihre Wagenburg schlagen! Es ist nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen als Gedanken und Worte, wie bisweilen gespaßt wird. Wenn wir Sklaven sind, so sind wir's wahrlich nicht durch jene Stein-, Eisen-, Blei- und Fleischmassen der Tyrannen, denen wir nicht ähnliche Massen entgegenzustellen haben: sondern darum sind wir's, weil wir die kraft-, tat- und siegreichsten Künste des Geistes, die Künste zu reden und zu schreiben, vernachlässigen. Die Körper herrschen nicht über die Geister; sondern die Geister herrschen über die Körper. Und was sind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geister?

Wahrlich, ich weiß nichts Besseres, den gehorchenden Teil des Staates gegen die stehenden Kriegsheere, gegen die Festungen und Kanonen des Gebietenden im notwendigen Gleichgewicht zu erhalten, als Kraft des Geistes und Fertigkeit in seinen wichtigsten Künsten. Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heute und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterschied ist nur, daß nunmehr Feder und Presse die Stelle des Mundes der Demosthene und Cicerone vertreten. Es sind elende verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf diese Schutz-

und Trutzwaffen, es unterlassen, durch beständige Übungen sich die höchst mögliche Fertigkeit im Gebrauche derselben zu verschaffen.

Man wende nicht ein, daß Gründe und Beredsamkeit doch nicht immer siegen. Oft, wenn Gründe nicht siegen, sind es, bei Lichte besehen, schlecht vorgetragene Gründe. Aber wenn auch beides nicht immer siegt, verdient denn darum eine Festung oder ein Kriegsheer mindere Achtung und Zuversicht, wenn jener einige Steine aus ihren Mauern, diesem einige Kämpfer aus seinen Gliedern geschossen werden? Soll man darum jene aufgeben, und dieses auseinander gehen lassen? Welche Schlacht kostet nicht Blut, sowohl dem Sieger als dem Besiegten?

Ha, man fahre doch nur fort, Rede- und Schreibekünste geringe zu schätzen oder zu vernachlässigen, und man wird erfahren, was für ein Ende mit Schrecken es mit Recht, Eigentum und Freiheit, mit Geistes- und Herzensadel, mit der ganzen sogenannten Sachgelehrsamkeit nehmen wird. Sachgelehrsamkeit! O, kein Mensch hegt tiefere Ehrfurcht als ich vor echter, menschengedeihlicher Sachgelehrsamkeit. Aber was für eine Sachgelehrsamkeit ist oft diejenige, die sich am unerträglichsten brüstet? Mit einer Kinderspanne lassen sich die Grenzen ihres Nutzens ausmessen; oft gilt sie kaum bis an die Landes- oder Ländchensgrenze, und einen Schritt hinüber ist sie — Plunder. Wenn noch allumfassende Kunde sowohl der geistigen als körperlichen Natur, Moral, Politik, Geschichte, nicht eine gewisse Plunderkrämerin, die sich auch so nennt, sondern die so selten erscheinende erhabene Menschenlehrerin, wenn die noch sich brüsteten, die der tiefsten Verehrung so würdig sind: so würde es ihnen und ihren Bekennern zwar nicht rühmlich sein, weil Redekunst der Stab, die rechte Hand einer jeden Wissenschaft ohne Ausnahme ist, jedoch wäre es immer noch eher zu ertragen. Aber wenn — doch, ich breche ab.

Auch darum muß ich abbrechen, weil mein Programm sonst zu lang geraten würde. Was ich sonst noch über diesen Gegenstand und sonderlich über die beste Art, wie Rede- und Schreibekünste auf Universitäten und durch das ganze Leben hindurch getrieben werden müssen, auf dem Herzen habe, das will ich, wenn ich hier bleiben und leben kann, in den künftigen Blättern nach und nach sagen, und danach meine Bemühungen einrichten.

Meinen hiesigen Freunden mache ich hierdurch nur noch bekannt, daß ich künftigen Winter die allgemeine Theorie der Schreibart nachmittags um 4 Uhr wöchentlich in fünf Stunden, Mittwochs und Sonnabends aber vormittags um 10 Uhr einige Hauptmomente der Kantischen Philosophie und zwar letztere unentgeltlich vortragen werde. Auch bin ich zu praktischem Unterricht im Stile privatissime erbötig.

Göttingen, den 1. Oktober 1787. B.

Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungsvereine.

Der Greuel unserer allgemeinen Schreibverwüstung ist bekannt und liegt jedermann vor Augen. Es sind wohl nicht zwei Schreiber in unserem ganzen Vaterlande, welche völlig überein schrieben. Es ist kein Wunder, wenn bei einer so allgemeinen Anarchie ein jeder glaubt, Gesetze vorschreiben zu dürfen. Es ist dieses der Sprache weit nachteiliger, als man glauben sollte. Da man auf die Art keinen eines Fehlers mehr zeihen kann, so entsteht dadurch eine Sorglosigkeit durch die ganze Sprachlehre, die, anstatt vorwärts zu helfen, rückgängig macht.

Daß unsere ältere und sogenannte gewöhnliche Rechtschreibung, wie wir sie nämlich in Zeitungen, Intelligenzblättern u. s. w. antreffen, ihre großen und wesentlichen Mängel habe, das werden auch die eifrigsten Verteidiger derselben nicht leugnen. Daß aber unsere neueren Verbesserer offenbar zu weit und so weit gehen, daß ihnen der größere Teil dahin nicht folgen wird, ist ebenfalls eine von allen Vernünftigen, außer den Reformatoren selbst, anerkannte und ausgemachte Sache. Wenn nun aber unter hundert und noch mehr Parteien keine der anderen nachgibt, so weiß ich nicht, was aus diesem Chaos noch werden wird und werden kann. Wahrscheinlich, da das Gären und Brausen nicht ewig währen kann, kommt es mit der Zeit ohne Beihilfe und von selbst zu einem ruhigen Bodensatze. Wann aber dieses, ob es bald und auch gut geschehen werde? Das ist eine andere Frage.

Ich für mein Teil hielte dafür, daß es sehr wohl getan sei, diesen Zeitpunkt der Anarchie dahin zu nützen, daß man eine Regierungsform festsetzte, welche, wo möglich, das Gute aller Meinungen in sich vereinigte, und dagegen ihr Unnützes, ihr Schädliches vermiede. Viele von unseren Besten, welche anfangs den Neuerungen auch nachhingen, aber hernach sahen, daß sie zu gar zu großen Torheiten und Abgeschmacktheiten mit fortgerissen wurden, ergriffen die Partie, lieber ganz auf ihren vorigen Stand zurückzukehren. Und es ist fast wahrscheinlich, daß auf die Art die sogenannte gewöhnliche Orthographie wieder die Oberhand gewinnen werde. Das ist gut, aber doch nicht allzu gut. Die Torheiten werden freilich auf solche Weise endlich gedämpft; wir erhalten wieder Gleichförmigkeit, aber bewahren dabei auch unsere alten Mängel und Gebrechen.

Ehe es in diesem Gange, den der Strom zu nehmen scheint, weiter kommt und zu spät wird, will ich daher versuchen, eine Vereinigung vergleichsweise zu stiften. Ich will nicht Gesetze geben und aufdringen, sondern nur Vorschläge tun, meine Gründe angeben, und

alsdann die mißhelligen Parteien bitten, sie anzunehmen. Haben sie aber die meisten und besten Schreiber unseres Vaterlandes wirklich angenommen, befolgen sie dieselben, nun, so kann man die Konvention als geschlossen betrachten, und es dem übrigen geringeren Gesindel, oder auch einem und anderem halsstarrigen Kopfe zum wirklichen Sprachschnitzer anrechnen, wenn er noch dawider handelt. Um dieses zu erreichen, fordere ich alle und jede schreibenden Gelehrten meines Vaterlandes auf, gemeinschaftlich mit mir hieran zu arbeiten, mir ihren Ab- oder Beifall samt hinlänglichen Zweifels- und Entscheidungsgründen entweder öffentlich oder durch Privatbriefe zu erkennen zu geben. Ich werde sodann nach und nach die Namen aller derjenigen nennen, welche dem Vergleiche beigetreten sind, um ihm dadurch die Kraft eines großen allgemeinen Schreibgesetzes so lange zu verschaffen, bis die Umstände folgender Zeiten eine Änderung notwendig machen.

Y.

Das y, da der Haufe derjenigen, die es in den meisten Wörtern nicht mehr gebrauchen, fast größer als der der Anhänger desselben ist, dächte ich, schafften wir gänzlich ab. Für das Gehör und den Verstand verlieren wir dadurch nicht das mindeste. Es kann sein, daß es ehedem zu Bezeichnung eines besonderen eigentümlichen Lautes dem alten Otfried*) nötig gewesen ist. Allein dieser Laut ist längst verloren gegangen. Was machen wir also noch jetzt mit dem überflüssigen Zeichen, da das i das nämliche tut? Ein einziger Einwurf könnte aus der Zweideutigkeit hergenommen werden in den Wörtern sein, suus, und sein, esse. Allein ich wüßte kaum eine Stelle, wo der Zusammenhang nicht sogleich alle Dunkelheit und Zweideutigkeit aufhöbe.

In fremden Wörtern aber, dächte ich, behielten wir es hergebrachtermaßen bei. Z. B. Hysterisch, Nymphe.

H.

In Ansehung des h wäre wohl die Mittelstraße die beste. Als Dehnungszeichen könnten wir es füglich in Wörtern weglassen, die wir ohnehin dehnen. Als z. B. Mut, Gut, Hut, Teil, verteidigen, Träne, Tran, Not u. s. w. Wo es zum Stammworte gehört, da müßte es notwendig bleiben. Z. B. glühen, er glüht, blühen, ziehen.

A.

Die Verdoppelungen desselben blieben in Aal, Saal, Aas, schaal u. s. w. Fielen weg in Schaf, mal, Denkmal.

B.

Das überflüssige b, z. B. Ambt u. s. w., wird nur noch hier und da von alten Philistern geschrieben.

*) Der Benediktinermönch Otfried vollendete im Jahre 868 im Kloster Weißenburg im Elsaß seine gereimte althochdeutsche Evangelienharmonie, gewöhnlich „Der Christ" genannt.

C.

Behielten wir in allen aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern, wo es hergebracht ist, außer den griechischen, wo es ursprünglich ist, und zwar vor a, o, u. Die Wörter, worin es sich vor ei, e, n, i, bereits in ein c verwandelt hat, sind uns in solcher Gestalt schon allzu geläufig, als daß wir's ohne unangenehmen Zwang abschaffen könnten. Also nicht Thukydides, Kypris, Kyklope, Kirke u. s. w. In allen deutschen Wörtern oder wo das Andenken an die Abstammung schon gänzlich erloschen ist, wie z. B. in Krone, blieben wir beim k.

D.

Die Verbindung mit t in dt scheint mir höchst widersinnig. Es sollte eigentlich ein Mittel zwischen der Weiche des ersten und der Härte des letzten herauskommen. Das ist gleichwohl nicht, und kann es auch nicht sein. Wir sprechen die Silben, worin wir's gebrauchen, gemeiniglich ganz hart und scharf aus. Er ist todt. Warum nicht tot, die Toten, töten? Im Substantiv, der Tod, ist es die fast allgemeine Schreibart der Besten, das t wegzulassen. Und so muß es auch sein, weil ich nicht des Todtes, sondern des Todes dekliniere. Die Stat; die Stäte; das Brot; der Schmid, des Schmiedes. In gesandt, verwandt u. s. w. hat es zwar eine andere Ursache, nämlich die Abstammung von senden, verwenden noch anzuzeigen. Allein da wir nie ein Gesandeter, Verwandeter u. s. w. mehr schreiben, so dächte ich auch da, wir ließen es weg, und schrieben ein Gesanter, Verwanter.

E.

Die Verdoppelung desselben ließen wir weg in Sele, selig u. s. w.; behielten sie aber in beseelen, wegen er beseelt, du beseelst. Ließen sie weg in The, Ther; behielten sie in Meer, See, Klee.

F.

Hier ließen wir die Verdoppelung weg in allen Endsilben auf schaft; Freundschaft u. s. w., Kraft, Tast, Sast, hast. Behielten sie aber um des Stammwortes willen in schafft, er schaffet, rafft, klafft.

G.

Hier habe ich an nichts, als an die Beobachtung des Unterschiedes der Endsilben ig, lich und icht zu erinnern.

J.

Je muß überall, wie bisher, bleiben.

K.

Die Verdoppelung des k, kk ist, weil der Buchstabe ohnehin nicht die angenehmste Form hat, etwas widerlich, auch in der Tat unbequem zu schreiben. Ich dächte, wir ließen es in der Verdoppelung bei dem ck. Wem etwa der Gedanke an das c, als einen undeutschen

Buchstaben, anstößig ist, der bilde sich ein, daß das ck ein bloßes Zeichen des verdoppelten k, und daß hier gar kein wahres c mit im Spiele sei. Nun dieses ck gebrauchen wir immerfort in allen Wörtern, die sich in der Umendung verdoppeln; z. B. das Glück, des Glückes. So auch in Zeitwörtern: ich beglücke, du beglückst, er beglückt.

L, ll.

Behalten wir allenthalben, wie beim k und ck. Ich falle, du fällst, er fällt. Der Fall, des Falles u. s. w.

M.

Die Verdoppelung wird auf gleiche Weise, wie bei den vorigen Buchstaben, beibehalten. In den einsilbigen Imperativis aber könnten wir's wohl weglassen. Z. B. in kom, nim. Auch in den Flexionen, wo da e auf immer abgeschafft ist; z. B. er komt, er nimt. Denn wir sagen nie mehr, er kommet, er nimmet. Wohl aber sagen und schreiben wir noch: er schwimmet. Also da müßten wir auch, er schwimmt, schreiben.

N.

Ebenso, wie vorher.

O.

Die Verdoppelung wird behalten in Moos, Schooß. Nicht in Los, sors, Stoß.

P.

Wie bei l, m, n.

Qu.

Weil es gar zu allgemein und fest noch in Ansehen steht, behalten wir ein Qu überall.

R.

Wie bei l, m u. s. w.

S, ß, z, tz.

Über die deutsche Rechtschreibung.

An Lichtenberg.*)

Sie haben in der Vorrede zu ihrem Magazine die Hoffnung geäußert, daß dereinst ein vortrefflicher Mann in diesem Buche die Materie von der deutschen Orthographie mit aller der Einsicht und Toleranz behandeln werde, die hierbei nötig ist. Ob ich nun gleich dieser vortreffliche Mann nicht bin, so dünkt mich doch, daß der Schade nicht groß sein werde, wenn auch ich ein gleichgültiges Wort darüber verliere, unbekümmert, ob irgend einer es aufheben will oder nicht.

*) Der als Satiriker bekannte, mit Bürger befreundete Professor der Naturwissenschaften an der Göttinger Universität, Georg Christoph Lichtenberg (1742 bis 1799).

Wenn man von so etwas schreibt, so muß man sich ja keine glänzenden Bekehrungen träumen lassen. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch der Engel Gabriel vom Himmel herabkäme, und mit überirdischer Beredsamkeit eine neue vernünftige Norm der Rechtschreibung empfehle, dennoch der kleinste Ysop am literarischen Parnasse sich klüger als er dünken, und bei seiner Weise bleiben würde. Es ist also wohl gleichviel, wer? und was? man über Orthographie schreibt.

Daß unsere Orthographie einer vernünftigen Verbesserung fähig sei, das leugnen Sie so wenig als andere gescheite Leute. Wenn man nun einen Versuch machen wollte, dieselbe einzuführen: Worin bestände sie? Wie finge man es an?

Wenn anerkannt wird, daß es nicht gleichgültig sei, mit wie vielen und was für Buchstaben man ein Wort schreibt, so müßten vor allen Dingen eine oder mehr Regeln festgesetzt werden, welche von allen Seiten philosophische Prüfung aushielten. Die Aussprache zur allgemeinen Richtschnur machen zu wollen, haben Sie mit Recht eine unphilosophische Lehre genannt, wiewohl ich mich selbst ehedem von ihrem Scheine verblenden lassen, sie für unumstößlich zu halten. Ich Tor! Mir nicht einfallen zu lassen, daß man in jeder Provinz, in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe mehr oder weniger anders ausspricht! Aber es ist mehr ehrlichen Leuten so gegangen.

Freilich wäre die Regel ihrer Allgemeinheit und leichten Anwendung wegen vortrefflich gewesen, wenn das fatale Wenn sie nicht ganz und gar unbrauchbar machte. Und ich zweifle, daß sich eine andere, ebenso allgemeine wieder aufstellen lassen werde. Wenn aber unsere liederliche Orthographie wieder in Zucht und Ordnung gebracht werden soll, so wird schwerlich eine einzige hinlänglich sein, sie wieder unter das Joch zu bringen.

Die bisherige Anarchie, soviel auch mit Recht darüber geklagt worden sein mag, kann doch vielleicht dazu dienen, daß sich am Ende alles wieder in eine neue und bessere Form setzt. Wenn daher die alte Fehler hatte, wenn diese wirklich zu dem Hobbesianischen Kriege Anlaß gaben, so höre und lese es ich doch ungern, wenn Schriftsteller der ersten Ordnung die Rebellen wieder zu der Orthographie unserer Bibeln, Gesangbücher, Fruchtbriefe und Lotteriezettel zurückrufen. Eben diese Orthographie hat die Empörung veranlaßt, und wird sie in kurzem wieder hervorbringen, wenn schon die Aufrührer eine Zeitlang der Simme eines oder des anderen Koryphäen gehorchen.

Wenn die alte Herrschaft, oder vielmehr Tyrannei, Fehler hat, so ist jetzt gerade der Zeitpunkt, sie zu stürzen, und ein besseres Regiment einzuführen. Es fragt sich also, nach welchen vernünftigen Gesetzen? Folgende Fundamentalgesetze halten, deucht mir, die Mittelstraße.

1. Abstammung. 2. Sparsamkeit. 3. Schönheit des Einfachen. 4. Uraltes Sprachherkommen. 5. Aussprache, insofern sie in einem Worte durch ganz Deutschland gleichlautend ist. 6. Unterscheidung. 7. Ursprüngliche Deutschheit.

Über deutsche Sprache.

An Adelung.*)

Ich habe dies und das über deutsche Sprache und Dichtkunst auf dem Herzen. Meine Zeit leidet es nicht, dicke und runde Abhandlungen darüber zu schreiben, wenn ich auch ein größerer Freund davon wäre, als ich wirklich bin. Ihr Magazin für deutsche Sprache wird mir Gelegenheit geben, verschiedenes an den Mann zu bringen; und der Mann sollen Sie sein. Für das Rhapsodische meiner Materie schickt sich nichts besser, als die Briefform. Ich biete Ihnen daher einen Briefwechsel an, der Ihnen aber ganz und gar keinen Zwang auflegen soll. Er soll Ihnen kein Porto kosten; und Sie können antworten, wann und wo sie wollen, oder können es auch gar unterlassen. Behagt es Ihnen aber, sich mit mir abzugeben, so muß ich nur eins voraus bedingen. Es wird vermutlich Kämpfe zwischen uns geben. Freilich keine feindseligen Kämpfe, mithin auch keine Streiche und Stöße, von Erbitterung und Bosheit geführt. Aber Kampf bleibt doch immer Kampf, wenn es auch gleich nur ein Lustkampf sein sollte. Das Blut gerät dadurch in Wallung, und in dieser Wallung läßt sich ein Angriff, ein Streich, ein Stoß nicht immer so abmessen, daß er ganz und gar nicht wehe tun sollte. Das müssen Sie mir niemals übel nehmen, wenn ich Ihnen treuherzig zum voraus versichere, daß ich Ihre Verdienste unendlich hochschätze, und daher nie zur Absicht haben kann, Sie zu beleidigen. Ich verspreche Ihnen dagegen von meiner Seite ein Gleiches. Mir ist es, wie Ihnen, um Wahrheit zu tun; ich liebe, wie Sie, alles was deutsch ist, und wüßte nicht, daß ich einen heißeren Wunsch hätte als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Ist irgend in dem ganzen Gebiete der Wissenschaften etwas wert, daß Männer sich damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache. Sie kann zu allem übrigen sagen: Ohne mich könnt ihr nichts tun. Ja, sogar all euer gutes oder schlechtes Tun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter, und schnell vergessen von der Nachwelt. Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen, und fehlerhaft schreiben, ist so viel, als zerrissene Schuhe tragen, woran

*) Johann Christoph Adelung (1732— 1806), sächsischer Hofrat und Oberbibliothekar, zu seiner Zeit einer der angesehensten deutschen Grammatiker.

die Löcher mit Kartenblättern ausgelegt sind. Ich könnte einem lieber jede andere gelehrte Sünde verzeihen, als eine Sprachsünde. Denn nichts steht der Ehre unserer Literatur mächtiger entgegen als Schlechtschreiberei, und es ist schändlich, himmelschreiend und, — o, was weiß ich es alles? — daß unsere größten und besten Gelehrten so überaus liederlich oft schreiben!

Mit offenbarem Unrechte zeihen sie den guten Fabius eines Irrtums, der die urbanitas der Römer als einen proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem schildert. Die Gelehrsamkeit, sagen Sie, nicht allein, sondern die Feinheit des Geschmackes macht eine Sprache zur Schriftsprache. Lassen Sie uns diese Behauptung einmal näher untersuchen und sehen, was daraus folgt.

Vor allen Dingen, was ist denn der Scharwenzel Geschmack, der Ihnen überall hinten und vorn, links und rechts zur Seite steht? Wenn der Geschmack, wie Sie selbst einstimmen, nichts weiter als das Vermögen ist, das Schöne oder Nichtschöne zu empfinden, so erhellet schon daraus ganz offenbar, daß der gute Herr nichts weniger als ein *ἀυτοχθων* ist, sondern schon einige Generationen weit besserer Geschöpfe ihm voraus gegangen sein müssen. Denn niemand darf doch wohl behaupten, daß die Fähigkeit, das Schöne und Nichtschöne zu empfinden, mit allen Menschen geboren werde und mit ihnen aufwachse, weil sonst alle Menschen von sich selbst auch guten Geschmack besitzen würden. Es muß also notwendig ein Etwas sein, was dieses Vermögen, diese Fähig- und Fertigkeit, nähret, erweitert, bildet, bestimmet, feststellt. Dieses Etwas aber kann wohl nichts anderes sein als die Vernunft, dieses Vermögen, das Wahre, Vollkommene, Richtige und Schöne nicht zu empfinden, sondern zu erkennen.

Wenn ich nun sage, die Vernunft bildet den Geschmack, so sage ich doch wohl nichts anderes, als vernünftige Leute bringen sich und anderen eine Fähig- und Fertigkeit bei, das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Hierzu wird notwendig erfordert, daß der wahre Begriff des Schönen schon zum voraus richtig bestimmt sei, welches lediglich das Werk der Vernunft zu sein scheint. Vernünftige Leute aber, in völliger alles umfassender Bedeutung des Worts, müssen Sie, sie mögen auf Schulen oder Universitäten gewesen sein oder nicht, notwendig für gelehrte Leute halten, weil wohl niemand bloß aus sich selbst, ohne fremden Unterricht und ohne Belehrung ein vollkommen vernünftiger Mensch werden kann. Es folgt also hieraus, daß gelehrte Leute den Geschmack bilden.

Wenn also der Geschmack eine Sprache zur Schriftsprache macht, so erhellt schon aus Obigem, daß nicht sowohl die oberen Klassen,

als vielmehr die Gelehrten in den oberen Klassen die Sprache zur Schriftsprache machen. Aber wir wollen das Ding doch noch von einer anderen Seite betrachten.

Sie verstehen doch wohl unter Geschmack das Vermögen, in den Künsten das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Diese sind bekanntlich redend und bildend. Auf die redenden scheinen Sie nicht einmal Rücksicht genommen zu haben. Denn wenn Handlung, Manufakturen, Bergbau und sonstige Gewerbe den Wohlstand ihres geliebten Obersachsens erhöhet und es zu Geschmack in den Künsten verholfen haben, so ist fast offenbar, daß alle diese Umstände zwar allenfalls einen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt haben können. Aber ich bitte Sie, mich zu belehren, wie diese mit den redenden, insofern ich die Rede bloß als Materie betrachte, woraus das Kunstwerk hervorgebracht wird, zusammenhängen? In Ansehung des Geistes, der die Kunstwerke belebt, sind sich zwar beiderlei Gattungen, sowohl redende als bildende Künste, sehr nahe verwandt, ja, sie scheinen oft einerlei Leben und Seele zu atmen; aber ihr Äußerliches, ihr Körperliches, ihr Materielles, wie himmelweit ist das voneinander verschieden! Töne und Farben oder Marmor! Bedenken Sie!

Gleichwohl sollen die bildenden oder die Handkünste des südlichen Obersachsens, die doch noch das nicht einmal, sondern nur bloß gemeine Handwerke waren, den oberen Klassen Geschmack eingeflößt, und dieser hinwiederum eine Schriftsprache gebildet haben! Was ist denn übrigens eine Schriftsprache? Doch wohl nichts anderes als eine Sprache, worin geschrieben wird. Nun sagen Sie mir um des Himmels willen, wird die Schriftsprache eher fertig, als man schreibt, oder schreibt man schon eher, als die Schriftsprache fertig wird?

Das erste müssen Sie ganz notwendig behaupten, wenn Sie die Bildung der Schriftsprache den Gelehrten absprechen und bloß den oberen Klassen eines Volkes beilegen. Nach Ihrer Vorstellung nehmen die Dinge also ungefähr folgenden Lauf. Ein isoliertes Volk, — mit Fleiß sage ich ein isoliertes, Sie werden bald hören, warum? — ein isoliertes Volk also fängt nach und nach an und kommt immer weiter, sich an allen Kräften seines Geistes zu regen. Von Schreibkunst weiß es noch nichts. Man teilt sich seine Begriffe und Empfindungen bloß mündlich mit, wodurch man sich doch gleichwohl schon wechselsweise unterrichtet und belehret, dergestalt, daß schon da dasjenige, was man Gelehrsamkeit nennt, zu schalten anfängt. Man gerät dadurch auf eine Menge von Handkünsten und Erfindungen. Es erhebt sich Kultur und Wohlstand des Volks, und scheidet es in Klassen, in höhere, bloß geistig raffinierende, und geringere, körperlich ausübende Klassen. Es leidet nun keinen Zweifel, daß der Sprach-

vorrat des Volks sich dadurch unendlich vermehrt, ja, ich gebe sogar zu, daß er so ansehnlich werden könnte, daß das ganze Gebäude einer Schriftsprache daraus aufzuführen wäre. Aber wird es denn wohl wirklich aufgeführet, ehe die eigentlichen und alleinigen Baumeister kommen und Hand ans Werk legen, den Vorrat zu den mancherlei Endzwecken zu verarbeiten, zu ordnen, zu fügen? Das Brauchbare zu behalten, das Überflüssige, Unnütze zu verwerfen, das zu Lange zu verkürzen, das Kurze zu verlängern, das Dicke zu verdünnen, das Dünne zu verdicken, das Viereckige rund, das Runde viereckig, das Rauhe nach Bedürfnis glatt, das Glatte rauh zu machen? Tun etwa das in der Sprache ganz allein die oberen Klassen, ehe geschrieben wird? Tut der Schreibende von alledem nichts mehr? Ja, darf er nicht einmal dergleichen tun? Das darf wohl niemand behaupten. Ebenso leicht müßte der Turmbau zu Babel vollendet worden sein, als durch die oberen Klassen ohne Schreiberei dieser Sprachbau zustande kommen könnte.

Die Schreiber sind es also, die das Gebäude ausführen. Und die Schreiber sind keine anderen als die Gelehrten. Ich will annehmen, daß in Deutschland noch nie ein Buch geschrieben worden wäre; es sollte bisher alles übrige also seinen Gang gegangen sein, wie wirklich geschehen ist. In diesem Jahre 1783 sollte man nun zuerst im südlichen Obersachsen anfangen Bücher zu schreiben. Mein Gott! sagen Sie mir, liebster, bester Herr, ob wir in Poesie und Prosa die Sprache haben würden, die wir nun haben? So heillos die bejahende Antwort hierauf sein würde, so heillos ist die Behauptung, daß nicht die Gelehrten, sondern der Geschmack der oberen Klassen die Sprache zur Schriftsprache mache. Und wodurch bekommen denn die oberen Klassen ihren Geschmack? Wieder durch niemand anders als durch die Gelehrten, und zwar hauptsächlich durch die schreibenden Gelehrten.

Sie haben jetzo gut sagen von der Schön- und Richtigsprecherei Ihrer oberen Klassen. Wie kommt es denn, daß die oberen Klassen richtiger und schöner sprechen? Von nichts sonst, als von dem Unterrichte, gleichviel, ob von mündlichem oder schriftlichem, doch am Ende von dem Unterrichte der Gelehrten, weil die oberen Klassen Vermögen und Gelegenheit haben, sich diesen Unterricht zu verschaffen. Nehmen Sie doch einmal Ihren oberen Klassen im südlichen Obersachsen Bücher und Schulen weg, und kommen Sie nach ein paar hundert Jahren wieder, um das schöne Deutsch zu hören, das Ihre oberen Klassen alsdann sprechen werden! Warum sprechen denn wohl die unteren Klassen in Obersachsen um so viel unrichtiger und schlechter als die oberen? Sie sind ja doch mit den oberen in beständigem Umgang und Verkehr. Mithin müßte dieser Unterschied nicht statt-

haben. Also lediglich daher, weil die unteren Klassen keinen gelehrten Unterricht genießen.

Übrigens, wenn nach Ihrer Äußerung die höchst mögliche Verständlichkeit die Absicht der Schrift ist, so sehe ich nicht ein, warum Sie gerade bloß den Geschmack und nicht vielmehr die Vernunft zur Ausbilderin der Schriftsprache machen. Ich gebe gern zu, daß Sie hierin irren würden; allein Sie irren auch ganz gewaltig, wenn Sie bloß die höchst mögliche Verständlichkeit zur alleinigen Absicht der Schrift machen. Denn was höchst verständlich ist, ist darum noch lange nicht schön. Gleichwohl soll der Geschmack mit an den Sprachen bilden helfen, wie er es denn allerdings auch tut. Der Geschmack aber ist das Vermögen, das Schöne zu empfinden.

Da nun dieses Vermögen durch nichts mehr, als durch schöne Gegenstände, wie Sie selbst sagen, seine Leichtigkeit und Sicherheit erhält, so folget, daß, wie in den bildenden Künsten die schönen Gegenstände nichts anderes als die schönen körperlichen Formen sind, also auch in den redenden Künsten schöne Muster in Poesie und Prose die schönen Gegenstände sein müssen. Wer liefert denn aber diese schönen Muster? Die schaffende Natur mag sie nun entweder durch ihre seltenen Urgenien aus sich selbst liefern lassen, oder die nachahmenden Geister mögen sie durch Nachbildung aus fremden Ländern zu uns herüber holen, so ist es in beiden Fällen dennoch gleich wahr und gewiß, daß also nicht durch die oberen Klassen die Bildung des Geschmacks und der Sprache bewirkt wird. Denn wenn ich auch zugebe, daß solche Urgenien oder Nachbilder aus den oberen Klassen gemeiniglich hervorgehen, so kommt das doch nicht daher, weil in den oberen Klassen schon mehr Geschmack vorhanden und ihnen angeboren wäre, sondern weil die oberen Klassen mehr Vermögen und Gelegenheit haben, ihre Söhne auf diese Stufe der Vollkommenheit, auf welcher sie Regel und Muster werden können, emporzuhelfen. Transportieren Sie auf einmal das Vermögen und den Unterricht der oberen Klassen auf die niederen, so werden Sie die Lehrer und Muster des guten Geschmacks aus diesen hervorgehen sehen.

Wider die majestätische Länge.

Ein heller, praktischer Kopf, der seine Sache auch recht gut zu sagen weiß, spottet in Schlözers Staatsanzeigen (Heft 8, Nr. 59) über eine gewisse majestätische Kürze, wowider ich nichts einzuwenden habe. Ich aber wage es, hier mit einer gewissen majestätischen Länge, noch richtiger: Weitschweifigkeit, — anzubinden, wowider auch er hoffentlich nichts einzuwenden haben wird. Da aber, um dem Gegenstande sein gehöriges Licht zu geben, mehr Tat-

sachen erst gesammelt werden müßten, als ich besitze, so begnüge ich mich, bloß mit einem allgemeinen Winke Aufmerksamkeit darauf zu erwecken. Denn in der Tat scheinen noch wenige Menschen, sonderlich deutsche Menschen daran gedacht zu haben.

Wer von Duderstadt nach Göttingen, ob er schon den geraden Weg wüßte, für nichts und wieder nichts über Kassel und Münden ginge, den müßte man ohne Zweifel für einen Narren halten. Die erste und natürlichste Frage würde sein: „Hast du denn nichts Besseres zu tun, als mit den Hunden unnütze Wege zu laufen?“ Gesetzt nun auch, der Narr antwortete: „Nein; ich hatte nichts Besseres zu tun; es kam mir ja auf diese Zeit und Mühe gar nichts an!“ gesetzt, des Narren Antwort wäre im ganzen Umfange wahr, so könnte der Vernünftige sich doch wohl nicht entbrechen zu sagen, daß es bei dem allem zuträglicher wäre, sich durch Ruhe gütlich zu tun, als für nichts und wieder nichts müde Beine zu machen.

Es versteht sich, daß ich dies Gleichnis so nehme, daß der Wanderer durch seinen Umweg platterdings nichts, weder für den Geist durch Zerstreuung und Aufheiterung, noch für die Gesundheit des Leibes durch die Bewegung gewonnen habe. Er soll bloß seine Zeit vertan und müde Beine erlangt haben.

Über die Narrheit dieses Menschen wären wir also wohl samt und sonders, die wir dies lesen, kollegialiter einig. Was halten wir aber wohl von dem Schreiber, er sei welcher Art er wolle, der für dasjenige, was er in zwei Zeilen sagen könnte, ganze Seiten, ganze Bogen gebraucht? Ich für mich stimme für denjenigen, der es freiwillig tut, auf die Tollheit. Hergegen denjenigen, der es nach unseren Staatsverfassungen, wie leider! meistenteils der Fall ist, tun muß, muß ich für einen ebenso geplagten Sklaven halten, als den auf der Galeere vor Algier.

Von den freiwilligen gelehrten Schreibern dicker Alphabete über Dinge, die sich auf einen Bogen bringen ließen, mag ich nicht einmal groß Redens machen. Denn je mehr Bogen, je mehr Geld. Und um das Geld ist es eine herrliche Sache, weil man, was auch eine Menge sogenannter Weisen dagegen deklamieren mag, sich gar sehr viel Glück auf Erden dafür kaufen kann, dessen zu entbehren den wenigsten Menschen gegeben ist. Also ist wohl derjenige, der recht viel und dicke Bücher schreibt, insofern sie nur der Verleger bezahlt, mit nichten in Ansehung seiner für einen Toren zu achten, wenn die Bücher sonst auch noch so unnütz wären.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Beamten, dem etwa sein Bericht mit acht Groschen bezahlt wird, er mag nun sechs Zeilen oder einen ganzen Bogen lang sein. Denn wenn dieser seine sechs hinreichenden Zeilen für nichts und wieder nichts zu einem ganzen Bogen voll ausdehnt, so ist er ein Verschwender seiner Tinte,

seiner Federn, seines Papiers, — doch, das sind Lappereien! — er ist Verschwender seiner Zeit, der edelsten Gabe Gottes, und seiner Leibes- und Seelenkräfte. Versteht er's nicht, sich kurz zu fassen, so muß man freilich fünf gerade sein lassen und den armen schwitzenden Stümper bedauern. Aber wenn er's versteht, so darf er sich wahrlich nicht damit entschuldigen: „Ich versäumte ja nichts damit; ich hatte ganz und gar nichts anderes zu tun." Wo ist der Mensch, wann ist die Zeit, da der Mensch nicht etwas Besseres als etwas Unnützes zu tun hätte? Selbst dann, wann Leib und Seele platterdings nichts zu tun hätten, selbst dann ist noch ein besseres Tun möglich, nämlich: Gemächlichkeit und Ruhe pflegen.

Noch aber, wie ich bemerke, bin ich nicht ganz auf dem Fleckchen, welches ich eigentlich kitzeln wollte. Man könnte sagen, der Mann, der mit sechs Zeilen abkommen konnte, fand mehr Vergnügen daran, einen Bogen voll zu schreiben, als in der Stube auf und ab zu gehen, sich auf sein Kanapee zu strecken, oder zum Fenster hinaus zu schauen. Wer darf ihn gerechterweise über diese Neigung tadeln? Tue das letzte, wer Belieben daran findet. Und was das längere Sitzen am Schreibtische betrifft, so schadet ihm das nichts. Er befindet sich nirgends gemächlicher und seliger als hinter dem Tintenfasse.

Hierwider mag ich nun nichts weiter einwenden, wenn auch etwas einzuwenden wäre.

Wissenschaft des Stils.

Weil unter einem kultivierten Volke nicht leicht eine Kunst allgemeiner und öfter in Ausübung kommt, als die Kunst des schriftlichen Vortrags seiner Gedanken und Empfindungen, so ist natürlich auch von keinen Kunstregeln öfter die Rede als von diesen. Daraus aber darf man dennoch auf nichts weniger, als auf Vollkommenheit der Wissenschaft dieser Kunst schließen. Es scheinet vielmehr einer jeden Wissenschaft nichts nachteiliger zu sein, als wenn sie ein Gegenstand des Alltagsgeschwätzes wird. Denn ein beträchtlicher Teil des Grundlosen, des Willkürlichen, des Falschen oder Halbwahren, des Schiefen, des Dunkeln und Unbestimmten, des Zwecklosen und Überflüssigen, des Fremdartigen, der Unordnung, und wie die Unvollkommenheiten weiter heißen, die eine Wissenschaft drücken können, rühren gerade daher, wenn sie in die Hände des großen Haufens fällt, und ein jeder Schwätzer sich anmaßt, über ihre Sätze sein Urteil fällen zu können. Dies Schicksal hat die gesamte sowohl theoretische als praktische Philosophie in allen ihren Zweigen, in keinem aber mehr, als in dem ästhetischen erfahren. Wo maßt sich leicht auch der Unwissendste schneller ein entscheidendes Urteil, wo unverschämter eine

gesetzgebende Gewalt an, als wenn es darauf ankommt, über irgend ein Werk der Redekünste abzusprechen? Dieser Unfug hat besonders auch noch das Nachteilige, daß er eine große Menge abhält, dergleichen bis auf einen gewissen Grad gleichsam populär gewordene Kenntnisse gründlich, vollständig und im Zusammenhange nach einer guten, gewählten Methode zu studieren, und sie mit den rhapsodistischen, unordentlich durcheinander liegenden Brocken zum notdürftigen Fortkommen sich begnügen läßt. Theologie, alte Philologie, Rechts-, Arzenei-, Geschichtskunde, Mathematik u. s. w. glauben doch die meisten noch auf die angegebene Weise studieren zu müssen, wenn sie anders etwas Gründliches und Brauchbares davon wissen wollen, weil die zu diesen Wissenschaften gehörigen Sätze nicht so sehr im gemeinen Umlaufe sind. Aber wie weit seltener kommt es hierzu in Ansehung der philosophischen Wissenschaften, wo Trägheit, Unbesonnenheit oder Eigendünkel sich so gern mit der leichten, abgegriffenen Ware begnügen, welche der Wochenmarkt des Lebens liefert?

Geschäftsstil.

Obgleich nicht zu leugnen ist, daß Vernunft und guter Geschmack in den neueren Zeiten auch auf den Geschäftsstil gewirkt haben, so befürchte ich dennoch keinen gegründeten Widerspruch, wenn ich behaupte, daß dieser Zweig des schriftlichen Vortrages im ganzen noch immer am weitesten vom Ziele möglicher Vollkommenheit entfernt ist. Nicht zu gedenken, daß sowohl aus einzelnen als aus den Federn ganzer Provinzen aller Schmutz der Barbarei in diese Gattung fließt und dieselbe verunstaltet, so wird der Kenner selbst an den besseren Produkten noch immer bald mehr, bald weniger Flecken gewahr werden, die mit dem Gesetze der Vollkommenheit nicht bestehen können. Was zur Verbesserung des Geschäftsstils bisher getan oder geschrieben worden ist, hat hauptsächlich wohl deswegen nicht alles wirken können, weil es zu häufig von Männern mit nur halben Kenntnissen hergerührt hat. Denn bald waren die Verbesserer solche, die nur mit der Kritik des Geschmacks, hingegen wenig mit der Theorie und Praxis der mancherlei Gattungen der Geschäfte bekannt waren, oder es waren bloße Juristen ohne guten Geschmack und Kritik, die ihre Sachen nur desto schlimmer machten, je mehr sie sich einbildeten, in Sachen des Geschmacks auch wohl ein Wort mitsprechen zu dürfen. Nimmt man dazu nun noch die große Gleichgültigkeit, die lange Zeit in Ansehung der Muttersprache uud des guten Vortrags unter uns geherrscht hat und gewiß bei weitem noch nicht ausgetilgt ist, so darf man sich über die langsamen Fortschritte des Geschäftsstils nicht wundern.

Ein besserer Erfolg ist unstreitig alsdann zu erwarten, wann gründliche Kritik des Geschmacks und Geschäftskunde sich vereinigen und unter Vorleuchtung der Vernunft, deren Licht ewig und wie die Sonne unauslöschlich ist, diesen Gegenstand von allen Seiten betrachten. Wann sie allgemeine unerschütterliche Grundsätze und Regeln feststellen, und in deren Anwendung, soviel nur immer möglich, bis zu den geringsten einzelnen Fällen herabsteigen.

Hübnerus redivivus.

Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten.

Schon die Überschrift zeigt, daß hier weder für noch wider den Reim vernünftelt werden soll. Mag doch der Dichter reimen oder nicht reimen! Wenn er aber reimen will, so vernimmt er ja wohl gern von einem alten Reimer, wie man billig reimen *soll* — allenfalls auch *darf*.

Wenngleich dieser Gegenstand nicht eben einer der wichtigsten in der Poetik ist, so verbietet doch das Gesetz der höchst möglichen Vollkommenheit, auch Kleinigkeiten zu vernachlässigen. Kommen dergleichen Vernachlässigungen öfter vor, so summieren sie sich am Ende doch und geben ein beträchtlich unangenehmes Defizit an der Rechnung der Vollkommenheit.

Künstler und Kunstrichter von echtem Berufe bedürfen zwar eines solchen Unterrichtes nicht; allein dies ist auch vielleicht der Fall mit der ganzen Ästhetik. Wer kann und mag es aber allen Unberufenen wehren, sich mit Reimen und Reimbeurteilungen abzugeben? Diesen kurz und gut zu sagen, worauf es eigentlich ankommt, kann doch wohl nicht schaden, damit unser Ohr künftig von den Reimern etwas weniger gequält und unsere gesunde Urteilskraft durch falsche Kritiken nicht so sehr geärgert werde. Mit der möglichsten Güte und Kürze will ich das Kleinliche meiner Theorie gut zu machen suchen.

Der *Reim* ist Übereinklang verschiedener Wörter, welche zwei oder mehrere aufeinander sich beziehende Verse beschließen.

Seine *Vollkommenheiten* sind Richtigkeit, Wohlklang und Harmonie mit dem Inhalte.

Diese werden insgesamt von einem hochdeutschen Ohre, nach echt hochdeutscher Aussprache, nicht aber von dem Auge, oder nach einer anderen als hochdeutschen Aussprache beurteilt.

1. Von der Richtigkeit.

Die *Richtigkeit* erfordert ebensoviele Erklärungen, als es Arten gibt, gereimte Verse zu beschließen.

Man nennt die Ausgänge der Verse männlich, wenn sie sich mit betonten Silben schließen; es mag nun der Ton geschärft oder gedehnt sein. Z. B. Wall oder Wahl. Weiblich hingegen, wenn die vorletzte Silbe auf eine von beiden Arten betont, die letzte aber ganz unbetont ist. Z. B. Wälle, Wahlen. Wall und Schall, Wahl und Strahl sind daher männliche, Wälle und Schälle, Wahlen und Strahlen sind weibliche Reime.

Außer diesen, die gewöhnlich und fast überall vorkommen, gibt es noch, aber nur sehr wenige Beispiele einer dritten Gattung von Reimwörtern, die meines Wissens weder männlich noch weiblich heißen und im Deutschen noch gar keinen festen Namen haben. Die Italiener nennen sie rime sdrucciole, gleitende Reime. Das sind solche, in denen die dritte Silbe vor der letzten auf eine von beiden Arten betont ist, die beiden letzten aber unbetont sind. Z. B. mutigen, blutigen; beschuldigen, huldigen.

Nach dieser Vorausschickung läßt sich die Richtigkeit folgendermaßen erklären:

Die Richtigkeit der männlichen Reime besteht in dem vollkommensten Übereinklange zweier betonten Endsilben von ihrem letzten Vokale an bis zu Ende. So klingen in Macht und Pracht der Vokal a und die Konsonanten ch und t völlig überein. — Da viele Silben sich mit mehr als einem Konsonanten anfangen, so können auch von diesen noch der eine oder der andere in zwei betonten Endsilben übereinklingen; jedoch trägt dies zur größeren Richtigkeit nicht das mindeste bei. So sind z. B. Pracht und Tracht, worin auch das r vor dem Vokale übereinklingt, um kein Haar richtigere Reime, als Schlacht und Pracht. Wenn sogar alle Bestandteile der ganzen Silbe übereinklängen, so würde der Reim in einem anderen Betrachte, wie weiter unten vorkommen wird, wieder fehlerhaft werden. Diese Bemerkung leidet auch bei den folgenden Reimen ihre Anwendung.

Weibliche Reime sind richtig, wenn vom letzten Vokale der vorletzten Silbe an bis zu Ende des Wortes alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig übereinklingen. So sind laben und graben richtige weibliche Reime, weil von dem a an alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig zusammenstimmen.

Zwei Wörter von der dritten Gattung reimen sich richtig, wenn von dem letzten Vokale der dritten Silbe vor der letzten an alle übrigen Töne bis zu Ende völlig übereinstimmen. Z. B.:

Deinem sanft flötenden
Ton, Philomele,
Weichen die tötenden
Sorgen der Seele.

In flötenden und tötenden stimmen von ö an alle übrigen Töne bis ans Ende völlig überein.

Daß man nicht für das Auge, sondern für das Ohr reime, mithin die Richtigkeit des Reimes lediglich von dem Ohre beurteilt werden müsse, dürfte kaum erinnert werden, wenn nicht so manche unstatthafte Reimkritik, die mir in Rezensionen vorgekommen ist, mich dazu aufforderte. Es ist ebenso große Tollheit, Töne sehen, als Farben hören zu wollen. Einfältiger Mensch, was du da auf dem Papiere vor dir siehst, sind ja nicht die Töne, sondern nur ihre Zeichen! Nicht dein Ohr, sondern dein Auge erklärt Reime für unrichtig, wie diese: Weich, Zweig; zeigt, reicht; borgt, horcht; durch, Burg; Gesang, Dank; werfen, schärfen; Tanz, sand's, Diamants; Harz, bewahrt's; hat's, Schatz; niederwärts, Scherz; Wachs, stracks; Axt, packst; Hexe, Kleckse u. s. w. Gleichwohl reimen sich alle diese Wörter wegen des völligen Übereinklanges der Töne in der guten hochdeutschen Aussprache sehr richtig, so verschieden auch die Schrift ist. Der Hochdeutsche, welcher diesem widersprechen kann, ist, wenn nicht ein einfältiger Tropf, zum mindesten ein eigensinniger Kopf, wenn anders der eigensinnige Kopf, der ohne vernünftige Gründe mit Händen und Füßen behauptet und widerspricht, etwas Besseres als ein Tropf ist.

Ich bin geneigt, sogar noch weiter zu gehen, und auch Reime wie diese: Hals, Salz; Gans, Kranz; Tag, sprach; Pflug, Buch — für richtig zu erklären, weil die Verschiedenheit in der echt hochdeutschen Aussprache äußerst und sogar alsdann noch fast unmerklich ist, wenn man vermittelst einer Mundgrimasse sich rechte Mühe gibt, die Verschiedenheit merklich zu machen.

Doch vielleicht denke ich von den Tadlern jener Reime schlimmer, als sie es verdienen. Wie, wenn sie sich wirklich auf ihr Ohr und auf die Aussprache beriefen? Alsdann aber frage ich wieder: Lieber, was für ein Landsmann bist du? Bist du ein Hochdeutscher, geboren und erzogen unter den höheren und gebildeteren Volksklassen derjenigen deutschen Provinzen, in welchen unsere neuere Schrift- und höhere Umgangssprache seit Luthers Zeiten entstanden und fortgebildet worden? Oder bist du ein Franke, ein Schwabe, ein Elsässer, ein Bayer, ein Schweizer, ein Österreicher, mit einem Wort, bist du ein Süddeutscher aus einer von denjenigen Provinzen, die noch das für die Schriftsprache längst veraltete Hochdeutsch sprechen? Im ersten Falle bist und bleibst du, Einwendungen ungeachtet, entweder der einfältige Tropf oder der eigensinnige Kopf; im zweiten aber berufst du dich auf ein falsches Ohr, auf eine falsche Aussprache.

Nur ein neuhochdeutsches Ohr, nur eine neuhochdeutsche Aussprache können und dürfen hierin entscheiden; und es steht mit Recht

zu behaupten, daß nur die höheren gebildeten Volksklassen des nördlichen Deutschlands in dem Besitze dieser Stücke sind. Denn nur sie haben an der Revolution, welche Kultur des Verstandes und des Geschmackes seit Luthers Zeiten erfahren, den nächsten und stärksten Anteil genommen und sich die dadurch entstandene Sprache mit geringeren Ausnahmen am meisten eigen gemacht. Die aus ihrem Schoße entstandenen Schriftsteller haben nicht nur das Gebäude unserer deutschen Nationalliteratur gegründet, sondern auch den Bau schon größtenteils hinausgeführt, ehe es den übrigen Provinzialen kaum noch eingefallen ist, an diesem Baue gleichfalls teilzunehmen. Wollen diese nunmehr, daß man ihnen für ihren Beitritt danken soll, so müssen sie alle die Materialien zu Hause lassen, die zu diesem Baue nicht passen. Wie kann und darf ein seit gestern angekommener Fremdling sich anmaßen, heute schon an der Verfassung des Staates zu meistern? Es ist Torheit, sich einzubilden, daß es gelingen werde; und Unverschämtheit, es nur zu wollen. Das neue in Obersachsen entstandene, von den oberen Volksklassen dieser und anderer sächsischen Provinzen und ihren klassischen Schriftstellern fortgebildete Deutsch herrscht nun einmal, und kein Elsässer, kein Schwabe, kein Bayer, kein Österreicher wird es mehr wegherrschen. Jede Abweichung davon, jede Empörung dagegen wird in gerechten Anspruch genommen. Alle vernünftigen und billigen Provinzialen sehen das auch sehr wohl ein und fügen sich ohne Widerrede den hochdeutschen Sprachgesetzen, soweit sie ihnen nur immer bekannt sind. Nur der Pöbel übertritt sie aus grober Unwissenheit oder mit trotzigem Vorsatze.

Sollten aber wohl die oben angeführten Reime von einem richtig redenden und hörenden Hochdeutschen mit Recht getadelt werden können? Daß sie wirklich getadelt worden sind, das kann ich versichern. Von einigen derselben steht zu behaupten, daß sie billig nicht nur vor jedem hochdeutschen, sondern vor jedem deutschen Ohre überhaupt als richtig gelten müßten. Wo ist wohl in irgend einem Winkel Deutschlands ein Mensch, der werfen und schärfen, Tanz und Diamants, Harz und bewahrt's, niederwärts und Scherz nicht vollkommen gleichtönend ausspräche? Von Tanz und fand's, hat's und Schatz möchte dies zu bezweifeln sein, weil mir zu Mute ist, als hätte ich fand's und hat's von manchen Provinzialen wohl gedehnter aussprechen hören, als es der Hochdeutsche durchgängig ausspricht. Wenn ein echter Hochdeutscher diese, und ein Deutscher überhaupt jene Reime unrichtig nennet, so kann er offenbar keinen anderen Grund anführen, als weil sich die Wörter nicht für das Auge reimen, und das ist offenbar ein Grund, der gar kein — Grund ist.

Allein in Ansehung des ch und g, in den übrigen oben an-

geführten Wörtern, möchten die Zweifel selbst eines Hochdeutschen gegen die Richtigkeit des Reimes mehr Anschein haben; und dies veranlaßt mich, über ihre Aussprache eine kleine Ausschweifung zu machen, besonders weil ich die hochdeutschen Sprachlehrer, und namentlich unter diesen den größten, nämlich Herrn Adelung, hierüber entweder nicht recht verstehe oder selbige mir unrecht zu haben scheinen. Mir, der ich im Fürstentum Halberstadt, und also auf der Grenze von Obersachsen, der Heimat der neueren hochdeutschen Mundart, geboren, an die acht Jahre in Obersachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen gelebt habe und also echte hochdeutsche Aussprache sowohl in den Ohren als in dem Munde haben kann, mir scheint es, daß jene Herren die Aussprache dieser beiden Laute, wenn nicht unrichtig, dennoch unbestimmt in ihren grammatischen Schriften angeben.

Was zuvörderst das ch betrifft, so nehme ich jetzt zum erstenmal, da ich genauer nachsehe, mit Verwunderung wahr, daß Herr Adelung zwei auffallend verschiedene Aussprachen desselben auch nicht mit einer Silbe bemerkt. Ich meine die Verschiedenheiten nach a, o, u und nach ä, e, i, ö, ü. Man nehme z. B. die Wörter ach und ich. Dort wird der Laut hinten im Munde durch Erhebung des hinteren Teiles der Zunge nach dem Gaumen und durch Herabsenkung und Zurückziehung der Spitze gebildet. Diesen kann man mit Adelung den stärksten Hauchlaut nennen, der entweder gelinde und einfach, wie in sprach, oder scharf und gedoppelt, wie in Sache, lautet. Davon ist aber der Laut des ch in ich gänzlich verschieden. Diesen weiß ich nicht anders zu bilden, als durch Anlegung der vorderen Seitenränder der Zunge halb an die vorderen Backenzähne und halb an die Ränder des Gaumens, dergestalt, daß der Laut über die Zunge, die, wie mir's vorkommt, eine Mittelrinne bildet, nicht mehr gehaucht, sondern vielmehr herausgepfiffen wird. Auch dieser Laut ist entweder gelinde und einfach, wie in siech, sieche, oder scharf und gedoppelt, wie in Stich, Stiche. Von dem j unterscheidet sich derselbe durch nichts, als durch den stärkeren Druck der Organe, die bei Hervorbringung beider Laute eine völlig gleiche Lage annehmen.

Jenen beiden verschiedenen Lauten des ch, dem gehauchten und dem gepfiffenen, weiß ich keine schicklicheren Namen zu geben, als wenn ich jenen den Achlaut, diesen aber den Ichlaut nenne. Der Unterschied zeigt sich nie merklicher, als wenn Ausländer unsere Sprache lernen sollen. Den Achlaut lernen sie ohne Schwierigkeit, den Ichlaut hingegen oft in ihrem ganzen noch so langen Leben nicht mit der den Hochdeutschen eigentümlichen Delikatesse aussprechen.

Sie sprechen ihn entweder wie ein k oder wie g oder auch wie ch in ach aus, welches letztere auch, wenn ich nicht irre, manche Provinzen, z. B. Westfalen, tun.

Eben dieser Unterschied des Ach- und Ichlautes wird auch beobachtet, wenn a, o, u oder ä, e, i, ö, ü darauf folgen. China wird mit dem Ichlaute, Chaos aber am liebsten mit dem Achlaute ausgesprochen. Daß übrigens ch vor einem s in einer und ebenderselben Silbe wie k, und also der Dachs, das Wachs wie Daks, Waks ausgesprochen werden, hat seine völlige hochdeutsche Richtigkeit, wie auch Adelung bemerkt hat. Anders verhält es sich, wenn das s einer anderen Silbe angehört hat und nur durch Elision herangerückt ist, wie in Dach, des Daches — Dachs, wo es seinen Achlaut unverändert behält.

Das g lautet in der guten, neuhochdeutschen Aussprache auf folgende verschiedene Arten:

1. Es liegen die Organe ebenso als beim k; nur daß sie nicht so stark aneinandergedrückt werden. Mir deucht, der mittlere Teil der Zunge erhebt sich und schlägt dabei leise und gelinde an die mittlere Höhe des Gaumens, anstatt daß die Zunge beim k stark angedrückt und nach dem gehörigen Engorgement des Hauches und des Tones schnell davon wieder abgeschnellt wird. Diesen Laut hat das g a) überall im Anfange eines Wortes. Z. B. Gott wird nicht wie Kott, auch nicht wie Jott, auch nicht wie Chott, mit dem Ach- oder Ichlaute, sondern mit diesem ganz eigenen, bis zur äußersten Gelindigkeit gemilderten K-tone ausgesprochen. b) Eben diesen Laut behält das g überall und an jeder Stelle des Wortes, wenn ein Vokal darauf folgt, und kein n vorhergeht. Z. B. sagen, folgen, bergig, blauäugig. Dieser Ton bleibt auch bei der Verdoppelung, in Flagge, flügge, in den niedersächsischen Wörtern Pogge, ein Frosch, Plagge, ein abgestochenes Stück Rasen, die Linnenlegge, der Freiherr von Knigge, Egge u. w.

2. Lautet das g wie ein k am Ende einer vollbetonten Silbe nach n. Z. B. Gesang wie Gesank; so auch Klang, Empfang, jung, empfänglich, Jungfrau. Ausnahmen hiervon unter der folgenden Nummer.

3. Hat das g nach n einen Nasenton, fast wie en, on, un der Franzosen; und zwar a) in allen Wörtern vor den Ableitungs- und Biegungslauten e und denen, die sich noch dazu gesellen. Z. B. Stange, Stengel, singen, Anger. Diesen Nasenlaut behält es auch, wenn das e elidiert wird. Z. B. singt, Singweise, des Gesangs — nicht wie Gesanks. b) Vor dem mildernden e, z. B. in enge, bange; selbst wenn dieses e wieder ausgestoßen wird, wie z. B. der engste, bänglich. Auch in den Wörtern Angst, Hengst,

jüngſt, längſt, Pfingſten, vermutlich weil das ſ hier überall mit einem ehemals vorhanden geweſenen Vokal noch leiſe und unvermerkt angefeuchtet wird, ſollte es auch nur das e ſein, womit der iſolierte Sauſelaut ausgeſprochen wird.

Ausnahmen hiervon machen alle diejenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort auf ng ohne weiteren Vokal ausging. Alſo z. B. empfänglich, von Empfang, wie k, ſo auch vergänglich, von Vergang, langſam, langwierig, langweilig u. w. Hierher aber möchte ich nicht mit Adelung ein Wort, wie unbezwinglich, rechnen, weil es von bezwingen abgeleitet iſt, wovon ſchon vorher ein e das ng begleitet hat.

Zweifelhaft ſcheint die Ausſprache des g in den halb betonten Silben ung und nung zu ſein, ob es nämlich den K- oder Naſenton haben ſoll. Ich meinesteils bin faſt mehr für den K-ton.

4. Endlich hat das g den wahren Ach- und Ichton des ch, in Anſehung deſſen man mir zwar widerſprechen, aber mich ſchwerlich bekehren dürfte, weil ich die allgemeinſte hochdeutſche Ausſprache hierin allzu aufmerkſam erlauſcht zu haben glaube.

a) Den Achton des ch hat das g am Ende jeder betonten Silbe nach a, o, u und au. Man ſpricht alſo Tag wie ſprach, zog wie hoch, trug wie Fluch aus. Eben das hat auch ſtatt, wenn das Ableitungs-, Biegungs- oder Milderungs-e ausgeſtoßen iſt. In fragt, trugt, behaglich, tauglich, ſaugt u. ſ. w. ſpricht man das g mit dem Achlaute des ch aus. Daher lautet auch das von jagen abgeleitete Subſtantiv Jagd wie Jacht, und in den von tragen, mögen, wiegen, fliegen abgeleiteten Wörtern Tracht, Macht, Wucht, Flucht hat man ſogar auch das Zeichen zu Hilfe genommen.

b) Den Ichton des ch hat das g α) am Ende jeder betonten und unbetonten Silbe nach ä, e, i, ö, ü, ei und eu. Man ſpricht alſo hinwég und der Wêg wie hinwéch und Wêch, Sieg und Krieg wie Siech und Kriech, Teig wie Teich. Eben das hat auch ſtatt, wenn das Ableitungs-, Biegungs- oder Milderungs-e ausgeſtoßen iſt. Du ſägſt lautet daher wie du ſprächſt, täglich wie tächlich, möglich wie möchlich, vergnügt wie vergnücht, zeigt und beugt wie zeicht und beucht. — Geheiligt lautet wie geheilicht. β) Der Ichton findet überall ſtatt am Ende einer Silbe, wenn irgend ein anderer Konſonant als n vor dem g ſteht. Z. B. in Sarg wie Sarch; ſo auch Talg, Balg, Berg, Zwerg, verbirg, Borg, Burg, borgſt, bürgt, folgt, tilgt, folglich, bürglich u. w.

Wer dieſe Lehre leugnet, muß bei dem g, wenn er es auf der einen Seite nicht mit dem Ach- oder Ichtone des ch und auf der

anderm nicht mit dem K-tone, wie manche Provinzialen, sondern in dem G-tone Nr. 1 aussprechen will, eine gezwungene Grimasse machen. Die macht er auch zuverlässig, solange er streitet. Sobald er aber an den Streit nicht mehr denkt, fällt er entweder in den K- oder in den Ch-ton, und spricht entweder Sark, Tak, was er nicht sollte, oder Sarch, Tach, ersteres mit dem Ich- und letzteres mit dem Achtone, wie es auch den besten Hochdeutschsprechern durch ganz Deutschland natürlich und eigen ist. Aber in Särge, Tage, bergig, zweitägig behauptet der gelinde G-ton Nr. 1, wie Gott, sein Recht wieder, und es ist falsch, wenn man die Särje oder Särche oder Särke ausspricht.

5. Sollte nicht g auch zuweilen fast wie j ausgesprochen werden? In der Tat, ich glaube dieses in der Ableitungssilbe ig, wenn das Konkretions-e hinzukommt. Daß z. B. gütig nicht gütik, auch nicht im Tone des g Nr. 1, wie in Tage, auch nicht im Nasentone ausgesprochen wird, das ist, deucht mir, doch offenbar. Auch kann das g hier nicht den Achton des ch haben. Also bleibt nur noch der Ichton desselben übrig, welcher auch in der Tat der rechte zu sein scheint. Das End-g in gütig klingt wie ch in lieblich; allein in gütige klingt es anders, als ch in liebliche. Und wie? Fürwahr, wenn nicht völlig, doch beinahe so weich wie gütije. Denn nie habe ich in „der gütige Gott" irgend einen nicht grimassierenden Hochdeutschen alle drei g überein aussprechen hören. Noch offenbarer wird dieser Unterschied, wenn die Ableitungssilbe ig zu Stammwörtern kommt, die sich auf g endigen, z. B. geringfügig. Niemand wird geneigt sein, das letzte g in fügig dem vorhergehenden, wenn er dies anders richtig im G-tone Nr. 1 ausspricht, gleich auszusprechen. —

Diese Ausschweifung über die Aussprache des ch und g geschah, um die Richtigkeit angefochtener Reime wie Tag, sprach; Pflug, Buch; Molch, Erfolg; braucht, taugt; zeigt, reicht; liegt, riecht; draug, sank u. w. zu retten. Ich kehre zu meiner Materie zurück.

Alle Wörter, in welchen diejenigen Konsonanten und Vokale nicht völlig übereinklingen, welche nach dem Urteil hochdeutscher Richtigsprecher und -hörer übereinklingen müssen, sind unrichtige oder vielmehr unreine Reime.

Unreine sind daher 1. in Ansehung der Konsonanten alle weiblichen Wörter, in denen b auf p, oder p auf b klappt. Z. B. laben, Satrapen; Lobe, Tropе; Glaube, Raupe. Richtig hingegen sind die männlichen, z. B. gab, Satrap. Denn b wird am Ende wie p ausgesprochen. Noch weniger als b und p, reimen sich w und b, z. B. Löwe, schöbe; am allerwenigsten b und f,

z. B. Liebe, Briefe; nach einer verderbten Aussprache Briebe oder Briewe, wie ich einmal gelesen habe. So reimen sich auch nicht d, t und dt; z. B. laden und braten, reden und treten, Friede und Niete, Ode und Bote, Stute und Bude, Staude und Laute, leide und Streite, Rinde und Flinte, bunte und Hunde, Fehde und Städte u. w. Ferner reimen sich nicht g und ch in weiblichen Wörtern. Z. B. Sage und Sprache, Flagge und Sache, Auge und tauche, spräche und erwäge, zeige und reiche, fliege und krieche, Pfluge und suche. Richtig hingegen sind die männlichen, z. B. lag, sprach und Tag, Pflug und Buch, Molch und Erfolg, braucht und taugt, zeigt und reicht, liegt und riecht, borgt und horcht u. w.

Am unrichtigsten und widerwärtigsten sind die Reime g auf k, und umgekehrt. Z. B. jagen, haken; jagt und hakt; singt und winkt; Flagge und Hacke; Egge und Strecke; Menge und Schenke; Berg und Werk; Folge und Wolke u. w. Gedoppelt unrichtig und widerwärtig sind solche, wie legte und deckte, weil das e im ersten gedehnt, im zweiten geschärft ausgesprochen wird.

Sehr unrein und widerwärtig sind auch das gelinde s auf das scharfe ß, wenn ein Vokal darauf folgt. Z. B. Hase und Straße; Riese und fließe; Reisiger und Fleißiger; moosig und kloßig. Noch ärger ist es, dies gelinde s auf das verdoppelte scharfe ß oder das ss zu reimen, z. B. Hase und Gasse, weil da auch der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vokal noch hinzukommt. Da, wo nach s und ß kein Vokal mehr folgt, wie am Ende des Worts, oder wo er ausgestoßen ist, klingen sie überein. Wenn also da nur der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vokale es nicht verbietet, so können sie ganz richtig aufeinander gereimt werden. Z. B. Gras und saß; ras't und spaßt; Last und fass't oder faßt sind ganz richtige Reime.

2. In Ansehung der Vokale sind so unrein und widerwärtig als möglich, a) wenn man geschärfte Vokale vor verdoppelten Konsonanten, und gedehnte vor einfachen aufeinander klappt. Z. B. Fallen und Kabalen; schämen und dämmen; treten und betten; boten und spotten; Sprache und Sache; Fläche und bräche; Straße und Gasse; Grüße und Küsse. Die männlichen sind es fast ebensosehr. Z. B. Stall und Mahl; Kabinett und Gebet; kam und Lamm; Tod und Gott; spükt und drückt; schwer und Herr; siech und Stich; Fuß und Kuß; los und Roß; floß und groß; u. w. Reime wie die letzten möchten die Schwaben für richtig halten, weil sie floß wie groß dehnen.

Auch die eigentlich kurzen, unbetonten Silben in daktylischen Wörtern, welche durch einen Silbenzwang bisweilen zu langen und

betonten erhoben werden, dürfen nicht auf wirklich lange betonte geklappt werden. Der Mißklang wird hier noch ärger, wenn die letzten gedehnt sind, z. B. Grazien, steh'n. Das sind sehr schändliche Reime.

b) Falsche Reime geben ferner alle zusammengepaarten Vokale, die nicht mit einerlei Öffnung des Mundes ausgesprochen werden. Ist die Verschiedenheit der Öffnung zu beträchtlich, so ist auch die Dissonanz zu auffallend, als daß nicht auch das dickste Ohr sie empfinden sollte. Nicht leicht wird daher wohl jemand a, e, i, o, u aufeinander reimen wollen, es müßten denn ganz rohe, ungebildete, ebenso falsch hörende als sprechende Schwaben sein, die wohl sonst und Kunst, können und sinnen aufeinander zu reimen imstande sind. Allein die Vokale ä, e, ö, ingleichen i und ü, wie auch die Diphthongen ei, eu, ai und äu sind untereinander ungleich näher verwandt. Was ist von diesen zu halten? — Will man es ganz genau und strenge nehmen, so sind Tränen, sehnen und stöhnen; Lehre und Sphäre; Meer und Speer; Liebe und trübe; Blick und Glück; träumen und leimen; Feind und Freund keine ganz richtigen Reime. Da indessen hier die Dissonanz nicht so auffallend ist, da ein guter Vorleser durch Senkung des einen und Erhebung des anderen beiderlei Töne einander ziemlich nähern kann, da ein so großer Mangel an Reimen in unserer Sprache ist, und da endlich ebendaher das Ansehen aller, auch unserer besten Dichter ohne Ausnahme sie in Schutz nimmt, so darf man sie wohl, wenn nicht völlig richtige, doch wenigstens verzeihliche Reime nennen, zu denen naseweise Kunstrichter wenigstens zu schweigen haben. Dennoch wird ein Dichter von feinem Ohre, zumal in denjenigen lyrischen Gedichten, worin es auf höchste Korrektheit angesehen ist, sich erst nach allen Seiten hin drehen und wenden, und nur dann nach solchen Reimen greifen, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden zu sein scheint.

Wegen unserer Armut an Reimen hörte ich schon manches Mal mündlich den Vorschlag tun, die auch in Rücksicht auf Konsonanten bloß ähnlich klingenden Reimwörter gut zu heißen. Z. B.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Allein, wenn man solche Reime auch dem Boten Asmus gut heißt, so würde man's doch schwerlich seinem Vetter Claudius, dem homme de lettres, tun.*) Der homme de lettres wird sich auch

*) Matthias Claudius (1740—1815) gab von 1770 bis 1775 unter dem Namen Asmus in Verbindung mit J. J. Ch. Bode den „Wandsbecker Boten", eine populäre Wochenschrift, heraus. Auch seine sämtlichen Werke (1775 ff.) führen den Nebentitel: „Asmus omnia sua secum portans."

wohl hüten, wie der Bote zu dichten und zu reimen. So dichtet, redet, versifiziert und reimt auch Bürger, als Professor Bürger, ganz anders, als wenn er den Minstrel macht, wiewohl er als dieser keinen besonderen Namen führt. Das begreifen aber weder manche Nachahmer, noch manche klügelnde Kunstrichter; und doch wäre es, dächte ich, so leicht zu begreifen.

Es täte not, daß das meiste, was in diesem Abschnitte von der Richtigkeit des Reimes gesagt worden ist, Tag für Tag durch ein Sprachrohr nach allen zweiunddreißig Winden hin sowohl den deutschen Dichtern als auch den Dichter- und Reimerlingen zugerufen würde. — Wie? Auch den Dichtern? Jawohl! Es ärgert weit mehr, wenn ein so guter Dichter, als z. B. Herr Blumauer*), ein so nachlässiger Reimer, als wenn der ausgemachte Dichterling zugleich auch ein Reimerling ist. Ich stachle hiermit Herrn Blumauer vorsätzlich eben deswegen, weil er mir als Dichter so wert ist, damit er sich aufmache und seinem Landsmann Alxinger**) in dem rühmlichen Bestreben nach hochdeutscher Korrektheit nachahme. In fünfzig oder hundert Jahren sind ohnehin wir, die wir jetzt leben, nicht korrekt mehr; noch weniger werden wir's sein, wenn wir es nicht einmal für unsere Zeitgenossen zu sein streben. Dem Dichter, der seine Kunst, seine Leser und sich selbst ehrt und liebt, wie er soll, ist auch das Kleinste keine Kleinigkeit.

2. Vom Wohlklange.

Reime sind wohlklingend, wenn sie leicht und angenehm auszusprechen, und leicht und angenehm anzuhören sind. Demnach beruht der Wohlklang ungefähr auf folgenden Stücken:

1. Auf der Richtigkeit. Reime, die nicht richtig sind, können auch unmöglich wohlklingend sein.

2. Reime von einfachen oder verdoppelten gleichen Konsonanten sind in männlichen sowohl als weiblichen Wörtern wohlklingend. Z. B. gab, Bad, klar, empor, Natur, Stier, Gabe, Gnade, ziere, geboren, Fluren, Stamm, Lamm, Flamme, Kette, Affe u. s. w. Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklange sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Konsonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit dem folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metallklang geben.

*) Der Österreicher Aloys Blumauer (1755—98), der Dichter der „Abenteuer des frommen Helden Äneas oder Virgils Äneis travestiert". S. unten Bürgers Aufsatz über Blumauers Gedichte.

**) Johann Baptist von Alxinger (1755—97) ist besonders durch seine beiden Rittergedichte „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" bekannt geworden.

z. B. Wald, Gestalten, stammte, Falbe, Stunde, ward, Garben, Sturme. Wenn die flüssigen untereinander selbst sich gatten, so entstehen dadurch die schönsten, tönendsten Reime; z. B. Halme, Palme; lerne, ferne; Zorne, Dorne; Harme, erbarme u. s. w. Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene harte Konsonanten zusammenstoßen, die weder leicht und angenehm auszusprechen, noch auch anzuhören sind, können nicht für wohlklingend geachtet werden. z. B. schöpfte, schröpfte; ächzen, krächzen; horcht, borgt; klopft, stopft; schärft, werft; nichts, Gesichts; kürzt, schürzt u. s. w. Solche entfernen sich zu weit von dem reinen Metallton. Der Vokal wird durch die Menge der über ihn her stürzenden Konsonanten erstickt:

Klagestimmen versinken also, wann bebend die Erde
Städt' einstürzt, und der Staub der gestürzten gen Himmel emporsteigt.

Daher sind auch die gedehnten Vokale vor einfachen Konsonanten in der letzten männlichen Endsilbe, sowie auch in der vorletzten Silbe der weiblichen Wörter wohlklingender, weil der gedehnte Vokal länger und voller tönt als der kurz abgestoßene. Die Harmonie kann jedoch eine Ausnahme machen.

3. Billig müssen die Reimwörter unter den übrigen der Verse am vollsten und lautesten tönen. A, i, o, u und au tönen lauter und metallener, als ä, e, ö, ü, und eu oder ei. z. B. labe, liebe, lobe, Grube, Glaube sind in dieser Rücksicht wohlklingender als gäbe, lebe, schöbe, grübe, Scheibe. — Im Vorbeigehen, ich wollte, daß der Henker wenigstens zwei Dritteile der vielen e in unserer Sprache holte! Vor diesem e kann fast gar keine musikalische Sonorität aufkommen. Wer diesen Schwall von e für wohlklingend halten kann, hat gar kein Ohr für die schöne Sonorität der italienischen Sprache. Man höre die wohlklingendsten deutschen Verse gegen italienische wie diese:

Quanti vedrai giugnendo
Al nuovo tuo soggiorno,
Quanti venirti intorno
A offrir ti amore e fé!
O Dio chi sà fra tanti
Teneri ommagi e pianti,
O Dio chi sà se mai
Ti sovverrai di me.

In elf Versen kaum so viel e, und diese fast alle betont. Dagegen nehme man ungefähr ebensoviel deutsche von einem Dichter, der sich bewußt ist, auf diesen italienischen Wohlklang so sehr als einer zu raffinieren.

Unter Wonnemelodien
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasien
Neuer Lust sein Auge lacht!

Golden über Tal und Hügel,
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.*)

Man zähle die größtenteils unbetonten e und sehe, ob man mit vierzig auskommt. Schändlich, schändlich ist es, daß dieser E-Ton sich überall aufdringt, daß man kaum einen Vers von vier Silben ohne ihn zustande bringen kann. Herr Adelung meint zwar wunder, was unsere Sprache an Wohlklang dadurch gewonnen, daß dieses e so manches a, i, o, u der alten Lingua Francisca verdrängt hat, daß wir z. B. statt Githanko Gedanke, statt Frankono Franken u. s. w. sagen. Allein — das sei dem Apollo geklagt! — Der große König wußte gar wohl, was er mit seinem lebena, für leben, sagen wollte, worüber man gleichwohl gespottet hat. —

Zurückkehrend von dieser Ausschweifung, füge ich in Ansehung der Laut- und Volltönigkeit noch hinzu, daß die unbetonten, größtenteils auf e ausgehenden Endsilben der weiblichen Wörter, welche mit einem Konsonanten, etwa l, m, n, r schließen, tönender sind als diejenigen, die auf das bloße unbetonte e ausgehen. Z. B. Gabel hat mehr Klang als Gabe.

4. Die männliche Reimsilbe muß eine voll betonte sein. Huldigen und Grazien sind für männliche Reime nicht tönend genug. Etwas mehr Ton ziehen die Ableitungssilben ig und ich auf sich. Z. B. feierlich, adelig. An den Ableitungssilben bar, sam, haft, heit, keit, ung ist in dieser Rücksicht nichts auszusetzen. Voll und laut genug tönen daher die männlichen Ausgänge auf wunderbar, tugendsam, grillenhaft, Erfahrenheit, Tapferkeit, Huldigung.

5. Ein wichtiges Erfordernis des Wohlklanges ist Mannigfaltigkeit und Abwechslung der betonten sowohl als unbetonten Reimsilben, in Rücksicht auf Konsonanten und Vokale.

A) Der betonten.

a) Mannigfaltigkeit der Schlußkonsonanten in den männlichen Wörtern, die nahe aufeinander folgen. Z. B. die Reime Stab und gab; lieb und schrieb; hob und schnob; hub und grub dürften wohl die Gesetze wenigstens des feineren Wohlklanges beleidigen, wenn sie in einer Strophe oder sonst allzunahe beieinander vorkämen. Eben die Bewandtnis dürfte es auch wohl mit den weib-

*) Siehe den Anfang der Nachtfeier der Venus im III. Bd. S. 128.

lichen Wörtern laben, graben; heben, geben; lieben, trieben; loben, toben; huben, gruben haben.

b) Mannigfaltigkeit der Vokale und Diphthongen. Diese will, daß die letzte Silbe der männlichen und die vorletzte Silbe der weiblichen nebeneinander stehenden, oder abwechselnd untereinander gemischten Reimwörter nicht einerlei Vokal oder Diphthongus führen. In nicht mehr als vier Zeilen übersieht man dies allenfalls; allein in noch mehreren entsteht dadurch ein unangenehmer Gleichklang. Z. B.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendlich's Grab von Welten und von Zeit,
Beständig's Reich der Gegenwärtigkeit,
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Haller.

B) Mannigfaltigkeit und Abwechslung der unbetonten.

a) In Ansehung der Vokale ist da nun leider wegen des überläftigen unbetonten e, worauf bei weitem die meisten weiblichen Wörter ausgehen, nicht viel Mannigfaltigkeit möglich. Indessen gibt's doch auch einige, wiewohl nur wenige weibliche Ausgänge mit anderen Vokalen, die man möglichst zu Hilfe nehmen muß. Ich meine die unbetonten oder nur halb betonten ung, ig, lich. Z. B. Empörung, Zerstörung; gütig, edelmütig; unvergeßlich, unermeßlich. Da sich aber das e gar zu oft aufdringt, so muß man wenigstens

b) durch die Schlußkonsonanten in die unbetonte E-Silbe Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu bringen suchen, soviel es nämlich da das gleichfalls sich allzuoft aufdringende e verstattet. Indessen ist doch in Ansehung der Konsonanten mehr Mannigfaltigkeit möglich durch el, eln, ern, er, es, et, elt, ert, end u. s. w. Wie z. B. in Handel, stammeln, sammelt, Wasser, eisern, schauert, Grabes, labet, waltend.

Öfters wird man aller angewandten Mühe ungeachtet die vielen Ausgänge auf e und en nicht wegschaffen können.

6. Um der Mannigfaltigkeit und Abwechslung willen muß man auch nach neuen, aber in sich wohlklingenden Reimen streben, deren Wohlklang dann durch die Neuheit gewinnt. Man vermeidet daher die allzugewöhnlichen, zu oft schon gebrauchten, z. B. Liebe, Triebe; Jugend, Tugend u. s. w., ohne jedoch hierin gar zu ängstlich zu sein. Die Schönheit des Gedankens muß man darüber nie aufopfern. Es kann aber sehr oft mit sehr alten und abgedroschenen Reimen ein sehr neuer und schöner Gedanke bestehen, und wenn dies ist, so vergißt man des abgenutzten Reimes völlig. Ein allzu sichtbares Bestreben nach neuen und sonderbaren Reimen trägt um so mehr

ein Ansehen von Geckerei, je weniger schön und geistreich der Gedanke ist, der durch die seltsamen Reime herbeigeführt wird. Sind sie in sich auch nicht einmal wohlklingend, so trifft sie in vollem Maße der Spott der bekannten schwer gereimten Oden.

Was stehst du Spötter da, und pausbackst
Schwer reimende Lehroden her?
Gib acht, daß man dich nicht hinausbaxt
Für dein satirisches Geplärr.

Von einem meiner sonst guten Almanachskontribuenten kann ich manches Gedicht bloß um der seltsamen und abenteuerlichen Reime willen nicht aufnehmen, weil sie weiter nichts als seltsam und abenteuerlich, oft sogar gemein und niedrig sind. Es ist auch gar kein Wunder, wenn der Hascher neuer Reime in niedrige Regionen gerät. Denn das, was im Gebiete des Edlen vorkommt, ist überall schon mehr oder weniger gebraucht worden. Ich wünsche, daß ihn, den ich meine, bei dieser Stelle das Gewissen rühre.

7. Es klingt meinem Ohre nicht gut, wenn in Gedichten von regellos wechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie z. B. in poetischen Episteln, zwei nicht sich reimende männliche oder weibliche Endwörter zusammenstoßen, oder wenn da, wo männliche und weibliche Reime gehörig wechseln sollten, nur Reime von einerlei Art wechseln. Bequeme Versifikateurs und Reimer erlauben sich dergleichen nicht selten. Ich muß hierin meinen Freund Gökingk namentlich in Anspruch nehmen. Ich wähle die erste Stelle, die mir ins Auge fällt.

Der Dünkel, ein Paradepferd,
Wie Herr Pythagoras, zu reiten,
Den mancher noch als Mann erfährt,
Der sollte mich als Jüngling nicht verleiten?
Mit einem ernsten Angesicht
Bestieg ich dieses Roß und ritt (ich hielt's für Pflicht!)
Bei Tag und Nacht, und über Stock und Stein,
Den Weisheitstempel aufzufinden;
Ach, aber ach! ich fand ihn nicht.
Jetzt seh' ich wohl die Ursach' ein:
Ich ritt, was leugn' ich's noch? im Blinden!
Sonst hätt' ich wohl den Fußsteig sehen müssen,
Der zwischen zwei beblümten Flüssen
Auf Rasen hin zum Tempel lief. U. s. w.

* * *

Ich malt' euch gern das ganze Bild
Des Hagestolzen redlich aus;
Doch wär' es einst vielleicht ein Schild
Vor seines Malers eignes Haus!
So mal' es denn ein Ehmann aus.
Doch laß den ersten Umriß noch
Mit diesem Seufzer mich beschließen:
Ein traurig Ding ist's wahrlich doch,
Das Leben ledig zu genießen!

Und so beschaut, wird, wie ich meine,
Des Griechen Antwort richtig sein:
Nimm eine Gattin, oder keine,
Es wird dich beides oft gereun!
So ist's! Das Glück hat immer Mängel,
Die Freud' ist unstet auf der Erde;
Allein der Mensch ist Mensch, nicht Engel,
Damit er erst zum Engel werde. U. s. w.

Eine solche Reimstellung ist mir ein allzu verworrenes regelloses Glockenspiel.

Auch liebe ich's nicht, wenn in Gedichten dieser Art mehr als zwei männliche oder zwei weibliche Reime aufeinander folgen. Drei lasse ich mir höchstens noch gefallen; mehr aber nicht leicht, es müßte denn um der nachahmenden Harmonie willen geschehen. Außerdem ist es lästiger Gleichklang. Wie es übrigens die Engländer ertragen können, daß man in jambischen Gedichten von gleicher Verslänge, worin regelmäßig zwei männliche mit zwei weiblichen Reimen abwechseln sollten, zwischendurch, ehe man sich's versieht, auch auf drei der einen oder der anderen Art stößt, das ist mir unbegreiflich. Mir ist das ebenso unangenehm, als wenn ich auf ebenem Wege eine gute Strecke im gehaltenen Gleichgewicht fortgefahren bin, und dann bald nach einer kürzeren, bald längeren Pause plötzlich zur Seite geschwenkt werde.

8. Die sogenannten reichen Reime, wenn sie nicht zur Harmonie dienen, sind eben nicht wohlklingend. Denn es fehlt hier die zur Einheit erforderliche Mannigfaltigkeit. Wortklang und Begriff fallen völlig in eins zusammen. Wenn es aber die Umstände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Versen an das Ende zu stehen komme, so ist nichts billiger, als daß er auch mit ebendemselben Worte bezeichnet werde. — Bei männlichen Ableitungssilben, z. B. heit, keit, an verschiedenen Stammwörtern von verschiedenen Begriffen ist der reiche Reim allenfalls zu dulden, weil er da minder bemerkbar ist. So kann man Tapferkeit und Heiterkeit noch wohl reimen.

Warum er der reiche Reim heißt, das mag der Himmel wissen. Ich würde ihn lieber den armseligen heißen. Vielleicht heißt er indessen reich, weil hier in zwei Reimsilben alle, selbst die Anfangstöne übereinstimmen.

Aktenstücke über einen poetischen Wettstreit.

Geschlichtet auf dem deutschen Parnaß.*)

1. Kurzgefaßte Geschichtserzählung eines poetischen Wettstreits.

Verschiedene nicht unglückliche Versuche, nach aufgegebenen Endreimen und Materien kleine Gedichte auszuarbeiten, veranlaßten endlich die Herren v. W—n, B. und v. W—z, nach den sub 2. enthaltenen Endreimen ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn G. J. R. und Pr. E* zu M., einen Neujahrswunsch zu dichten, und von ihm die Entscheidung — welchem von diesen dreien Gedichten der Preis gebühre? zu erbitten. Dieser von den beiden Überwundenen dem Sieger gemeinschaftlich zu entrichtende Preis sollte, wenn er dem ersten Kompetenten zugesprochen würde, in Pulver und Schrot — für den zweiten in Bricken, und für den dritten in einer Berlocke an die Uhr — jedes ein Reichstaler Kassenwährung an Wert, bestehen.

Diesem nach wurden die Ausarbeitungen Nr. I, II, III ohne Namensunterschrift dem Herrn Schiedsrichter eingehändigt, und von diesem, nach vorher eingeholtem Gutachten sub 6, dem Verfasser der Ausarbeitung Nr. II Herrn D. B. der Preis zuerkannt.

Die Bricken wurden denn auch wirklich am 12. Januar 1791 verabredetermaßen abgeliefert, und auf dessen Zimmer abends in einer ausgesuchten Gesellschaft unter frohen Scherzen zu allgemeinem Wohlbehagen verzehrt.

Weil indessen die Stimmen des Publikums über den poetischen Wert obgedachter Gedichte, jenes Ausspruches ungeachtet, geteilt blieben, so entschloß sich der Herr G. J. R. E*, die sämtlichen Akten an den Herrn Professor Bürger zu Göttingen — als das nächste poetische Oberappellations-Gericht — von dem Schreiben sub 8.

---

*) Wir geben die „Aktenstücke" in der Gestalt, wie sie 1793 ohne Nennung der Namen „in Kommission bei Friedrich Maurer in Berlin" erschienen, und lassen alle Erweiterungen, welche sich in späteren Abdrucken finden, weg. — Die Konkurrenten sind der auch als Jagdschriftsteller tätige Regierungsrat und spätere Oberforstmeister zu Marburg i. H. Carl Ludwig Eberhard von Wildungen (1754—1822), der fürstlich Waldeckische Regierungsrat und Bibliothekar zu Arolsen, Philipp Ludwig Bunsen (1764—1809), der auch Verfasser mehrerer Schauspiele ist, und der Freiherr von Wülcknitz zu Marburg, über welchen weiter nichts bekannt ist. Die Entscheidung wurde dem Geheimen Justizrat und Professor der Rechte, Johann Heinrich Christian Erxleben zu Marburg (1753—1811) anheimgestellt, welcher die Akten an Bürger als poetische Instanz sendete.

begleitet, zu versenden; und von da erfolgte dann, gegen alle Erwartung des beschämten Verfassers des Gedichtes sub Nr. I. 3. sententia reformatoria sub 9., worin diesem der Preis vor den beiden anderen zuerkannt wurde.

2. Die verabredeten Endreime.

Büffel,	Leitern.	Leber,	Buchen,
Küßt,	Salm,	Reis,	Stall*),
Trüffel,	Asche,	Heber,	Schnitzeln,
Gerüst,	Bär,	Eis,	Duft,
Scheitern,	Tasche,	Fluchen,	Kitzeln,
Qualm,	Hehr,	Knall,	Kluft.

3. Nr. I. Ausarbeitung des Herrn v. W—n.

Mich ekelt's, Teuerster! wenn heut der Mann im Büffel
Dem samtnen Mann die Hand beim feilen Glückwunsch küßt.
Wär' ich ein samtner Mann, wahrhaftig! keine Trüffel
Schenkt' ich dem Sängerschwarm vom Harlekins-Gerüst.
Dir aber sing' ich selbst. — Laßt meine Kunst nicht scheitern,
Ihr Musen! hört mein Flehn bei düstrer Lampe Qualm:
Steigt jetzt zu mir herab auf goldnen Himmels-Leitern,
Und gebt dem Liede Kraft, sonst bleibt es matter Salm.
„Sei glücklich, biedrer Freund! dich lieb' ich bis zur Asche;
Lüg' ich, so würge mich des Forstes Wolf und Bär,
Trüg' ich ein Diadem, und du die Hirten-Tasche,
Doch wär' dein Freundschaftskuß mir heilig stets und hehr.
Wärst du ein schaler Kopf — (frei red' ich von der Leber,
Denn niedrer Schmeichelei gebührt kein Lorbeer-Reis) —
Wie Judas falsch, und stolz wie ein Lizent-Er-heber,
Kalt blieb' ich gegen dich, wie Nova Zemblas Eis.
Heut' wünsch ich dir, beim Styx! doch halt! ich will nicht fluchen,
Als Weidmann schwör' ich nur bei meiner Büchse Knall,
Mehr Freuden, als im Lenz dort Blätter an den Buchen,
Mehr, als Insekten sind in meiner Doggen Stall.
Doch länger will ich nicht an diesem Glückwunsch schnitzeln,
Dein edles Herz verschmäht ja allen Weihrauch-Duft;
Auch würd' ich schlecht dein Ohr durch harte Reime kitzeln,
Wozu man heut mich zwang — Wie schlöff' ich sonst mit Kluft?"

4. Nr. II. Ausarbeitung des Herrn B.

Im goldgestickten Rock, im abgetragnen Büffel,
Schmückt alles heute sich und gratuliert und küßt;
Aus der Pastete dampft das Feldhuhn und die Trüffel,
Und manches fette Kalb bestieg das Blut-Gerüst.
Der Braten zischt am Feu'r von vierundzwanzig Scheitern,
Es sprudelt — doch hinweg mit all dem Küchen-Qualm! —
Ein Odendichter lieh mir seine Himmels-Leitern;
Horcht auf! denn jetzt beginnt mein Gratulanten-Salm!

---

*) Herr B. las statt des Wortes Stall, wegen der unleserlichen Handschrift: Schall; daher die Abweichung in seinem Gedichte. (B.)

„Hoch hebe sich dein Ruhm, du Phönix aus der Asche
Cujaz' und Godofreds, vom Südpol bis zum Bär,
Der fern im Norden glänzt! Am Hals und in der Tasche
Trag' alt und jung dein Bild, und halt' es hoch und hehr!
Infarktus müssen nie im Bauch noch in der Leber
Dich foltern — immer grün' dein Körper, wie ein Reis;
Das Alter beug' ihn nicht, gleich einem krummen Heber,
Und deinen Scheitel flieh' der Jahre Silber-Eis!
Nie müss' aus deinem Schlaf ein Trunkenbold dich fluchen;
Nie schrecke dich daraus der Bursche Peitschen-Knall;
Erquickend schlafe du, wie unter kühlen Buchen
Beglückte Liebe schläft bei Philomelens Schall!
Spät müsse noch für dich Kupido Pfeile schnitzeln,
Und Flora hülle dich in steten Rosen-Duft;
Sanft müsse dich Freund Hain mit seiner Hippe kitzeln —
Ein Pigal hau' den Stein zu deines Grabes Kluft!"

5. Nr. III. Ausarbeitung des Herrn v. W—z.

Geschenke trägt in Osten heut der träge Büffel,
Indes ein Schmeichlerheer die gnäd'gen Hände küßt;
Am Fürstentische prangt der leckerhafte Trüffel,
Und mancher Wunsch erschallt von Kanzel und Gerüst.
So soll, mein Teuerster! dies Herzenslied nicht scheitern;
Dem Wunsch des Freundes ziemt nicht leerer Worte Qualm;
Der Vers strebt nicht umher, erhöht auf Himmels-Leitern
Zu des Parnassus Höhn, vom Munde glatt wie Salm:
Er wünscht dir Wonne, Heil, bis über Gräber-Asche.
Wie dort im Norden strahlt am Firmament der Bär,
(Indes Fortuna dir mit Gaben füllt die Tasche),
So glänze Themis dir stets heilig, hoch und hehr.
Dein froher Sinn, du, stets der Freudigkeit Be-leber,
Gewähr' dir mehr Genuß bei magrer Kost und Reis,
Als Pracht dem Wollüstling, wenn seine Hand den Heber
In tiefe Fässer taucht, bei vollen Schüsseln Eis.
Nie soll das Schicksal dir, dem Glücklichen, nie fluchen,
Nie schreck' ein Unheil dich, wie plötzlich Donner-Knall.
Leb' so vergnügt, wie unterm Schatten kühler Buchen
Der Schäfer lebt und mancher Knecht im Bauern-stall!
Laß nur Fortunens Hand an deinem Schicksal schnitzeln,
Bald opfern wir ihr dann gerechten Weihrauch-Duft.
Sie wird dann schmeichelnd jeden deiner Wünsche kitzeln,
Und weichet nicht von dir bis an des Grabes Kluft.

6. Ästhetisch-poetisches Gutachten des Herrn Pr. E. zu M.*) über die drei Gedichte.

Da mir eine Geschichtserzählung nebst Beilagen, den Vorzug eines unter drei Gedichten betreffend, zugesandt, und darüber mein ästhetisches Gutachten verlangt worden ist, so habe ich, nach geschehener Anrufung der neun Musen und reiflicher Erwägung aller Umstände, folgendes darüber zu Recht erkannt:

*) Prof. Johann Friedrich Engelschall (1739—97) zu Marburg, Verfasser einer Biographie Johann Heinrich Tischbeins (1797).

Zweifels-Gründe.

Ob es wohl das Ansehen gewinnen möchte, daß die Entscheidung dieses Vorzugsstreites keineswegs das Werk eines Einzigen sein könne, indem es hier meist auf das individuelle Gefühl und diejenige Fähigkeit der Seele ankommt, die man unter dem Namen des Geschmacks begreift,

Eschenburg, Theorie der schönen Wissenschaften. Seite 18.

und dieser Geschmack fast bei jedem Menschen durch äußere und innere Eindrücke anders modifiziert wird, gleichwohl aber zum Begriff des Schönen allgemeines Wohlgefallen gehört,

Kants Kritik der Urteilskraft. Seite 17.

sodann auch ein einzelner Beurteiler zu viel wagt, indem er sich durch einen Fehlspruch dem ganzen Zorn des Dichtergottes bloßstellt, der wohl nicht geringer sein dürfte als in jenem Falle, da Apollos geweihter Priester Chryses vergeblich um die Loslassung der Tochter der schönen Orises bat;

Homeri Ilias I. v. 43 sq.

Entscheidungs-Gründe.

So habe ich demungeachtet, und da ich mich mit dem bekannten

Hanc veniam petimusque damusque vicissim etc.

Horatius de arte poetica. v. 11.

schützen kann, kein Bedenken getragen, meine Meinung über die mir vorgelegten Fragen zu eröffnen.

Soviel nun die Hauptsache betrifft, so haben alle drei Gedichte manche sehr artige Stellen, und scheinen besonders die beiden Verfasser, welche das Wort Büffel im figürlichen Sinne nehmen, dadurch eine sentimentalische Feinheit ausgedrückt zu haben, da „ein Kleid" im bildlichen orientalischen Briefstil so viel bedeutet als: Du bist unschätzbar!

Letters of Lady Worthley Montague. Berlin, 1790. L. 40. p. 227.

Da aber

a) das Ineinanderfügen aller einzelnen Teile zu einem arrondierten Ganzen,

b) der ungezwungene Fluß der Rede, und

c) ein harmonischer Versbau

sehr wesentliche Eigenschaften eines schönen Gedichtes sind, so glaube ich, ohne die beiden übrigen herabzuwürdigen, demjenigen Gedichte den Vorzug einräumen zu können, welches anfängt:

„Im goldgestickten Rock, im abgetragnen Büffel" ꝛc.

Urkundlich meiner Namensunterschrift und beigedruckten Insiegels. M. am 12. Jänner 1791.

(L. S.) J. F. E.

7. Sendschreiben des Herrn G. J. R. E. an die Verfasser der drei Gedichte.

Wäre mir ein Funke des Dichterfeuers, wäre mir ein Spürchen der Ihnen ganz eigenen Gaben zu teil worden, so sänge ich eine Ode, oder versuchte wohl gar nach der Weise: Büffel, küßt ꝛc. mich vernehmen zu lassen. Da aber mir armen Wicht am ganzen Körper auch nicht ein poetisches Aderchen schlägt, da mich das poeta nascitur zurückscheucht, so nehmen Sie meinen Dank für die übersandten Neujahrswünsche in einer nackten und kunstlosen Prose an. Ungeachtet ich mich für weiter nichts als einen zufälligen Gegenstand Ihres Wettstreits achte, ungeachtet Ihre zierlichen Verse manches enthalten, was mich erröten macht, so glaube ich doch auch Merkmale einer ernstlich gemeinten Freundschaft darin zu finden: dies ist's denn, worauf ich sehr stolz bin.

Aber nun soll ich noch, gleich dem Hirtenknaben Paris, über drei schöne Wesen ein kühnes Urteil fällen, soll zwar über keinen goldenen Apfel, doch über Bricken, Schrot und Berlockes erkennen? Ich bin nicht bestochen, wie jener, sondern bekenne frei und unparteiisch, daß nach meinem Dafürhalten das Lied, welches anhebt:

„Im goldgestickten Rock, im abgetragnen Büffel"

unter den mir vorgelegten drei vortrefflichen Geistesprodukten den Preis errungen habe.

Schwerlich kann Ihnen mit Darlegung der Gründe meines Urteils gedient sein. Ich fürchte durch die: Obwohlen, Sintemalen und Weniger nicht ꝛc., womit wir Fakultisten uns auszudrücken pflegen, Sie zu ermüden. Empfehle mich gehorsamst.

8. Auszug des Schreibens des Herrn G. J. R. E. an Herrn Professor Bürger zu Göttingen als Oberappellations-Instanz.

Species facti!

Drei Freunde verabredeten sich, nach gemeinschaftlichen bestimmten Endreimen dem G. J. R. E* einen Neujahrswunsch zu verfertigen, zugleich wurde es diesem erlaubt, dem Verfasser des Gedichts, welches ihm das beste scheinen würde, eine ausgeworfene Prämie zuzuerkennen.

Die Neujahrswünsche Nr. I, II, III liefen ein. Der Besungene wagte es, den Wert derselben zu bestimmen, und obwohl der Sänger die Prämie wirklich erhalten hat, so bezweifeln doch einige, ob das gefällte Urteil mit den Regeln der Kunst übereinstimme, oder vielleicht nur dem eigenen Gefühle des Schiedsrichters, welcher sich ohnehin nicht für kompetent hält, gemäß wäre? — Mehrere Freunde, Freundinnen und Verehrer des Herrn Professors Bürger wünschen

daher die Meinung des ersten Kunstverständigen über diesen Vorzugsstreit zu erfahren, und der Einsender vereinigt seine Bitte hiermit um so mehr, als er von diesem so zuverlässigen Oberappellations-Gerichte eine allenfalsige reformatoriam sich gern gefallen lassen kann u. s. w.

9. Ästhetisch-poetisches Gutachten des Herrn Professors Bürger in Göttingen, wodurch dem Herrn v. W—n der Preis zuerkannt wird.

In einem Schreiben an Herrn. G. J. R. E. vom 28. Januar 1791.

Wohlgeborner,
Hochgelehrter Herr,
Großgünstiger Herr und Freund!

Als Derselbe eine Speciem facti samt Anlagen Nr. I, II, III eingesandt, des Inhalts: welchergestalt, wasmaßen — doch, wie wäre wohl eine ungewaschene Bänkelsängerlippe imstande, diesem Götterdialekt aus dem Allerheiligsten der Themis nachzusprechen? — Lieber daher geantwortet, wie der unheilige Schnabel gewachsen ist.

Zuvörderst kann ich nicht unbemerkt lassen, wie höchst gefährlich die fast allzu schmeichelhafte Aufforderung notwendig meiner moralischen Gesundheit sein müsse, wenn ich nicht stündlich das Blümchen Wunderhold*) meiner Nase vorzuhalten beflissen wäre. Wahrlich! eine härtere Versuchung, das Schicksal weiland Nebucadnezars mir selbst auf den Hals zu ziehen, ist mir in meinem ganzen poetischen Leben kaum vorgekommen. Dank sei es daher dem Blümchen, daß seine Würze den Kopf vor den aufsteigenden Dünsten noch so ziemlich rein und lauter erhält! Kraft des Blümchens weiß und seh' ich auch ganz klar und richtig ein, daß, wenn mir auch ein paar Musenwerke gelungen sein sollten, die den Menschenkindern, vielleicht sogar nicht ohne Fug, wohlgefallen dürften, mir dennoch aus diesem Umstande noch lange kein Anspruch auf ein Richteramt, viel weniger auf das höchste in allen Sachen des poetischen Geschmacks erwachse. Ich maße mir's freilich von Gott und Rechts wegen an, sagen zu dürfen: dies Gedicht gefällt mir — jenes aber mißfällt meiner Wenigkeit! Allein dies Recht haben alle anderen Wenigkeiten so gut als die meinige. Ob aber das Geschmacksurteil meiner Wenigkeit wahrer und gründlicher sei als das der anderen, wenn sie auch gleich nicht so gute Verse machen sollten, als man von meiner Wenigkeit behaupten will, — das ist eine ganz andere Frage, woran gewiß

*) d. h. Bescheidenheit. S. Bürgers Gedichte. I. S. 103.

niemand mehr, als ich selbst, zu zweifeln geneigt ist. Ein guter Dichter ist deswegen nicht auch gleich ein guter Kunstrichter. Ich könnte dies, sowie überhaupt, als besonders in Ansehung meiner, sehr gelehrt und gründlich ausführen, wenn es mir um einen Vorwand zu tun wäre, die Forderung von mir abzulehnen. Ablehnen will ich nun aber diesmal nicht. Denn, wie sollte ich sonst gültig genug dartun, daß ich eine so ausnehmende Ehre zu schätzen weiß, wie sie geschätzt werden muß? — Also nur frisch geantwortet! die Antwort falle auch aus, wie sie wolle. Entspricht mein unvorgreifliches Gutachten Ihren allerseitigen, gewiß allzuhoch gespannten Erwartungen nicht, so mögen Sie sich selbst anklagen. Ich schütze mich mit dem alten Weidspruch: Ein Schelm macht's besser, als er kann! Dixi et salvavi animam! —

Verlangten Sie, wertester Freund! mein Urteil, welches von den drei übersandten Gedichten den geringsten poetischen Wert habe, so würde die Sache ziemlich leicht abgetan sein. Denn da würde ich mit der vollkommensten Gemütsruhe, unerschüttert im Leben und im Tode, kräftigst behaupten: der Verfasser von Nr. III sei sowohl der Gedanken als des Ausdrucks allzuwenig mächtig, als daß er sich mit Nr. I und II messen könnte. Die Aufzählung der Entscheidungsgründe werden Sie mir wohl gütigst erlassen, da das Register allzulang werden möchte. Sicherlich haben auch Sie diesem den Preis nicht zuerkannt. Hätten Sie es dennoch — welches Apollo verhüte! — je, so könnte ich freilich, so sehr ich Sie auch liebe und verehre, nicht umhin, mich der barschen Formel zu bedienen: „daß von dem Richter der vorigen Instanz übel gesprochen und wohl appelliert sei". Aber noch einmal: So haben Sie nicht entschieden! Sie haben vielmehr einem der beiden ersten die Palme gereicht, und wegen der Hintansetzung eines von diesen, nicht aber des dritten, ist ihr Urteil von Ihren geistreichen, geschmackvollen Freunden und Freundinnen angefochten worden. Und dies ist denn auch gar kein Wunder! Denn beide Gedichte — sowohl I als II haben so mannigfaltige, nicht gemeine Schönheiten, daß die Wahl wohl in Verlegenheit setzen und Parteien veranlassen konnte.

Haben Sie daher bei der Entscheidung Ihre besondere Gunst den ästhetischen Gründen vorwalten lassen, so kann man Sie wenigstens einer offenbaren und schreienden Illegalität nicht zeihen. Denn bei dem einen wie bei dem anderen ließe sich favor in judice mit dem lege in codice nicht übel in Harmonie bringen; wiewohl freilich bei dem einen schon etwas Chikane zu Hilfe genommen werden müßte. Soll ich einmal raten, für welches sich dieser favor des „Phönix aus der Asche Cujaz und Godofreds" am lautesten erklärt haben mag? — In der Tat — ich an E—s Stelle, wer weiß, ob

auch ich einem so lieblichen Bonbon den Preis hätte verweigern können! So aber bin ich ja leider! nur Bürger, der das süße Bonbon mit trockenem Munde verzehren sehen muß. Kein Einfluß von Gunst und Ungunst kann mich erreichen — mich, der ich den streitenden Parteien so fern, so fremd bin, dem noch dazu die Augen, wie der heiligen Themis, so dicht und fest verbunden sind. Nichts kann mich also bestimmen, als allein die poetischen merita causae, sollten sie auch noch so tief aus dem Verborgenen herausgeklaubt werden müssen. Fiat itaque justitia, et pereat mundus!!!

„In Sachen der drei E...schen Neujahrsgratulanten, nach vorgeschriebenen Endreimen, wird hiermit auf eingeholtes Gutachten eines Auswärtigen, den vorgelegten Akten gemäß, für poetisches Recht erkannt:

Daß das Gedicht Nr. I für das beste, und sein Verfasser für das vorzüglichere poetische Genie zu halten."

V. R. W.

Nun zu den Entscheidungsgründen, wiewohl ich mich beinahe mehr für die Richtigkeit meines Urteils, als für die gute Haltbarkeit und besonders die Deutlichkeit dieser Gründe verbürgen möchte. Denn der heilige Kanon, wonach sich so etwas entscheidet, gehört unter die ἄρρητα — ist formlos und unaussprechlich.

Vor allen Dingen scheint mir aus diesem Gedichte mehr das zu wehen, was man Geist nennt; ein geheimes und vielen Menschenkindern verborgenes Wesen, welches sich nur ahnen und fühlen, nicht aber nach Swedenborgs Weise klar und deutlich anschauen, am allerwenigsten wie eine geometrische Figur demonstrieren läßt. Die Geweihten kennen es aber dennoch gar wohl, und verstehen's auch, wenn die Geweihten davon reden. Den Halbgeweihten aber ist es eine Torheit, und sie können es nicht ergründen. Doch — meine Kritik wird wohl den höheren feineren Äther verlassen, und sich in den gröberen Dunstkreis der Formeln, die man hübsch mit Händen greifen kann, herablassen müssen.

Ich erblicke in diesem Gedichte mehr Gabe der Erfindung, mehr Anordnung und Gestalt des Inhalts, mehr Gewandtheit des Ideengangs, mehr Bestimmtheit und Kraft des Ausdrucks, und mehr Fertigkeit in der Versifikation. Es erscheint als ein vollständiges, richtig und mannigfach zergliedertes Ganzes, welches bei dem Zwange vorgeschriebener Endreime wahrlich! nicht wenig sagen will. Zwar will ich damit noch nicht behauptet haben, als ob alle Ritzen und Fugen so vollkommen verkittet und abgeglättet wären, daß es völlig als Ganzes aus einem einzigen Stücke erschiene. Aber es zeigt doch eine wohl proportionierte Organisation; die Glieder stehen an ihren gehörigen Stellen, und stimmen in ihrer Anordnung und Folge

nur zu einem einzigen geschlossenen Ganzen zusammen, welches wie eine wohlgegliederte, ineinandergreifende Periode seinen Anfang, Mitte und Ende hat. Folgendes Gerippe wird vielleicht die Wahrheit dieser Behauptung einleuchtend machen.

„So ekelhaft mir auch heute alle die armseligen Wunschharlekinaden am Neujahrsfeste sind, so singe ich dennoch, und — o ihr Musen! helft mir! — selbst Dir zu.

Sei glücklich, Freund! Denn, wie könnte ich anders bei der herzlichen Liebe, so unabhängig von Zeit und Umständen? und wie könnte ich's lassen, einen so geistreichen, so rechtschaffenen, so artigen Mann, wie Du bist, zu lieben? Unzählbare Freuden wünsche ich Dir daher, so wahr ich ein ehrlicher Weidmann bin! wenn ich sie gleich nicht in ein weitläufiges Register bringe. Dein edles Herz würde an einem beräuchernden Inhalte meines Liedes ebensowenig Nahrung, als Dein Ohr an dem Vortrage aufgezwungener Endreime Wohlgefallen finden, wie z. Bew. figura in diesem letzten Verse ganz klar und offenbar ausweiset."

Konnte wohl der Gang der Hauptvorstellung natürlicher, ungezwungener, zusammenhängender und fester sein? und dennoch — mit wie ungemeinen und mannigfaltigen Wendungen, nach leichter Tänzerart, erreicht er sein Ziel? Genau scheint es freilich, hin und wieder, als ob er Sprünge mache. — Allein diese Sprünge lassen sich sehr gut wegen der vielen Lichter, womit ihn die Nebenvorstellungen erleuchten, mit dem Auge des Geistes verfolgen; nicht zu gedenken, daß sie jedem poetischen und besonders dem lyrischen Gange immer natürlich und eigen sind.

Diese Vorzüge scheint das Gedicht Nr. II nicht in dem Maße zu besitzen. Dieses besteht in der Tat aus zwei Hauptmassen, die kaum durch ein wenig Worthaut, keineswegs aber durch Sehnen und Nerven des Inhalts zusammenhängen. Der Eingang ist ein Kopf, der mit dem folgenden Glückwunschrumpfe so wenig Zusammenhang hat, daß der Rumpf ihn nach Belieben aufsetzen, oder unter den Arm, oder zwischen die Beine nehmen, oder auch ganz und gar zu Hause lassen kann. Der Rumpf ist kaum etwas mehr als gliederloser Rumpf. Er besteht aus einem sehr einförmigen Aggregat von Wünschen, welches ohne sonderliche Anstrengung der Erfindungs- und Wendungskraft ebenso füglich durch tausend Verse, gleich Ramlers Tiere —

„das ging und wieder kam"

fortgeleitet, als gleich nach den ersten, den besten vier Versen mit der Schere hätte abgeschnitten werden können, ohne daß auf jene Weise mehr ein organisiertes Ganzes zustande gekommen, als durch diese ein bereits vorhandenes verstümmelt worden wäre.

Nr. I verhält sich daher in dieser Rücksicht gegen Nr. II wie ein organisierter Körper, z. B. ein Tier oder Baum, gegen eine zusammengeworfene Masse, z. B. einen Haufen, Hügel von Schutt, Steinen u. s. w.

Ob nun gleich allerdings in Nr. II einige sehr artige und glückliche Wünsche vorkommen, z. B.

„Spät müsse noch für dich Kupido Pfeile schnitzeln;"

so haben doch wieder andere zu wenig Interesse und Delikatesse. Zu wenig Interesse die, welche die Wörter Fluchen und Knall herbeigezogen haben; zu wenig Delikatesse der von den Infarktibus. Der geschmackvollere Nebenbuhler Nr. I hat sich weislich vor den Flöhen und dem Hundestall gehütet; er spricht daher nur allgemein von Insekten und veredelt die Hunde zu Doggen. Daß Nr. II an dieser Stelle edler sein konnte, war keine Kunst, da er sich die Freiheit nahm, den Stall in Schall zu verwandeln.

Nr. I fängt in seinen zwei ersten Strophen, die ihm fast allein schon das Übergewicht bei mir verschaffen, überaus glücklich und geistvoll, sowohl in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck an, und zwar solchergestalt an: daß dieser Anfang wie ein Vordersatz in einer Periode schon einigermaßen auf die folgende hinweist; daß er es ahnen und diese Strophen als unentbehrliche Teile eines folgenden Ganzen erkennen läßt. Was hat dagegen in Nr. II die Enumeration von dem, was am Neujahrstage so gut als an jedem anderen Feste in Küch' und Keller geschieht, mit den folgenden Wünschen gemein? — Überhaupt scheint der Verfasser von Nr. I gar bald, sowie er die aufgegebenen Endreime vorläufig und flüchtig überblickt hat, eine ziemlich klare Vorstellung der Gestalt des Ganzen aufgefaßt, und diese auch bei der Ausarbeitung unvermerkt im Geist festgehalten zu haben. Die Reime mußten seinen Ideen gehorchen. Dem Nr. II mögen die Einfälle mehr nach und nach bei den einzelnen Reimen aufgestiegen sein; die Ideen gehorchten also hier den Reimen. Jenes verrät unstreitig mehr Geistestalent, als dieses.

Die beiden ersten Strophen von Nr. I würden ganz tadellos sein, und in dem besten Gedichte zu stehen verdienen, wenn nicht der Trüffel, der doch für einen Leckerbissen gilt, als ein geringschätziges Ding, anstatt der tauben Nuß, dastünde. Doch wird diese Kleinigkeit leicht von dem übrigen überwogen. Sonderbar ist es, daß alle drei schönen Geister bei der Himmelsleiter zusammentreffen! Nr. I hat aber bei weitem den glücklichsten und angemessensten Gebrauch davon gemacht. Ebendies gilt auch von den Reimen Bär und Tasche. Der wegen seines Inhalts überaus schöne Vers:

„Trüg' ich ein Diadem und du die Hirtentasche",

macht nur gegen den vorhergehenden, der zu übereintönend mit:

„Lüg' ich" anfängt, einen kleinen Mißklang. Schön und glücklich ist wieder die darauffolgende Strophe, sowie vorhin schon der Vers:

„Lüg' ich, so würge mich des Forstes Wolf und Bär!"

für den Weidmann ungemein passend. Überhaupt stimmt der ganze Ton des Gedichts sehr gut aus der edlen, wiewohl etwas rauhen Derbheit zusammen, die wir mit dem biedern Weidmann zusammen zu denken geneigt sind. (Im Vorbeigehen: Ist nicht Herr von W—n Verfasser des Gedichts?)

Die Art, wie in der letzten Strophe der Reim: Kluft, angewendet worden, ist zwar nichts weniger als neu, ja sogar salva venia schon ein wenig abgenutzt; indessen gibt ihr doch der vorhergehende Vers ein Ansehen von zwangloser Natur — ja sogar von unumgänglicher Naturnotwendigkeit. Die Grabeskluft der beiden übrigen ist weit unnatürlicher, weil sie sich von der gemeinen Sprachseigentümlichkeit entfernt. —

Dies, liebster Freund, sind ungefähr die Gründe, warum ich mich, jedoch salvo meliori, zur obigen Sentenz bewogen gefunden habe.

Schon hatte ich so weit geschrieben, als ich erst Gelegenheit fand, die drei Gedichte meiner schwäbischen Elise, der es nicht an Geist und ästhetischer Beurteilungskraft fehlt, ohne weiteres, nur ganz flüchtig vorzulesen. Der Laut meines Mundes war noch nicht verklungen, als sie schon für Nr. I entschied. Eine solche Bestätigung mag nun freilich für viele hochgelahrte Herren wenig Kraft haben; aber wahrlich! wahrlich! ich sage euch, ihr hoch- und tiefgelahrten Herren! bei mir gilt in Geschmackssachen das Urteil und die Entscheidung eines geistreichen, durch theoretischen Schulwitz noch nicht verstimmten, oder gar abgestumpften Weibes mehr, als zehn nicht ganz schlechter Männer Urteil. Kein Mann trifft das Fleckchen so schnell und sicher, als ein wohlorganisiertes Weib. Gott segne mir nun und immerdar die Weiber! Ich liebte ihrer in meinem Leben nicht wenige, und von nicht wenigeren bin ich auch wieder geliebt worden. Wenn ihr, hochwerteste Herren in M. . , etwa künftiges Neujahr euch wieder nicht um den besten Wunsch solltet vertragen können, so fragt nur das nächste, das beste Weib von Geist und Empfindung. Was gilt's? — auf der Partei von Nr. II und Nr. III gibt's entweder gar keine, oder die wenigsten Weiber.

Noch eins! Nachdem ich, durch Unpäßlichkeit einiger Tage an der Vollendung dieses Gutachtens verhindert, während der Zeit aber in den Stand gesetzt worden bin, die drei Gedichte mehr als zwanzig Personen, Männlein und Fräulein, vorzulesen, so kann ich nunmehro noch hinzufügen: daß auch nicht eine einzige Stimme für ein anderes, als Nr. I, sich erklärt habe.

Ich kann nicht leugnen, daß ich nunmehro auch wohl wissen möchte, wen von den dreien ich namentlich durch mein Responsum gestreichelt oder gehakt hätte? Gegen die letzteren bitte ich mir von Ihrer Autorität einen sicheren Geleitsbrief aus, wenn anders nicht, wie billig zu hoffen steht, der Gestreichelte und seine Partei mich in ihrer Mitte unter den Schutz ihrer Waffen und Schilde nehmen sollte.

Wollen Ew. Liebden mir übrigens von den neuesten poetischen Begebenheiten M—s seit dem letzten Neujahrstage ein mehreres gütigst mitteilen, so wird es mir ebenso angenehm sein als die Gelegenheit, die alte Traulichkeit zu erneuern und Sie derjenigen unwandelbaren Hochachtung und Freundschaft versichern zu können, mit welcher ich war, bin und sein werde

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener und Freund,

Göttingen, am 28. Januar 1791. G. A. Bürger.

Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus.

Ein Fragment.

Die neue Auflage meiner Gedichte, die unter anderen unverschuldeten Ursachen sich auch aus einer, welche aus dieser Nachtfeier hervorleuchtet, bisher die längste Zeit verspätet hat, wird viele und beträchtliche Veränderungen, ja, von manchen Stücken fast gänzliche Umbildungen enthalten. Diese veranlassen mich zu einem Wagestücke, das in dem Umfange, in welchem ich es auszuführen gedenke, vielleicht ganz ohne Beispiel ist. Ich will eine ausführliche kritische Rechenschaft über diese Veränderungen ablegen; ich will Urteile, die über mich und meine poetischen Werke ergangen sind, nach ihrem Werte oder Unwerte prüfen; ich will unbefangen, als wäre die Rede von einem Dritten, melden, was ich von meinem Genie, von meinem Geschmacke, von meiner Kunstfertigkeit und von meinen Produkten selbst halte. Außer einem Versuche des verewigten Gellert ist mir nichts Ähnliches bekannt. Von dem Ernste, von der Achtung und dem Beifalle, womit man diese Probe aufnimmt, wird die Vollendung des gegenwärtigen Versuches abhängen.

Die nächste Absicht meines Unternehmens ist nun freilich etwas eigennützig; dennoch schmeichle ich mir, daß sie keinen Vorwurf verdiene. Ist es denn einem empfindenden Wesen zu verargen, wenn es auf eine erlaubte Weise unangenehme Gefühle von sich abzuwehren sucht? Und ist es etwa kein unangenehmes Gefühl, gleichgültige oder gar unzufriedene Gesichter da zu erblicken, wo man auf Freunde

rechnete, und, um diese zu erwecken, gutmütig seine besten Kräfte anstrengte? Ganz gewiß ist es sehr hart, einen der humansten und edelsten Wohlgenüsse durch Unwissenheit, durch Unverstand und Geschmacklosigkeit, oder gar durch bösen Willen verbittert zu fühlen, und man darf wohl dagegen Vorkehrungen machen. Dies ist der Fall, in welchem ich mich befinde. Mir droht Mißvergnügen, wenn ich ihm nicht durch freundliche sowohl als strenge Belehrung zuvorkomme.

So häufig auch Schriftwerke bei neueren Ausgaben, in der Absicht, sie zu verbessern, umgeändert werden, so ist dies Unternehmen doch bei keiner Gattung so mißlich, als bei Gedichten, besonders solchen, die vielen Menschen bekannt und vollends gar lieb geworden sind. Verschlimmerungen, deren Möglichkeit eben nicht sehr fern von der Hand liegt, sind natürlich schon vermöge des Begriffes verwerflich. Noch näher liegt die Möglichkeit bloßer Veränderungen von gleichem Werte mit den vorigen Lesearten, die ebenfalls auf kein Glück, ja vielleicht gar auf gleiche Verwerfung mit den offenbaren Verschlimmerungen rechnen dürften, weil sie dem Leser die unnötige und zwangvolle Mühe verursachen, des Alten sich zu entschlagen und etwas Neues in das Gedächtnis zu fassen, welches gleichwohl nicht besser ist, mithin jene Mühe nicht belohnt. Dieser Umstand ist sogar schuld, daß auch die wahren und unwidersprechlichen Verbesserungen sehr oft, wenn nicht mit entschiedenem Unwillen, doch wenigstens nicht mit demjenigen Wohlbehagen aufgenommen werden, welches sich ihr Urheber versprach und billig versprechen durfte.

Diese unglückliche Erscheinung tritt noch näher, wenn sich außer der natürlichen Trägheit auch noch die ebenso natürliche Eigenliebe der Menschen mit in das Spiel mischt. Dadurch, daß sie einem Gedichte einmal ihren vollen Beifall geschenkt, daß sie es unvermerkt auswendig gelernt und auf diese Weise ihrem Geiste angeeignet haben, kommt es mit ihnen nach und nach dahin, daß sie es gleichsam für Geist von ihrem Geiste halten, worin sie einen Teil ihres Selbst mit lieben, und welchem irgend ein Leid zuzufügen, von ihnen fast ebensohoch aufgenommen wird, als ob es ihnen unmittelbar selbst widerführe. — So können auch fremde, nur angenommene und erzogene Kinder endlich eine Zuneigung erwecken, die derjenigen gleichkommt, welche die Natur den Herzen leiblicher Eltern einflößt; und es gehört schon viel Unbefangenheit, Geistesstärke und Selbstverleugnung dazu, solche angenommenen Kinder von anderen Personen, ja selbst von ihren natürlichen Eltern, wennschon gerechterweise, ohne Mißbehagen züchtigen zu sehen.

Diese durch häufige Erfahrungen bewährte Betrachtung hätte, wie es scheint, mich bestimmen sollen, mit manchem meiner Gedichte

weit säuberlicher, als geschehen ist, zu verfahren, und lieber die Maxime des Pontius Pilatus zu befolgen: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!“ Ich kann voraus wissen, daß ich es kaum irgend jemandem, am wenigsten aber den Rezensenten ganz recht gemacht habe. Denn ob ich gleich, was die letzten betrifft, die Urteile derselben, so viele ihrer mir nur zu Gesichte gekommen sind, und selbst die unbesonnensten und geschmacklosesten derselben auf das sorgfältigste erwogen, und darnach, oft selbst in Fällen sehr einleuchtender Unnötigkeit, was nur immer möglich gewesen, zu verbessern gestrebt habe, so ist doch wohl kein einziges Urteil vorhanden, von dem ich nicht hätte Ausnahmen machen müssen. Nun haben die Rezensenten gemeiniglich, und zwar schon kraft des mit Herrschsucht, mit Dünkel, mit Überweisheit, mit Eigensinn geschwängerten Dunstkreises, in welchem sie ihr Wesen treiben, die Unart der Staatsgewalthaber an sich, daß sie sich mehr anmaßen, als ihnen von Natur- und Staatsrechts wegen zukommt, und jeden ihrer Einfälle gern durchgesetzt wissen wollen. Die Gunst also, die ich mir durch zehn befolgte Erinnerungen erworben haben möchte, dürfte leicht durch eine einzige nicht befolgte wieder verscherzt werden. Hiernächst bin ich auch zu den meisten Veränderungen nicht eben durch schriftliche oder mündliche Rezensionen, sondern durch mein eigenes wohl erwogenes Urteil verleitet worden. Wehe mir vollends, wenn diese ein Stück, wie z. B. die Nachtfeier, betreffen, ein Stück, das Ramler gefeilt, das man so oft schon vortrefflich genannt hat!

Dennoch hat weder das Beispiel des Pontius Pilatus, noch der häufige und dringende Rat meiner Freunde, an den nun einmal mit Beifall gekrönten Gedichten nichts mehr zu verändern, noch endlich ihre mir drohende Unzufriedenheit etwas bei mir fruchten wollen. Der Wunsch, allen alles, ja selbst der, nur einem einzigen von diesen allen alles recht zu machen, wird auf Erden nie erfüllt werden. Warum sollte ihm denn also der Künstler einen anderen Genuß aufopfern, der sich ihm, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, weit näher, weit erreichbarer darbietet? Der Künstler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nachstrebt, richte sich daher minder nach dem großen Schwarme der sich so oft widersprechenden Kunstbeurteiler, als vielmehr nach den Forderungen der Kunst selbst, so wie er sie nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubt, damit er, wenn auch sonst niemanden, doch wenigstens sich selbst so weit befriedige, als es ihm seine Kräfte und die Schwierigkeiten sowohl des Stoffes als der Form gestatten. Fehlt auch gleich alsdann noch immer sehr viel an voller Erreichung, indem das göttlich erleuchtete Auge des wahren Künstlers viel weiter blickt, als seine Hand reicht, so tröstet er sich darüber doch ebenso leicht, als wir alle uns trösten,

daß wir nicht Sonne, Mond und Sterne bereisen können. Jene Befriedigung seiner selbst in möglichster Annäherung zu dem, was er für schön und vollkommen achtet, ist eigentlich der reinste und edelste Genuß, den die Kunst ihren Getreuen am Ziele ihrer Laufbahn, und auch dann noch zum süßen Lohne gewähret, wann ihnen längst alles Zujauchzen der Menge zur losen Speise geworden ist. Sie ist der Himmel, sie ist die Seligkeit des Künstlers auf Erden.

Vorzüglich also und bestmöglichst mich selbst, andere hingegen nur so weit zu befriedigen, als meiner eigenen Zufriedenheit dadurch kein Abbruch geschieht, ohne jedoch ihren Erinnerungen ein williges und aufmerksames Ohr zu versagen, das scheint mir der ratsamste Weg, den ich zu betreten habe. Bin ich an Genie und poetischer Urteilskraft nur nicht allzukurz gekommen, so führt dieser Weg hoffentlich weiter als irgend ein anderer; und wenn ich gleich auch hier nicht alles erreiche, was allen gefällt, so erreiche ich doch wohl noch das meiste von dem, was billig allen gefallen sollte, wenn anders nicht ihr Privatgeschmack im Wege stände.

Das Wohlgefühl dieser Selbstbefriedigung kann jedoch teils durch kritische Schikane, teils durch dünkelhafte Überweisheit, teils durch eine gewisse Geschmacksgimpelei, die seit einiger Zeit sehr häufig in unseren ästhetischen Rezensionen piept*), verkümmert werden, nicht bloß, weil dadurch die Selbstliebe des Künstlers gekränkt, sondern auch bei vielen Lesern sein Wunsch vereitelt wird, die Freuden der Kunst zu vervielfältigen. Von allen drei Feindinnen ist eigentlich die letzte die widerwärtigste. Denn die Schikane ist kaum imstande sich so sehr zu verbergen, daß der Künstler und das Publikum sie nicht bald für das erkennen sollten, was sie ist; und alsdann wirkt sie entweder gar nichts, oder sie setzt in Unmut und Zorn. Diese Affekten von der wackeren und rüstigen Art sind behaglich, weil sie ein Vermögen zum Bewußtsein bringen, den Schikaneur, wenn man sonst will, bei Gelegenheit so kräftig wieder zu treffen, daß er mit Ach und Weh heim oder in irgend eine neue Bücherei läuft, und bei fest verriegelten Türen durch irgend ein Luftloch heraus über das böse Herz des aufgebrachten Künstlers die Vorübergehenden anjammert. Die dünkelhafte Überweisheit erregt ebenfalls nur Affekten, in welchen man sich wohl fühlt: Verachtung, Spott und Hohnlache. Aber die piepende Geschmacksgimpelei übertrifft alles Entsetzliche, was dem

*) Unstreitig die treffendsten Ausdrücke für die Sache, welche aber eben diese Gimpelei bald wieder anzupiepen nicht ermangeln dürfte. Denn sie piept alles an, was ihr noch nicht vorgekommen ist. Hier wird sie vermutlich das bekannte Pieplied von Bürgerschen Kraftausdrücken, die das Schönheitsgefühl zurückscheuchen, anstimmen. Sonderbar! Ich weiß gar nicht, wie man gegen etwas so Vortreffliches, als Kraft ist, eingenommen sein kann, man müßte denn anders ein schwacher Geschmacksgimpel sein, der sich vor der Kraft zu fürchten hat. (B.)

besonnenen Künstler sein Geschäft verleiden kann. Denn diese hat gemeiniglich irgend ein ästhetisches Koch- und Schmeckebuch gelesen, und versteht nichts anderes zu kochen und zu schmecken, als was ihr vorgekocht und vorgeschmeckt, und versteht es auch unter allen Umständen auf keine andere Weise zu kochen und zu schmecken, als wie es ihr vorgekocht und vorgeschmeckt worden ist. Von dem Horazischen descriptas servare vices operumque colores versteht sie ebensowenig, als sie von dem wichtigen und wahren Ausspruche des großen römischen Kunstrichters Quinctilian: Omnia verba sunt alicubi optima etwas weiß. Sie beurteilt eine Ballade wie eine Nachtfeier und eine Nachtfeier wie eine Ballade; sie gimpelt und piept nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo reine, schlichte Form alles ausmacht, da piept sie nach Schminke und Kräuselei. Der im Kampfe begriffene Athlet soll die Bewegungen des Menuetttänzers, und der Menuetttänzer oft wieder die Schnörkel des Gauklers machen. Nirgends versteht sie sich auf das:

Sed nunc non erat hic locus.

Das schlimmste ist, wenn diese Geschmacksgimpelei mit der Miene der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, der Wohlmeinung u. s. w. auftritt, ja sogar wirklich ehrlich, bescheiden und wohlmeinend, wiewohl aus Geistesschwäche gemeiniglich zugleich etwas überweise ist, so daß sie, wenn sie ihre Armseligkeiten hergepiept hat, mit der seligsten Selbstgenügsamkeit von dem kritischen Tribunale heruntersteigt. Denn was soll man mit ihr machen für das ärgste aller Gefühle, das sie einem zubereitet hat, für den unaussprechlichsten Ekel? Da sie eine Persona miserabilis ist, so kann und darf man sie doch unmöglich prügeln wie die Schikane, noch verachten, verspotten und auslachen wie die Überweisheit. Auch findet wegen ihrer Geistesschwäche und ebendaher größeren Portion von Eigenliebe gar keine antikritische Belehrung statt. Sie hat immer noch etwas weit Armseligeres zurückzupiepen, gerade wie Bigotterie und Aberglaube, wenn man ihnen Vernunft predigen will. O Gimpelei, Gimpelei! Ich bitte dich, rezensiere mich nie. Tut ihr es lieber mit vereinten Kräften, Schikane und Überweisheit!

Meine Bitte wird aber wohl nichts fruchten. Die Schikane weiß es zwar wohl, was sie ist; aber nicht so die Überweisheit und die Gimpelei. Denn diese halten sich für die Göttin der Kritik selbst. Und wenn ich gegen sie ungeduldig werde, so heißt es: „Herr Bürger kann die Kritik nicht vertragen"; wenn Herr Bürger gleich nur den Unfug ihrer Kurrendeknaben nicht vertragen kann. Sie werden also wohl alle drei gegen mich aufstehen. Um mir nun nicht meine Freude an der Zufriedenheit anderer unschuldigen und unbefangenen

Leser gar zu sehr verkümmern, um mir nicht Dinge vordozieren zu lassen, die ich längst besser gewußt, reiflich erwogen und für unzulänglich befunden hatte, mir aus Schwierigkeiten herauszuhelfen, um ihnen den Stoff zu necken, zu klügeln und zu piepen soviel als möglich zu benehmen, um ihnen ihr Geschäft etwas schwerer zu machen, als sie es sich selbst zu machen gewohnt sind, darum entschloß ich mich zu dieser Selbstkritik und Rechenschaft über mein Verfahren. So weit und nicht weiter reicht meine eigennützige Absicht. Verdient sie gleich kein Lob, so verdient sie doch auch keinen Tadel.

Weit stärker aber reizte mich doch noch eine andere, die auf Dank Anspruch machen darf, wenngleich meine Kräfte nicht hinlänglich sein sollten, sie zu erreichen. Ich wünsche, einen nützlichen und wichtigen Zweig der poetischen Kritik ausführlicher zu bearbeiten, als in irgend einer unserer kritischen Zeit- und Lehrschriften bisher geschehen ist, nämlich die Kritik des Kleinen und Einzelnen in Ansehung der Diktion, des Verses und des Reimes zum Behuf einer künftigen deutschen poetischen Grammatik, die noch nirgends in gehöriger Vollständigkeit vorhanden ist. Woher mag wohl der fast allgemeine und überwiegende Hang der Philosophen und Kunstrichter rühren, nur immer über den ästhetischen Stoff, z. B. des Schönen, des Erhabenen, des Naiven, des Rührenden, des Lächerlichen u. s. w. zu vernünfteln? Wenn darüber scharfsinnig, bestimmt und deutlich philosophiert wird, so hat das freilich als Geistesmotion seinen guten Nutzen, allein für die Kunst und deren Ausübung wird wenig oder nichts dadurch gewonnen. Denn alle jene Gefühle können dem Künstler und Kunstbeurteiler durch keine Dogmatik eingeflößt, ja, es können auch nicht einmal die schon vorhandenen dadurch ausgebildet werden. Doch dem sei, wie ihm wolle. Warum wird denn dabei die Lehre von der Form, wobei eigentlich und vornehmlich ein Lernen stattfindet, so sehr vernachlässigt? Gibt etwa die Behandlung der ersten Gegenstände ein vornehmeres Ansehen? Oder geschieht es deswegen, weil es leichter und bequemer ist, zu neunundneunzig phantastischen Abhandlungen z. B. über das Schöne, das Erhabene u. s. w. die hundertste zusammen zu phantasieren, und sich dadurch das Ansehen eines tiefsinnigen Forschers zu erwerben — als den Jünger der Musen durch das große und mannigfaltige Wort- und Silbengebiet durchzuführen, und ihm die Kunst des vollkommenen poetischen Ausdrucks in hundert bis auf das Kleinste und Feinste zergliederten Beispielen beizubringen, dafür aber vielleicht zum Dank ein Silbenstecher zu heißen? Ich verkündige aber allen denen, die es noch nicht wissen, hiermit ein großes und wahres Wort: Ohne diese Silbenstecherei darf kein ästhetisches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen!

Wer die Lehre von dieser Silbenstecherei gründlich und vollständig aufstellt, der leistet den schönen Redekünsten gewiß weit mehr Nutzen, als alle jene vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philosophie, die so häufig nur durch die hohen und luftigen Regionen der Allgemeinheit hinschwebt, und sich selten, vermutlich um die Unbrauchbarkeit ihrer Theoreme nicht zu verraten, zur Anwendung auf das Besondere und Einzelne herabläßt. Noch überwiegender wird der Nutzen der Silbenstecherei sein, wenn die vornehmen Herren, anstatt aus bestimmten Begriffen und Gedanken etwas Festes und Haltbares aufzubauen, nur vermittelst tönender Wörter und Redensarten, die das Ohr, nicht aber den Verstand füllen, der Phantasie ein gestaltloses durcheinanderfließendes blaues Dunstwerk vorgaukeln, das, wenn man auch mehr als dreimal darnach ausgreift, dennoch die Hand leer läßt,

Par levibus ventis, volucrique simillima somno.

In keinem einzigen Zweige der Literatur ist dies so häufig der Fall als in dem ästhetischen, und längst ist mir daher diese phantastische Philosophie, worin das Verständliche selten neu, und das Neue selten verständlich ist, zum wahren Ekel geworden. — Doch es ist Zeit, daß ich mich zu meinem Geschäfte wende.

Die Nachtfeier der Venus ist mein erstes Gedicht; das erste nämlich von denjenigen, die durch den Druck bekannt geworden sind. Ich habe zwar schon weit früher Lieder gedichtet, allein niemals eins für wert achten können, dem Publikum vorgezeigt zu werden. Keins meiner Gedichte hat von seinem ersten Entstehen an bis zu seiner nunmehrigen Vollendung so große und mannigfaltige Veränderungen erlitten als dieses, obgleich das bekannte dem Catull zugeschriebene römische Original demselben zum Grunde liegt, dessen wüstes, verworrenes, dunkles, chaotisches Wesen jedoch jeden Bearbeiter zu einer neuen Gestaltung auffordert. Die erste rohe Gestalt, in welcher es aus meinen Händen hervorging, hat mit der gegenwärtigen, sowie mit dem Originale, kaum etwas mehr als die Überschrift gemein. Jene verwandelte sich indessen schon vor dem ersten Abdrucke so weit in eine bessere, daß Ramler*), welchem mein Freund Boie dieses Gedicht in Abschrift mitgeteilt hatte, es der Mühe wert halten konnte, dieselbe weiter zur Schönheit auszubilden. Mit den Ramlerschen Umbildungen erschien die Nachtfeier, ich weiß nicht wie, zuerst im Deutschen Merkur vom Jahre 1773, und kurz darauf, wenn nicht mit allen, dennoch den meisten Ramlerschen Lesearten im Göttingischen Musenalmanach für das Jahr 1774, den

* Karl Wilhelm Ramler (1725—98), besonders als Dichter von Oden bekannt und wegen der formellen Korrektheit derselben viel bewundert.

Boie damals besorgte. Zum dritten Male ließ sie Ramler in seiner Lyrischen Blumenlese vom Jahre 1774, und wenn ich nicht irre, mit noch einigen neuen kleinen Umänderungen abdrucken. Ich stand damals noch in denjenigen Lehrlingsjahren, in welchen man die älteren, allgemein anerkannten Meister der Kunst, wie Ramler war, nicht bloß für das, was sie sind, nämlich für menschliche, mithin dem Irrtum unterworfene und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meister, sondern für allwissende und unfehlbare Götter zu halten geneigt ist. Nicht nur ihre neuen Vorschläge scheinen uns dann über jede Einwendung erhaben zu sein, sondern wir wissen sogar die tristigsten Bedenklichkeiten gegen unser eigenes Machwerk, wenn ihr Urteil es auch nur stillschweigend gutgeheißen hat. Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich sowohl damals, als noch mehrere Jahre nachher, die Ramlerschen Umänderungen für das reinste, gediegenste, auf keine Weise mehr goldener zu machende Gold hielt, besonders da sie meine eigenen ersten Lesearten in der Tat so weit übertrafen, daß ich einige derselben noch in dieser neuesten Umbildung dankbar mit benutzt habe. Diese heilige Ehrfurcht, die, wie mir deucht, dem jüngeren, wenngleich mit Genie begabten, doch gemeiniglich noch sehr urteillosen Künstler, gegen den verdienstvollen älteren, weder übel ansteht, noch übel bekommt, hielt bei mir, als ich 1778 die erste Sammlung meiner Gedichte herausgab, fast gänzlich, und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1789 größtenteils noch an. Wenn ich aber nunmehr, und bei Anlegung der letzten Hand, die doch wohl endlich den ihr von Natur und Schicksal bestimmten höchsten Grad der Geübtheit und Fertigkeit erlangt haben muß, einen Grad, der wohl wieder abnehmen, aber nicht mehr wachsen wird, wenn ich nunmehr der näher erkannten Kunst und ihren Gesetzen mehr Ehrfurcht schuldig zu sein glaube als auch den größten Meistern, so kann es niemand, und am allerwenigsten Ramler übel finden, wenn ich mir etwas gegen ihn erlaube, welches er sich selbst von jeher gegen alle Dichter ohne Bedenken erlaubt hat. Er veränderte viele ursprüngliche Lesearten der Dichter, ein Unternehmen, das ebenso oft verteidigt als gemißbilligt worden ist, und daher wohl ebensoviel für als wider sich haben mag; er veränderte sie, weil er sie zu verbessern glaubte. Ich aber verändere wieder die Ramlerschen Verbesserungen, weil ich aus Gründen dartun zu können glaube, daß diese Verbesserungen noch nicht die besten waren.

Je mehr der Köhlerglaube meiner Jugend abnahm, desto rascher, wenn mich nicht meine ganze ästhetische Urteilskraft trügt, erhob sich mein Gedicht zu höheren Stufen der Vollendung. Schon auf seiner niedrigeren hatte man es mehrmals für ein Muster der Verskunst und des deutschen Wohlklanges ausgegeben; und selbst diejenigen,

die den Wert meiner meisten übrigen Gedichte tief genug herabzusetzen strebten, glaubten doch von diesem mit Achtung reden zu müssen. Diese Umstände und das vorzügliche Gelingen einiger Stellen, ein Gelingen, welches mein Urteil zu jeder Zeit und in jeder Stimmung befriedigte, erregten in mir einen kühnen und anmaßenden Gedanken, der, wenn ich ihn gestehe, mir vor dem Stuhle der Kritik einen harten Stand machen wird. Dennoch soll mich das nicht abhalten, ihn offenherzig zu gestehen, weil ich überzeugt bin, daß die Nachtfeier nicht das geworden wäre, was sie nun ist, wenn er mich nicht begeistert hätte. Ich dachte, wenn das ganze Gedicht durchaus so vollendet wäre, als anfänglich in einigen Stellen, so könnte es wohl für die deutsche Vers- und Reimkunst, in Rücksicht auf eine, dem inneren poetischen Geiste unabbrüchige, strenge prosodische Richtigkeit, auf Euphonie und Harmonie, eben das sein, was der berühmte Kanon des Polyklet für die Bildnerei gewesen sein soll.*) Ich war kühn genug zu glauben, daß der unaufhörliche Wechsel einer lebendigen Sprache, wie die deutsche ist, so wenig imstande sein würde, an dem Werte dieses Gedichtes in geraumer Zeit etwas zu vermindern, daß vielmehr dasselbe, soweit es nämlich in deutsche Diktion und Versmechanik vermittelst ewig schöner Gedanken und Bilder hineingriffe, vermögend sein müßte, die Sprache auf diesem gegenwärtigen Punkte mehrere Jahrhunderte hindurch festzuhalten und allem Wechsel derselben Schranken zu setzen.**) Nicht etwa Aussicht

*) Polyklet der Ältere, griechischer Bildhauer aus Sikyon, ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Phidias, schuf die Statue eines Speerträgers (Doryphoros), in welcher er die Proportionsgesetze des menschlichen Körpers, über welche er auch schrieb, in allgemein gültiger Weise zur Darstellung brachte. Von den Künstlern wurde eine solche Statue Kanon (griech. = Regel) genannt.

**) Da wegen dieses Wechsels die neueren Dichter ungleich schlimmer daran sind als die alten griechischen und römischen Klassiker, indem die Kränze jener noch von einer Verwelklichkeit bedrohet werden, welche diese dadurch glücklich überstanden haben, daß die Gestalt ihrer toten und gleichsam einbalsamierten Sprachen auf immer dauernd geworden ist, so sollten jene sich um so mehr bestreben, zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtigste, Reinste, Edelste und Wohlklingendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form eins in dem anderen seine desto längere Erhaltung fände. Der Wein müßte verderben, sobald er in ein anderes Gefäß gegossen, und das Gefäß müßte zerspringen, sobald es seines Inhaltes beraubt würde. Wenn in diesem Stück geleistet wird, was möglich ist, so können die Dichterwerke einer lebendigen Sprache auf sehr lange Zeiten hinaus das ihnen drohende Schicksal abwenden. — Daß die Werke eines Opitz (laßt uns ehrlich bekennen, was wahr ist!) und anderer früheren Dichtergenies nicht füglich mehr genossen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechsel her, als davon, daß sie sowohl in Ansehung des Stoffes als der Form, bei weiten nicht alles taten, was sie auch schon zu ihrer Zeit, und nach der damaligen Beschaffenheit der Sprache hätten leisten sollen und können. Dies mag denen, welche das Lob eines solchen alten Herrn, ohne ihn näher zu kennen, wie die Wilden ihre Tabakspfeife, von Mund zu Mund umhergehen zu lassen gewohnt

auf eine Lob- und Ehrenmusik mit Trompeten und Pauken und ein dreimaliges Lebehoch der Rezensenten, sondern der Wunsch, mir selbst und anderen Freunden des Richtigen und Schönen einen reineren und ungestörteren Kunstgenuß zu verschaffen, besonders aber, um jüngeren Künstlern gleichsam eine Stimmflöte von nicht zu kleinem und auch nicht zu großem Umfange in die Hände zu geben, wonach sie ihre oft so unreinen Instrumente stimmen könnten, reizten mich mit jedem Tage mehr, jenen Gedanken, wenn irgend möglich, zu realisieren.

Ein solcher Kanon, wenn er überhaupt möglich ist, kann, wie man leicht sieht, nur die tadellose Richtigkeit und Schönheit der Form betreffen. Ein Kanon für den Stoff würde ein törichter Einfall sein. Das Gebiet der ästhetischen Ideen ist unendlich und unübersehbar. Wenn der Dichter auch mit noch so herrlicher Beute aus demselben zurückkehrt, wer kann jemals sagen, daß er nicht eine noch herrlichere hätte mitbringen können? Das Gebiet der Formen aber ist schon mehr begrenzt und kann ungeachtet seiner Größe und Mannigfaltigkeit doch eher durchwandert und übersehen werden. Es erstreckt sich nicht weiter als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verses und die Möglichkeit des Reimes, vermittelst welcher man poetisch darstellt. Das ist nun zwar immer noch bis zum Schwindeln groß und weitläufig; allein hier ist es doch, wenn es gleich nicht immer geschieht, dem rüstigen und unverdrossenen Meister der Kunst

---

sind, ein unverschämtes Paradoxon scheinen; allein ich getraue mir, es mit hundert Stellen aus Opitz zu erweisen. Ich bin versichert, daß trotz allem künftigen Wechsel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unserer Zeit nicht in einem so kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opitzischen geworden sind. Vollkommene Gedanken und Bilder reißen auch den Sprachausdruck, ohne welchen sie nicht bestehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit sich fort.

Noch eins will ich den Auserwählten Apollons wohlmeinend raten: daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohlklingende, aber doch dabei, soviel als möglich, allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als konventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffällt. Ich habe dies, leider! nicht immer getan und auch nicht tun können, weil Vers und Reim bisweilen nicht zulassen, was man wohl hätte leisten mögen. Dafür haben mir aber auch die nachahmenden Lyrumlarumleiermätze von jeher sehr übele Dienste erwiesen. Denn diese greifen nach nichts eher als nach dem Auffallenden der äußeren Schale, um den Kern ewig unbekümmert. — Wenn man das, was ich hier rate, soviel als möglich leistet, so wird ein solches Gedicht zwar nicht so hoch und laut bejubelt werden, weil es trotz seiner materiellen Vortrefflichkeit, ähnlich einer Iphigenia von Goethe, in seiner Form so schlicht und anspruchlos ist; allein es wird dem heimlich reichen Manne im einfachen Kleide gleichen, vor welchem zwar nicht so viele Hüte gezogen werden, als vor dem Prahler, welcher aber auch ebendaher weit minder der Gefahr ausgesetzt ist, so leicht bestohlen, so häufig beschmarotzt, und um Geldleihen von solchen angegangen zu werden, die dergleichen nicht anzulegen verstehen. Möchte dies doch der Fall mit meiner Nachtfeier sein! (B.)

möglich, an ein Ziel der Vollkommenheit zu gelangen, wo endlich aller Tadel, der weise sowohl als der überweise, der ehrliche wie der schikanierende, von Rechts wegen schweigen muß. Im Gebiete der ästhetischen Ideen aber läßt sich in keinem einzigen Falle behaupten, daß jemand das Ziel der höchst möglichen Vollkommenheit erreicht habe; denn es liegt überall im Dunkeln. Mit anderen und eigentlichen Worten: Man kann nie behaupten, daß anstatt irgend einer wo aufgestellten ästhetischen Idee nicht eine noch schönere, reichhaltigere, vollkommenere stehen könne, wohl aber in den meisten Fällen, daß diese Idee, die nun einmal dasteht, nicht grammatisch und prosodisch richtiger, nicht euphonischer und harmonischer, mit einem Worte, nicht vollkommener ausgedrückt werden könne.

Daß die Nachtfeier der Venus dieses durchgehends so weit leiste, als deutsche Sprach-Vers- und Reimkunst es nur irgend gestatten, das wage ich zwar nicht zu behaupten; denn wie oft ist man blind, wenn man noch so hell zu sehen glaubt? Allein so viel getraue ich mir zu sagen, daß die Nachtfeier in dieser Rücksicht vielleicht nur von wenigen deutschen Gedichten dieses Umfanges erreicht, von keinem einzigen aber übertroffen werde. Wem diese Behauptung unverschämt vorkommt, wer mich recht herzlich gern deswegen züchtigen und demütigen möchte, der trete auf und nenne mir sein oder eines anderen deutschen Dichters Gedicht, welches die Nachtfeier in den oben erwähnten Eigenschaften übertreffen soll! Vielleicht darf ich sogar noch dies hinzufügen, daß sie, solange unsere Sprache diejenige bleibt, die sie jetzt ist, auch nicht übertroffen werden könne, und daß damit der alle Ohren entzückenden italienischen Sonorität vor der Hand nicht näher zu kommen sei. Ich hoffe, jeder Vers wird die strengste Prüfung der poetischen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Ansehung des lebendigen poetischen Geistes, der den toten Buchstaben beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgesetzt zu sein. Daß aber das Gute hier und da nicht noch besser sein könne, wie dürfte ich das zu behaupten mir anmaßen? Denn absolut vollendete Werke irgend einer Art hervorzubringen, ist einem endlichen Wesen nirgends verliehen, und der, welcher sie verlangt, weiß, auf das gelindeste gesprochen, selbst nicht, was er will. Auch so, wie das Werk nunmehr beschaffen ist, darf ich es wohl in dem Tempel der deutschen Musen aufstellen, ohne mich und das Vaterland zu entehren. Nun zur näheren Rechenschaft über die neuesten Veränderungen.

Der Kehrreim*) hat mir, ohne die mindeste Übertreibung gesprochen, mehr Mühe als das ganze Gedicht gekostet; und dennoch

*) Refrain. Gefällt diese Verdeutschung nicht, so sind hier noch einige andere: Kehrsatz, Kehrum, Wiederreim, Wiedersatz, Wendereim,

darf ich es nicht wagen, selbst vor eine gerechte und weise Kritik ohne Besorgnis damit zu treten. Von der Krittelei kann gar die Rede nicht sein; denn vor dieser ist der göttlichste Gesang Apollons selbst nicht sicher. Eins aber tröstet mich doch hierbei, nämlich dies, daß ich unverzagt alle deutschen Dichter, Kunstrichter und Krittler auffordern kann, mir mit Rücksicht auf das lateinische Original einen Kehrreim zur Nachtfeier auszusinnen, der über alle, auch gründliche Kritik erhaben wäre.

Damit sich niemand bemühe, mir die Eigenschaften vorzudozieren, die eine deutsche Nachbildung der unnachahmlichen lateinischen Verse:

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet,

besitzen müßte, wenn sie vollkommen sein sollte, so will ich sie selbst angeben. Es wird erfordert:

1. Die einfachste, schlichteste, nackteste Darstellung dieser vier, oder nur drei Hauptideen (denn die vierte ist nur eine Wiederholung der ersten) in den eigentlichsten Ausdrücken, ohne allen poetischen Blumen- und Farbenschmuck.

2. Das ungezwungene, leichte und daher so äußerst gefällige Spiel der wechselnden Gedanken- und Wortstellung in Satz und Gegensatz des Originals. Der Anfang des ersten Verses ist Beschluß des zweiten, und der Beschluß des ersten ist Anfang des zweiten mit einerlei Gedanken und Wörtern. Diese Stellung ist höchst charakteristisch und daher eine Eigenschaft, die, wenn mich mein ästhetisches Urteil nicht gänzlich trügt, fast noch wichtiger ist als die erste. Eine Verdeutschung, die von diesem antithetischen Wechselspiele gar nichts ausdrückt, mag zwar andere Verdienste haben, aber ein Surrogat im Hauptcharakter des Originals kann sie nimmermehr sein. Das Dasein dieser beiden Eigenschaften darf gleichwohl

3. weder an der grammatischen Richtigkeit und logischen Klarheit, noch an der poetischen Würde, Eleganz und Kraft des Ausdrucks etwas vermissen lassen.

4. Die Wortstellung muß natürlich, zwangfrei und wenigstens nach poetischem Sprachgebrauche längst hergebracht;

Wendesatz. Wenn leichte Verständlichkeit, auch ohne hinzugefügte Erklärung, ein Hauptverdienst eines neu geprägten Wortes ist, so dürfte das oben gewählte den Vorzug haben, wiewohl man einwenden kann, daß ein Refrain, wie hier, auch aus mehreren Versen und Reimen, daß er aus einem oder mehreren reimlosen Versen, ja sogar aus schlichter Prose bestehen könne; ferner, daß der Kehrreim so leicht an die gemeine Sprechart erinnere, welche ein ganzes Gedicht oft einen Reim nennt. Sollten die letzten Gründe jenen ersten überwiegen, so könnten wohl die mit Satz zusammengefügten Wörter z. B. Kehrsatz, ja, wer weiß, ob nicht gar der Kehrum, nach der Analogie von Kehraus, den Vorzug haben. Die Puristen mögen nun wählen. (B.)

5. die Verse müssen vollkommen prosodisch richtig und fließend, die Reime rein, ungesucht und tonwechselnd, beide aber möglichst wohlklingend sein.

Dieser Maßstab ist, wie ich mir schmeichle, richtig und vollständig; gleichwohl hat mir seine Verfertigung nicht zwei Minuten Zeit und Kopfbrechen gekostet. Seht, wohlweise Herren, so unaussprechlich leicht ist es, idealische Maßstäbe zu schnitzeln, mit diesen die Musenberge zu durchwandern, und dort alles — aber nur, leider! auch sich selbst — tief unter den Ansprüchen seiner verneinten Hoheit zu finden. Versucht es nun, wohlweise Herren, zwei Jahre lang, nur vier kurze Zeilen vollkommen nach diesem Maßstabe zu verfertigen.

Man wird bald finden, daß von diesen Forderungen in der Ausführung teils schlechterdings, teils bedingungsweise etwas nachgelassen werden müsse. So mischen sich in Ansehung der ersten Eigenschaft bei der deutschen Nachbildung unumgänglich notwendige Umstände mit ins Spiel, die schlechterdings einen Nachlaß erfordern. Diese Umstände sind, daß im Deutschen gerade noch einmal so viele Verse und Versfüße, als im Lateinischen, und was das Ärgste ist, Verse mit Reimen ausgefüllt werden müssen. Den Beweis dieser Unumgänglichkeit wird mir ein für die Schönheiten des Rhythmus und der Harmonie gebildetes oder auch nur empfängliches Ohr ungebeten erlassen.

Jene gedoppelte Anzahl von Versen und Versfüßen gehörig auszufüllen, sind die ganz nackten Hauptvorstellungen des Originals auf keine Weise hinreichend; und in gereimte Verse fügt sich ihre Nacktheit noch weniger. Es bleibt also dem Verdeutscher nichts übrig, als ihnen durch irgend eine Art von Einkleidung sowohl die erforderliche Fülle als Geschmeidigkeit zu geben; und es wird nur darauf noch ankommen, daß diese Einkleidung so wenig gesucht, so wenig rauschend und schimmernd, kurz, so prunk- und anspruchlos, als der Körper selbst sei. Mit anderen und eigentlichen Worten: Das herbeizuholende Zufällige muß dem Wesentlichen so nahe verwandt sein als möglich, so daß einem gar die Frage nicht einfällt: Was willst denn du hier?

Von den übrigen Forderungen wird wenigstens bedingungsweise etwas nachgelassen werden müssen. Die Hauptbedingung ist hier: Wenn man das eine will, so muß man von dem anderen etwas fahren lassen. Will man also das antithetische Wechselspiel in Gedanken- und Wortstellung dem Originale so nahe gebracht sehen, daß in dieser Rücksicht fast nichts zu wünschen übrig bleibt, so wird man auf eins und das andere von den übrigen Forderungen, z. B. auf Tonwechsel, auf höhere Sonorität der Reime u. s. w. Verzicht tun, will man aber von den obigen drei letzten Nummern durchaus nichts

aufgeben, so wird man von der Eigenschaft unter Nummer zwei wenigstens die Hälfte, ja vielleicht noch mehr schwinden lassen müssen. Denn so wenig die Sprache mit ihren Wörtern und Wortformen, als der Eigensinn des Verses und besonders des Reimes werden alles in höchster Vollkommenheit miteinander vereinigen lassen. Da indessen die zweite Forderung hauptsächlich den Geist, die drei übrigen aber mehr den Buchstaben betreffen, so, dächte ich, könnte es nicht zweifelhaft sein, was man lieber wollen sollte. Nun zur Prüfung der Lesearten nach den obigen Gesetzen.

Die Leseart der ersten Ausgabe meiner Gedichte lautete also:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

Die originelle Nacktheit der Ideen war hierin ziemlich erreicht. Denn das bißchen Einkleidung in Liebe schon gekannt und Liebe nie empfand, anstatt schon liebte und nie liebte, will in der Tat wenig sagen. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß, da es doch nun einmal schon Einkleidung war und sein mußte, der Stoff dazu, seiner Simplizität unbeschadet, etwas ausgesuchter gewesen wäre. Denn Liebe schon kennen und Liebe nie empfunden haben, sind doch gar zu gemeine, in allen Romanen und Liebesbriefen zu oft vorkommende Redensarten, deren matte Armseligkeit um so mehr auffällt, da sie hier etwas vorstellen zu wollen scheinen. Ich mag indessen bei dieser Bemerkung recht oder unrecht haben, welches ich gern dahingestellt sein lasse, so ist und bleibt doch so viel gewiß, daß in dieser Nachbildung auch nicht ein Schatten von jenem antithetischen Wort- und Gedankenwechsel des Originals vorkommt. Das Ohr, welches einen ungezwungenen und gefälligen Tonwechsel verlangt, wird durch den Gleichklang der beiden Hälften des ersten und dritten Verses, die sich mit Liebe endigen, durch den sogenannten reichen (eigentlich armseligen) Reim in Liebe auf Liebe, und endlich durch den verkürzten Rhythmus in der zweiten und vierten Zeile, der gegen das Ganze sehr übel absticht, merklich beleidigt.

Das rhythmische Ohr Ramlers fühlte den letzten Übelstand, sowie auch ich ihn längst gefühlt, und nur wegen mangelnder Gedankenfülle des Originals, dem ich möglichst getreu sein wollte, für unvermeidlich gehalten hatte. Er stellte daher in der zweiten und vierten Zeile den gehörigen Rhythmus wieder her und las nun folgendermaßen:

Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe nie gekannt!
Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe schon empfand!

Durch die Herstellung des vollen, vorher zu kurz abgebrochenen Rhythmus schien zwar das eben hierdurch noch matter gewordene schon gekannt und nie empfand, welches der im vorhergehenden Verse schon angefangene Satz, wie die Schlange den halb abgeschlagenen Schwanz, nachschleppte, etwas gehoben zu werden; allein alle übrigen meiner ersten Lesart zur Last fallenden Mängel blieben nicht nur, sondern wurden sogar noch durch das nunmehr in vier kurzen Versen sechsmal tönende Liebe und durch das viermalige morgen vermehrt. Auch geht durch die Wiederholung des Aufrufes: Morgen liebe, morgen liebe, die Ruhe oder doch gemäßigte Lebhaftigkeit, die den Kehrreim billig charakterisieren sollte, in eine ungehörige Unruhe, ja in eine fast ungestüme Heftigkeit über.

Da mir die nackte Einfalt des Originals und sein antithetisches Spiel gar sehr, und vielleicht zu sehr auf Kosten der übrigen Eigenschaften, am Herzen lagen, so glaubte ich, in der zweiten Auflage meiner Gedichte die vorigen Lesarten folgendergestalt verbessert zu haben:

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Diese Umbildung hatte zwar das Verdienst, daß die Hauptgedanken des Originals ganz einfach mit ihren eigentlichsten Worten ausgedrückt und mit der gesuchten Wechselstellung in einen Gegensatz gebracht waren. Morgen liebe, was nimmer geliebt hat! Was immer geliebt hat, liebe morgen! Das Vergnügen über die so nahe Erreichung dieser beiden ersten Haupteigenschaften verblendete mich eine Zeitlang gegen die sehr grobe Vernachlässigung fast aller übrigen. Welche abscheulichen Mißklänge in den pleonastischen und tautologischen Flickwörtern auch, noch, längst und immer, in der so nahe aufeinander folgenden Ausdehnung und Zusammenziehung der Formen geliebet und geliebt, deren erste den Ausdruck in den meisten Fällen schlaff macht, ferner in der unnatürlichen Wortfolge des zweiten und dritten Verses, und endlich in dem reichen Reime vor auf vor!

Diese jedem auch nur wenig geübten Ohre so sehr auffallenden Gebrechen verursachten denn nun auch, daß diese Umänderung fast nirgends Beifall fand. Die meisten zogen dagegen die Ramlersche, obgleich keineswegs über ihren gegründeten Tadel erhabene Lesart vor. Ein Beurteiler wünschte sogar meine erste Lesart zurück. Diesem schien es aber ganz an einem rhythmischen Ohre zu mangeln.

Nach mehreren Versuchen der Umschmelzung, deren keiner mich auch nur einigermaßen befriedigen wollte, kam endlich die wirklich

erwählte Gestalt zustande, und ich hielt sie sogleich, vermittelst des ersten schnell vorahndenden Kunstgefühls, nicht nur für die beste von allen, welche das Reich der Möglichkeit darbieten möchte, sondern auch für diejenige, gegen welche niemand noch etwas einwenden würde. Das erste hat nachher auch, wie ich glaube, bei jedem neuen Versuche die Erfahrung bestätigt; allein in Ansehung des letzten sah ich mich bald gar schmählich betrogen. So schwer hält es oft, den Menschen auch nur eine Kleinigkeit recht zu machen, besonders wenn man sie selbst auf den kritischen Stuhl hinnötigt, von welchem sie gemeiniglich nur Tadel herabsprechen zu müssen glauben.

Mit unbefangener Freude über meinen glücklichen Fund, nichts weniger ahndend als bedenkliche Gesichter, sondern vielmehr ein herzliches Bravo erwartend, sagte ich diesen neuen Kehrreim einigen meiner Freunde und Bekannten vor. Gemeiniglich aber war kaum der letzte Ton von meinen Lippen verklungen, so ründeten sich die ihrigen, mir das letzte heut zu wiederholten Malen auf die bedenklichste Weise nachzulallen. — „Nun, was ist denn da," sprach ich dann wohl verdrießlich, „zu heut, heut, heuten? Beiderlei Formen, sowohl heut als heute, sind im Hochdeutschen gleich richtig und gleich gebräuchlich." — „Ja, ja," hieß es dann, „das mag wohl wahr sein, aber es klingt doch etwas hart." — „Und was nennt ihr denn hart, ihr Herren? Härte, wie man den Begriff meines Wissens bisher genommen hat und nehmen muß, Härte entsteht entweder nach einem Urteile des Verstandes oder des Ohres. Des Verstandes: Wenn ihr einen Redesatz oder ein Wort um modifizierende und bestimmende Wörter, Silben und Töne betrügt, welche die Logik und um ihretwillen die Grammatik erfordert, wodurch denn ein unangenehmer Mangel entsteht, der mehr oder weniger Dunkelheit verursacht. Nach dem Urteile des Ohres entsteht Härte, wenn ihr den Wörtern ihre wahre und eigentümliche Quantität raubt, wenn ihr Wörter und Töne so wählt und zusammenstellt, daß sie schwer und unangenehm auszusprechen, schwer und unangenehm anzuhören sind. Welche von beiderlei Härten soll nun das heut an sich tragen? Nicht die Härte des Verstandes; denn der Begriff bleibt in beiderlei Formen, heute und heut, unverändert ebenderselbe; beiderlei Formen sind gleich verständlich; beiderlei Formen sind gleich gewöhnlich; weder Logik noch Grammatik finden auch nur das mindeste zu erinnern. Hart für den Mund und für das Ohr könnt ihr die Töne, aus welchen das heut besteht, ebensowenig nennen. Denn es fällt euch nicht ein, die Wörter freut, streut, scheut, erneut, beut und viele andere, die sich auf eben diese oder ähnliche Töne endiger, für hart zu halten."

Wenn die Hyperkritik sich durch Gründe in die Enge getrieben

sieht, so pflegt sie dennoch lieber auch nach den schwächsten Verteidigungswaffen noch zu greifen, als ihre Sache aufzugeben. So auch hier. Man berief sich am Ende auf sein widerstrebendes Gefühl, und suchte dies aus der so nahen Zusammenstellung beider Formen zu erklären und zu rechtfertigen. Im Grunde aber entsprang dies Gefühl, wenn es anders wirklich vorhanden und nicht bloß aus Haberechterei vorgegeben war, im Grunde entsprang es wohl daher, daß die Herren sich nun einmal an heute gewöhnt hatten und nicht bedachten, daß wohl ebensoviele, ja, noch mehrere Hochdeutsche sich dagegen an heut oder selbst, wie es bei mir der Fall ist, an beiderlei Formen gleich stark gewöhnt haben und sich selbiger, so wie sich's in einzelnen Fällen am besten fügt, bedienen.

Jenem angeblichen Gefühle glaubte ich anfänglich nichts weiter entgegensetzen zu können als mein Gegengefühl, welches die Lesart guthieß; und so blieb die Sache vor der Hand wenigstens unentschieden, da mein Gefühl sich ohne Grund nicht einer höheren Autorität anmaßen wollte. Denn ein Grund, aus dem mein Gefühl hauptsächlich entsprang, ein Grund, der mir das heut vorzüglich gefällig machte, und den ich unten anführen will, hatte sich noch nicht logisch bei mir entwickelt.

Man fand noch andere Gebrechen an meiner neuen Lesart. Man fand, gegen meine eigene Theorie des Wohlklanges, einen fehlerhaften Gleichklang der hervortönenden Silbe eut in allen vier sowohl weiblichen als männlichen Reimwörtern. Man fand Bedenklichkeiten gegen den plötzlichen Wechsel der Zeitformen des Verbi freuen, — gefreut, das Präteritum, und freute, das Imperfekt; und nannte diesen Wechsel, wenn nicht ungrammatisch, doch unstilistisch. Auch die Auslassung des Hilfsverbi hat, nach gefreut, glaubte man in der Fehlerrechnung nicht ganz übergehen zu dürfen.

Dennoch, und dieser Vorwürfe ungeachtet, hielt mein Gefühl noch immer an dieser Lesart, ob ich es schon nicht sogleich aus klaren Gründen rechtfertigen konnte. Allein der Verdruß, daß ich mit vieler Mühe nicht einmal vier kurze Zeilen sollte zustande gebracht haben, an welchen nicht noch so viel und mancherlei zu benagen wäre, als man mich hier überreden wollte, verstimmte mich so sehr, daß ich diese Lesart verwarf und sogar den Gedanken aufgab, sie noch je einmal wieder zur Wahl mit aufzustellen. Das Gebiet der Sprache ist groß, dachte ich, und du bist seiner nicht ganz unkundig. An Gewandtheit fehlt es dir auch nicht, dich oft durch Schwierigkeiten und Krümmungen durchzuwinden, wo hindurch zu gelangen dir anfangs unmöglich schien. Lassen sich doch oft drei bis vier der unbändigsten Reime, die alle nach den entgegengesetztesten Himmelsgegenden hinstreben, so bezähmen und zusammenkoppeln,

daß sie den Gedanken so zwanglos nach einer einzigen Gegend hintragen, als wären sie gar keines anderen Weges kundig. Es muß, es muß sich noch eine andere Lesart finden lassen, die nicht so sehr zum Benagen einladet. So ging ich von neuem auf die Jagd aus und brachte Dutzende von Kehrreimen zurück.

Unter diesen zeichnete sich einer aus, der, den gewählten abgerechnet, sowohl mir als denen, die den gewählten zum Wahlkreise hinausgezankt hatten, vor allen übrigen die meisten Vorzüge, die wenigsten wirklichen oder vermeintlichen Mängel zu haben schien. Er lautete folgendermaßen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

Ich war entschlossen, diesen zu wählen und nun nicht weiter so vergeblich auf neue und bessere Lesarten zu sinnen. Damit mir aber, wenn er gedruckt erschiene, die Freude nicht wieder, wie an den vorigen, verdorben würde, so schrieb ich sogleich auf ein Blatt eine Rechtfertigung nieder, womit ich ihn vor das Publikum hinaus begleiten wollte. Es sei mir erlaubt, diese wörtlich hier einzurücken.

Zuvörderst aber fühle ich mich gedrungen, an dieser Stelle ein Wort zu Gunsten meiner Mikrologie zu sagen. Obgleich diese Blätter nur zum Unterricht und zur Unterhaltung wärmerer Freunde der poetischen Kunst, besonders junger Künstler, bestimmt sind, so könnte es doch wohl sein, daß sie hier und da auch anderen Gelehrten in die Hände fielen. Nun bescheide ich mich sehr gern von selbst, daß für manchen von diesen ihr Inhalt sehr unerheblich und langweilig sein müsse. Dieses kann mir einer selbst ins Angesicht sagen, ohne daß ich deswegen nur im mindesten über ihn zürne, wenn er nur billig und bescheiden genug ist, sein Urteil, das für ihn und seinesgleichen allerdings gilt, nicht zur absoluten Allgemeinheit ausdehnen zu wollen. Eine Anmaßung, die gleichwohl vielen sonst achtungswerten Gelehrten zum gerechten Vorwurf gereicht. Ich darf mir schmeicheln, daß es außer ihnen noch sehr viele Leser geben werde, denen es überaus interessant sein muß, hier gleichsam in das Innerste der Werkstatt eines alten Künstlers geführt zu werden, ihn arbeiten zu sehen, und ihn, wenn auch hier und da ein wenig redselig, dennoch traulich, offenherzig und bei guter Laune über sein Kunstverfahren sprechen zu hören. Ob aber dergleichen jemanden interessieren dürfe, ob es ihn mehr interessieren müsse, der Zergliederung eines Goldkäfers, als der eines Kehrreimes beizuwohnen, darüber ließe sich wieder viel Interessantes sagen, wenn es nicht gar zu weit von der Bahn führte. Nur eine einzige Bemerkung sei mir, weil wir doch nun einmal jetzt nichts Wichtigeres treiben, im Vor-

beigehen erlaubt. Man ruft aus den wissenschaftlichen und gelehrten Feldern sehr häufig, und wie mir deucht, nicht ganz artig und bescheiden, die verachtenden Vorwürfe der Nutzlosigkeit, der bloßen Belustigung u. s. w. in das Gebiet der ästhetischen Künste, und was ihm angehörig ist, herüber. Unter dem Nutzen, worauf man den höheren Wert der sogenannten ernsten und nützlichen Wissenschaften gründet, kann wohl nicht bloß der Umstand gemeint sein, daß durch sie gemeiniglich mehr, als durch manche schönen Künste, z. B. die Dichtkunst, zur Lebensnahrung und Notdurft erworben werden könne. Denn sonst müßten die Künste der Sänger und Tänzer, die ihren Besitzern und Besitzerinnen oft fürstliche Reichtümer erwarben, im Werte allen Wissenschaften und Künsten vorangehen. Versteht man aber unter dem Nutzen etwas, was auf Wohlsein der Menschen Bezug hat, so sehe ich nicht ein, wie man dieses Etwas den schönen Künsten absprechen, viel weniger, wie man ihr Geschäft bloß um deswillen so tief unter das Geschäft der ernsten Wissenschaften herabwürdigen könne, weil sie unmittelbar nach einem Ziele hinstreben, welches die Wissenschaften ebenfalls, allein mittelbar und erst durch Umschweife zu erreichen suchen. Wollte man sich anmaßen, zu behaupten, daß die Art des Wohlseins, welches die schönen Künste befördern, unerheblich und entbehrlich sei, o wie leicht ließe sich dieser Vorwurf gegen die stattlichsten Wissenschaften erwidern! Wie vieles von dem, was im Felde der Wissenschaften, von den Entdeckungen am Ringe des Saturns an bis zu den Entdeckungen an einem Milbenfuße herab, gerade am lautesten betrompetet wird, wie vieles wirkt doch in der Tat kein anderes Wohlsein, als die Befriedigung der Neugierde! Man kann sagen, ein neues schönes Gedicht, ob es gleich, nachdem es nun einmal vorhanden ist, viele Menschen erfreut, ja, vielleicht an Geist und Herzen veredelt, konnte entbehrt werden, ohne daß sich die Menschen deswegen schlimmer befanden. Wie? Nicht auch die Entdeckung eines neuen Nebelsternes? Eines neuen Polypen? Eines bisher unbekannten Umstandes in der Republik Karthago? Einer besseren Art, Kohl und Rüben zu ziehen? — Doch es soll hier nicht von seiten der schönen Künste den Wissenschaften entgegengehadert werden; ich wollte nur ahnden lassen, daß Stoff zum Gegenhader vorhanden wäre, wenn dieser Hader überhaupt sich geziemte. Ebenderselbe Schöpfer, welcher die Gans erschaffen hat, die gute und dankenswerte Gans, die so wohlschmeckende Braten, so große und inhaltsvolle Eier, so weiche und warme Federn zu Ruhebetten, so vielvermögende Schreibkiele liefert, ebenderselbe Schöpfer hat auch die Nachtigall erschaffen, die von dem allen nichts darbietet, gleichwohl aber auf ihre Weise zum Wohlsein vieler Menschen das Ihrige beiträgt. Wahrlich, es ziemt sich ebensowenig,

daß die Gans der Nachtigall ein Verachtungslied nachgacke, als dieser, daß sie jener eins nachsinge. — Ein jeder suche sich in seiner Sphäre so viel Verdienst zu erwerben als möglich, ohne das Verdienst des Nachbars neben sich niederzudrücken oder zu verhöhnen. Wenn die schönen Künste auch sonst nichts adelte, so adelt sie doch die Humanität und Liberalität, womit sie so gern jedem Verdienst auch außer ihrer Sphäre begegnen. Die edle Königin derselben, die Dichtkunst, wenn sie nicht, wie in der Fabel die honigsammelnde Biene durch den Übermut einer Henne, aus ihrem Charakter herausgereizt wird, mit dem Stachel zu drohen, verherrlicht willig und unaufgefordert die Verdienste des Helden, des Staatsmannes, des Gelehrten; wenngleich alle drei ihrer gar wenig achten. Schon hat die Dichtkunst einen Herschel*) und seine Entdeckungen gefeiert und wird sie noch feiern; ob es gleich Herscheln noch nicht eingefallen ist und auch nie einfallen wird, einen seiner neu entdeckten Sterne nach einem großen Dichter zu benennen.

Wir sind gerecht; das seid ihr nicht!
Hoch steht ihr; träumt es höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst!

Klopstock.

Die Rechtfertigung meines neuen Kehrreims, die ich auf die oben bemerkten fünf Grundlagen baute, lautete folgendermaßen.

Der Anfang: Morgen liebe — cras amet — fällt von selbst in die Hände und schließt jede Änderung oder Verbesserung gänzlich aus. Aber der zweite Satz — qui nunquam amavit — kann mit Bestand der Regeln unter Nummer 3, 4 und 5 durchaus nicht ebenso nackt und einfach im Deutschen dargestellt werden. Er erfordert also eine zweckmäßige Einkleidung und Erweiterung, wodurch ihm gleichwohl von seiner Allgemeinheit so wenig als möglich benommen wird. Der Satz: Wer nie geliebt hat, begreift alle möglichen Fälle unter sich, wie und warum er nicht geliebt hat. Vielleicht war er nur unbekümmert um die Liebe, nur gleichgültig gegen sie; vielleicht aber floh, verschwor, verabscheute er sie u. s. w. Vielleicht liebte er nicht, weil er keine Gelegenheit hatte zu lieben, weil sich ihm kein Gegenstand darbot; vielleicht, weil er ein Vorurteil gegen die Liebe hegte, vielleicht, weil sein Herz gar nicht für die Liebe organisiert und gestimmt war u. s. w.

Es kommt nunmehr darauf an, eine solche Modifikation und Erweiterung des Hauptgedankens und seines Ausdrucks zu finden, die keinen der vorhin bemerkten und unbemerkten Fälle des Wie und Warum ausschließt. Gedanke und Ausdruck: Wer (oder vielmehr

*) Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822), der berühmte Astronom und Entdecker des Planeten Uranus.

was, um das weibliche Geschlecht nicht auszuschließen), was die Liebe nie erkor, scheint dies unter allen, der übrigen Umstände wegen nur möglichen Modifikationen am besten zu leisten. Es erkor die Liebe nicht, entweder weil sich keine Gelegenheit zur Auswahl der Liebe aus anderen Gegenständen darbot, oder weil es ein Vorurteil gegen die Liebe hegte, weil es nicht für die Liebe organisiert war u. s. w.

Allein zu dieser ganz einfachen deutschen Modifikation müssen nun auch noch verwandte, einpassende Erweiterungsideen herbeigezogen werden, wenn den übrigen Bedürfnissen, sonderlich des Verses, des Reimes und des antithetischen Spieles Genüge geschehen soll. Nichts aber kann sich wohl nach meinem Gefühle natürlicher, ungezwungener und in das Ganze einpassender darbieten als das: Was bis heute. Morgen soll etwas geschehen, was bisher, also bis heute, nie geschehen ist. Also der erste Vers: Morgen liebe, was bis heute, scheint in jeder Rücksicht unverbesserlich zu sein, besonders da das bis heute wegen seiner so genauen und innigen Anschmiegung an den Hauptgedanken ein Ansehen unentbehrlicher Notwendigkeit gewinnt, welches durch den wichtigen Dienst, den es dem Bedürfnisse des Reimes leistet, noch mehr erhöht wird.

Was für den zweiten Vers an Wort- und Gedankenstoff übrig bleibt, bedarf nun wieder einer neuen Modifikation und Erweiterung, und zwar aus dreierlei Ursachen. Einmal ist noch ein Versfuß auszufüllen. Zu den Worten: Nie die Liebe erkor, fehlt zwischen Liebe und erkor noch eine lange Silbe, um den trochäischen Vers voll und richtig zu machen. Gesetzt, man könnte dieses mit dem geringsten Aufwande durch das Wörtchen noch bewerkstelligen, ohne daß es das Ansehen eines pleonastischen Füllsteines gewönne, und so lesen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie die Liebe noch erkor!
Oder: Noch die Liebe nie erkor!

so sind doch noch zwei triftige Ursachen übrig, die von dieser Simplizität des Gedankens und des Ausdrucks abzuweichen und ihm eine andere Modifikation zu geben gebieten, wenn er auch gleich dadurch etwas mehr Fülle und Schimmer erhalten sollte, als man ihm wohl wünschen möchte. Einmal kann ich denn wohl, ohne der Logik einen, obwohl kleinen, dennoch aber merklichen Zwang anzutun, sagen: Was die Liebe nie erkor, oder erwählte? — Der Begriff des Wählens paßt sich nur zu mehreren Dingen einer Art. Z. B. ohne logischen Zwang sage ich, sich ein Mädchen, sich eine Frau erwählen, weil jedermann weiß, daß es mehrere ihrer Art gibt. Allein die Liebe, von welcher hier die Rede ist, bin ich geneigt mir als

etwas Einziges zu denken, das seinesgleichen nicht außer sich hat. Wie kann also da ein Wählen stattfinden? Oder was für andere Gegenstände soll ich mir neben der Liebe denken, aus denen ich sie herauswähle, da die Phantasie schlechterdings nicht angeregt und auf etwas hingewiesen wird? — Hiernächst, wenn ich auch nur flüchtig an die folgenden Zeilen und Reime der Stanze zum voraus denke, so fällt mir das Wort freute ein, welches in der Redensart, sich der Liebe freuen, sehr schicklich und ungezwungen sich wird brauchen lassen können. Bei fortgesetztem und genauerem Nachdenken finde ich gar, daß die ganze Sprache kein einziges so richtiges und einpassendes Reimwort darbietet, als nur dieses. Mit welchem anderen sollte ich den Hauptgedanken, der an dieser Stelle stehen muß, so leicht und ungezwungen darstellen, als durch freute in dem Verse: Was der Liebe je sich freute? — Wenn nun aber ferner der antithetische Wort- und Gedankenwechsel des Originals in einer deutschen vierzeiligen Stanze bewerkstelligt werden soll, so müßten die erste und die vierte, sowie die zweite und die dritte Zeile einander, sowohl der Materie als der Form nach, genau korrespondieren. Diese Korrespondenz aber findet sich weder den Worten noch den Gedanken nach zwischen den beiden Modifikationen, Liebe erkor, und der Liebe sich freute. — Die gedoppelte Korrespondenz, sowohl des Inhalts als des Ausdrucks, auf dem betretenen Wege zustande zu bringen, möchte wohl nicht nur äußerst schwer, sondern selbst unmöglich sein. Aber der Gedanke der zweiten Zeile läßt sich allenfalls noch so modifizieren, daß er dem in der dritten ziemlich ähnlich wird, und hiermit wird man wegen der unübersteiglichen Hindernisse, die der Kunst in den Weg gewälzt werden, zufrieden sein müssen. Sage ich also:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!

so erhalte ich in der zweiten und dritten Zeile der Stanze, wenngleich eben keine Korrespondenz des Ausdrucks, dennoch eine ganz gute Korrespondenz des Gedankens, worüber man allenfalls die mangelnde Wortkorrespondenz vergißt. Hiernächst bekomme ich in dem Begriffe Lust, der sich bei Erwähnung der Liebe, und vollends unter den Umständen, unter welchen dieser Kehrreim gesungen wird, gewiß sehr natürlich und ungezwungen darbietet, ein Etwas, in welches der Begriff erkor sehr gut eingreifen kann. Denn der Lust gibt es, wie jedermann bald einfällt, mehrere Arten, unter welchen eine Auswahl stattfindet; und der ehemalige logische Gedankenzwang ist, wie mir deucht, durch die Lust hinlänglich gehoben.

Nachdem wir nun auf diese Weise, mit ziemlichem Glück für die Schwierigkeiten der Sache, bis zur dritten Zeile gekommen sind,

so fällt noch glücklicher die vierte wieder von selbst in die Hände. Die bei der zweiten und dritten Zeile so mühselig gesuchte und doch kaum halb erreichte Korrespondenz bietet sich hier in der größten Vollkommenheit ihres Wechselspiels in morgen liebe und liebe morgen von selbst dar; und da selbst das Original dies letzte Wechselspiel nicht zu bewerkstelligen vermochte, so muß es der Übersetzung zu einer nicht unbeträchtlichen Entschädigung für dasjenige dienen, was sie zurücklassen mußte. Die des Verses und des Reimes wegen nötige Erweiterung durch das wie zuvor schmiegt sich unstreitig dem Hauptgedanken ebenso genau, so innig, so notwendig scheinend an, als das bis heute der ersten Zeile.

Wenn ich nun noch einmal die ganze Stanze:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

vor Geist und Ohr vorüberwandeln lasse, und ihre Unvollkommenheiten und Vollkommenheiten, in Rücksicht auf das Original, im ganzen gegeneinander abwäge, so finde ich zwar

1. In den Nebenideen bis heute und wie zuvor Erweiterungen der beiden Hauptsätze des Originals

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet!

Allein, ohne der Simplizität etwas zu benehmen, fügen sie sich so innig an den Hauptgedanken, daß sie mit ihm gleichsam von Natur zusammengewachsen und also notwendig scheinen. Zu diesen Erweiterungen kann auch das je in der dritten Zeile mitgerechnet werden. Allein dies ist die notwendige Ergänzung einer Vorstellung, die das Original des Metrums wegen in dem Worte unquam hatte zurücklassen müssen. Ich finde

2. In den deutschen Modifikationen, der Liebe Lust erkor und der Liebe sich freute, zwar eine gewisse Fülle und einen Schimmer, wovon das Original nichts weiß. Allein jene Fülle artet doch gewiß ebensowenig in eine überlästige Korpulenz, als der Schimmer in einen zu grellen, unangenehmen Glanz aus. Übrigens wird durch dies bißchen Fülle und Schimmer, sowie durch die obigen Erweiterungen, für Rhythmus, Euphonie und Harmonie, nicht minder auch für das antithetische Spiel sehr viel gewonnen.

3. Die antithetische Wechselstellung ist zwar nicht in der gewünschten Vollkommenheit gelungen, so daß die logische Urteilskraft völlig damit zufrieden sein könnte; allein sie ist doch so weit gelungen, daß sich die ästhetische daran begnügen kann. Dagegen aber sind

4. Alle übrigen Forderungen so weit erfüllt, daß die echte Kritik hoffentlich nichts mehr zu tadeln finden wird. Zwar möchte es noch

scheinen, als ob die Wortstellung, der Liebe Lust, anstatt die Lust der Liebe, nicht natürlich genug wäre; allein wenn diese Stellung gleich der prosaischen Sprache eben nicht eigentümlich sein sollte, so ist sie doch in der poetischen nicht nur sehr gebräuchlich, sondern auch unentbehrlich.

So glaubte ich nun meinen neuen Kehrreim auf eine Weise verpanzert zu haben, die ihn gegen jeden Angriff sicherstellen müßte. Wer hätte denken sollen, ihn könnte noch ein einziger Strich so zu Boden strecken, daß mir selbst sogar alle Lust vergehen würde, ihm noch weiter beizuspringen! Dennoch geschah dieses. Die Tadler des vorigen waren zwar mit diesem, sowie auch mit seiner Rechtfertigung ziemlich zufrieden; allein ein neuer scharfsinniger und geschmackvoller Beurteiler bemerkte folgendes: Die Liebe, sowie auch die Lust der Liebe sind Leidenschaften oder Affekten, mithin etwas Unwillkürliches, zu welchen sich, trotz der Rechtfertigung, der Begriff des Wählens in erkor nicht paßt. Ich kann freilich eine Art der Lust der anderen bisweilen wohl vorziehen und insofern wohl sagen, daß eine Wahl stattfinde; allein wenn ich den Begriff einer wählbaren Lust hier unterlegen soll, so geht die ganze Delikatesse der Vorstellung, die hier herrschen soll, verloren. — Wahrlich, man kann kaum mehr recht haben, als in diesem Stücke mein kritischer Freund. An die Lust der Liebe soll man hier nicht denken, deren Genuß ich auf einen gewissen bestimmten Tag aus anderen Arten der Lust, z. B. der auszureiten, zu tanzen, Punsch zu trinken u. s. w. auswählen kann. Man sieht, daß ich den reinsten und edelsten meiner Liebesgesänge in keinem seiner Teile einer solchen und so nahe liegenden Auslegung aussetzen konnte. Der neue Kehrreim wurde also unwiderruflich verworfen. Allein woher nun einen anderen nehmen? Unglücklicherweise war der neue Beurteiler auch ein Heutfeind.

Noch glaubte ich nicht an die Grenze der Möglichkeit gekommen zu sein. Ich ging also auf das neue zur Jagd aus und trieb endlich eine solche Menge von Lesearten zusammen, daß ich ihre Anzahl anzugeben mich schäme. Denn in jeder geschäftlosen Stunde, auf jedem Spaziergange neckte mich dieser unselige Kehrreim. Einige dieser Lesearten will ich jedoch am Ende sowohl zur Unterhaltung als zur Belehrung noch anführen.

Lange deuchte es mir, ich könnte unmöglich ebensowenig die letzte Zeile der Stanze, als die erste, wegen ihrer so vollkommenen Tadellosigkeit aufgeben, und seufzte und suchte daher, wie Klopstock nach Sponda, durch das ganze Gebiet der Sprache nach einem schicklichen Orreime. Allein mein eigener Satyr nötigte mich endlich durch gröblichen Spott, die ebenso unnütze als lächerliche Jagd auf-

zugeben. Er rief mir, was widersprechend scheint und doch wahr ist, den besten und zugleich schlechtesten Vers zu:

Nichts um Liebesluft sich schor.

So sehr kann an mancher Stelle ein einziges Wörtchen den vollkommensten Gedanken entadeln!

Von den neu zusammengebrachten Lesearten gefiel die eine diesem, die andere jenem Beurteiler. Ich sah nun offenbar, wie vergeblich es wäre, auf übereinstimmende Zufriedenheit anderer zu hoffen. Es war hohe Zeit, daß endlich mein eigenes Urteil, das sich so nachgebend und demütig bisher verhalten hatte, entschlossen durchgriff und sagte: Wenn dies gleich nicht so euch allen gefällt, so sollte es billig so euch allen gefallen. In einer heiteren unbefangenen Stunde musterte ich noch einmal alle meine Lesearten; und siehe! die zu voreilig um der nichtigsten Einwendungen willen verworfene behielt nach meinem Urteil nicht nur Treffer gegen Treffer und Fehler gegen Fehler erwogen, sondern auch deswegen den entschiedensten Vorzug, weil die übrigen alle bei nicht größeren Tugenden mehr oder weniger wahre Fehler aufzuweisen hatten, diese hingegen von allen vermeintlichen Fehlern sich zu reinigen imstande ist.

Keine von allen anderen scheint sich so leicht, so ungezwungen, so natürlich, so einfach und doch so elegant von selbst zu ergeben, daß man gleich geneigt ist zu sagen: Ja, so mußte es und anders konnte es nicht sein. Allen übrigen sieht man mehr oder weniger die Mühe des Machwerks, eine gewisse Operosität an, die einem bald den Gedanken eingibt: Es könnte doch wohl noch anders und besser sein. Keine hat so wenig von weitem Hergeholtes als diese; jede Modifikation, jede Erweiterung scheint mit dem bequemsten Griffe aus der nächsten Nähe hergenommen zu sein. Am allerweitesten her ist die Modifikation: der Liebe sich freuen; aber Himmel! wie nahe liegt sie nicht dennoch jedem Vorstellungsvermögen zur Hand! Sie ist bei ihrer vollkommen befriedigenden Eleganz und Würde am wenigsten überfüllend und überschimmernd. Keine von allen gefundenen Lesearten, ja, vielleicht keine von den noch wenigen möglichen stellt, was in der Tat Hauptsache ist, das antithetische Wechselspiel des Originals in einem so hohen Grade der Vollkommenheit dar, daß wenigstens ich nicht sehe, was noch zu wünschen übrig bleibe. Die ihr vorgeworfenen Fehler sind so wenig Fehler, daß sie ihr vielmehr als Verdienste angerechnet werden müssen, weil sie auf das zweckmäßigste zur Vollendung jenes Wechselspiels dienen. Die Einwendung gegen das heut ist, wie ich schon oben grammatisch dargetan habe, die unstatthafteste Pieperei von der Welt. Es ist sogar hier nach meinem Gefühle von sehr guter ästhetischer Kraft. Einmal, weil es die vierte Zeile mit der ersten in die möglichst vollkommenste

Wort- und Gedankenkorrespondenz bringt, und in dieser Rücksicht dem oben gerühmten wie zuvor noch sehr weit vorzuziehen ist; zweitens, weil dieses männliche heut gegen das vorhergehende weibliche heute ebenso tonspielend ist, als umgekehrt das weibliche freute der dritten Zeile gegen das vorhergehende männliche gefreut der zweiten. Heute gefreut! — Freute heut! — Ein artig wechselndes Tonspiel, völlig in dem spielenden Geiste des Originals! — Ebensowenig, als das heut, kann auch der vorgeworfene Gleichklang in den vier Reimwörtern ein Fehler sein. Ich schmeichle mir, daß ich mehr als eine Probe in meinem poetischen Leben abgelegt habe, die mich berechtigt, ein gültiges Wort mitzusprechen, wenn von Wohl- oder Mißklang die Rede ist, und ob mir gleich in diesem Stücke noch immer etwas Menschliches begegnen mag, so hat, deucht mir, doch kein anderes Ohr sich zu schämen, wenn es sich größtenteils nach dem meinigen richtet. Nun gebe ich zwar sehr gern zu, daß an anderen Stellen vier Gleichklänge in den weiblichen und männlichen aufeinander folgenden Reimwörtern, wie hier das viermalige eut, sehr fehlerhaft sein können. Mein Ohr ist auch in diesem Stücke so empfindlich und eigensinnig, daß es, was gewiß bei wenigen meiner poetischen Brüder der Fall sein mag, schon mißvergnügt wird, wenn sich, anderer unvermeidlichen Umstände halber, auch nur ein Gleichklang der Vokale in sonst den Konsonanten nach verschieden tönenden Wörtern einschleicht. Höchst ungern erlaube ich mir z. B. eine Reimstellung wie diese: Taten, Schar, baten, war, wegen des viermaligen a; denn eine Abwechselung wie z. B. Taten, mir, baten, dir, ist doch gewiß weit wohlklingender. — Allein was auch nur immer eine gründliche und geschmackvolle Stilistik über Mannigfaltigkeit und Abwechselung des wörtlichen Ausdrucks vorschreiben mag, so macht sie dennoch auch mit Recht hiervon Ausnahmen. Wenn es auf Gestalt, Maß und Klang antithetischer Sätze ankommt, so erlaubt nicht nur eben diese Stilistik, sondern sie gebietet sogar, kraft des natürlichen Hanges der menschlichen Seele zu Symmetrien, Gleichheit. Das ist nun gerade hier der Fall. Da es hier unleugbare Vollkommenheit ist, daß in Satz und Gegensatz einerlei Vorstellungen und einerlei Wörter, nur mit dem Unterschiede der Bejahung und Verneinung vorkommen, so ist nicht abzusehen, warum diese Einerleiheit sich nicht auch bis auf die Töne der Reime erstrecken dürfe. Dürfe? — Sie darf nicht nur, sondern es wird sogar ein höherer Grad der Vollkommenheit dadurch erreicht, daß diese Gleichheit zur Hebung der Antithese sich so ungesucht und von selbst einstellt. Gleichwohl schließt, was noch das beste ist, diese Gleichheit nicht alle Verschiedenheit aus, die sich in dem männlichen und weiblichen Charakter der Reimwörter noch merklich genug offenbart.

Die noch übrigen Vorwürfe des unstilistischen Wechsels der Zeitformen, gefreut und freute, und der Auslassung des Hilfsverbi hat, verdienen kaum noch in Betrachtung zu kommen, gesetzt, ich wollte sie auch als kleine Unregelmäßigkeiten gelten lassen. Allein auch dies glaube ich nicht einmal nötig zu haben. Denn abgerechnet, daß nicht gut einzusehen ist, worauf sich denn wohl die stilistische Regel gründen solle, daß in zwei verschiedenen, ganz voneinander unabhängigen Sätzen schlechterdings und überall eine Einheit der Zeitformen beobachtet werden müsse; abgerechnet, daß sich gewiß in unseren besten klassischen Schriftstellern hundert Beispiele des Gegenteils finden lassen dürften, so scheint hier in dem ersten Satze gerade das Perfekt, in dem zweiten aber gerade das Imperfekt, sowohl logisch als grammatisch am besten zu passen. Das nie scheint die Vorstellung von dem gegenwärtigen Zeitpunkte der Rede zu entfernen, und immer weiter hinaus in die äußerste Vergangenheit zu reißen, da hingegen das stets sie wieder von dort zurück zu ziehen, und dem Zeitpunkte der Rede mit jedem Momente zu nähern scheint. Da nun im ersten Falle die Vergangenheit als immer längst vergangener, im zweiten aber mit jedem Moment als kaum vergangener vorgestellt wird, so scheint die erste Vorstellung am besten durch das Perfekt, die zweite aber am besten durch das Imperfekt bezeichnet zu werden.

Was endlich die Auslassung des Hilfsverbi betrifft, so ist diese selbst in der Prose, geschweige denn in der Poesie, so häufig, und wenn dadurch dem Verstande und dem Ohre so wenig als hier zuleide geschieht, so erlaubt, ja oft so zuträglich, daß sie in der Fehlerrechnung völlig zur Null wird.

Will man diese Rechtfertigung, so genugtuend sie mir auch scheint, dennoch nicht ganz gelten lassen, will man neben den Vorzügen der gewählten Lesart noch immer so viele Gebrechen entdecken, daß man sich seiner Zweifel gegen dieselbe nicht entschlagen kann, nun, so setze man einmal wo möglich alle seine und meine Klügeleien beiseite, man stelle sie jeder anderen Lesart gegenüber und merke auf den ersten Eindruck. Dann sollte ich doch wahrlich kaum denken, daß sich auch nur eine einzige finden würde, welche sich ebensoleicht, so ungezwungen, so gefällig unter das logische sowohl, als das ästhetische Urteil schmiegte. — Hier ist versprochenermaßen ein Teil dieser Lesarten, worunter sich auch ein paar befinden, die mir von anderen vorgeschlagen worden sind.

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Süßer Liebe Lust verschwor!
3. Was sich süßer Liebe freute,
4. Liebe morgen, wie zuvor!

2. Noch der Liebe Lust verschwor!
3. Was sich längst (schon) der Liebe freute,

2. Stets der Liebe Lust verschwor!
3. Was sich stets u. s. w

2. Nie der Liebe Treue schwor!
3. Was sich treu der Liebe weihte,

2. Nie der Liebe sich verschwor!
3. Was den Schwur der Liebe weihte,

2. Nie der Liebe Dienst erkor!
3. Was der Liebe Dienst sich weihte,

3. Was der Liebe Dienst erfreute,

1. Morgen liebe, was noch heute
2. Liebeleer den Tag verlor!
3. Was den Tag der Liebe weihte,

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie sein Liebes (Holdes) sich erkor!
3. Was sein Liebes (Holdes) längst erfreute,

2. Lieb' und Lust des Lebens floh!
3. Was sich längst der Liebe freute,
4. Lieb' und leb' auch morgen froh!

2. Lieb' und frohes Leben floh!

2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was sich schon der Liebe freute,
4. Sei auch noch der Liebe froh!

4. Sei der Liebe wieder froh!

4. Sei der Liebe morgen froh!

4. Sei der Lieb' auch morgen froh!

4. Liebe morgen wieder (eben) so!

2. Deine Lust, o Liebe, floh!
3. Was sich dein, o Liebe, freute,
4. Liebe sich auch morgen froh!

1. Morgen liebe sich, was heute
2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was die Liebe heut erfreute,
4. Liebe sich auch morgen froh!

1. Morgen liebe froh, was heute

4. Liebe noch auch morgen froh!

4. Liebe morgen wieder froh!

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie der Liebe Lust vernahm!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen sonder Gram!

2. Noch die Liebe nie entzückt!
3. Was die Liebe je (hoch) erfreute,
4. Liebe morgen neu (hoch) beglückt!

2. Nie an Liebe Lust gewann!
3. Was an Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen und fortan!

4. Liebe morgen froh voran!

2. Nie an Liebe Lust empfand!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen neu entbrannt!

2. Nie der Liebe Lust durchdrang!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen sonder Wank!

2. Nie der Liebe Wonne trank!

2. Scheu der Liebe sich entrang!
3. Was sich nie der Liebe scheute,

1. Morgen liebe, wen bis heute
2. Nie der Liebe Glück erfreut!
3. Wen der Liebe Glück erfreute,
4. Fühle morgen es erneut!

Claudite jam rivos! — Mehr als noch einmal soviel Lesearten bleiben billig zurück. Auch verliere ich kein Wort weiter darüber, warum diese alle der gewählten billig nachstehen müssen. Künstler und Kunstfreunde, besonders die jüngeren, mögen dies selbst ausfindig zu machen suchen. Tun ihnen so wenig meine Grundsätze, als deren Anwendung auf den vorliegenden Fall, Genüge, so habe ich sie doch wenigstens in den Stand gesetzt, sich vielleicht eine ihnen behaglichere Lesart zu ihrem Privatgebrauche auszuwählen. Nur verbitte ich mir von nun alle fernere Krittelei, wenn man anders nicht imstande ist, bessere Vorschläge zu tun, und ihre Vorzüge durch wohlerwogene Gründe einleuchtend zu machen.

Es wird übrigens selbst dem Alltagswitze überaus leicht sein, dieses Treibens und Hilfholens, dieses mehr als bogenlangen Geschwätzes über — einen Kehrreim von vier Zeilen zu spotten. Muß ich doch selbst darüber lachen, indem ich an jenen Tanzmeister und sein: „Que des choses dans un menuett!“ denke. Allein nicht so leicht, wenn ich nicht daran erinnere, möchte es sein, sich daraus die sehr ernsthafte Maxime abzuziehen, daß es weit öfter, als man glaubt, notwendig sei, gerade ebenso, wiewohl freilich nur für sich im stillen zu verfahren, wenn man mit seinen Schriftwerken etwas weiter denkt, als von einer Messe bis zur anderen.

Ich wende mich nunmehr zu den Veränderungen der übrigen Teile des Gesanges. Da es weder zu erwarten, noch zu verlangen ist, daß die Leser alle vorigen Ausgaben jedesmal gleich bei der Hand haben, und ohne die vollständige Vergleichung der neuen Lesearten mit den alten diese Lektüre ziemlich verdrießlich sein möchte, so muß ich, wiewohl ungern, einen beträchtlichen Teil des Raumes zur Aufstellung dieser verwenden. Unter 1. A. verstehe ich die erste Ausgabe meiner Gedichte von 1778, unter 2. A. die zweite von 1789, und unter R. Ramlers Lyrische Blumenlese von 1774. Die Abschnitte, welche der einfallende Kehrreim bildet, sind durch die drei Hauptteile des Ganzen (die ich nicht kürzer und treffender als durch die Namen Vorgesang, Weihgesang und Lobgesang zu bezeichnen wußte), fortlaufend mit römischen Zahlen numeriert. Diese treffen mit allen Ausgaben zusammen, ausgenommen daß einige in der neuen Umarbeitung mehr Verse enthalten, und daß der letzte Abschnitt der vorigen Ausgaben in der neuen in zwei zerlegt worden ist.

I.

1. A.

Unter hellen Melodieen
Ist der junge Mai erwacht.
Seht, wie seine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Über kräutervollen Rasen,
Über Hainen schwebet er.
Kleine laue Weste blasen
Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

2. A.

. . . frohen . . .
. . . Lenz . . . .
Seht, wie Stirn und Wang' ihm glühen!
Wie sein helles . . . .
Über Saat und Kräuterrasen,
Hain und Garten schwebet er.
Sanfte Schmeichellüftchen blasen
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Labsal, Nahrung und Gedeihen
. . . . . .

Die Lesearten der 1. A. hat auch R.

Warum wurden zuvörderst die hellen Melodien in frohe verwandelt? — Weil mir das Beiwort hell mehr den Gegenständen des Gesichtes als des Gehöres zu gebühren schien. Warum sind aber nun Wonnemelodien daraus geworden? — Das Beiwort frohen

macht durch seinen vermittelst der Aspiration fortgezogenen Ton in der ersten, und durch sein n in der zweiten Silbe den Vers fast zu langsam für die muntere Frühlingsempfindung, in welcher der Gesang anhebt. Die Wonnemelodien aber gleiten wegen des geschärfteren o und des fehlenden n hüpfender und fröhlicher dahin. — V. 2 habe ich Lenz dem Mai sowohl wegen der größeren Allgemeingültigkeit, als auch des besseren Klanges wegen vorgezogen. Da der Ton stark auf dieses Wort fällt, so ist es gut, daß es mit Konsonanten endige, woran derselbe einen natürlichen und festen Widerhalt finde, der bei einem auf Vokale ausgehenden Worte fehlt, welches vor einem anderen mit einem Vokal anfangenden Worte steht. Die Vokale würden in diesem Falle zu sehr ineinander heulen, so daß ein Deklamator, der die Kunst versteht, das Mai erwacht nicht so gern aussprechen würde, als Lenz erwacht. — Die glühenden Schläfe, V. 3, schienen mir zu sehr ein Bild der Trunkenheit zu sein, und das Lachen, V. 4, minder den Wangen als dem hellen Auge zuzukommen. Ich glaubte daher, es wäre besser, bloß dieses lachen, und jene glühen zu lassen. Die Stirn kam hinzu, um das Bild vollständiger auszumalen. Wenn es aber auch dadurch, wie ich doch nunmehr fast zweifle, gegen die Nebenvorstellung der Trunkenheit geschützt sein sollte, so leidet es doch wohl keinen Zweifel, daß die neueste Lesart, die noch überdies den Vorzug eines vollkommen richtigen und reinen Reimes hat, unendlich genialischer sei. Wonnemelodien haben den Gott, wie aus süßen Träumen, erweckt; was Wunder, wenn Bilder neuer Lust vor seiner Phantasie schweben, denen sein Auge froh zulacht! Die Idee ist nun weit schöner, weit geistreicher, mit einem Worte, ästhetischer.

Das Bild des Schwebens über kräutervollen Rasen und Hainen, V. 5 und 6, schien mir zu fern von der Totalität zu bleiben. Ich suchte ihm daher in der 2. A. durch Hinzufügung der Saat und des Gartens mehr Ausdehnung und Fülle zu geben. Die kleinen lauen Wohlgerüche blasenden Weste oder Winde, die leider! auch Hr. Ramler gebilligt, hatten für mich längst etwas Possierliches, das keineswegs zur Würde des Ganzen paßte. Sie erinnerten an die kleinen pausbackigen Jungen, die auf allen geschmacklosen Tapeten oder in den Ecken der Landkarten dicke Ströme von Winden ausblasen. Auch ist für Winde das Beiwort klein nicht schicklich. Ein Wind kann wohl gelinde, milde, sanft, schwach, stark, heftig u. s. w. sein, aber nicht füglich klein oder groß, welches sich auf körperlichen Umfang bezieht. Freilich mag man wohl öfters im gemeinen Leben von einem kleinen oder großen Winde, von einer kleinen oder großen Hitze u. s. w. reden hören; allein was hört man nicht alles im gemeinen Leben? Für per-

sonifizierte Winde könnte zwar das Beiwort allenfalls passen, allein dann sind wieder die lauen Weste unschicklich. Ich verwandelte daher in der 2. A. die kleinen lauen Weste in sanfte Schmeichellüftchen. Allein nicht zu gedenken, daß auch so noch die Phantasie durch das Wort blasen auf jene possierliche Personifikation hingeleitet wird, so ist auch der Name Schmeichellüftchen allzu vollgestopft von Konsonanten, um nicht einer reinen und metallenen Sonorität Eintrag zu tun. Auch setzt es der Diminutiv unter die Würde des Ganzen herab Besser war es also, die Winde wieder herbeizuholen, diese mit ihren Flügeln wirken, und sie, anstatt der Wohlgerüche, Wohlgefühle, — ein Wort von neuer Zusammensetzung, von lieblichem Klange und reichhaltiger Bedeutung, — wehen zu lassen. Auf diese Weise gewinnen wir auch ein schönes, prachtvolles, der Natur entsprechendes Bild von dem alles — Tal und Hügel, das ist Ebenen und Anhöhen — blau und golden überschwebenden Lenze, welches weit mehr sagt, als wenn man ihn bloß über einigen Gegenständen, ich weiß nicht wie? schweben läßt. Nicht wenig haben auch die vier letzten Verse an Wohlklang und ästhetischer Ideenfülle gewonnen. Der 10. V. war wegen des dreimal so nahe aufeinander folgenden s — Tropfen auf die Flur — sehr hart. Der Reim in streuen und Gedeihen war ebenfalls nicht der reinste. Der Segen der Wolken gewinnt jetzt mehr Umfang; er erstreckt sich nicht bloß auf die Flur, sondern auf Wiese, Hain und Flur; die Wirkung ist ausgedehnter geworden dadurch, daß er, außer Nahrung und Gedeihen, gleich zuerst auch Labsal gewährt; das tautologische geben nach streuen in der 1. A., sowie auch die etwas dunkle Apposition im 11. V. der 2. A. sind vermieden. Die Darstellung im großen ist nunmehr wahrer und der Naturerscheinung gemäßer. Die milden Winde wehen vor dem blau und golden schwebenden Frühlinge her und erwecken Wohlgefühle in allen Wesen. Befruchtende Regenwolken ziehen ihm nach und müssen ihm nachziehen, wenn seine Winde, sein blaues und goldenes Schweben nicht endlich zum Unsegen werden sollen.

Für echte und gerechte Kritik halte ich nunmehr diesen Abschnitt, sowohl in Ansehung des Stoffes als der Form, bis auf eine Kleinigkeit, die sich aber ohne große Aufopferung kaum wegschaffen lassen dürfte, für vollendet. Diese Kleinigkeit ist aber so klein, daß sie, wenn ich nicht selbst darauf hinweise, von den wenigsten bemerkt werden würde. Es ist ein kleiner mechanischer Verstoß, zwar nicht eben gegen die Prosodie, wenn man anders die Strenge nicht bis auf das äußerste treiben will, aber doch immer gegen Eumetrie und Wohlklang. Da die Sprache selbst nur gar zu oft Anlaß dazu gibt, so dürften wohl wenige oder gar keine jambischen oder trochäischen

Gedichte im Deutschen vorhanden und möglich sein, worin er nicht vorkäme. Er verdient daher auch wohl nur in einem Gedichte in Betracht zu kommen, das wo möglich ein Kanon vollkommener Form sein soll; und jeder Dichter, der den Kanon zu erreichen strebt, wird ihn überall, wo es nur irgend ohne größere Aufopferung geschehen kann, zu vermeiden suchen müssen. Dieser Fehler besteht in der Verlängerung des Artikels, der im Deutschen billig durchgehends kurz sein sollte, den man aber in jambischen und trochäischen Versen alsdann lang zu machen sich für prosodisch berechtigt hält, wann er Substantiven von kurzen Vorsilben zur Bestimmung dient. Diese erzwungene Produktion, ob sie gleich bei weitem keine der ärgsten ist, behält für mein Ohr immer ihren Mißklang, welcher jedoch nach Beschaffenheit des Artikels und der Stellung mehr oder minder beträchtlich ist. So scheinen mir z. B. die Artikel dem und das die Produktion schon besser zu ertragen als den und der; und diese wieder mehr als die. Die Stellung im 12. Verse des obigen Abschnittes — — ∪ ∪ ∪ —

Kinde der Natur, da doch das Metrum — ∪ — ∪ — verlangt, scheint mir so beschaffen zu sein, daß der Mißklang, der aus der Verlängerung des Artikels der entsteht, sehr vermindert wird. Weit beträchtlicher würde er sein, wenn ich einen trochäischen Vers, der billig immer mit einem starken Schlage, — ∪, anfangen sollte, mit der Natur anfinge. Es gab in den vorigen Ausgaben der Nachtfeier einige solcher Anfänge, welche stehen zu lassen ich mich nicht habe überwinden können.

Da ich übrigens ungern bemerkt habe, daß einige Kunstlehrer an einigen zusammengesetzten und anderen zweisilbigen Wörtern, deren letzte Hälfte etwas mehr Fülle als gewöhnlich hat, wiewohl die erste Silbe den ganzen Ton auf sich zieht, wahre Spondäen, — —, zu haben, und daher z. B. einen Vers, wie den 11. im obigen Abschnitte, wegen des Wortes Labsal, für nicht rein trochäisch erklären zu dürfen wähnen, so sehe ich mich bei dieser Gelegenheit genötigt, dies für einen sehr großen Irrtum zu erklären. Wir haben im Deutschen durchaus keine spondäischen Wörter, und diejenigen, die man dafür ausgibt, sind wahre Trochäen, wie Moritz*) in seinem Versuche einer deutschen Prosodie sehr wahr und gründlich dargetan hat. Wir haben im Deutschen keine echten Spondäen, als höchstens diejenigen, die wir durch Wortstellung hervorbringen. Wenn zusammengesetzte Wörter, wie Großmut, Allmacht, Mordstahl, Sehnsucht, Nachwelt, Chorlied, Wohllaut u. s. w., ferner

*) Der Berliner Professor Karl Philipp Moritz (1757—93), welcher besonders durch seinen psychologischen Roman „Anton Reiser" bekannt wurde, widmete seinen „Versuch einer deutschen Prosodie" (1786) dem König von Preußen.

abgeleitete, wie furchtbar, zaghaft, Weisheit, Bächlein, Labsal, mühsam, Freundschaft, Reichtum u. s. w., die wir zu vielen tausenden in der Sprache haben, Spondäen und nicht vielmehr Trochäen wären, so hätte Klopstock, der sich auf Prosodie versteht wie nur irgend einer, nicht nötig gehabt, so sehr nach Sponda zu seufzen. Ich gebe jedoch sehr gern zu, daß Trochäen der obigen Art nicht überall mit Bestande des Wohlklanges so benutzt werden können als etwa solche, wie Liebe, Wandel, Feuer, Schatten u. s. w.

II.

1. A.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit;
Und sein Süßestes versparet
Jedes Tier auf diese Zeit.
Wann das Laub ihr Nest umschattet,
Paaren alle Vögel sich.
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüte sich.

2. A.

Ebenso.

R. hat diese Stelle ebenso, außer daß er, V. 5, für umschattet beschattet liest. Allein mein umschattet war wegen der Neuheit und Seltenheit des gleichwohl analogisch gebildeten Wortes, wegen seiner mehr ausmalenden Bedeutung und hauptsächlich deswegen vorzuziehen, weil es den fehlerhaften Gleichklang mit dem Reimworte begattet im 7. V. vermeidet. Indessen die ganze Stelle bedurfte aus verschiedenen Ursachen einer Umbildung, die, wie ich mir schmeichle, nicht unglücklich geraten ist.

V. 3 mißfiel mir sein Süßestes, einmal weil wegen der erzwungenen Produktion der letzten Silbe das Wort ein wahrer Daktylus, — ∪ ∪, ist, und hiernächst, weil es nicht Würde genug für den edlen Ton des Gedichtes hat. Es ist ein Ausdruck, der sich mehr für die populäre vertrauliche Sprech- und Schreibart, als für eine höhere Gattung schickt. Eben dies ist auch gegen die Vorsilbe in versparet und die Präposition auf zu erinnern. Es ist ganz gemeine prosaische Sprechart. Das Tier macht gleichfalls hier keine sonderlich poetische Figur; und dann diese Zeit! — Was für eine Zeit denn? Es war ja von gar keiner Zeit, sondern von einem Gotte die Rede gewesen. Man kann sich freilich endlich an den zum Gotte personifizierten Lenz erinnern; allein wenn das auch geschieht, so ist und bleibt es doch äußerst unschicklich, den Knall und Fall wieder eine Zeit, diese Zeit zu nennen. Alle diese Unschicklichkeiten sind hoffentlich in den schönen und wohlklingenden Zeilen:

Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blütenzeit,

vermieden. Bei dem Ausdruck Nektarfülle muß ich noch folgendes bemerken. Ein jüngerer Freund, dem ich die Nachtfeier nach ihrer Vollendung zur möglichst strengen Durchprüfung übergeben hatte, meinte, man könnte bei der Nektarfülle an etwas denken, was das Zartgefühl beleidigte. Ich finde dieses im mindesten nicht, wiewohl ich gern zugebe, daß eine unreine Phantasie, sobald auch in der edelsten und göttlichsten Sprache von Liebe gedacht und geredet wird, leicht auf unreine Nebenvorstellungen geleitet werden könne. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß rohe Gesellen, als sie von diesem meinem lieblichsten, süßesten und doch zugleich edelsten Frühlings- und Liebesgesange noch weiter nichts als den Titel: Die Nachtfeier der Venus, vernommen hatten, sich etwas nicht viel Besseres als eine besungene Bordellscene dachten.

Der 5. V., Wann das Laub ihr Nest umschattet, — ist zwar von anmutigem Inhalte; allein er hat dennoch um des Besseren willen und wegen der Unvollkommenheiten, die er nach sich zog, aufgegeben werden müssen. Denn einmal hatte der Gedanke dadurch, daß bloß das Paaren der Vögel, eines kleinen Teiles lebendiger, der Liebe fähiger Geschöpfe, angeführt war, nicht, — wie soll ich es nennen? — nicht Enumeration, nicht Amplifikation genug, um mit dem rekapitulierenden Epiphonema der etwas hyperbolischen, mithin unwahren Totalität:

Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüte sich,

beschlossen werden zu können. Ich nahm in diesem großen Kopfe auf einem ziemlich dünnen und hageren Rumpfe einen Mißstand wahr, der schwerlich auch dem aufmerksamen Leser entgehen kann. Daher darf ich mir auch wohl schmeicheln, daß die neu hinzugekommene Erweiterung:

Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hegt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt,

nicht unzweckmäßig und überflüssig werde befunden werden. Auf dieser Unterlage fußt auch die edle, die Grenzen der Natur und Wahrheit nicht so sehr überschreitende Steigerung:

Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,

weit besser, als jene hyperbolische Totalität:

Was da lebet, das begattet, . . .

Hiernächst zweitens kam mir in der vorigen Lesart die Idee des Paarens schon bei der zweiten Erwähnung, geschweige denn vollends zum dritten Male in dem begatten, viel zu oft vor. Auch schien drittens das begatten, wenngleich nur leise, das Zartgefühl zu streifen. Endlich und viertens war mir der sogenannte reiche Reim — sich auf sich — zuwider, der meinem Ohre dadurch noch

unangenehmer wurde, daß dieses unbedeutende, klanglose sich, so weit von seinen Zeitwörtern paaret und begattet, worauf es sich bezieht, getrennt, zweimal an das Ende des Verses, mithin jedesmal an die klangbedürftigste Stelle geschleppt worden war. — Wenn man alles dieses erwägt und an ästhetischer Urteilskraft nicht gänzlich verwahrlost ist, so wird man hoffentlich eingestehen, daß die neue Umbildung weit edler, schöner, reicher und wohlklingender sei, als die alte ärmliche Lesart, und daß sonderlich das süße melodische Tonspiel der letzten Zeilen:

Wann die Knospe sich entfaltet,
Wann die Hyazinthe blüht,

im Deutschen kaum übertroffen werden könne. Man wird aber auch zugleich bedauern müssen, daß die höchste und reinste Sonorität eines deutschen Verses sich selten anders, als durch Beihilfe eines fremden Wortes erreichen lasse. Außer ihrem Wohlklange und der Anmut ihres Inhalts haben diese letzten Zeilen vor dem aufgegebenen:

Wann das Laub ihr Nest umschattet,

auch noch den Vorzug, daß sie weit klarer und bestimmter ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, nämlich die Zeit, worin die Liebe so große Wirkungen äußert. Das Laub umschattet die Nester vom Frühlinge an bis in den Herbst, und doch paaren sich diese ganze Zeit über nicht die Vögel. Man mußte sich also erst etwas hinzudenken, z. B. wann das junge, das erste Laub ihr Nest umschattet, oder etwas dem Ähnliches, welches doch immer die Zumutung einer unvollkommenen Darstellung war.

III.

1. A.	2. A.
Schauet! Freudiger und röter	Wonneseliger und röter
Bricht des Tages Morgen an,	Bricht uns dieser Morgen an,
Als im Anbeginn, da Äther	Als der Bräutliche, da Äther
4. Mutter Tellus liebgewann;	4. . . . .
Da ihr Schoß von ihrem Gatten	Da ihr Schoß vom Himmelsgatten
Floren und den Lenz empfing,	. . . . .
Und des ersten Haines Schatten	. . . . .
8. Um die Neugebornen hing.	8. . . . .

N. hat die Lesart der 1. A.

Das Schauet! schien mir, ich weiß kaum selbst warum, etwas Mattes und Ungehöriges zu haben. Vielleicht, weil nach meinem Gefühle alle Imperative, wenn sie durch das tonlose Flexions-e in zwei und mehr Silben da auseinander gezerrt werden, wo es ohne Härte vermieden werden kann, eine gewisse Schlaffheit bekommen, die dem Imperative nicht geziemen will. Ich muß freilich redet! reitet! u. s. w. sagen; allein in anderen Fällen sage ich doch fast lieber: Sprecht, soviel ihr wollt! — Jagt, was ihr jagen könnt! Denn in sprechet! und jaget! scheint mir das Aufgebot merklich zu erschlaffen.

Nun war wohl schon ein Aufgebot zum Schauen in der obigen Stelle eben nicht erforderlich, da bloß eine in dem schauenden und hier redenden Subjekte verweilende Bemerkung verlautbart werden soll, die sich allenfalls mit einem Ausrufe des Affektes, z. B. einem Ha! — oder Eia! wenn das hier edel genug wäre, — hätte äußern können. Wäre aber auch das Aufgebot zum Schauen nicht müßig, so dürfte doch wohl ein straffes schaut! dem schlafferen schauet! vorzuziehen sein.

Die erste Veränderung dieses Verses in Wonneseliger und röter schaffte zwar das mißfällige Schauet! weg; allein durch seliger wurde ein prosodischer Fehler, der auch schon in freudiger lag, da beide Wörter reine Daktylen, — ∪ ∪, sind, nicht gehoben. Auch hat die Zusammensetzung in wonneseliger ein etwas tautologisches Ansehen, indem die im Sinne gehabte Bedeutung, wonach wonneseliger soviel als wonnereicher heißen sollte, etwas dunkel sein und nicht sogleich einleuchten möchte. Besser, glaube ich, ist also die neue Lesart:

Heller, goldner, rosenröter, —

lauter Beiwörter, die das Bild des Morgens bestimmt, schön und glänzend ausmalen! — Anstatt des Tages Morgen, V. 2, mußte notwendig das demonstrative dieser Morgen stehen, damit es sogleich klar würde, was für ein Morgen gemeint sei, nämlich der, von welchem im Kehrreime die Rede ist, und welchem die Singenden entgegensehen. — In dem folgenden: Als im Anbeginn ist der Ausdruck offenbar mangelhaft und führt auf einen ganz falschen Sinn. Wie? Ist denn eben dieser Morgen, dem die Singenden jetzt entgegensehen, schon im Anbeginn, da Äther Mutter Tellus liebgewann, angebrochen? Nein! Dieser, der schon der Zeit nach von jenem verschieden ist, zeichnet sich auch noch durch eine weit größere Pracht vor demselben aus. Das: Als im Anbeginn wurde daher schon in der zweiten Auflage in: Als der Bräutliche verwandelt. Ein überaus paßlicher Begriff, wenn ihm nur nicht die daktylische Beschaffenheit des Ausdruckes abermals den gerechten Abschied hätte zuziehen müssen. Der neueste: Als das erste Licht, ersetzt seine Stelle auf das vollkommenste, ohne den mindesten Vorwurf.

Irre ich, oder spielt V. 5 das Pronomen possessivum in ihrem Gatten in der Tat eine ziemlich müßige, matte und unpoetische Rolle? — Woher das? Vielleicht weil kaum vorher ebendasselbe Possessivum den Schoß bestimmte, und daher ein Gleichklang entsteht? — Vielleicht! — Mehr aber doch wohl um deswillen, weil der kaum erwähnte Gatte, der Äther, den bestimmten, nach ihm hinweisenden, individualisierenden Artikel und, wenn ich recht fühle, ein ästhetisches, ihn noch mehr hervorhebendes, charakterisierendes Beiwort verlangt.

Das: von ihrem Gatten könnte leicht auch noch auf einen anderen, der ihr Gatte gewesen wäre, hinweisen und den Äther bloß zum Liebhaber und zu weiter nichts machen. Wenigstens schließt dies ihrem einen Dritten als Gatten gar nicht aus. Ich setzte daher in der 2. A.: Als ihr Schoß vom Himmelsgatten. Allein bald fühlte ich, was für ein entsetzlich von Tönen vollgestopfter und daher sehr schwerfällig sich fortbewegender Vers dadurch entstand. Die Zusammenziehung des von dem in vom war hier auch nichts weniger als zweckmäßig. Der Gang des Verses mußte also notwendig erleichtert werden; und dies konnte sehr schicklich durch Hinwegwerfung des sehr entbehrlichen Schoßes geschehen. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß die Kinder nirgends anders als im Schoße empfangen werden. Auf diese Weise wurde Raum für das notwendige von dem gewonnen. Aber auch die Zusammensetzung in Himmelsgatten ist dunkel, und wenn ich recht angeben sollte, was sie sagen soll, so würde ich in Verlegenheit sein. Ich wollte erst hohen Gatten setzen; allein das erinnert an die hohen Häupter im diplomatischen Stile. Jeder Ausdruck aber, dessen sich dieser und der Kanzleistil bemächtigen und zu häufig bedienen, ist für die Poesie beinahe verloren. Das gewählte alte Wort hehr scheint das einzige treffende für den Äther zu sein, welches sich durch ein anderes so leicht nicht ersetzen lassen dürfte. V. 7 ist des ersten Haines Schatten in den ersten Maienschatten verwandelt, um die mehrmaligen Erwähnungen des Haines in der Nachtfeier zu vermindern. — Der seltenere Ausdruck Neugeborne, V. 8, mag zwar stattlicher klingen, als der so gewöhnliche anspruchslose die schönsten Kinder, und ein poetischer Schalenbeißer möchte meinen, wunderwas er daran verloren hätte. Allein er hat daran weiter nichts verloren als eine ganz leere Schale; oder wenn etwas darin ist, so ist es eher Würmerunrat, als sonst etwas Gutes. Der Ausdruck sagt im Grunde nichts, weil er alles sagt. Neu geboren ist alles, was vor kurzem aus Mutterleibe hervorgegangen ist, es mag auch übrigens beschaffen sein, wie es will. Wohl aber sagen die schönsten Kinder etwas, und zwar etwas ästhetisch Gutes. Die Phantasie wird dadurch von allem ästhetisch Schlechten, das ihr bei den bloß Neugebornen vorschweben könnte, hinweg und auf ein anmutiges Bild hingeleitet.

Noch muß ich bemerken, daß die Reime röter und Äther zwar nicht zu den allerreinsten, aber doch gewiß unter den verzeihlichen Reimen unserer Poesie, welche sich unsere feinhörigsten Dichter erlauben, zu den verzeihlichsten gehören. Sollte es irgend einem Gimpel, der die Reime nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen beurteilt, anders vorkommen, so muß ich ihn erinnern, daß Äther nicht etwa wie Täter oder Verräter, sondern gewöhnlich wie etwa

Peter ausgesprochen wird. Wenn nun der Deklamator bei Aussprechung des röter den Mund nicht gerade bis zur Grimasse ründet, so wird der Unterschied der Töne kaum merkbar sein.

IV.

1. A.	2. A.
Als der erste Frühling blühte,	. . . . .
Wand, erzeugt aus Kronus' Blut,	. . . . .
Göttin Venus Aphrodite,	Wand sich Venus Aphrodite
4. Bei gelinder Wogenflut,	4. . . . .
Sich allmählich aus des grauen	Wunderlieblich aus des grauen
Ozeans verborgnem Schoß,	. . geheimen . .
Angestaunet von den blauen	. . . . .
8. Wasserungeheuern, los.	8. . . . .

R. hat diesen Abschnitt so umgeändert:

Als der erste Frühling blühte,
Wand aus stiller Wasserflut,
Wand sich Venus Aphrodite,
Cälus' allerreinstes Blut,
Langsam aus des silbergrauen
Ozeans geheimem Schoß,
u. w. wie oben.

Zu der vorzüglich schönen, genialischen Umbildung und Erweiterung dieser sowohl bei mir, als bei Ramler, äußerst schlechten und fehlerhaften Stelle haben folgende einzelnen triftigen Ursachen Anlaß gegeben.

Zuvörderst dürfte es doch wohl unschicklich sein, daß V. 1 von dem Blühen des Frühlings in eigentlicher Bedeutung, und vollends gar von dem Blühen eines ersten Frühlings, der also auf mehrere folgende seinesgleichen hinweist, die Rede ist; da er doch kaum vorher unter dem gleichbedeutenden Namen des Lenzes personifiziert und individualisiert worden war. Hätte der Dichter etwa gesagt: Als der Lenz die Flur — die Natur — zum ersten Male blühen hieß, oder etwas dem Ähnliches, so fiele jenes Bedenken weg, und der Gedanke hätte seinen gehörigen Bestand. Aber diesen kaum personifizierten Lenz oder Frühling selbst dürfte der Dichter, ohne eine fehlerhafte Anakoluthie, ohne eine der Einheit widersprechende Vermischung der tropischen und eigentlichen Bedeutungen, nicht blühen lassen, viel weniger dürfte er ihn, den personifizierten, individualisierten Gegenstand, zu einem ersten machen. Gesetzt aber, diese Rüge wäre zu scharf, welches ich doch wahrlich nicht glaube, da, wenn ein Schriftsteller, Prosaist oder Dichter klassisch sein will, die Genauigkeit in Ausbildung sowohl des Gedanken- und Phantasiestoffes als auch der Form nie weit genug getrieben werden kann, so waren doch blühte und Aphrodite nicht die besten Reime. Sollte aber auch dieser Fehler eine verzeihliche Kleinigkeit sein, wiewohl er es für einen Kanon kaum sein darf, so ist es doch gewiß nicht der 2. V. bei mir,

und noch viel weniger der 4. bei Herrn Ramler. Ich habe mir freilich den mythologischen Schnitzer in Kronus vorzuwerfen, den Herr R. ganz richtig in Cälus verbessert hat; allein den höchst undelikaten, empörenden Umstand, der die Entstehung der Venus laut der Fabel veranlaßte, welcher durch meinen Ausdruck: erzeugt aus Kronus' oder vielmehr Cälus' Blut, der Phantasie so fern entrückt blieb, daß er kaum bemerkt werden zu können schien, diesen Umstand hat Herr R. durch seine Apposition: Cälus' allerreinstes Blut und sonderlich durch den vermittelst des aller aufgedunsenen Superlativ so nahe vor die Phantasie gebracht, daß er den Augen derselben unmöglich entgehen kann. Dieser Superlativ hat nicht sowohl das Ansehen eines ästhetischen Epithets, als vielmehr eines logischen Bestimmungswortes, so daß der Geist nicht mehr umhin kann, seine Aufmerksamkeit auf die Ursache dieser so ängstlichen, pünktlichen physiologischen Bestimmung hinzulenken. Und wenn er das tut, worauf stößt er alsdann in Cälus' allerreinstem Blute? Wahrlich auf nichts Ästhetisches.

Ob sich die Beiwörter gelinde und still zur Wogenflut schicken, daran dürfte ebenfalls zu zweifeln sein. Eine Wogenflut scheint vielmehr eine heftige starke Bewegung der Wogen zu bezeichnen. Doch dies möchte allenfalls noch hingehen; aber unmöglich hingehen kann es, daß der Dichter einem männlichen Wesen, dem Ozean, einen Schoß beilegt, welchem sich die Liebesgöttin entwindet. Besser geschieht dieses aus einem weiblichen, aus Amphitritens Schoße. — Der Ausdruck Göttin Venus Aphrodite, V. 3 der 1. A., klingt ungefähr ebenso poetisch als der Professor Bürger in Göttingen. Das zweimalige wand in der 2. A. taugt ebenfalls nichts. Womit verdient denn die Vorstellung des Loswindens diese Wiederholung? Sie geschah lediglich, um den Vers ohne Mühe zu füllen. Das ist aber ein armseliger Behelf eines faulen Versifikators. Die Beiwörter des Schoßes, geheimem, verborgnem, waren sehr müßig und entbehrlich. Was kommt denn hier auf die Vorstellungen der Heimlichkeit und Verborgenheit an? Nichts, gar nichts! Der Schoß des Ozeans ist freilich geheim und verborgen; allein geheim oder offenbar, auf Venus' Geburt hat das nicht den mindesten Einfluß. Jedes andere diesen Schoß charakterisierende Beiwort hätte ebensogut hier stehen können; und wenn so etwas stattfindet, so werden die Beiwörter zu Lückenbüßern.

Die des Reimes wegen von ihren Substantiven durch die folgenden Verse abgerissenen Beiwörter grauen und blauen verursachen einen Fehler, der nur höchst selten verziehen, niemals aber gut geheißen werden sollte. In der Reihe der durch Wörter bezeichneten Vorstellungen gibt es einige, die durch keinerlei Art von

Pause, selbst nicht durch die kleinste, ohne Übelstand getrennt werden können. Dahin gehören vornehmlich die Substantive mit ihren Bestimmungswörtern, die der Verstand auf das engste miteinander verbindet. Nun verlangt aber das Ohr nach jedem durchlaufenen Rhythmus seine Pause; und gesetzt, daß es seiner Forderung vergessen könnte, so würde es doch durch den Anklang des Reimes daran erinnert werden. Diese Pausen muß dem Ohre der Verstand entweder von selbst darbieten oder wenigstens aus Nachsicht bewilligen, wo er sich allenfalls eine kleine Trennung der Vorstellungen gefallen lassen kann; keineswegs aber darf sie das Ohr dem Verstande abzwingen. Nun kann und wird der Verstand niemals bewilligen, daß ein von ihm innigst verbundenes Ganzes getrennt werde, dergleichen das Substantiv mit seinen Bestimmungswörtern, nämlich dem Artikel, dem Pronomen, dem Zahlworte und dem Adjektive ausmacht.

Erlaubt und verzeihlich sind jedoch dergleichen Trennungen in einigen Fällen. Sie sind erlaubt, wenn mehrere Adjektive einem Substantive zur Bestimmung dienen. Denn alsdann fallen zwischen die ersten von ihnen kleine Verstandespausen, und mit einem Adjektiv, nach welchem eine solche Pause eintritt, kann man den Vers allenfalls wohl schließen, und den folgenden Vers mit den noch übrigen Adjektiven, niemals aber unmittelbar mit dem Substantiv anfangen. Das letzte ist gleichwohl in dem obigen Abschnitte, V. 6, mit Ozean, und V. 8 mit Wasserungeheuern auf eine unangenehme und verwerfliche Weise geschehen. — Verzeihlich möchte übrigens die Trennung alsdann sein, wenn man ohne sie, nicht etwa bloß einen neuen, seltenen, schönen Reim (denn so viel ist solcher wohl schwerlich wert), sondern mit dem Reime auch einen schönen Gedanken schlechterdings aufgeben müßte. Aber dieser müßte doch sehr vortrefflich sein. Denn man erkauft ihn doch immer durch einen Fehler; und überwiegt die Schönheit nicht diesen Fehler sehr merklich, so verbannt man lieber beide und sieht sich nach anderen Schönheiten um, bei denen man keine Fehler mit in den Kauf zu nehmen braucht. Dem wackeren, rüstigen, seines Stoffes, seiner Sprache, seines Verses mächtigen Dichter muß dies fast niemals unmöglich sein.

In meiner obigen Stelle wird das Enjambement, wie es die Franzosen nennen, um so widerwärtiger, da es zweimal hintereinander vorkommt, und die beiden Beiwörter grauen und blauen weder etwas vorzüglich Schönes in ihrem Klange, noch auch, wenn man dies etwa nicht einräumen will*), in ihrer Bedeutung haben.

*) Völker von feinen, für Wohlklang gebildeten Ohren scheinen von unseren vollen und breiten Diphthongen au, eu, ei, ai eben keine Freunde zu sein. (B.)

Ich habe schon vorhin zu erkennen gegeben, daß mir ein ästhetisches Beiwort alsdann müßig oder doch ziemlich unbedeutend zu sein schiene, wenn man es mit vielen anderen ebensogut ersetzen kann. Man überlege, ob dies nicht der Fall mit den angeklagten sei. Sie verraten zu sichtbar das Bedürfnis des Verses und des Reimes. R.s Zusammensetzung silbergrauen mißfällt mir noch mehr. In der poetischen Welt dürfte wohl weder das Silber grau, noch das Graue silbern sein; und wenngleich hier und da von einem silbergrauen Haar die Rede ist, so bleibt doch immer noch die Frage, ob diese Zusammensetzung schicklich und ob silberweiß nicht eine schönere Vorstellung sei. Dem sei indessen wie ihm wolle, so fühlt es sich leicht, daß diese Bestimmung nur zur Ausfüllung des Verses hinzugekommen sei.

Auch die Auseinanderzerrung in angestaunet, V. 7, ist meinem Gefühle zuwider. Sie scheint mir den Vers schlaff zu machen, und dem Ausdrucke die Kongruenz mit dem Begriffe zu nehmen. Da die Grammatik, ob sie gleich die Flexionssilben zunächst in ihrer Vollständigkeit dargestellt wissen will, dennoch in vielen Fällen die Zusammenziehungen keineswegs verbietet, sondern es dem Ohre und dem Geschmacke des Redenden oder Schreibenden überläßt, nach Beschaffenheit der Umstände Gebrauch davon zu machen, so würde ich in dem gegenwärtigen Falle außer dem Verse sicherlich angestaunt gesetzt haben. Denn das neulich von Herrn Bartels, einem sonst einsichtsvollen und gelehrten jungen Manne, in Vorschlag und, leider! auch sogleich in Ausübung gebrachte Mittel, unserer Sprache durch Einschiebung der längst ausgestoßenen unbetonten Flexions=e Geschmeidigkeit und Wohlklang zu verschaffen, ist ein Einfall, womit Herr Bartels vermutlich allein bleiben dürfte. Wir haben dieser schändlichen unbetonten e, denen auch Herr Adelung das Wort redet, ohnehin schon so viele in unserer Sprache, daß es vielmehr verdienstlich sein würde, ihrer noch einen guten Teil wegzuschaffen. Es fehlt uns freilich gar sehr an Vokalen; und kann Herr Bartels deren auch nur wenige andere, als unbetonte e, herbeischaffen, so soll er mir ein sehr großer Apoll sein. Hierzu scheint aber keine Aussicht, ja es scheint überhaupt nicht einmal Hoffnung vorhanden zu sein, daß unsere Sprache einen nur einigermaßen beträchtlichen Grad der Geschmeidigkeit und des Wohlklanges, als sie jetzt hat, noch erlangen werde. Ein Schriftsteller und besonders ein Dichter von feinem Ohre kann freilich durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprech= und Schreibgebrauch verändern, und wenn für einen notwendigen Begriff gerade kein anderes als ein in jeder Verbindung übelklingendes Wort vorhanden ist, so muß er

sich dessen bedienen, er mag sich auch sträuben wie er will. Wenn ich gerade die Vorstellung eines Seufzers brauche, was für ein Mittel bleibt mir übrig, dem schändlichsten Worte auszuweichen? Denn schändlich ist es doch offenbar, wenn man auch gleich keine sospiri oder soupirs daneben hält. Soll ich etwa ein unbetontes e einschieben und Seufezer sagen? Nun wahrlich! damit möchte doch verzweifelt wenig gewonnen sein.

Ein nicht unbeträchtliches Mittel, unserer Sprache mehr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Wohlklang durch Hinwegschaffung einiger harten Konsonanten und Konsonantenverbindungen zu erwerben, wüßte ich allenfalls; und dieses würde darin bestehen, daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen sich selbst überlassenen Sprechgebrauches, gewisse auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hilfe zu kommen suchte. Alsdann müßte aber unseren deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verboten werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu verfertigen. Diese Leute stiften neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenngleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unleugbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sei, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nötigen suchen, bei seinen einmal gegebenen Gesetzen auf immer zu beharren, vielleicht bloß damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden. Das ist gerade ebensoviel, als wenn ein Rechtslehrer, der irgend ein Landrecht in ein Lehrbuch bringt, welches er zwar aus den für jetzt bestehenden Landesverordnungen zu schöpfen sich für verbunden erachtet, gleichwohl sich herausnehmen wollte, dem höchsten, von seiner Wenigkeit ganz unabhängigen Gesetzgeber zuzumuten, daß er seine Verordnungen ewig unverändert lasse, damit nur sein Büchlein hübsch im Gange bleibe. Eine höchst unverschämte Zumutung! Gleichwohl machen unsere Sprachlehrer sich ihrer bald mehr, bald weniger schuldig. Sie wissen, daß eine lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben quoad praeteritum nicht das mindeste dawider; sie richten ihre grammatischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharrt, für richtig. Was ist z. B. richtiger, Mädchen oder Mägdchen? Kein heutiger

vernünftiger Sprachlehrer wird leugnen, daß man lieber Mädchen als Mägdchen sagen und schreiben müsse, ob dieses gleich ehedem richtiger war. Und warum? Weil es der Gebrauch so verordnet, welchem Mädchen mit Recht besser klingt als Mägdchen. Es gab eine Zeit, da wohl jedermann Jungfrau sagte und schrieb; damals war Jungfrau allein und ausschließlich, jetzt ist aber auch Jungfer recht, und jenes ist nur für die höheren und feierlicheren Gattungen des Ausdrucks noch im Gange. Was ehedem vielleicht durchgängig Knopflauch hieß, heißt jetzt mit größerem Rechte Knoblauch. Man liest jetzt nur höchst selten noch eilf, und hören tut man es fast gar nicht, sondern elf. Und so ist es mit unzähligen anderen Wörtern ergangen. Nach wessen Vorschrift sind sie verändert? Wahrlich nicht nach der Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist. Zuverlässig räumen dieses vernünftige Sprachlehrer ein; aber warum verwehren denn nun eben diese vernünftigen Herren dem Sprachgebrauche, quoad futurum noch ähnliche Veränderungen vorzunehmen? Was untersteht sich denn ein inkonsequenter Mensch es zu tadeln, wenn jemand z. B. dem harten ohrfolternden fordern das weichere wohlklingendere fodern vorzieht, wie ich allerdings gefunden habe? Würde er nicht vollends wie ein Besessener schreien, wenn jemand, einer überaus merklichen Neigung des hochdeutschen Redegebrauches gemäß, für Kopf — Kopp, für klopfen — kloppen, für Pfropf — Propp, für Pflanze — Flanze, für nicht — nich u. s. w. zu schreiben anfinge? Und doch muß wohl etwas Ähnliches ehedem ohne alles Geschrei stattgefunden haben, weil wir sonst sehr viele harte Töne der älteren Sprache noch jetzt aussprechen und schreiben müßten. Schriee nun der unsinnige Mensch nicht so scheußlich, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß in noch nicht hundert Jahren die abscheulichsten aller Töne, wie z. B. pf, ganz und gar aus unserer Sprache, zu ihrem sehr großen Gewinne, verbannt sein würden. Wahrlich, es ist ein höchst erbarmenswürdiger Anblick, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Elendeste, was er einmal in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen, recht wie gewisse Christen, die sich lieber tot schlagen, als den Teufel nehmen ließen. Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantasierende Sprachphilosophie, wie etwa die weiland Moritzische, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden versteht.

Manche, wenngleich nicht alle, ja, nicht einmal die meisten alten Wörter und Wortformen haben sowohl in Ansehung der Bedeutung als auch des Klanges offenbare Vorzüge vor den neueren.

Wagt es nun jemand, dergleichen wiederherzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegenmeckert. Wir sagen jetzt von Tal in der Mehrheit die Täler; ehedem sagte man unendlich wohlklingender die Tale. Man versuche es nur und schiebe im folgenden Verse von Stolberg:

In deinen Wonnetalen, Elysium . . .

den alten Talen die neuen Täler unter! Der müßte doch ein arges Fell vor den Ohren haben, der diese jenen vorziehen wollte. Gleichwohl habe ich gefunden, daß die Tale statt der Täler in Rezensionen bemeckert worden sind. Sollte man darüber nicht ungeduldig werden? Ist denn das recht, ihr Herren? —

Ich weiß freilich wohl, was ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen: Was dieser oder jener einzelne, oder was einige wenige aufbringen, ist noch nicht Sprachgebrauch, und deswegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemals auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung emporkommen, wenn ihr immer mit der erhobenen grammatischen Keule bereit steht, sie totzuschlagen, sobald sie sich nur blicken läßt? Laßt sie doch ruhig ihr Heil versuchen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist sie nicht wert angenommen zu werden, so wird sie bald von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule so viel Gutes zurückschreckt, daß man es nur eurer Achtlosigkeit verdanken muß, wenn sich dennoch hier und da etwas durchschleicht. Was habt ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Entstehen des Sprachgebrauches und seiner Veränderungen? Etwa ebenso seltsame als Adelung, wenn er den Schriftstellern die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abspricht? Wenn dieses ist, so muß ich, da ich doch einmal von meinem Ziele abgeschweift bin, noch ein Wort weiter hierüber reden. Adelung sagt in seinem Buche über den Stil, einem Werke, welches für die ästhetischen Gattungen des Vortrags ebenso großen Schaden, als für die logischen Vorteil zu stiften imstande ist, mit dürren Worten: „Die Verdienste des Schriftstellers um die Sprache bestehen weder im Empfinden noch Ausbilden, sondern bloß in einer größeren Reinigkeit und in einer sorgfältigeren Auswahl, als der flüchtige und schnell vorübergehende Ausdruck in den meisten Fällen gestattet.“ Die Gründe, womit er diese Behauptung unterstützt, scheinen sehr unzulänglich zu sein und keineswegs das zu erweisen, was sie erweisen sollen. Er sagt: Sprache ist das gemeinschaftliche Eigentum der ganzen Gesellschaft. Sie folgt dem jedesmaligen Grade des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart im ganzen. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft muß sich

also dem jedesmaligen Zustand seiner Sprache gemäß ausdrücken, wenn er anders verstanden oder gern gehört, gern gelesen sein will. Nun sind aber die Schriftsteller nur einzelne Glieder der Gesellschaft; also müssen sie sich dem jedesmaligen Zustande der Sprache gemäß ausdrücken. Sie dürfen also nicht schaffen und nicht ausbilden.

Was ließe sich nicht alles hiergegen sagen? Daß man nicht sein eigenes kauderwelsches Deutsch reden und schreiben dürfe, wenn man anders verstanden und gern vernommen sein will, das versteht sich von selbst. Aber gleichwohl liegt es am Tage, jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehnt merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luthers Zeiten! — Nun, wo sind denn diese Veränderungen hergekommen? Nach Adelungs Vorstellungsart hat sie der jedesmalige Grad des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart des ganzen Volkes hervorgebracht. Allein heißt denn das wohl etwas anders gesagt, als: Die gesamte hochdeutsche Gesellschaft hat jede einzelne Veränderung einstimmig und aus voller Kehle sich zugeschrien? Welche Behauptung! — Die Sache verhält sich aber unstreitig ganz anders. Eine jede Sprachveränderung muß sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sei wer er wolle, herschreiben. Dieser einzelne gibt gleichsam den Ton an. Hiernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungsart und den Geschmack des größten Teils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sei oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen und geschwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem anderen aber wird das Gegenteil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's versieht, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervorgebracht hätte.

Dieses Entstehen der Sprachveränderungen dürfte Adelung wohl nicht imstande sein abzuleugnen. Allein er wird weiter sagen: Gut! Hierzu bedarf es aber nicht eben eines Schriftstellers. Dazu gehört nur ein Mann von einem solchen Grade der klaren Vorstellungsart und des Geschmackes, der mit der Vorstellungsart und dem Geschmacke der ganzen Nation im Gleichgewichte steht. Ein solcher hat ebensoviel Recht, die Sprache zu bereichern und auszubilden, als der Schriftsteller. — Ich antworte: Was das Recht betrifft, so bin ich vollkommen damit einverstanden. Hier ist aber nicht die Rede von dem Rechte, sondern davon, wer öfter, wer all-

gemeiner, wer mit glücklicherem Erfolge für Bereicherung und Ausbildung der Sprache wirken kann und in der Tat auch wirkt. Da fällt nun, wie mir deucht, offenbar das Übergewicht auf die Seite des Schriftstellers. Denn einmal wird billig vorausgesetzt, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntnis und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sei als der große Haufe der übrigen, selbst aus den oberen Volksklassen. Er wird bei längerer Muße schärfer nachdenken und beurteilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nötig sei, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener sein, als wenn ebendasselbe etwa ein anderer im flüchtigen mündlichen Ausdrucke tut. Hiernächst wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterem Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter als der Alltagsplauderer, das Bedürfnis fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Vorausgesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem Publikum beliebt ist, und also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter sein und bleiben, als wenn ebendieselben von einem anderen, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn ebendasselbe etwa in den oberen Volksklassen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, aufgekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würde! — Man findet daher überall, daß eine Sprache nur alsdann erst recht erweitert, verfeinert und ausgebildet wird, wann recht viele Schriftwerke darin abgefaßt werden. Wäre seit Luthers Zeiten unsere Schriftstellerei in einen Stillstand geraten, oder hätten alle Schriftsteller seit Luthers Zeiten Adelungs Theorie befolgt, hätten sie sich zur Einkleidung ihrer Gedanken der Sprache schlechterdings nicht anders bedient, als etwa die oberen Volksklassen in Obersachsen sie lieferten, hätten sie höchstens darunter nur ausgewählt, keineswegs aber neue Wörter, neue Wortformen, neue Verbindungsarten eingeführt, hätten sie also nicht in der Tat erfunden und ausgebildet, würde unsere Sprache alsdann wohl die Stufe ihrer gegenwärtigen

Vollkommenheit erstiegen haben? Das könnte wohl nur ein Haberecht behaupten, mit welchem sich gar nicht vernünftig streiten ließe.

Also haben ganz unstreitig die Schriftsteller einen überaus großen, ja, den größten Anteil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer herrschsüchtige Sprachmeister mit Keulen vor sie hintreten. Auch dürfen ebensowenig die Schriftsteller nach unumschränkter Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen das höchste Sprech- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohlgefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon irgend jemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so fragen? Ist es nützlich, ist es notwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schon vorhandenen Gangbaren? — Nun, daß jedermann von Verstand und Geschmack gleiches Recht hierin mit dem Schriftsteller habe, das wird kein vernünftiger und billiger Mensch leugnen. Daß aber der allgemein beliebte und gelesene Schriftsteller von Verstand und Geschmack weit öfter Gelegenheit habe, dieses mit glücklicherem Erfolge zu tun, das ist wohl ebenso unleugbar. Es geschieht so auch wirklich. Wohlgeratene Neuerungen der Schriftsteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, trotz allem anfänglichen Geschrei pedantischer Sprachmeister. Es würde aber noch besser gehen, wenn nicht so viel geschrien würde. Besser? Ha, auch in vielen Stücken noch schlechter! kann man mir einwerfen. Ja, wenn jeder Schriftsteller so viel Verstand und Geschmack hätte, als er zu haben sich einbildet, so möchte man sie nur schalten und walten lassen. Da aber Superklugheit und Verbesserungskitzel oft zu den tollsten Einfällen verleiten, so müssen Sprachfiskäle vorhanden sein, deren Anklagen dem besorglichen Unwesen steuern. — — —

Im Anschlusse an Bürgers Abhandlung lassen wir hier die „Nachtfeier der Venus" in der Gestalt folgen, in welcher sie der Dichter in die 3. (Pracht-)Ausgabe seiner Gedichte aufnehmen wollte, deren Erscheinen er jedoch nicht mehr erlebte.

Die Nachtfeier der Venus.

1. Vorgesang.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Pantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!

Golden über Tal und Hügel
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit.
Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blütenzeit.
Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hegt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt.
Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,
Wann die Knospe sich entfaltet,
Wann die Hyazinthe blüht.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Heller, goldner, rosenröter
Bricht uns dieser Morgen an,
Als das erste Licht, da Äther
Mutter Tellus liebgewann,
Da sie von dem hehren Gatten
Floren und den Lenz empfing,
Und der erste Maienschatten
Um die schönsten Kinder hing.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Hoch im Lichte jener Szene
Wand aus Amphitritens Schoß
Cypris Anadyomene
Sanft die schönen Glieder los.
Ahndend, welch ein Wunder werde,
Welch ein Götterwerk aus Schaum,
Träumten Himmel, Meer und Erde
Tief der Wonne süßen Traum.
Als sie, hold in sich gebogen,
In der Perlenmuschel stand,
Wiegten sie entzückte Wogen
An des Ufers Blumenrand.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

2. Weihgesang.

Auf, und stimmt zu Cypris' Feier,
Stimmt ihn an, den Weihgesang!
Töne drein, gewölbte Leier!
Hall am Felsen, Widerklang!
Morgen ziehn sie ihre Tauben
Feierlich in unsern Hain,
Und die höchste seiner Lauben
Nimmt sie als ihr Tempel ein;
Morgen sitzt sie hier zu Throne,
Morgen blinkt ihr Richterstab;
Wie zur Strafe, so zum Lohne
Spricht sie mildes Recht herab.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Eilt, den Thron ihr zu erheben,
Eilt in froher Harmonie!
Blumenschmuck soll Flora weben,
Flora, blumenreich durch sie.
Spend, o Göttin, jede Blume,
Die auf deinen Beeten lacht,
Spende zu des Festes Ruhme
Deine ganze Farbenpracht!

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Samt den Charitinnen waltet
Neben ihr zugleich ihr Sohn.
Festlich, Hand in Hand gefaltet,
Stehn wir um den Götterthron.
Alle Nymphen sind geladen.
Nymphen aus Gefild' und Hain,
Dreaden und Najaden
Werden um die Göttin sein.
Liebevoll von ihr berufen,
Huldigt alles seiner Pflicht.
Knie an Knie erfüllt die Stufen
Um das hohe Throngericht.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Ha, wie froh heran zum Feste
Schon der Nymphen Scharen ziehn!
Amor grüßt mit Huld die Gäste:
Doch die Gäste meiden ihn. —
Nymphen, die sein Köcher schreckte,
Seht ihr nicht, was Amor tat,
Daß er Wehr und Waffen streckte,
Daß er sich in Frieden naht?
Heut' entwaffnen ihn Gesetze,
Die er achtet, die er scheut,
Daß er nicht ein Herz verletze,
Wenn es gleich ihm Blöße beut.
Aber weislich, Nymphen, brüstet
Ihr euch nicht, und scheut ihn doch:
Denn den Waffenlosen rüstet
Seine ganze Schönheit noch.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Nymphen, rein wie du an Sitte,
Du, o keusche Delia,
Sendet dir mit Gruß und Bitte
Venus Amathusia;
Unsern Feierhain beflecke
Morgen weder Blut noch Mord,
Deiner Jagd Getöse schrecke
Nicht des Hains Bewohner fort!
Selber wäre sie erschienen,
Selber hätte sie gefleht:
Doch sie scheute deiner Mienen,
Deines Ernstes Majestät.
Weiche bei Aurorens Scheine!
Venus Amathusia
Walt' allein in diesem Haine!
Weich', o keusche Delia!

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Freundlich von Gesicht und Herzen,
Lüde sie auch dich mit ein,
Freut' es dich, der Liebe Scherzen,
Ernste Jungfrau, dich zu weihn;
Freut' es dich, von Jubelchören
Drei geweihte Nächte lang
Aphroditens Lob zu hören
Und beglückter Herzen Dank;
Freut' es dich, in Wirbelreigen
Paar an Paar uns munter drehn
Und, umhüllt von Myrtenzweigen,
Liebetraulich ruhn zu sehn. —
Denn den Helden, der am Indus
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres und den Gott von Pindus
Lud die Göttin freundlich mit.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

3. Lobgesang.

Ha! Schon naht der Tag der Feier:
Auf, beginnt den Lobgesang!
Töne drein, geweihte Leier!
Hall am Felsen, Widerklang!
Aphroditens Hauch durchdringet
Bis zur leeren Ätherflur,
Wo die letzte Sphäre klinget,
Jeden Puls der Weltnatur.
Ewig weht er, fort zu nähren
Jene wunderbare Kraft,
Die durch Zeugen und Gebären
Ewig neue Wesen schafft.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Wie die Braut an Hymens Feste,
Prangt durch sie die Frühlingsflur.
Blüte ziert des Baumes Äste,
Wie Rubin und Perlenschnur.
Bellis*), Primel, Maienglocke,
Purpurklee und Thymian,
Krokus mit der goldnen Locke
Schmücken Feld- und Wiesenplan.
Auf dem Gartenbeet entfaltet
Sie der Tulpe Prachtgewand;
Aber holder noch gestaltet
Dich, o Rose, Cypris' Hand;
Ihrer zarten Dornenwunde
Dankest du dein sanftes Rot,
Deinen Duft dem süßen Munde,
Klagend um Adonis' Tod.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Sie beglückt, was im Gefilde,
Sie, was Odem zieht im Hain.
Wie der Herde, so dem Wilde
Flößt sie ihr Entzücken ein.

*) Bellis (lat.) = das Gänseblümchen.

Wohl gedeiht die Luft der Gatten,
Wohl durch sie im Mutterschoß;
Ohne Weh im Myrtenschatten
Windet sich ihr Segen los;
Denn es war die Flur der Hirten —
Alte Sage macht es wahr —,
Wo sie selber unter Myrten
Ihren Amor uns gebar.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Sie erlöst' Anchisens Laren,
Als die Glut sein Haus umfing;
Sie aus tausend Meergefahren,
Was der Flammenwut entging.
Sie erwarb dem biedern Sohne
Fern von Troja Weib und Land.
Rheens unentweihte Zone
Löste sie durch Mavors' Hand.
Heil durch Liebesbund und Frieden,
Gegen Rächerzorn und Macht,
Schenkte sie den Romuliden
Zur geraubten Freudennacht.
Roma, deine Tapfertäter,
Wunder für der Nachwelt Ohr,
Deine weisen edeln Väter
Gingen all' aus ihr hervor.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Schall, o Maigesang! Erschalle,
Cythereens Hochgesang!
Tal und Hügel feiern alle,
Wald und Flur sind Feierklang.
Horch! Der Herde Jubellaute
Schallen dort vom Anger ihr;
Leiser tönt im Heidekraute
Reger Bienen Chorlied hier.
Lärmend ruft das Hausgefieder
Ihr vom Weiher Dank empor;
Und die Vögel edler Lieder
Opfern Wohllaut ihrem Ohr.
Schmelzend flötet Philomele
Tief im dunkeln Pappelhain.
Liebe tönt aus ihrer Seele;
Klage kann ihr Lied nicht sein.
Längst ist Tereus Wut vergessen,
Längst vergessen ihr Verlust.
Maigefühl und Liebe pressen
Sanfter ihre zarte Brust.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Sänger, Chor an Chor, verbreiten
Aphroditens Lob umher.
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
Stimmet mich kein Frühling mehr? —
Ha! Erwachte nicht im Lenze
Meine Brust zu Lieb' und Sang,
So entwelkten mir die Kränze,
Die ins Haar mir Phöbus schlang.
Phöbus, müde mich zu lehren,
Nähme Stimm' und Laute mir,
Säng' ich, Mai, nicht dir zu Ehren,
Nicht zu Ehren, Liebe, dir.
Auf denn, wann im grünen Hage
Neu ihr Bett Aëdon*) baut,
Werd', o Lied, am ersten Tage
Mit Aëdons Gatten laut!

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut'!

Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst.

Der ältere Plinius erzählt, dem griechischen Maler Timanthes sei das Genie vorzüglich hold und gewärtig gewesen. Denn als er die von den Rednern — vermutlich Kunstschwätzern — so sehr gerühmte Opferung der Iphigenia gemalt und an allen Umstehenden, besonders an dem Oheim, die ganze Charakteristik des

*) Aëdon (griech.) = die Nachtigall.

Kummers bereits erschöpft gehabt hätte, so habe er das Angesicht des Vaters verschleiert, weil er dessen Schmerz nicht mehr kräftig genug habe ausdrücken können.*)

Es ist allerdings sehr möglich, daß der gute Timanthes weiter nichts als das mit diesem so berühmten Schleier habe sagen wollen. Ebenso möglich ist es aber auch, daß es dem guten Plinius und allen Schwätzern, denen er etwa nachschrieb, ebenso gegangen sei, als es den Schwätzern noch alle Tage geht, wenn sie dem Künstler Absichten anräsonnieren, an die er vielleicht nicht im Traume gedacht hat. Ich darf mich hierbei auf die Erfahrungen aller Dichter und Künstler an den Kommentarien ihrer Werke berufen, die sie mehr als einmal bei lebendigem Leibe still lächelnd haben lesen müssen. Dies ist nun an sich nichts weniger als ein Wunder. Denn welches Forschers Geist kann sich immer so tief und innig in den Geist des Künstlers versenken, um etwas mit Sicherheit auszumachen, welches dieser oft selbst nicht recht weiß; nämlich, was für Bestimmungsgründe jeglichen seiner Schritte zum Ziele geleitet haben?

Hätten jedoch Plinius und seine Leute recht, so deucht mir, daß bloß um eines Einfalls willen, womit der Künstler sich aus einer selbstgemachten Verlegenheit helfen mußte, von seinem Genie kein solches Aufheben hätte gemacht werden sollen. Jene Verschleierung wäre alsdann noch nicht so viel wert gewesen als ein Bonmot, womit noch alle Tage ein munterer Kopf einen Verstoß in Worten oder Handlungen augenblicklich wieder gut macht. Sie wäre ein Kunststückchen gewesen, das auch leicht ein langsamer Alltagskopf hätte erfinden können; ein armseliges Kunststückchen, welches nunmehr, nachdem es nur ein einziges Mal vorgemacht worden, von jedem noch so armseligen Stümper auf den allerersten Versuch herzlich leicht nachgemacht werden könnte.

Niemals aber ist das wahre Genie in den Stunden seiner Kraft ein solcher armer Stümper. Es hat des Stoffes eher zu viel als zu wenig und ist weit minder um den Vorrat, als um den schicklichen Gebrauch desselben verlegen. Wenn ich daher dem Maler Timanthes wahres Genie, wenn ich ihm diejenige Fülle der Begeisterung zutrauen soll, in welcher gleichsam ein überirdischer Strahl von oben die ganze wirkliche und idealische Natur umher aufdeckt und erleuchtet, so muß ich ihm auch so viel Vorrat an mannigfaltigen Kummerzügen zutrauen, um ein jedes, selbst das Angesicht

*) Hist. Nat. L. XXXV. c. 10. Timanthi vel plurimum affuit ingenii. Eius enim et Iphigenia oratorum laudibus celebrata; qua stante ad aras peritura, cum moestoe pinxisset omnes, praecipue patruum, cum tristitiae omnem imaginem consumsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere. (B.)

des leidenden Vaters, in vollkommener Natur und Wahrheit darstellen zu können. Hätte er aber, was sich doch ohne Unbesonnenheit kaum behaupten läßt, den ganzen möglichen Vorrat bereits an Nebenpersonen verschwendet, so hätte sich Timanthes unstreitig beträchtlicher Fehler schuldig gemacht. Er hätte mit seinem Stoffe übel haushgehalten und besonders die poetische Wahrheit dadurch nicht wenig verletzt, daß er den Nebenpersonen Züge aufgeladen, die bloß der Hauptperson gebührt hätten.

So wäre denn ja Timanthes wohl gar über etwas zu tadeln, weswegen ihn die Kunstmagister seit Jahrtausenden gelobpriesen haben? Freilich, wenn die Magister die Ursache seines Verfahrens richtig erklären. Allein, kommt diese Entdeckung nicht fast ein wenig zu spät? Ist sie nicht schon um deswillen verdächtig? Und wird sie nicht durch die allgemeine Bewunderung vernichtet, die diese Verschleierung hervorbrachte? Sie muß also doch wohl das Ihrige gewirkt haben. — Ei, wer leugnet denn dieses? Auch ich finde sie, so gut als alle Magister der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, höchst zweckmäßig, höchst vortrefflich. Aber nicht um jenes Grundes, sondern um ihrer Wirkung willen, die immer ebendieselbe bleibt, der Künstler mag nun aus dieser oder einer anderen Absicht, mit oder ohne Bewußtsein, also zu Werke gegangen sein.

Es pflegt nicht selten zu geschehen, daß die kunstrichternde Vernunft und das Genie auf einerlei Ziel, wiewohl aus sehr verschiedenen Absichten, lossteuern. Die gute Matrone bildet sich dann ein, sie führe das Ruder, und das Genie folge lediglich ihrer Leitung. Im Grunde aber ist dieses bloß seinem eigenen Willen gehorsam. Wenn beide hernach am Ziele sind, so beschäftigt sie allzusehr das Vergnügen glücklicher Erreichung, als daß sie sich da noch über ihre zweierlei Beweggründe entzweien sollten.

Könnte dies nicht gerade hier auch der Fall sein? Allerdings! Das Genie des Timanthes könnte nach ganz anderen, entweder klar und deutlich gedachten oder dunkel empfundenen Absichten also gehandelt haben. Aber wie kommen wir darüber zur Gewißheit? Alle Versuche dürften vielleicht vergeblich sein, wenn wir sie dem Timanthes nicht selbst abfragen könnten. Nun ist aber Timanthes längst tot; war auch vermutlich längst tot, als die Kunstrichter des Altertums über sein Werk räsonnierten. — Das beste hierbei ist, daß es eben nicht groß darauf ankommt, welche Hypothese sich in facto bestätigte. Uns kann genug sein, zu wissen, daß Timanthes ein Kunstwerk aufstellte und gewisse Teile desselben in einen Schleier verhüllte, welcher seine gute Wirkung tat. Was liegt uns daran, sein besonderes Warum zu wissen? Wir können dessenungeachtet noch allerlei Fragen bei der Betrachtung des Werkes selbst tun.

Und wenn wir die rechte Antwort darauf finden, so könnte vielleicht unsere Spekulation für andere Künstler, die sich des Schleiers bedienen wollten, nicht ganz ohne Nutzen sein. Wenn wir fragen: Was wirkt ein solcher Schleier? Warum wirkt er also? In welchen Fällen und in welchem Maße kann oder soll sich ein mit weiser Besonnenheit verfahrender Meister sowohl der bildenden als redenden Kunst desselben bedienen? — so können wir das besondere Beispiel des Timanthes, das uns bloß zur schicklichen Einleitung in unsere Materie diente, beinahe ganz verlassen und uns zu einer weit fruchtbareren Allgemeinheit erheben.

Ehe wir uns aber näher einlassen, muß noch dies bevorwortet werden, daß hier gar nicht die Rede sein soll von der Verschleierung solcher Dinge,

quae tractata nitescere non possnnt,

noch viel weniger solcher, welche nicht nur nichts Angenehmes, sondern sogar etwas Unangenehmes wirken. Denn was hierin Rechtens sei, das ist ebenso schwer nicht auszumachen, und ist durch Regeln unter mancherlei Einkleidungen, wie z. B. diese:

Non tamen intus
Digna geri promes in scenam, ...
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coqnat exta nefarius Atreus etc.

längst ausgemacht, obgleich nicht immer befolgt worden. Die Rede ist hier vielmehr davon: Die Kunst wirft bisweilen aus sehr weisen Ursachen über gewisse Teile ihres Werkes, welche in der Darstellung nicht nur kein Mißvergnügen, sondern sogar Vergnügen erwecken würden, einen Schleier, und erreicht dadurch Wirkungen, die der Ursache entsprechen. Noch mehr! Die Kunst soll und muß das bisweilen tun, wenn sie nicht schlechterdings die einzige rechte Wirkung ganz verfehlen will. Es ist nicht Unvermögen des Genies oder der Kunst, diese Teile in natürlicher oder idealischer Wahrheit, ja sogar Schönheit, auszubilden und darzustellen. Das würden in der Tat Genie und Kunst nicht selten können. Aber sie wollen es nicht; sie dürfen es nicht wollen. Und warum nicht? Darum nicht, weil auch das Vollkommenste, was hierin objektiv selbst ein Gott zu leisten vermöchte, dennoch subjektiv nicht die Wirkung des Schleiers erreichen würde.

Um hierüber etwas Gründliches und Lehrreiches auszumachen, werden wir etwas weit ausholen, werden wir uns in die Tiefen der Seelennatur senken und versuchen müssen, ob wir aus so manchen ziemlich dunkeln Gängen dieses Schachtes etwas zu Tage fördern können. Sollte dieses auch nichts Gediegenes sein, nun so ist es doch auch vielleicht nicht ganz taube Stufe, und was wir nicht scheiden konnten, das scheidet vielleicht ein anderer. Auch veranlassen wir vielleicht geübtere Bergleute, uns mit besserem Glücke nachzufahren. —

Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern.

„Das müßte aber doch mit dem T . . . . l zugehen, wenn gar auf der Welt Gottes nichts wider den schurkischen Büchernachdruck helfen sollte!“ — So erinnere ich mich öfters gegen diesen und jenen Buchhändler aufgefahren zu sein, wenn er mich aus meiner Geduld herausgeseufzt, geklagt, geschimpft, geflucht und gesakramentiert hatte. — „Ach!“ war die Antwort, „dawider hilft nichts. Wie vielerlei ist nicht schon umsonst versucht? Gesetze, Privilegien, Satiren und die kräftigsten Trümpfe sind vergeblich gewesen und werden es sein. Selbst das strengste allgemeinste Gesetz in Deutschland würde dawider nicht alles ausrichten. Was ist vollends zu erwarten, da so viele Fürsten sich noch nicht schämen, den Stehler in ihren Ländern zu hehlen? Neulich haben wir uns fast an die sechzig bis siebzig schriftlich verbrüdert, wir wollten keinen Nachdruck unter unserem Sortimente gestatten. Alles umsonst! Die ehrlicheren Buchhändler, wenn sie schon selbst nicht nachdrucken, wollen oder können dessenungeachtet nicht Umgang nehmen, dem Nachdrucker seine Ware abzukaufen und weiter zu verhandeln.“

Nun wohlan denn! sprach ich zu mir selbst, raff dich einmal auf, mein Verstand, und spanne alle deine Segel bis an die Wimpel aus. Wäre es ja doch nichts Geringes, wenn du allein ausführtest, was so mancher Gelehrte, so mancher raffinierte Buchhändler, was kein deutscher Potentat, was Kaiser und Reich mit aller ihrer Macht zusammengenommen, ja selbst der fürchterliche Friedrich Eckardt*) mit seiner Knute und giftigen Skorpionen nicht vermochten.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Liebe Leute, der hiatus geschah bloß des Spaßes und der Vorrede wegen. Denn der Vorschlag, den ich euch darlegen will, und seine Erfindung bedurften ganz und gar so großes Hilfholens nicht. Schon längst lag er mir, wie euch allen, vor der Nase. Der Unterschied zwischen mir und euch war nur der, daß ich kurz vor mir hinsuchte und fand, ihr aber ohne Not eure Blicke ins Weite schosset und nicht fandet; wie denn dies gar oft der Fall auf Erden zu sein pflegt. Wenn ich euch mein Projekt werde entwickelt haben, so wird es gehen wie bei dem Ei des Kolumbus: ja wahrhaftig, das ist auch wahr! werdet ihr sagen. Nun zur Sache!

Gibt es unter allen deutschen Buchhändlern nur fünfzig, frei und rein von allen Nachdrucksünden, und sie wollen nach meinem

*) S. Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg, über eine auf Joh. Chr. Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift. 1776, 8. Friedrich Eckardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tob. Göbhardt. 1776, 8. Fliegende Blätter, die keinem unbekannt sein sollten, der echten Witz, Satire und Laune zu fühlen weiß. (B.)

Vorschlage handeln, so getraue ich mich, ihnen zu versprechen, daß ihnen hinfort der Nachdruck nicht nur keinen sonderlichen Schaden mehr zufügen, sondern daß dieser räuberische Vogel Greif ganz und gar mit Leib und Seele zu Grunde gehen soll.

Der meiste Büchernachdruck geschieht, wie das Gaunern und Stehlen überhaupt, um des schnöden Gewinstes willen. Nur selten mag er aus Mutwillen oder Rache gegen diesen und jenen rechtmäßigen Verleger ausgeübt werden. Gäbe es nun ein Mittel, dem Nachdrucker den schnöden Gewinn oder seine Rache nicht nur gänzlich zu vereiteln, sondern ihm sogar noch obendrein ein beträchtliches Loch in seinen eigenen Beutel zu machen, so müßte ihn ein böser Geist plagen, wenn er noch weiter nachdrucken und in seinen eigenen Eingeweiden wüten wollte.

Ein solches, und wie mich dünkt, sicheres Mittel aber ist: die Einrichtung einer förmlichen Assekurationssozietät und Kasse, aus welcher dasjenige Mitglied, welchem ein Verlagsartikel nachgedruckt wird, eine solche Vergütung erhält, daß es von dem Tage an, da der Nachdruck erscheint, seinen Artikel wenigstens um die Hälfte wohlfeiler als der Nachdrucker verkaufen kann, und welche Sozietät noch überdies sich erlauben mag, den Nachdrucker mit Repressalien zu strafen, ihm seine sonst rechtmäßigen Artikel, wenn er deren hat, wieder nachzudrucken und um ein halbes Spottgeld zu verkaufen oder gar zu verschenken.

Das ein solches Institut, wenn es nur einmal erst da wäre, den Zweck vollkommen erreichen werde, daran habe ich zwar selbst mit Gewalt zu zweifeln versucht, aber nicht vermocht. Ich sollte also denken, daß auch kein anderer daran zweifeln könnte. Ob aber die Einrichtung so leicht oder gar überall möglich und tunlich sei, das ist eine andere Frage. Ich muß also den Vorschlag weiter und so deutlich als möglich zu entwickeln versuchen.

Wollten die angenommenen Fünfzig — wären es mehrere, desto besser! wären es aber auch zehn weniger, immer auch noch gut! — wollten sie, sage ich, sich bloß dahin verbrüdern und verbinden: dafern einem von uns ein rechtmäßiger Verlagsartikel nachgedruckt wird, so wollen wir untereinander ihm eine zu gleichen Teilen von uns zusammengeschossene Vergütung dergestalt tun, daß er seinen Artikel um die Hälfte wohlfeiler als der Nachdrucker geben kann, so dürfte wohl solche Verbindung wegen folgender Schwierigkeiten bei weitem nicht hinlänglich sein:

1. Vielleicht gibt der Beschädigte bei eintretendem Falle den Schaden nicht richtig, sondern zu hoch an, und denkt schlecht genug, seine Mitgenossen über die Gebühr in Kontribution zu setzen.

2. Sollte der Beschädigte jedesmal bei seinen neunundvierzig Mitgenossen umherwandern und von ihnen die Beiträge einsammeln, so möchte es wohl gute Weile haben, ehe er alles zusammenbrächte. Mancher Beitrag bliebe vielleicht gar im Lause. Mühe und Korrespondenz hätte er umsonst. Porto und andere Auslagen — Mahnen und Warten — wieder mahnen und wieder warten — kurz, hundert Inkonvenienzen würden ihm die Vergütung erschweren, versalzen und am Ende wohl gar großenteils zu Wasser machen.

3. Es fehlt einer solchen Einrichtung ein fest genug eingerammelter Mittelpfahl; es fehlt an Banden, die Mitglieder hinlänglich daran zu fesseln. Der müßte die Menschen, ihren Eigensinn, ihre Grillen und Launen im geringsten nicht kennen, der sich einbilden wollte, ein solches so schwach ineinander gefügtes Gebäude könne lange Bestand haben. Ein Hauch der Wetterlaune eines einzigen Krauskopfs könnte die ganze Herrlichkeit, wie der Wind die Spreu, zerwehen, der äußeren ungleich mächtigeren Stürme, denen ein solches Gebäude ausgesetzt sein wird, nicht zu gedenken.

Diesen und anderen Inkonvenienzen abzuhelfen, muß zugleich eine gemeinschaftliche Assekuranzkasse an einem gewissen und bequemen Orte, unter landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht, unter sicherer, kluger und fleißiger Verwaltung errichtet und unterhalten werden. Über die Einrichtung einer solchen Kasse muß ich mich näher erklären. Die Antworten auf folgende Fragen werden hinlängliche Erläuterung enthalten.

1. Woher soll die Grundlage kommen?
2. Wie soll die Kasse unterhalten und vergrößert?
3. Wie weit vergrößert?
4. An welchem Orte?
5. Unter welcher Gestalt landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht?
6. Von wem und wie verwaltet? Und endlich
7. Nach welchen Gesetzen soll überhaupt die Sozietät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgesetzt werden?

1. Woher soll die Grundlage zur Assekuranzkasse kommen?

Jeder der fünfzig Verbündeten müßte ein Gewisses, etwa 50 Rtlr. aus seiner Tasche hergeben. Dies wird ja hoffentlich nicht zu viel sein, da ich wohl annehmen kann, die Sozietät bestehe größtenteils aus Hundert-, aus Fünfzig-, Dreißig- und Zwanzig-, wenigstens doch aus Zehn- und Fünftausend Taler-Leuten. Nur ein einziges Mal auf der Messe minder locker gelebt, so sind diese 50 Rtlr. schon reichlich wieder erspart. Kurz, der müßte ein arm-

seliger Buchhändler sein, der nicht einmal 50 Rtlr. zu einem so nützlichen Endzwecke aus seiner Handlung entbehren könnte. Überdies wird diese Auslage, wie ich unten zeigen werde, in der Folge mit Wucher wieder in eines jeden Tasche zurückkehren. Sonach hätte die Sozietät eine Kasse von 2500 Rtlr. beisammen, woraus schon der erste von ihr, dem ein Artikel nachgedruckt würde, ja vielleicht schon der zweite und dritte, wenn die Artikel anders nicht allzu kostbar wären, welche jedoch schon an sich selbst, der Kostbarkeit wegen, dem Nachdrucke nicht so sehr ausgesetzt sind, Schadenersetzung bekommen könnte. Wollen und können die Zusammentretenden die erste Einlage noch größer machen, so wird es noch sicherer und besser sein.

Allein, auf diese Weise könnten die Nachdrucker die Kasse bald sprengen; und immer wieder von neuem, wie im Anfange, einzulegen, möchten die Mitglieder bald überdrüssig werden. Diese Betrachtung leitet mich auf

2. Woher soll die Kasse unterhalten und vergrößert werden?

1. Durch die Zinsen, welche die erste Grundlage abwerfen kann. Denn natürlicherweise darf das Kapital nicht tot im Kasten liegen, sondern muß gegen Verzinsung sicher in eine Bank oder Handlung gelegt werden, von wannen man zu allen Zeiten soviel man braucht prompt zurückziehen kann.

2. Jedes Mitglied muß, ungeachtet des bereits hergegebenen Fonds, dennoch hernach seine Verlagsartikel, die es gegen den Nachdruck gesichert wissen will, besonders auf eine gewisse bestimmte Summe, vor dem Verkaufe bei der Sozietät oder deren Direktion einzeichnen lassen und davon gewisse bestimmte Prozentgelder an die Kasse entrichten. Die einzuzeichnende Summe müßte, wenn man richtig zu Werke gehen wollte, nicht nur die auf den Artikel verwandten Kosten, sondern auch den daraus zu hoffenden Profit in sich begreifen. Es hat z. B. einer von dem Artikel eine Auflage von 1000 Exemplaren gemacht. Er hofft, sie ganz abzusetzen; und setzt er sie ganz ab, so kommen ihm an verwandten Kosten und Profit 1000 Rtlr. ein; dann lasse er diesen Artikel auf 1000 Rtlr. hoch assekurieren und bezahle von dieser Summe die Prozentgelder.

3. Da solche Assekurationseinzeichnungen auch von Fremden, die in der Sozietät nicht mit begriffen sind, angenommen werden können, und höchst wahrscheinlich vorfallen werden, so mag man auch diese unter die Zuflüsse der Kasse mitzählen. Beiläufig aber merke ich an, daß diese viel höhere Prozente als die beständigen Mitgenossen

erlegen müßten, und aus der Kasse, außer der Sicherheit für ihren einzeln eingezeichneten Artikel, keinen von den Vorteilen genössen, deren, wie unten vorkommen wird, die ordentlichen Mitgenossen sich zu erfreuen haben.

Diese besondere Einzeichnung ist ein wichtiger Hauptumstand, der niemals abgeschafft werden darf, wenn die Sozietät mit ihrer Kasse Bestand haben soll. Denn außerdem, daß

a) die Kasse dadurch immerwährende Nahrung und Wachstum erhält, wird

b) der Vorteil gewonnen, daß die wahre, mit Kosten und Profit verhältnismäßige Vergütungssumme schon vor dem eintretenden Falle des Nachdruckes bestimmt ist. Es wird also verhindert, daß niemand ins Gelag hinein den Wert seines zu verassekurierenden Artikels angebe; indem, je höher einer assekurieren läßt, je mehr Prozentgelder er geben muß. Auch fällt alle nachherige Berechnung, Schikane, Aufenthalt u. s. w. gänzlich weg.

Drei Prozent — vielleicht noch weniger, ich will aber einmal so viel setzen — wäre wohl für ein ordentliches Mitglied als vollkommen hinlänglich zu achten. Denn ich darf annehmen, daß meine fünfzig Sozietätsgenossen so ansehnliche Buchhändler sind, daß durch die Bank jeder von ihnen jährlich auf 2000 Rtlr. hoch einzeichnen lassen werde. Es würden also von 100000 Rtlrn. die Prozentgelder 3000 Rtlr. jährlich betragen. Dieser Zuwachs, die Einkünfte von fremden Einzeichnungen noch nicht einmal mitgerechnet, würde sehr ansehnlich und vollkommen hinreichend sein. Denn es ist zu bedenken, daß nach gemachter Einrichtung der Nachdruck die Ohren gar mächtig sinken lassen und die Kasse in der Folge selten oder niemals einen Stoß davon auszuhalten haben werde.

Wenn aber dem also ist, so wird die Kasse ohne Not ins Unendliche vergrößert werden, und mit der Zeit den beträchtlichsten Teil des Nutzens, den die Buchhändler durch den kaputgemachten Nachdruck zogen, in sich verschlingen. So wünschenswürdig die anfängliche Vergrößerung zur Konsistenz und Dauer des ganzen Instituts wäre, so überflüssig und lästig würde sie für jedes Mitglied werden, wenn die Größe die Gebühr und Notdurft übersteigen sollte. Es fragt sich also

3. Wie weit soll die Kasse vergrößert werden?

Es wird auf die Interessenten ankommen, ihr ein gewisses Maß und Ziel zu setzen. Diesen aber wird es im Grunde nichts schaden und kosten, wenn sie selbige so anschwellen lassen, und hernach in solcher Stärke erhalten, daß sie wenigstens fünfzig ansehnlichen Nach-

drucken die Spitze auf einmal zu bieten vermag. Denn es ist möglich, daß die Nachdrucker, wie wohl öfters Spitzbuben aus Verzweiflung getan, sich zusammenrottieren und die Assekuranzkasse durch mehrere Nachdrucke auf einmal zu sprengen versuchen. Also muß man immer gegen einen stärkeren Angriff gerüstet sein, als wahrscheinlich zu erwarten steht.

Wenn nun aber die Kasse dieses oder ein anderes vorgesteckes Ziel erreicht hat, was ist dann anzufangen? Soll sie dann etwa sich bloß durch sich selbst nähren? — Hierzu würde sie freilich imstande sein. — Und sollen alsdann die Assekurationseinzeichnungen, oder doch wenigstens die Prozentgelder von den Mitgliedern wegfallen? Letzteres nimmermehr! aus Ursachen, die ich oben schon angeführt habe. Vielmehr muß ein anderer Kanal eröffnet werden, vermittelst dessen die Kasse ebenso, wie aus den fünfzig Taschen der Mitglieder zusammengeflossen ist, wieder einen immerwährenden Aus- und Rückfluß mit Wucher in die Taschen der Interessenten erhält. Ich sage mit Wucher! Denn nicht nur dasjenige, was sie an einem Orte hineinfließen lassen, muß ihnen am anderen Orte der Rückfluß wieder zuführen, sondern dies muß sogar Zinsen mitbringen. Die Möglichkeit dessen ist aus folgendem klar. Was für Ausgaben wird die Kasse sonderlich haben? Höchstens weiter keine als die, welche allenfalls, jedoch selten genug, ein Nachdruck oder die Besoldung der Direktion und Verwaltung veranlassen möchte. Diese Ausgabe aber muß gegen dasjenige, was die Kasse an Zinsen und Prozentgeldern für fremde Assekuranzen abwerfen kann, nur ein sehr Geringes betragen. Überdies läßt sich vielleicht eine Operation anstellen, vermöge welcher das Hauptkassenkapital sich ungleich ansehnlicher als durch eine bloße zinsbare Ausleihung verinteressieren könnte. Wie wäre es z. B., wenn die Sozietät eine Buchhandlung anlegte?

Was aber die Art und Weise des Kassenabflusses betrifft, so schlage ich, weil mir nichts anderes gleich beifällt, von Zeit zu Zeit eine simple bare Verteilung unter die ordentlichen Mitgenossen vor, wovon die Fremden, die keine ordentlichen Mitglieder sind, ungeachtet sie wenig oder viel mögen haben einzeichnen und assekurieren lassen, ausgeschlossen sein müssen.

Da aber ein jedes Mitglied seinen fünfzigsten Teil an dem Eigentum des beständigen Hauptstockes hat, so fragt sich: Wie es damit zu halten sei, wenn ein Mitglied bei seinem Leben oder durch seinen Tod aus der Sozietät abtreten sollte? — In diesem Falle muß es ihm oder seinen Erben vergönnt sein, seinen Anteil ganz herauszuziehen. Entweder kauft ihm alsdann ein anderer denselben ab und stammt sich auf diese Weise zur Mitgliedschaft an des Abgegangenen Stelle ein, oder es ist die ganze Sozietät gehalten, den

Abgehenden oder dessen Erben aus der gemeinschaftlichen Kasse abzufinden.

Was hat nun der Abgehende eingebüßt? Gesetzt, er habe schon seit geraumen Jahren den Kassenüberschuß als Verzinsung seines Kapitals gezogen, so zieht er nun am Ende das Kapital selbst zurück. Nichts hat er also verloren. Was verloren? — Hat er nicht den enormen Nutzen gewonnen, daß sich kein Nachdrucker unterstanden hat, ihm viele Tausende zu Wasser zu machen?

4. An welchem Orte soll die Kasse und, sozusagen, das Hauptquartier der ganzen Sozietät sein?

Die Antwort kann kurz sein. Wo anders als zu Leipzig, wo der Hauptmittelpunkt des ganzen deutschen Buchhandels ist und wohin jeder Buchhändler des Jahres wenigstens einmal reist.

5. Was für Gestalt soll die landesherrliche Bestätigung und Oberaufsicht, die dem Institute notwendig sein will, haben?

Jedermann sieht leicht, daß, wenn ein solches Institut vorhanden sein sollte, die bisherigen Privilegien als überflüssig wegfallen und der Fiskus einiger Landesherren einen Zweig seiner Einnahme verlieren werde. Es will daher nötig sein, um der Mißgunst auszuweichen, daß die Sozietät sich wenigstens einen Fiskus zum Protektor und Freunde mache. Welcher andere sollte das sein als der kursächsische, da dieser vorher von den Bücherprivilegien das meiste mit einzukommen hatte, und da das Hauptquartier der Sozietät und Kasse in einer kursächsischen Stadt ist? Mit kursächsischer Landesregierung müßte also um ein Äquivalent für die wegfallenden Privilegien gehandelt, es müßte von ihr Protektion und Bestätigung der Sozietät, ihrer Einrichtung und ihrer Gesetze, es müßte von ihr eine Kommission zur Direktion und Oberaufsicht über die Verwaltung und über den Gang der ganzen Maschine erbeten werden. Ohne diese landesherrliche Protektion, Bestätigung und Oberaufsicht kann, wie aus den Antworten auf die folgenden Fragen noch weiter erhellen wird, das Institut weder in Gang kommen, noch im Gange erhalten werden.

6. Von wem und wie soll die Kasse verwaltet werden?

Daß die Verwaltung von der Direktion und Oberaufsicht verschieden sei, ist wohl überflüssig zu sagen. Jene nimmt Gelder ein, gibt Gelder aus, und führt Rechnung darüber; alles nach den Gesetzen einer ordentlichen, vorteilhaften Haushaltung. Diese hingegen ist Zuschauerin, sieht überall nach dem Rechten und läßt sich die Rechnung mit vorlegen. Jene wird aus den Mitteln der Sozietät, diese

aber von der Landesregierung bestellt und angeordnet. Zwei Hauptpersonen, die kautionsfähig sind und in Eid und Pflicht genommen werden müssen, und wovon die eine Rechnung, die andere aber Gegenrechnung führt, scheinen hinlänglich zu sein. Diese könnten ansehnliche, in Leipzig wohnende Buchhändler und Mitglieder der Sozietät sein. Sie müssen für ihre Dienste, sowie etwa die sonst noch erforderlichen Personen, besoldet werden.

7. Nach welchen Gesetzen soll überhaupt die Sozietät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgesetzt werden?

Wenn die Fünfzig zusammengetreten sind, ihre Einlage gemacht, landesherrliche Protektion, Bestätigung und Oberaufsicht durch Kommissarien erlangt, und Kassenverwalter bestellt haben, so hält die Sozietät

1. Einmal alle Jahre allgemeine Zusammenkunft. Diese geschieht auf derjenigen Messe, da die Buchhändler untereinander abrechnen und welche mithin von den meisten Buchhändlern bereist wird. Zu dieser Zusammenkunft hat jedes Mitglied entweder persönlich oder durch Bevollmächtigte freien Zutritt und Stimme. Auf diesen Zusammenkünften legen die Kassenverwalter Rechnung von dem verflossenen Jahre ab und erhalten darüber Entlassung. Es wird über Wohl und Wehe der Sozietät Rat gepflogen und desfalls die Notdurft für die Zukunft durch die meisten Stimmen verordnet und festgesetzt. Es werden die im verflossenen Jahre vorgekommenen Nachdrucksvergütungsfälle vorgelegt, untersucht, entschieden, und die Vergütungsgelder ausgezahlt.

Die landesherrliche kommissarische Direktion hat hierbei folgendes zu tun:

a) Sie läßt die anwesenden Mitglieder früh genug auf bestimmte Tage an einen gewissen Ort zusammenladen. Wer da weder persönlich noch durch Bevollmächtigte erscheint, auf den wird nicht geachtet, und er muß sich das gefallen lassen, was die Anwesenden beschließen.

b) Sie haben in der Versammlung den Vorsitz, und, weil sie Rechtsverständige sein müssen, so sehen sie dahin, daß überall nach den Sozietätsgesetzen aus gemeinen Rechten verfahren werde. Daher kann kein Sozietätsschluß, welchem diese Direktion nicht beitritt, für gültig geachtet werden. Sollten sich aber die Sozietät und ihre Direktion nicht vereinbaren können, so wird die Entscheidung höheren Ortes gesucht.

c) Sie tut von allen Dingen den Vortrag; und auch dasjenige, was ein oder anderes Mitglied besonders vorgetragen wissen will, muß durch sie geschehen, oder sie muß, daß das Mitglied

den Vortrag selbst verrichte, die Erlaubnis erteilt haben. Sie fordert zum Sprechen auf und gebietet Schweigen, damit kein polnischer Reichstag entstehen möge.

Damit aber diese Direktion, als von der Landesregierung allein angeordnet, nicht etwas Gehässiges bekommen möge, so ist es gut, aus den Mitteln der Sozietät selbst eine oder zwei Personen dazu zu ordnen.

2. Über alles, was in der Sozietät oder deren Versammlung verhandelt wird, muß schriftliche Registratur geführt und ein Archiv unterhalten werden. Jedem Mitgliede muß frei stehen, in die Akten zu schauen.

Was aber endlich den Hauptzweck der ganzen Einrichtung, nämlich die Vergütung des Nachdruckes, betrifft, so müßte nach folgenden Gesetzen verfahren werden:

1. Die Assekurationseinzeichnungen müssen sowohl von Mitgliedern als Fremden vollkommen vor dem angefangenen Abdrucke des Artikels gemeldet, und zugleich die bestimmten Prozentgelder entweder bar oder durch annehmliche Anweisungen erlegt werden.

2. Diese Anmeldung und Erlegung der Prozentgelder kann zu allen Zeiten von einem Abwesenden schriftlich an die Direktion und Verwaltung geschehen. Jene erteilt darüber einen Assekuranzschein und diese die Quittung über bezahlte Prozentgelder.

3. Ohne daß die Prozentgelder sogleich bar erlegt oder der Verwaltung annehmlich gesichert werden, wird die Einzeichnung nicht angenommen. Hat die Verwaltung dennoch die Einzeichnung und die Ausfertigung des Assekuranzscheines geschehen lassen, so muß sie für das Einkommen der Prozentgelder haften. Daher gibt die Verwaltung allemal zur Ausfertigung des Assekurationsscheines ihre Einwilligung.

4. Wer rechtlich überführt werden kann, daß er nicht vor angefangenem Abdruck seines Artikels den Assekuranzschein gelöst hat, dem wird bei vorkommendem Nachdruck nicht nur nichts gut getan, sondern er ist auch noch überdies seiner Prozentgelder verlustig.

5. Bei der Einzeichnung wird der Titel des Buches, die Bogenzahl, Beschaffenheit des Papieres, Druckes und der Kupferstiche, die Anzahl der Auflage, und endlich die Assekurationssumme, welche Kosten und Profit der ganzen Auslage in sich begreift, angemeldet. Die Ursachen dieser Ausführlichkeit sollen weiter unten noch angeführt werden.

6. Ist nun solchergestalt die Einzeichnung ordnungsmäßig geschehen und es ereignet sich ein Nachdruck, so macht der rechtmäßige Verleger, sobald er von dem Dasein des Nachdruckes und seinem Preise vergewissert ist, nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch

durch Briefe an diejenigen Buchhandlungen, an welche er Exemplarien überlassen hat, bekannt, daß der Preis nunmehr nach dem Sozietätsprinzipium herabgesetzt sei. Von dieser Zeit an muß das Buch nicht nur bei dem Verleger, sondern in allen Buchhandlungen um den herabgesetzten Preis zu haben sein; und der Verleger muß die aus der Kasse empfangene Vergütung auch allen seinen Abnehmern pro rata zufließen lassen und desfalls mit ihnen zurückrechnen.

Hierbei fragt sich's, ob außer den Buchhändlern auch den Bücherliebhabern, welche vor entstandenem Nachdrucke um den ersten höheren Preis Exemplare gekauft haben, die nachherige Herabsetzung des Preises zu gute kommen und das bereits bezahlte Plus zurückgegeben werden müsse? — Wenn ich annehmen könnte, daß alle Buchhändler, die dem Hauptverleger Exemplare abgenommen haben, so ehrlich wären, bei vorfallender Herabsetzung des Preises die Zahl ihrer alsdann noch vorrätigen Exemplare richtig anzugeben, so würde ich antworten: Was um den ersten Preis einmal an Bücherliebhaber verkauft ist, das bleibe auch darum verkauft! — Allein, da es sich wahrscheinlich zutragen wird, daß vor Herabsetzung des Preises schon hie und da von Buchhändlern Exemplare verkauft sind, und wahrscheinlich mancher Schlechtdenkende zur Erhaschung eines Vorteilchens sich gelüsten lassen möchte, gegen den Hauptverleger zu behaupten, er habe für den ersten höheren Preis nichts verkauft, indem man ihn des Gegenteiles nicht leicht überführen könnte, so antworte ich nunmehr aus dieser Betrachtung: Auch dem einzelnen Käufer, der den ersten höheren Preis schon erlegt hat, muß, wenn er sich anders darum meldet, der herabgesetzte Preis zu gute kommen. Solchergestalt fällt, deucht mich, der Unterschleif ziemlich weg. Der ganze Handel ist klar. So viel Exemplare ein Buchhändler von der Verlagshandlung genommen hat, auf so viele leistet ihm diese Vergütung. Meldet sich ein einzelner Käufer binnen einer gewissen Zeit, etwa binnen fünf Monaten a dato der Bekanntmachung, nicht um die Zurückgabe des bezahlten Plus bei demjenigen, von welchem er sein Exemplar gekauft hat (von einem anderen wird ihm, des besorglichen Unterschleifes wegen, darauf nichts gut getan), so ist das Plus an diesen verfallen, und er hat solches mit Recht.

7. Das Dasein des Nachdruckes wird durch ein oder mehrere Nachdrucksexemplare dargetan. Wie, wenn nun aber ein Nachdrucker, um der Sozietät und ihrer Kasse eins anzuhängen, auf den Einfall geriete, nur ein oder ein paar Exemplare nachzudrucken, um selbige in die Hände des rechten Verlegers zu spielen? Wie, wenn dies öfters versucht würde, um die Kasse durch öftere Aderlässe zu schwächen? — Der Kniff wäre freilich möglich und besorglich. Der Nachdrucker müßte denn freilich den Setzerlohn daran spendieren; aber er ersparte

doch eine ganze Auflage von Papier und den größten Teil der Druckerkosten. Wie, wenn sich vollends mehrere Nachdrucker zusammentäten und gemeinschaftliche Sache machten?

Durch dergleichen Spiegelfechtereien muß ein Institut, das auf so festen und sicheren Grundpfeilern ruht, sich nicht irre machen lassen. Ja, ich will es zugeben, daß dies einmal und mehrere Male geschehen könne und geschehen werde. Aber endlich wird der Nachdrucker eines Spaßes, der ihm nichts frommt, aber doch immer ein Ansehnliches kostet, indem der Setzerlohn eine Hauptpost der Ausgabe ist, überdrüssig werden. Denn das Wort Nachdrucker ist ein gleichbedeutender Ausdruck für Lumpenhund. Wie wollten aber die Kräfte eines Lumpenhundes hinreichen, die vereinigte Kraft von fünfzig vermögenden ehrlichen Leuten zu beugen? Mögen auch sich der Lumpenhunde mehrere vereinigen! Unter Schurken und Spitzbubengesindel kann keine Vereinigung von Bestand und Dauer sein; denn es fehlt ihnen die Hauptgrundfeste: Guter und redlicher Endzweck. Meine Sozietät wird immer das Stärkerrecht auf ihrer Seite behalten. Das Komplott der Niederträchtigen kann nicht immer verborgen bleiben, ihre Kabalen müssen offenbar werden; und sind sie offenbar, so müßte es nicht gut sein, wenn man nicht neue Maßregeln, sie zu vereiteln, erfinden könnte.

Da aber keine Gesellschaft so gut und auserlesen sein kann, daß nicht ein räudiges Schaf darunter sein sollte, so ist es möglich, daß unter meiner Sozietät Niederträchtige sind, denen es einfallen kann, folgenden oder einen anderen ähnlichen Betrug zu spielen. Es hat z. B. einer auf einen Artikel, der nicht gehen will, ansehnliche Kosten verwendet und eine übermäßige Auflage davon veranstaltet, der könnte sich einfallen lassen, ein oder zwei Exemplare heimlich solchergestalt umsetzen und abdrucken zu lassen, daß sie wie Nachdruck aussähen. Nun setzte er den Preis des Artikels herunter, produzierte die falschen Nachdrücke bei der Sozietät, verlangte und erhielte ordnungsmäßige Vergütung? — Ein solcher Ehrloser, wenn er des Betruges überführt würde (und wahrscheinlich wird er es über kurz oder lang werden; denn nichts ist so klein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen), müßte durch Gesetze cum infamia von der Sozietät mit Verlust aller Vorteile auf ewig ausgeschlossen sein und er dürfte weder selbst, noch mit seinem Verlage jemals die Leipziger Messe wieder beziehen. Hätte er in Leipzig eine Niederlage, so müßte selbige halb der Sozietät und halb dem Fiskus anheimfallen. Der Denunziant müßte verschwiegen und ansehnlich belohnt werden.

8. Sind nun die unter den vorhergehenden sieben Nummern aufgeführten Erfordernisse beobachtet, so produziert der Beschädigte auf der nächsten Sozietätsversammlung:

a) Den Assekuranzschein.
b) Die Quittung über bezahlte Prozentgelder; beide in Originalen.
c) Er tut das wirkliche Dasein des Nachdruckes sowohl durch ein oder zwei Exemplare, als auch durch Vorzeigung der desfalls erhaltenen Briefe und Nachrichten dar.
d) Zugleich zeigt er ein Exemplar seines rechtmäßigen Verlagsartikels vor.
e) Endlich dokumentiert er durch ein oder zwei gedruckte öffentliche Blätter, daß er den Preis seines ihm nachgedruckten Artikels herabgesetzt und bekannt gemacht habe.

Sind nun alle diese Punkte hinlänglich erledigt, so schreitet die anwesende Sozietät zur Stimmensammlung über die Vergütung. Der Beschädigte muß hierbei abtreten, indem niemand in einer sein eigenes Interesse betreffenden Sache seine Stimme geben darf. Sprechen die meisten Stimmen ihm die Vergütung zu, so erhält er darüber einen von der Direktion unterzeichneten Sozietätsschluß und daneben eine Anweisung zur Auszahlung der Vergütungsgelder an die Kassenverwaltung.

Was aber die Vergütungssumme selbst betrifft, so bestimmt sich diese von selbst folgendermaßen:

Z. E. die Auflage war 1000 stark, assekuriert zu 1000 Rtlr. Der rechtmäßige Verleger verkaufte das Exemplar um 1 Rtlr. Nun kommt Nachdruck. Der Nachdrucker verkauft das Exemplar um 16 ggl.; mithin setzt jener den Preis seiner Ausgabe auf 8 ggl. herab. Die Sozietät vergütet ihm also zwei Dritteile der Assekurationssumme mit 666 Rtlr. 16 ggl.

Derjenige, welcher durch einen Sozietätsschluß sich beschwert erachtet, muß dagegen höheren Orts appellieren können. Jedoch müssen alle vorfallenden Streitigkeiten, die in die Sozietät schlagen, sehr kurz und summarisch abgetan werden. Die Sozietät selbst müßte die erste Instanz haben.

Hiermit hätte ich denn nun, was mir zur Erläuterung meines Vorschlages vorerst eingefallen war, an- und ausgeführt. Was ich oben in dem Hauptumrisse desselben von Repressalien gegen den Nachdrucker noch angehängt habe, will so viel nicht sagen. Denn selten wird man Gelegenheit zu Repressalien finden, weil die Nachdrucker größtenteils solche Kerle sind, die höchstens keinen anderen rechtmäßigen eigenen Verlag, als etwa christkatholische Makulatur haben. Wie mag man sie mit deren Nachdrucke strafen?

Noch eins ist zum Beschlusse übrig. Warum habe ich mir wohl die Mühe gegeben, dieses Projekt zu erfinden und so handgreiflich und tunlich zu entwickeln. — Etwa eine Ehrensäule in dem künftigen Versammlungssaale der Sozietät mir zu erwerben? Diese,

wenn ich sie auch verdiente, müßte ich dann doch wohl verbitten. — Etwa einen Beutel voll Pistolen zu erhaschen? — Darauf sich Rechnung zu machen, das hieße wohl weit von dem Ziele vorbeischießen. So freigebig sind die Menschenkinder nicht. — Etwa die Buchhändler zu bereichern und ihnen Gelegenheit zu geben, uns arme Bücherkäufer desto baß in Kontribution zu setzen? Bewahre der Himmel in Gnaden! Freilich insofern will ich jeden ehrlichen Mann mit Freuden bereichern, als er es nach Recht und Billigkeit verdient. Ich leugne nicht, daß Unwillen und Zähneknirschen über die Schurken, die da ernten wollen, wo sie weder geackert noch gesäet haben, zum Teil mir die Bekanntmachung dieses Vorschlages mit abgedrungen haben. Mein Hauptzweck aber ist, kurz zusammengefaßt, der: daß jedermann, sowohl Autor als Verleger und Käufer das Seinige erhalte.

Der Autor steht mit Recht obenan. Denn es ist himmelschreiend, daß derjenige, welcher mit Aufwand der Kräfte seines Leibes und seiner Seele ein unsterbliches Werk hervorgebracht hat, welches äußerlich vielleicht kein anderer Sterblicher hervorgebracht hätte, ein Werk, das Verleger, Buchhändler und Nachdrucker mästet und ein ganzes Land unterrichtet oder ergötzt, nicht einmal so viel Belohnung dafür haben soll, um die Apothekerrechnungen zu bezahlen. Soll der Gelehrte noch länger der Seidenwurm sein, der zum Behufe fremder Behaglichkeit und Pracht spinnen, und wenn er ausgesponnen hat, im Mangel vollends dahinwelken muß? Bisher hat wohl mancher Verleger dem armen Autor das ewige Thema vom Nachdrucke entgegengeschrien und unter diesem Vorwande das Honorarium bis zum schimpflichsten Trankgelde heruntergehandelt. Dieser Vorwand fällt durch mein Projekt weg. Es hindert nunmehr nichts, den würdigen Schriftsteller nach Würden zu belohnen. Denn das ist kein gültiger Vorwand, daß ein Verleger an dem guten Autor wieder erholen müsse, was er an einem schlechten, oder auch an einem solchen, dessen Werk trotz innerlicher Güte dennoch zu Makulatur wird, eingebüßt hat. An solchen Einbußen ist der Buchhändler selbst schuld. Warum versteht er sein Gewerbe nicht besser? Der Buchhandel ist fast der intrikateste von allen, und erfordert Kenntnisse und Spekulation, wie kaum ein anderer. Mag es nun wohl mit einigem Rechte, mit einiger Billigkeit der würdige populäre Schriftsteller entgelten, wenn der Herr Verleger s. v. ein dummer Teufel ist und sich entweder schlechten Verlag*) anschmieren läßt oder für einen guten Verlag schlechtes Sortiment eintauscht?

Der Verleger hat den zweiten Platz. Wer wollte nicht ihm, der

*) Ich nenne das hier schlechten Verlag, der für den Verleger im Abgange schlecht ausfällt. (B.)

seine Spekulation, seine Mühe und sein Geld an einen Artikel gewagt hat, einen ansehnlichen und sicheren Profit gönnen. Eben deswegen, weil in Ansehung der erforderlichen Klugheit, Kenntnisse und des dabei nie ganz zu entfernenden Risiko, der Buchhandel sich über den gemeinen Handel so sehr erhebt, bescheide ich mich gern, daß es niedrig und eigennützig von einem Gelehrten gedacht sein würde, wenn man dem edleren Handelsmanne keinen höheren als gemeinen handwerksmäßigen Profit, den leicht jede Eselei abwirft, zubilligen wollte. Seinen wohlverdienten und sicheren Profit aber wird er durch mein Projekt haben und behalten, wenn er gleich nunmehr den Autor vier- oder fünffach besser setzt, als derselbe bisher gestanden hat.

Endlich aber auch soll der Käufer das Seinige erhalten. Guten korrekten Druck auf gutem Papier für billige Preise. Gar ärgerlich ist es bisher zuweilen gewesen, wenn man auf halbem Löschpapier einen stumpfen Buchstaben in den anderen und eine Zeile in die andere geschoben hat lesen müssen. Hat man den Verleger wegen solcher Knauserei getadelt, so hat er sich gleich mit der Gefahr des Nachdrucks entschuldigt. Damit der Nachdrucker die Segel nicht noch mehr zusammenziehen möchte, so zog er sie lieber selbst so viel zusammen, als möglich sein wollte. Diese Maxime wird durch meinen Vorschlag überflüssig, ja selbst schädlich. Ein Buch, das gutes Äußerliche und lachendes Ansehen hat, verkauft und liest sich viel besser als ein makulaturähnlicher Wisch. Dessenungeachtet können die bisherigen Bücherpreise nicht nur beibehalten, sondern sogar herabgesetzt werden, ohne daß Schriftsteller und Verleger dabei einbüßen. Ja, wenn beide für ihren wahren Nutzen handeln wollen, so müssen sie die Preise herabsetzen. Sie erwecken dadurch bei dem Publikum Gunst und Liebe für die Sozietät und immer mehr Abscheu gegen den Nachdruck; sie befördern die Lektüre zu größerer Allgemeinheit unter den ärmeren Ständen und verschaffen sich dadurch immer mehr Absatz. Nichts ist dem Profit eines jeden Handels so nachteilig, als teure Warenpreise. Derjenige, der seine Waren überteuert, wenn er auch ein Monopolium hätte, wird gewiß niemals ein reicher gesegneter Handelsmann werden. Wollten nun etwa meine Sozietätsgenossen einen so üblen Gebrauch von ihrer Sicherheit gegen den Nachdruck machen, daß das Publikum um desto höhere Preise kaufen müßte, so werden Abnahme der Lektüre und Gelehrsamkeit, mithin verminderter Bücherabsatz und endlich Verfall des ganzen Buchhandels die unausbleiblichen Folgen ihrer unseligen Habsucht werden. Daher nehme die Sozietät, welche doch hoffentlich immer größtenteils aus richtig- und edeldenkenden Mitgliedern bestehen wird, und die landesherrliche Direktion auf diesen Umstand ein beständiges Augenmerk, damit auch kein einzelnes Mitglied sich gelüsten lasse, wider die

Maxime billiger und wohlfeiler Preise zu fündigen. Aus dieser Ursache muß auch allemal von dem assekurierten Artikel ein Exemplar nebst dem Preise von dem Verleger bei der Sozietätsversammlung produziert und angezeigt werden. Fände sich nun, daß einer den Preis in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Ware zu hoch gesetzt hätte, so muß die Sozietät sich's anmaßen dürfen, den Preis mit dem Werte in ein richtigeres Verhältnis zu setzen.

Ich werfe hiermit meinen Vorschlag ins Publikum. Edeldenkende und raffinierte Leute mögen ihn prüfen, berichtigen, erweitern oder zusammenziehen, ja, wenn er untunlich ist, ganz verwerfen. Er geht mich nun weiter nichts mehr an. Leid aber sollte es mir doch darum tun, wenn die Ausführung nicht durch seine innerliche Untunlichkeit, sondern durch Trägheit, Kleinmut, Blödsinn oder Wetterlaune der Buchhändler verhindert werden sollte.

Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte (1778).

Einige meiner bisher einzeln erschienenen Gedichte haben, das weiß ich gewiß, vielen wackeren Leuten gefallen, und von anderen, wofern eigenes Urteil nicht gänzlich fehlt, darf ich ein Gleiches vermuten. Der Entschluß also, sie in einem eigenen Band für meine Freunde zu sammeln, scheint keiner Entschuldigung weiter zu bedürfen. Denn warum sollte ich nicht in ein Haus gehen, wo ich nicht ungern gesehen zu werden hoffen darf?

Darum aber ist es mir noch lange nicht gemütlich, mit der Gebärde des Dünklings, die sich oft so gern für edlen Stolz verkaufen möchte, mein selbstzufriedenes Ich hier vor mir herzulächeln oder zu schnauben. Denn, wenn auch der Beifall, der mir widerfährt, wohlverdient und von unvergänglicher Dauer wäre, so weiß und fühlt es doch gewiß und wahrhaftig keiner meiner Brüder lebhafter als ich, daß es noch andere Verdienste zu Tausenden in der Welt gebe, denen das Verdienst, gute Verse zu machen, die Schuhriemen auflösen muß; wiewohl es nun freilich unleugbar der Lauf irdischer Dinge mit sich bringt, daß das Ehrensiegel auf der Stirn des Dichters heller und dauerhafter abgedruckt ist, als auf den meisten anderen. Ich selbst habe daher nie, weder mit Mund noch Herzen, das Aufheben davon gemacht, welches meine gütigen Freunde davon zu machen beliebt haben. Das werden mir alle diejenigen bezeugen, die je mit mir umgegangen sind, und ein scherzendes Eigenlob, womit ich wohl bisweilen zu spielen pflege, von dem ernstlichen zu unterscheiden wissen. Überdies weiß ich auch sehr gut, wie

leicht einem der Wind der Laune und Mode, selbst wider Verdienst, Beifall entgegenwehen, und wie geschwinde sich dieser oft wenden könne. Ich weiß sehr gut, daß nicht alle meine Gedichte allen, ja selbst meine besten nicht allen gefallen werden. Manche verdienen und erhalten vielleicht gar keinen Beifall. Denn der Geist hat, wie der Leib, seine Anwandelungen von Schwachheit; und nicht aller Menschen Seelen sind mit einerlei Saiten bezogen, nicht alle haben gleiche Stimmung.

Darum aber ist es mir wiederum noch lange nicht gemütlich, in dünnetuender Demut auf allen Vieren vor den Schemel der Kritik, sie sei welche sie wolle, zu kriechen, und für irgend eins meiner Werke um Gnade zu betteln. Denn ich lebe und sterbe des Glaubens, daß keinem darstellenden Werke, welchem die Natur lebendigen Odem in die Nase geblasen hat, tausend und abermal tausend Schemelrichter, — was, Schemelrichter? selbst Thronrichter nicht! nur ein Härchen krümmen können. Ich lebe und sterbe des Glaubens, daß tausend und abermal tausend Schemel- und Thronrichter zu ohnmächtig sind, ein an sich sieches Werk zu Gesundheit und Leben zu befördern. Mithin habe ich an diese Herren schlechterdings nichts zu bestellen.

Wandelt demnach hin, ihr Kinder meines Geistes und Herzens, schon von Haus aus mit eurem unvermeidlichen künftigen Schicksale geschwängert! Wandelt hin, entweder selbständig in angeborenem Vermögen, oder hinfällig durch eigene innere Schwachheit! Niemand kann euch nehmen, was ich euch gab; niemand geben, was ihr vor mir nicht empfinget. Nicht alle werdet ihr sterben; das weiß ich, das darf ich sagen, dessen darf ich mich freuen. Nicht alle werdet ihr im Strome der Zeit oben bleiben; das weiß ich ebensogut und darf es nicht verschweigen. Sollte ich aber drob zagen und trauern? Keineswegs! Um eurer gesunden Brüder willen mag man euch verzeihen. Und wenn ihr nun auch dahinsinkt, was ist es denn mehr? — Tausende sind vor euch versunken; Tausende werden euch nachfolgen, ohne von gesunden wackeren Brüdern zu Grabe gesungen zu werden.

Erreicht habe ich mein Ziel, worauf ich seit der Zeit, da die Begriffe von Natur und Wesen darstellender Bildnerei etwas mehr in meinem Kopfe sich aufgeklärt haben, meistens losgesteuert bin, wenn meine Lieblingskinder den mehrsten aus allen Klassen anschaulich und behaglich sind. Und warum sollte es mich nicht freuen, daß es bei verschiedenen, wo ich dies Ziel mit Vorbedacht scharf auf das Korn genommen hatte, und welche durch das Volk, — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe, — gäng und gäbe geworden sind, mir gelungen ist, zu bestätigen die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Achse ist, woherum meine ganze Poetik

sich dreht: Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig sein. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit!

Ich war erst willens, mein ausführliches Glaubensbekenntnis hierüber an diesem Orte in das Archiv meines Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunft niederzulegen. Da mir dies aber unter anderem auch die Enge des vorgesetzten Raumes verbietet, so bleibt es mir auf ein anderes Mal bevor, zu zeigen, wie eigentlich Volkspoesie, die ich als die einzige wahre anerkenne und über alles andere poetische Machwerk erhebe, beschaffen und möglich sei. Vielen von denen, die jetzt leben, ist das freilich Ärgernis oder Torheit. Aber Geduld! Das Joch,

Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Natur Recht vor dem Schulrecht.

Ich darf nicht schließen, ohne eins und das andere, was diese Sammlung im einzelnen betrifft, erst noch zu sagen.

Man hat mir erzählt, — denn ich lese solches Geschreibsel blutwenig und höre überhaupt lieber, was man hier und da sagt, als ich lese, was ein Stubenschwitzer schreibt, — erzählt hat man mir, daß hypochondrische oder hysterische Personen in einigen meiner Gedichte Anstoß und Ärgernis gefunden haben. Nachdem ich solche Stellen genau vor meinem Kopfe und Herzen geprüft, so habe ich befunden, daß das Ärgernis nicht sowohl gegeben als genommen war. Da es mir nun erlaubt sein wird, dafür zu halten, daß mein Kopf keinem Schafe, und mein Herz keinem Schurken gehöre, so habe ich solche Stellen getrost stehen lassen. Eine weitläufige Apologie dafür zu schreiben, hieße dem gesunden Menschenverstande ein Ärgernis geben. Denn es leuchtet schon an sich in jedes gesunde Auge, daß es jämmerliche Dummheit sei, die Mutter Gottes oder gar den Weltheiland für entehrt zu achten, wenn ein Dichter zur Erhöhung seines darzustellenden Ideals von vollkommener Weibesschönheit und Tugend hinzusetzt:

Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.*)

In der ersten Lesart stand zwar kaum, für nur; aber das ist nach Sinn und Sprache einerlei. Wenn der Mutter Gottes die höchste weibliche Schönheit und Tugend beigelegt wird, so dächte ich, selbst der strengste Katholik könnte nicht mehr verlangen. Eine Person aber muß schlechterdings in der Welt gewesen sein, die ihr

*) Die Verse finden sich in dem Gedicht „Gabriele" I. Bd. S. 29.

hierin am nächsten gekommen ist. Ist es denn nun wohl Sünde, wenn der Dichter sein Ideal auf die nächste Stufe unter ihr stellt? — Aber ich weiß wohl, woher sich so manche unsinnige Urteile entspinnen. Es singt wohl kein Dichter ein Liebeslied, das die Einfalt nicht seinen wirklich erlebten Liebesgeschichten anpaßt. Irgend ein Pinsel weiß vielleicht, daß der Dichter dies oder jenes Mädchen liebt oder geliebt hat. Nun fängt er an zu vergleichen, und da muß es freilich auffallend sein, das wirkliche Mädchen dem besungenen Mädchen der Einbildungskraft so weit nachstehen zu sehen. Aber wer heißt euch denn vergessen, daß Dichter — Dichter sind? Petrarcas Laura ist gewiß und wahrhaftig das nicht gewesen, was die unsterblichen Lieder des Dichters aus ihr gemacht haben. Mein erwähntes Lied ist eine Phantasie, im Geiste der Provenzal- und Minnedichter. Die Geschichte erwähnt nichts davon, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein Dichter über Stellen in den Bann getan worden wäre, worüber den Zeloten des achtzehnten die dummen Augen zum Kopfe herausschwellen.

Ja, wird man mir nun einwenden, dem gesunden Verstande hast du freilich kein Ärgernis gegeben; aber, Dichter, du solltest doch auch der Schwachheit schonen. Ich antworte hierauf: Es ist zwar wider meinen Charakter, die Schwachheit nur unschuldigerweise zu ärgern; aber sich auch immer und ewig nach ihr zu genieren, gibt der Menschheit kein Gedeihen. Ich hüte mich vor den Krankenstuben; wer heißt die Kranken zu mir kommen und von meinen Speisen naschen? Was ist wohl, ich will nicht sagen, Gleichgültiges, sondern selbst ausgemacht Gutes und Vortreffliches in der Welt, worüber sich schlechterdings keine schwache Seele ärgerte? Der Gläubige ärgert sich über den Ungläubigen; und der Ungläubige über den Gläubigen. Selbst über dich — wer steht dafür, daß nicht selbst über dich, o Johann Ahrends wahres Christentum, Tausende sich schon geärgert haben, Tausende noch ärgern werden?*)

Um derjenigen willen, die von der Originalität eines darstellenden Werkes und dem Verdienste seines Verfassers, Gott weiß! was für seltsame Begriffe haben, muß ich offenherzig gestehen, daß ich den Inhalt zu einigen Gedichten aus fremden Sprachen entlehnt habe. Man bilde sich aber nicht ein, als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetscht hätte. Öfters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte

*) Des braunschweigischen Generalsuperintendenten Johann Arnds (1555—1621) „Vier Bücher vom wahren Christentum" gehörten noch zu Bürgers Zeiten zu den meistgelesenen Erbauungsschriften.

ich deutsch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen. Wer von dem Verhältnisse dieser meiner deutschen Umbildungen zu den Originalen sich einen Begriff machen will, und etwa die wenigen englischen und französischen Stücke nicht bei der Hand hat, der vergleiche nur meine Nachtfeier der Venus mit dem lateinischen Pervigilium Veneris; oder noch näher, mein Zechlied mit seinem der Rarität und Schnurrigkeit wegen vorangesetzten Originale. So viel ich hier ungefähr dem Lateiner schuldig bin, so viel, oder nicht viel mehr, bin ich anderwärts dem Briten und Franzosen schuldig geworden. Indessen will ich doch, um die Literatoren der undankbaren Mühe des Nachspürens zu überheben, alles, was nicht ganz mein eigen ist, getreulich hier anzeigen. Die Nachtfeier, das Lied an Themire und das Zechlied führen das Bekenntnis an der Stirne. Das harte Mädchen, sowie das Lied an den Traumgott, haben, wenn ich mich recht erinnere, nur einige Stellen aus einem englischen Dichter, ich weiß wahrhaftig nicht mehr aus welchem? entlehnt. Es ist aber immer auch möglich, daß sie ganz mein eigen sind. Adeline ist, dünkt mich, nach Parnell; das Dörfchen nach Bernard; die beiden Liebenden nach Rochon de Chabannes; das vergnügte Leben nach Grecourt; der Bruder Graurock, die Entführung und des Schäfers Liebeswerbung sind nach altenglischen Gedichten in Percys bekannter Sammlung; und endlich zu der Umarmung hat, wenn mir recht ist, eine Elegie des Johannes Secundus Anlaß gegeben. So lang und nicht länger ist meine ganze Beichte. Kaum wär' ich schuldig gewesen, sie so gewissenhaft abzulegen. Allen übrigen wird der schärfste literarische Spürhund nichts Fremdes abriechen, es müßte denn sein, daß die Geschichte von Leonardo und Blandine in alten Novellen, unter dem Namen Guiscarda und Gismunda, ähnlich, die Schnurre der Weiber von Weinsberg aber in alten Chroniken vorkommt; und endlich die Handlung des braven Mannes als wahr erzählt wird. Wenn aber dies der Originalität Eintrag tut, so bleibt — si parva licet componere magnis — selbst Shakespeare der poetische Schöpfer nicht mehr. Einige wenige meiner Lieder sind in Ramlers lyrischer Blumenlese anders erschienen, als ich sie zuerst in den Almanachen gegeben hatte. Was ich für Verbesserung hielt, das habe ich hier aufgenommen. Wo mir aber die neue Lesart bloß Veränderung schien, da glaube ich berechtigt zu sein, die meinige vorzuziehen. Vielleicht irre ich sowohl hier als dort.

Zum Beschlusse muß ich noch etwas von meiner Rechtschreibung erwähnen, wiewohl mir die lange Vorrede schon selbst fatal zu werden anfängt. Ich nehme Klopstocks Satz, der auch der Satz der gesunden Vernunft ist, an: Man schreibt nicht für das Auge, sondern für das

Ohr, und muß daher nicht mehr schreiben, als man aussprechen hört. Klopstock fügt hinzu: Auch nicht weniger! Wogegen ich aber doch einiges Bedenken zu äußern habe. — Bin ich aber der Hauptregel überall nachgekommen? — Nein! Und zwar aus der Vorsicht, die ebenfalls Klopstock aus gutem Grunde empfiehlt. Man muß nicht alles auf einmal tun wollen, wenn es glücklich von statten gehen soll. Die Mißbräuche eines Tyrannen, wie der Sprachgebrauch ist, lassen sich nur nach und nach untergraben und auswurzeln. Sobald aber die gesunde Vernunft sie wirklich für Mißbräuche erkennt, so muß man es nicht immer gleichgültig oder zaghaft bei dem Alten bewenden lassen, sondern anfangen, fortfahren und enden. Klopstock hat angefangen; manche wackere Leute sind schon fortgefahren; ich habe das nämliche getan und wünsche gedeihliche Nachfolge. Ich habe noch mehr ungehörte Buchstaben als Klopstock und das undeutsche y mehrenteils verbannt. Das die Dehnung anzeigende h kann überall und muß zunächst aus solchen Silben wegbleiben, die man ohnehin dehnt und dehnen muß. Das ß ist ein höchst alberner Buchstabe. Ein reines s oder ſſ kann uns die nämlichen Dienste wie anderen Sprachen tun. Wo ein ſſ gehört wird, da kann man es ja, statt des buckeligen ß setzen, weil es wohl ursprünglich und im Grunde nichts anderes als ein durch Schreibverkürzung verändertes ſſ ist. Die überflüssigen Doppelkonsonanten am Ende habe ich fast überall weggelassen. Die grammatische Regel kann ja heißen: In der Umendung wird der Konsonans verdoppelt. Z. B. das Ros, des Rosses, der Fus, des Fusses, der Schrit, des Schrittes. Freilich will es das Auge oft übel nehmen, und hierin wie ein Kind gehalten sein. Ich leugne nicht, selbst das meinige macht mir oft Kindereien. Eben darum aber muß man es nur nach und nach daran gewöhnen, da einen unnötigen Buchstaben zu missen, wo es sonst einen zu sehen gewohnt war. Und die tägliche Erfahrung lehrt, wie geschwinde es sich daran gewöhnen könne, und wie es ihm nachher ebenso auffallend sei, den verbannten Buchstaben wieder dastehen, als vorher ihn mangeln zu sehen. Auch darf man sich wahrhaftig an dasjenige nicht kehren, was die alten Salbader und Pfahlbürger bis zum Ekel dagegen von sich zu geben pflegen. Die bleiben gemeiniglich unheilbar bei ihren fünf Augen, ob ihre Gründe gleich keinen Pfifferling wert sind. Allein sie sind es auch wahrlich nicht, die zur Bildung der Sprache berufen sind. Jeglichen ihrer Gründe kann man mit irgend einem Gegenbeispiele aus der Sprache, welchem sie selbst folgen, zu Boden stoßen. Wenn sie meinen, man müsse einen ungehörten Buchstaben wegen unterschiedlicher Bedeutung einiger Wörter, die einerlei Klang haben, schreiben, so kann man ihnen, sowohl aus unserer, als allen anderen Sprachen,

hundert Beispiele darlegen, da Wörter von sehr verschiedener Bedeutung von ihnen selbst mit einerlei Buchstaben geschrieben werden. Sie schreiben lecken, lambere, wie lecken, exultare. Warum könnte nun nicht war, erat, und wahr, verum, beides ohne h geschrieben werden, da die Aussprache vollkommen einerlei ist? Im Grunde widerspricht bloß das Auge, welches doch allenfalls schon Warheit, statt Wahrheit, duldet. Kommt mir nicht mit der Undeutlichkeit aufgezogen! Das ist die albernste Ziererei, die ich kenne. Ein Deutscher versteht seine Sprache, oder sollte sie doch verstehen. Alle Sprachen haben das an sich, daß man oft nicht den Sinn aus einzelnen Wörtern, sondern dem ganzen Zusammenhange aufgreifen muß. Schreibt man ferner einem solchen Pfahlbürger Rat für Rath, so ist es lustig, seine Maulgrimassen zu sehen, wenn er behauptet, daß man das Wort ohne h nicht anders als Ratt aussprechen könne. Dennoch schreibt der Geck selber, er trat, er bat ohne h, und spricht nicht, er tratt, er batt aus. Schreibe ich ihm wiederum für matt, mat, so grimassiert er von neuem und spricht maat aus, wiewohl er hat, habet, ganz richtig auszusprechen weiß. — Liebe Brüder, wenn ihr eure Sprache lieb habt, so tretet dem Schlendrian auf den Kopf, und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher sich schon größtenteils die Minnesinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit so vielen unnötigen Buchstaben überluden. Jene schrieben fast gar kein Dehnungs-h; und das gibt der Sprache ein noch einmal so einfaches, reines und schönes Ansehen.

Klopstock schlägt, nächst der Verbannung ungehörter Buchstaben, zum Behufe richtiger Aussprache in Ansehung der Dehnung und Verkürzung, ein allgemeines, die Augen am wenigsten beleidigendes Dehnungszeichen vor. Ich kann mir keines denken, das nicht die reine einfache Schönheit im Schreiben und Drucken beschmitzen sollte. Die Accente und Cirkumflexe im Griechischen, so klein sie auch für das Auge sind, sind mir dennoch sehr zuwider, weil dadurch der schöne, weiße, helle Raum ohne Symmetrie vollgeschnörkelt wird. Weit besser, wir hätten, wie die Griechen, unterschiedene Figuren für die langen und kurzen Selbstlaute. Wozu ist im Grunde ein solches Zeichen nötig? Es ist überflüssig. Wir entbehren es schon in vielen Wörtern ohne den geringsten Nachteil. Ein Deutscher weiß, und muß es ohnehin schon wissen, wie er seine Sprache auszusprechen habe. Die Fremden, denen daran gelegen ist, sie zu lernen, mögen, wie so vieles andere, auch dies mit lernen. Wer malt uns bei dem Lateinischen die Quantität, die Dehnung oder Verkürzung, wer bei allen anderen Sprachen die Aussprache vor? Lernen müssen wir sie und lernen sie auch. So etwas dem Ausländer vorzuzeichnen, wäre

ebensoviel, als jedem deutschen Buche für den Franzosen oder Briten eine Versionem interlinearem beizufügen. Will man ja dem Ausländer durch solche Zeichen zu Hilfe kommen, so geschehe es doch nirgends, als höchstens in der Grammatik oder in dem Lexikon.

Hiermit hoffe ich mich einstweilen hinlänglichst erklärt und dem Argwohn vorgebeugt zu haben, als ob ich bloß aus Eigensinn, Neuerungs- oder Geniesucht — daß ich mich dieses von Krethi und Plethi so — sehr ausgemergelten Spottworts bediene — so und nicht anders geschrieben hätte. Ich bin sonst keineswegs ein Feind der Mode und des Schlendrians; habe nicht gern ein Abzeichen an mir, setze meinen Hut, trage meine Haare und Kleider, kurz, von Haupt bis zu Fuße trage und gebärde ich mich immer gern wie die meisten anderen wackeren Gesellen von meinem Schlage, und freue mich, wenn sie mich für ihrer einen halten, so lange Mode und Schlendrian nur gut oder wenigstens gleichgültig sind. Wo sie aber demjenigen, was mir besser scheint, das Widerspiel halten, da folge ich herzhaft meinem mir angeborenen Freiheitssinne.

Geschrieben im April 1778. Bürger.

Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte (1789).

Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edeln zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen. Sollte diese Wirkung einige Töne dieser Lieder begleiten, so würde das den Sänger des Blümchens Wunderhold, der von der göttlichen Kunst groß, von sich selbst aber sehr mäßig denkt, freilich noch nicht berechtigen, in Prosa nun ebenso zu stolzieren, als es in Versen bisweilen wohl kleiden mag. Allein er dürfte doch einen bescheidenen Mut gegen diejenigen fassen, vor welchen auch der beste Dichter, vermutlich weil er so titel- und brotlos ist, ein sehr überflüssiges Nebengeschöpf zu sein scheint. Der Niedergeschlagene, zwar weit entfernt, auf Sonnenrang Anspruch zu machen, brauchte sich doch alsdann in der großen Welt- und Wesenkette nicht für unnützer und verdienstloser als wenigstens den Zephir zu halten. Der Flatterer, der Tändler, der Gaukler, oder wie er auch sonst noch gescholten werden mag, treibt zwar weder Kriegs- und Handelsschiffe, noch große Mühlen zur unmittelbaren Leibesnahrung und Notdurft: allein er hilft doch Blumen aus den Knospen schmeicheln und süße Früchte zur Reife bringen, Blumen und Früchte, welche vielen wohlgeborenen und wohlerzogenen Gemütern große Freude

machen und ungemein wohl bekommen. Er wehet den Lieblingen der Natur nach des Tages Last und Hitze die Wohlgerüche des Frühlings zu; er trocknet dem Wanderer die Pfade, dem Müden die nasse Stirn ab; er kühlt dem Schnitter die glühenden Wangen, erquickt entatmete Busen und stärkt erschlaffte Nerven zu neuen Anstrengungen. Sollten die Ansprüche des Dichters auf ähnliche Verdienste, wofern er sonst nur dem Genius der Kunst genug täte, gegründet sein: so wären sie ja auch wohl nicht so unbescheiden, daß sie verdienten niedergeschlagen zu werden. Alles, was zur Vollkommenheit und zum Wohlsein des Menschen, der doch bekanntlich noch etwas mehr als bloß Körper ist, auf irgend eine Weise beiträgt, das verdient von verständigen und gerechten Menschen als etwas Nützliches angesehen und geschätzt zu werden. Kann die schöne, geist- und herzvolle Schwester im Hause ein solches von sich rühmen, so mag es ihr wohl nicht zum gerechten Vorwurfe gereichen, daß sie sich nicht auch auf Kochen, Backen und Brauen versteht. Sie ist freilich keine Partie für den Gast- und Speisewirt: allein es gibt auch immer noch andere wackere Männer, deren Hauptsache es gerade nicht ist, um bloße Köchinnen oder Schaffnerinnen mit Schlüsselbündeln zu werben. Sie selbst aber wird wiederum auf diese nie deswegen mit spöttischem Übermut blicken, wird ihnen nicht das mindeste von ihren verdienten Ehren entziehen, ja selbst jeden Vortritt, den sie verlangen, sehr willig einräumen. Denn je mehr Verstand, Herz und Geschmack: desto mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Bescheidenheit.

Mein geringes Verdienst darf ich nur auf einige Töne gründen. Denn nur von einigen wage ich es zu hoffen, daß sie mein poetisches Dasein nicht ganz ohne Wert für mein Vaterland lassen werden. Für die ungleich größere Menge der unvollkommenen, die wenig oder nichts, ja vielleicht — o, hätte mich doch mein guter Genius davor bewahrt! — vielleicht wohl gar schlecht auf Herz und Geschmack wirken, von welchen allen es, wie bei Shakespeare von Macbeths Unholdinnen, heißen möchte:

> Poetry hath bubbles, as the water has;
> And these are of them —

bedarf ich gewiß sehr großer Nachsicht. Ein gehöriger Grad der Strenge bei dieser neuen Ausgabe meiner teils 1778 bereits gesammelten, teils nachher einzeln erschienenen und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugefügten Gedichte hätte vielleicht mehr als die Hälfte derselben ganz verwerfen, und von dem Reste wohl abermals mehr als die Hälfte wegschneiden oder doch ganz anders zur Vollkommenheit emporarbeiten müssen. Enthält diese Sammlung sowohl in Materie als Form echtes poetisches Gold, so fassen es, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermutlich nur wenige Bogen.

Warum ich denn nun aber diesen Prozeß nicht vorgenommen habe? — Aufrichtig zu reden, ich traute mir selbst nicht Unbefangenheit genug zu. Nicht, daß ich aus Autorliebe gefürchtet hätte, vieles zu fest, sondern vielmehr zu lose zu halten, was meiner gegenwärtigen Stimmung — vielleicht auch Verstimmung — mißfällt, gleichwohl aber mehreren Lesern noch angenehm sein kann. Die Reduktion sei daher lieber der Kritik und dem Geschmacke des gebildeten Publikums überlassen. Aus Ehrfurcht und Gefälligkeit gegen dasselbe bin ich sehr bereit, alles, was sein Urteil verwirft, ohne Widerrede mit zu verwerfen. Ohne Bedauern habe ich dies schon mit mehreren Kleinigkeiten getan, welche einiges Mißfallen erregt zu haben schienen. Es ist daher gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewohl freilich auch besonnenste Beurteilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten wider meinen Willen irgendwo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Literatur, sei er nun viel oder wenig wert, keine Schande zu machen, ja, womöglich es dahin zu bringen, daß die Edeln sich meiner ein wenig freuen dürften; dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich, wenn diese Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben sollte, der erste und eifrigste sein, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten alles, was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.

Herzlich bitte ich indessen den guten Genius unserer Literatur wegen mancher bösen Nachahmung um Verzeihung, wozu ich durch mein Beispiel sowohl vorhin als vielleicht itzt abermals den Unmündigen vorgeleuchtet haben mag. Ich will mich nicht damit entschuldigen, daß dieses auch oft durch gute und untadelhafte Beispiele geschehen könne, wenn es dem Nachahmer an Beurteilungskraft und Geschmack mangelt. Wohl aber will ich diejenigen, die etwa allzusehr von meiner Weise eingenommen sein möchten, aufrichtig vor mir selbst gewarnt haben, damit ich künftig nur für meine eigenen, nicht aber auch für fremde Vergehungen zu büßen haben möge. Wenn diejenigen, welche so zuversichtlich meinem Ansehen folgen zu können glauben, wüßten, wie ängstlich und verzagt ich oft selbst bin: so würden sie einem so schwachen Führer sich nicht anvertrauen.

Es ist überhaupt ein sehr mißliches Unternehmen, fremde Eigenheiten nachzuahmen. Demjenigen, dessen Eigenheiten es sind, pflegen sie gemeiniglich so innig natürlich und geläufig zu sein, daß er sie

selbst nicht eher an sich gewahr wird, als bis ihn ein dritter aufmerksam darauf macht. Ebendaher aber, und weil sie so ganz zu seiner übrigen Individualität passen, kleiden sie auch nur ihren Eigentümer entweder gut oder doch wenigstens erträglich, den Nachahmer hingegen oft unausstehlich. Nachahmer fremder Manieren kommen mir immer nicht anders vor als Kosaken oder Bettler. Sie stecken sich in geraubte oder erbettelte Kleider, wovon ihnen selten ein Stück völlig gerecht sein wird.

Sind denn nun aber alle guten und bösen Worte, jedem Original seine Weise für sich zu lassen, vergebens; ist alles Bitten und Flehen umsonst, ihm den vielleicht sonst zu seinem und des Publikums Besten noch lange fortblühenden Handel nicht vor der Zeit durch tagtägliche Nachäffereien zu Grunde zu richten, indem man ja auch der besten Töne auf dem besten Instrument endlich überdrüssig werden muß, wenn ihrer Wiederholungen gar kein Ende ist*); soll und muß denn schlechterdings auch ich, der Geringste von allen, die ihr eigenes Instrument auf eigene Weise spielten, nachgeahmt werden, wiewohl unter allen möglichen Mitteln, meine Hochachtung und Liebe zu gewinnen, dieses gewiß das unglücklichste ist: so rate ich doch wohlmeinend, hierzu nicht gerade meine Eigenheiten zu wählen, bevor sie nicht eine zuverlässige Kritik ausdrücklich gutgeheißen hat. Denn ich befürchte sehr, daß die Kritik viele derselben nur mir aus Güte und Nachsicht stillschweigend hingehen läßt, weil ich ihr vielleicht nicht von anderen Tugenden gänzlich entblößt scheine. Nach einigen bin ich mir wenigstens eines sehr eifrigen Bestrebens bewußt, wenn auch in der Ausführung die Kraft nicht immer dem Willen die Wage halten sollte. Wie, wenn aber dennoch die ehrwürdige Göttin mein Bestreben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder; nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen; nach dem eigentümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der toten Schrift-, sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben; nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten ungezwungenen, wohlklingenden Reim- und Versbau, hin und wieder zu erkennen glaubte und mir bloß darum manchen verwerflichen Bürgerianismus verziehe: würde und dürfte sie nun auch meinem Nachahmer, der an dies alles nicht gedacht hätte, gleiche Huld widerfahren lassen? — Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe

*) Ich erinnere mich, daß mir in meinen Schuljahren die Flöte, die doch ein so lieblich tönendes Instrument ist, auf lange Zeit dadurch verleidet wurde, daß eine Menge meiner Mitschüler zur Linken und Rechten, über und unter, hinter und vor mir, die Flöte blasen lernten, und Tag für Tag mir die Ohren darauf voll dudelten. (B.)

ich dies schwerlich meinem Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhn ꝛc., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß ich ein paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein, dem unablässigen Bestreben nach den vorhin genannten Tugenden muß ich's zu verdanken haben; dem Bestreben, daß dem Leser sogleich alles unverschleiert, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.

In meiner Nachtfeier, in dem hohen Liede und einigen anderen regt sich freilich etwas alte Mythologie, die aber auch fast populär ist oder sich doch mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären läßt. Wenn indessen, höchstens nur diese Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geist der Popularität, das ist der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk! — Volk! nicht Pöbel! — als in der Lenore und ihresgleichen herrscht und erkannt wird: so fühle ich mich durch den Ehrennamen eines Volksdichters nur sehr wenig geschmeichelt. In diesem Sinne habe ich es gemeint, was ich schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe (die ich übrigens zu vergessen bitte), von Volkspoesie behauptet, nur aber ein wenig abenteuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte sagen sollen, was ich auch noch jetzt, und wie ich meine, nicht ohne Besonnenheit behaupte: Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz sowohl in der Theorie als Ausübung verleugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen. Er zieht diese so allgemein menschliche Kunst aus dem ihr bestimmten Wirkungskreise, von dem Markte des Lebens hinweg und verbannt sie in enge Zellen, ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet, oder der Metaphysiker wenigen Schülern höchst schwer oder gar nicht verständlich etwas vorgrübelt. Diese Erklärung mag nun noch immer, wie vorhin, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit sein, so kann ich doch nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Klassen übereinkommen. Ich glaube mit nichten, daß dieser Begriff schimärisch oder für den Dichter unfruchtbar sei, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht so weit getrieben haben will, daß nun jedes Gedicht jedermann in gleichem Maße verständlich und behaglich sein soll. Anstatt einer umständlichen philosophischen Entwickelung

sei es mir erlaubt, meine Meinung nur in einem ganz gemeinen Gleichnisse anschaulich zu machen. Der Schuhmacher, welcher mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte zieht, weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden. Es gibt allerdings Abweichungen ins Große und ins Kleine, und selbst Menschen gehen bisweilen auf Pferdefüßen. Deswegen ist doch aber sein allgemeiner Maßstab, wonach er sich richtet, kein Unding; und ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Paar Schuhe wie angegossen passen, so könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert und tausend Paaren ganz leidlich einhergehen. Wenig Nutzen würde hingegen sowohl ihm als dem Publikum seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- und Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beiderlei Abweichungen mögen immer mit unterlaufen. Wahrlich, es ist ein wahres Wort, was schon längst ein scharfsinniger Brite gesagt hat: Human Nature is the same in all reasonable creatures; and whatever falls in with it, will meet with admirers amongst Readers of all Qualities and Couditions.*) Dies ist ungefähr meine Meinung von Volkspoesie, und ich glaube zu wissen, was ich sage.

Doch, ich verliere mich fast von meinem Wege. Ich wollte nur warnen, daß man meine angebliche Popularität nicht in etwas setzen und nachahmen möchte, worin sie gewiß nicht, wenigstens nicht allein besteht, noch bestehen darf, wenn sie mir zur Ehre und meinen Werken zum Lebensbalsam über das Restchen dieses Jahrhunderts hinaus gereichen soll. In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu sein wünsche, ist Homer wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es mehr oder weniger alle großen Dichter, auch die unsrigen, und gerade in ihren allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr als ich gewesen. Was sie nicht populär gedichtet haben, das ist zuverlässig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergessen oder gar niemals in die Vorstellungskraft und das Gedächtnis ihrer Leser aufgenommen worden. Mit gutem Vorbedachte gebe ich daher alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas preis, woran ich selbst am wenigsten Wohlgefallen habe.

Es tut mir leid, daß ich hier so viel von mir selbst reden muß, welches, wie ich wohl weiß, nicht fein läßt. Ich bin mir indessen bewußt, daß ich von mir selbst so unbefangen und gleichgültig, als

*) The Spectator. No. 70. (B.)

von einem fremden Manne rede. Auch geschieht es minder mir als der Kunst und ihren Jüngern zu liebe. Denn unter anderen auch darum entledige ich mein Herz über Nachahmung oder vielmehr Nachäffung, welche anstatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Überschwemmung von schlechten Sonetten befürchte, wenn die wenigen, die ich versucht habe, Beifall gewinnen sollten. Diese Gedichtform, deren sich die neueren Ausländer, besonders Italiener, noch bis auf den heutigen Tag sehr häufig bedienen, war auch bei unseren älteren Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meisten, wo nicht alle deutschen Sonette dahinstolperten, brachte vermutlich nachher, bei mehrerer Kultur des Geschmackes, diese Form bis auf wenige Ausnahmen in neueren Zeiten*) aus dem Gebrauch und fast ganz in Vergessenheit. Wenn bessere Dichter oder Kunstrichter ihrer ja noch erwähnten, so geschah es mit einer Art Geringschätzung, womit man etwa von der Kunst sprechen möchte, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undankbare Schwierigkeit des Sonettes ward beinahe, und zwar in Sonetten selbst, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunst des Sonettes nicht viel besser als die Kunst der Anagrammen, Logogryphen, Akrostichen, Chronogrammen und Rätsel. Allein mir deucht denn doch, man sprach davon nur wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehilflichkeit mehr dem Dichter als der Form und unserer Sprache gebührt. Ein gutes deutsches Sonett kann demjenigen, der nur einigermaßen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist und ihren Knoten, deren sie freilich leider genug hat, auszuweichen versteht, nicht viel schwerer sein als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das Hin- und Herschweben seiner Rhythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beinahe ebenso als ein von einem schönen, anmutigen, bescheidenen jungen Paare schön und mit bescheidener Anmut getanztes kleines Menuett; in dieser Stimmung halte ich es für sehr wahr, was Boileau sagt:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

Es ist aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wann seine mechanischen Regeln, die nach Boileau**) Apoll aus Bizarrerie für dasselbe erfunden und festgesetzt haben soll, auf das genaueste beobachtet werden, wiewohl man, pour pousser au bout tous les rimeurs, und um die Unberufenen abzuwehren, wohl tut, dieselben auf das genaueste beizubehalten. Sondern vornehmlich alsdann ist das Sonett gut, wenn sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abge-

*) S. T. Merkur von 1776. Zweites und drittes Vierteljahr. (B.)
**) Poëtique Ch. II. v. 83 seq. (B.)

rundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos als möglich anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin und her schwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank, wie der Aal, welcher der Hand entschlüpfend auf dem betauten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versuchte, das gute und vollkommene Sonett in Prose aufzulösen, so müßte es einem schwer werden, eine Silbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben oder anders zu stellen, als alles das im Verse steht. Ja, sogar die überall äußerst richtig, voll und wohl tönenden Reimwörter müssen nicht nur irgendwo im ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen. — Und ist denn das etwa nicht schwer genug? — Allerdings! Allein dem Meister der Kunst doch nicht so gar viel schwerer und zwangvoller als jedes andere kleine Lied. Darf denn dieses etwas anderes sein, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust emporgehoben und von den Lippen weggeblasen, nicht aber herausgewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, geröchelt? — Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleistet, das ziemt mir nicht zu entscheiden. So viel aber darf ich behaupten, daß mein junger vortrefflicher Freund, August Wilhelm Schlegel, dessen großem poetischen Talent Geschmack und Kritik, mit mannigfaltigen Kenntnissen verbunden, schon sehr frühe die gehörige Richtung gaben, nach jenen Forderungen ohne Anstoß Sonette verfertigt hat, die das eigensinnigste Ohr des Kenners befriedigen müssen. Ich kann mich nicht enthalten, mit einem derselben diese Vorrede zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erste, an diesen Lieblingsjünger, dessen Meister ich gern heißen möchte, wenn solche Jünger nicht ohne Meister fertig würden, nicht wider die Gebühr verschwendet habe:

Das Lieblichste.

Sanft entschläft sich's an bemoosten Klippen,
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wenn Glut das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Agnanippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber eines ist mir noch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab, die Wonne milder Tränen;

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmut Wellen,
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

Das Sonett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinerem Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzeren lyrischen und didaktischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahmen um kleine Gemälde jeder Art, eine artige Einfassung zu allerlei Bescherungen für Freunde und Freundinnen. —

Noch geziemt sich hier ein Wort der Entschuldigung wegen des Verzuges dieser schon so lange angekündigten neuen Auflage. Meine Absicht war gut, ob ich sie gleich nicht erreicht habe. Ich wollte nicht allein einer ziemlichen Anzahl poetischer Bruchstücke in meinem Pulte die Vollendung, sondern auch den bereits vorhandenen Gedichten einen höheren Grad der Vollkommenheit zu geben suchen, um hernach mit desto mehr Gemütsruhe von der Muse des Gesanges ganz Abschied nehmen zu können. Allein das Klima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin ich mich befand, waren Produkten dieser Art nicht günstig; und vergebens hoffte ich von einem Jahr in das andere im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stünde. Der Anfragen und Anmahnungen, welche indessen entweder herzliches Wohlwollen oder leere Höflichkeit, bisweilen auch wohl Unbescheidenheit, an mich ergehen ließen, wurden mir denn doch zuletzt zu viele. Ich mußte mich daher entschließen, wenigstens das hiermit zu geben, was sie bis hierher kümmerlich hatte durchwintern lassen. Ich bin nun zwar längst nicht mehr eitel genug, mir einzubilden, als ob das Zurückbleibende ein erheblicher Verlust für das Publikum sei: indessen gibt es doch wohl immer noch gute Freunde und Freundinnen, denen es leid darum ist, und welche ihre Ansprüche darauf im Herzen behalten. Diese muß ich bitten, mich nun nicht weiter zu fragen, von mir nichts mehr zu fordern, nichts mehr zu erwarten. Es kann Lagen und Stimmungen geben, in denen einem dergleichen, anstatt zu schmeicheln, nur zur Last fällt. Zwar will ich mich nicht selbst schon der absoluten Ohnmacht des Alters anklagen, wiewohl ich allerdings über den Johannistag des Lebens hinaus bin, und das Beispiel der alsdann verstummenden Nachtigall die Dichter zu erinnern scheint, daß sie ihren im Lenz ersungenen Ruhm in dem schwülen Nachsommer oder kalten, feuchten Herbste nicht wieder versingen sollen. Auch will ich mir nicht etwa das lächerlich vornehme Ansehen geben, als ob der Umgang mit der jugendlichen, Geist und Herz erhebenden Schönen unter der Würde eines gesetzten Mannes sei, der auch wohl außerdem noch eins und das andere gelernt hat und auszurichten imstande ist. Denn schien mir jemals etwas des Spottes, der Verachtung wert, so war es jener dünnetuende Bettelstolz, womit mancher

Titulado sich beigehen ließ, auf die Leier Apollons, die er wohl gar selbst in seiner Jugend gespielt, hernach aber mit dem Schreiberkiel vertauscht hatte, als auf eine Kinderklapper herabzublicken. Die Ergreifung dieses gemeinen Lehr- und Nährkiels ist zwar keineswegs auch dem allerhochadeligsten Göttersohne zu verargen, wenn allerlei Leibesbedürfnisse ihn endlich aus der Gesellschaft der schönen Pierinnen vertreiben. Aber deswegen nun von ihren göttlichen Gaben und den edlen Vorteilen, welche diese zur Bildung des Geistes und des Gemüts gewährten, wie von den Pfeffernüssen der Frau Pate zu sprechen, das ist eine Torheit, die, glaube ich, nur in dem gelehrten Deutschland Mode ist, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geistes- als Faustwerke hält, vermutlich ausgepfiffen werden dürfte. Vor einer solchen Torheit wird mich mein bißchen Vernunft und Einsicht in den Wert der Menschen und ihrer Beschäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn ich den Umgang mit meiner göttlichen Freundin für die Zukunft nicht eben verschwöre, — denn wer wollte das tun? — aber doch zu meiden mich bestrebe, so geschieht es lediglich um deswillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen sich, wie es ihnen selbst zu sagen beliebt, an meinen Liedern ergötzen, nicht ich selbst in mancher Rücksicht mich allzu unergötzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu besorgen, wenn alle Dinge im werten deutschen Vaterlande so stünden, wie sie unmaßgeblich stehen sollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publikum geliebter Schriftsteller, sei er nun Dichter oder Prosaist, quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est, die besten Jahre seiner Geisteskraft und Tätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunstwerke, die aber auch nun desto mehr Unterricht und Vergnügen, desto mehr Ehre seinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu seinem selbsteigenen Nachteil verwenden. Vielmehr würde er, da diese Werke vermutlich sehr gern gelesen und häufig gekauft werden würden, sich dadurch eine kleine, sichere und ihm wohl nicht zu mißgönnende Rente auf die unscheltbarste Weise erworben haben. Diese wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Energie seines Geistes schwächten und sein Leben verbitterten, ohne daß er weiter genötigt wäre, irgend einer sterblichen fürstlichen oder unfürstlichen Seele zur Last zu fallen. Allein es soll weise, gerechte, dankbare und großmütige Staatsvorsteher in Deutschland geben, denen vermutlich ein weit höheres Maß von Einsicht und Beurteilungskraft als unseren philosophischen und juristischen Matadoren, vermutlich ein unendlich feineres moralisches Gefühl als den Edelsten unseres Volks zu teil geworden ist. Diese sollen nicht der Meinung sein, daß ein Werk der Literatur auch alsdann noch seinem

Verfasser oder Verleger eigentümlich gehöre, wann es in das Publikum zu jedem beliebigen Gebrauche, außer zum Nachdruck, ausgegangen ist. Ebendieselben sollen auch nicht dafür halten, daß es die gelehrten, geist- und herzreichen, geschmackvollen, beredten Schriftsteller in Prosa und Versen sind, welche dem Verstande Licht, dem Herzen Rechtschaffenheit und Adel, der ganzen Empfindsamkeit Stimmung zu den schönsten und edelsten Melodien, den Sitten Glätte, Geschmeidigkeit und Anmut, allen Leibes- und Geisteskünsten Vollkommenheit und Schönheit verleihen. Sie sollen es sich nicht träumen lassen, daß jene Schriftsteller es sind, welche den Fürstenthronen Festigkeit und Glanz, den Staaten Reichtum, Macht und Ehre, und überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlechte mehr Heil und Segen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit in dieser und jener Welt gewähren, als ihre Kriegsscharen mit aller Gewalt wieder niederzusäbeln, ihre Feuergewehre niederzudonnern imstande sind. Nun, wem glauben sie denn wohl sonst dieses alles, wem glauben sie es verdanken zu müssen, daß sie nicht mehr über Wilde und Barbaren, sondern über aufgeklärte, edle, gesittete, milde und getreue Völker herrschen, die sie nicht mehr für jeden wirklichen oder vermeintlichen Frevel, nicht mehr für jede Torheit sogleich von Land und Leuten verjagen; unter denen sie ohne Leibwache, mit und ohne Überrock, sicher vor Gift und Dolch, umherwandeln, essen, trinken und bei ihren Weibern oder Mätressen schlafen können? — Welche Frage? Wem anders als — den Nachdruckern? Christian Gottlieb Schmiedern und Konsorten!

Diese sind ihnen die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geschmacks, der feinen Lebensart und Sitten. Es kann daher gedachten weisen, gerechten, dankbaren und großmütigen Staatsvorstehern nicht einfallen, den Schriftstellern oder deren rechtmäßigen Verlegern ihr laut angeschrienes Eigentum durch allgemeine, beständige, wirksame Gesetze zu sichern oder die Schriftsteller als Schriftsteller*) für die Wohltaten, so sie ihnen und ihren

*) Sie werden doch wohl nicht das für Belohnung schriftstellerischer Verdienste halten, wenn sie etwa einen großen Geist und Gelehrten zu einem Amt anstellen, wo er für die ihm oft kärglich genug gereichte Leibesnahrung und Notdurft zu ihrem und des Staates besonderen Privatnutzen arbeiten muß, daß ihm der Atem ausgehen möchte. Es gibt freilich Schmeichler genug, die so was für Mäcenatentaten ausschreien, sowie es auch nicht an durchlauchtigen, hochgebornen und exzellenten Pfauen und Straußen fehlt, die das für wahr halten. Allein ein edler und tapferer Mann muß, kraft der ihm zuständigen menschlichen, europäischen und deutschen Bürgerfreiheit, die er für sich, seine Mitbürger und Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit sein soll, sich nie scheuen, klare und offenbare Wahrheit zum allgemeinen Heil auch den ersten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich schon oft genug von anderen vergeblich geschehen sein

Staaten erweisen, zu belohnen. Was sage ich belohnen? Es kann sie bei jener Denk- und Sinnesart auch nicht einmal ein Gefühl der Scham anwandeln, das Brot, welches die Schriftsteller, ohne ihr durchlauchtiges, hochgebornes und exzellentes Zutun, sich durch sich selbst, durch ihre, nach langem, schwerem und mühsamem Fleiß endlich vollendeten Werke erworben haben würden, dem ersten besten Hunde preiszugeben, der seine Hütte unter dem Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmut aufschlägt. Weil denn nun aber die Umstände so beschaffen sind und eine Änderung sobald nicht zu erwarten steht, was bleibt dem Schriftsteller übrig? Soll er sich etwa bei dem aufklärenden, Tugend und Geschmack verbreitenden Nachdrucker als Ballenbinder verdingen? Besser stünde er sich dabei unstreitig als bei der Schriftstellerei, wenn ohne diese auch nur immer etwas zu bündeln und zu schnüren wäre. Oder soll er, anstatt die Blüte seines Lebens und seiner Kraft einem oder zwei vortrefflichen, vollendeten, dauernden Nationalwerken aufzuopfern, jede Messe mit Alphabeten von Mittelmäßigkeit oder Erbärmlichkeit beschicken? Denn nur die Engel Gabriel und Raphael sind vermutlich imstande, das Vortreffliche in der Poesie, Philosophie, Geschichte jedes halbe Jahr in so starken Ballen zu liefern, daß bei der Gefahr des Nachdrucks der Aufwand an Öl, Holz und Schreibmaterialien daran gewonnen werden mag. Da es nicht jedermanns Sache ist, seine Ehre vor Welt und Nachwelt auf jeder Messe für ein paar Louisdor Trankgeld feilzubieten, so wird es weit geratener sein, sich in dunkler Stille zur geringsten Handarbeit, zum Abschreiben, zum Abc-lehren,

sollte. Ein wiederholter Tropfenfall höhlt doch endlich auch Felsen aus. — Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam — sprach Cato, der Zensor, kraft der Befugnis und Sitte römischer Senatoren, so oft er in der Staatsversammlung auch über ganz andere und fremde Gegenstände gestimmt hatte; und endlich stürzte das wiederholte Wort Karthago. Man braucht aber ganz und gar nicht ein Mitglied im Rate der Archonten zu sein, um über Gesetz- und Regierungsmängel des Staates, dessen Bürger man ist, ein freies, offenes und deutsches Censeo sagen zu dürfen, was auch Sultans- und Bassenpolitik dagegen einwenden möchte. Alle Nationalschriftsteller sollten es zur Sitte machen, ihre Schriften, besonders diejenigen, die für ein größeres Publikum bestimmt sind, unablässig und so lange mit einem ähnlichen Censeo zu besiegeln, bis endlich die Hyder Nachdruck vernichtet wäre. Habe ich diese Worte wider den Beifall der Weisen, der Gerechten und Edeln meines Vaterlandes niedergeschrieben, so werde mir wie einem Verbrecher das Haupt abgeschlagen! Vereinigen sich aber ihre tausend und abermal tausend Stimmen mit der meinigen: so blicke dereinst eine bessere Nachwelt mit Verdruß und Mitleiden auf ein Zeitalter zurück, da eines jeden, und nur das Eigentum des gleichsam in den Stand der schutz- und hilflosen Natur zurückgeworfenen Schriftstellers nicht unverletzlich und heilig war. — Soll er etwa nun auch das Naturgesetz ausüben und den Nachdrucker niederschießen, niederbohren, wo er ihn trifft? Daß das unter solchen Umständen erlaubt sein müsse, getraue ich mir auszuführen; und nur ein Muster menschlicher Inkonsequenz soll es wagen, mich widerlegen zu wollen. Denn nach ebendemselben Rechte brechen Staaten und Völker einander die Hälse. (B.)

ja, zum Graben selbst zu entschließen, als auf Werke der Homere, der Sophokles, der Plato, der Xenophon, der Tacitus, der Montesquieu, der Gibbon, der Klopstocke, Wielande und Kante sich zu verwenden. In der Erwartung, meine armen Gedichte, deren ich gewiß ungern und sehr verschämt so nahe bei jenen großen Namen erwähne, je mehr sie das Publikum etwa ergötzen möchten, desto eher von den genannten erhabenen Wohltätern unserer Nation unter gnädigster Protektion bestmöglichst verbreitet zu sehen, mache ich denn also hiermit unter Verzichtleistung auf Gerechtigkeit, Dank und Großmut, welche nicht mir, sondern Schmiedern und Konsorten gebühren, dem werten Publikum meine demütige Verbeugung und greife von nun an — zum Spaten. Es ist nun freilich bei so bewandten Umständen nicht möglich, daß ein lern- und lustbegieriges Publikum noch zwei andere ähnliche Bände oder was sonst eine mangel- und verdrußlose Lage hervorbringen möchte, erhalte. Wenn das aber auch Iliaden und Theodizeen wären, so ist doch offenbar ein solcher Verlust eine wahre Kleinigkeit gegen den halben oder ganzen Gulden, den Ihre Majestäten, Durchlauchten, Hoch- und Hochwohlgeborene Exzellenzen und ein ganzes wirtschaftliches Publikum an dem nächst bevorstehenden gnädigst privilegierten Nachdrucke gewinnen werden. Ein solcher Gewinn ist es schon wert, die Nationalwohltäter Schmieder und Konsorten dankbar zu verehren und zu segnen. Amen.

Göttingen, im April 1789.

Bürger.

Rüge eines anonymen Rezensenten in der Allgemeinen Literaturzeitung betreffend die zweite Ausgabe der „Gedichte".

Der Hr. Rezensent von Langbeins*) Gedichten in der A. L.-Z. No. 92 d. J. sagt: „Mit Vergnügen habe er gelesen, daß Hr. Langbein seine Gedichte auf Pränumeration herausgebe, und wenigstens ein Vierteil neue dazufügen wolle. Mit Begierde habe er nach diesen neuen gesucht und kaum drei oder vier gefunden; habe selbst von diesen nur eins für vorzüglich erkennen können. — Dergleichen nicht gehaltene Versprechen wären freilich jetzt sehr gewöhnlich, aber löblich wären sie gewiß nicht; sie entkräfteten den Glauben an Ankündigungen, der ohnedem so gering wäre, und ein guter Dichter — hier kommt nun folgende mich betreffende Parenthese: (Auch Herr Bürger vergebe es uns, wenn wir hier seiner gedenken!) —

*) August Friedrich Ernst Langbein (1757—1835), damals Advokat in Dresden, Verfasser zahlreicher, meist humoristischer Schriften. Besonders seine Schwänke und Novellen erfreuten sich großer Beliebtheit.

sollte eben, weil er ein guter Dichter ist, zu solchen Kunstgriffen sich nicht herablassen."

Vergeben soll ich dem Rezensent diese so unerwartete Ausrufung? O ja, von Herzen gern! Denn ich bin nichts weniger als unversöhnlich. Zum Beweise, daß ich recht aufrichtig verzeihe, biete ich ihm, wenn er sich mir entdeckt, ein sauber eingebundenes Exemplar der soeben vollendeten neuen Auflage meiner Gedichte zu geneigtem Andenken an. Aber warum soll ich ihm wohl vergeben? Hat er nichts Unbilliges gegen mich geäußert, so ist ja diese Bitte überflüssig. Sagt ihm aber sein Gewissen, daß er mir wohl zu nahe geredet haben könne, so wäre es edler und gütiger von ihm gewesen, mich Armen nicht so gewaltsam bei den Haaren herbeizuschleifen. Denn in der Tat, so ganz sanft fühle ich mich eben nicht angegriffen. Aus der Art, wie es geschieht, sollte man schließen, als ob ich, wie es Hr. Langbein getan haben soll, 1) wenigstens ein Viertel neue Gedichte in meiner neuen Auflage angekündigt; hingegen 2) nur drei oder vier geliefert; und daher 3) mich zu einem eben nicht löblichen Kunstgriffe herabgelassen hätte. Von dem ersten Umstande finde ich in meinen ausgelassenen Ankündigungen nicht ein Wort. Von dem zweiten hat der Rezensent unmöglich schon etwas wissen und sagen können. Womit verdiene ich denn als drittes die blutige tiefe Schmarre, die er mir versetzt hat? — Vielleicht hat er's aber so böse nicht gemeint, sondern nur sagen wollen, daß ich das Publikum nach meinen Ankündigungen dennoch einige Jahre noch habe warten lassen. Das habe ich denn allerdings, aber wahrhaftig nicht vorsätzlich oder aus tadelnswürdigen Absichten getan, wie die Entschuldigung in meiner Vorrede ausweist. Ist es also wohl billig, diesen Umstand zum unbilligen Kunstgriffe zu brandmarken? Ein Kunstgriff, zu welchem Herablassung erfordert wird, was ist er anders, als ein verächtlicher, unredlicher Kniff, eine sogenannte unedle Practique, ein Schelm- und Lügnerstückchen, womit man zu seinem eigenen Nutzen ehrliche und gutwillige Leute an dem Ihrigen zu vervorteilen sucht? Und eines solchen hätte ich mich schuldig gemacht, weil meine Gedichte später erschienen, als ich sie angekündigt und auch gern geliefert hätte? Was habe ich denn dem Publikum damit geschadet, was mir genützt? Das Publikum konnte durch meinen Verzug wohl gewinnen; ich selbst aber mußte schlechterdings dabei verlieren. Und das wäre ein unlöblicher Kunstgriff? Nimmermehr! Und, Lieber! — wenn, wo oder wie bekümmert sich denn das Publikum so zärtlich um meine Sorgen, daß mir nichts wichtiger und angelegener sein dürfte, als ihm meine Gedichte zu liefern? Wer dürfte mir's, trotz allen Ankündigungen, wehren, sie noch an dem heutigen Tage samt und sonders, soviel ihrer noch

in meiner Gewalt sind, ins Feuer zu werfen, wenn ich ebenfalls an ein paar Dutzend Pränumeranten die mir unverlangt und vor der Zeit zugesendeten Gelder franko mit Zinsen wieder zurückschickte? — Sanfte, bescheidene Klagen dürften darüber wohl geziemen, wenn man sich anders wirklich so viel aus mir und meinen Gedichten macht, wovon ich jedoch rings um mich her sehr wenig gewahr werde. Aber auch noch Scheltworte und Hader? Sonderbare Anmaßungen! —

Übrigens sind es traurige Aspekten für einen sogenannten guten Dichter, wenn das ganze Verdienst einer Sammlung seiner Werke nur in der Neuheit noch ungedruckter Stücke und in deren Menge besteht. Meine Samulung enthält nun zwar, außer einer ganz neuen Vorrede, 15 Bogen Gedichte mehr als die von 1778. Allein leider! befinden sich darunter auch die in den Musenalmanachen seitdem einzeln und zerstreut erschienenen Stücke, deren nach jener Äußerung des Rezensenten das Publikum nun wohl längst überdrüssig sein wird. Mit Schrecken nehme ich bei einer hierdurch veranlaßten Zählung wahr, daß der neuen und ungedruckten kaum gegen dreißig größere und kleinere Stücke sind. Darunter befindet sich nun freilich eines, von welchem ich mir schmeichelte, daß das Publikum mir es wenigstens ebensohoch, als alle meine übrigen zusammengenommen, anrechnen würde. Allein diese kindlichfrohe Hoffnung kann ich mir nur vergehen lassen, wenn die Herren Rezensenten, anstatt der kritischen Goldwage, die gemeine Schneiderelle zur Hand nehmen. — Doch — nichts mehr! Vergeben ist vergeben, und wir sind wieder gute Freunde. Ich bitte mir also in der A. L.-Z. eine hübsche Rezension d. i. eine solche aus, woraus ich noch hübsch was lernen kann.

Göttingen, den 8. April 1789.

Gottfr. Aug. Bürger.

Ankündigung [der Prachtausgabe der „Gedichte"].

Der nicht vermutete schnelle Absatz der neuen Auflage meiner Gedichte ist mir ein angenehm rührender Beweis, daß ich an dem Wohlwollen einer beträchtlichen Anzahl meiner Landsleute noch nichts eingebüßt habe. Gleichwie nun eine, vielleicht noch mehrere neue ordinäre Auflagen nötig sein und durch Veranstaltung des Herrn Dieterich erscheinen werden, so mögen diese auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels ihren Gang so lange fortgehen, als das Publikum Wohlgefallen an meinen Werken findet oder die von verschiedenen Seiten her sowohl schon erschienenen, als noch drohenden Nachdrucke es gestatten. Dabei aber schäme ich mich nicht, eine süße Schwachheit zu bekennen, die vielleicht im Hinterhalt eines jeden Schriftstellerherzens ruht. Ich wünsche nämlich meine Werke

mit etwas mehr Eleganz, ja warum nicht auch bescheidener — Pracht? gedruckt zu sehen, als das gewöhnliche und größere Publikum zu tragen gewohnt oder imstande ist. Viele meiner Freunde und Bekannten haben ebendenselben Wunsch gegen mich geäußert, und von ihnen aufgemuntert, schmeichle ich mir bei so günstigen Aspekten vielleicht nicht vergebens, unter fast 30 Millionen meiner Landsleute einige hundert Liebhaber zusammenzubringen, die bei erforderlichem Wohlstande, frei von dem Geiste einer kleinlichen Knickerei und erhaben über alle gemeinen unveredelten Gesinnungen, sich einige Taler nicht dauern lassen, um die Werke eines Dichters, dem sie hold sind, in einer vorzüglichen äußerlichen Schönheit zu besitzen. Ich wage es daher getrost, für den Pränumerationspreis von einem Louisdor zu 5 Rtlr. eine *außerordentliche* Auflage meiner Gedichte, ohne alles Anhängsel von Vor- und Nachreden, in zwei Bänden Median-Oktav auf schönem geglättetem Schweizerpapier, ja, wenn der Erfolg dieser Ansage gut ausfallen sollte, selbst auf papier velin mit schöner lateinischer Didotscher Schrift, mit einer solchen Auswahl, Politur und Korrektheit des Textes, und mit solchen Kupferverzierungen — nicht Belastungen — zum Frontispice, anzukündigen, daß hoffentlich über Mangel und Unvollkommenheit keine Unzufriedenheit entstehen soll.

Da bei einem solchen Unternehmen in Deutschland weder auf eine große Anzahl von Teilnehmern, noch auf britische Munifizenz, die sich bei solchen Gelegenheiten nicht selten gleich in Dekaden von Guineen erklärt, zu rechnen ist, so werde ich als deutscher Dichter mich schon hinlänglich geehrt und belohnt achten, wenn nur so viel Liebhaber zusammentreten, daß ich die Ausgabe, wenn auch gleich ohne den mindesten Vorteil für mich selbst zustande bringe. Sollte aber eine größere Anzahl, als ich zu hoffen und zu erwarten mich bescheide, mir einigen Überschuß gewähren, so setze ich auch billig voraus, daß die Interessenten solche sind, die denselben ihrem Lieblingsdichter mit einer edlen Freude gönnen, und nicht, wie man sagt, beschreien werden. So wie ich also unter einem ernstlichen: Procul, o procul este, profani! nur Wohlhabende und unter diesen die Edelgesinnten einlade: also werde ich ihre Namen, als Namen vorzüglicher Freunde und Beförderer der Kunst zum bleibenden Denkmal und zur Ehrenrettung eines Zeitalters, in welchem von höchstem allgemeinen deutschen Regiments wegen der vaterländische Schriftsteller nicht einmal durch gerechte Vertilgung des von allen Weisen und Edlen tief verworfenen Nachdruckshandwerks geehrt und belohnt wird, sorgfältig vorandrucken, und über ihre Anzahl nur sehr wenig Exemplare abziehen lassen, welche niemals in den ordentlichen Buchhandel kommen werden.

Findet diese Ankündigung Beifall, so bitte ich meine bekannten und unbekannten Freunde, eine Kollektion zu versuchen, wofür ich — um den Adel ihrer Verwendung durch nichts zu kompromittieren — nichts als meinen herzlichen Dank verspreche. Bis Ende dieses Jahres aber müßte ich unfehlbar von dem zuverlässigen Erfolg ihrer Bemühungen benachrichtigt sein, um sowohl zu ersehen, ob das Unternehmen ausführbar sei oder nicht? als auch, um mit der Stärke der Auflage mich darnach richten zu können.

Wegen der Ungewißheit, ob die hinlängliche Anzahl zusammenkommen werde, muß ich zwar alle vorläufigen Geldübersendungen verbitten. Allein sobald ich demnächst öffentlich oder privatim die Gewißheit dieser Herausgabe zu erteilen imstande sein werde, schmeichle ich mir auch mit der wirklichen Pränumerationsleistung ohne Anstand unterstützt zu werden.

Göttingen, den 15. Sept. 1789. Gottfried August Bürger.

Zu Jena nimmt die Expedition der A. L.-Z. Subskriptionen an.

Vorläufige Antikritik und Anzeige.

Das Urteil über mich und meine Gedichte in der A. L.-Z. Nr. 13 und 14 von d. J. muß meine und meines ganzen Publikums Aufmerksamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des gründlichsten Tiefsinns, der geübtesten Urteilskraft, des raffiniertesten Geschmacks, kurz, mit der ganzen Herren- und Meistergebärde, vor welcher selbst der kühnste Geist des Widerspruchs andachtsvoll verstummen möchte, strebt sein Verfasser darzutun, daß wir uns seit zwanzig Jahren sehr übel geirrt haben.

Ich meinesteils wußte nun zwar längst und werde es in keinem Moment meines Lebens vergessen, daß weder ich selbst ein gereifter und vollendeter Geist bin, noch daß ich einen solchen in meinen Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wohl die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geist jemals zur Vollendung ausreife? Dennoch glaubte ich, mein Geist und wenigstens einige seiner Früchte wären wohl so weit emporgediehen, um von dem reiferen Ausschusse absolut unreifer und unvollendeter Geister, wie unterm Monde wir alle sind, ohne Mundverziehung genossen werden zu können. Das aber war grober Irrtum. Man muß, müglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geist sein und nur reife, vollendete Produkte liefern. Ich aber — ach! selbst für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch als ich war mein großgünstiges Publikum

von Irrtum befangen. Denn dieses hielt fast durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Wesen, als ich selbst, sogar in den Stunden des jugendlichsten Dünkelrausches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehreren seiner Produkte, als mir lieb war, hatte es sein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieser Glaube, dieser Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Besorgnis dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wohl aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen strengeren Musterung wenigstens seine unwürdigsten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt täte es not, ich entzöge ihm sogar die wohlgeratensten Gestalten.

Denn siehe, aus einer höheren Sphäre ist ein reifer und vollkommener Kunstgeist auf die Allgemeine Lit.-Zeitung heruntergestiegen; aus einer Sphäre, wo die Poesieströme lieblich flöten; aus einer Sphäre, wo die jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchtzeit nicht absterben, das ist, wo das Vorübergehende und Nachfolgende als eins und in einem Zeitmoment gedacht und im Bilde angeschaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht so genau und bestimmt als hienieden sich auszudrücken braucht, und die Redensarten, etwas mit einem einzigen Schönheitsgenuß — oder Schönheitsverlust erkaufen, als Synonyme verwechseln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes Licht ebensogut wie eine verjüngende Wärme der Erstarrung eines frühzeitigen Alters wehrt; aus einer Sphäre, wo die menschlichen Geisteskräfte vereinzelt und getrennt wirken; wo die Poesie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammelt; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz anderen Gesetzen denkt, anschaut, empfindet, kombiniert, tropisiert, bildet, bezeichnet, als wir unreifen, unvollendeten Geister hier unten zu tun uns für schuldig achten. Diesem Herabgestiegenen geziemt es, kraft obiger statistischen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerschen Gedichten, selbst den am reichlichsten ausgesteuerten, keines zu nennen wisse, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe Ein langes Register von Ursachen ist unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dies doch mit der obigen Statistik. —

Zu unserer nicht geringen Verwunderung erfahren wir samt und sonders, was bisher weder ich selbst mir, noch vollends mein ganzes verblendetes Publikum sich träumen ließ, daß ich nicht bloß — ein unreifer, unvollendeter Dichter? — o, wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich diesen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt hier doch

nicht etwa, daß ich den Kunstgeist nur schikaniere? Bewahre! Hier ist der Beweis: Eins der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung (ob dies wohl Synonyme sein sollen? —), ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir diese Idealisierkunst. Also! —

Vermöge dieses Mangels bin ich nun freilich schon so viel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger als nichts müßt nicht vollends ihr sein, meine geliebten und hochverehrten Brüder im Apollo, die ihr mit mir um den lyrischen Lorbeerkranz ringt! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Göckingk, Goethe*), Herder, Jacobi, Langbein, Matthisson, Ramler, C. Schmidt, Schiller**), Schubart, Ständlin, Stolberg, Voß und — o verzeiht oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht euch allen das Herzeleid antue, euch hier zu nennen!***) Denn euch alle erblickt der reife und vollkommene Astralgeist so tief unter mir, als ich selbst seiner Meinung nach bisher noch unter dem höchsten Schönen geblieben bin. Welchen Erdensohn muß nicht Schwindel befallen bei solcher höchsten Höhe der Schönheit und des neben ihr schwebenden Kunstgeistes! —

Meine Elegie, als Molly sich losreißen wollte, so werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen mattesten Produkten. Ganz einleuchtend tun dieses schon die kaum zur Hälfte ausgezogenen *dicta probantia* dar, ohne daß es nötig gewesen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es euch, ihr vielen rohen, unreifen, unvollendeten Männer- und Weiberseelen, die ihr euch von den Naturtönen dieses Liedes so innig durchdringen, so tief rühren ließt! Ihr steht betäubt und wißt nicht, wie euch geschieht? O glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wohl auch dies Lied müssen. —

Kunstrichter auf anderen Stühlen, die ihr doch, meinem eigenen Wunsche gemäß, mir ebenfalls nichts geschenkt habt, vernehmt es von meinem und eurem Oberrichter, daß euer so hoch gepriesenes Blümchen Wunderhold, frei herausgesagt, Tändelei ist! Und was alsdann anders als alberne Tändelei?

---

*) Im 8. Bande seiner Schriften. (B.)

**) In seinen lyrischen Produkten. (B.)

***) Von den hier genannten Dichtern ist über Gleim, Göckingk, Matthisson, Stolberg und Voß in der Einleitung näheres zu finden. Über Asmus (Matthias Claudius) s. die Note S. 64, Blumauer S. 65, Langbein S. 168, Ramler S. 88. Johann Georg Jacobi war ein anakreontischer Dichter in der Art Gleims (1740—1840), ebenso Eberhard Carl Clamer Schmidt (1746—1824); Christian Friedrich Daniel Schubart (1743—91) ist der durch seine Gefangenschaft auf dem Hohenasperg bekannte Dichter der „Fürstengruft"; dem letzteren verwandt ist Gotthold Friedrich Ständlin (geb. 1758), der 1796 im Rhein den selbstgewählten Tod fand.

Priester und Laien, durch Horazens: *Si vis me flere* — verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darstellt, müßten wahr, natürlich, menschlich sein. Sie glaubten, alsdann gelänge die Darstellung am besten, wann der Dichter sie nicht sowohl erkünstelte, als vielmehr wirklich im Busen hegte. Der reife, vollkommene Kunstgeist aber weiß es besser. Idealisiert — ja, idealisiert! — müssen sie sein. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte euch, kommt doch herbei, diesen wundersamen, aus Ariosts Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Lessing, die Mendelssohn, die Sulzer in ihren Gräbern sich noch umwenden! Meine neueren Gedichte, sonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn so unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden! Das nenne ich mir doch eine scharf- und tiefsinnige Antithese! Sicherlich hat sich der Kunstgeist darin weit mehr als ich mir in der Empfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Des hatte er aber auch Ursache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht meine, nicht irgend eines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigentümliche, sondern idealisierte, das ist keines sterblichen Menschen Empfindungen — Abstraktionen — man denke! — Abstraktionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas wert sein sollten. — O Petrarca, Petrarca, der du eigentümlicher als je einer sangst, was du eigentümlicher als je einer für deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst du nun vor dem höheren Glanze dieses ätherischen Kunstgeistes? — Bei dem allem findet es der tiefsinnige Richter seiner Theorie nicht widersprechend, wenn er behauptet, daß alles, was der Dichter uns geben könne, nur seine Individualität sei. — —

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten sind mir und unstreitig dem ganzen ästhetischen Publikum zu — merkwürdig, als daß ich nicht von einer sonst immer beobachteten Weise abgehen sollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinste gedruckte Wort über irgend eine Rezension meiner Werke. Aber bei dieser muß es mir selbst von dem stolzesten und edelsten Taciturn gutgeheißen werden, wenn ich den Verfasser laut und dringend auffordere, uns seine unbegreifliche Weisheit irgendwo ausführlicher, als hier geschehen konnte, mitzuteilen und so eine Menge Widersprüche aufzulösen, mit denen wir andere durchaus nicht fertig werden können. Besonders wünschte ich dem Begriffe einer idealisierten Empfindung, diesem *mirabile dictu*, nur eine einzige interessante Anschauung aus irgend einem alten oder neuen, ein-

heimischen oder fremden Dichter, der das *mirabile* so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine Akademie der schönen Redekünste*) an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum *Ecce homo* machen, wenn ich wirklich und überall, auch in dem gelungensten meiner Produkte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Rezension das Ansehen gewinnt.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Mut genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günstlinge des Publikums so, wie der Verfasser mir, mitzuspielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug besitzen, mein Visir aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wohlan denn! Gestrenge und vermutlich ebenso tapfere Maske, ich bitte dich, wer bist du? Ich frage nicht deswegen, um nur meine und des Publikums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürfte ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurteiler und seinen vermutlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferse, verwundbaren und sterblichen Geisteskindern. Denn vielleicht hat er, wie Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, sag' ich? Nein, er hat zuverlässig keine! Er ist kein Künstler, er ist ein Metaphysikus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Phantome, als idealisierte Empfindungen sind. Hätte er aber dennoch wider allen meinen Glauben jemals ein Kind mit einer Muse erzeugt, so hätte er ihm zuverlässig schon ohne mein Zutun in einer solchen Rezension das Todesurteil gesprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich sie ein Meisterstück nennen und keinem geringeren als einem Engel**) oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geisteskindern gesegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, so würden sie es so tun, daß wenigstens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünschte ich, daß mein Richter sein Angesicht enthüllte, damit jedermann gleich beim ersten Anblick wüßte, wonach er sich in seiner ferneren Geschmackskultur zu richten hätte. Denn man sage was man wolle, in Geschmackssachen, wo nicht, wie bei Gegenständen der Verstandeserkenntnis, feste Begriffe und Formeln, sondern so manche ἄῤῥητα des Gefühls das Urteil leiten, muß auch nicht selten das bloße Ansehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten und durch sein Beispiel Geschmacksnorm festzustellen befugt sein. Wäre nun mein Beurteiler kein höheres,

*) Die von Bürger herausgegebene Zeitschrift „Akademie der schönen Redekünste", welche jedoch schon nach dem 3. Hefte (1791) ins Stocken geriet.

**) Johann Jakob Engel (1741—1802) ist durch sein Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark" (1795) einer der Hauptvertreter des deutschen Familienromans jener Zeit.

sondern ein Kunstgenie bloß meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche unabhängige Kräfte, sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen, wie ein Souverän von dem anderen, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen. Zeigte sich's aber gar, daß er an Kunsttalent und Kultur noch unter mir wäre — o, so dürfte ja sein Geschmacksurteil sich's noch weit weniger anmaßen, dem meinigen und dem Urteile des mir gleich gebildeten und gestimmten Publikums zum herrschenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr seinen abweichenden Geschmack, den ich einen Verschmack nennen möchte, wonach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geistloses Symbol der Bescheidenheit erklärt, an dem Urteile seines Erfinders und der anderen gebildeten Geister, denen es nicht also vorkommt, bescheiden und demutsvoll zu berichtigen und also seinen Verschmack in Geschmack umzubilden suchen. So viel kommt also darauf an, zu wissen, wessen die Stimme sei, die so anmaßend hinter dem Vorhange hervortönt!

Ich muß hier, wiewohl ungern, abbrechen; hoffe aber sowohl diesen als auch anderen Rezensenten nächstens in der Akademie, wo es wohlfeiler zehren für mich ist als hier, reichlicher zu bewirten. Denn ich bin willens, etwas über mich selbst und meine Werke, nicht mir, sondern der Kunst zu liebe, zu schreiben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch anzeigen, daß noch nicht der vierte Teil der ohnehin so wenigen und kaum hinlänglichen Subskribenten auf die außerordentliche Ausgabe meiner Gedichte die Pränumerations-Pistolette eingesandt hat. Wie kann ich denn also wagen, das Werk zu unternehmen oder, wie ich's wünschte, schon nächste Ostermesse zu liefern. Noch einmal und zum letzten will ich den Termin bis Ende Mai d. J. hinaussetzen, und wenn bis dahin nicht wenigstens so viel bar einkömmt, daß ich vor beträchtlichem Schaden gesichert bin, so will ich alsdann lieber den geringeren, wiewohl für mich auch nicht unerheblichen Verlust an Insertions- und Portokosten über mich ergehen lassen, und jedem sein eingesandtes Geld wieder zurückschicken. Das Schicksal meiner Gedichte sei hernach welches es wolle. Mich gehen sie weiter nichts an.

Göttingen, den 5. März 1791.

Über mich und meine Werke.

Materialien zu einem künftigen Gebäude.

Im 13. und 14. Stücke der Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1791 geschah über mich und meine Werke ein Ausspruch, der mir freilich nicht auf die richtigsten Grundsätze gebaut und sowohl in Lob als Tadel ziemlich überschwenglich schien. Dennoch hätte ich, kraft meines alten Glaubens, daß nur das Werk selbst seinen Meister lobe oder tadle, und nach einer daraus gezogenen, bisher immer beobachteten Handlungsweise dazu schweigen sollen. Ich ließ mich aber von der Lebhaftigkeit derer, die es gern oder ungern sehen mochten, daß mein poetischer Lorbeer ein wenig entblättert würde, aus meiner auf so guten Grundsätzen beruhenden Apathie aufregen und kündigte im 46. Stücke des Intelligenzblattes der Allgemeinen Literatur-Zeitung jenem Urteile einen Prozeß an. Es kommt mir nun vor, als habe ich nicht wohl gehandelt. Denn in jener Apathie liegt, deucht mir, eine Würde, deren Gefühl süßer ist als alle Siege über den Gegner, auch in der gerechtesten Fehde. Diese Würde habe ich nunmehr verloren und der Verlust geht mir nahe, wie der reinen Unschuld der erste Flecken in ihrem weißen Gewande. Denn wenn auch gleich, wie ich mir schmeichle, jene Ankündigung keine gröbere Entweihung der moralischen und ästhetischen Würde aufstellt: so ist sie doch in einem zu gereizten Tone abgefaßt, als daß ich es meinem Gegner allein und nicht mir zugleich mit vorwerfen dürfte, die Saiten in seiner Verteidigung bis zu einigen Mißtönen überspannt zu haben, die den Göttinnen der Anmut schwerlich gefallen werden. Nicht zu meines Gegners, sondern zu meiner eigenen Beschämung rechne ich dahin die mir vorgeworfenen Fechterkünste, die Wortklaubereien, die vorsätzlichen Mißdeutungen; die zwar nicht direkte, aber gewiß indirekte Beschuldigung, daß ich nirgends in meiner Behandlung der Empfindungen die groben Zusätze von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit u. s. w. abstoße; daß ich meine ungeschlachte, ungebildete Individualität mit allen ihren Schlacken gebe und hierin vielleicht Originalität und Eigentümlichkeit setze. Ich rechne dahin die Warnung, den Schatten Samuels nicht zu wecken, damit mir nicht wie weiland Sauln geantwortet werde. Und wie wurde diesem geantwortet? „Der Herr ist von dir gewichen und dein Feind worden. Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredet hat und wird das Reich von deiner Hand reißen, und — deinem Nächsten geben. — Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein u. s. w.“ Auch noch manche andere Wendungen scheinen Ausflüsse einer Erbitterung zu sein, welche in edlen Gemütern immer Reue und Mißfallen nach-

zulassen pflegt. So scheint zum Beispiel die Figur der Äußerung, wie Rezensent sich berechtigt glaubt, die Sache der Kunst gegen das Bürgersche Beispiel zu verfechten, gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wollust entrückt wird, zu verfechten — eine Figur, die mich und namentlich einige meiner Produkte, die wohl auf etwas Achtung in der poetischen Welt Anspruch machen dürfen, mit der Kunst in völlige Opposition bringt — von der Linie der ästhetischen sowohl als sittlichen Grazie ein wenig abzuweichen. Sollte ich in allem dem irren, so wäre mir es ungemein lieb: denn es würde mir das Herz erleichtern, welches sonst alle diese Vergehungen auf Rechnung seiner eigenen Übereilung nehmen muß. Sollte ich wirklich Fechterkünste gezeigt haben, wiewohl mir die Gerechtigkeit dieses Vorwurfes noch nicht einleuchten will: so tut mir auch der bloße Anschein davon um so mehr leid, als mein Gegner dadurch veranlaßt zu sein scheint, Gegenstöße zu tun, die der ausgelernteste Fechter dafür zu erkennen keinen Anstand nehmen würde u. s. w.

Meine Übereilung, geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Rezensenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Überzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken, kann ich nicht besser wieder gut machen, als wenn ich alles, was der Rezensent im Namen der Kunst wider mich und meine Werke zu haben vorgibt, etwas umständlicher und auf eine solche Art erwäge, wie es sich vor den Altären der Weisheit, der Musen und der Grazien geziemt. Das Ziel, welches ich mir dabei vorsetze, ist nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu tun habe, als ich bin. Es ist, wie die meisten ohnehin schon wissen und ich zu verschweigen keine Verpflichtung auf mir habe, Herr Schiller. Seiner auch in der gerechtesten Sache mit Gewalt mächtig zu werden, darf ich mir nicht schmeicheln; und nur durch freiwillige Pazifikation kann ich hoffen, den Streit am vorteilhaftesten für mich beizulegen. Aber das ist mein Bestreben, ein Beispiel aufzustellen, wie gelehrte Ehrenkämpfe geführt werden müssen, um denen auf den ersten Plätzen lehrreich und unterhaltend zu werden. Sollte ich dies Ziel erreichen, so würde ich glauben, durch eine Fehde über so geringe Gegenstände, als ich und meine Werke sind, mir dennoch einiges Verdienst um unser gelehrtes Zeitalter erworben zu haben. — —

Vorrede zum Göttingischen Musenalmanach auf das Jahr 1779.

Zu dem diesjährigen Almanach ist wieder eine so ungeheure Menge von Beiträgen eingelaufen, daß sich ein ziemlicher Foliant, in gespaltenen Kolumnen, mit Perlschrift davon voll drucken ließe. Wenn die auch alle ganz vortrefflich gewesen wären, so begreift man doch leicht, daß eine solche Menge in das kleine Almanachsfutteral sich nicht schieben ließ. Damit tröste sich jeder, der ein gutes Gewissen hat und seine Beiträge, entweder ganz und gar, oder zum Teil nicht in dieser Sammlung erblickt.

Von Auslassung der Beiträge ist ebensowenig durchgehends auf Schofel, als von der Aufnahme mancher Stücke auf Güte, Vortrefflichkeit und Vollendung zu schließen. Freilich ist unter jenen viel abscheuliches Zeug; dennoch aber auch manches, wozu am Ende, da es zu spät einlief, der Raum fehlte, und gar manches, das mir von sehr hoffnungsvollen Köpfen herzurühren scheint. Dieses vor manchem vielleicht mittelmäßigem Stück dieser Sammlung zu wählen, hat mich die herzliche Teilnehmung und Liebe, die ich auch unbekannterweise für solche Verfasser hege, verhindert. Sie werden mich gewiß dereinst, wann sie dahin gekommen sind, wohin sie vermutlich kommen werden, dafür segnen, daß ich ihnen die Reue über noch unvollkommene zu früh bekannt gemachte Versuche erspart habe. Daß sie aber jetzt der Vollendung so nahe noch nicht sind, als sich gebührt, das darf sie keineswegs kränken. Denn so gewiß, als Achill mit der Heldenstärke, die den Hektor überwand, aus Mutterleibe nicht hervorging, sondern eine Zeit war, da der gewaltige Achill, mit seiner ganzen Kraft, nicht den kleinsten Finger seiner Amme regen konnte: ebenso gewiß erlebten Homer und Ossian eine Zeit, da der armseligste Krittler sie der Mittelmäßigkeit oder gar des Schofels mit Recht beschuldigt hätte. Alles Ding auf Erden hat auf der Stufe der Kindheit gestanden, so auch alle die größten Dichter: ob du schon ihre Wiege und Windeln, die nachher beiseite geräumt sind, nie gesehen hast.

Warum ich aber Stücke, deren Mangel an Güte, Vortrefflichkeit und Vollendung ich entweder ahnde oder deutlich erkenne, aufgenommen habe? — Wer fragt das? Fragt es ein Kunstrichter, so soll er wissen, daß wohl noch kein Sammler dieser Blumenlese sich in größerem Gedränge und Mangel an guten vollendeten Stücken befunden habe als ich Armer. Die Bogen mußten voll werden. Indessen sollte ich doch, trotzdem! ohnvorgreiflich denken, daß der leckerhafteste poetische Wollüstling an mehr als einem Orte Weide finden würde. Wer wollte aber wohl ein so unbilliger unausstehlich

leckerhafter Vielfraß und Vielsof sein und überall indianische Vogelnester, Austern und Schildkrötenpasteten, überall Tokayer, Champagner und Steinwein begehren, hergegen bei geringeren Gerichten entweder die Freigebigkeit oder den guten Geschmack des Wirtes kurz und gut über die Klinge springen lassen?

Wollten aber Beiträger und Beiträgerinnen mich zur Rede stellen: warum ich denn wohl nicht für manche Stücke die ihrigen, die ja ebensogut, ja noch besser wären, aufgenommen hätte? so haben die vor allen Dingen erst abzuwarten, was etwa künftiges Jahr sich ereignet. Sind übrigens ihre Beiträge nur ebensogut, so möchte ich wohl wissen, was für eine andere Wahl unter gleich und gleich statthabe, als die, daß man blind zugreift und dasjenige, welches man zuerst zu packen kriegt, aufnimmt? Sollte aber jemand überzeugt sein, daß seine Beiträge sehr hervorstechend besser wären, der mag mich für meine Blindheit nach Belieben kuranzen.

Schließlich habe ich noch namens des Verlegers hinzuzufügen: daß er allen Dichtern, die ihm gute Beiträge, sie mögen nun hier abgedruckt sein oder nicht, zugesendet, und wenigstenteils Honorarium verlangt haben, zu allen ihm möglichen Gegengefälligkeiten dankbarlichst bereit sei, und nicht nur um Fortdauer ihrer Gewogenheit, sondern auch um frühere Einsendung ihrer Beiträge, als öfters bisher geschehen ist, bitte. Was aber die Schofellieferanten betrifft — nun! — auch denen dankt er wenigstens für ihren guten Willen. Von Fortdauer ihrer Gewogenheit aber hat er nichts bei mir bestellt. Gott und den Musen befohlen!

Geschrieben im September 1778.

G. A. Bürger.

Notgedrungene Nachrede zum Musenalmanach 1782.

Neben den Beiträgen zu dieser poetischen Blumenlese werde ich mit vielen zum Teil sehr gutherzigen, freundlichen und schmeichelhaften Briefen beehrt, die ich, so leid mir auch das tut, unmöglich beantworten kann. Es sei mir erlaubt, dies öffentlich zu sagen und bei dieser Gelegenheit auf eins und das andere zu antworten, damit mir mein Stillschweigen nicht ferner, wie schon geschehen ist, von diesem und jenem übel ausgelegt werde, welcher vielleicht gewähnt hat, er sei der einzige, den ich also zu vernachlässigen scheine. Mein Herz, soweit ich es kenne, weder von Grobheit, Trotz, Hochmut und Dünkel angesteckt, noch guter Empfindungen für gute Menschen beraubt, vernachlässigt im Grunde niemand; und fühlt sich immer wohlwollend

und dankbar gegen alle, die mir und dieser Sammlung wohlwollen, wenngleich ich und diese Sammlung dadurch nichts gewinnen sollten.

Es sendet nicht leicht ein junger Dichter Beiträge ein, der nicht zugleich um Kritiken und Belehrungen, besonders aber auf den Fall der Verwerfung um rationes dubitandi et decidendi bittet. Wenn ich diese Bitten erfüllen wollte, so müßte ich schlechterdings kein anderes Geschäft auf Erden haben, als Responsa poëtica zu erteilen. Ein allgemeines Urteil würde dem Anfänger wenig helfen; hergegen ins Detail zu gehen und über ein Lied von wenigen Strophen vielleicht einen ganzen Bogen voll zu kunstrichtern, wie öfters, wenn es von Nutzen sein sollte, geschehen müßte, wann fände sich dazu die Zeit? Überhaupt muß ich frei bekennen, daß ich wegen eines mir natürlichen und täglich sich mehrenden Mißtrauens in meine Fähigkeiten und Einsichten zum Rezensieren ganz ungeschickt bin. Ich kann mich daher auch rühmen, in meinem ganzen Leben noch keine Zeile rezensiert zu haben, mithin von allen öffentlichen kritischen Sünden so rein als ein neugeborenes Kind zu sein. Und wenn man sich einmal so lange vor Sünden gehütet hat, so hütet man sich gern auch ferner.

Manche Kontribuenten erlassen mir ein schriftliches Urteil und wollen sich allein die Aufnahme oder Auslassung ihrer Gedichte zum Zeichen meiner Billigung oder Verdammung dienen lassen. Allein diese können in beiden Fällen sich betrügen. Ich billige ebensowenig alles, was eingerückt wird, als ich dasjenige schlechterdings mißbillige, was zurückbleibt. Überdem folgt ja keineswegs, daß dasjenige, was meiner Wenigkeit nicht gefällt, auch anderen Leuten nicht gefalle oder gar ausgemacht schlecht sei, sowie im Gegenteil mein Wohlgefallen an einem Gedicht eine sehr unsichere Bürgschaft für dessen Güte und Unsterblichkeit sein kann. Manches Gedicht atmet meiner Meinung nach wahren poetischen Geist, allein die darein verwebten allzusehr auffallenden Flecken der Sprache, des Ausdrucks und der Versifikation, die ich wegzuwischen gerade nicht Zeit noch Lust habe, verhindern seine Aufnahme. Dagegen läuft manches höchst mittelmäßige Alltagsding, insofern nur Sprache und Versifikation einigermaßen richtig sind, ganz frei mit durch, nicht zu gedenken, daß noch so manche und manche andere Ursache, als Wert, zur Aufnahme eines Stücks nötigen kann. Ich kann bei dieser Gelegenheit meinen lebhaften Verdruß darüber nicht bergen, daß viele, und darunt ermauche, die es vielleicht wozu bringen könnten, so unbeschreiblich liederlich in Ansehung der Sprache und Versifikation verfahren. Mein Gott! sperren denn die Herren gar die Augen nicht auf, um wahrzunehmen, wie unsere rechtlichen Schriftsteller sowohl in Prosa als Versen schreiben? Bemerken sie denn gar keinen Unter-

schied? Ist denn cacatum und pictum in ihren Augen immer und ewig einerlei? — Ist denn: Reime dich, oder ich fresse dich! im ganzen Ernst eine Kunstregel? — Daß jemand, der gleichwohl Verse für einen Musenalmanach liefert, ein mittelmäßiger oder schlechter Poet ist, das ist allenfalls noch begreiflich und verzeihlich; allein Grammatik und Prosodie nicht einmal zu verstehen und dennoch sich gedruckt sehen zu wollen, das ist so unbegreiflich als unverzeihlich, weil sich so was doch hätte lernen lassen müssen, wenn man nur sein fleißig in die Schule gegangen wäre. Selbst ehrliche Philister, ob sie gleich nur durch die Schule gelaufen sind, würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn ich von diesem Greuel, den sich gewiß niemand arg genug vorstellt, Proben vorlegen wollte. Die Lippen möchte man sich vor Unmut wund beißen, wenn die den sogenannten schönen Geistern leider! so oft mit Recht vorgeworfene Ignoranz in anderen Wissenschaften sich selbst bis auf das Abc derjenigen Wissenschaft erstreckt, wozu sie sich doch selbst bekennen. Kein Wunder wäre es, wenn auf die Art die wahre Dichterei, so edel und vortrefflich sie an und für sich selber ist, vor Priester und Laien verächtlich würde.

Manche Kontribuenten sind auf den freilich von ihnen nicht befürchteten, dennoch leider! möglichen Fall, daß ihre Beiträge nicht aufgenommen werden sollten, fast allzu ängstlich um schleunige und sichere Zurücksendung bekümmert, pflegen auch wohl gar peremtorische Termine dessfalls anzusetzen. Liebe Herren, warum denn gleich zurücksenden? Beim ersten Durchlesen läßt es sich oft nicht gleich bestimmen, was gewählt werden soll oder nicht. Man beherzigt ja wohl von Zeit zu Zeit ein Ding mehr als einmal, und wozu man sich in diesem Jahre noch nicht entschließen konnte, dazu entschließt man sich vielleicht noch im künftigen. Wozu überall die Beschwerde des Zurücksendens? Etwa weil der Verfasser nur dies eine Exemplar verfertigt hätte? Lieber Gott! Wo wäre wohl der Einfaltspinsel, welcher glaubte, daß ein Poet, und vollends ein schlechter Poet, so wenig um die Erhaltung seiner Verse besorgt sein könne? Nein! diesseits der Presse geht auf die Art nicht leicht ein noch so zerbrechliches Werk unter: aber jenseits derselben, wo der Herr Verfasser aller Gefahr entronnen zu sein glaubt, da sind erst die tausend und abermal tausend gefährlichen Klippen und Strudel, die ein Exemplar nach dem anderen bis auf das letzte verschlingen. Verlangte aber jemand seine Beiträge um deswillen zurück, damit sie nicht im Schoselarchiv herumtreiben möchten, der könnte ja lieber, wie mancher anderer, den ich darum noch einmal so lieb und wert habe, Befehl zum Verbrennen geben, welcher allemal um so lieber befolgt werden soll, als man der Kosten eines eigenen zu Aufbewahrung des Schofels

sonst nötigen Hauses und der Bestellung eines eigenen Schofel-Registrators vor der Hand gern noch entübrigt sein möchte. Denn des Zeugs wird nach und nach so viel, daß es in einem Stückfasse nicht mehr Raum hat.

Übrigens kann ich nicht bergen, daß es unangenehm sei, wenn man eingesandte Beiträge, die etwa für dies Jahr wegen Mangel des Raums nicht haben abgedruckt werden können, kurz darnach in anderen Vers- oder Prosasammlungen erscheinen sieht. Zwar kann sich diese Blumenlese des Verlustes halber wohl trösten; indessen lause doch ich, der ich kaum die zehnte solcher Sammlungen zu Gesicht bekomme und lese, darüber Gefahr, bereits gedruckte Sachen hier noch einmal abdrucken zu lassen, da es doch vielleicht noch zweifelhaft schien, ob sie nur einmal verdienten gedruckt zu werden.

Schließlich wünschte ich von Herzen, daß es manchem gefallen möchte, die so oft in Prosa und Versen herumgehudelte Liebe auf eine Zeitlang wieder zu Atem kommen zu lassen, und dagegen zur Veränderung sich an anderen Gegenständen zu versuchen, damit man doch sähe, wie die Herren zurecht kämen, wenn dieser gradus ad parnassum sie nicht mehr mit seiner reichen Phraseologie versähe. Um das Liebeslied ist es in der Tat eine delikate Sache. Ich würde es lieber zu den Arbeiten des Meisters, als des Lehrlings rechnen. Denn man muß einen Inhalt für Geist und Herz hineinzulegen wissen, welcher es auch denen schmackhaft macht, die selbst nicht verliebt sind. Keineswegs ist es damit getan, daß man bloß über das Thema: ich liebe dich! allerlei süße Phrasen zusammenstoppelt, woran es bei einem so oft besungenen Gegenstande auch dem armseligsten Stümper nicht fehlen kann. —

Nichts vor ungut, meine Herren! —

sagte Meister Wunderlich in der Komödie.

Geschrieben im August 1781.

Bürger.

Ankündigung einer Neubearbeitung von „Tausend und einer Nacht".

Der Einfall, aus dem bekannten morgenländischen Märchen Tausend und eine Nacht etwas Lesbares für ein leselustiges Publikum zu machen, ist schon seit einigen Jahren auch der meinige. Allein bei dem in jetzigen Zeitläuften so regen Eroberungstriebe ist es fast unmöglich, irgendwo possessionem vacuam zu finden, es wäre denn, daß man aus den untersten Tiefen sein selbst, wo freilich die rechten wahren Schätze, welche die Motten nicht zernagen, und

nach denen sogar die Diebe nicht graben, verborgen sind, eine nagelneue Schöpfung hervorarbeitete. Und auch da, wie leicht geschieht's nicht, daß die beaux esprits in geheimster Finsternis einander begegnen und unvermutet mit den Köpfen zusammenrennen! Wäre mein Einfall noch Embryo, oder stünde er nur noch auf meinem eigenen und nicht wirklich schon gutenteils auf des Verlegers Papiere, wäre sogar die Hand des Zeichners und Kupferstechers nicht um deswillen schon aufgeboten und in Bewegung gesetzt, so würde ich jetzt nicht aufstehen und mir den unvermeidlichen Schein zuziehen, als wollte ich Herrn Voß, von welchem ich in der Beilage zu St. 36 der Gothaischen Gel. Zeitungen die Ankündigung einer ähnlichen Arbeit soeben lese, den Markt verderben. So aber nötigen mich der Verleger, Herr Dieterich in Göttingen, und die obigen Umstände hiemittelst und kraft dieses clara voce:

Tausend und eine Nacht, neu und nach eigener Weise erzählt von — Mit Kupfern von Chodowiecki

anzukündigen, wovon der erste Band unter der Presse ist und auf k. Leipz. M. Messe, wo nicht noch eher, erscheinen wird.

Es ist zwar bisher bei diesem Unternehmen weder an eine Pränumeration noch Subskription gedacht worden, indem man es darauf ankommen lassen wollte, ob sich das Getränk auch ohne Kranz verseilte. Da es aber nunmehr sowohl Verfasser als Verleger interessieren muß, zu wissen, wie man unter obiger Konkurrenz mit seiner Wirtschaft bei dem Publikum fahren werde, so sei hiermit um einer desto gewisseren Postnumeration willen eine Subskription auf das ganze Werk bis k. Michaelis eröffnet. Herr Voß wird, soviel ich aus seiner Ankündigung schließe, den französischen Galland neu übersetzen; ich aber werde Tausend und eine Nacht neu und nach eigener Weise — bald in Prosa, bald in Versen — erzählen. Da ich nun zum voraus nicht weiß, wie reichlich meine Laune bei einem oder dem anderen der mehreren Bände, die ich indessen vorläufig ebenfalls auf sechs anschlage, strömen werde, so kann ich die Bogenzahl, mithin auch den Preis in quanto noch nicht genau bestimmen, dahingegen in quali die möglichste Billigkeit versichert wird. Druck, Papier und Format werden dem des Göttingischen Magazins gleich sein. Die Subskribenten sollen, wenn sie es ausdrücklich verlangen, dem ersten oder zweiten Bande namentlich vorgedruckt werden. Jeden Band werden wenigstens zwei, und nachdem Beifall und Absatz sind, noch mehrere Kupfer zieren. Die Ablieferung geschieht gegen bare Bezahlung, nachdem man den äußersten Preis vorher gedruckt bekannt gemacht haben wird. Man kann sich bei allen Buchhandlungen unterzeichnen.

So sind denn also nun zwei Buden offen und die Kränze aus-

gesteckt. Man komme und genieße nun, ohne allen dem Matrosenpressen ähnlichen Zwang, nach Belieben!

Warum ich, anstatt zu übersetzen, neu erzähle? — Bedarf dies einer Rechtfertigung; wohlan, hier ist sie!

1. Seitdem Meister Urian*) oder seine dienstbaren Gesellen ihre Bescherungen nicht mehr durch offene Schornsteine, sondern durch offene Köpfe zubringen, haben sie sich ganz verdammte Neckereien angewöhnt. Mancher wähnt, er habe die Eier, und hat, beim Lichte besehen, nur leere Schalen. An den Dottern schmaust längst ein anderer. Derjenige irrt nun vollends gar gewaltig, welcher sich einbildet, in ausschließender Gnade bei besagtem Urian zu stehen und diese oder jene Bescherung zu ruhigem, unbeeinträchtigtem Alleinhandel empfangen zu haben. Aber was Wunder? Und wer mag den armen Teufel mit Recht darüber schelten, da des Herbannens und Begehrens so viel und mancherlei ist, daß sein Ranzen an Raum, Fülle und Varietät des Inhalts unendlich sein müßte, wenn er jedem Abrakadabristen**) was Neues und Eigenes zuteilen wollte. Wenn er daher einem Musensohne zu Häupten tritt und ihm zuflüstert: „Steh auf und sattle deine Eselin! Zeuch hiehin, dahin oder dorthin, aber du wirst finden, was dein Herz begehrt!" so haben die gewitzigten Kinder dieser Welt eine nicht unebene Kautel erfunden, nach welcher besagter Musensohn, seines außerordentlichen Berufes ungeachtet, immer sehr wohl tut, wenn er Zelt, Bette und Schnappsack — wohlverstanden, vollen Schnappsack! — so er's anders vermag, von Haus aus mit sich nimmt. Denn alsdann weiß er doch, wenn er etwa die Herberge oder gar das gelobte Land selbst sehr besetzt fände, woran er sich in der Not halten soll. Auf dem Parnasse und in den angrenzenden Provinzen ist die Bevölkerung dermalen so stark, sind Fahrwege und Fußsteige mit Reisenden von allerlei Schlage dergestalt übersäet, daß kaum ein Apfel zur Erde kann. Wohl dem also, der Zelt, Bette und Schnappsack — welchen der Himmel doch nie leer werden lassen wolle! — von Haus aus mit sich führt.

2. Anlangend Tausend und eine Nacht, so hat, wie die Rede geht, Galland morgenländische Goldbarren in französische Klapper- und Scheidemünze umgewechselt.***) Daß jenes Goldbarren sind, wird so lange wenigstens präsumiert, bis das Gegenteil erwiesen ist. Denn ich so wenig, als Herr Voß, habe den Originalschatz in

*) Der Verfasser des bekannten Gedichtes „Urians Reise um die Welt" ist Matthias Claudius (s. o. die Note zu S. 64).

**) Ableitung von dem arabischen Zauberwort Abrakadabra.

***) Der französische Orientalist Antoine Galland (1646—1715) gab 1704 ff. eine freie Bearbeitung von 1001 Nacht (Les mille et une nuits, 12 Bde.) heraus. Bürger wurde durch das Erscheinen von Voß' Übersetzung des Gallandschen Werkes (6 Bde., Bremen 1781 ff.) von der Ausführung seines Planes abgehalten.

meinem Leben gesehen, viel weniger nachgezählt, gemessen oder gewogen, und unser samt und sonders nach Standesgebühr und Würden höchst- und hochzuehrende Leser und Leserinnen werden, mit ihrer Erlaubnis zu sagen, sowohl fürs Vergangene als auch noch für ein gutes Weilchen der Zukunft, vermutlich in dem nämlichen Falle mit uns sich befinden. Daß aber Gallands Münze französische Klapper- und Scheidemünze sei, das liegt ganz offenbar am Tage, ist mit beiden Augen zu sehen, beiden Ohren zu hören und mit beiden Händen zu greifen. Da nun bei dergleichen Umwechslungen oft auch der Beste in calculo sich zu irren pflegt, wieviel mehr sollte das nicht Monsieur Galland, tel qu'on le voit, getan haben. Um nun eine Umwechslung für das heilige römische Reich deutscher Nation zu veranstalten, weiß ich nicht, ob es (da Zahl, Maß und Gewicht des Originalschatzes doch nun einmal nicht zu treffen steht) ob es, sage ich, wohlgetan sei, den Kurs des französischen und vollends des blinden, abgegriffenen Gallandschen Schofels, Zahl für Zahl, Maß für Maß, Gewicht für Gewicht, zum Grunde zu legen, und nicht vielmehr die ganze Masse zusammenzuschmelzen, das, was nicht fest auf der Kapelle steht und zum Schornstein hinausfliegt, durch eine Zutat zu ersetzen, und solchergestalt mit ungeschnittenem Stempel neue, blanke und lachende Spezies auszuprägen. Zahlte man auf die Art mehr als der Araber, so dürfte das heilige römische Reich deutscher Nation doch wohl nicht böse darüber werden. Zahlte man aber weniger; ei nun! Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, tröstet das alte Sprichwort.

3. Wenn ich aber auch überdem, um wieder ein bißchen in Prosa zu reden, wenn ich auch ein arabisches Original von Tausend und einer Nacht, welches ich verstünde, vor mir hätte, so frägt sich's dennoch, ob ich eine getreue Übersetzung einer ganz neuen Erzählung à mon aise vorgezogen haben würde. Denn wenn die Urschrift der Schreibart der Franzosen auch nur halb entspricht, so ist und bleibt das Buch in diesem Betracht immer und ewig für uns eine ziemlich lose Speise. Und wer weiß, ob nicht vielmehr dieser Umstand, als die Frivolität manches teils des phantastischen Inhalts, welcher freilich so ganz und gar nicht abzuleugnen steht, diesen Märchen, wo nicht in den Herzen, dennoch in den Mäulern vieler Leute eine Art von levis notae macula zugezogen habe. Mit Recht nehme ich die Herzen aus. Denn wie könnten wohl trotz jenen Mängeln die anmutigsten Tänze und Gaukeleien der Einbildungskraft, die in dieser allerliebsten, so reichhaltigen Zauberlaterne Schlag auf Schlag so mannigfaltig abwechseln, wie könnten sie es je mit den Herzen verderben? Getrost wollte ich jeden, der diese Märchen gelesen hätte und nur nicht aller äußeren und inneren Sensation ganz

unfähig wäre, fragen, aber freilich nur ins Ohr fragen und mir wieder ins Ohr antworten lassen (denn laut das Gegenteil zu bekennen, hätte er vielleicht allerhand Ursachen), fragen wollte ich ihn: ob er sich nicht von Kindesbeinen an ganz ausnehmend an Tausend und einer Nacht ergötzt hätte? und seines freudigen Jaworts zum voraus versichert sein. Warum sollte man denn nun bei so bewandten Umständen die Ursachen, warum ein ehrlicher und gescheiter Mann eines lauten Geständnisses seiner Empfindungen sich schämen kann, nicht möglichst wegräumen? Warum sollte man diese Schauspiele, anstatt des alten savoyardenmäßigen Orgelum orgelei, wovon Worttext und Melodie gleich schlecht sind, nicht in bessere Musik setzen dürfen? dürfen! man muß es tun. Herr Voß sagt zwar, die alte deutsche Übersetzung nur sei auch für ihre Zeiten schlecht; ich aber behaupte: Vortrag und Schreibart, auch wie sie Galland auftischt, sind für Zeit und Ewigkeit schlecht.

4. Ein Werk der Darstellung erfordert überhaupt nur alsdann eine getreue Übersetzung, wenn der Vortrag des Originals die Darstellung wesentlich befördern, beleben hilft. Hat aber der Vorgänger dies Mittel, welches mit nichten eines der geringsten ist, versäumt; ist er zweckwidrig seinem Ziele zugehinkt, gestolpert oder gekrochen; so darf doch wohl der Nachgänger des rechten zweckmäßigen, obwohl von jenem verschiedenen Ganges dem nämlichen Ziele zugehen. Nur die Iliaden, die Aneiden darf man nicht in deutsche Chroniken verwandeln. Hätten aber Homer und Maro*) Chroniken hinterlassen, was würde man dem tun, der sie in Iliaden und Aneiden umschüfe? Würde man ihn mit dem Lorbeer auspeitschen oder bekränzen? — Was hat nicht auf den Fuß Wieland aus einigen Märchen unseres Buches gemacht! —

Wer indessen dies allein nicht gelten lassen will, der kann ja seinen französischen Galland, bis auf die gesegneten Zeiten des tausendjährigen Reiches, da vermutlich an den Toiletten auch arabisch parliert und gelesen wird, nach wie vor beibehalten. Versteht er aber weniger Französisch, als heutigestages leicht ein deutsches Kammermädchen so gar versteht, so ist ihm die bekannte Verdolmetschung, vor welche weiland Herr Talander**) auf freundliches Ersuchen des Herrn Verlegers, als seines alten hochwerten Freundes, mit einer Vorrede aufgewartet hat, vollkommen hinreichend. Und eine neue wörtliche Übersetzung des Galland würde um so unnötiger sein, als die alte zum Verständnis

*) Der römische Dichter Publius Virgilius Maro.

**) Der Liegnitzer Professor August Bohse (1661—1730) schrieb unter dem Pseudonym Talander eine große Anzahl meist ziemlich schlüpfriger Romane, darunter „Tausend und eine Nacht nebst der tausend und einen Viertelstunde“ (1730, 6 Bde.).

des Inhalts schon quantum satis getreu und ungleich spaßhafter zu lesen ist, als eine neue sein kann, die vermutlich manchen Anlaß über diesen oder jenen alten Barthans*) des Ausdrucks und derjenigen Schreibart, die ehemals die galante hieß, zu lachen, nicht darbieten würde. Altengleichen den 9. Mai 1781.

G. A. Bürger.

Besprechungen.

1.

Amsterdam. Portrait de Philippe II, Roi d'Espagne 1785. Voran ein erläuterndes, nicht ganz übel, nur hin und wieder zu räsonnierend und deklamatorisch geschriebenes Précis historique beträgt 77, und hierauf das eigentliche Gemälde 242 Seiten in gr. Oktav. Zu dem Gemälde hat der Verfasser, nach den Beispielen des Präsidenten Henault**) und des großen Shakespeare, die dramatische Form gewählt, um eine Art von größerem, mehr Zeit, Ort und Handlung umfassenden politischen Nationalschauspiel zu liefern. Er will nicht, daß es auf einem Theater, wie etwa das französische oder italienische, vor einem „parterre trop mobile et trop frivole pour le Serieux des affaires publiques" aufgeführt, sondern von Männern gelesen werde, welche einen Dichter zu schätzen wissen, der öffentliche Staats- und Nationalangelegenheiten schildert. Daher will er auch nicht nach Regeln beurteilt sein, welche bloß dem Pariser Parterre zu Gefallen festgesetzt worden wären, wodurch man sich gleichweit „avec l'obscur Aristote et ses inutiles commentateurs" von dem wahren Zwecke solcher Werke entfernen würde. — Wenn man ihm aber hierin auch nachgibt, so läßt sich's doch gar sehr bezweifeln, ob das non plus ultra sowohl der historischen als poetischen Kunst, insofern nämlich solches in den abgesonderten Gattungen durch Menschenkraft erreichbar ist, sich solchergestalt vereinigen lasse, daß dadurch eine dritte eigene Gattung von beträchtlichem Werte hervorgebracht werden könne. Es scheint vielmehr, wenn es anders Zeit und Raum hier erlaubten, eben nicht schwer darzutun, daß entweder die eine oder die andere der erwähnten beiden Gattungen sich ein solches Werk vorzüglich, und zwar um so mehr zueignen würden, je besser es ausfiele. Ein Geistesprodukt, bei welchem dies schlechterdings zweifelhaft bliebe, dürfte wohl eben nicht das interessanteste sein. Denn jene beiden Künste können nur

*) Der Name einer altmodischen Nelke. (B.)

**) Charles Jean François Henault, französischer Rechtsgelehrter und Geschichtsschreiber (1685—1770).

die unteren Stufen zur sinnlichen Vollkommenheit Hand in Hand ersteigen; da aber, wo sie sich fahren lassen müssen, ist bei weitem noch nicht das Ziel ihrer für sich allein möglichen Höhe. Bei dem allem ist nun freilich nicht zu leugnen, daß der Künstler, welcher einen historischen Stoff vornehmlich für die unteren Seelenkräfte verarbeiten will, sich einer poetischen, und, wie hier, der dramatischen Form mit sehr gutem Erfolge bedienen könne. Allein wenn Einbildungskraft und Interesse dadurch wirklich lebhafter beschäftigt und erweckt werden sollen, so muß der Künstler auch besser, als unser Verfasser, er muß mit dem Geiste und der Darstellungskraft eines Shakespeare zu Werke gehen können. Bei der dramatischen Form wird wahrlich die größere Lebhaftigkeit nicht dadurch gewonnen, daß bloß Personen wie leblose Tapetenfiguren sich ganz ohne Bedeutung daherbewegen und etwa direkt zu vernehmen geben: der und der bin ich; das und das will ich! Wenn man nicht Charakter, Sitten und Gemütsstellung schon aus der ganzen äußeren Physiognomie und Bewegung, auch noch ehe die Person den Mund auftut, wenn man nicht alles das aus jeder ihrer Äußerungen und Reden, selbst aus den einfachsten Lauten sich entfalten sieht und hört, wenngleich alle diese Äußerungen auf ganz was anderes gerichtet zu sein scheinen: so mag es leicht ebensoviel wert sein, sich durch die dritte Person des alltäglichsten Chronikenschreibers schlechtweg erzählen zu lassen: der und der war, das und das wollte oder tat der Mann. Dieses nun dürfte bei dem vorliegenden Werkchen, wo nicht immer, dennoch größtenteils der Fall sein. Da treten Personen in ruhige, kalte Konversation, nicht etwa durch eine mit dem Ganzen zusammenhängende Notwendigkeit, sondern bloß in der Absicht zusammengebracht, um dies oder jenes nicht zu ihrem eigenen, sondern zum Behuf des Lesers zu notifizieren oder sich abmerken zu lassen. Wenn es nun solchergestalt vollends an einem runden, lebendigen, fortrollenden, überall ineinandergreifenden Dialog mangelt, wenn die notifizierende Hauptperson von der Nebenperson aus keiner anderen Ursache unterbrochen wird, als — damit diese doch auch ihre paar Worte sage, wie muß es alsdann wohl um die poetische Täuschung aussehen? — Von der anderen Seite und als historisches Werk betrachtet, führt die poetische Form die Unbequemlichkeit mit sich, daß sie nicht füglich ohne beigemischte Dichtung statthaben konnte. Wie soll nun aber auch der kundigste Leser überall Dichtung von Wahrheit unterscheiden? Wie soll er sich der unangenehmen Ungewißheit, wie des Argwohns erwehren, daß das Gemälde, oder auch nur dieser oder jener einzelne Zug desselben, vielleicht bloß um der Form willen, verzerrt oder verschoben sein könne? — Kurz, die Form ist in Werken der Kunst nichts weniger als gleichgültig; und diese Diskrepanz

zwischen Materie und Form will uns eben nicht gefallen. — Bei dem allem läßt sich jedoch keineswegs sagen, daß dieses Werkchen ohne alles Interesse sei. Dieses entspringt aber wohl mehr aus der Beschaffenheit des Stoffes, indem das tragische Schicksal der Elisabeth und des Don Carlos mit genutzt worden, als aus vorzüglicher Kunst der Behandlung.

2.

Göttingen. Als Manuskript für Freunde und Bekannte, aber Bekannten und Unbekannten für 12 Ggr. Subskriptionspreis zu haben, sind allhier auf Kosten des Verfassers bei Rosenbusch gedruckt: Gedichte von Levin Adolf Moller. 1786. 178 Oktavseiten stark. Wenn man alle Härten der Versifikation, alle Verworrenheiten der Konstruktion, alle Verstümmelungen sowohl einzelner Wörter als ganzer Sätze, kurz, wenn man alles das pünktlich zu Protokoll nehmen wollte, was dieser Dichter der Poetik und deutschen Grammatik zu leide getan hat, so möchte das wohl ein allzulanges Register werden. Unter 73 größtenteils ganz verwerfliche oder noch nicht zur Mittelmäßigkeit hinaufreichende Stücke haben sich dennoch einige, wie z. B. Nr. 18. 28. 30. 38. 39. 41. 42. 51 — ein ganz wackeres Lied — 52. 54. 56 — vielleicht das beste von allen — und 70, welche, kleinere Mängel abgerechnet, nicht ohne poetisches Verdienst, nicht ohne Leichtigkeit und Anmut sind, verloren. Die gewählte Orthographie, die, wenn wir nicht irren, zuerst durch Herrn Bürgers Gedichte hin und wieder aufgekommen ist, dürfte wohl einen ziemlichen Stoß erleiden, wenn es erst allgemein bekannt wird, daß B. längst und vermutlich aus guten Ursachen zu der Weise seiner Väter zurückgekehrt ist, und jetzt völlig so wie wir meisten übrigen ehrlichen Leute schreibt.

3.

Über Blumauers Gedichte.*)

Als Anzeige kommt diese Rezension freilich bei weitem zu spät; aber nicht als mein, des hiesigen Rezensenten unmaßgebliches Urteil über die Werke dieses berühmten und beliebten Dichters. Was sich selbst längst auf dem Markte und in allen Gassen verkündigt hat, ehe der Ausrufer sich aus seiner Gemächlichkeit erhebt, das bedarf keiner Anzeige. Was aber dabei Kraft in sich trägt, länger als von Ostern bis Michaelis, von Michaelis bis Ostern zu leben, das muß auch noch nach diesen, ach! für so viele Literaturgeschöpfe peremtorischen Terminen, von hinten und vorn sich beschauen und durch-

*) s. die Note auf S. 65.

mustern, muß über sich räsonnieren oder auch — denn das können wir sterblichen Rezensenten ebenfalls — deräsonnieren lassen.

Da diese Gedichte nunmehr in allen kritischen Zeitschriften Deutschlands, hier und da auch sehr umständlich und gründlich beurteilt, für ihre mannigfaltigen Schönheiten gelobt, und für ihre Fehler getadelt worden sind, so muß es freilich schwer fallen, noch etwas Neues daran zu loben und zu tadeln. Hierauf kommt es indessen hoffentlich nicht an; denn über interessante Gegenstände sucht man sich gern der Wahrheit aus dem Munde so vieler Zeugen, als nur immer möglich, zu versichern. Wenn es nun überhaupt kein leerer Traum ist, daß treu gemeinte und wohl erwogene Beurteilungen eines Kunstwerkes sowohl den Künstler als seine Verwandten zur höheren Stufe der Vollkommenheit zu leiten vermögend sind, so könnte doch auch vielleicht des gegenwärtigen Zeugen Aussage ihr Scherflein hierzu mit beitragen.

Vollkommen ist Rezensent mit denen einverstanden, welche Herrn Blumauer zu den vorzüglichsten Dichtern unserer Nation zählen. Dies Urteil gründet sich hauptsächlich auf seinen lebhaft funkelnden Witz, auf die komische Kraft, wovon sein Satyr strotzet, und auf das tüchtige Horn desselben, welches die Torheiten seiner Zeit, seines Landes und seiner Religionsverwandten, auf eine so eigene und nachdrückliche Weise zu kitzeln versteht, daß man nicht weiß, ob sie sich zu Tode lachen oder schreien werden, wenn nicht anders eine derbe Hornhaut, wie mehrenteils der Fall ist, sie vor beiden bewahrt. Was hingegen die Phantasie unseres Dichters, was seine Empfindsamkeit, seine Kompositions-, Diktions- und Versifikationsgabe betrifft, so möchten die wohl kaum imstande sein, ihn vor dem großen Poetentrosse unseres Vaterlandes vorzüglich auszuzeichnen und zu einem höheren als gemeinen Musenalmanachsrange zu erheben. Denn ob es gleich seiner Phantasie nicht an Vorrat von Materialien fehlen mag, so führt diese doch nur der überall hervorherrschende satirische komische Witz, nicht selten auch der bloße Reim herbei. Großer, nach richtigen Verhältnissen geordneter, vollendeter, unmittelbarer Ansichten scheint diese Phantasie nicht fähig zu sein. Ebenso scheint auch nicht zum voraus das Thema zur Melodie eines Liedes seiner empfindenden Seele vorzutönen oder, um mit Fritz Stolberg poetisch es auszudrücken: es scheint nicht,

Daß schon die Seelen werdender Lieder ihm
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen.

Daher kommt es wohl, daß die meisten Kompositionen dieses Dichters nicht sowohl volle, unter dem Gesetze irgend einer Einheit

zusammenhaltende Ganze, als vielmehr Aggregate einzelner, zwar an und für sich schöner Bilder, Gedanken und Einfälle sind, welche Witz und Reim an das erste beste Schnürchen aufreihen. Nun werden zwar wohl jene großen und vollkommenen Ansichten der Phantasie, und dieser Melodien der Empfindsamkeit wenigen Dichterseelen und auch den vorzüglichsten nicht immer mit den angegebenen Erfordernissen zum voraus zu teil, ehe zur Bezeichnung durch die Diktion geschritten wird. Beides ist oft nur sehr mangelhaft, verworren, dumpf und dunkel schwebend vorhanden, das ist, des Dichters Phantasie sieht etwas, erkennt aber noch nicht bestimmt und vollendet seine Gestalt, viel weniger deutliches Verhältnis und Ordnung; ferner, die Saiten seines empfindenden Wesens sind irgend wozu gestimmt, sie tönen; allein der Inhalt ist bei weitem nicht klar und deutlich. Wenn nun der Dichter, und besonders der lyrische, wie es wohl sehr oft der Fall ist, sich in diesem Zustande befindet, so greift er gleichsam blindlings in das schwebende, wogende, gärende, brausende Chaos seines Stoffes hinab, und zieht vermittels der Diktion, die sein Angel ist, an das hellere Tageslicht hervor, was er ergreift, stellt es in Versen, in Reimen und Strophen nebeneinander, ohne während dieses Geschäftes sich von etwas anderem als zwar kläreren Vorstellungen der Richtigkeit und Schönheit des Einzelnen, hingegen nur sehr dunkeln Ideen der Zweckdienlichkeit zum Ganzen leiten zu lassen. Dadurch entstehen denn öfters bei Talent und Geschmack Perlenschnüre, woran man, jede einzelne Perle für sich betrachtet, eben nichts tadeln kann. Hingegen machen sie kein richtig und schön verbundenes Ganzes aus, wofern nicht spekulative Kritik hernach ihr Richtmaß anlegt, und alles, was nicht zur Einheit stimmt, ohne Gnade und Barmherzigkeit ausmustert, wenn es, für sich betrachtet, auch noch so allerliebst wäre. An diesem letzten Verfahren scheint Herr Blumauer es zu sehr ermangeln zu lassen. Gleichwohl ist und bleibt es doch ewig wahr, ohne Kritik gehört alles, was das Genie für sich etwa Vollkommenes hervorbringt, zu den Erbsen, welche die blinde Taube findet.

Was die Diktion betrifft, so fehlt es Herrn Blumauer gewiß nicht an Anlage, es darin zu einer weit größeren Vollkommenheit zu bringen, als sie gegenwärtig erscheint, wenn er sich erst lebhafter überzeugen wird, daß Korrektheit, besonders in kleineren poetischen Werken, nie zu weit getrieben werden könne, und daß es Dichter gebe, welche lieber ganze und vielleicht nicht die schlechtesten Bilder und Gedanken aufopfern, ehe sie sich solche poetische Freiheiten erlauben, welche wider Richtig- und Reinigkeit, Angemessenheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang des Ausdrucks, der Versifikation und des Reimes streiten. O, man glaubt kaum, wieviel Liebe und

Leben gerade nichts anderes als die Diktion einem Werke verschafft. Vollkommene Diktion ist fast der einzige Gesundheits- und Lebensbalsam für Schriftwerke in einer lebendigen Sprache. Denn eine lebendige Sprache gleicht einer jungen Dame, die immer und immer mit ihren Kleidungsstücken wechselt. Man muß also die Perlen und Edelgesteine seiner Gedanken ja an ihre besten und liebsten Kleider, die sie wahrscheinlich am längsten tragen wird, zu heften und so zu heften suchen, daß es unmöglich ist, sie davon zu trennen, ohne Schmuck und Einfassung zugleich zu zerstören. Wehe dem Schriftsteller, der seine Perlen in ihren Plunder wickelt! —

Vorrede zu Virgils Georgica,

neu übersetzt von K. G. Bock.

Dem ganzen Publikum, welchem Werke des Geschmackes nicht gleichgültig sind, ist es bekannt, was für eine Übersetzung des virgilianischen Gedichtes vom Landbau neulich Herr Voß unserem Vaterlande geschenkt hat. Wenn ich gleichwohl kein Bedenken trage, einen neuen Übersetzer ebendesselben Gedichtes als Vorredner aufzuführen, so — nun, was wird man denn wohl erwarten? — etwa die Behauptung, daß hier mehr sei, als Voß? Oder allerlei lose Künste, dieser Übersetzung ein unverdientes Ansehen, einen unverdienten Eingang beim Publikum zu verschaffen? — Wer so etwas vermutet, der kennt ebensowenig mich, als die richtigsten von allen den verschiedenen Gesichtspunkten, aus welchen Übersetzungen vortrefflicher Sprachwerke, besonders des Altertums, angesehen und beurteilt werden müssen.

Eine Vergleichung dieser Übersetzung mit der Vossischen, oder irgend einer anderen, kann und darf mir hier nicht einfallen. Unbesonnenheit, die meines Vorredner Amtes gar nicht ist, wäre es, gerade an dieser Stelle für die eine oder die andere, sie sei welche sie wolle, selbst mit Beifall echter Kritik abzusprechen. Wohlbesonnen und meines Amtes hingegen achte ich die Behauptung, daß das Dasein auch dieser Übersetzung, sei sie nun besser oder geringer als andere, der Kunst und ihren Schülern zum Vorteile gereichen müsse. Und nur unter dieser Behauptung sei sie den Freunden und Bekennern der Kunst empfohlen.

So wenig die vortrefflichste Übersetzung irgend eines griechischen oder römischen Meisterwerkes das Original entbehrlich macht, so wenig macht die vortrefflichste Übersetzung noch zehn andere, selbst geringeren Wertes, entbehrlich. Denn nicht zu gedenken, daß in Werken des Geschmackes der Begriff des Wertes oft sehr relativ ist,

nicht zu gedenken, daß oft der feinste Prüfer sich keiner Entscheidung getraut: so müssen selbst, bei allgemein entschiedenem Wert und Vorzug der einen oder der anderen Übersetzung, die übrigen dem Freunde, dem Bekenner und Ausüber der Musenkünste noch überaus interessant und lehrreich bleiben, wofern anders nicht einem Verfasser gerade alles Talent, alle Kenntnis beider Sprachen abgegangen sein sollte. Nur einen einzigen Renner nach einem Ziele streben zu sehen, das kann nicht interessieren; auch das nicht, wenn mehrere gleichen Schrittes forteilen: aber das ist ein sehr unterhaltendes Schauspiel, wenn die lange Bahn hinab, bald dieser, bald jener dem anderen zuvoreilt, ehe endlich einer der Palme sich ganz oder zum Teil bemächtigt.

Freilich gibt es gewisse Bücherkäufer und Leser, die ihren Nachbar oder Gevatter, den Kenner und Kunstrichter fragen: Welches ist wohl die beste Übersetzung des Homer oder Virgil? Ich wollte mir doch gern eine, und natürlich die beste, kaufen. Es sind das eben dieselben, denen es genug ist, zu gehöriger Jahreszeit nicht mehr und nicht weniger als einen Musenalmanach zu kaufen und zu lesen. Da kommt es denn nur darauf an, ob der Vossische oder der Bürgersche ihnen zuerst in die Hände läuft; und sobald sie einen haben, sind sie für das Jahr vollkommen kontentiert. Von solchen Liebhabern gekauft und gelesen zu werden ist zwar für den Verleger nicht ohne Nutzen, allein für den Schriftsteller ohne die mindeste Ehre, für die Literatur und Kunst ohne den mindesten Gewinn. Aber aus solchen besteht denn doch wohl nicht unser ganzes Publikum. Unstreitig gibt es auch Künstler und Kunstverwandte, welche mit allen Kenntnissen, ein griechisches oder römisches Meisterwerk zu verstehen und zu empfinden ausgerüstet, dennoch keine Übersetzung desselben leicht ungelesen lassen. Und gerade diese sind, glaube ich, die rechten Leute, für welche Werke der schönen Redekünste mit Nutzen übersetzt werden können und mehr als einmal übersetzt werden müssen.

Eine Übersetzung müßte überaus schlecht sein, wenn sie auch nicht einen einzigen neuen Aufschluß des Gedankens und der Empfindung des Originals gewähren sollte; sie müßte ganz offenbares Stümperwerk sein, wenn nicht wenigstens die Muttersprache an Reichtum, an Mannigfaltigkeit, an Geschmeidigkeit und Wohlklang in Ausdruck und Wendungen dadurch gewinnen sollte. Diesen Gewinn sich eigen zu machen, kann für den eifrigen Schüler der Kunst gewiß nichts zuträglicher, nichts lehrreicher sein, als die Bemühungen mehrerer miteinander zu vergleichen, und zu sehen, wie sie mit einer Vorstellung gerungen, und wie sie dieselbe aus der fremden in die Muttersprache herüber gerungen haben. Auch wird unstreitig durch solche Vergleichungen das Geschmacksurteil mehr als durch

irgend etwas geschärft und verfeinert. Denn das Vollkommene oder das Unvollkommnere, einzeln betrachtet, wird nie so lebhaft erkannt, als wenn man beides einander gegenüberstellen und dabei das Original eines allgemein anerkannten Meisters als Prüfstein anlegen kann.

Ich könnte noch mehr zur Empfehlung mehrerer Übersetzungen eines und ebendesselben Werkes der Darstellung und der gegenwärtigen insbesondere sagen, wenn nicht schon dies wenige hinreichend sein müßte, jede Verwunderung über eine Ilias post Homerum als Äußerung des Unverstandes zu charakterisieren.

Freimaurer-Reden.

Über die Zufriedenheit.

Wenn man gesund und sowohl seiner Leibes- als Gemütskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu sein, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich leugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein, dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrenteils nur dann, wann mir zu Mute ist, als ob ich einen Kapuzinerstrick mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umsponnen wären, als ob das alte, dunkle, feuchte, kalte Chaos über meinem Geist brütete, von welchem die Göttingische Witterung und der Schnupfen in gerader Linie abzustammen scheinen. Sobald mir aber einmal der Strick nur etwas loser sitzt, sobald das Wollengespinst von meinen Nerven ein wenig sich abgestreift und das Instrument seinen helleren, reinen Naturton gibt, sobald die ungedeihliche, lähmende Dezemberwitterung der Seele sich aufklärt; so wüßte ich kaum, was mich noch unzufrieden machen könnte, wenn ich anders nur meinen Zufriedenheitskatechismus fein im Gedächtnisse habe und beobachte. Und dieser ist überaus kurz, einfach und leicht.

„Ha! der stammt gewiß aus dem Geschlechte der Ohnesorgen!" kann hierbei mancher sagen oder denken. Den Ohnesorgen liegt das so in der Art, daß sie zufrieden und glücklich sind, sie mögen viel oder wenig haben, sie mögen hoch oder niedrig oder auch gar nicht auf der Ehrenliste des Staats stehen. — Ihr habt recht, ihr Herren, die Ohnesorgen sind ein zufriedenes und glückseliges Völkchen; ver-

geßt doch aber nicht, zugleich mit hinzuzufügen: besonders wenn sie Gott vertrauen. Daß der Sorglose zufrieden ist, das ist des Wunderns eben nicht wert. Wenn der Mensch bei seinem gegenwärtigen Zustande keine Spanne lang vor sich hinaus in die Zukunft sieht, so kann er leicht zufrieden sein, und man kann ohne Übertreibung annehmen, daß unter hundert Unzufriedenen es wenigstens neunzig aus Neid oder wegen Besorgnis in Ansehung der Zukunft sind.

Der Trieb, nur fröhlichen Empfindungen nachzuhängen, sowie den Kummer zu verbannen, ist so allgemein, und den Trostgründen über die Güter, die uns fehlen, geben wir so gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und sein Glück weder nach dem, was er verloren hat, noch mit den Blicken des Neides mißt, leicht immer genug haben wird. Warum sähen wir sonst — zur großen Verherrlichung der ewigen Vorsicht, welche die Zufriedenheit an keinen Stand, an kein Maß von Glücksgütern ausschließlich hat binden wollen — warum sähen wir sonst so viele Zufriedene, so viele Glückliche in der äußersten Dürftigkeit?

Meine Brüder, lassen Sie uns doch einmal ein wenig sehen, was uns wohl einen Teil dieser Zufriedenheit gewähren könnte. Lange Bekanntschaft mit dem Mangel, mit der Niedrigkeit und mit dem Elende mag etwas, ja vielleicht sehr viel dazu beitragen. Wir stimmen unsere Gesinnungen bald zu den Umständen, aus denen wir uns nicht helfen können. Ohne daß nun gerade die Angewöhnung an unsere Umstände bis zu einer tierischen, gleichgültigen Unempfindlichkeit herabzusinken braucht, so stelle ich mir doch vor, daß ein gewisser Grad derselben im Unglück gute Dienste leiste. Unser ganzes Selbst fügt sich früh oder spät in sein Lage.

So wie unsere Sinnenwerkzeuge von selbst die gewohnte Richtung annehmen, worin sie am bequemsten einen Gegenstand empfinden können, so unvermerkt stimmt die Seele ihre Gesinnungen zu unserem Glücke, weil sie es dunkel fühlt, daß das wahre Unglück eigentlich in der Disharmonie der Gesinnungen und der Umstände bestehe.

Dies ist nun freilich noch ein sehr niedriger, ja der allerniedrigste Grad der Zufriedenheit. Es ist eigentlich nur der gute Grund und Boden, den die Natur zur glücklichen Kultur und Veredelung des vortrefflichsten Gewächses darbietet. Wir wollen weiter sehen, wie es sich erziehen und zu einer vollkommenen Reife bringen läßt.

Zu den nächsten Erfordernissen, wodurch die allgemeine Anlage zur Zufriedenheit schon ungemein erhöht werden kann, rechne ich die glückliche Gabe und Kunst, mit gesunden, guten Augen auch gut zu sehen. Ich verstehe hierunter die Neigung und Geschicklichkeit,

sich jeden unangenehmen Vorfall von der besten Seite vorzustellen, und in jedem angenehmen alles mögliche Vorteilhafte zu bemerken. Wenn man die beiden Wahrheiten gelten läßt, wovon uns nur etwas Erfahrung in der Welt sehr bald überzeugen muß: „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es darauf ankomme, von welcher Seite wir sie ansehen, wenn sie uns erfreuen oder betrüben soll", so muß notwendig unsere Zufriedenheit von unserer Art, die Sachen zu betrachten oder von einer glücklichen Gabe und Kunst, zu sehen, abhängen. Es ist überhaupt keine so traurige und nach der Meinung des großen Haufens noch so böse Begebenheit, die nicht von einer vergnügt gestimmten Seele oder von einem verständigen Manne von einer guten Seite könnte angesehen werden. Und ich glaube, wie es, unseren gesunden Verstand ausgenommen, kein irdisches Gut gibt, das man unbedingt ein Gut nennen kann, so gibt es auch kein Übel, das man nicht wozu nutzen kann, wenn man nur Verstand hat. Unser Verstand ist die Biene, die aus jeder Blüte und Blume, auch aus den giftigen, Honig zu saugen vermag.

Wenn irgend etwas in der Welt beneidet werden darf, so gehört gewiß diese glückliche Kunst unter die beneidenswürdigsten Dinge. Sie erheitert den ganzen Gesichtskreis unseres Lebens und schafft einen unvergänglichen Frühling um uns her. Wir befinden uns darin wohl, wie der Fisch im Wasser; unser Blut fließt leicht durch die Adern; allenthalben hin begleitet uns unsere Heiterkeit; wir finden alle Menschen liebenswürdig, und werden von ihnen wieder liebenswürdig gefunden. Kurz, es ist nichts, was den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Gange erhält, als die herrliche Kunst, Menschen und Dinge von der guten Seite anzusehen. Und sie ist gar so schwer nicht, als man sich einbildet. Wenn man nur nicht vergißt, daß Menschen und Dinge mehrere Seiten haben; wenn man nur nicht gar zu unwillig, träge und verdrossen ist, ein wenig um sie herumzugehen und den Standort der Betrachtung zu wechseln. Das Gute, was sich allenthalben findet, springt dann ganz von selbst in die Augen.

Nächst dieser Kunst, zu sehen, getraue ich mir auch das als ein sehr wirksames Mittel der Zufriedenheit vorzuschlagen, wenn man seinen Wünschen fein oft die Flügel beschneidet und sie nach solchen Mitteln der Befriedigung stimmt, die in unserer Gewalt stehen. Auch dies zu bewerkstelligen, hat uns die Natur in ihren Anlagen schon vorgearbeitet. Denn natürlicherweise begehrt unser Wille nur diejenigen Dinge, die sich unser Verstand einigermaßen als möglich vorstellt. Wer ist so unnatürlich töricht, sich in den Mond oder in eins der Paradiese zu wünschen, die es auf anderen Planeten geben

mag, und sich von solchen Wünschen beunruhigen zu lassen? Und warum? Weil dem Verstande keine Mittel einleuchten, solche Wünsche zu befriedigen. Aber warum gewöhnen wir uns denn nun nicht, alle Dinge außer uns als ebenso über unser Vermögen zu betrachten? Und das müssen wir allerdings, wenn wir nur einen Augenblick vernünftig darüber nachdenken. Denn sobald wir getan haben, was wir wußten oder konnten, und der Erfolg entspricht nun dennoch unseren Wünschen nicht, so muß man denken, die Erlangung war, wenigstens für das Mal, ebenso unmöglich, als es unmöglich ist, ins Paradies der Toren im Monde auf Gänseflügeln zu gelangen. Bedächten wir dieses, so würden wir es ebensowenig bedauern, daß wir manche Güter, die wir vermöge unserer Geburt, unserer Talente oder unserer Geschicklichkeit fordern zu können glauben, entbehren müssen, wenn wir sie ohne unsere Schuld entbehren, als wir es bedauern, daß wir nicht auf dem Throne der Aurengzeben*) sitzen oder, wie der Dalai Lama, göttlich verehrt und angebetet werden. Ja, noch mehr! Wir werden sogar aus der Not eine Tugend machen und ebensowenig gesund zu sein fordern, wenn wir nun einmal krank sind und unstreitig krank sein sollen, ebensowenig frei, wann wir gefangen sind, als wir verlangen, aus unzerstörbarem Stoffe, aus gediegenem Golde, aus Granit, aus Diamant gebildet zu sein oder uns auf Flügeln des Adlers über einen Tschimborasso erheben zu können. Indessen können wir bei diesen geringen Mitteln immer noch glücklich sein, wenn nur unsere Wünsche nicht größer sind als die Mittel, sie zu befriedigen. Freilich ist das wohl gewiß, daß ein wohlgestalteter, kraftvoller Mensch, der nicht krank ist, dem es an nichts fehlt und der dabei ebenso weise als tugenhaft ist, einer ungleich vollkommeneren Zufriedenheit genießen kann, als ein anderer armer, ungesunder, übelgestalteter Krüppel, bei aller seiner Weisheit und Tugend. Allein, so wie ein kleiner Becher ebensovoll sein kann als der größte Ehrenpokal, ob er gleich weniger Wein enthält, so kann man auch annehmen, wenn man eines jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung seiner vernünftigen Wünsche nimmt, daß die allerniedrigsten und ärmsten Menschen, die vom Glücke am übelsten behandelt und verwahrlost sind, ebenso zufrieden und vergnügt sein können, als die Lieblinge des Glücks, ob sie gleich nicht eine so hohe Summe der Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

Lassen Sie uns also, meine Brüder, in einer solchen Unabhängigkeit von der Beherrschung des Glückes uns erhalten, daß, wenn wir gleich keine Gelegenheit versäumen, die Vorteile festzu-

*) Der indische Großmogul Aurengzib (zu deutsch „Zierde des Thrones") 1619—1707, ist durch seinen Reichtum, seine Prachtliebe und seinen Kunstsinn bekannt.

halten, die es uns anbietet, wir gleichwohl uns noch lange nicht unglücklich achten, wenn es sie uns verweigert. Böte mir das Glück eine Million an, so streckte ich zuverlässig meine Hände danach aus, und reichte es mir in der anderen zwei Millionen dar, so griffe ich ganz gewiß noch lieber zu den zweien, und lieber wieder nach zehnen, ja, nach hunderten am allerliebsten. Weil das nun aber nicht geschieht, und sicherlich deswegen nicht geschieht, weil es in der Reihe und dem Zusammenhange der Dinge gar nicht geschehen kann, nun, — so ist es auch gut. O, wie großes Unrecht mögen wir nicht oft dem armen Glücke tun, das vielleicht ohnmächtiger als wir ist! Mir kommt es vor, als ginge es dem Glücke oft ebenso, als manchem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Souverän, der gleichwohl aus eigener Großmacht nicht einen Pedell anzustellen imstande ist.

Ich komme nun auf ein Mittel der Zufriedenheit von etwas ernsthafterer Art, das aber eben darum vielleicht nicht nach jedermanns Geschmacke sein mag. Ich darf es indessen nicht übergehen, wenn mein Rezept nicht unvollständig und mangelhaft bleiben soll. Es besteht darin: Man bestrebe sich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werte verlieren! Dieses Mittel ist eigentlich ein niederschlagendes Spezifikum für den Neid. Denn es bezieht sich auf diejenige Quelle unserer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere Menschen eben die Güter besitzen, und daß sie dadurch verächtlich werden. Könnte der Neid in irgend einem Falle vernünftig sein, so würde es der sein müssen, wenn er über den Besitz solcher Vorzüge rasend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werte verlieren. Geld, Rang, Ehrenzeichen werden freilich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist. Denn das ganze Wesen ihres Wertes besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmut der Sitten! — Sollten die Gegenstände des Neides sein, so könnten sie es nicht anders werden, als wenn man sie zu bloßen Mitteln des Geldgeizes und der Ehrsucht herabwürdigt. Alsdann müssen sie freilich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werte verlieren, wie alle andere Artikel, wann der Markt damit überladen ist. Unterscheiden muß man also die Güter, die ihren Wert dadurch verlieren können, daß andere Menschen ähnliche besitzen, von denjenigen, die durch diesen Umstand an ihrem inneren Gehalte und Werte nichts einbüßen. So würde ein Mensch, der eine Million besäße, unbeschreiblich reich sein, wenn niemand außer ihm Geld hätte; aber er würde ein Bettler heißen, wenn alle anderen Menschen das Geld zu hundert und tausend Millionen besäßen. In ähnlicher Rücksicht ist auch eine gute Eigenschaft, ein angenehmes und nützliches Talent, die jemand besitzt, desto rühmlicher, je wenigere sie außer ihm besitzen. Daher pflegt man denn auch den Ruhm, sowie den

Reichtum zu beneiden. Allein Tugend, Wissenschaft, Gesundheit, ohne Beziehung auf Reichtümer und Ruhm, welche sie begleiten können, werden dadurch an sich keineswegs vermindert, daß auch andere sie besitzen. Es ist also kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man andere deswegen beneiden soll.

Ein vortrefflicher Weltweiser, Descartes*), erhöht diese Anmerkung noch durch folgende Betrachtung. Die Güter, welche die zahllosen denkenden und empfindenden Geschöpfe der unbegrenzten Natur genießen, sind von der Art, daß uns dadurch nicht das mindeste abgeht. Vielmehr, wenn wir das höchste Wesen lieben und in Ansehung der Geschöpfe unseren Willen mit dem seinigen vereinigen, so müssen wir uns selbst desto höher schätzen, je vollkommener, edler und größer das Ganze ist, wovon wir Teile sind, und desto mehr Ursache haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit seiner Werke zu verehren.

Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen. Und das ist ein unbegrenztes Vertrauen auf denjenigen, der kein empfindendes Geschöpf zu seinem Unglücke ins Dasein hervorgerufen oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangele, dessen es in seiner jedesmaligen Lage zu seinem Wohlsein bedarf. Alle übrigen Mittel dienten bloß dazu, die Gegenwart angenehm zu machen. Aber wird uns die Zukunft nicht beunruhigen? Oder sollen wir, um dieser Unruhe auszuweichen, nicht an die Zukunft denken, sollen wir sorglos sein? — Allein, können wir das wohl? und wenn wir es könnten, sollen wir es? — Hängt nicht von unserer Vorsorge für die Zukunft so sehr unser künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig sein, um in seinem männlichen Alter brauchbar zu werden und sein Auskommen zu haben? Muß der Landmann nicht säen und pflügen, wenn er ernten will? Allerdings; das soll er! Aber wenn er seine Pflicht getan hat, so soll er sich auch auf Gott verlassen. Glauben soll er, daß, was seine Weisheit auch über die Früchte seiner Mühe beschließen mag, — er mag sie ihn genießen lassen oder nicht, der Frost mag sie in der Blüte töten oder Nässe, Dürre, Ungeziefer schon nahe an ihrer Reife zerstören, Hagel mag den Halm zerknicken oder Sturmwind ihn aus der Wurzel reißen, — glauben soll er und wissen, daß alles, was Gott tut, wohlgetan sei. Und so würde denn der wahre Zufriedene nicht sowohl der Sorglose als vielmehr derjenige sein, der Gott vertraut.

Länger will ich Sie nicht mit meinem Vortrage ermüden, meine

*) René Descartes (Cartesius), der Begründer der neueren dogmatisch-rationalistischen Philosophie (1596—1650).

Brüder! Ich bitte nur noch um Verzeihung, daß ich Sie nicht besser unterhalten habe. So gern ich es getan hätte, so haben mich doch meine Geschäfte und mein Mißbefinden davon abgehalten. Dies Wenige, dachte ich indessen, wäre doch besser als gar nichts, an dem Tage, der uns der feierlichste im Jahre ist. Da wir uns an demselben hauptsächlich zum Wohlsein und zur Freude versammeln, so glaubte ich, diese kurze Betrachtung könnte vielleicht insofern einen schicklichen Bezug darauf haben, daß sie uns veranlaßte, manchen Dorn- und Distelbusch auszujäten, der dem Wachstum des herrlichsten Gewächses sonst hinderlich gefallen wäre. Der Herr gebe uns allen dazu sein Gedeihen und lasse uns sowohl diesen als alle übrigen Tage dieses neuen Logenjahres zu wahrer Zufriedenheit und Glückseligkeit gesegnet sein!

Ermunterung zur Freiheit.

Wir führen den edlen und inhaltsvollen Namen freier Maurer. Bei welcher Veranlassung unsere Vorfahren denselben empfangen haben, und was für einem Inhalt er ursprünglich zum Symbol dienen sollen, das kann und will ich gegenwärtig nicht aus der Geschichte des Ordens dartun. Möge indessen sein Ursprung, möge sein eigentlicher Inhalt sein welcher er wolle: so soll mich dies nicht hindern, eine Anwendung dieses Namens aus der Fülle meines Herzens zu schöpfen, welche würdig ist der Feier des heutigen uns heiligen Tages, und des herrlichen, goldenen Zeitalters, in welchem wir das Glück haben zu leben.

Zahlreicher als gewöhnlich haben wir uns heute hier versammelt, um uns der mehrjährigen segensreichen Dauer eines Institutes zu freuen, dessen erhabenster Zweck Beförderung der Glückseligkeit unter den Menschen ist. Hoffentlich sind wir auch alle mit einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit des Geistes und des Herzens eingetreten, und werden also empfänglicher sein, als zu jeder anderen Zeit, für den Samen großer und starker Gesinnungen, welche der Redner in die Herzen seiner Brüder bei feierlichen Gelegenheiten auszustreuen beflissen sein soll.

Zu welchem herrlicheren Gewächs aber könnte ich wohl den Samen ausstreuen, als zu demjenigen Sinne für Freiheit, den kein Mensch verleugnen sollte, weil er wie ein edler Fruchtbaum seine Zweige über das Gebiet der Weisheit, der Schönheit und der Stärke verbreitet und dieselben mit seinem Segen überschüttet? Alles Wahre, alles Schöne, alles Gute, Edle und Große, dessen der Mensch in Gedanken, Gesinnungen und Handlungen fähig ist, empfängt von diesem Baume des Lebens seinen Ursprung und seine Nahrung.

Wollten wir wohl, uneingedenk des herrlichen Namens, unser ganzes Geschäft nur das sein lassen, uns von Zeit zu Zeit allhier zu versammeln, mit Gleichgültigkeit Formulare herzusagen oder anzuhören, tote Zeremonien und Zeichen zu beobachten, uns zur Tafel zu setzen, und nach dem sinnlichen Genusse gedanken- und empfindungslos zur Ruhe von hinnen zu scheiden? Hören wir nicht, was für ein edler, gewaltiger Geist jetzt draußen seine Flügel regt? Soll dieser Flügelschwung nur die Außenwände unserer Freiheitshallen umbrausen? Soll er nur unsere Ohren berühren, nicht aber auch unsere Herzen durchschauern? Soll er nicht stärker auf uns wirken als ein eitles Märchen, in müßigen Abendstunden am Kamin hergeplaudert, wenn wir vernehmen, wie der nach allen Seiten hin sich ausdehnende Geist der Menschheit die Bande zersprengt, welche Vorurteil und Aberglauben siebenfach um ihn herumgelegt hatten? Wenn wir vernehmen, wie kühn und unerschrocken er in das Heiligtum der Wahrheit dringt und der furchtbaren Göttin gerade ins Antlitz blickt, unbekümmert, was ihm erscheinen werde, wenn nur sie selbst, die Wahrheit, es ist, was ihm erscheint? Wollen wir's träge und schläfrig anhören, wie er seine Himmelsfackel über lange verdunkelten Rechten der Menschheit erhebet, damit die unvertilgbaren Worte der ewigen Gesetztafeln deutlich, laut und öffentlich gelesen werden mögen? Wie davon die Herzen zu Hunderttausenden erwärmt und erweitert werden, wie Millionen Arme gestärkt und gestählt sich erheben, die Greuel des alten Unrechts hinwegzuschaffen und die Schmach der Knechtschaft zu rächen, welche jahrhundertelang auf der Menschheit mit der Last ganzer Gebirge ruhte? Soll uns die heilige Lohe nicht mit ergreifen, welche in tausend und tausend edlen Britenherzen für die in ihren schwarzen amerikanischen Brüdern niedergeschmetterte Menschheit lodert? Soll ewig unerweckt und unaufgeregt die von dem großen Urheber der Natur auch in uns gelegte Kraft ihren Totenschlaf halten, die Kraft, welche in Gallien den furchtbaren Thron in einem Nu zertrümmerte, an welchem der Despotismus mit seinen Millionen Dienern jahrhundertelang gebaut hatte und welcher wie ein unerschütterliches Gebirge dastand? Denken wir, fühlen wir gar nichts dabei, wenn eine Handvoll Belgen es nicht einmal erträgt, daß eine mit Millionen Schwertern bewaffnete Regierung auch nur ein Haar breit an dem Rechte ihrer Verträge schmälere? Soll kein einziges unserer Herzen bei allen solchen seelenerhebenden Erscheinungen höher und lauter schlagen? O meine Brüder, das sei ferne von uns, ferne von uns, die wir uns des Namens freier Männer anmaßen!

Aber was will ich denn wohl? Will ich etwa die Herzen meiner Brüder mit den Blitzen der Beredsamkeit entzünden, daß sie ihre Arme mit Lanzen und Schwertern bewaffnen, hinauszustürzen in den

allgemeinen Aufruhr, der unsere Hallen draußen rings umtobt? Ja, ja, das möcht' ich! Für Menschenrecht und Freiheit möchte ich einen jeden von Ihnen bewaffnen — aber nicht mit Lanzen und Schwertern, welche der Waffenschmied schmiedet: sondern mit Waffen, welche mächtiger sind als diese, Waffen, unter deren Schlägen selbst die ehernen Lanzen und Schwerter der Ungerechtigkeit und Tyrannei wie Glas zersplittern, vor denen die donnernden Rachen ihrer Geschütze verstummen, Mauern und Wälle ihrer Festen zertrümmert wie Kartenhäuser umfallen.

Sie dürfen fragen, meine Brüder, welches ist die Freiheit, darob wir kämpfen sollen? Ist sie mehr als leerer Wortschwall und Name? Dürfen wir ihr noch huldigen, wie der unabhängige Sohn der Natur, welcher in den Wäldern umherstreift? Haben wir ihren Vorrechten nicht auf ewig entsagt, nachdem wir in den Kreis der bürgerlichen Gesellschaft eingetreten sind? — Und wenn ja von ihren Gerechtsamen uns noch etwas übrig geblieben ist, wo nehmen wir Vermögen und Kraft her, die Hand der Gewalt, umgeben von immer bewaffneten Heerscharen, diese eiserne Hand aufzubrechen, welche uns das Unsrige vorenthält?

O meine Brüder, wenn ich Ihnen alle diese und mehr Fragen, welche Sie mir entgegensetzen könnten, zu voller Genüge beantworten wollte, so dürfte uns leicht die Morgenröte des künftigen Tages über dieser Rede beschleichen. Nur weniges und im allgemeinen kann ich für heute darauf antworten. Mein Thema ist aber so reich, so herrlich und so erhaben, daß es mich in Stunden der Gesundheit des Geistes und des Leibes noch öfter zu Betrachtungen anreizen wird, welche Ihnen an dieser Stelle mitzuteilen ich mir zur angenehmsten Pflicht machen werde.

Freiheit, meine Brüder, wird nie zum Schatten, nie zum leeren Namen werden, wir mögen auch noch so enge in bürgerliche Gesellschaften zusammenrücken. Weit gefehlt, daß wir den höchsten und ewigsten Vorrechten der Freiheit entsagten, so treten wir nur darum in Gesellschaften zusammen, unterwerfen uns nur darum bestimmten Gesetzen und Handhabern dieser Gesetze, daß wir uns der edelsten Kleinode desto fester versichern. Nie, nie haben weder wir noch unsere Vorfahren, bis zum ersten Stammvater unseres Geschlechtes hinauf, denjenigen göttlichen und segensreichen Ausflüssen der Freiheit entsagt, welche uns als denkenden und empfindenden Geschöpfen unentbehrlich sind, zu physischer sowohl als moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit, sowohl in diesem irdischen Leben, als auch in demjenigen, welches wir noch erwarten, hinanzustreben. Hätten aber wir oder unsere Väter es dennoch mit Wissen und Willen getan, so wären wir Frevler an uns selbst, in uns Frevler an der Menschen-

würde, und in der Menschenwürde Frevler an der Erhabenheit Gottes gewesen; und wir müßten eilen, uns des Verbrechens der beleidigten Menschheit und Gottheit zu entledigen. Wäre es nicht mit einem auf gründliche Einsicht sich stützenden Willen geschehen, wer sieht nicht, wie nichtsgeltend eine solche Entsagung sein und ewig bleiben müsse? Wäre sie uns vollends von der Übergewalt der Tyrannei und des Despotismus abgedrungen, wer könnte zweifeln, daß der erhabene Prozeß zur Wiedererlangung des Verlustes nicht jede Stunde mit Lebhaftigkeit erhoben, und mit Kraft, Nachdruck und unerschütterlicher Beharrlichkeit bis zum siegreichen Endurtel hinausgeführt werden dürfe? Kein menschliches Gesetz kann uns verbinden als dasjenige, welches wir uns selbst, oder so gut als selbst, durch diejenigen auferlegt haben, denen wir unser Recht dazu freiwillig übertrugen. Aber auch kein solchergestalt zustande gebrachtes Gesetz kann und darf uns verbinden, wenn es uns an unseren Fortschritten zu leiblicher und geistiger Vollkommenheit und Glückseligkeit hindert. Wer sich solche Gesetze gutwillig gefallen, wer sie sich ohne Widerstand aufdringen läßt, wer nicht sein ganzes Vermögen aufbietet, sie zu zertrümmern, oder, wenn das sein Arm nicht mit gutem Erfolg vermag, sich ihnen, durch Verlassung einer so ungedeihlichen Verbindung, zu entziehen, der ist ein Beleidiger, ein Verräter an der Würde der Menschheit, und um so verächtlicher und abscheulicher, je mehr er sich als feigen, niederträchtigen, knechtischen Schwächling darstellt.

Ich kann und will diesmal nicht meine Blicke auf die mannigfaltigen Eingriffe in die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit richten, welche von egoistischer Ehr- und Habsucht geschehen sind, und die wiederherstellenden Hände der Weisheit und Stärke erwarten. Es ist mir genug, einen allgemeinen und hoffentlich echten Prüfstein dargeboten zu haben, woran sich erkennen lassen mag, was in dieser Richtung für Recht oder Unrecht gehalten sein möchte. Jede Schmälerung unserer Denk- und Rede- und Schreibfreiheit sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen, jede Hemmung unserer Herzensergießungen, jeder Raub an unserem sowohl physischen als moralischen Eigentum, welcher Aufklärung des Menschengeistes für Recht und Wahrheit, Veredelung des Gemüts zu tugendhaften und großen Gesinnungen, Stärkung der geistigen und körperlichen Natur zu Taten verhindert und vereitelt, welche die Bahn zur Vollkommenheit und Glückseligkeit ebnen, streitet wider die Gerechtsame der heiligen Freiheit, die uns gehören und ewig gehören werden. Gott und Natur gebieten uns, sie zu verteidigen, solange wir sie besitzen; Gott und Natur gebieten uns, sie mit Aufwand aller unserer Kräfte wieder zu erobern, wenn wir sie mit oder ohne unsere Schuld verloren haben. — —

Aber mit welchen Waffen? — Dies ist die zweite Frage, auf welche ich noch mit wenigem zu antworten habe. In dieser Antwort wünschte ich mich vorzüglich mit Einsicht und mit Wahrheit auszubreiten, wenn meiner heutigen Rede nicht ein kürzeres Ziel gesteckt sein müßte, als hierzu erforderlich ist. Besonders möchte ich wünschen, daß mir die ganze Kraft der tiefdringendsten Beredsamkeit hier zu Gebote stünde, weil nicht leicht eine andere maurerische Versammlung sein kann, welcher die unmittelbare gedeihliche Anwendung meiner Antwort so nahe liegt, als diese. Nicht sowohl Waffen des Leibes als vielmehr Waffen des Geistes sind es, welche für Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde die glorreichsten Taten verrichten. Jene richten wenigstens oft nur blutigen Unfug ohne gedeihlichen Erfolg an; machen übel nur ärger, wenn sie nicht von diesen, welche Weisheit, Schönheit und Stärke herleihen, begleitet und angeführt werden. Der größte Teil unserer Versammlung besteht aus edlen jungen Männern, welche aus allen Himmelsgegenden her in dieser Stadt zusammengekommen sind, ihren Geist für Menschenwohl auszubilden und mit heilsamen Kenntnissen auszurüsten. Kann ich etwas Würdigeres tun, als das Feuer, das gewiß schon in eines jeglichen Busen brennt, zur höchsten Flamme anfachen, damit sie im Sturme unaufhaltsamer Eroberung jener geistigen Waffen mit ganzem Vermögen sich bemächtigen, sie festhalten, mit ihnen wachen und schlafen, und durch unablässige Übung in den Künsten sie wirksam zu führen sich immer vollkommener machen? Ich nenne unter diesen Waffen und Künsten des Geistes jetzt nur die wichtigsten: Philosophie, Geschichte, Rechtskunde, und die Kunst, mit Fertigkeit zweckmäßig zu reden und zu schreiben. Ein gründliches Studium der Philosophie und der Rechtskunde eröffnet uns die Tempel der Wahrheit und Gerechtigkeit und läßt uns die heiligen Göttinnen in ihrem vollen Glanze erscheinen. Die Bücher der Geschichte unterrichten uns von dem, was auszuführen möglich und nicht möglich war, und was wir zu tun oder zu lassen haben, wenn wir uns eines gewissen Erfolgs versichern wollen. Die Geschichte muß durch ihre großen und glänzenden Beispiele unseren Mut zu Unternehmungen erheben und unsere Standhaftigkeit, unseren edlen Trotz im Kampfe mit Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Gefahren aufrecht erhalten. Die Bücher der Geschichte werden es fernen Nationen und Jahrhunderten, zum Trost und zur Ermunterung aller Bedrängten, in Galliens Beispiele verkünden, was für Überkraft in Bürger- und Volksarmen selbst über die zahllosen, geharnischten, waffengeübten Legionen des Despotismus verborgen ruhe, und was sie auszurichten vermöge, wenn sie sich nur anstrengen will. Nächst diesen Studien, meine edlen jungen Brüder, versäumen Sie nicht, die Waffen mit Fertigkeit führen

zu lernen, welche die schönen Schreib- und Redekünste Ihnen darbieten. Ihre Kraft gleicht der Kraft des goldenen Zweiges, mit welchem Aneas sich selbst mitten unter die Ungeheuer des Tartarus wagen durfte. Schon das ferne Herfunkeln desselben verscheuchte sie, wie der Wind die Spreu, von den Pfaden des durch die Schrecknisse der Nacht nach Elysium wandernden Helden.

O meine Brüder, dürfte ich mir schmeicheln, daß meine heutigen Worte, so wenig ihrer auch sind, dennoch als Stacheln in Ihren Busen zurückbleiben, deren Gefühl Sie Ihr ganzes künftiges Leben lang Tag für Tag erinnerte, durch die erwähnten Wissenschaften und Künste die Augen Ihres Geistes aufzuklären, Ihre Herzen zu erweitern, und mit großen, starken Gesinnungen zu erfüllen, die in Tapfertaten für das wichtigste aller menschlichen Besitztümer, für Freiheit, und auf diesem heiligen, gesegneten Boden für Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts ausströmen! — Ha! dürfte ich mir dessen schmeicheln, so würde ich glauben, keine einzige Stunde meines ganzen Lebens rühmlicher angewendet zu haben als diese.

Lassen Sie sich in diesen Gesinnungen, in diesem Bestreben nie durch die kleinmütigen Zweifel eines erschlafften, engbrüstigen, feigen Sklavensinns irre machen! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, es ist, im ganzen genommen, niemand ein Sklave, als der es sein will, oder da glaubt, er müsse es sein. Kein Despotenfuß vermag festen und sicheren Trittes auf einen Nacken zu treten, als nur auf denjenigen, der sich selbst unter ihm in den Staub auf eine menschenunwürdige Weise hinabdrückt. Siegreich und triumphierend wird meistens derjenige seine geistigen und leiblichen Sklavenfesseln zersprengen, der sich fest und unerschütterlich vornimmt: Ich will sie zersprengen. O Kraft des großen gewaltigen Wortes: Ich will! weiche du nie aus dem Herzen irgend eines edlen Menschen, besonders nie aus den Herzen unserer freigesinnten Brüder! Großes, gewaltiges, heiliges Wort: Ich will, ich will, was **meiner Würde und der Würde der Menschheit** geziemet! laß dich nimmer weder durch Feuer noch Schwert des Unterdrückers vertilgen! — Süß ist es und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, sang einst ein edler Römer, und die erhabenen Töne hallten eine lange Reihe von Jahrhunderten entzückend bis zu unseren Ohren herunter: aber wahrlich unendlich süßer und ehrenvoller ist es, für Freiheit und Recht der Menschheit entweder zu siegen, oder in dem glorreichsten aller Kämpfe zu sinken. Und heißt denn das etwa zu viel gefordert, wenn es Hunderttausende gibt, die sich von der Laune eines einzigen Despoten für armseligen Sold hinwürgen lassen? — —

Gesegnet, dreimal gesegnet, meine Brüder, sei Ihnen nach dieser herzlichen Ermunterung die Feier des heutigen Tages und die Stunden der geselligen Freude, denen Sie nunmehr entgegengehen! — —

Über den moralischen Mut.

Tausende und abermal Tausende erkennen vielleicht mit Überzeugung die erhabenen Vorzüge einer Glückseligkeit, die von Weisheit und Rechtschaffenheit erzeugt und genährt wird, und verächtlich erscheint ihnen dagegen in gewissen Stunden jedes andere Glück der Erde. Entzückt von der Schönheit und Vortrefflichkeit eines der Tugend geweihten Lebens, fühlen sie sich durchdrungen von dem lebhaftesten Enthusiasmus für alles, wodurch die Menschennatur groß und ehrwürdig wird. Aber kaum machen sie den Versuch, alten, durch Erziehung, Gewohnheit, Beispiele tief gewurzelten Vorurteilen und verkehrten Neigungen zuwider zu handeln, kaum den Versuch, ihre selbstsüchtigen sinnlichen Triebe, die schon längst durch Verwöhnung ein Recht bekommen zu haben scheinen, ihre Befriedigung als ein Bedürfnis zu ertrotzen, durch Vernunft und die wohlwollenden sittlichen Gefühle in ihre Grenzen zu weisen: so finden sie so viele furchtbare, teils innerliche, teils äußerliche Hindernisse zu bekämpfen, daß dieser tätige Eifer zum Guten gar bald wieder in ihren Herzen erkaltet.

Von innen — das längst aufgehobene Gleichgewicht aller Kräfte, Empfindungen und Triebe, dessen Mangel Unordnungen und Lasterhaftigkeit zu unausbleiblichen Folgen hat; die jeden Augenblick wieder erwachenden Begierden, welche an Stillung und Pflege gewöhnt sind und alle guten Entschließungen bald wieder überwältigen; die bösen Fertigkeiten des Willens, welcher zur Unterwürfigkeit unter die Gesetze der Vernunft so leicht nicht zurückzubringen ist, nachdem er ihre Oberherrschaft schon so lange nicht mehr anerkannt hat, und endlich die praktischen Vorurteile, die bei jeder Veranlassung, triumphierend über die besseren Grundsätze, in die Seele zurückkehren.

Von außen — so viele dem sinnlichen Menschen ganz unwiderstehlich scheinenden Reizungen und Anlockungen des Lasters; so manches der Tugend Ungünstige, von ihr Zurückschreckende in den äußerlichen Verhältnissen des gemeinen Lebens und unserer bürgerlichen Verfassungen, die öfters eben nicht nach moralischen Zwecken angelegt scheinen; Verachtung, Spott, vielleicht sogar tätiger Haß und bittere Kränkungen von seiten der oft wegen ihrer Menge, ihres glänzenden Ansehens und ihrer überwiegenden Gewalt viel vermögenden Toren und Lasterfreunde. — Diese und noch unsäglich viele andere mora-

lische Schwierigkeiten, die mit Heereskraft uns entgegentreten, vereiteln öfters die besten Entschlüsse und sind die Ursachen, daß nicht wenige Menschen bei allen ihren richtigen Einsichten, bei ihren häufigen guten Herzensrührungen entweder nie bis zu ernsthaften Versuchen ihrer Besserung fortgehen, oder doch, gleich nach den ersten Schritten, geschreckt durch jene Riesenheere, und verzagend an ihren eigenen Kräften, wieder zurückweichen, die Ausführung ihrer guten Entwürfe immer weiter hinausschieben, und so unter lauter edlen Vorsätzen ihrem Grabe entgegenreifen, ohne jemals zu einer glücklichen Unabhängigkeit von den Torheiten und Lastern ihres Zeitalters zu gelangen.

Und wenn es nun gar auf Bewirkung fremder Glückseligkeit ankommt, wenn der Mann von hellerem Geiste und edlerem Herzen — sei nun sein Wirkungskreis ein Staat, ein Dorf oder eine Familie — wenn er es einsieht, es fühlt, daß, ohne wichtige und tiefgreifende Veränderungen in den größeren oder kleineren gesellschaftlichen Verfassungen, der Menschheit nimmermehr aufgeholfen werden könne — wenn er, hiervon überzeugt, den schönen und rühmlichen Vorsatz faßt, an seinem Teile, was nur in seinen Kräften steht, zu leisten, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, um die Summe der Glückseligkeit auf Erden zu vermehren, und des Elendes weniger zu machen: — o! wer zählt alsdann die Schwierigkeiten, die er, der tätige Menschenfreund, zu überwinden, wer die Gefahren, denen er Trotz zu bieten hat, und wodurch viele Tausende, bei wirklich reinen und starken Regungen, für das Gute und Edle, dennoch auf immer abgeschreckt werden, wichtige Versuche zur Vervollkommnung der Menschheit zu wagen, oder in ihren rühmlichen Unternehmungen mit beharrender Festigkeit auszudauern? —

Zwar ist der Mensch mit genugsamen, sowohl physischen als moralischen Kräften ausgerüstet, um bei anhaltendem Fleiße mit der Zeit über alles Schwere zu siegen, jeden mißlungenen Versuch nicht nur wieder zu verbessern, sondern auch sogar zu seiner eigenen größeren Vervollkommnung zu benutzen; er ist physisch und moralisch stark genug, gegen den Andrang der Feinde seiner Tugend glorreich zu kämpfen, ja, selbst aus seinen Niederlagen sich nur desto größer und edler zu erheben; kurz, er ist stark genug, durch seine große heilige, schützende Oberwalterin, durch die göttliche Vernunft, sowohl über die Natur außer ihm, als sein eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden. Aber jene an sich selbst verzagende Kleinmut und Furchtsamkeit, ein von außen und von innen leider so reichlich genährter bänglicher Sklavensinn verdunkeln das Gefühl dieser Kräfte und machen uns durchaus unfähig zu fortgesetzter Er-

weckung, Übung und Anwendung derselben, und zu demjenigen ausharrenden Weiterstreben, ohne welches unmöglich ist, das Ziel der Vollendung zu erringen.

Es ist demnach, zumal in der gegenwärtigen äußerlichen Weltverfassung, welche der geistigen und sittlichen Vervollkommnung öfters noch so wenig günstig ist, ein nicht gemeiner Grad von Geistesstärke und Entschlossenheit zur Unternehmung guter und großer Taten, und eine unter allen Schwierigkeiten nicht erliegende Standhaftigkeit derselben von nöten. Ohne diese Festigkeit des Geistes und des Herzens, ohne diesen moralischen Tapfermut kann kein Menschenleben wahrhaftig gut, gemeinnützig und des Menschen würdig sein. Ohne ihn wird kein Sterblicher der hohen Pflicht Genüge leisten, sowohl zu seiner eigenen Veredelung, als auch zur wahren Vervollkommnung und Beglückung seiner Brüder unablässig geschäftig zu sein. —

Meine teuersten Brüder! Wenn es auch mit uns der Fall sein sollte — und wessen Eigendünkel dürfte sich so weit vermessen, es leugnen zu wollen? — wenn es der Fall sein sollte, daß wir in der verflossenen Zeit zwar manche neue Einsicht in die erhabene Wissenschaft des Guten gewonnen, manchen edlen Wunsch im Herzen empfangen und gehegt, manchen rühmlichen Vorsatz gefaßt hätten, aber dennoch, durch Weichlichkeit und Verzagtheit gehemmt, nicht zu Taten fortgeschritten wären: so hoffe ich, wird es des heutigen feierlichen Tages und des Anbeginns eines neuen Maurerjahres würdig sein, über einen Gegenstand zu reden, der uns auf dem steilen Wege zum Tempel der Tugend ebenso wichtig und unentbehrlich, als dem Seefahrer sein Vorrat an Speise und Trank ist. Diesen Gegenstand wollen wir Tugendmut nennen. Von diesem Mute soll mein Vortrag handeln; ihn wünschte ich in unser aller Herzen zu hauchen, von ihm jeden noch so schwachen, tief unter der Asche kaum noch glimmenden Funken zur hohen und wirksamen Flamme anzufachen.

Entschlossenheit, Mut und Standhaftigkeit schreiben wir einem Menschen zu, welcher sich durch erkannte oder gar schon empfundene Schwierigkeiten und Gefahren von Verfolgung seiner Absichten nicht abschrecken läßt. Es wird also immer Kenntnis der Gefahren und Schwierigkeiten dabei vorausgesetzt. Denn wer unbekannten Hindernissen und Gefährlichkeiten ohne Furcht entgegengeht, der scheint nur mutig und entschlossen zu sein. Wären sie ihm bekannt, so würde er vielleicht bei ihrem ersten Anblicke vor ihnen zurückbeben.

Dieser kühne Mut kann bei einem vernünftigen Wesen keine andere Quelle haben, als das Bewußtsein eigener und fremder ihm behilflicher Kräfte, welche, in Vergleichung mit jenen Schwierigkeiten, überwiegend erscheinen. Denn Gefahren und Hindernissen trotzen,

ohne daß man sich hinlänglicher Stärke zu deren Besiegung, oder wenigstens zur standhaften und gelassenen Ertragung der schmerzhaften Folgen mißlungener Versuche bewußt ist, — das würde Verwegenheit und Tollkühnheit zu heißen verdienen.

Das auf sich selbst vertrauende Kraftgefühl und der daraus entspringende entschlossene Mut beruhen aber nicht immer auf der Erinnerung an schon ehedem besiegte ähnliche Schwierigkeiten oder an den glücklichen Fortgang ähnlicher Unternehmungen, sondern es tragen auch außerdem zu dessen Erzeugung und Verstärkung unter anderen vorzüglich folgende Gründe nicht wenig bei.

Gleichwie das menschliche Gemüt überhaupt sehr geneigt ist, sich durch seine Wünsche täuschen zu lassen und dasjenige für möglich, für wahrscheinlich, ja selbst für wirklich zu halten, wonach es ein Verlangen empfindet: so überreden wir uns auch, wenn wir etwas ausrichten zu können wünschen, gar zu leicht, daß wir die dazu erforderlichen Gaben, Talente und Kräfte wirklich besitzen. Auf diese Art erzeugt denn das Verlangen nach einer Wirkung ein freilich oft grundloses und trügendes Vertrauen auf uns selbst, und die Hoffnung, das Gewünschte hervorbringen zu können — folglich auch Entschlossenheit und Mut im Bewußtsein der, wenigstens unserer Meinung nach, uns beiwohnenden Kräfte. — Ja, da selbst das Gefühl unserer Stärke an und für sich und wegen mannigfaltiger daran geknüpfter schmeichelnder Vorstellungen so angenehm ist, so entsteht schon hieraus in uns die Neigung, uns von dem wirklichen Besitze vorzüglicher Kräfte zu überreden, und auch das Schwere, zumal wenn dieses an und für sich selbst Gegenstand eines heftigen Verlangens ist, mit Mut und Zuversicht auf uns selbst zu wagen.

Auf überwundene Schwierigkeiten zurückzublicken, gewährt wegen des damit verbundenen angenehmen Bewußtseins wohl angewandter Kräfte, dem Gemüte die süßeste Selbstzufriedenheit. Nichts ist also natürlicher, als daß man sich in diese glückliche Lage hineinwünscht, ja vermittelst der Phantasie sich sogar in dieselbe hineinträumt, — daß man folglich von dem Kraftgefühle, das man am Ziele zu empfinden hofft und wünscht, einen Vorgenuß hat, wodurch denn auch die Entschlossenheit und der Mut zu allen denjenigen schweren und gefahrvollen Unternehmungen, durch welche man dieses schmeichelhaften Selbstbewußtseins würdig und teilhaftig werden kann, notwendig wachsen muß.

Sehr viel trägt ferner die gute Meinung und die Achtung, in der wir bei anderen Menschen stehen, dazu bei, unser eigenes Urteil von uns, unseren Verdiensten, Gaben und Kräften hinaufzustimmen. Alles aber, was in uns das Gefühl unseres eigenen Wertes erhöht, macht uns tätig, unternehmend, entschlossen, — sowie hingegen alles,

was uns in unserer eigenen Meinung und Empfindung erniedrigt, zaghaft und mutlos macht.

Auch die lebhafte Vorstellung von Beispielen fremder Entschlossenheit, Kühnheit und Geistesstärke erzeugen, vermöge der sympathetischen Einrichtung unserer Natur, einen ähnlichen Gemütszustand, ein gewisses Gefühl ähnlicher Kräfte und ein mutvolles Streben nach gleicher Vollkommenheit und Seelengröße.

Endlich kann auch die Erinnerung an ehemals gelungene schwere Versuche, obgleich solche vielleicht von ganz anderer Art gewesen sein mögen, — wie auch der Glaube an ein gewisses persönliches Glück, Zutrauen zu uns selbst und Mut zu schweren oder gefahrvollen Taten bewirken.

Von diesen angeführten Gründen vereinigen sich gewöhnlicherweise bald mehrere, bald wenigere mit dem aus Erfahrung erlangten Bewußtsein eigener Kräfte, oder mit dem Vertrauen auf fremden Beistand, um den Charakter des mutvollen Mannes zu bilden.

Es wird nun nicht schwer sein, diese psychologischen Bemerkungen auf das Moralische anzuwenden.

Soll ich, um mir das hohe Glück der Weisheit und der Tugend zu erringen, alle meine Stärke aufbieten, — soll ich nicht, entweder schon bei der bloßen vorhergehenden Betrachtung der in meinem Wege liegenden Schwierigkeiten, oder nachdem ich solche bei den ersten gewagten Versuchen wirklich aus Erfahrung kennen gelernt habe, mutlos zurücktreten: so muß ich alle diejenigen Vorstellungen und Gefühle zu Hilfe rufen, welche mein Herz gegen die Hindernisse und Gefahren auf der Bahn der Rechtschaffenheit mit mutiger Entschlossenheit zu waffnen vermögen.

Viel ist schon gewonnen, wenn ich, aus inniger Überzeugung von dem hohen Werte der Tugend und aus dem lebhaften Gefühle meiner Verbindlichkeit zu derselben, es in meiner moralischen Veredelung immer weiter zu bringen von Herzen wünsche. Denn schon dieses Verlangen wird mich geneigt machen, mir auch das zu meiner Vervollkommnung erforderliche Vermögen zuzutrauen. Ja, das Bewußtsein meiner Verpflichtung und der Wunsch, derselben Genüge zu leisten, wird das Gefühl der in mir liegenden sittlichen Kräfte und Stärke meiner freien selbsttätigen Vernunft aufwecken, beleben und erhöhen. — Und so wird denn zugleich mit der Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend und von meiner Verbindlichkeit zu derselben mir auch der Mut, alle moralischen Schwierigkeiten tapfer zu bekämpfen, zu teil werden.

Wenn ich ferner, begeistert von dem hohen Werte der Tugend, das Glück ihres Besitzes ganz zu schätzen weiß — welche Wonne muß es mir dann sein, mich auf eine erhabene Stufe meiner moralischen

Veredelung hin zu denken, wo ich, mit süßer Selbstzufriedenheit und mit der schmeichelnden Empfindung meiner Stärke, auf das Heer besiegter Schwierigkeiten und überstandener Gefahren, wodurch viele Tausende sich auch von dem ersten Schritte abschrecken lassen, dereinst zurückzublicken hoffe! — Und dieser Vorgenuß des entzückenden Selbstgefühles einer triumphierenden Vernunft, wird er nicht meinen Mut zum Kampfe stärken? Wird nicht selbst der Anblick der Hindernisse, wenn ich mir sie nur nicht zu groß, nicht unüberwindlich denke, meinen Wunsch, das Ziel zu erringen, noch mehr zu entflammen und meinem Streben nach dem höchsten aller Güter noch mehr Beharrlichkeit erteilen?

Auch der Gedanke an gewisse äußerliche Verhältnisse, an die guten Meinungen und Erwartungen, welche andere von mir hegen, desgleichen das Andenken an tugendhafte und rühmlich bekannte Vorfahren, Verwandte und Freunde, — auch diese und ähnliche Vorstellungen können den Mut zu moralisch großen Unternehmungen und die Hoffnung eines glücklichen Erfolges ungemein beleben. — Ja, die Beispiele moralischer Größe und Vortrefflichkeit wirken nicht nur an und für sich durch Sympathie, sondern auch vermittels der hinzukommenden Gefühle eigener Menschenwürde, eines edlen Stolzes und der lobenswürdigen Nacheiferung, eine Empfindung gleicher Stärke, und erheben die Seele zum Selbstvertrauen, und zu der Hoffnung, eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen zu können.

Zu diesem allem kommt öfters noch ein durch Religion veranlaßtes Vertrauen auf Gottes besonderen Beistand in Ausübung schwerer Pflichten, welches, ungeachtet es mehrenteils auf unaufgeklärten Begriffen beruht, gleichwohl von großer Wirkung zu sein pflegt.

Wenn nun ein aus diesen und ähnlichen Quellen entsprungener edler Mut zu großen und löblichen Taten und zu einem ausdauernden Fleiße in der Rechtschaffenheit das Herz eines Menschen, — noch ehe er durch eigene Erfahrung von seinen Kräften überzeugt worden ist, — erfüllt hat, dann wagt er mit entschlossener Seele die ersten Versuche. Gelingen diese, so wächst seine Zuversicht. Mißlingen sie, oder sieht er nun erst aus Erfahrung, wie schwer der Kampf sei, so wird der Mann, dessen Mut nicht ganz auf grundlosen Einbildungen ruht, zumal wenn es ihm nicht an den Anweisungen und an dem ermunternden Zuspruche eines weisen Lehrers oder eines treuen und tugendhaften Freundes fehlt, nicht sogleich verzagen, sondern alle seine Kräfte aufbieten, um die gute Meinung von sich zu behaupten und sein Selbstvertrauen durch den Erfolg gerechtfertigt zu sehen. Selbst wiederholte Niederlagen besiegen den nicht, welchem es mit der Tugend ein wahrer Ernst ist. Indem er

unterliegt, lernt er überwinden. Und wie sehr muß dann durch jede Wahrnehmung, daß ihm die Ausübung seiner Pflichten immer leichter werde, — wie sehr muß mit jedem neuen Siege sein Mut und seine Entschlossenheit wachsen!

Mit diesem Tugendmute wagt es der nach wahren und edlen Grundsätzen gebildete Jüngling, bei seinem Eintritte in die größere Welt, der Torheit und dem Laster den Kampf anzukündigen, und, von den Vorurteilen und den verderblichen Beispielen seiner Zeit unabhängig, unter der Leitung einer aufgeklärten Vernunft, den Gang der Weisheit und der Tugend für sich zu wandeln. — Mächtige Schwierigkeiten werden ihm freilich bei jedem Schritte aufstoßen und fürchterliche Gefahren seiner Rechtschaffenheit von allen Seiten drohen. Aber glückt es ihm, hier in einer Versuchung zu bestehen, dort in einer mißlichen Lage, wo ihm für seine Tugend bange war, seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, — heute über den Spott eines angesehenen und glänzenden Toren durch Gegenverachtung zu siegen, morgen eine gefährliche Neigung, welche, durch äußerliche Lockungen des Lasters aufgeregt, sich empört, niederzuschlagen und der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, — findet er so sein Vertrauen zu sich selbst durch den Erfolg täglich mehr bestätigt und gerechtfertigt: so wird ihn der Anblick neuer Hindernisse und neuer Gefahren je länger je weniger schrecken. Er hofft ähnliche Erfolge von seinen schon durch die Erfahrung erprobten Kräften. Die süße Selbstzufriedenheit, womit nach jedem vorhergegangenen Siege sein Herz sich beseligt fühlte, wird ihm ein mächtiger Sporn zur verdoppelten Anstrengung, und der Gedanke, zu unterliegen, wird ihm desto unerträglicher, je mehr er schon aus eigenem Genusse die hohen Freuden kennt, womit die triumphierende Tugend sich selbst belohnt.

So ein mächtiger Antrieb aber zu großen und guten Unternehmungen der aus dem Gefühle eigener Kräfte entstehende Tugendmut ist, so notwendig muß er doch durch Vernunft und Klugheit in Schranken gehalten und geleitet werden, wenn er nicht zu Schanden werden, sondern seinen vorgesetzten Zweck wirklich erreichen soll. Sich für allzu stark halten, um irgend etwas fürchten zu dürfen, jede Schwierigkeit, jede Gefahr für nichtsbedeutende Kleinigkeit ansehen, gegen welche man nicht nötig habe, seine ganze Aufmerksamkeit und Besonnenheit oder alle seine Kräfte aufzubieten, — dies ist der gewisseste Weg zum Falle.

Der Mensch, welcher sich überredet, durch Grundsätze der Religion und Sittlichkeit gegen jeden Fehltritt allzuwohl verwahrt zu sein, und dieser eitlen Einbildung zufolge die Gelegenheiten, seinen guten Entschließungen untreu zu werden, nicht sorgfältig genug vermeidet, oder wenn er sich wirklich in gefährlichen Lagen findet, jene

edlen Grundsätze und Beweggründe seinem Gemüte nicht in der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig erhält, fühlt sich oft ganz unvermutet von verführerischen Beispielen geblendet oder von seinen eigenen Leidenschaften überwältigt und hingerissen zu dem, was seine Vernunft mißbilligen muß. — Glück für ihn, wenn er durch solche Überraschungen seine allzu hohe Meinung von sich selbst mäßigen, sich zu größerer Vorsicht, zu genauerer Aufmerksamkeit auf sein Herz erwecken und zu einem gewissenhafteren Gebrauche seiner Kräfte und der ihm gegebenen Tugendmittel antreiben läßt! Aber dieses wird nicht immer die Folge davon sein. Der Allzusichere, Unvorsichtige, der seine übertriebene Einbildung von eigener Stärke durch oftmalige Übereilungen dieser Art widerlegt sieht, verfällt gar zu leicht aus einer ungemäßigten Kühnheit in Kleinmut und Verzweiflung an sich selbst; oder er gibt wohl gar allen Glauben an menschliche Tugend ganz und gar auf. Denn es ist der Eigenliebe doch immer noch erträglicher, den Grund ihrer getäuschten Hoffnungen und ihrer mißlungenen Versuche in der Unmöglichkeit der Sache selbst, als in ihrer Schwäche oder Nachlässigkeit zu finden.

Aber allzu großes Vertrauen auf eigene Stärke kann auch noch auf andere Arten der Tugend schaden, und die besten Entwürfe vereiteln. Es verleitet nämlich nicht selten den Menschen, Dinge zu wagen, die über sein Vermögen sind und von denen er doch beschämt bald wieder abstehen muß. Daher wird es denn Ursache, daß der Mensch auch dasjenige, was nicht über sein Vermögen geht, aus Kleinmut unversucht läßt, auch zu demjenigen nicht Mut und Entschlossenheit genug übrig behält, was er bei einem anhaltenden Gebrauche seiner Kräfte gar wohl ausführen könnte. — So wirkt auch eine überspannte Einbildung von eigener Geistesstärke jene stolze, von allen anderen Menschen und ihren Urteilen ganz unabhängig sich dünkende Selbstgenügsamkeit, welche schon viele zu törichten Sonderlingen gemacht hat, die, um nicht in den Fehler einer blinden Nachahmung und einer zaghaften Nachgiebigkeit gegen Vorurteile, Torheiten und Laster zu verfallen, auch sogar in gleichgültigen Dingen sich von dem gebahnten Wege entfernten, und sich hierdurch ganz unnötigerweise Spott, Verachtung und Haß zuzogen. Eine Zeitlang zwar ertragen sie alle solche Widerwärtigkeiten mit gelassenem Gleichmute, ja, es schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn sie sich berechtigt glauben, sich für Märtyrer der Wahrheit und Tugend zu halten. Aber werden sie auch alsdann noch standhaft bleiben, wenn es ihnen nicht einmal mehr gelingen will die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihre Eigenheiten auf sich zu ziehen? Oder wann sie die nachteiligen Folgen, welche die verscherzte Achtung und Zuneigung der Mitmenschen früher oder später für unsere Zufriedenheit

und Ruhe zu haben pflegt, gar zu sehr empfinden? — Und wenn denn nun ihre selbstgenügsame Entschlossenheit, womit sie bisher allen ungünstigen Beurteilungen Trotz boten, sie verläßt; wenn sie, durch allerlei unangenehme Erfahrungen klüger gemacht, glauben, sich mit der Welt, es koste was es wolle, wieder aussöhnen zu müssen: o, wie sehr ist dann zu besorgen, daß diese Aussöhnung selbst mit Aufopferung ihrer sittlichen Maximen geschehe, und daß sie, um sich gegen den Verdacht aller Seltsamkeit zu sichern, samt ihren Sonderlingslaunen, auch ihre Tugend, die vielleicht selbst nur eine Laune bei ihnen war, aufzugeben sich bereitwillig finden lassen. —

Endlich werden oftmals auch die besten Menschen durch ein gemäßigtes Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Güte und Vortrefflichkeit ihrer Entwürfe und auf die unfehlbare Unterstützung der göttlichen Vorsehung zu den unbesonnensten und mißlichsten Schritten verleitet, wodurch sie sich die Schwierigkeiten dergestalt selbst häufen, daß sie bei aller ihrer eingebildeten Stärke endlich dennoch erliegen, und alle ihre Hoffnungen aufgeben müssen, oder doch nur mit der größten Mühe sich aufrecht zu erhalten und nur den geringsten Teil ihrer löblichen Absichten zu erreichen vermögen. —

So wenig also ist kühner Enthusiasmus ohne Klugheit und unternehmender Geist ohne vorsichtige Besonnenheit zu einem sittlich guten Charakter oder auch nur zur Ausführung einzelner herrlicher Entwürfe hinreichend. Ein von bloßen Gefühlen erzeugter Mut greift zwar heftig an; allein er ist bei widrigem Erfolge auch desto größerer Gefahr des Abfalls ausgesetzt, — ja, er pflegt fast immer, gleich einem Feuer, dem es an hinlänglicher und aushaltender Nahrung fehlt, bald zu verlodern. Ist aber dieser Tugendmut nicht bloß die Frucht eines warmen Gefühls, sondern wird er unterstützt und begleitet von den Einsichten eines sorgfältig prüfenden und richtig urteilenden Verstandes, welcher seine Kräfte gegen die vorhergesehenen Hindernisse gehörig abzuwägen und zu berechnen weiß: so wird er sich durch das, was ihm seine Arbeit auch über Erwartung erschwert, oder durch einzelne mißlungene Versuche und getäuschte Hoffnungen desto weniger niederschlagen lassen, je mehr er sich gleich anfangs schon auf nicht vorhergesehene Schwierigkeiten, fehlschlagende Unternehmungen und betrogene Erwartungen zum voraus gefaßt gemacht hatte. — Weit entfernt, aus unbesonnener Hitze etwas auf das Ohngefähr zu wagen, handelt die von Vernunft und Klugheit regierte Entschlossenheit nie anders als nach wohldurchdachten und sorgfältig geprüften Plänen. Im Handeln selbst aber begleitet sie ruhige Gegenwart des Geistes und stets aufmerksame Beobachtung sowohl ihrer selbst, als auch aller Umstände außer sich, deren jeden

sie zur Erreichung ihrer Endzwecke zu nützen sucht. Gelassen berechnet sie jede sich äußernde Schwierigkeit gegen ihre aus Erfahrung und Überlegung richtig geschätzten Kräfte: bald ändert, bald ergänzt sie ihren Entwurf; wo die Hindernisse unüberwindlich erscheinen, da weicht sie zur rechten Zeit und mit Anstand; wo nicht alles, was sie wünscht, erhalten werden kann, da weiß sie den geringeren Vorteil aufzuopfern, um den wichtigeren zu retten. Und so kommt sie, indem sie sich nie durch glücklichen Fortgang sicher, träge und unachtsam und durch das Mißlingen einzelner Versuche nie verwirrt und kleinmütig machen läßt, mit zwar langsamen, aber doch sicheren Schritten immer weiter in ihrer eigenen Vervollkommnung und immer näher zum Ziele ihrer auf wahres Menschenwohl abzweckenden Bestrebungen.

Bruder, der du noch nicht allen Glauben an die Tugend und an deines besseren Teils hohe Bestimmung zu einer ewig fortschreitenden Vervollkommnung aufgegeben hast — in dessen Seele Sinnlichkeit und Eitelkeit noch nicht alles Gefühl für sittlichen Wert und Menschenwürde erstickt haben, tief präge in dein Gemüt den edlen Zuruf des Dichters: Fasse nur den Mut, weise zu sein! Sapere aude!*) Oder hältst du es etwa für einen Einfall moralischer Schwärmerei, daß dem Menschen, der auch schon in seinem physischen Wirkungskreise, wofern es ihm nur ein wahrer Ernst ist, so vieles vermag, nichts unmöglich sei, was zu seiner sittlichen Veredelung dient, wenn er es nur mit ganzer Seele und mit anhaltendem Eifer wünscht und will? O, mache den Versuch! Fasse nur den Mut, anstatt der Vorurteile des Ansehens, der Gewohnheit, der Mode, die Gesetze der Vernunft und Sittlichkeit zu Regeln deines Lebens zu machen! Fasse den Mut, nicht in dem, was die Menge für groß und ehrenwert ausgibt, sondern darin, was die unbestochene und unbefangene Vernunft dafür erklärt, deinen Wert und deine Ehre zu suchen. Und wenn es dir schwer wird, auszuführen, was so wenige nur versuchen, so fasse den Mut, dich hin zu denken auf eine jener hohen Tugendstufen, wo du dereinst als Mann oder als Greis mit dem Wonnegefühle der triumphierenden Rechtschaffenheit auf eine zahllose Menge überstandener Gefahren und auf das Heer siegreich ausgeführter Kämpfe, worin so viele Tausende erliegen, zurückschauen wirst. Oder sollte das Bewußtsein, deinem erhabenen Berufe getreu, und deinem Menschenadel nicht zur Schande gelebt zu haben, dir nicht so viel wert sein, daß du um deswillen den Tadel der Unverständigen, den Spott der Toren oder den Haß der Tugendfeinde auf dich laden, — nicht den Kampf gegen dich selbst und dein eigenes

*) Horaz, Episteln I. 2. 40.

Herz kämpfen möchtest? O, so wären alle die guten und großen, selbst von den Lasterfreunden heimlich bewunderten und geschätzten Menschen, welche vor dir der Tugend steilen Pfad zu wandeln den Mut hatten, in deinen Augen bedauernswerte Toren gewesen, die das Glück ihres Lebens einem leeren Dunst- und Schattenbilde zum Opfer brachten, — arme Betrogene, die um eines eitlen Traumes ihrer kränkelnden Phantasie willen es für besser hielten, Armut, Niedrigkeit, Verachtung und ungerechte Bedrückung zu dulden, als auf jenen bequemen und so sehr gebahnten Wegen, welche die Philosophie des Weltmannes laut anpreist, gleich den meisten ihrer Zeitgenossen, nach Ehre, Macht und Reichtum emporzustreben, — Getäuschte, die jedem Gute entsagten und jeden Genuß verschmähten, sobald jene eingebildete Stimme der Pflicht in ihrem Innersten sich dagegen erklärte. — Unverständige, welche ihre Zeit nicht für sich, sondern für eine undankbare Welt verlebten und nur dann sich glücklich zu fühlen glaubten, wenn sie die Kräfte ihres Körpers und ihres Geistes für fremdes Wohl verschwendeten! Denn wisse, entweder mußt du die Ideen von Gesetz und Pflicht, von Tugend und Laster für eitle Grillen, das moralische Gefühl für eine leere Einbildung, und alle, welche noch an Menschenadel und Sittlichkeit glauben, für arme Schwärmer und Toren erklären oder — es darf keine Selbstverleugnung zu schwer sein, wozu du nicht um der Tugend willen dich mutig entschließen, kein Lebensgenuß so sehr dich reizen, dem du nicht, um die Achtung gegen dich selbst und den Beifall deines Gewissens zu erhalten, auf immer entsagen, kein Weltglück so dich bezaubern, daß du es nicht gegen die erhabene Seligkeit der Tugend, welcher selbst die Ewigkeit keine Grenzen zu setzen vermag, großmütig verschmähen solltest. Wähle selbst! Und wenn du als ein Wesen, dem die Vernunft nicht umsonst zu teil wurde, dich bestimmt hast, so behalte auch den Mut, deiner Wahl getreu zu bleiben. Blicke oft hin nach den großen Beispielen derer, die um ihrer Pflichten willen hienieden im Stande ihrer Bewährung mehr taten, sich mehr versagten, mehr ertrugen, als von dir gefordert wird; die größere und zahlreichere Schwierigkeiten zu bestreiten, furchtbare Gefahren zu überstehen hatten, um das zu werden, wozu sie sich berufen fühlten, — Menschen, die durch echte Weisheit, durch ungeheuchelte Rechtschaffenheit und wahre, seltene Verdienste um anderer Wohl die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und die Verehrung der Nachwelt, wenigstens die Achtung der Edlen und das überschwenglich lohnende Selbstbewußtsein errangen, ihrer Menschenbestimmung gemäß gelebt zu haben. Warum solltest du, mein Bruder, und warum sollte ich weniger vermögen, warum weniger Selbstvertrauen haben? Warum jene etwa frei von den Schwachheiten der Menschheit, die uns so

zaghaft machen? Oder sind die Kräfte, welche Vernunft und ein fester Wille gewähren und wodurch jene so viel vermochten, uns versagt? — Doch vielleicht sprichst du: „Ich erkenne und fühle die Herrlichkeit und Vortrefflichkeit der Tugend nebst der unnachläßlichen Verpflichtung, auch mit dem Widerspruche meiner liebsten Neigungen und mit den härtesten Selbstverleugnungen, den Gesetzen meiner Vernunft Folge zu leisten; nur bin ich jetzt noch zu schwach dazu. Ich bedarf längerer Zeit, um mich mit den Grundsätzen der Weisheit recht vertraut zu machen, ich bedarf einer größeren Reife des Alters und der Vernunft, um den Vorurteilen und dem Sittenverderben mit männlichem Ernste und Nachdrucke den Kampf anzukündigen. Wann die schwächeren Jahre der Jugend vorüber sind, wann erst die Hitze der Begierden und Leidenschaften einigermaßen abgekühlt und der Verstand zu mehrerer Festigkeit gelangt ist, — ja, wann vielleicht die eigene Erfahrung von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles Sinnenglückes ein lebhafteres Sehnen nach höherem Genusse des Geistes und des Herzens in meiner Seele geweckt hat, erst dann wird es Zeit sein, den Streit gegen Torheit und Laster zu wagen, und auch dann erst wird glücklicher Erfolg zu hoffen sein."

Ist das die Sprache einer innigen Überzeugung von dem hohen Werte der Tugend und eines von dem lebhaften Gefühle seiner Verpflichtung zu derselben durchdrungenen Herzens? — Oder ist es nicht vielmehr die Sprache eines Gemütes, dem die Freuden einer verwöhnten Sinnlichkeit noch mehr wert sind als der Selbstgenuß eines guten, tugendhaften Herzens? — Prüfe dich selbst und antworte dann! — Vergebens suchst du durch scheinbare Gründe einer überlegenden Klugheit es dir selbst und anderen zu verhehlen, daß dein Zaudern wenigstens kleinmütige und unedle Schwäche der Seele ist, welche nichts Großes und Lobenswertes zu unternehmen vermag, weil sie fürchtet, es möchte Anstrengung der Kräfte, Verleugnung und Aufopferungen kosten. Vergebens hoffst du, es werde dir in den späteren Lebensjahren leichter werden, dich selbst zu besiegen, der Leitung deiner Vernunft und ihrer ewigen Gesetze zu folgen, und deine guten Entschließungen gegen die Macht der Vorurteile, gegen die Reizungen der Sinnlichkeit und gegen alle die Hindernisse, vor welchen du jetzt noch zagst, zu behaupten. Ja, wann die Begierden durch die lange Befriedigung völlig verwöhnt; wann die Begriffe von Recht und Pflicht in deiner Seele verdunkelt und die Gefühle für Tugend und wahre Menschenwürde durch die unglückliche Fertigkeit, ihnen zuwider zu handeln, bei dir geschwächt oder gar erstickt sind; wann dein Gemüt durch die Länge der Zeit sich noch mehr nach dem verderbten Weltton gestimmt, und die praktischen Vorurteile und die bösen Beispiele über einen guten Grundsatz nach dem anderen gesiegt haben; wann

es dir zur Gewohnheit geworden ist, jede Regung deiner noch nicht ganz erstorbenen praktischen Vernunft durch allerlei Scheingründe zu beruhigen, welche den Neigungen und Leidenschaften eines verderbten Herzens immer zu Gebote zu stehen pflegen und womit du dich schon jetzt so gut zu täuschen verstehst: — sage, woher soll dir alsdann der Mut zu den großen und kühnen Entschließungen kommen, wozu du dich gegenwärtig zu schwach fühlst? Woher die ausdauernde Seelenstärke zu dem Kampfe gegen die Torheiten und Untugenden eines in Eitelkeit und Lastern versunkenen Zeitalters, welchen du dich jetzt nicht zu widersetzen getraust? Wie viel wagst du also nicht, indem du deine Verbesserung bis auf schicklichere Zeiten und günstigere Umstände versparst? Denn wisse, in dieser wichtigsten und dringendsten aller menschlichen Angelegenheiten ist Aufschub fast immer so viel, als völlige Entsagung.

Ist diejenige Stärke der Seele, vermöge welcher man mit unverwandten Blicken dem Ziele zueilt, welches man sich einmal nach reifer Überlegung vorgesetzt hat, vermöge welcher man bei demjenigen, was man aus sicheren Gründen einmal für das Beste erkannt hat, fest und unbeweglich bleibt, ohne sich durch die scheinbarsten Vorteile des Gegenteils, durch den Tadel der Menschen oder durch andere Schwierigkeiten wankend machen zu lassen, ist diese Entschlossenheit und Selbstherrschaft des Geistes, selbst insofern sie sich in den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens äußert, eine der empfehlendsten, rühmlichsten Eigenschaften eines Menschen: was kann denn einem vernünftigen freien Wesen höheren Adel gewähren, als der feste, beharrliche Mut, das zu werden, was es nach seinem eigenen Gefühle sein muß, um sich eines, nicht wenige Jahre, sondern ganze Ewigkeiten hindurch währenden Glückes würdig und empfänglich zu glauben — ja, um nicht in seinen eigenen Augen aller Achtung unwert zu sein?

O Heil uns, wenn wir mit Wahrheit sagen können: „Mein Entschluß ist gefaßt, meine Wahl ist getroffen! Und wenn die ganze Welt der Sinnenfreude, der falschen Ehre und Eitelkeit, diesen so hoch verehrten Götzen, Vernunft und Gewissen aufopferte, so will doch ich mich dem Dienste der Weisheit und der Tugend widmen, und nur darin meine Ehre, meine Würde und meine Glückseligkeit suchen, was mich vollkommener und besser macht!“ — Und Heil uns, wenn es uns auch nicht an Mut und an ausdauernder Willensfestigkeit gebricht, diesen großen Entschluß wirklich auszuführen und unserem löblichen Vorsatze bei allen Hindernissen mit unerschütterter Standhaftigkeit treu zu bleiben; wenn wir bei den Lockungen des Lasters uns durch den Gedanken stärken, daß doch kein Erdenglück so groß, so schätzbar und so dauernd sei, daß es mit dem Frieden des Gewissens und mit derjenigen Gemütsruhe, welche die Frucht der Bil-

ligung und Achtung unserer selbst ist, in die entfernteste Vergleichung gestellt werden dürfte. — Heil uns endlich, wenn wir den verführerischen Beispielen unseres Zeitalters, dem Tadel der Toren und dem Spotte der Ruchlosen die lebhafte Überzeugung entgegensetzen, daß Eitelkeit, Laster und Torheit doch ewig nie aufhören werden zu sein, was sie sind, wenn sie gleich Millionen von Verehrern haben sollten, und daß die Tugend dennoch dasjenige bleibt, was der Liebe und der Verehrung aller vernünftigen Wesen im höchsten Grade würdig ist, wenn auch alle Toren auf Erden ihren unglücklichen Witz vereinigten, um sie zum Gespötte zu machen.

Damit aber das Gefühl unserer Pflichten allezeit lebhaft und kräftig genug in unseren Seelen sei, um auch in unvermuteten Gefahren unserer Tugend den Mut in uns aufrecht zu erhalten, so wird es gut sein, oft mit ganzer Aufmerksamkeit unseres Gemütes die großen Wahrheiten zu wiederholen, die einmal bei uns entschieden sind und worauf unsere Rechtschaffenheit, soll sie anders echt und dauerhaft sein, sich stützen muß. In einsamen Stunden müssen wir uns oft den hohen Betrachtungen über unsere Menschenwürde und über das überirdische Glück, wozu unser Geist geschaffen ist, überlassen, über den ewigen Unterschied, der sich in den Augen einer heiligen und gerechten Gottheit zwischen Tugend und Laster findet, und über das äußerst verschiedene Schicksal, welches die Verehrer der Rechtschaffenheit, und die Freunde der Torheit und Unsittlichkeit ganz unfehlbar treffen muß. Nur durch solche oft wiederholten, mit beständiger Rücksicht auf unseren jedesmaligen Gemütszustand angestellten Betrachtungen werden wir verhüten, daß diese Wahrheiten, welche uns über alles teuer sein müssen, durch die stets abwechselnden äußerlichen Eindrücke nach und nach verdunkelt und entkräftet werden. Wir werden uns mit denselben auf diese Weise immer vertrauter machen und sie auch unter den Zerstreuungen, welche uns aus unseren irdischen Angelegenheiten entstehen, unserem Gemüte stets gegenwärtig erhalten, damit es uns in keiner Lage unseres Lebens an Stärke und Entschlossenheit fehle, für Tugend und Gewissen alles zu wagen.

Werden wir aber bei dem allem noch mancher uns anklebenden Schwachheiten gewahr, so laßt uns darum nicht kleinmütig oder verdrossen werden. Des Menschen Tugend ist ja nichts anderes, als moralische Gesinnung im Kampfe und stetes Fortschreiten in der Vervollkommnung. Wie ist aber dieses stete Fortschreiten möglich, wenn nicht noch immer Fehler übrig sind, welche wir verbessern, nicht Schwächen, die wir ablegen müssen? So wenig wir in irgend einem Zeitpunkte unseres Lebens, ja unseres ganzen Daseins glauben dürfen, genug getan zu haben, ebensowenig müssen wir den Mut verlieren oder träge werden, wenn wir fühlen, daß wir noch nicht

die sind, die wir sein sollten und zu sein wünschten. Denn der würde den Namen eines Weisen und Tugendhaften nicht verdienen, der nicht immer noch besser zu werden strebte, als er wirklich schon ist.

Ist das, wovon wir uns durchdrungen, belebt, getrieben fühlen, nicht eine schnell auflodernde, aber ebensoschnell wieder verfliegende Hitze der Empfindung, sondern eine auf Überzeugung des Verstandes gegründete reine Achtung für unsere erkannte Pflicht, so wird endlich der Haß, die Verachtung und der Spott derer, welche wir durch Gründe nicht für Tugend und Rechtschaffenheit gewinnen können, und durch eine unerlaubte und schimpfliche Bequemung nach ihren Vorurteilen zu unseren Freunden zu machen unter unserer Würde halten, weit entfernt, uns niederzuschlagen, uns vielmehr mit neuem Mute erfüllen. Ein edler Unwille, von Gegenverachtung begleitet, wird unsere Entschlossenheit stärken. Je entscheidender wir uns für Tugend und Pflicht erklärt haben, desto weniger wird es jener lobenswürdige Stolz, welcher immer ein Gefährte der Tugend ist, zulassen, unseren Maximen ungetreu zu werden; und je mehr wir um des Gewissens und der Rechtschaffenheit willen etwa schon gelitten haben, desto teurer wird sie uns werden, desto mehr werden wir unseren Ruhm und unser Glück in ihr finden, und desto weniger werden wir an ihr, die in den Widerwärtigkeiten unsere Seele so mächtig stützte, die zur Zeit des Leidens und Trauerns so überschwenglich uns tröstete, zu Verrätern werden wollen. Je länger wir endlich der Weisheit Leitung schon gefolgt sind, desto größer wird bei uns das Übergewicht der moralischen Antriebe über alle Bedenklichkeiten und äußerlichen Hindernisse sein, und desto stärker werden wir uns fühlen, unabhängig von allen menschlichen Urteilen, unseren Adel und unsere Wohlfahrt auf das Zeugnis unseres eigenen Herzens zu gründen. — O, wohl dir, mein jüngerer Bruder, wenn du frühe schon dich zu dieser edlen Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Gesinnungen des, leider! allzu zahlreichen unaufgeklärten Haufens zu erheben suchst! Ohne diese Selbständigkeit des Charakters und ohne den Mut, deinen eigenen bewährten Einsichten mehr als den Beispielen und den Urteilen anderer zu folgen, wirst du nicht einmal einzelner großer Taten, geschweige denn einer dein ganzes Tun und Lassen regierenden Tugendgesinnung fähig sein. Ohne sie wirst du nie der Mann werden, der für die höheren Beweggründe des Wollens und Handelns Sinn haben, der sich in seinem Stande unter seinesgleichen vorteilhaft auszeichnen und sich um die Welt bleibende Verdienste erwerben wird. Aber mit ihr, dieser mutvollen Seelenfassung, mit dieser auf die Güte ihrer edlen Absichten trauenden Entschlossenheit wird dir kein im Wege liegendes Hinderuis zu furchtbar, kein Leiden, das auf dem Pfade der Tugend dich trifft, unerträglich, und keine Pflichtübung,

zu der dein Gewissen dich auffordert, zu schwer sein. — Jeder Sieg, den du über dich selbst und über äußerlichen Widerstand erringst, wird das Gefühl deiner sittlichen Kräfte erhöhen und dich zu künftigen Kämpfen mit neuem Mute waffnen. Du wirst je länger je mehr dich über die gewöhnliche Sinnes- und Denkart deiner Zeitgenossen erheben, und ungeachtet der mühevollsten Anstrengungen und der härtesten Prüfungen, wodurch du deiner erhabenen Bestimmung dich würdig machen mußt, dich desto größer und zufriedener fühlen, je deutlicher es dir dein Selbstbewußtsein sagt, daß du mit jedem deiner Lebenstage ein besserer Mensch werdest, und von einer Stufe der sittlichen Würde und Vollkommenheit zu der anderen empor steigest.

Wenn ohne diese Hoheit und Stärke des Geistes und ohne diese Festigkeit des Sinnes, welche sich teils durch mutvolle Entschließungen, teils durch unerschütterliche Beharrlichkeit in der Ausführung äußern, überhaupt keine sittlich gute Gesinnung möglich ist, so ist auch ein fester und ausdauernder Mut insbesondere ganz vorzüglich eine unentbehrliche Bedingung derjenigen Tugenden, welche den Namen der wohlwollenden und gemeinnützigen führen, d. i. derjenigen, welche die moralische Veredelung unsers Nebenmenschen und die Beförderung fremder Glückseligkeit zum Gegenstande haben. — Manches hätte ich hierüber noch zu sagen, da ich aber fürchte, meine würdigen und geliebten Brüder durch einen allzulangen Vortrag zu ermüden, indem ich schon ohnehin länger geredet habe, als ich sonst zu tun pflege, so will ich eine auch dahin abzweckende Ermunterung zum moralischen Tapfermute lieber auf eine andere Gelegenheit versparen, für jetzt aber nur noch Ihnen Insgesamt eine gesegnete Feier des heutigen festlichen Tages aus brüderlichem Herzen anwünschen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Bürgers
sämtliche Werke

in vier Bänden.

Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit vier Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe.

Vierter Band.

Übersetzungen.

Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Inhalt des vierten Bandes.

(In Klammer ist das Jahr der Entstehung beigefügt.)

Übersetzungen.

Seite

Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homer (1769) . 5
Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer nebst einigen Probefragmenten (1771) . . 15
Das erste Buch der Iliade V. 1—304 28
Das sechste Buch der Iliade V. 1—65 35
Homers Iliade. 5. Rhapsodie (1775) 37
Prolog ans deutsche Publikum 37
Homers Iliade 5. Rhapsodie 39
Bürger an einen Freund über seine deutsche Ilias (1776). 45
Ankündigung einer Quart- und Oktavausgabe der deutschen Ilias (1776) 57
Homers Ilias, übersetzt von G. A. Bürger. Vorbericht und erster Gesang (1783) 58
Dido. Ein episches Gedicht aus Virgils Aneis gezogen (Fragment) (1776) 75
Anthia und Abrokomas. Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus (1770) 84
Probe einer neuen Übersetzung Ossians (1776) 119
Karrikthura 119
Komala, ein dramatisches Gedicht 128
Kath-Loda. Ein Gedicht 131
Macbeth. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare (1777—82) 140
Bruchstücke einer Übersetzung von Shakespeares „Sommernachtstraum“ (1788/89) 183
Benjamin Franklins Jugendjahre. Von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben. Aus dem Englischen (1792) 186

Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homer.

Fast weiß ich nicht, ob ich die Sächelchen, welche ich auf diese Blätter niedergeschrieben, jemand vorzeigen soll, da sie ein Ding betreffen, das von mehreren Gelehrten bereits so vielfältig beschwatzt ist. Denn mit alltäglichen und von so vielen schon genotzüchtigten Materien sich abgeben, oder gar Lob daran erschreiben zu wollen, wird mehrenteils eine mißlungene und undankbare Bemühung bleiben. Daher fürchte ich, daß, sobald jemand die Überschrift meiner Arbeit nur flüchtig wird überblickt haben, ein mitleidiges Lächeln über sein Gesicht fließen werde, wobei ich durch und durch vor Scham glühen würde, wenn ich gegenwärtig sein sollte. Denn diese widrige Miene wird gewiß nichts Angenehmes für mich sprechen. „Guter Jüngling, du wirst nicht viel Herrliches sagen" — lese ich noch klärer darinnen, als jener König, dem eine Gespensterfaust an die Wand schrieb: Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht befunden. Was das Allerärgste ist, so könnte ich nicht einmal böse darüber werden, ob ich gleich gewünscht, daß er sie bis ans Ende der Schrift verspart hätte. Denn bei wem sollte nicht der Argwohn erwachen, daß ich meine Ingredienzien vielleicht aus einer Menge anderer Diskurs und Essays kompiliert und sie nur, nach meiner Art, zu einer neuen Tinktur gequirlt habe? Gesetzt aber auch, man ließ mir noch ein bißchen Ehre, so würde es doch fürwahr ein kleines Stäubchen sein, und man würde mich vielleicht aus der verächtlichen Klasse der Ausschmierer in die Reihen der lächerlichen Originale und abenteuerlichen Klügler erheben. Denn eine Übersetzung des Homer ist den politischen Aufgaben im Staate gleich, an welchen sich gleich hundert zu großen Männern grübeln wollen, die aber doch oft, anstatt Schöpfer kluger und nützlicher Gedanken zu werden, die Welt nur mit kleinen leeren Grillchen bevölkern. Doch da in diesen Zeiten alles, was Leben und Odem hat und auch gern in der Welt was vorstellen möchte, das Altertum und seine Denkmäler im Munde führt, und jeder glaubt, der Gott des guten Geschmacks habe auch ihn auserwählt, mit ungewaschenen Fäusten unter den Antiken herumzupoltern, wer kann mir's wehren, wenn ich auch dem großen Schwarme nachkleppere, der ins alte Griechenland oder Latium trabt? Dieser Haufen scheint ja überdem noch keine geschlossene Zunft zu sein, denn sonst

würden die echten Kenner und Meister unter ihnen gewiß nicht dulden, daß sich jeder, der nur zwei Augen hat, ob sie gleich schielen, unter sie mische. Ist's nicht artig, wenn man einen mit griechischen Dichternamen erschrecken kann? Sollte es die Welt nur wissen, daß ich so hübsch und fein vom Homer schnacken könnte, man würde mich noch einmal so viel ehren, und die Miene aller Antiquarier, so mir in Deutschland begegneten, die fürwahr! bei vielen so hoch gespannt ist, daß ein Andächtiger und Frommer leicht glauben mag, sie komme dem Ideal des Stolzes auf dem Gesicht eines Gottes sehr nahe, diese Miene würde alsdann in eine herzbrüderliche Freundlichkeit zergehen. Und mir würde der gottlose verruchte Gedanke nicht mehr einfallen, daß dieser hohe Blick hageren Gesichtern nicht besser lasse, als wenn Vitzlipntzli mit schwarzen Augenbrauen herabwinken wollte, um den Erdkreis zu erschüttern. Getrost hole ich also mein Scherflein aus der Tasche und komme herzu — doch nur herzugeschlichen — denn vielleicht hat's nicht das richtige Gehalt und echte Gepräge, so es haben müßte. Daher will ich lieber nicht so laut damit einherprangen, als viele Herren tun, die das ihrige, vielleicht nicht besser als meins, mit emporgehobenen Händen wie eine Monstranz in der Welt umhertragen. Ganz in der Stille, mit niedergeschlagenen Augen, will ich's nur wenigen verständigen Wardeins zum prüfenden Urteil überreichen.

Meine Betrachtungen werden, wie ich hoffe, sich dadurch von anderen unterscheiden, daß sie vorzüglich nur auf eine deutsche Übersetzung der Iliade gerichtet sind. Denn in dieser Absicht hat man noch am wenigsten von dieser Sache geredet. Die meisten, so über diese Materie nachgedacht haben, waren Ausländer, deren Reguln vielleicht auf ihre Sprache und Nation, sehr selten aber auf die unserigen passen.

Eine wichtige und fast unentbehrliche Eigenschaft des Ideals, so ich mir von einer solchen Übersetzung bilde, ist, daß sie nach Altertum schmecken muß. Allen denen, welche die Ausländer von diesem alten Dichter geliefert haben, fehlt dieser Charakter, den die Liebhaber der Antike höchst ungern vermissen. Hierdurch vernachlässigen sie, sich ein Verdienst zu erwerben, welches in Werken des Geschmacks eines der schönsten ist, nämlich die Illusion beim Leser zu bewirken, in welcher er vergißt, daß er eine Übersetzung vor sich habe, und in den süßen Wahn eine Zeitlang hineingezaubert wird, daß Homer, der alte Homer in ebenderselben Sprache gedichtet, in der die Übersetzung abgefaßt ist. Der Deutsche wird also ein großes vor den Ausländern voraushaben, wenn er diese Vollkommenheit zu erreichen sucht, worüber ich sogleich ganz kurz meine Gedanken mitteilen werde.

Den Ton des Altertums auszudrücken, wird nicht wenig beitragen, wenn man sich der Sprache entwichener Zeiten bedient, welche sich durch eigene Wörter und deren besondere Zusammenfügung von der unsrigen merklich unterscheidet. Es gibt noch eine ziemliche Menge solcher Wörter, die sonst blühten, die aber nach meinem Urteil das undankbare Schicksal, ungebraucht allmählich abzusterben, wegen ihrer Güte gar nicht verdient hatten. Wenn

diese der Übersetzer des Homer wieder hervorsucht und sie geschickt anbringt, so bin ich kühn genug eine gute Wirkung davon zu prophezeien. Nur müßten sie nicht schon gar zu alt und bereits unverständlich sein, noch auch eine zu große Ähnlichkeit mit dem heutigen Plattdeutschen haben, welche den gehofften Nutzen völlig vereiteln würde. Für die allerbesten halte ich diejenigen, welche in solcher Entfernung von dem Gebrauch unserer Zeiten stehen, daß man sie noch soeben ohne Perspektiv sehen und erkennen kann, aber die noch nicht so weit in das Altertum zurückgewichen sind, daß sie nicht anders als durch Hilfe eines Glossariums können verstanden werden. Auch diejenigen, die man zwar noch hin und wieder, aber doch seltener antrifft, werden nicht ungeschickt sein, der Rede den Anstrich zu geben, den ich wünsche. Aber notwendig müssen sie durchgehends edel sein, sonst würden sie, anstatt die Würde derselben zu erheben, und die Fäden zur Webung eines antiken ehrwürdigen Gewandes zu sein, zu läppischen Lappen ausarten und ein ekelhaftes Harlekinskleid hervorbringen. Daher prüfe man sie ja erst genau und stelle wiederholte Versuche damit an, ob sie nichts Komisches, Niedriges, Pöbelhaftes und Schmutziges im Gebrauch an sich haben. So habe ich mich zum Beispiel gefragt, ob ich das griechische κορη durch das ältliche Wort Dirne schicklich übersetzen könnte? Das endliche Urteil aber hat's verworfen. Denn da ich's hin und wieder in launischen Schriften angetroffen habe, wo es der Rede ein drolliges Ansehen gab, so würde es nun in einer Epopöe angebracht, den Ernst derselben gewaltig schwächen. Überdem erinnere ich mich, daß wohl eher scherzende Freunde zu einem Mädchen gesagt haben: Dirne, du bist lieblich anzuschauen — du hast Gnade gefunden vor meinem Auge.

Diesem, was ich eben gesagt, füge ich noch den Rat bei, daß man sich kürzlich erschaffener Wörter, mit denen Skribenten, die nichts Besseres wissen, nur gar zu gern ihren Stil auszuschmücken suchen, so viel als möglich, lieber gar nicht bedienen wolle. Denn da man ihren Ursprung größtenteils kennt und die Zeit weiß, da sie noch ungeboren waren, so würden sie die obige Illusion beim Leser nur schwächen, statt sie zu befördern. Viel eher, glaube ich, ist's, wie allen und sonderlich epischen Dichtern, auch meinem Übersetzer erlaubt, neue Wörter zu machen, indem der fremde Klang derselben eben die Wirkung wie die alten unbekannteren tun kann. Nur das versteht sich, man muß die Regul des Horaz beobachten, und

Signatum praesente nota producere nomen.*)

Hiernächst bemühe man sich die älteren Wortfügungen und Redensarten nachzuahmen. Sie haben oft vor den neueren einen nicht geringen Vorzug. Denn ich stimme denjenigen bei, welche sagen, daß die Wendungen der älteren deutschen Sprache mehr original sind, und daß unsere neumodischen vielfältig aus fremden Sprachen in die unsrige geschlichen sind. Da es dem deutschen Originalgenie, welches in unseren Zeiten fast ein Unding geworden, vorzüglich eigentümlich

*) Ars poetica 59.

war, deutliche, richtige, ungekünstelte, edle und ernsthafte Gedanken zu bilden, so hatte dies auch einen so mächtigen Einfluß auf die Sprache, daß sie sich den Gedanken vortrefflich anschmiegte. Daher waren ihre Tugenden eine schöne Präzision, Anstand, eine rührende natürliche Einfalt, starke Farben und ein männlicher Charakter. Herrliche Eigenschaften, die Sprache einer Iliade abzugeben! Ihr Ausdruck liefert sogleich dem Leser den wahren und echten Gedanken des Schriftstellers, nicht vergrößert, nicht verkleinert, nicht mit einer verdrießlichen Ungewißheit, sondern ebenso, als er diesem in der Seele schwebte. Vielfältig ist die Periode der älteren Sprache nicht so schleppend als die heutige, denn dort finde ich das Hauptzeitwort, welches die Art der Handlung in einem Gemälde anzeigt, oder den Verstand der Periode bestimmt, gemeiniglich schon zu Anfang derselben, anstatt daß es bei uns oft nur gar zu weit hinten nachzottelt, welches den Stil äußerst langweilig macht. Hierdurch wird dem Leser, schon ehe er weiter liest, ein Hauptumriß des Gedankens oder des Gemäldes, so aufgestellt werden soll, geliefert, welches denn durch die letzteren Sätze vollends ausgebildet wird. Dann wird die Seele des Lesers auf das geschwindeste erfüllt, und es verschwindet das Leere in der Zeit, die man anwenden mußte, die Periode erst auszulesen. Diese Eigenschaften glaube ich oft an den heiligen Büchern und sonderlich den poetischen bemerkt zu haben, die Luther mit dem besten Geschmack für seine Zeiten und einem so dichterischen Feuer übersetzt hat, daß man sich verwundern muß. Da man die Sprache derselben heute eben nicht mehr redet, so hat sie schon etwas Feierliches an sich, welches meine Seele ebenso rührt, als der Anblick bejahrter Denkmäler aus längst verflossenen Jahrhunderten; und mir deucht, daß auch dieses schon vieles mit beiträgt, daß mir der Inhalt dieser poetischen Bücher erhabener und göttlicher vorkommt. Würde daher der Übersetzer des Homer ungescheit handeln, wenn er sie fleißig nebenher läse und den Ton seiner Übersetzung nach diesem feierlichen Ernste stimmte? Vielleicht vermeidet er am ersten auf diese Art den verdrießlichen Fehler der Franzosen, seinen Homer in ein Gewand des achtzehnten Jahrhunderts zu hüllen. Denn hier, hier muß auch die Sprache den bon ton empfinden lassen, der zu Esdras Zeiten Mode war, welchen der scherzende Sterne nur im Gespräch mit einem Frauenzimmer von Artigkeit und Welt für übel angebracht hielt.*)

Einige unserer besten Kunstrichter behaupten, daß Homer entweder gar nicht, oder doch in Prosa übersetzt werden müßte**), und ihr Ansehen sowohl als eigene Überlegung bewegen mich ihnen beizupflichten. Es ist wahr, eine Übersetzung in reinen fließenden Hexametern, die dem vortrefflichen

---

*) Yoricks empfindsame Reise S. 42. (B.) — Lawrence Sterne, berühmter englischer Humorist (1713—1768). Seine „Sentimental journey through France and Italy", auf welche Bürger hier anspielt, erschien 1768.

**) B. Hr. Riedels Denkmal Meinhards und Klotzens Deutsche Bibliothek 3. Stück S. 5—8, dem ich doch im ganzen nicht beistimme. Ihn hier zu widerlegen, würde allzu weitläufig fallen. (B.)

Denis*) so sehr und fast allein beim epischen Gedicht gefallen, würde viele Vorzüge vor einer prosaischen haben. Dann müßte sich aber an den Homer ein Deutscher von Popens Geiste wagen**), oder wenn der Geist dieses unsterblichen Briten eine so seltene Gabe der Gottheit ist, so würde doch ein Mann, nicht geringer als Denis erfordert. Dieser müßte sich denn durch wechselweise Lektüre des ewigen Originals und der Popischen Übersetzung begeistern und seine Seele in die Situation erheben, in der sie bei einem solchen Unternehmen sein muß. Allein ob uns gleich ein Genie auf diese Art ein vortreffliches Gedicht liefern könnte, so würde es doch gewiß der Gesang des alten ehrwürdigen Griechen nicht mehr bleiben. Die Übersetzung mag daher immer mit der Harmonie des Verses vergnügen, was hilft's, wenn sie uns keinen Homer, in seiner wahren und unvermummten Gestalt, und statt ihn den Übersetzer darstellt? Welch ein Verlust für diejenigen, welche jenen kennen zu lernen wünschten! Denn auch ein Unwissender begreift den Zwang, den sie auflegt, dem man auf Unkosten des Originals nur gar zu oft nachgeben muß. Daher werden die Vorzüge einer Übersetzung in Versen gar leicht die Vorteile überwiegen, die eine prosaische hat, nach denen aber jene vergebens trachtet. Und hat ja die letztere ihre Mängel, so werden sie doch wenig oder nichts gegen die Unvollkommenheiten der ersteren ausmachen. Was ist's denn eben mit der Harmonie des Hexameters oder irgend eines langen Verses in einem so langen Gedichte? Eine langweilige Monotonie werden sie verursachen, die zwar ein Dichter von Genie, wenn er was Eigenes singt, durch den Schwung einer erhitzten Einbildungskraft hinlänglich abändern kann, welches aber einem gefesselten Übersetzer versagt ist. „Ein langes Gedicht, sagt Herr Riedel***), in einem Tone mit Versen ohne Abwechslung, eine Satire mit einerlei Gemälden, ein Drama mit Charakteren ohne Kontrast, eine Galerie von Bildern, wo man nur eins sehen darf, um sie alle gesehen zu haben, ein Garten, dessen Beete lauter Quadrate sind, ein Tanz mit einerlei Touren, eine Musik, die wie das Tier ist,

das ging und wieder kam,

alle dergleichen Produkte sind unendlich ermüdend und unangenehm."

Wenn auch außerdem die Verse noch so rein und fließend wären, so würden sie doch selten den Takt und den Gang haben, den der Inhalt des Originals verlangt, und daher denen musikalischen Stücken zu vergleichen sein, wo zwar mehrere wohlklingende Akkorde zusammengesetzt sind, die aber keine Leidenschaft oder sonst etwas ausdrücken, bei denen sich daher nichts denken und empfinden läßt. Man versuche es nur und klemme Stellen in Hexameter

*) Michael Denis (1729—1800), Übersetzer Ossians und Dichter der „Lieder Sineds des Barden".

**) Alexander Popes (1688—1744) Übersetzung der Ilias erschien 1755 ff., die der Odyssee, von welcher er jedoch nur die ersten 12 Gesänge übertrug, 1725.

***) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 66. (B.) — Friedrich Just Riedel, geb. 1742, Professor der Philosophie zu Erfurt und Wien, gest. 1785 im Wahnsinn. Das von B. zitierte Werk erschien als erster Teil 1767 zu Jena.

oder andere Verse ein, die einen ganz anderen Gang, wenn er lebendig und expressivisch sein soll, verlangen, sie werden gewiß erstaunend verlieren. Z. E. jene Stelle:

Δεινη | δε | κλαγγη | γενετ' | ἀργυρεοιο | βιοιο
Da ging Klang vom Silberbogen mit Grausen,

oder das hitzige Herabeilen des Apollo vom Olymp:

Βη δε κατ' οὐλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ
Grimm in seinem Busen fuhr er von den Gipfeln des Olymps herunter.

Wenn sich nun aber der Übersetzer von diesem Zwange frei findet und er nicht nötig hat, die ganze lange Iliade mit dem Maßstabe eines Verses, wie mit einer Elle auszumessen, so wird doch die Prosa gewiß kein Kinderspiel sein. Es ist nicht genug, wenn er den Verstand des Originals richtig, rein und mit edlen Worten in unsere Sprache überträgt, sondern er muß seiner Prosa einen Wohlklang geben, vor dem man Verse gern missen wird, weil sie ihn zu erreichen nicht fähig sind. Daher muß er die Wörter, wie bei Versen, bald hier bald dorthin werfen, sie auf mancherlei Arten zusammenfügen, nicht aber, wie bei jenen, einen leeren Schall und Akkord, sondern um die Bewegungen der Natur auch im Gange der Periode auszudrücken. Er versuche zu diesem Endzweck sein Produkt öfters anständig und laut zu deklamieren, dann wird er bemerken, ob die Harmonie der Periode der Bewegung der Natur, nach welcher auch die Seele schon gestimmt sein muß, ähnlich sei oder nicht. Er merke genau auf, wo es fehle, verändere und bessere, spanne den Ton bald höher bald tiefer, bald geschwinder bald langsamer. Auf diese Art wird das große Gesetz in der Poesie und den Künsten, die Natur nachzuahmen, auch in der Sprache erfüllt werden. Die Seele läßt sich, wie aus der Philosophie bekannt ist, am liebsten mit der Natur in ihren Bewegungen dahinreißen, sie pflanzt, wenn's möglich ist, die Bewegung wiederum gern außer sich in denen Dingen fort, in die sie wirken kann, daher folgt ganz natürlich, daß der Takt der Sprache derselben entsprechen müsse. Diese allgemeine Harmonie macht einen Zirkel, der aus der physischen in die moralische Natur und aus dieser wieder in jene zurückläuft. Die Seele, sagt der große Home*), fällt mit einem schweren Körper, fließt mit einem Flusse, steigt mit dem Feuer im Rauche. Die Sprache, die Dolmetscherin der Seele also, muß jene Bilder so ausdrücken, daß man schon an dem Äußerlichen, ohne durch den Verstand der Worte es erst zu erfahren, den Fall des schweren Körpers, das brausende oder sanfte Hinfließen des Flusses oder das wallende Aufsteigen des Rauches fühlen könne. Es ist also unstreitig ein unangenehmes gewaltsames und widersinniges Gesetz,

*) Grundsätze der Kritik. T. I. S. 31 (B.) — Des englischen Ästhetikers Henry Home (1696—1782) Hauptwerk „Elements of criticism" (3 Bde. 1762 ff.), welches auch auf Lessing, Schiller und Kant von bedeutendem Einfluß war, lag Bürger in der Übersetzung von Joh. Nic. Meinhard (3 Bde. Leipzig 1763 ff.) vor.

was diese allgemeine Harmonie stört. Von dem, was ich gesagt habe, will ich ein paar Beispiele hersetzen, in denen man den Umlauf eines Zirkels vortrefflich wird beobachten können. Das erste ist aus dem Heliodor*) und ist eine Stelle, welche mir immer meisterhaft vorgekommen ist.

Chariklea sieht im Wettlauf ihren geliebten Theagenes, den Schranken entlassen, durch die Laufbahn dahinfliehen. Dieser Anblick verursacht eine gleiche Bewegung in ihrer Seele, die ein zärtliches Interesse noch mehr befördert. Ihre Seele teilt sie wieder dem Körper mit und ich muß mich sehr irren, wenn ich behaupte, daß der Dichter, da ihm die Einbildungskraft die Scene in voller Handlung darstellte, dieselbe auch im fortreißenden Gange der Periode lebendig gemacht habe:

ἐνταυθα οὐτε ἀτρεμειν ἐτι κατειχεν ἡ κορη ἀλλ' ἐσφαδαξεν η βασις και ἡ ποδες ἐκιρτων ὡσπερ οἰμαι της ψυχης τω Θεαγενει συνεξερομενης και τον δρομον συμπροθυμουμενης.

Das zweite Beispiel ist aus dem neuen Gedichte Rhingulfs des Barden, als Varus geschlagen war.**) Im ersten Liede heißt es:

Indes mein Geist durch euern Jubel beginnt,
Wie Opferflammen durch den Wind,
Sich höher, noch höher
Und höher zu schwingen.

Sehr expressivisch und lebendig! Allein das unbestimmte Metrum war dem Dichter ebenso günstig als dem göttlichen Ramler***), welcher der schwimmenden Ino diese allerliebsten Verse sagen läßt:

Wo bin ich? O Himmel!
Ich atme noch Leben?
O Bruder! ich walle
Im Meere? Mich heben
Die Wellen empor?

Man lasse das der Ino in einer anderen Versart sagen, was wird herauskommen?

Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit auch etwas von der Übersetzung derjenigen Stellen zu sagen, von welchen einige und sonderlich die

---

*) Heliodori Aethiopica L. III. (B.) — gleichfalls von Meinhard übersetzt (Theagenes und Chariklea. Leipzig 1767).

**) S. 16. (B.) — Der Verfasser des 1768 erschienenen „Gesanges Rhingulfs des Barden, als Varus geschlagen war" ist der Zittauer Advokat Karl Friedrich Kretschmann.

***) s. die ganze Vorrede zu der französischen Übersetzung des Bitaubé. (B.) — Paul Jerôme Bitaubés (1732—1808) Übersetzung der Ilias u. Odyssee erschien zuerst vollständig 1780 ff. in 6 Bänden, sein „Essai d'une nouvelle traduction d'Homère", auf welchen Bürger hier anspielt, bereits 1760. Über Ramler s. die Note Bd. 3, S. 88.

Franzosen behaupten, daß sie das feinere Ohr und die Artigkeit unserer Sitten beleidigten. Ich kann nicht untersuchen, wie weit hierin die Franzosen in Absicht ihrer Sprache und Sitten recht haben. So viel bleibt gewiß, daß der Deutsche selten nötig haben wird, sich nach ihren Grundsätzen zu richten. Ich will ihnen nicht abstreiten, daß die harten Stellen, wo sich Homers Helden schimpfen, ihrer Delikatesse unausstehlich sind, ja ich will sie nicht einmal geradezu tadeln, wenn sie solche Stellen ausstreichen. Der Deutsche aber wird weislich handeln, wenn er dieser ehrwürdigen Antike seine rauhen Züge läßt. Er übersetze den Homer getreu! — Dies ist das vornehmste und größte Gebot — ich sage getreu — nicht wörtlich wie ein gemeines Lexikon. Man muß den homerischen Ausdrücken das echte Gepräge, das wahre Gewicht und Gehalt im Deutschen zuzuwiegen suchen. Und dieses ist fast immer anders, als die triviale Übersetzung es angibt. Ja man darf mutmaßen, daß der homerische Ausdruck fast immer gut sei, ob er es gleich nicht zu sein scheint. Denn bei dem Homer, der durchgängig so voll von hervorleuchtenden Vortrefflichkeiten ist, wird in zweifelhaften Fällen diese Präsumtion so gut gelten, als bei einem Manne, der bisher ein unbeschuldetes Leben geführt hat, wenn er wegen eines Verbrechens angeklagt wird, die Präsumtion seiner Unschuld stattfindet. Daher lasse man sich ja nicht verführen und glaube, man sei berechtigt, das deutsche Gewand mit Flecken zu schänden, wenn das griechische dem Anschein nach welche hat. Denn ein kurzes Gesicht kann in der Entfernung vielleicht bisweilen den königlichen Adler für einen Uhu ansehen. Um aber das wahre Gehalt eines jeden Ausdrucks recht genau zu erforschen und zu bestimmen, wird ein langer und vertraulicher Umgang mit dem alten Dichter selbst und das allerfeinste kritische Gefühl erfordert. Eine echte Probe von der Güte des Deutschen wird vielleicht sein, wenn solche Stellen ernsthaft und edel bei aller ihrer Rauhigkeit klingen. So glaube ich z. E. οἰνοβαρες ganz gut durch Schlemmer übersetzen zu können. Es wird zwar hiermit dem Agamemnon ganz unverblümt und derb gesagt, was er ist, aber doch nicht unter der Würde der Epopöe und pöbelhaft. Wenn wir nun, wie wir es dem Homer schuldig sind, seinen Ausdruck in der Übersetzung zu adeln suchen, indem nach der obigen Präsumtion derselbe in seinen Zeiten gewiß die gehörige Würde hatte, so wird doch in jeder Sprache, bei jeder Nation die Übersetzung anders ausfallen. Was in Deutschland gut ist, ist's vielleicht nicht in England und Frankreich, und was dort schön ist, wird bei uns ein Fehler sein. Popens Übersetzung, die in solchen Stellen sich bisweilen fast gar nicht von den Worten und dem Ausdruck des Originals unterscheidet, soll mir ein Beispiel darstellen.

Der folgende Vers

οἰνοβαρες, κυνος ὄμματ' ἐχων, κραδιην δ' ἐλαφοιο

ist bei Pope so übersetzt:

Thou Dog in forehead, but in Heart a Deer.

Bei den Engländern mag dies vielleicht nicht so niedrig ausfallen. Wir

müssen hier behutsamer verfahren und uns nicht nach dem Pope richten. Denn wir haben gewisse pöbelhafte Ausdrücke, die einem gleich einfallen und erstaunenden Unwillen erregen würden. Hund — Hundsgesicht — Hasenherz — sind die artigen Sächelchen. Wer würde sich des Einfalls erwehren können: Homers Helden hätten schon wie unsere Obristen geschimpft? Bei uns wird vielleicht das richtige Gehalt des Homerischen Verses sein:

Du Schlemmer, du Wütrich im Blicke, und in der Seele ein Feiger.

Eben diese genaue Bekanntschaft mit dem Dichter wird uns nicht wenig helfen, wenn wir auf dunkle, zweifelhafte oder gar verdorbene Stellen stoßen. Denn wenn ich den Charakter, die Meinungen und das Genie eines Menschen kenne, so werde ich seine Reden auch so verstehen, daß sie jenen entsprechen. Kommt die Auslegung damit überein, so wird dies schon mehr denn den halben Beweis ihrer Gründlichkeit und Richtigkeit ausmachen. Wer z. B. die edlen Grundsätze kennt, welche die Alten in Absicht auf die Gastfreundschaft hegten, und aus dem Umgange mit seinem Homer gelernt hat, daß er von eben dieser erhabenen Tugend durchdrungen war, der wird dem folgenden Verse:

ἐνθ' αὖθε Γλαυκῳ Κρονιδης φρενας ἐξελετο Ζευς

keine so unwürdige Übersetzung angedeihen lassen, als einige getan haben, die sich dadurch erschrecklich an dem Vater Homer versündigt haben. — Jupiter hätte den Glaukus des Verstandes beraubt, daß er güldene Waffen gegen eiserne vertauscht. — Raserei! Besser und richtiger haben es schon ältere, als Spondanus gegeben:

Da erhob Zeus die Seele des Glaukus u. s. w.

Noch ein Beispiel will ich hersetzen, wie sehr die genaue Bekanntschaft mit dem Dichter beitrage, verdorbene Stellen zu verbessern. Nicht aber, als ob dieser bekannte Satz, woran wohl niemand zweifelt, dieses zu Beweis und Erläuterung bedürfte, sondern um bei dieser Gelegenheit eine schöne Rarität herausholen zu können, deren Dasein der geneigte Leser mir Philologastern, wo ich nicht irre, einzig zu verdanken hat. Es ist eine Verbesserung einer Stelle im ersten Buch der Iliade, die ich ganz hierher schreiben will.

Οἱ μεν σοι ποτε ἰσον ἐχω γερας ὁπποτ' Ἀχαιοι
Τρωων ἐκπερσωσ' εὐναιομενον πτολιεθρον.
Ἀλλα το μεν πλειον πολυαϊκος πολεμοιο
Χειρες ἐμαι διεπουσ'. ἀταρ ἠν ποτε δασμος ἱκηται,
Σοι το γερας πολυ μειζον, ἐγω δ' ὀλιγον τε φιλον τε
Ἐρχομ' ἐχων ἐπι νηας, ἐπην κε καμω πολεμιζων κ. τ. λ.

Kommt wohl das *ὀλιγον τε φιλον τε* mit dem Charakter und der Denkungsart der Homerischen Helden und sonderlich des Achill überein? Es ist freilich ein ganz guter Zug ausgedrückt, allein nach unseren Sitten und nicht jenen Zeiten gemäß. Ein neumodischer Held würde zwar ganz kavaliere-

ment sagen, wie es im Text lautet. Ein anderes Geschichtchen, so Homer vom Achill aufstellt, und gewisse Worte, die er ihm sagen läßt, überreden mich sonst, daß er hier anders geredet habe. Im 24. Buche sagt er*:)

Μη μοι, Πατροκλε, σκυδμαινεμεν, αἰ κε πυθηαι
Εἰν ἀϊδος περ ἐων ὁτι Ἕκτορα διον ἑλυσα
Πατρι φιλω. ἐπει οὐ μοι ἀεικεα δωκεν ἀποινα.
Σοι δ' αὐ ἐγω και των δ' ἀποδασσομαι ὁσσ' ἐπεοικεν.

Wenn man außerdem recht auf den Zusammenhang acht gibt, so merkt man, daß ihm das *ὀλιγον* gar nicht *φιλον* gewesen sei. Ich nehme also eine kleine Veränderung vor. Für *φιλον* setze ich *ψιλον*. Und das vorhergehende *ἔχω*, welches gar nicht zum folgenden *ἐκπερσωσ'* paßt, verändere ich durch *ἑξω*. Taugt meine Verbesserung nicht, so tröste ich mich damit, daß oft auch der allergrößten Kritiker ihre nichts taugen. Nunmehr fällt die Übersetzung also aus:

Mir wird ohnedem nie ein Preis, gleich dem deinigen, zufallen, wenn die Griechen die volkreiche Stadt der Trojaner zerrütten werden. Und doch kämpft meine Faust am mächtigsten dem ungestümen Kriege entgegen. Dir wird bei der Teilung die fettere Beute. Ich aber, ich schleiche (raste)**) dann, ermüdet vom Gefecht, mit einer armseligen und geringen nach (bei) meinen Schiffen. Lieber ziehe ich also nach Phthia zurück u. s. w.

Hier will ich mein Exerzitium abbrechen und menschenfreundlich gegen den Leser sein, den ich lange genug gepeinigt. Was sagst du da, Bürger? Die Blume hättest du sparen können. Glaube mir, meine Seele, der Leser wird gleich von Anfange sein Bestes bedacht und sich nicht Kopf und Magen mit Lesung deines Geschwätzes verdorben haben. O, wenn das ist, warum höre ich denn schon auf zu schreiben? Frisch also noch ein kleines Avertissement hergesetzt! Man hat mir gesagt, Herr Herder habe in seinen kritischen Wäldern gleichfalls von einer Übersetzung des Homer geredet und sonderlich ihre Möglichkeit gegen die neuesten Kunstrichter bewiesen. Als ich dieses schrieb, war das Buch noch nicht in Göttingen. Nun ist's zwar angekommen, allein ich sage bona fide, ich habe es noch nicht gelesen. Denn sonst würde ich nach allem Vermuten dieses mein unwürdiges Papier schon haben zerreißen müssen. Und das wäre mir ein Spaß, bei dem ich nicht lachen würde. Denn ich habe kein anderes Probestück, welches ich bringen könnte, und sollte ich dieses zerreißen, so müßte ich die Worte der Andromache, die sie dem Hektor sagte, borgen und zärtlich mein Opuskulum anreden:

οὐ γαρ ἐτ' ἀλλη
Ἀσται θαλπωρη, ἐπει αν συ γε ποτμον ἐπισπῃς
Ἑλλ' ἀχε'.

Ich mag Sie, ich mag Sie also nicht erst lesen, mein guter Herder!

*) v. 592. (B.)
**) Korrektur Bürgers.

Eins ist noch not! Ich muß diesem Aufsatze von den Gönnern, denen er vorgelegt werden soll, eine gelinde Aufnahme erbitten. Hierzu verführt mich keine Mode, nach welcher Versuchen von dieser Art, in ähnlichen oder gleichen Fällen, ein wesentliches Stück zu mangeln scheint, wenn die liebe Captatio benevolentiae nicht dazu gebleckt ist (so!). Wenn sie jemals einem Stribenten von recht demütigem Herzen gegangen ist, so bin ich gewiß derjenige. Denn wie könnte ich, der ich in den schönen Wissenschaften und in der Kritik nur noch ein schwaches und unwissendes Kind bin, die Stimme des Gewissens verhören, welches mir zulispelt: Du sagst nichts Richtiges, nichts Erhebliches, nichts Brauchbares noch Neues, worauf nicht jedermann ebensogut hätte verfallen können und vielleicht schon verfallen ist. Du hast noch nicht genug Stärke der Vernunft, das Wahre von dem Falschen, nicht Urteilungskraft genug, das Wichtige von Kleinigkeiten und das Brauchbare von Unnützem zu unterscheiden, noch die nötige Lektüre, um vor der Gefahr gesichert zu sein, über alte und bekannte Dinge von neuem zu schwatzen. Dieses Mißtrauen, welches ich in voller Stärke in meiner Seele fühle, welches mir, so wahr ich ein Liebling der Musen zu werden wünsche! ewig ein schätzbarer Talisman sein und liebreich verhindern soll, daß ich mich nie lächerlich machen möge, dieses treibt mich, in ungekünstelter Einfalt meines Herzens, die hochachtungswürdigen Männer, so diese Zeilen überblicken werden, zu ersuchen, daß Sie mehr nach der gefälligen Güte ihres Herzens als nach strengen Gesetzen der Kritik davon urteilen wollen. Wird doch das Versehen eines Unmündigen nach den bürgerlichen Rechten gelinder gerügt, warum sollte man mir Unmündigem in den Wissenschaften nicht eine gleiche Wohltat zu statten kommen lassen.

Göttingen 1769. Gottfr. Aug. Bürger.

Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer, nebst einigen Probefragmenten.

Qui hoc facere proponet, volet, tentabit, ad Deos iter faciet: hoc ille etiamsi non tenuerit, magnis tamen excidet ausis. Seneca.

Daß ein deutscher Homer ein vortrefflicher Wunsch für unser Vaterland sei, darüber, hoffe ich, sind die meisten unter uns einig. Ob aber ein solcher wohl möglich sei? Das ist noch eine streitige Frage. Statt aller Untersuchungen über diesen Punkt könnte der Streit wohl nicht angenehmer für den Zuschauer beigelegt werden, als wenn der Genius unserer Literatur

einen Mann von Genie und Kenntnis erweckte, welcher zwischen die Zankenden mit einer Übersetzung träte, über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig.

Wenn ich aber die Härte und Unbiegsamkeit kritischer Naturen betrachte, so besorge ich, daß der Ketzer, der ein solches Werk anfangs für unmöglich hielt, hernach dem armen Übersetzer das Leben noch herzlich sauer machen würde. Sein Tadel würde ihn im großen sowie im kleinen und vielleicht bei solchen Stellen vorzüglich verfolgen, auf welche sich der Übersetzer das meiste zu gute getan hatte. Auf die Art würde er eine ganze Menge Andächtiger nach seinem Urteil stimmen, welche, ohne zu untersuchen, treuherzig nachglauben und ihren eigenen gesunden Sinnen alles mögliche weismachen lassen. Was soll er also tun, um sich Ruhe zu verschaffen? Wie soll er dem Undank ausweichen, womit sein Vaterland ein Geschenk von so hohem Wert, als ein guter deutscher Homer wäre, vergelten könnte? Mir fällt dieses ein. Der Übersetzer des Homer muß ohnstreitig länger über die Erreichung seines Endzwecks nachgedacht und nachgeforscht haben, und das Auge seines Geistes muß durch Übung wackerer geworden und tiefer gedrungen sein, als das Auge eines Richters, der heute die Übersetzung in die Hand nimmt und morgen — vielleicht auch heute noch — Leben oder Tod darüber ausspricht. So wie es nun zwar überhaupt nützlich ist, daß der Schriftsteller seinen Kunstrichter auf den Standort führe, aus welchem er sein Werk ansah und bearbeitete; so mag dieses doch gewiß nirgends so sehr als in Sachen Homers und des deutschen Übersetzers statthaben.

Ich schicke diesen wenigen Proben einer homerischen Übersetzung*), die ich nicht ohne Bangigkeit dem Publikum vorlege, einige Betrachtungen voraus, welche teils mein Verfahren rechtfertigen, teils überhaupt diese und jene Eigenschaft einer solchen Übersetzung anzeigen sollen. Soviel ich vermag, will ich mich bemühen, gleichsam das Ideal davon, welches mir in der Seele schwebt, abzuzeichnen. Stimmt dieses nun nicht mit dem wahren und allgemeinen Ideal der Vollkommenheit, so wie es erleuchteteren Köpfen als der meinige sich offenbart, überein, so bitte ich mir diejenige Nachsicht aus, die ein Unmündiger, der ich, so wie an Jahren, also auch an Geschmack und Kenntnis bin, billig fordern kann. Wenn ich auch selbst nichts Erhebliches sollte gefunden haben, so gebe ich doch vielleicht Gelegenheit, daß ein anderer von höheren Talenten etwas auf der Spur findet, auf welcher ich ausgegangen bin. Wenn ich gleich derjenige selbst nicht bin, auf welchen unser Volk hofft (denn ich müßte den unverschämtesten Knabenstolz besitzen, wenn ich mir einbildete, daß ich's wäre), so kann ich doch vielleicht zu der Ehre eines Vorläufers dessen, der kommen wird, gelangen. Für mich Ehre und Belohnung genug! Denn was ist daran gelegen, ob ich oder ein anderer mein Vaterland bereichere,

*) Es waren die ersten 425 (303) Verse der ersten und die ersten 94 (65) Verse der sechsten Rhapsodie.

wenn es nur wirklich etwas erhält. Der ehrliche und echte Patriot sucht seinen höchsten Ruhm in des Vaterlandes Ruhm. Er freut sich, das Gebäude des vaterländischen Ruhmes unterstützen zu helfen, wenn es gleich am untersten und verborgensten Orte wäre, wo sein Verdienst keinem Menschen in die Augen fallen kann.

Welches ist der Standort und die Entfernung, woraus der heutige Deutsche einen deutschen Homer betrachten soll? Ich glaube, es ist ebenderselbe, aus welchem der Grieche des blühenden platonischen Zeitalters seinen originellen Homer ansah. Damals standen Sitten und Literatur in Griechenland auf der höchsten Stufe der Verfeinerung. Daß sich's mit uns jetzt ebenso verhalte, möchte ich aus Patriotismus nicht sagen. Denn mein feurigster Wunsch ist, daß unsere Literatur noch lange so fort steigen möge, als sie in den letzten Jahren gestiegen ist. Das aber getraue ich mir zu behaupten und mein Herz erweitert sich dabei, daß wir jetzt auf einer Stufe stehen, auf der wir uns in vieler Absicht mit den Griechen messen können. Ist dieses wahr, so hoffe ich, man wird meinem Satze recht geben, daß wir einerlei Standort und Entfernung mit ihnen nehmen müssen, um von dem Objekte unseres Anschauens eben die Eindrücke wie sie zu erhalten. Wie kam aber den Griechen aus der Epoche ihrer Verfeinerung Homer vor? — Als ein ehrwürdiger Greis, den aber noch keine Runzeln des Alters entstellt hatten. Jugendliche, zarte und glatte Schönheit hatte er nicht, sondern stärkere Züge der Schönheit des männlichen Alters. Über seine Brust ging ein langer Bart herunter, der vielleicht bei ihnen längst aus der Mode gekommen war. Ungekünstelt floß sein Haar von der Schulter, da es vielleicht bei ihnen die Kunst schon in Locken legte. Sein Gewand schien ihren Augen etwas altväterisch. Kurz, an seiner ganzen Gestalt, Tracht und Wesen erblickten sie Solözismen, die sie auch gar wohl dafür erkannten, aber doch nicht mit Widerwillen ansahen. Homer war den Griechen dieser Epoche, was unserer jungen feinen Welt ein braver ehrwürdiger Mann *nach altem Schrot und Korn* ist, dessen Sonderheiten und Solözismen man gern duldet, ja oft sogar mit Wohlgefallen betrachtet, ob man sie gleich selbst nicht nachahmt. Bei allem dem erregte der alte Dichter unter ihnen die größte Bewunderung. Nun, was er in solcher Gestalt unter Griechen vermochte, das muß er unter uns auch noch können. Was soll also der Deutsche tun, wenn er den Homer unter seine Landsleute führt? — Er soll den alten Mann nicht jung zu schminken trachten; er soll ihm seinen langen Bart lassen, ob man gleich jetzt keinen mehr trägt; er soll sein Haar nicht à la France kräuseln, viel weniger ihm, statt seines altväterischen, aber anständigen und ehrwürdigen Gewandes, ein Kleid nach französischem Schnitte, den Meister Bitaubé*) neulich erfunden, anlegen; sondern er soll ihm, soviel es nur möglich ist, alles, was er Eigenes hat, bis auf die kleinste Falte lassen. Kurz, ohne Figur und unverblümt von der Sache zu reden, der Deutsche soll uns

*) Über Bitaubé s. die Note S. 11.

einen Homer liefern, der nach Altertum schmeckt. Trifft er diesen Punkt wohl, so wird er bei dem Leser um ein großes die Illusion befördern, in welcher dieser vergißt, daß das, was er liest, Übersetzung sei, und in den süßen Wahn gerät, daß Homer ein alter Deutscher gewesen und seine Ilias deutsch gesungen habe.

Ehe ich mich eröffne, wie man einer Homerischen Übersetzung diesen Anstrich von Altertum geben könne, muß ich erst noch auf einen Einwurf des Pope antworten, welchen sein Freund, Dr. Parnell, in der Vorrede zum Leben des Zoilus*) anführt. Parnell erzählt, er sei zu diesem berühmten Übersetzer des Homer gekommen, als er mit seiner Arbeit eben beschäftigt gewesen, und habe sich mit ihm über sein Vorhaben unterredet. Seine Worte sind diese: After this, I demanded, what air he would appear with? whether antiquated, like *Chapman's* version or modern, like *La Motte's***) contraction. To which he answer'd, by desiring me to observe what a Painter does who would always have his Pieces in fashion. He neither chooses to draw a Beauty in *a Ruff*, or a Trench-Head; but with its Neck uncover'd, and in its natural Ornament of Hair curl'd up, or spread becomingly: So may a Writer choose a natural Manner of expressing himself which will always be in fashion, without affecting to borrow an odd Solemnity and unintelligible Pomp from the past Times, or humouring the present by falling into its affectations, and those Phrases which are born to die with it.

Der Mann hat völlig recht, wenn es uns um eine Schönheit überhaupt, sie sei welche sie wolle, zu tun ist. Will ich aber eine gewisse Schönheit nach allen ihren, auch den kleinsten Eigenschaften kennen lernen, so darf mir der Maler auch nicht den ihr eigentümlichen Anzug vergessen, wenn er gleich in manchen Stücken bizarr sein sollte. Gesetzt, der Maler wollte mir den Hektor malen, sollte er ihn nackend darstellen? — Nackend sieht Deutschlands Hermann wie der griechische Hektor aus. Woran soll ich nun den Hektor erkennen? — Er darf mir also seinen großen Schild, der oben an die Schultern und unten an die Knöchel schlug, er darf mir den Helm, auf dem der Roßbusch weht, kurz, er darf mir die den Hektor charakterisierende Rüstung nicht weglassen. Seht! dies ist der Fall mit dem Homer.

Den Ton des Altertums nachzuahmen, wird nicht wenig beitragen, wenn man sich der Sprache entwichener Zeiten bedient, welche sich durch eigene Wörter und besondere Zusammenfügung derselben von der unsrigen oft merklich unterscheidet. Es gibt eine ziemliche Menge alter Wörter, die teils schon völlig

---

*) S. Poems on several Occasions. Written by *Dr. Th. Parnell*. London, 1747, p. 222. (B.) — Thomas Parnell, irischer Dichter und Schriftsteller (1679—1717).

**) George Chapman (1559—1634), der sich auch als Dramatiker großer Beliebtheit erfreute, übersetzte die Ilias (1598—1611) in 14silbigen, die Odyssee (1614) in 10silbigen Versen. — Die Übersetzung der Ilias von Antoine Houdart de la Motte (1672—1731) erschien zu Paris 1714.

ausgestorben sind, teils wegen ihres seltenen Gebrauchs ein sehr veraltetes Ansehen haben. Der Verlust einiger ist vielleicht ebensogut durch andere in der neueren Sprache wieder ersetzt worden. Wenn das aber auch ist, so handelt der Übersetzer des Homer doch zweckmäßig, wenn er sich auch der Wörter von der letzteren Gattung bedient. Denn er soll alte Wörter hervorsuchen, nicht allein, weil sie gut und besser als die neueren sind oder weil vielleicht dem Gedanken kein anderer als ein alter Ausdruck anpaßt; sondern er soll auch alte Wörter gebrauchen, weil sie alt sind. Das Wörtchen sint ist vielleicht nicht ein Haar besser als das neuere seit, und so gibt's viele andere verlegene Wörter, wofür man ein ebenso gutes neues aufstellen kann; demohngeachtet soll der Übersetzer des Homer das alte wählen. Dies mag manchem sehr sonderbar klingen. Allein ich habe recht, wenn der Übersetzer auch die größten Kleinigkeiten nicht ungebraucht lassen soll, um seiner Übersetzung den Charakter und das Ansehen des Altertums zu geben. Nur müssen solche Wörter nicht schon gar zu alt und unverständlich seiu. Der Leser, der nicht affektiert und sich närrisch dabei anstellt, muß sie noch gut im Zusammenhange erraten können. Für die allerbesten halte ich diejenigen, welche in solcher Entfernung von dem Gebrauche unserer Zeiten stehen, daß sie uns zwar etwas fremd und ungewöhnlich, aber doch noch nicht so weit ins Altertum zurückgewichen sind, daß man sie gar nicht mehr ohne Perspektiv, das ist, ohne Glossarium erkennen kann. Auch müssen diese Wörter keine gar zu große Ähnlichkeit mit den plattdeutschen haben, welche dem Leser, dem dieser Dialekt geläufig ist, das Lachen erwecken könnten. Überhaupt aber müssen sie edel sein und nichts Komisches, Niedriges und Pöbelhaftes im Gebrauch an sich haben, sonst würden sie ebenfalls die Übersetzung, statt ihr ein ehrwürdiges Ansehen zu geben, nur lächerlich machen. Gleiche Wirkung mit den alten haben, wo ich nicht irre, auch die ganz neuen, die aber der Übersetzer selbst gebildet haben muß. Sie haben eben das Ungewöhnliche, als jene, und werden folglich gleichen Eindruck auf den Leser machen können. Denn das muß einem Übersetzer des Homer schlechterdings erlaubt sein, als ein zweiter Shakespeare oder Klopstock despotisch mit seiner Sprache umzugehen. Er soll so lange mit ihr ringen und kämpfen, bis sie so geschmeidig geworden, daß sie sich dem Gedanken des Originals aufs genauste anschmiegt. Er muß Macht haben, zusammengefügte Wörter auseinanderzureißen und einfache zusammenzufügen. Doch versteht sich's, daß er immer auf die Analogie der Sprache Rücksicht nehmen muß. Daher frage der Leser nicht: sagt man auch so? Denn darunter versteht er gemeiniglich: hat schon wer so gesagt? Sondern er frage: kann man so sagen? Ist dieser Ausdruck, diese Redensart, diese Wendung dem Genie der Sprache gemäß oder schnurstracks zuwider? Überhaupt sei man hier langsam und bedächtig im Urteilen, denn öfters verdankt man nachher dem Schriftsteller eine Kühnheit, die uns anfangs anstößig schien. Dieses sei allen unbefugten Tadlern aus dem stillen und lauten Publikum gesagt, welche die Schöpfer unserer Sprache zu richten sich unterfangen!

Hiernächst bemühe man sich, die älteren Wortfügungen und Redensarten nachzuahmen. Sie haben vor den neueren oft einen nicht geringen Vorzug. Denn ich stimme denjenigen bei, welche sagen, daß die Wendungen der älteren deutschen Sprache mehr Originelles an sich tragen, und daß unsere neumodischen vielfältig aus den Sprachen unserer Nachbarn sich eingeschlichen haben. Überdem hat sie mehr die metaphysische Ordnung der Redeteile, worin sonderlich die englische vor unserer heutigen Sprache einen Vorzug hat. Da es dem deutschen Originalgenie, welches in unseren Zeiten fast ein Unding geworden, vorzüglich eigen war, deutlich, richtig, ungekünstelt, edel und ernsthaft zu denken; so hatte dies auch einen so mächtigen Einfluß auf die Sprache, daß sie sich solchen Gedanken vortrefflich anschmiegte. Denn den Flug, den das Genie und der Geist eines Volkes nimmt, den nimmt auch die Sprache. Unsere alte Sprache hatte, obigen Eigenschaften des deutschen Genies gemäß, eine schöne Präzision, Anstand, eine rührende natürliche Einfalt, starke Farben und einen männlichen Charakter. Herrliche Eigenschaften, die Sprache einer Iliade abzugeben! Ihr Ausdruck liefert sogleich dem Leser den wahren und echten Gedanken des Schriftstellers, nicht vergrößert, nicht verkleinert, nicht gestärkt, nicht geschwächt, nicht mit verdrießlicher Zweideutigkeit und Ungewißheit; sondern so, wie er diesem in der Seele schwebte. Die Periode der älteren Sprache ist weniger schleppend als die heutige, denn dort steht das Hauptzeitwort, welches die Art der Handlung in einem Gemälde oder einer Beschreibung anzeigt oder den Verstand der ganzen Periode bestimmt, mehrenteils zu Anfange derselben, und die übrigen Bestimmungen folgen nach. In der neueren hingegen schleppt es kanzleistilmäßig hinten nach, welches den Stil äußerst langweilig macht. Vermöge des vorangehenden Zeitworts wird dem Leser schon zum voraus, ehe er weiter liest, ein Hauptumriß des Gemäldes oder des Gedankens, so folgen soll, geliefert, welcher durch die nachfolgenden Bestimmungen vollends ausgebildet wird. Hierdurch wird die Seele des Lesers aufs geschwindeste erfüllt, und es verschwindet das Leere in der Zeit, die er anwenden mußte, die Periode erst auszulesen. Ich habe keinen Platz zu Beispielen, aber man wird ihrer genug auffinden, welche dies alles bestätigen. Man schlage nur Luthers Bibelübersetzung und seine übrigen Schriften nach; auf jeder Seite sind welche. Die poetischen Bücher der heiligen Schrift hat Luther mit dem besten Geschmack, für seine Zeiten, so echt deutsch und so feurig übersetzt, daß man darüber erstaunen muß. Ein fleißiger Sprachforscher müßte unsere neuere Sprache mit den vortrefflichsten Schätzen aus den Schriften dieses bewundernswürdigen Mannes, wovor unseren hominibus delicatulis so ekelt, bereichern können. Solche Schriften, die alten Minnesinger, die Rhythmos, welche in Schilters Thesaur*) stehen nebst anderen Überbleibseln der

*) Des Straßburger Ratsherrn Johannes Schilter (1632—1705) „Thesaurus antiquitatum teutonicarum, ecclesiasticarum, civilium, literariarum, exhibens monumenta veterum Francorum Alemannorum vernacula et latina . . . erschien zu Ulm 1727 f. in 3 Bdn.

älteren Sprache und Dichtkunst, von den Minnesingern an bis nach Opitz herunter, studiere der Übersetzer des Homer ebenso fleißig als sein griechisches Original. Neuere Schriftsteller und Dichter, außer Klopstock, Ramler und Rhingulph dem Barden, wollte ich ihm während seiner Arbeit zu lesen nicht raten.

Soll der deutsche Übersetzer Flecken, die sich an dieser vortrefflichen Antike finden, wegwaschen oder übertünchen, oder sonst in den Schatten zurückweichen lassen? — Was die Franzosen über diesen Punkt geklügelt, und ob sie in Rücksicht auf ihre Sitten und ihre Sprache recht haben, will ich nicht untersuchen. Ich mag meinen Leib und Geist so arg nicht kasteien, die vielen Essays und Discours jetzt noch einmal durchzulesen. Haben sie recht, so bedauere ich ihre schlechten und kränklichen Magen, welche gesunde nahrhafte Speisen nicht vertragen können. Der gesunde Deutsche verachtet ihre Brühen. Daher soll der deutsche Übersetzer sein Original getreu in unsere Sprache übertragen, und jeden wirklichen und scheinbaren Flecken, jede Härte und Rauhigkeit an eben dem Orte und mit ebensoviel Licht erscheinen lassen, als beim Originale in die Augen fällt. Denn es ist uns nicht überhaupt um eine Iliade zu tun, sondern um Homers Iliade. Wir wollen dieses Wunder, welches man durch Jahrtausende hindurch verehrt hat, in seiner unveränderten Gestalt kennen lernen. Pope hat seinen Landsleuten nur eine Iliade geliefert; Homers Iliade ist es nicht.*) Ich kann nicht leugnen, daß es ein vortreffliches Werk sei; aber ein so enthusiastischer Bewunderer, als der größte Haufen ist, bin ich nicht. Wenn einem Übersetzer erlaubt wird, alle Schranken des Originals nach Willkür zu überspringen, so braucht er noch lange kein Genie vom ersten Range zu sein, um eine Popesche Iliade zu liefern. Wie leicht muß es nicht einem nur etwas feurigen Gemüt sein, Youngsche Poesie**) des Stils zu verschwenden, und die erhabene Einfalt mit poetischen Blümchen zu überstreuen. Meinem Übersetzer des Homer wollte ich nicht raten, bei seiner Arbeit Popens Iliade zu viel zu lesen; denn diese Lektüre würde ihn von meinem Ideal ableiten, und seine Übersetzung würde jene hohe Einfalt verlieren, ohne welche Homer nicht mehr Homer bleibt. Ein Youngscher Nachtgedankensänger ist gleichfalls zu meinem Übersetzer völlig verdorben.

Wenn ich dem Übersetzer die äußerste Treue empfehle, so brauche ich wohl nicht zu erinnern, daß meine Meinung nicht ist, er solle wörtlich nach dem gemeinen Lexikon übersetzen. Keineswegs! vielmehr muß er den homerischen Ausdrücken das wahre Gewicht und Gehalt im Deutschen zuzuwiegen suchen.

---

*) Siehe über Pope und seine Homerübersetzung die Note auf S. 9. — Als er dem Philologen Bentley ein Exemplar derselben dedizierte, antwortete dieser: „Ein recht niedliches Gedicht, Herr Pope, nur müssen Sie es nicht Homer nennen."

**) Edward Young, englischer Dichter (1681—1765). Sein berühmtes Gedicht „The Complaint or night thoughts" (1742), voll düsterer Betrachtungen und sentimentaler Überschwenglichkeiten, gehörte zu den Lieblingsbüchern des damaligen Lesepublikums.

Um aber dieses Gehalt genau zu erforschen, wird ein langer, immerwährender und vertrauter Umgang mit dem alten Dichter und das allerfeinste kritische Gefühl erfordert. Wenn man dem Lexikon und der Trivialübersetzung folgt, so wird es schwerlich fehlen, daß man nicht meistens den ehrwürdigen Alten mit einem schmutzigen, unedlen und lächerlichen Gewande schände. Ich glaube, man wird größtenteils wohltun, wenn man den homerischen Ausdruck, der uns lächerlich und unedel klingt, zu adeln sucht. Denn ein so erhabenes Genie, als Homer, sang gewiß nichts, was in seinen Zeiten niedrig und unwürdig seines Gegenstandes geklungen hätte. Wenn sich also der Übersetzer mehr auf die Seite der Veredelung des Ausdrucks lenkt; so tut er dem Homer doch noch keine Wohltat, sondern er läßt ihm weiter nichts als sein Recht widerfahren. Wer ἐυκνημιδες wohlgestiefelt übersetzt, der tut dem alten Manne unrecht; denn das Griechische machte gewiß auf die Griechen einen anderen Eindruck, als das Deutsche auf uns. Ich denke, mein Wort Fußgeharnischte hat eher das Gehalt des Griechischen. Wild und rauh mag der deutsche Ausdruck immerhin klingen, aber nur nicht unedel und lächerlich. Wie werde ich z. B. folgendem Verse im Deutschen seinen Gehalt zuwiegen?

Οἰνοβαρες, κυνος ὀμματ' ἐχων, κραδιην δ' ἐλαφοιο.

Die stärkste Präsumtion für den Homer ist da, daß dieses in den Ohren der Griechen nicht pöbelhaft und unedel geklungen habe. Den Hund muß ich aus der Übersetzung heraus lassen. Denn sonst schimpfte Achill wie ein deutscher Obrister; und welchem Leser würde das nicht anstößig sein. Ich übersetze so:

Du Trunkenbold, mit deinem Wolfsblick und
Mit deinem Rehherz!

Mir deucht, ich habe dem Homer Recht widerfahren lassen. So wird dem Agamemnon zwar derb und unverblümt gesagt, was er ist; aber doch nicht unter dem Ernste der Epopöe; und nicht mit Schimpfwörtern, die eine lächerliche oder ekelhafte Nebenidee erwecken könnten. Hündisch wirkt schon anders in den Ohren als Hund; daher habe ich dieses Wort getrost an einer anderen Stelle gebraucht. Öfters kann auch der Schall eines Wortes im Original den meisten Anteil an dem Eindrucke haben, den der Geist des Lesers empfängt, und dann muß der Übersetzer gleichsam den Schall mehr als die Bedeutung ins Deutsche übertragen. Ein Beispiel nehme ich aus V. 25 des ersten Buches:

Ἀλλα κακως ἀφιει, κρατερον δ' ἐπι μυθον ἐτελλε.

Wenn ich mächtigen Befehl übersetze, so macht dies auf Ohr und Herz nicht den Eindruck, als das griechische Wort; daher setzte ich den donnernden Befehl.

Wenn man die Unmöglichkeit einer homerischen Übersetzung behauptet, so beruft man sich gemeiniglich auf die dem Homer eigenen Beiwörter, die er Göttern, Helden, Städten, Schiffen, Flüssen und Völkerschaften gibt. Diese geben dem alten Dichter ein ganz eigenes und sonderbares Ansehen. „Läßt

sie der Übersetzer weg, so liefert er nur den halben Homer; übersetzt er sie, so wird er lächerlich;" meint Herr Riedel*) und sein Rezensent im dritten Stücke dieser Bibliothek. Ich dächte, diese Beiwörter machten einen sehr unbeträchtlichen Teil des Ganzen aus. Überdem fügt sie ja selbst Homer nicht immer obigen Subjekten bei. Juno ist ihm nicht an jedem Orte λευκωλενος, ποτνια, und βοωπις; Achill nicht immer ποδαρκης und ποδας ωκυς; das Schiff heißt nicht immer das schnelle, das hohle, das schwarze oder das wohlberuderte Schiff, sondern auch oft schlechtweg das Schiff. Diese Beiwörter kann ja der Übersetzer auch nach Belieben setzen und auslassen (ohne daß es dem eigenen Tone des Homer schade), wenn das Metrum, oder Harmonie und Wohlklang will, daß die Monotonie vermieden werde. Wenn man sie nach dem Lexikon oder nach der lateinischen Version übersetzen wollte, würde man freilich lächerlich werden. Allein das heißt nicht übersetzen. Man erinnere sich, was ich oben vom Gehalt gesagt habe. — Der Übersetzer habe nur Geduld und verzweifle nicht bei den vorkommenden Schwierigkeiten. Durch anhaltendes und strenges Nachsinnen wird er oft den anständigsten Ausdruck finden, wo er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte. Und in der Tat, für viele dieser sonderbaren Beiwörter lassen sich deutsche Ausdrücke finden, die im geringsten nicht lächerlich sind. Wenn ich ἐυκνημιδες Fußgeharnischte übersetze, so hoffe ich, man soll diesem Worte wegen des Adels und der Würde nichts anhaben können. Was ich hier von den Beiwörtern gesagt habe, mag auch für andere homerische Ausdrücke, z. B. die wirtschaftlichen, gelten. Wenn man in Kleinigkeiten auch minder genau ist, so wird dadurch von den Vortrefflichkeiten Homers so gar viel noch nicht verloren gehen. Was tut's denn, wenn wir auch einige unerhebliche und unmerkliche Franzen an seinem antiken Gewande einbüßen? Der Rezensent des Herrn Riedel sagt, das Wort Bratspieß würde eine Seite der besten deutschen Hexameter verderben. Ist das wahr, so verdirbt Πεμπωβολα auch die ganze Seite griechischer Hexameter; es verdirbt die schöne rührende Stelle, da der alte Vater voll Wonne seine geliebte Tochter wieder umarmt; es verdirbt das erhabene feierliche Gebet des Greises an die Gottheit; kurz, es verdirbt alles um und neben sich. Denn worin müßte das Anstößige liegen, wenn Bratspieß getreu übersetzt wäre? In dem Worte oder in der Sache? Mir deucht, in der Sache. Wenn nun ein vollkommener und fertiger Kenner einer fremden Sprache ein solcher ist, welcher die Idee dem fremden Ausdrucke gleich unmittelbar unterschieben kann, ohne nötig zu haben, sich ihn erst in Gedanken in seine Muttersprache zu übersetzen, so muß ihm diese Bratspießstelle, wenn er sie griechisch liest, ebenso anstößig sein, als dem deutschen Leser die Übersetzung. Wenn hieraus folgt, daß man den Homer wegen solcher Solözismen nicht übersetzen dürfe, so folgt wahrhaftig auch, daß man ihn nicht griechisch lesen solle. Wie, wenn aber hier weder Idee noch Ausdruck im Griechischen küchenmäßig wären? — sollte alsdann kein edler

*) Über Riedel s. die Note S. 9.

Wort im Deutschen zu finden sein? — Ohne Grübeln und ängstliches Nachsinnen ist mir eins eingefallen, das alle Würde der Epopöe hat und πεμπωβολον besser ausdrückt als Bratspieß. Fünfzack! — so edel als Neptuns Dreizack! — Nun setze man den lieben Bratspieß wieder in den Küchenwinkel! — Ich könnte mich über diese Materie noch viel weiter ausbreiten, wenn mir nicht die Enge des Raumes, den die Gütigkeit des Herrn Herausgebers dieser Bibliothek mir erlaubt, verböte, mich mehr in das Detail einzulassen. Außerdem habe ich auch noch etwas weniges von der Versart zu sagen, in welche nach meiner Meinung Homer übersetzt werden muß.

Nun, welches soll sie sein, die Versart, in welcher Homer für uns das ist, was er für die Griechen war? wahrlich, keine leichte Frage! — „Ich würde nicht gern, sagt Herr Herder, Poesie und Hexameter bei dieser Übersetzung vermissen; aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmacke; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsere Sprache und Poesie hinten bliebe.“*) Ich würde gern der Meinung eines solchen Mannes beitreten, wenn er mir nicht schon vorher in ebendemselben Buche Waffen in die Hände gegeben hätte, ihn zu bestreiten. — Laßt uns sein Buch, S. 66, aufschlagen und bis S. 69 lesen. Was lehrt er uns hier? Auf die Frage: Was sollen wir aus der alten poetischen Zeit der Griechen durch Übersetzungen für unsere Sprache rauben? antwortet er: Nur nicht die Silbenmaße! Er erklärt sich hierauf vortrefflich: die Stelle ist aber zu lang, um hier abgeschrieben und zu gedrungen, um zusammengezogen zu werden. Der Hexameter, lehrt er, lag genau in der Sprache der Griechen; er war ihrem Ohre und ihrer Kehle am gemäßesten, weil ihre Melodie im Gesange und in der Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg. — Wir, die wir mit weniger Accenten monotonischer reden, sind an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. — Gebt einem gesunden Verstande ohne Schulweisheit Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen; er wird sogleich, wenn sie gut sind, skandieren; gebt ihm gemischten Hexameter, — er wird nicht damit fortkommen. Hört den Kadenzen beim Gesange der Kinder und Narren zu, sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr drüber lacht, so geht unter die Bauern, gebt auf die ältesten Kirchenlieder acht; ihre Falltöne sind kürzer und ihr Rhythmus ist einförmig — — — — — „Seht, so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Silbenmaße unserer Sprache natürlich: Bei den Griechen forderte ihn die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr und die vieltrittige Sprache; bei uns verbeut ihn Sprache und Ohr und Deklamation.“ Nichts kann wahrer sein, als was Herr Herder hier sagt; und wenn es gleich nicht so viel beweist, daß man gar keine deutschen Hexameter machen müsse, so beweist es doch zuverlässig, daß Homer nicht in Hexameter übersetzt werden solle. Will einer mutwillig und mit Vorsatz für die Vergessenheit Zeit und Mühe verschwenden, so

*) Fragm. über die neue deutsche Literatur p. 268. (B.)

versuche er's mit Hexametern! Denn wahrlich! der möglichst beste deutsche Hexameter reicht kaum an den rauhesten griechischen. Und was wird der Leser zuerst tun mit der deutschen Übersetzung? Sie gegen das Original halten! Wenn er da nun die große Verschiedenheit in Harmonie und Wohlklang findet, wie wird ihm vor dem Deutschen zu ekeln anfangen? Diese Begierde, den Versgang zu vergleichen und gegeneinander zu halten, muß man also dem Leser benehmen. Wie soll das geschehen? durch eine andere Versart. Durch was für eine? durch eine andere Versart, die ebenso genau in der deutschen Sprache liegt, und unserem Orte ebenso natürlich ist, als der Hexameter den Griechen war. Und das sind die Jamben, wie Herr Herder richtig bemerkt. Ich glaube, es wird kein Mensch nun noch auf den Einfall geraten, die deutsche Versifikation gegen die griechische zu halten. Stellt euch zwei Tänzer vor: der eine tanzt ein hüpfendes Ballett; und ein majestätisches Menuett reicht der andere. Wer wird diese miteinander vergleichen? wer wird über sie richten, welcher der beste Tänzer sei? Jeder ist in seiner Art, die ihm geläufig und natürlich ist, gut. Nun aber laß den Menuetttänzer des anderen Ballett nachtanzen und es nur unmerklich schlechter machen; den Augenblick ist Vergleichung und Ausspruch da. Also verhält sich's mit der deutschen und griechischen Verskunst. Überdem, da ich den Homer in der Übersetzung gleichsam zum alten Deutschen gemacht wissen möchte, so muß er auch in einer Versart singen, die ihm, als einem solchen, natürlich ist. Nunmehr braucht sich der Übersetzer nicht mehr zu krümmen und zu winden, um eine unmögliche Harmonie zu erreichen, sondern er läßt seine Jamben denjenigen mächtigen hallenden Gang fortsetzen, der unserer Sprache eigen ist. Hin und wieder eine Rauhigkeit wird nunmehr eher zweckmäßig als anstößig sein. Denn den Ton des Altertums stellen wir uns nicht anders als rauh vor.

Aber werden Jamben nicht eine allzugroße Monotonie gegen den homerischen Hexameter haben? Vielleicht einem altgriechischen Ohre, aber gewiß nicht dem deutschen, das nichts anderes gewohnt ist. Für das nordische Ohr läßt sich der Jambus abwechselnd genug machen. Der unsterbliche Milton bei den Engländern und Zachariäs Cortes*) bei uns geben den Beweis. Denn es ist bekannt, daß man nicht so jambisieren darf, daß sich mit jedem einen oder zwei Versen der Verstand endige; daß Cäsur und Ruhepunkt immer einerlei bleibe, sondern man muß die Jamben sich so aus einem in den anderen und dritten Vers fortwälzen lassen, daß die Deklamation das Ohr mit einer wohlgefallenden poetischen Periode fülle, deren Länge oder Kürze, männlicher oder weiblicher Ausgang den Ton des Ganzen schon ziemlich abändert. Überdem geht es ja an, nicht immer die ganz reinen Jamben zu nehmen, sondern auch Daktylen, sonderlich am Ende der Verse, zu Jamben zu machen. Bei der

*) Just Wilhelm Zachariäs (1726—77) „Cortes, ein Heldengedicht" 1. Bd. Braunschweig 1766, erfreute sich nicht solcher Beliebtheit, wie desselben Dichters „Renommist".

Deklamation brauchen diese Daktylen hernach nicht jambisch ausgesprochen zu werden, welches keine üble Wirkung tun und die Abwechselung sehr erleichtern wird. Sollte es denn außerdem dem Übersetzer nicht erlaubt sein, auch unsere besten Anapästen und Daktylen nach Art der alten Jamben mit einzumischen? — Und bisweilen des Schlußfalls wegen eher Verse leer zu lassen, als dem Originale ungetreu zu werden und die Harmonie durch Flickwörter zu stören?

Zuletzt muß ich noch ein Wörtchen mit denen reden, welche eine Übersetzung in Prose haben wollen. Ich glaube, es werden wenige sein, die dies verlangen; und vor einiger Zeit war ich auch noch unter diesen wenigen. Ich habe mancherlei Versuche einer prosaischen Übersetzung zu meinem Vergnügen gemacht. Ein Knabe kann mit seinem Steckenpferd so vielerlei nicht vornehmen, als ich mit meinem Homer schon, ehe ich Ephebus war, getan habe. Ich gab mir die äußerste Mühe, meine Prose nach den Gesetzen des Wohlklanges, soviel ich sie verstand, einzurichten. Allein ich bin entweder zu hartlehrig, um diese Gesetze zu begreifen, oder es muß sehr wenige geben, und auch die wenigen müssen äußerst unbestimmt sein. Ich habe gelesen, was hin und wieder davon geschrieben ist, aber mir kommt das meiste schwankend vor. Nur wenige Ohren sind fähig, hier zu urteilen. Ich bekenne in diesem Punkte meine äußerste Schwäche. Vielleicht würde der prosaische Übersetzer nach aller angewandten Mühe erfahren müssen, daß man seiner mühsamen Prose nicht mehr Ehre, als jeder Alltagsprose widerfahren ließe. Die meisten würden sich lieber Verse wünschen, da Verse und Gedicht bei vielen etwas so Unzertrennliches sind. Und in der Tat, diese würden auch bei jenen Geheimnissen und bei der Ungewißheit jener Gesetze immer den Vorzug behalten. Aber, wendet man ein, man kann das Original nicht so getreu in Versen wieder liefern; daher wähle man Prose. — Verse werden einen verführen, poetische Blumen zu verstreuen und von der Einfalt des Originals abzuweichen. — Wie weit sich dieser Abweg vermeiden und die Treue mit geringen Talenten des Übersetzers treiben lasse, schmeichle ich mir in meinen wenigen Proben einen Beweis gegeben zu haben. Ich habe mich der äußersten Einfalt beflissen und mich sonderlich gehütet, keine rauschenden Beiwörter, wovon das Originial nichts weiß, einzumischen. Sollte ich's bisweilen des Wohlklangs und des Verses wegen getan haben, so habe ich doch versucht, homerische Beiwörter zu wählen, welche Homer den nämlichen Subjekten, obschon an anderen Stellen, beizufügen gewohnt ist. Außerdem aber bedenke man, daß die Treue auch in Prose oft sich nur bis auf einen gewissen Grad treiben lasse, der dem Originale noch nicht gleich kommt. Es ist unmöglich, daß irgend zwei Sprachen in der Welt einerlei Zuschnitt in Bekleidung der Gedanken brauchen könnten; es ist unmöglich, daß diese verschiedenen Bekleidungen gleich passend und schön sein sollten. Denn wie können sie ihre Vollkommenheiten und Reize alle an ebendemselben Orte haben? Zwei Sprachen sind zwei Schönheiten, die verschiedene natürliche Reize und Vollkommenheiten besitzen. Die eine hat lebhafte feurige Augen; die andere minder, aber dafür einen lieblichen Mund. Diese hat eine reizende Hand, die Laute zu

schlagen geübt; jene dagegen einen wohlgebildeten Fuß, der zum Entzücken tanzt. An beiden muß man Reiz gegen Reiz, Vollkommenheit gegen Vollkommenheit, obwohl an unterschiedlichen Arten, aufgehen lassen. So auch mit den Sprachen! Wenn der Übersetzer keinen Zug, keinen Gedanken seines Originals hat schwinden lassen, wenn er jedem eine echt deutsche anständige Hülle gegeben, so daß er eben den Eindruck auf den deutschen Leser, wie der griechische auf den echten Griechen macht, so hat er seine Pflichten erfüllt: wenn er schon eine adjektivische Redensart umschrieben, oder das, was im Griechischen in Rücksicht auf unsere Sprache Umschreibung war, kürzer, dem Genie der letzten gemäß, gegeben hätte. Ich kann mir leicht vorstellen, daß der seichte Tadler auch hier ausrufen wird: ja, im Griechischen ist es doch ganz anders! Weg mit den Pinseleien! Freilich ist's im Griechischen anders! Das kann einer, der nur Augen hat und Worte zählen kann, sehen, daß es im Griechischen anders ist. Aber ist es auch so erstaunend besser als das Deutsche? Hat das Original verloren? Fühlt die Seele einerlei Eindrücke bei Original und Übersetzung, oder sind sie verschieden? Und ist der Eindruck des Originals besser, erhabener, edler und lebhafter? — Also untersuche man! — Aber — dazu gehört mehr Kenntnis des Griechischen und mehr poetische Beurteilungskraft, als ein solcher pinselnder Tadler zu haben pflegt.

Aus dem, was ich bisher gesagt, sollte man billig schließen, daß ich einen deutschen guten Homer für kein ganz unmögliches Ding hielt. Ach! Deutschlands Zustand zwingt mich, ganz anders zu denken. Denn der Mann, der ein solches Werk unternähme, wieviel Zeit müßte er wohl darauf verwenden? — Die Tagelöhner in den Übersetzungsfabriken werden herzlich über mich lachen — wenigstens so viel Jahre als die Iliade Bücher enthält! Diese ganze Zeit darf er gar keinem anderen als bloß diesem Geschäfte weihen. Er muß im Homer leben und weben und beständig voll davon sein. Aber wie kann dies ein Gelehrter, der ein Amt und folglich andere Geschäfte hat? Gelehrte ohne gewisse Amtsverrichtung gibt's bei uns wenige, und auch diese trachten eifrig nach einer Versorgung. Wo ist der Gelehrte, der alle Vorteile ausschlagen und ein Märtyrer des Homer werden wollte? Ich fände hierzu bei mir keinen innerlichen Beruf, wenn ich auch mit Engelgaben zu diesem Werke ausgerüstet wäre. Denn mein Vaterland ist in aller Absicht kalt. Pope wurde in England durch den Homer zum reichen Manne, der deutsche Übersetzer würde, auf mein Wort! dabei verhungern, wenn er nicht sonst zu leben hätte. Wo ist der deutsche Fürst, der zur Ehre der deutschen Literatur einen Gelehrten, bloß als Gelehrten, einer Belohnung wert hielte? — Doch hiervon läßt sich nichts sagen; man predigt damit denen aus den drei oberen Fakultäten ein Ärgernis und den deutschen Fürsten eine Torheit. Ich sage demnach, so lange Deutschland das bleibt, was es bisher war, so lange haben wir keinen guten deutschen Homer zu gewarten.

Das erste Buch der Iliade von V. 1 bis 304.

Sing, Göttin, den unsel'gen Groll Achills,
Des Sohnes Peleus', welcher tausend Weh
Auf die Achäer lud; zur Unterwelt
So vieler Starken tapfre Seelen sandt',
Und ihre Leichen hin, ein Raubmahl, warf
Den Hunden und den Aaren allzumal.
(Also geschah der Wille Jupiters),
Sint zwischen Atreus' Sohn, dem Könige
Der Streiter, und dem göttlichen Achill
Der Zwiespalt, da sie haderten, begann.
Wer von den Göttern gab sie untertan
Der Zwietracht, daß sie stritten? Jovis' und
Latonens Sohn. Derselb' ergrimmet auf
Den König, wiegelte durchs ganze Heer
Der Griechen böse Pestilenz empor,
Und Scharen sturben unter ihr dahin.
Denn König Agamemnon schmähete*)
Den Chryses seinen Priester, welcher an
Die schnellen Schiffe, seine Tochter zu
Erlösen, kam, und unermeßliche
Befreiungsschätze trug. Die Inful um
Das goldne Zepter des weittreffenden
Apoll in seinen Händen, flehet' er
Die Griechen alle, aber allermeist
Die zwei Erzfeldherrn, die Atriden, an:
Atriden, und ihr fußgeharnischten
Achiver! Heil euch von den Göttern, die
Hoch in Olympus Sälen walten, zu
Zerrütten Priams Stadt, und froh dann heim
Zu kehren! Aber laßt mein trautes Kind
Mir los und nehmet an dies Lösegeld
Verehrend den Apollo, Jovis' Sohn.
Hier riefen günstig alle Griechen aus:
Verehren müsse man den Priester und
Annehmen sein vortrefflich Lösegeld.
Doch so gefiel's des Königs Herzen nicht.
Der wies ihn schnöde von sich und erhub
Noch gegen ihn den donnernden Befehl:
Daß ich dich, Alter, nimmermehr allhier
Bei'n hohlen Schiffen treff'!**) Es sei nun, daß
Du heut verweilest oder wiederkehrst!***)
Fürwahr! Nichts frommen möchte dir alsdann
Die Inful und das Zepter deines Gottes.
Nein! eher lass' ich sie nicht los, als nach
Des Alters Anfall, heim in meiner Burg
Zu Argos. Fern indes vom Vaterland
Fahr' ihre Hand dort über das Geweb'
Und nächtlich sei mein halbes Lager ihr.
Entweich also von hinnen! Reiz' mich nicht!
Auf daß du fahrest ohne Harm von hier.

---

*) oder: schändete. (V.) **) oder: treffe: Durch Verzug. (V.)
***) Von heute oder deine Wiederkehr. (V.)

So rief er. Da erbangete der Greis,
Gehorchte seiner Stimme, schlich verstummt
An dem Gestade des laut brausenden
Und ungestümen Meers dahin. Jedoch
Er betete, als er drauf einsam ging
Inbrünstig zum gewaltigen Apoll,
Den Lato, die schönlockige, gebar.
Vernimm, o Silberbogens Held, der du
Beschirmest Killa, die hochherrliche,
Und Chrysa, und ein allgewaltiger
Beherrscher bist von Tenedos, vernimm
O Smintheus, mein Gebet! Behing ich je
Mit Kränzen dein gefällig Heiligtum,
Verbrannt' ich jemals fette Hüften dir
Von Farren und von Ziegen;
O, so erfüll' itzt die Verwünschung mir,
So räche meine Zähren dein Geschoß
An den Achäern! Also betet' er.
Und ihn vernahm Apollo Phöbus, fuhr
Herunter von Olympus Wipfeln*), Grimm
In seinem Busen. Von den Schultern hing
Der Bogen und der Köcher, rund bebuscht.
Hell klirreten die Pfeil' am Rücken des
Ergrimmten Gotts, indem er nieder trat.
Er zog wie Mitternacht, ohnweit dem Heer
Ließ er sich hin, und schnellte sein Geschoß.
Klang ging vom Silberbogen grausenvoll.
Die schnellen Hund' und Mäuler traf er erst,
Jagt' aber bald den mörderischen Pfeil
Auch auf sie selbst. Und rastlos loderten
Mit Leichen Scheiterhaufen ohne Zahl.
Neun Tage lang fuhr sein Geschoß ins Heer.
Am zehnten aber schart' Achill das Volk
Zusammen. Juno gab ihm dies ins Herz.
Sie jammert' es der Griechen, die sie so
Dahin sah sterben. Alles Volk erschien,
Und die Versammlung hub an. Da trat
Achilles unter ihnen auf und sprach:
Atride, nunmehr wähn' ich, werden wir
Durch neues Irrsal rückwärts müssen fliehn.
Wenn nur der Tod uns noch entrinnen läßt;
Denn Krieg und Pest bekämpfen uns vereint.
Auf denn! Und laß der Seher einen uns
Befragen, oder einen Priester, oder auch
Der Träumedeuter einen (denn der Traum
Kommt auch vom Zeus,) der kund uns tu',
Warum Apollo so erbittert sei.
Vielleicht zürnt er um Hekatomben und
Gelübde, oder will, versöhnt durch Fett
Von Lämmern und von Ziegen ohne Fehl,
Von uns verbannen diese Pestilenz.
Er sprach's, und setzte sich. Nach ihm erhob
Sich Kalchas, Thestors Sohn, der trefflichste
Der Augurn. Kund war ihm die Gegenwart,
Die Zukunft und Vergangenheit. Durch den

*) oder: Zinnen. (B.)

Prophetengeist, den ihm Apoll verliehn,
War er der griech'schen Flotte Führer bis
Nach Ilion gewesen. Dieser hob
Mit weisem Mute seine Rede an:
Achill, Zeus' Liebling, du gebietest mir,
Den Grimm Apolls, des allgewaltigen
Regenten zu verkünden. Wohl, es sei!
Du aber schwör' auch mir zuvor den Bund,
Mein Helfer stracks mit Mund und Arm alsdann
Zu sein. Denn ich befahre, daß ein Mann
Ergrimmen wird, der mächtig über all'
Achäer herrscht, dem jeglicher gehorcht.
Und viel vermag ein König, der mit einem
Geringern Manne hadert. Ob er auch
Denselben Tag den Zorn verdauete,
So nährt er doch die Tücke noch nachher
In seiner Brust, bis er sie ausgeführt.
Sprich also! Wirst du mein Vertreter sein?
Und ihm erwiderte der rasche Held:
Getrost verkünd' uns deine Weissagung!
Nein! Wahrlich! Beim Apoll, dem Liebling Zeus',
Zu welchem du empor, o Kalchas, flehst,
Wenn du den Griechen Götterspruch' enthüllst!
Daß, so ich lebe, so mein Auge schaut,
Nicht einer der Achäer allzumal
Gewaltsam seine Hände gegen dich
Empor bei'n hohlen Schiffen heben soll;
Und nennetest du den Agamemnon selbst,
Der doch den mächtigsten im Heer sich preist.
Nun hub getrost der heil'ge Seher an:
Nein! Er zürnt nicht um Hekatomben, noch
Gelübde; seines Priesters halben, den
Der König schändete, da er nicht los
Die Tochter ließ und an die Lösung nahm,
Hat dieses Weh der Scharfschütz uns gesandt,
Und wird es förder senden.*) Denn er wird
Den schweren Arm vom Töten eher nicht
Zurücke ziehn, bis die schwarzäugige
Chryseis er dem Vater, unerkauft,
Uneingelöset, wiedergibt, und die
Geweihte Hekatombe mit ihr schifft
Gen Chrysa. Dann wird er vielleicht versöhnt.
Er sprach's und ließ sich nieder. Da erstand
Der Held und der Regierer weit und breit,
Atrides Agamemnon, unmutsvoll.
Sein schwarzes Herz war hoch mit Grimm erfüllt,
Die Augen funkelten den Flammen gleich,
Wild schoß er sie auf Kalchas, und hub an:
Prophet des Bösen, nimmer hast du mir
Was Wonniglichs verkündet, immerdar
Freut sich dein Herz, mir Bös' zu prophezein!
Heil hast du nie verkündet, nie gewährt.
Nun weissagst du den Griechen abermal,

*) oder: Bereitete der Gott uns dieses Weh
Und wird's bereiten förder. (B.)

Der Scharfschütz send' uns darum dieses Weh*).
Weil ich die herrlichen Geschenke nicht
Für Chryses' Tochter nehmen wollte. Denn
Ich nähm' sie lieber mit mir heim, weil sie
Mir werter selbst als Klytämnestra ist,
Die eine Jungfrau mir zum Weibe ward.
Denn diese weicht ihr nicht am Leibe, noch
An Bildung, noch am Geiste, noch an Kunst.
Doch geb' ich sie zurück, wenn's besser ist.
Ich wünsche mehr des Heeres Heil, als sein
Verderben. Aber nun bereitet mir
Stracks einen andern Preis, auf daß ich nicht
Der einzig unbelohnte Grieche sei.
Denn solches ziemt sich nicht. Ihr alle seht,
Daß meiner itzo eines andern wird.
Da rief der rasche göttliche Achill:
Du allerstolzester, habsüchtigster,
Wie sollen dir itzt die starkmütigen
Achäer einen Preis gewähren? Denn
Gemeine Sachen sind nicht aufbewahrt,
Was wir aus Städten raubten, ist geteilt.
Und es geziemt sich nicht, daß nun das Volk
Dies wiederum zusammenhäufe. Gib
Sie doch nur itzt dem Gott zurücke. Wir
Achäer wollen drei- und vierfach dir
Sie einst vergelten, so uns Zeus den Raub
Der mauerfesten Ilion gewährt.
Hierzu sprach Agamemnon der Regent:
Nicht also täusche mich in deinem Sinn,
Du göttergleicher, stattlicher Achill!
Du überholest, du beredst mich nicht!
Dir selber willst du einen Preis, und ich
Soll darben? Du befiehlst mir sie zurück
Zu geben? Wohl! wenn die großmütigen
Achäer einen andern Preis mir dann
Gewähren, welcher dieses würdig ist,
Und meinem Herzen ebenso behagt.
Gewähren sie ihn nicht, so nehm' ich selbst;
So komm' ich, und entreiß' entweder dir
Den deinen, oder Ajax, oder dem
Ulyß den Preis. Ergrimmen wird gewiß
Der, über welchen ich geraten muß.
Doch, hiervon reden wir hernach. Jetzt laßt
Ein schwarzes Schiff uns in das Weltmeer ziehn;
Bequeme Ruderer versammeln; drauf
Die Hekatombe laden, und sie selbst
Hinein dann führen, die schönwangigte
Chryseis. Von den Fürsten irgendwer
Sei Führer! Ajax, oder Diomed,
Ulyß, der weise, oder du Achill,
Erschrecklichster der Sterblichen, auf daß
Dein Opfer uns den Gott besänftige!
Da rief Achill, wild auf ihn schauend aus:
Ha! Du, mit Unverschämtheit angetan,
Du Wuchergieriger, wie mag wohl noch

*) oder: Der Gott bereite darum uns dies Weh. (B.)

Ein Grieche willig dir gehorchen und
Im Hinterhalte harren, oder mit
Den Feinden mutig kämpfen? Denn ich zog
Der kriegerischen Troer wegen nicht,
Die schuldlos an mir sind, zur Fehd' hierher.
Nie haben sie mir meine Stier' entführt,
Nie meine Rosse; noch nährenden
Und ackerreichen Phtia Ernten je
Verderbt; da zwischen uns ein brausend Meer
Und viele schattichte Gebirge sind.
Nur dir gefolget insgesamt sind wir,
Dich zu erfreun*), du Unverschämtester,
Dem Menelaos und, o Hündischer,
Dir von den Troern Rache zu verschaffen.
Doch hierauf achtest, hierum sorgst du nicht.
Du drohst sogar, mir meinen Ehrenlohn
Hinweg zu raffen? welchen ich mit so
Viel Müh' errang? Den die Achäer mir
Gegeben? Ich empfange außerdem
Nie einen Preis gleich deinem. Wenn von uns
Dereinst das völkerreiche Ilion
Zerrüttet wird, — verwaltet gleich mein Arm
Das meiste dieses ungestümen Krieges, —
So wird dir doch, wann die Verteilung kommt,
Der größre Preis; ich aber trage nur
Den schlechtern und geringern auf mein Schiff,
Wenn ich ermüdet vom Gefechte bin.**)
Zurück also gen Phtia! Besser ist's,
Ich führe meine Geschwader wieder heim.
Doch wähn' ich, daß du hier nach meiner Schmach
Dir keine Schätz' und Reichtum sammeln wirst.
Der Feldherr aller Heer' antwortet ihm:
Fleuch immerhin, wenn die Begierde dich
Ergreift! Ich fleh' dich keineswegs, hier
Noch meinethalben zu verziehn. Es sind
Noch andre, die mich ehren werden, da;
Vor allen aber mein Berater Zeus.
Bist du doch so mir der verhaßteste
Vor allen gottgepflegten Königen.
Denn immerdar ist deine Wonne Zwist
Und Fehd' und Schlacht. Wenn du ein Krieger bist,
So hat dir's Gott verliehn. Zeuch immer nur
Mit deinen Schiffen und Gefährten, und
Herrsch' über deine Myrmidonier!
Ich achte nicht auf dich und deinen Zorn.
Ich drohe dir sogar: Gleichwie Apoll
Mir Chryses' Tochter nimmt, die ich
Auf meinem Schiffe durch die Meinigen
Ihm senden will; so komm' ich und entführ'
Aus deinem Zelte die schönwangigte
Briseis, deinen Preis; daß du erfahrst,
Wie mächtiger ich sei, und jeglichen,
Sich kühn mir gleich zu stellen, schaudere.

---

*) oder: Zu deiner Lust. (V.)
**) oder: Wenn meine Hände laß vom Streiten sind. (V.)

Er sprach's und Wut ergriff Achillen. Sein
Verwildert Herz beratschlagt' hin und her,
Ob mit gezücktem Schlachtschwert von der Hüft'
Er los auf Agamemnon stürzen und
Ihn morden; oder ob er seinen Grimm
Vielmehr itzt stillen, und sein Ungestüm
Bezähmen sollte? Als es so noch stürmt'
In seiner Brust, und er das lange Schwert
Der Scheid' entzog, kam Pallas vom Olymp,
Herabgesandt von Juno, die sie zwei
Gleich liebte und bekümmert um sie war.
Sie hielt am Rücken des Achill, ergriff
Ihn bei den blonden Haaren, ihm allein
Nur sichtbar; denn kein andrer schaute sie.
Der Held erbebte, wandte sein Gesicht,
Erkannte bald die Göttin Pallas, der
Die Augen schrecklich funkelten, und hub
Zu ihr mit schnell beschwingten Worten an:
Was fuhrest du, o Tochter Ägiochs,
Herab? Damit du sähest meine Schmach
Von Agamemnon? Ha! ich schwöre dir's,
Hoff' auch, daß es vollendet werden wird,
Verderben soll ihn bald sein Übermut!
Ihn aber redte die blauäugige
Minerva an: Zu stillen deinen Zorn,
So du gehorchest, fuhr ich vom Olymp,
Herabgesandt von Juno, die euch zwei
Gleich liebet und bekümmert um euch ist.
Wohlan! laß ab vom Zwist! Zeuch nicht dein Schwert.
Mit Worten aber schilt ihn! denn mein Mund
Verkündet dir, was bald geschehen wird:
Es sollen dreimal so viel herrliche
Geschenke wegen dieser Schmach dereinst
Dir werden. Drum gehorch' und zähme dich.
Da sprach der rasche göttliche Achill:
Es ziemet sich, daß ich auf eu'r Gebot,
O Göttin, acht', ob itzo schon in mir
Mein Herz ergrimmet; da mir's besser ist.
Denn wer auf das Gebot der Götter merkt,
Der wird von ihnen wiederum erhört.
Und er hielt innen mit der schweren Faust
Am Silbergriff, und stieß das lange Schwert
Gehorchend rückwärts in die Scheid' hinab.
Sie aber hob sich wieder himmelan,
Zur Wohnung Jovis und der Seligen.
Allein Achill ließ noch nicht ab vom Zorn,
Und hub von neuem hart zu schelten an:
Du Trunkenbold, mit deinem Wolfsblick und
Mit deinem Rehherz! Nimmer hat's dein Mut
Gewagt, sich mit dem Heer vereint zum Kampf
Zu waffnen; noch mit unsern Bravesten*)
Im Hinterhalt zu harren. Denn dies dünkt
Dir Tod zu sein.**) Behaglicher mag's sein,
Durchs weite Heer der Griechen jedes Preis

*) oder: Edelsten. (B.)
**) oder: arg wie Tod. (B.)

An dich zu raffen, der dir widerspricht.
O König und Erwürger deines Volks,
Nichtswerte sind es, die du unterjochst! —
Fürwahr! sonst wär' es deine letzte Schmach. —
Doch ich verkündige und schwöre dir
Drob einen hohen Schwur: So wahr dies Zepter
Nie wieder Zweig' und Blätter treiben, noch
Je wieder grünen wird, nachdem's einmal
Vom Stamm auf dem Gebirge losgetrennt,
Und Rind' und Blätter rundherum das Stahl
Herabgeschälet, daß in Händen die
Achäer es als Richter tragen, die
Gesetze Jovis zu bewahren: — Ein
Erhabner Schwur, den heut mein Mund dir schwört —
So wahr soll sehnendes Verlangen noch
Die Scharen der Achäer insgesamt
Nach dem Achill befallen, wenn dereinst
Vom Heldenwürger Hektor ihrer viel
Ermordet stürzen werden. Du wirst
Sie nicht erretten können, ob du auch
Dich härmtest. Schärfer Unmut wird vielmehr
Dein Herz in dir zernagen, daß du so
Den bravesten der Danaer verschmäht.
So schwur der Sohn des Peleus, schleuderte
Zu Boden den mit goldnen Buckeln reich
Beschlagnen Zepterstab, und setzte sich.
Ihm gegenüber wütet' Atreus' Sohn.
Nun aber fuhr der weise Pylier,
Der süß und lautberedte Nestor auf.
Von seiner Lippe floß viel lieblicher
Die Red', als Honigseim, Schon waren zwei
Geschlechter Sterblicher verweset, die
Mit ihm erzogen waren, und zugleich
Mit ihm auf Pylos' seligem Gefild'
Einst wallten. Er beherrschete nun schon
Das dritte. Dieser hub mit weisem Mut
Itzt zwischen ihnen seine Rede an:
Ihr Götter! welch entsetzlich Drangsal fährt
Auf der Achäer Land daher! Fürwahr!
Des wird sich Priam freuen und sein Haus;
Frohlocken werden alle Troer drob
In ihren Herzen, wann nun ihnen kund
Eu'r Hader wird, die ihr an Rat und Kraft
Zu streiten über alle Griechen seid.
O laßt euch drum von mir vermahnen! Denn
Ihr seid ja beide jünger. War ich doch
Einst größern Kriegsgewaltigen, als ihr,
Zur Seiten, und nie achteten sie mich
Gering. Denn Helden, ihnen gleich, sah ich
Noch nirgends, werd' auch nimmer solche sehn,
Als wie Dryant, der Völkerweider, war,
Als Held Pirithous, Exadius,
Als wie der gotterhabne Polyphem,
Und Theseus, gleichend den Unsterblichen.
Kein Erdgeborner ist zu solcher Kraft
Wie sie gediehn. Die Stärksten waren sie
Und mit den Stärksten wagten sie den Kampf.

Sie fochten mit Centauren im Gebirg'
Und mordeten sie gräßlich. Solchen war
Ich einst zur Seit', als ich aus Pylos, fern
Vom Apischen Gefilde, kam. Sie selbst
Beriefen mich; und nach Vermögen focht
Ich neben ihnen. Aber wider sie
Bestünde nimmermehr ein Sterblicher,
So wie sie itzt sind, und doch merkten sie
Auf meinen Rat und folgten meinem Wort.
Wohlan! so folgt auch ihr; denn folgen ist
Euch besser. Du, entreiße diesem nicht
Sein Mädchen, ob du's gleich vermagst. Laß ihm
Den Preis, den die Achäer ihm einmal
Gegeben! Du, Sohn Peleus', hadre mit
Dem König nicht! Denn solcher Heldenruhm
Fiel keinem Zepterführer je ins Los,
Als ihm, den Zeus verherrlichet. Bist du
Der Stärkere, weil eine Göttin dich
Gebar: so ist er mächtiger, denn er
Gebeut viel mehrern. Sohn des Atreus, nun
Bezähme deine Wut; so will ich dann
Auch den Achilles flehn, von seinem Grimm
Zu lassen, der fürs Ungestüm des Kriegs
Ein mächtig Bollwerk der Achäer ist.
Hiezu sprach Agamemnon der Regent:
Fürwahr! Du redest weise, Greis. Allein,
Hier dieser Mann will über alle sein;
Uns alle will er unterjochen und
Uns allzumal beherrschen, allen will
Sein Wink gebieten. Aber das gelingt
Ihm nimmer. Wenn ihn die Unsterblichen
Zum Kriegesmann geschaffen, haben sie
Drum Schmähungen zu reden ihm vergönnt?
Ihn unterbrach der göttliche Achill:
Fürwahr! Ein Zage wär' ich und nichts wert
Zu schelten, so ich dir in allem, was
Dir nur behaget, weiche! Andern magst
Du so befehlen. Mir gebeut nur nicht!
Ich will nicht untertan dir sein. Vielmehr
Vernimm noch dieses, und verschleuß es tief
In dein Gedächtnis! Dieser Arm soll nicht
Des Mädchens halber streiten, weder mit
Dir, noch mit einem andern, wenn ihr von
Mir eure Gabe nehmt. Allein was sonst
Auf meinem schnellen schwarzen Schiff noch ist,
Sollst du mir wider Willen nicht entziehn.
Ha! Wag' es nur einmal, daß diese hier
Es innen werden, wie so stracks mein Speer
Von deinem schwarzen Blute triefen soll!

Das sechste Buch der Iliade, V. 1 bis 65.

Gelassen blieb anitzt die wilde Schlacht
Der Troer und Achäer sich allein.
Gewaltig wütete, bald hie, bald da,
In dem Gefilde zwischen Simois

Und Xanthes Fluten das Gefecht, wo man
Bestählte Speere sich entgegenschwang.
Und Ajax Telamonius, der Hort
Der Danaer, zerriß der Troer Reihn
Zuerst und schuf den Seinen Wonnelicht;
Denn er erschlug itzt einen Kriegesmann,
Es war Held Akamas, Eüssors Sohn,
Der rüstigste der Thracier. Er stieß
Ihn in den Roßbuschhelm und traf die Stirn.
Des Stahles Spitze fuhr den Schädel durch,
Und Dunkel überzog sein Angesicht.
Held Diomedes, trefflich in der Schlacht,
Erschlug nun den Arylus, Teuthras Sohn,
Bewohner einst des schöngebaueten
Arisba. Reich an Gütern und ein Freund
Der Menschen, lud er jedermann
In seine Wohnung, hart am Wege. Ach!
Nicht einer derer, die er sonst gepflegt,
Vermocht' anitzt den bittern Untergang
Beispringend von ihm abzuwehren. Ihn
Und seinen Diener, den Kalesius,
Itzt Führer des Gespanns, beraubet' er
Der Seel', und beide stürzten in den Sand.
Nun bracht' Eurvalus den Dresos um,
Dann den Opheltios, und fürder den
Äsep und Pedasus, die einst die Nymph'
Abarbare dem schöngestalteten
Bukolion gebar. Bukolion
War Erstgeborner des erhabenen
Laomedon, mit seiner Mutter im
Verborgenen erzeuget. Er gewann
Zu Liebkosungen und zu Beischlaf die
Najade bei den Herden auf der Trift.
Und da sie schwanger ward, gebar sie ihm
Dies Zwillingspaar. Ihm spannt' Eurvalus
Die Kraft der rüstigen Gebein' itzt ab,
Und riß die Wappenrüstung beiden von
Den Schultern. Den Astyalus erschlug
Der schlachtenkühne Polypetes und
Ulysses fällte den Pidytes mit
Bestähltem Speere; Teukros aber stieß
Den Aretaon nieder. Nestors Sohn
Antilochos durchfuhr Ableros Brust
Mit blanker Lanze. Agamemnon, der
Regent, erschlug den Elatus, der an
Des klaren Satnio Gestade das
Erhobne Pedasus bewohnete.
Den Phylattus erlegte Leitos,
Der Held, im Fliehen, dem Melanthius
Stieß itzt Eurypylos den Tod ins Herz.
Und Menelaus, trefflich in der Schlacht,
Fing den Adrast hierauf lebendig, denn
Die Rosse kollerten im Schlachtfeld, und
In einen Tamarindenstrauch verstrickt
Zerbrachen sie den krummen Wagen, an
Der Deichsel vorn, und sprangen nach der Stadt,
Wohin erschrocken andre Rosse flohn.

Adrastos ward herabgewälzt ans Rad
Des Wagens, mit dem Antlitz in den Staub.
Und neben ihm stand jählings Atreus' Sohn,
Mit ausgerecktem langem Spieß. Adrast
Umschlang des Siegers Knie und bat zu ihm.*)
Fah mich lebendig, du Sohn Atreus', und
Empfang' ein würdig Lösegeld für mich!
Bei meinem reichen Vater heim ist Füll'
An Schätzen und Kleinodien; liegt Erz
Und Gold und wohlbereitet Eisen gnug,
Davon wird er unendlich Lösegeld
Dir reichen, so er höret, daß sein Sohn
Noch auf den Schiffen der Achäer lebt.
So fleht' er und erregte das Gefühl
In Menelaus' Busen. Dieser wollt'
Ihn schon dem Knappen geben, daß er ihn
Hinweg zum hohlen Schiffe führete.
Doch Agamemnon sprang herbei und schalt:
O Weichlicher, wie kümmerst du dich so
Um Feinde? Ha! Vortrefflich tat daheim
An dir der Troer! Nein! kein einziger
Entrinne dem grausamen Untergang
Und unsrer Faust! Auch nicht das zarte Kind
Im Mutterschoß entrinne! Allzumal
Das Volk von Ilion geh' unter und
Verwese, unbegraben, in das Nichts.
Er rief's, und lenkete des Bruders Sinn
Durch den gerechten Zuruf. Dieser stieß
Nun den Adrast zurück mit seiner Hand
Und Agamemnon, der Regent, durchstach
Ihm seine Weichen, daß er rücklings sank.**)
Er stemmete sodann an seine Brust
Den Fuß und riß den eschnen Speer heraus.

Homers Iliade.

Fünfte Rhapsodie, verdeutscht von Gottfried August Bürger.

Des spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von der Glosse triefet!
Klopstock.

Prolog ans deutsche Publikum.

Vor fünf Jahren ließ jemand meine Gedanken von der Beschaffenheit einer homerischen Übersetzung, nebst einigen Probefragmenten, drucken***),

---

*) oder: Umschlang sein Knie und bat zu ihm hinan. (B.)
**) oder: schlug. (B.)
***) S. Klotz, Bibl. der schönen Wissenschaften. St. XXI, S. 1—41. (B.)

und ich dachte wunder, mein liebes Publikum, was du dazu sagen würdest! Du hast aber wenig oder nichts gesagt, woran jedoch wohl die Unvollkommenheit jener, in meinen ersten Jugendjahren verfertigten Proben schuld gewesen sein mag. Seitdem sind — bild' ich mir ein — die Schwingen mir besser gewachsen. Drum bring' ich dir nochmals ein Probstück, um zu vernehmen, ob du nun oder nimmer etwas dazu sagen werdest? Statt wiederholter Ausstellung jenes ganz umgearbeiteten Versuchs hab' ich mit Fleiß eine andere, und zwar nicht die interessanteste, sondern eine Rhapsodie gewählt, welcher so sehr, als irgend einer, der Vorwurf langweiliger Schlachterzählungen gemacht werden kann. Mir scheinen diese am schwersten.

Nicht schlechter als dies Probstück bin ich imstande, den ganzen Homer, wenigstens die Iliade zu verdeutschen. Daher soll dies eine Frage sein: Ob du einen solchen Homer verlangest?

Unsäglich mühsam ist's, den Homer, ohne Zusatz und Abgang, poetisch zu verdeutschen. Bleich, hager und halb schwindsüchtig grübelt man sich dabei, und wenn die Schwungkraft währenddem erschlafft ist, so muß man sich oft so gewaltsam wieder aufraffen, daß der ganze Nervenbau dröhnt. Wer's nicht glauben will, versuch' es nur mit zehn Versen! Findet er's dennoch anders, so ist er entweder ein Halbgott oder ein — —

Daher darfst du mir's nicht verargen, mein Publikum, wenn ich nicht anders, als vollkommen von deiner Begierde und Erkenntlichkeit versichert, für dich zu arbeiten Lust habe. Ich müßte mein Leben hassen, wenn ich für deinen Kaltsinn, oder gar Undank, Kraft und Saft meiner Jugend aufopfern wollte.

Die bloße Gier nach dem Namen, bei Kennern der Mann zu heißen, der imstande war, den Homer zu verdeutschen, kann mich nicht spornen, das mühselige Werk zu vollenden. Schon diese Probe muß hinlänglich sein, mir jenen Namen zu- oder abzusprechen. Denn der Starke, dessen Faust ein Hufeisen zerbröckelt hat, heißt der Starke, und heißt es um nichts mehr, wenn er sein Stück auch noch vierundzwanzigmal wiederholt hätte.

Nun weiß ich zwar wohl, mein liebes Publikum, daß du viel zu karg und arm bist, mich für meinen Homer, wie der Brite Popen für den seinigen, zu bereichern. Und doch sollte mir mein Geschäft weit leichter und angenehmer sein, wenn ich mir den freien und fesselosen Schwung des Briten erlauben dürfte. Aber um so weniger steht's mir an, für zwei Gulden Buchhändlerlohn deinen glatzigen, triefäugigen, bucklichen, kurz gottesjämmerlichen Thersiten zur Musterung zu stehen.

Ich erwarte demnach aus dem Munde deiner Edlen und Weisen Antwort auf meine Frage. Werden diese meine fernere Bemühung verbitten, oder gar schweigen, die Thersiten aber kreischen, ohne daß die Edlen, die Ulysse, ihre güldnen Zepter auf die Höcker der Schreier herabschwingen, so bin ich keineswegs der Mann, der ungebeten sich zudrängen wird. Dann mag's ein anderer oder nie einer besser machen. Mir gleichviel! Über meine bereits fertige Arbeit aber sprech' ich den Schwur des Pandarus aus:

„Es schlage mir mein Feind das Haupt herab,
„Wenn meine Hand dies nichtige Gewerk
„Nicht dann zerreißt und lichterloh verbrennt!"

Keine Ziererei! Ich bin's, der nichts leichter als dies Wort halten kann und wird.

Homers Iliade. Fünfte Rhapsodie.

Nun gab Minerva Diomeden Kraft
Und Heldenmut, daß er vor allem Volk
Den höchsten Ruhm errang, und facht' auf Helm
Und Schild ein immer reges Feuer an.
Dem Herbstgestirn, wenn's sich im Ozean
Gebadet, und am hellsten flimmert, glich
Die Lohe, so von Haupt und Schulter flog.
So trieb sie ihn ins tiefste Schlachtgewühl.
Es hatt' ein Troer, Dares, reich und fromm,
Und Priester in dem Tempel des Vulkan,
Zwei Söhne, kundig jeder Art des Streits,
Den Phegeus und Idäus ausgesandt.
Die stießen jetzt abseit auf Tideus' Sohn.
Vom Wagen sie herab, und er zu Fuß,
Vom Boden auf, begannen das Gefecht.
Zuerst warf Phegeus seinen langen Speer.
Die Spitze fuhr am linken Schulterblatt
Vorbei, und faßte nicht. Nun aber fiel
Der Sohn des Tideus aus, und nicht umsonst
Entfloh der Faust das eherne Geschoß.
Gerade traf's die Busenkerb' und warf
Vom Wagen ihn herab. Idäus floh,
Ließ hinter sich das prächtige Geschirr
Und den erschlagnen Bruder, ohne Mut,
Ihn zu verteidigen. Auch wär' er selbst
Vielleicht dem schwarzen Tode nicht entflohn,
Wenn nicht Vulkan, in Nebel eingehüllt,
Des Alten Gram zu trösten, ihn entrückt.
Geschirr und Spann zog Diomedes fort
Und sandt' es durch die Seinigen zu Schiff.
Die Troer, so auf Dares' Söhne sahn,
Erbebten insgesamt, als dieser floh,
Und der erschlagen bei den Rädern lag.
Damals ergriff den ungestümen Mars
Minerva bei der Hand und redt' ihn an:
Mars, blutbesprengter Mars, du Untergang
Der Sterblichen! Du Wehrzertrümmrer! horch!
Wie wär's, verließen wir der Menschen Schlacht,
Und stellten's lieber Vater Zeus anheim,
Den Sieg nach Selbstgefallen zu verleihn?
Komm, meide du mit mir des Vaters Zorn.
Sie sprach's und zog den wilden Mavors fort,
An des Skamander grünes Ufer hin.
Nun flohn die Troer vor den Danaern,
Und jeder Fürst erwürgte seinen Mann.
Der Völker Feldherr Agamemnon warf
Den Halizonenführer Hodius
Vom Kriegeswagen ab. Er wollte fliehn;
Doch Agamemnon schoß die Lanze nach,

Gerad' ihm zwischen beiden Schultern durch,
Bis vorn zur Brust hinaus. Er fiel, und laut
Errasselte die Rüstung über ihm.
Den Phästus, Borus' Sohn, gebürtig aus
Dem ackerreichen Tarneland, erschlug
Idomenus. Der speergeübte Held
Durchbohret' ihm, als er zu Wagen stieg,
Die rechte Schulter mit dem langen Speer.
Er fiel, und graufe Nacht umgab sein Aug'.
Des Siegers Knappen teilten seinen Raub.
Den jagdenkundigen Skamandrius
Erlegte Menelaus' scharfer Spieß.
Diana selbst hatt' ihn die Kunst gelehrt,
Zu fällen jeglich Wild des Haingebirgs.
Allein jetzt half dem wackern Jäger nicht
Die Himmelsjägerin, nicht seine Schützenkunst.
Der speerberühmte Menelaus schoß
Ihm auf der Flucht die Lanze hinten nach,
Den Mittelrücken und die Brust hindurch.
Jach stürzt' er vorwärts hin zu Grund, und laut
Errasselte die Rüstung über ihm.
Durch Merions Geschoß fiel Pherekl us,
Harmonides, des edeln Künstlers Sohn,
Geübter Hand in manchem Kunstgewerk,
Weil er ein Liebling bei Minerven galt.
Er war es, der dem Paris einst das Schiff,
Das Unglücksschiff, des ganzen Troervolks
Verderben, und zugleich auch seins, erbaut,
Denn fremd war ihm der Spruch der Ewigen.
Auf seiner Flucht ereilt' ihn Merion,
Traf hinten rechts ihm ins Gesäß, und durch
Und durch hin, zwischen Blas' und Hüftbein, drang
Die Spitze vor. Laut heulend sank er hin
Aufs Knie, und Todesschatten hüllt' ihn ein.
Antenors Sohn, Pedäus, fiel hierauf
Durch Meges' Hand. Ihn hatte, wenn er schon
Ein Bastard war, die edelmütige
Theano, eignen Leibeskindern gleich,
Zu Gunsten ihres Gatten großgenährt.
Der speerberühmte Meges rannt' ihm nach
Und schoß durchs Hinterhaupt, bis vorn hinaus,
Den scharfen Speer, der Zung' und Zahn zerschnitt.
Er fiel zu Grund' und knirscht' ins kalte Erz.
Euryphylus, Euämons Sohn, erschlug
Hypsenorn, einen Sohn Dolopions,
Der Priester beim Skamander war, und hoch,
Gleich einem Gott, im Volk geehret ward.
Ihm traf der Sohn Euämons auf der Flucht
Die Schulter mit dem scharfen Schwert, und hieb
Herab den schweren Arm, der blutig hin
Zu Boden fiel. Das mächtige Geschick
Umzog mit Todesnacht sein Angesicht.
So schlugen die die fürchterlichste Schlacht.
Wer aber Tydeus' Sohn sah, wußte nicht,
Ob er Achäer oder Troer wär'.
Er schoß durchs Feld, wie ein empörter Strom,
Des Wogensturz die Brücken niederwirft.

So wie vor ihm die festen Brücken nicht,
Und nicht die Hagen grüner Kämpe stehn;
Wie jach, wenn Gottes Regen niederrauscht,
Er hinschießt und durchs Talgefilde fort
Den blühnden Fleiß der jungen Pflüger schleift:
Also zerstoben jetzt vor Tideus' Sohn
Der Troer dichte Reihn und konnten nicht,
Soviel auch ihrer standen, widerstehn.
Allein Lykaons hochberühmter Sohn,
Als er so toben durch das Schlachtgefild'
Und die Geschwader ihn zerstören sah,
Spannt' eilend seinen krummen Bogen auf
Und traf ihn, als er angestürmet kam.
Gerade durch des Panzers Höhlung fuhr
Der schnelle Pfeil zur rechten Schulter ein.
Bald troff am Panzerrock das Blut herab;
Und hoch frohlockend rief Lykaons Sohn:
Wohlauf, ihr Troer! Auf, ihr Reisigen!
Getroffen ist der Feinde Tapferster!
Weit trägt er nicht den Pfeil des Todes fort,
So wahr Zeus' Sohn aus Lycien mich rief!
Also frohlockt' er. Aber Tideus' Sohn,
Den dies Geschoß nicht fällte, trat zurück
Und an die Reisigen, zum Sthenelus:
Geschwind herab, Sohn Kapaneus', und zeuch
Dies schmerzliche Geschoß der Schulter aus!
Und schnell entsprang dem Wagen Sthenelus
Und zog den Pfeil, der durch und durch gebohrt,
Der Schulter aus. Viel Bluts entsprudelte
Dem Kettenpanzer nun. Allein der Held
Hub unterdes also zu beten an:
Vernimm mich, unbezwungne Tochter Zeus'!
Stand deine Gunst in heißer Menschenschlacht
Je mir und jemals meinem Vater bei,
So neige sie auch heut, o Göttin, mir!
So treib in meinen Lanzenwurf den Mann,
Und laß mich morden ihn, des Pfeil mich traf,
Der jetzt frohlockt, es werde mein Gesicht
Nicht lange jener Sonne Glanz mehr schaun.
So betet er. Minervens Ohr vernahm's;
Und sie versah Fuß, Arm und jeglich Glied
Sofort mit Leichtigkeit; trat zu ihm hin
Und ruft' ihm die beschwingten Worte zu:
Getrost, mein Diomed, zurück zur Schlacht!
Denn merk'! von nun an gab ich dir ins Herz
Den unerschrocknen Vatermut, den Mut
Des Tartschenschwingers Tideus im Gefecht,
Und zog vor deinem Blick den Nebel weg,
Der vormals ihn umgab, daß du hinfort
Erkennest, wer ein Gott sei oder Mensch;
Und nicht, so dich ein Gott zum Kampfe reizt,
Entgegenstreitest dem Unsterblichen.
Käm' aber Venus in die Schlacht herab,
Die nur, die treffe dein geschliffnes Erz!
So sprach die blonde Pallas und entwich;
Er aber schritt ins Vordertreffen vor;
Und gierte gleich vorhin seinen Mut nach Streit,

So füllt' ihn doch jetzt dreimal größre Kraft.
Gleichwie der Leu, der in die Hürden sprang,
Und bei der Wollenherde zwar verletzt
Vom Hirten, aber nicht gefället ward,
Gereizten Grimms, unbändig wiederkehrt,
Zu Stalle dringt, das unbewehrte Vieh
Zerscheucht, eins übers andre drängt, und, hui!
Zurück die hohen Schranken übersetzt:
So wütig drang der Held in Troas Heer.
Und nun empfing Astynous den Tod,
Und drauf Hypenor, seines Volkes Hirt.
Dem stieß er übern Sitz den ehrnen Speer,
Und diesem hier hieb er das lange Schwert
Beim Schulterwirbel ein, und hieb ihm glatt
Von Rücken und Genick die Schulter ab.
Die ließ er hinter sich und eilte fort,
Dem Abas und dem Polyidus zu.
Eurydamas, ein traumerfahrner Greis,
Ihr Vater, hatte keinen Traum, bevor
Sie von ihm zogen, ihnen aufgeklärt.
Denn beid' erschlug der starke Diomed,
Und zog die Rüstung ihren Schultern aus.
Beim Xanthus und bei Thoon fuhr er fort,
Von Phänops hoch bei Jahren erst erzeugt.
Entnervt vom herben Alter ward hinfort
Für seine Güter ihm kein Erbe mehr,
Und die entseelte Tideus' starker Sohn.
Umsonst erharrte nun der Greis daheim
Der Söhne Wiederkehr. Statt ihrer kam
Ihm Weh und bittres Ungemach zu Haus:
Der Sippschaft aber fiel ihr Erbe zu.
Drauf fiel er noch zwei Söhne Priamus',
Den Chromius und den Echemon, die
Vereint von einem Wagen stritten, an.
Wie wenn der Leu in Rinderherden springt,
Und einer Stärken, oder einem Stier,
Im Dickicht weidend, das Genick zerknirscht:
So wütig stieß er sie vom Wagen hoch,
Trotz ihrem Widerstand, herab und zog
Die Rüstung ihnen aus, und sandt' ihr Spann
Durch seine Kriegsgenossen nach dem Schiff.
Aneas, als er so die Schlachtreihn ihn
Zerwühlen sah, schritt mitten durchs Gefecht
Und Speergeklirr dahin, und forschte nach
Dem göttergleichen Pandarus umher,
Und trat, als er den edeln starken Sohn
Lykaons fand, ihm vors Gesicht und sprach:
Wo, Pandarus, wo ist dein Bogen heut?
Wo die beschwingten Pfeile? Wo dein Ruhm,
An welchem rings umher dir keiner gleicht,
Noch wer in Lycien sich größer wähnt?
Wohlauf! erhebe dein Gebet zum Zeus,
Und schnell' einmal auf jenen dein Geschoß,
Der dort so schaltet, wer er immer sei!
Der uns schon soviel Unheil angetan,
So vieler Starken Nerven abgespannt,
Ist er nicht anders ein entrüsteter

Olympier, der Opfer halber zürnt.
Denn Götterzorn ist schrecklich zu bestehn.
Hierauf Lykaons hochberühmter Sohn:
Aneas, Fürst der erzgepanzerten
Trojaner, dieser Mann dünkt überall
Dem streiterfahrnen Diomed mir gleich.
Sein ist der Schild und sein der hohe Helm
Und das Gespann. Doch kann's ein Gott auch sein.
Ist er ja Tideus' schlachtgeübter Sohn,
Tobt er doch so nicht ohne Gotteskraft,
So steht ihm einer der Unsterblichen,
In Nebel unserm Blick verhüllt, zur Hand,
Und wendet von ihm weg den schnellen Pfeil,
Nach andern hin. Längst schoß ich einen ab,
Der durch des Kettenpanzers Höhlung tief
Ihm in die Schulter fuhr, und wähnte fest,
Ihn zu befördern in das Schattenreich.
Allein umsonst! Gewiß zürnt uns ein Gott.
Ha! Hätt' ich heut Geschirr und Rosse hier!
Da stehn mir nun elf Kriegeswagen heim,
Schön, neu und wohlgezimmert, rings umher
In Teppiche verhüllt; bei jedem nährt
Ein Zweigespann mit güldner Gerstenfrucht
Und Haber sich. Wohl oft ermahnte mich
Der graue Kriegsheld Lykaon einst,
Zu Roß und Wagen vor dem Kriegsheer
Der Troer in die Schlachtgefähr zu ziehn.
Doch ich befolgte nicht den bessern Rat.
Besorgt für meine Rosse, wollt' ich nicht,
Daß sie, an reiche Kost gewöhnt, allhier
Ringsum vom Feind' unschränkt, verkümmerten,
Und ließ sie heim, und kam nach Ilion
Zu Fuß, auf diesen Bogen wohlgemut,
Der nichts mir hilft. Zwei Fürsten traf ich schon,
Traf den Atriden, traf den Diomed,
Und offenbar entströmte beiden Blut;
Jedoch empört' ich sie dadurch nur mehr.
Zur bösen Stunde nahm ich von der Wand
Den krummen Bogen, als gen Ilion,
Dem edeln Hektor zu gefallen, ich
Die Troer in den Streit zu führen zog.
Kehr' ich einst wieder heim, erblickt mein Aug
Einst noch das väterliche Land, mein Weib
Und meine hohe, weite Burg einmal,
So schlage mir mein Feind das Haupt herab,
Wenn nicht mein Arm dies nichtige Gewehr
Zu Stücken bricht, und lichterloh verbrennt.
Und ihm erwiderte der Troer Fürst:
Nicht also, Freund! Eh'r fügt's nicht besser sich,
Als bis zu Roß und Wagen diesem Mann
Mit andern Waffen wir entgegengehn.
Wohlan! Besteig' eins meinen Wagen hier,
Zu sehn, wie links und rechts, durch das Gefild,
So nachzusprengen als zu flüchten rasch
Geübt ein Roßgespann aus Troa sei.
Dies bringt uns wohlgeborgen nach der Stadt,
Wenn dem Tydiden Zeus den Sieg verleiht.

Wohlan! Nimm hin die stolzen Zügel, nimm,
Die Peitsch' und fahr'! Auf daß ich fechten mag.
Wählst du den Kampf, so lenk' ich das Gespann!
Hierauf Lykaons hochberühmter Sohn:
Selbst führe du, Äneas, dein Gespann!
Denn unter des gewohnten Führers Hand
Wird's leichter den gebognen Wagen ziehn,
Wenn Tideus' Sohn zurück zu fliehn uns zwingt.
Doch ohne deinen Zuruf möcht' es, scheu
Und irre, der Gefahr uns nicht entziehn,
Und hui! ereilt' uns Diomedes dann,
Erschlüg' uns, und die Rosse wären sein.
Nein! Lieber lenk' du selber dein Geschirr;
Ihn soll schon mein gewetzter Speer empfahn.
So sprachen sie, und schwangen jählings sich
Zum Wagen auf und peitschten ins Gefecht
Auf Tideus' Sohn die schnellen Rosse los.
Zuerst ersah sie Sthenelus, und rief,
Beflügelnd jedes Wort, dem Freunde zu:
Schau, Diomed, schau auf, mein Herzensfreund'
Zwei Helden dort von unermessner Kraft,
Voll Muts mit dir zu kämpfen, sprengen an.
Der Bogenschütze Pandarus, ein Sohn
Lykaons, und Äneas, Cypriens
Und des großherzigen Anchises Sohn.
Drum auf geschwind! Steig auf und laß uns fliehn!
Nicht wüte mir im Vordertreffen so,
Daß nicht dahin dein edles Leben sei!
Und trutzig sah der Held ihm ins Gesicht:
Mir nichts von Flucht! Ein eitler Rat war der!
Mir ziemt der Kampf im Hintertreffen nicht!
Ziemt keine Furcht! Noch fühl' ich volle Kraft;
Und acht' auch drum des Kriegeswagens nicht.
Zu Fuß will ich entgegengehn, denn mir
Verbeut zu zagen Atheneens Schutz,
Fürwahr! Nicht beide soll ihr rasches Spann
Dem Tod entziehn, entränn' auch einer mir.
Du aber, hör' und merke dir dies Wort:
Verleiht die weise Göttin mir den Ruhm,
Sie beide zu erlegen, so halt' an
Mit unserm Wagen, häng' die Zügel ein,
Und eile jach Äneens Rossen zu,
Und treib' sie fort nach den Achäern hin.
Wiss'! Diese Rosse sind von jener Zucht,
Die einst der Donnrer Zeus dem alten Tros
Für Ganymeden gab. Die herrlichsten,
So je Aurora oder Titan sah.
Denn Fürst Anchises stahl von ihrer Art,
Und führte, heimlich vor Laomedon,
Die Stuten vor. Von diesen fielen ihm
Daheim sechs Füllen. Vier erzog er selbst
An eigner Krippe, zwei, bequem zum Streit,
Verehrt' er dem Äneas, seinem Sohn.
Die zu erbeuten, welch ein hoher Sieg!
Kaum hatt' er's ausgeredt, so sprengten schon
Die andern, peitschend ihr Gespann, herbei,
Und laut rief ihn der Sohn Lykaons an:

Verwegner, kriegerischer Tydeussohn!
Die Spitze meines schnellbeschwingten Pfeils
Bezwang dich nicht. Versuch' es denn mein Spieß!
Er sprach's und schwang und schoß den langen Speer,
Traf des Tydiden Schild, und durchhin fuhr
Die ehrne Spitze, bis zum Panzerrock.
Gleich schrie Lykaons hochberühmter Sohn:
Ha! Tief in Wanst getroffen! Bald ist's aus!
Und mir, mir ward der hohe Ruhm zu teil!
Doch unerschrocken rief der starke Held:
Geirrt! Verfehlt! Ihr aber weicht wohl nicht,
Bevor nicht einer wenigstens von euch,
Dahingestreckt, den grausen Kriegesgott
Mit seinem Blut getränket haben wird.
Er sprach's und schoß, und Pallas lenkte selbst
Gerad' aufs Nasenbein am Aug' den Spieß,
Und durch die weißen Zähne nieder schnitt
Das scharfe Erz die Zunge vorn ihm ab,
Daß unterm Kinn heraus die Spitze fuhr.
Er fiel vom Wagen und umher erklang
Die schöne Strahlenrüstung über ihm.
Die schnellen Rosse schauderten zurück.
Ihm aber drauf erschlaffte Geist und Kraft.

Bürger an einen Freund über seine deutsche Ilias.

Sie haben also für meine jambisirte Ilias gestritten? Gotteslohn dafür! Schade nur, daß Sie mir nichts weiter von dem Disput melden. Denn das Kontra Ihres Ungenannten möcht' ich um so lieber wissen, als Sie mir ihn, unter dem Namen eines enthusiastischen Bewunderers des griechischen Homer, als einen nahen Anverwandten meiner Seele schildern. Überhaupt hab' ich jetzt gründliches Kontra fast lieber als unbedingtes Lob. Lob ist zwar freilich ein herrlicher Fahrwind in die Segel jedes Biedermanns; aber! aber! — wie oft treibt's nicht auch auf Klippen! Daher sind die Patres difficultatum öfters, und sonderlich, ehe man sich in die Bahn hineinstürzt, recht ersprießliche Leute.

Es sind mir schon mehrere in den Wurf gekommen, die, wie Ihr Anonymus, gemeint haben, eine Übersetzung Homers in Hexametern dürfte meiner jambischen vorzuziehen sein. Mit diesen bin ich bisher noch so ziemlich, wenn nicht zu ihrer, doch zu meiner Beruhigung fertig geworden. Ich möchte daher wohl wissen, ob Ihr Anonymus neue Gründe hätte. Jedoch, da alle meine Widersacher, recht als ob sie's untereinander abgeredet, fast immer einerlei Liedlein mir vorgeleiert haben, so bin ich, mit Erlaubnis Ihres Ungenannten, beinahe keck genug, zu glauben, daß auch er in das nämliche Horn

geblasen habe. Ohne daher die Kabbala zu Hilfe zu nehmen, getraut' ich mir fast, Ihren ganzen Wortwechsel von Silbe zu Silbe auszupunktieren. Nicht wahr, ging's nicht ungefähr so? — Sie fingen an:

A. Haben Sie Bürgers Homerische Proben gelesen?

B. Wie sollt' ich nicht? Ist doch davon ein Aufheben und Posaunen, das seinesgleichen nicht hat.

A. Hm! Das Aufheben und Posaunen lassen Sie gut für Bürger sein! Aber was halten Sie davon? Art und Ausführung haben bis hierher meinen Beifall.

B. Es wäre zu wünschen, daß Deutschland gar keiner Verdeutschung Homers bedürfte, sondern jeder Virtuose und Dilettant ihn in dem göttlichen Grundtexte selbst ganz verstehen und fühlen möchte. Da das aber nun nicht ist, und nie sein wird, so sollte wenigstens eine Dollmetschung an Geist, Körper und Bekleidung dem Originale so nah als möglich kommen.

A. Freilich! Aber gilt denn das von Bürgers Übersetzung nicht? Der arme Bürger! Was anders soll ihn, wegen der absoluten Unmöglichkeit, das Original *ganz* zu erreichen, trösten, als das Urteil, daß er dem Ziele *möglicher* Vollkommenheit wenigstens *nahe* gekommen? — Und wie hätt' er's denn *anders* und *besser* machen sollen?

B. Sein Jambus ist gar Homers Vers nicht, Hexameter hätt' er wählen sollen.

A. Homers Vers nicht? Freilich! Homer hat in Hexametern gedichtet. Aber auch *griechisch* hat Homer gesungen; und sonach wäre ja wohl *Deutsch* Homers Sprache auch nicht?

B. Das war weiter nichts als ein Seitensprung. Ich kann wohl ein Flötenstück auf der Oboe nachspielen, daß es das nämliche Stück bleibt: nur Melodie und Takt muß ich nicht verändern. Das aber hat B. durch die veränderte Versart getan, und die Täuschung dadurch mächtig gehemmt. Und wenn er sich auch des ganzen homerischen Geistes bemächtigt hätte, so ist *seine* Ilias doch *Homers* Ilias immer nur halb.

A. So! Sagen Sie mir doch, ob man *Arioſts Raſenden Roland* wohl ins Griechische übersetzen könnte?

B. Warum? Was wollen Sie damit? — O ja! wenn ich ausnehme die Benennungen der Dinge, die die griechische Welt nicht kannte, mithin auch keine Sprache dafür hatte.

A. Gut! So müßte ja dann wohl der Grieche den *Raſenden Roland* in ottave rime übersetzen?

B. Hoho! Schon wieder ein lustiger Seitensprung! Ich will den Herrn aber schon wieder fassen. Griechische ottave rime würden freilich sehr närrische Dinger sein; aber deutsche Hexameter, Freund, lassen sich gut und gern verfertigen.

A. Gut und gern! —

B. O ja! Gut und gern! Und keine andere Versart als diese konnte den tausendfachen homerischen Wohlklang einigermaßen wenigstens wiedergeben. Wie gar unendlich viel geht nicht in dem eintönigen deutschen Jambus verloren!

A. Gut und gern soll's also unsere Sprache, deren Takt sich meist mit *ganzen* und *halben* und nur sehr wenigen *Viertelſchlägen* begnügt, der griechischen, in ihrem viel teilbareren Takte, mit allen seinen *halben*, *Viertel-*, *Achtel-* und *Sechzehntelſchlägen*, nachtun, und die Mensur eines jeden Hexameters solchergestalt ausfüllen, daß es weder zu viel noch zu wenig ist? In dieser Mensur läßt die griechische Sprache nicht die kleinste Lücke, die sie nicht, ohne nur um ein

Härchen überzufüllen, auf das genaueste ausfüllen könnte. Dies Geschick hat sie ihrem so sehr ins Kleine und Feine geteilten Takte zu verdanken. Unsere Sprache hingegen wird meist dem Raum des Hexameters bald zu wenig bald zu viel, und eine überragende Füllung geben.

B. Klügeleien! Pure Klügeleien! Damit wollen Sie doch wohl nicht gar unserer Sprache die Schicklichkeit zum Hexameter überhaupt abklügeln?

A. Das nun eben nicht. Aber doch wahrhaftig die Schicklichkeit zum griechischen, homerischen Hexameter.

B. Ja, da haben Sie freilich recht. Denn welche nordische Sprache, mit ihren vielen starkleibigen, ein- oder zweisilbigen Wörtern, hinten und vorn mit rasselnden Konsonanten verpanzert], bei deren Niedertritt der Boden dröhnt, wäre wohl imstande, den leichten, flüchtigen griechischen Hexameter in seinem schwebenden Gange, der kaum die Spitzen des Grases krümmt, nachzubilden? — Aber demohngeachtet — —

A. So? das erkennen Sie doch? Demohngeachtet aber wollen Sie, daß eine Sprache, die weit weniger und ganz andere Gelenke hat, einer Sprache, die ganz und gar Gelenk ist, ihre Zaubertünste nachmache? — Wozu, ums Himmels willen! jene Prostitution für sie selbst? Wozu die Nichtbefriedigung und das Mißvergnügen der Zuschauer? — Der Grieche tanzet Heldentanz; der Deutsche, der das nicht kann, schreitet dafür Heldenschritt. Kommt nun jeder auf seine Weise mit Ehren ans Ziel, so ist der Zuschauer zufrieden. Aber wie, wenn der letzte den Tanz des ersten plump nachtanzte? Wie widerwärtig dem Zuschauer! Wie fatal die Vergleichung für den ungeschickten Tänzer!

B. Mit Gunst! Nicht so despektierlich von unserer deutschen Muttersprache! So plump und unbiegsam ist sie denn doch wahrhaftig nicht. Ich sollte denken, wir hätten gar herrliche deutsche Gedichte in Hexametern und anderen griechischen Silbenmaßen, denen an griechischem Wohlklang nichts abgeht.

A. Ei, Lieber, dawider hab' ich ganz und gar nichts. Doch hören Sie mal! Bekanntlich ist unsere Sprache, schier vor allen ihren Nachbarinnen, die ärmste an Reimen. Jeder reimende Dichter wird's erfahren haben. Und doch haben wir sowohl kleinere als größere Gedichte, die vortrefflich gereimt sind. Bei dem allem sind Sie und kein Deutscher, nicht für eine Million, imstande, Homers Ilias in gereimten Versen zu verdeutschen. Das müßte freilich nicht gut sein, wenn in der großen vollen Schatzkammer unserer Sprache nicht so viel bequemer Stoff sich finden sollte, um ein oder anderes griechisches, willkürliches Versgebäude aufzuführen. Aber das Homerische, Iliadische! Nun und nimmermehr führen Sie's damit auf. Bei einem willkürlichen Gedichte ist auch der Gang des Geistes willkürlich. Wo die Sprache rauh und uneben ist, da geht man nicht hin. Aber wie, wenn nun dem Dichter das ganze Thema, bis auf die kleinste Ausdehnung seines Inhalts, wie dem Übersetzer der Ilias, vorgezeichnet ist? Muß sich da die Sprache nicht überall nach der vorgeschriebenen Marschroute bequemen? Wie wenn nun, zum Beispiel, der Grieche eine vortreffliche Schilderei in den herrlichsten Hexametern dargestellt hätte, den armen Deutschen aber verließe völlig seine ganz anders artikulierte Sprache, diese Schilderei, nach Sinn, Ausdruck und Wohlklang, in deutschen Hexametern zu verhomerisieren? Müßt' er da nicht entweder ganz vom Original abweichen, oder für die schönsten griechischen abscheuliche zermarternde deutsche Hexameter geben? —

B. All Ihr Kontra, Freund, geb' ich zu. Es sei dem Deutschen oft unmöglich, den Wohlklang des griechischen Hexameters, mit allem seinem Inhalt, nach-

zubilden! Noch mehr, er sei es nirgends imstande! Aber wird dem Übersetzer bei jeder anderen Versart das nicht ebenso begegnen?

A. Ich dächte nicht.

B. Fragen sie nur Bürgern, ob ihm bei seinen Jamben jene Schwierigkeiten nicht zu Hunderten aufgestoßen sind? Wenn er aufrichtig ist, so wird er Ihnen gestehen, daß sich oft viel eher Sprachstoff zu einem schönen Hexameter, als zu schwer daherschreitenden Jambus finde. Und wenn das wahr ist, so ist auch wahr, daß der deutsche Hexameter, trotz allen seinen Unvollkommenheiten, dennoch wegen seiner mehr abwechselnden Harmonie vorzuziehen gewesen wäre.

A. Schade, daß B. auf Ihre an ihn gerichtete Appellation nicht gleich Bescheid geben kann. Aber ich will einmal aus seiner Seele antworten, wie ich's ihm zutraue und bei ihm zu verantworten gedenke.

Angenommen, daß B. nicht Knall und Fall sich hingesetzt, die erste die beste Versart ergriffen, und ohne weiteres Bedenken drauf los gedolmetscht, sondern der Übersetzungsgedanke erst lang' in ihm gewoget und gegoren habe, eh' er noch eine Zeile aufs Papier geworfen; so konnt' es nicht fehlen, es mußten, während dieses Wogens und Gärens, mehrere mögliche Einkleidungsarten, als da sind Prose, Hexameter, ganz freie namenlose Versart, Alexandriner, griechischer und deutscher fünffüßiger Jambus u. s. w. sich ihm darstellen und ihre Dienste anbieten. Es mußt' ihm einfallen, daß es nicht gleichgültig sei, welche Art er wähle, sondern unter allen nur eine sein müsse, durch welche er seinem Zwecke am nächsten kommen könne. Ich glaube ferner voraussetzen zu dürfen (wenn ich B. nicht anders für den unbesonnensten Tappzu halten soll), daß er mit jeder Art wirkliche Versuche angestellt habe. Nun hören Sie weiter! Dies also vorausgesetzt, so hat er bei seinen Versuchen gefunden, — denn er hat's finden müssen, — daß sein Jambus, vor allen anderen Versarten, dergestalt mit der Uranlage unserer Heldensprache übereinstimme, daß Homers Heldengesang in keine andere Versart natürlicher, leichter und ungezwungener sich fügen lasse. Ich wette, daß B. mit hundert, den wahren echten Sinn des Originals darstellenden Jamben viel eher, als nur mit zehn erträglichen Hexametern fertig geworden ist. Wenn uns nun vollends B. dies Zeugnis aus seiner Erfahrung gäbe, sollte man daraus nicht billig als Satz der Wahrheit abstrahieren, daß sein Jambus das einzige, wahre, echte, natürliche heroische Metrum unserer Sprache sei? Man kann sagen, daß neun Zehnteile derselben in dies Metrum recht bequem sich fügen, hergegen kaum ein Zehnteil imstande sei, richtige gute Hexameter zu bilden.

B. Aber woher haben wir denn so viele Hexameter, die fast den ganzen Reichtum unserer Sprache in sich fassen?

A. Leider! Leider! heißt ihr Name Legion. Aber nur einmal gemustert! Lassen Sie das Heer aufziehn, und sehen Sie, ob die meisten nicht mehr jambische oder trochäische Schritte als Hexametersprünge machen. Wie oft stolpern sie bei ihren Sprüngen! Fast nie darf man der Skansion vergessen, wenn sie für das Ohr nur einigermaßen als Hexameter sich bilden sollen. Wie gleitet dagegen nicht der griechische von Zunge und Lippen hernieder! Wie bildet er sich nicht ohne alle Mühe, ja wider unseren Willen, in der Aussprache von selbst! Man deklamiere die deutschen, und man muß sich große Mühe geben, dem Hörer merklich zu machen, daß es Hexameter sind. Man lese dagegen Homers griechischen, — versteht sich, mit richtiger Silbenquantität! — und fast alle Müh' ist verloren, dem Zuhörer den Hexameter zu verbergen. So natürlich ist dieser Vers der griechischen, so unnatürlich der deutschen Sprache! Sehen Sie daher nur auf alle unsere älteren

Gedichte und Verse, ob Sie irgendwo das Polymetrische eines Hexameters antreffen. Skandieren Sie das erste das beste prosaische Buch. Eher skandieren Sie hundert zehnfüßige Jamben oder Trochäen, als nur einen Hexameter heraus. So wenig ist unsere Sprache den bunt- und vieltrittigen griechischen Versarten angemessen! Ebendaher kommen denn auch die fatalen zerzerrten und verschränkten Wortfügungen, die so viele Gedichte in diesen Silbenmaßen verunstalten. Nichts als Nachahmungssucht, verdammte Nachahmungssucht! hat uns auch hier wieder von der Natur abgezogen und gegen den Genius der Sprache empört. Lassen Sie nur einmal erst otaheitische Metra unter uns bekannt sein, was gilt's? so werden wir, geliebt's Gott! auch in diesen Silbenmaßen bald Gedichte machen. Keine deutschpoetische Seele würde je vom Hexameter, oder einer ähnlichen Versart, sich haben was träumen lassen, wenn nicht Griechen und Römer uns vorgegangen wären. Und hätt' es nie eine griechische Sprache gegeben, so gäb' es auch wahrscheinlich noch keine Hexameter. Eine andere Sprache konnt' ihn ebensowenig erfinden, als er der griechischen kaum unerfunden bleiben konnte. In dieser, als in seinem Urelement, lebt und webt er wie der Fisch im Wasser. In der römischen mag er schon weit minder und in den nordischen Sprachen am allerwenigsten gedeihen. Ob nun gleich der Hexameter der vollkommenste Vers ist, so je von den Lippen der Musen gegangen, so würd' er doch einer deutschen Ilias ebenso widernatürlich sein, als etwa eine beigehaltene Wortfügung der Originalsprache, wider den Genius der unsrigen, nur immer sein könnte. Ein jeder red' und singe doch wie ihm der Schnabel gewachsen ist! Homer tat das als Grieche, sang griechisch mit griechischem Schnabel, und würde so eben wieder, mit deutschem Schnabel, auch deutsch gesungen haben. Denn wenn Homer, ein alter Deutscher im Zeitalter der Minnesinger oder Luthers, frei von klassischer Schulfilchserei und poetischer Pedanterei, gelebt hätte, so hätt' er auch, — und das red't mir keiner aus, — seine Ilias in Jamben gesungen. Wenn Sie daher sagen, nicht der Jambus, sondern der Hexameter sei Homers Vers, so ist dies bloß eine relative Wahrheit. Unter dem ionischen Himmel war der Hexameter allerdings Homers Vers, und nicht der Jambus! unter dem nordischen Himmel hergegen ist umgekehrt der Jambus Homers Vers, und mit nichten der Hexameter. Hat nun B. seine Jamben so gut gemacht, als wahrscheinlich der deutsche Homer sie gemacht haben würde, so hat er geleistet, was man von ihm verlangen konnte.

B. Vergessen Sie das Atemholen nicht, liebster Freund! Ist's doch nicht anders, als ob Bürger leibhaftig in Ihnen säße und herausperorierte. Kaum könnt' er sich wohl eifriger seiner selbst annehmen. Fast weiß ich selbst nicht mehr, was ich Ihnen auf all das antworten soll. B. mag sein jambisches Metrum immerhin ganz gut verarbeitet haben; auch dürften ihm Hexameter nicht so von der Faust gegangen sein. Dies könnt' ich allenfalls zugeben. Dagegen aber müssen Sie mir doch auch wieder einräumen, daß, wenn er's möglich gemacht hätte, eine Übersetzung in Hexametern zu geben, die in ihrer Art die Güte seiner jambischen gehabt hätten, sein Verdienst um so viel höher gestiegen wäre. Denn bedenken Sie doch nur! Welche Monotonie! Fast zwanzigtausend Verse hindurch gar keine Abwechselung! Ein beständiges Einerlei! Ein ewiges Klipp klapp! Klipp klapp! Dafür hätte denn doch ein obschon mittelmäßiger Hexameter mehr Wechselklang dem Ohre gegeben.

A. Das sagen Sie da nun wohl so bloß a priori her; und wer mit Ihnen bloß das Ding a priori beklügelt, der sollte denken, man könne kaum mehr recht haben als Sie. Aber a posteriori, Freund, a posteriori! das ist, nach Gefühl des

Ohrs, Herzens und deren Erfahrungen! — Ossian, Milton, Young und alle Briten haben die herrlichsten Gedichte in jambischer oder ähnlicher Versart gesungen, und ich wüßte nicht, daß wer über ermüdende Monotonie ihrer langen Gedichte geklagt hätte. Und warum nicht? Weil dies Metrum in der Natur ihrer Sprache lag. Im Deutschen verhält sich's ebenso. Wie kann dem deutschen Ohre Eintönigkeit zur Last fallen, da es seine ganze — in Vergleichung mit der griechischen — monotonische oder oligotonische Sprache täglich reden hört, mithin völlig daran gewöhnt ist? Das sind nur die klassischen Schulfüchse, die so etwas klügeln. Dem griechischen Ohre möchte freilich unser Jambus eintönig sein, weil das der Polytonie gewohnt ist: aber dem unsrigen ganz gewiß nicht. Überdem ist der deutsche Jambus jener ausgehunzte Klippklapp keineswegs. Prüfen Sie ihn nur mal genauer, so werden Sie unendliche Abwechselung, in Ansehung der Cäsuren und Ruhpunkte, des männlichen oder weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederschwunges derselben, der bald jambisch auf- und bald trochäisch niedersteigenden Füße, und endlich des Zeitmaßes der Silben selbst finden. Freilich wechselt nur immer kurz und lang, und lang und kurz ab; aber selbst in der kürzeren Kürze und längeren Länge einer Silbe vor der anderen ist so viel Verschiedenheit, daß sie kaum sich ausrechnen läßt. Ängstlich skandieren darf man freilich nicht, und das darf man nirgends, sondern man muß deklamieren, wie sich's gehört.

B. Wahrhaftig! Bürger hat Ursache, Ihnen zu danken, daß Sie ihn so verfechten. Aber zweifelhaft lassen Sie mich doch immer.

A. An ihren Zweifeln, Freund, ist die Hartnäckigkeit des klassischen Vorurteils schuld. — Noch einen politischen Grund will ich hinzufügen, wonach B. wohl getan hat, die jambische Versart zu wählen. B., glaub' ich, kannte sein Publikum zu gut, um nicht versichert zu sein, daß, wenn's zum Stimmensammeln käme, sein Jambus nicht immer die mehrsten davongetragen haben sollte. Denn, unter uns! den Hexameter und alle die griechischen Odensilbenmaße können die wenigsten im Deutschen leiden. Besonders den Altfranken, — und derer sind doch die meisten, — sind sie ganz unausstehlich. Vielleicht hat sich also B. bei dem größeren Teile des Publikums einschmeicheln wollen. Hätt' er sogar eine gereimte Ilias möglich machen können, ganz in Balladenmanier, so glaub' ich, er hätt' auch die vorgezogen und, fürwahr! mit besserem Glücke. B. scheint überhaupt von denen zu sein, die sehr mißbilligen, und dem Interesse der Poesie, die nicht für den Gelehrten allein, sondern fürs ganze Volk sein soll, schnurstracks entgegen halten, gelehrte Sonderheit zu suchen, und zu verlangen, daß das Volk, wider Lust und Belieben, diese Sonderheit als haut goût gern schmecken und genießen solle. Unstreitig ist seine Maxime, wenn nicht allen, dennoch den meisten, — versteht sich, ohne weder sich selbst, noch der Dichtkunst was zu vergeben, — zu gleicher Zeit zu gefallen. Und in der Tat ist dies das einzige wahre Ziel poetischer Vollkommenheit. Das Ziel, wo diejenigen Günstlinge allwaltender und umfassender Natur stehen, die man allein Dichter der Nationen nennen kann. Sie sind die gewaltigen Herzensbezähmer und Zauberer, die ihre güldenen Stäbe nie vergebens zucken, und über jedes Zeitalter in immer lebendiger Kraft herrschen. Nie verrauchen die Opfer auf ihren Altären, und unvergänglich blühen ihre Kränze, indessen die klassischen Schulfuchsereien im Staub antiquarischer Trödelbuden vermodern.

B. Dichten Sie Bürgern nur nicht mehr Weisheit an, als er wirklich ins Spiel gebracht haben mag.

A. Wollen hören, was er sagen wird! Mit nächster Post schreib' ich an ihn.

Hab' ich, mein Wertester, Ihren Disput getroffen? Sie werden über mich und meine Wahrsagerei lachen. Mögen Sie doch! Wenn Sie sich nur nicht schämen müssen. Hab' ich Ihnen indessen etwas Absurdes in den Mund gelegt, so ist's Ihre eigene Schuld. Ich wär' auf den Einfall, Ihren Disput auszugrübeln, nicht gekommen, wenn Sie mir selbst ein bißchen mehr davon detailliert hätten. Dem sei nun aber wie ihm wolle, so ist alles das, was ich Sie (in der Person des Hrn. A.), habe sage lassen, meine Meinung, und es bleibt mir nichts übrig hinzuzufügen, als etwa noch ein erläuterndes Exempelchen, das Sie unmöglich wissen konnten. Ein Exempelchen, welches die unendliche Abwechselung, in Ansehung der Cäsuren und Ruhpunkte, des männlichen oder weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederschwungs derselben, der bald jambisch auf- bald trochäisch niedersteigenden Füße, und endlich des Zeitmaßes der Silben selbst, hoffentlich noch handgreiflicher machen soll. Ich habe Leuten von seinem Ohr den Anfang der dritten Rhapsodie der deutschen Ilias vorgelesen:

Als jeglich Heer, samt seinen Obersten,
Geordnet war, zog mit Gekreisch und Lärm,
Den Vögeln gleich, der Troer Schar einher.
So lärmet durch die Luft ein Kranichflug,
Von Schlackerwetter und Dezemberfrost
Verscheucht, und lärmet übern Wogenstrom
Des dunkeln Ozeans dahin, und bringt
Herab von oben den Pygmäen Mord
Und Untergang durch schwere Fehd' ins Land.
Doch die Achäer rückten still heran,
Mutschnaubend und gefaßt in ihrem Sinn,
Für einen Mann zu stehn. Wie wenn der Süd
Die Wipfel des Gebirgs in Nebel hüllt,
Verhaßt dem Hirten, aber günstiger
Dem Dieb als Mitternacht; denn ringsumher
Kann Steinwurfsweite kaum das Aug' erschaun:
So stieg, von ihrem Fußtritt aufgewühlt,
Der Staub in Wirbelwolken in die Luft.
Denn rasch durchwandelten sie das Gefild.

Ich habe die Leute auf ihr Gewissen gefragt: Lieber, sagt mir, klingt Euch das zu eintönig? Könntet Ihr's wohl einige Stunden, durch ein paar tausend Verse hindurch, so fort tönen hören? Und sie haben mir auf ihr Gewissen geantwortet: Ja! sie könnten's.

Sehen Sie, das ist blanke bare Erfahrung. Was a posteriori wahr ist, muß es auch a priori sein. Woher kommt das aber? Wohl sonst von nichts als der großen und für ein deutsches Ohr völlig hinreichenden Abwechselung, die wirklich, trotz allen Kalumnianten, in diesen Versen liegt. Das werden Sie nun zwar schon von selbst, wiewohl noch dunkel, sehen, hören und fühlen. Aber ich will Ihnen das Ding noch näher rücken. Sie sollen deutlich sehen, und deutlich hören und fühlen, daß Ihnen Ohren und Nerven gellen. Ich setze jene Verse nochmals, nach ihren verschiedenen Cäsuren und

Ruhpunkten, nach dem Auf- und Niederschwunge ihrer Perioden, kurz, nach ihrer ganzen fähigen Abwechselung und mit Bemerkung des veränderlichen Zeitmaßes der Silben selbst her. Das Maß sowohl der langen als der kurzen Silben teil' ich nur in drei Grade ab, wiewohl Sie mir am Ende einräumen werden, daß es sich noch viel weiter abstufen lasse.

Die langen Silben bezeichne ich so:

¯ ¯ ¯
lang 1, länger 2, am längsten 3.

Die kurzen hergegen so:

˘ ˘ ˘
kurz 1, kürzer 2, am kürzesten 3.

Von den Zwitterſilben, die kurz und lang gebraucht werden können, bemerke ich diejenigen, die mehr lang als kurz sind, mit ⏑, und die, welche mehr kurz als lang sind, mit ⏒.

Nun einmal aufmerksam gelesen, gemessen, gewogen! Dann Buch zu! Untern Tisch mit dieser klassischen Kleinelei, der ich mich zum ersten- und letztenmal in meinem Leben hiermit schuldig mache!

˘ ¯ ¯
1 2 ⏑ 3
Als jeglich Heer,

˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ˘ ¯ ˘ ¯
1 2 2 2 2 ⏒ 3 2 1 3
Samt seinen Obersten, geordnet war,

˘ ¯ ˘ ¯ ¯
1 1 3 3 ⏒ 3
Zog mit Gekreisch und Lärm,

˘ ¯ ˘ ¯
2 2 2 3
Den Vögeln gleich,

˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯
2 1 2 3 1 2
Der Troer Schar einher.

˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯
3 3 2 2 3 2 1 2 1 2
So lärmet durch die Luft ein Kranichflug,

˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯
2 2 2 1 ⏑ ⏒ 3 3 3 2 1 3
Von Schlackerwetter und Dezemberfrost verscheucht,

¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯
⏒ 2 2 2 1 3 2 3
Und lärmet übern Wogenstrom

˘ ¯ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯
2 2 ⏑ 3 3 2 3 2
Des dunkeln Ozeans dahin,

¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ¯
⏒ 2 3 2 2 3 2 ⏒ 1 3 3
Und bringt herab von oben den Pygmäen

– – ⏑ –
2 ⏓ 2 1 2
Mord und Untergang
– ⏑ – ⏑ –
⏒ 3 3 3 1 2
Durch schwere Fehd' ins Land.
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏒ ⏓ 3 3 3 2 2 2 3 1
Doch die Achäer rückten still heran,
– ⏑
⏒ 3 1
Mutschnaubend,
⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏓ 3 2 2 2 1 1
Und gefaßt in ihrem Sinn,
⏑ – ⏑ – ⏑ –
1 3 3 2 3 3
Für einen Mann zu stehn.
⏑ – ⏑ –
1 2 2 3
Wie wenn der Süd
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –
2 2 2 ⏓ 3 3 2 3 2 2
Die Wipfel des Gebirgs in Nebel hüllt,
⏑ – ⏑ – ⏑
2 2 1 2 2
Verhaßt dem Hirten,
– ⏑ – ⏑ ⏑ –
3 2 3 3 ⏓ 1 3
Aber günstiger dem Dieb
⏑ – ⏑ –
1 2 2 2
Als Mitternacht;
⏑ – ⏑ – – – ⏑
1 3 1 3 ⏒ 2 ⏒ 3 3
Denn ringsumher kann Steinwurfsweite
– ⏑ – ⏑ –
3 1 3 2 3
Kaum das Aug' erschaun:
⏑ –
1 3
So stieg,
⏑ – ⏑ – – ⏑ –
2 3 2 3 ⏒ 3 3 3
Von ihrem Fußtritt aufgewühlt,
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ –
2 3 2 3 2 2 2 ⏓ 3 2
Der Staub in Wirbelwolken in die Luft.
⏑ – – ⏑ ⏑ ⏑ –
1 2 ⏒ 2 2 ⏓ 1 ⏓ 3 2
Denn rasch durchwandelten sie das Gefild.

Nun, bitt' ich, sagen Sie mir, ob sich gegen die so frappante Verschiedenheit und Abwechselung noch was einwenden lasse? Es müßte denn anders der Einwand gegen meine Zeitwage gelten. Eine Uhr freilich, selbst mit einem Sekundenzeiger, läßt sich hier nicht gebrauchen. Aber ich habe mit großem Fleiß, und ich möchte sagen, genauer gemessen, als man die Schwere eines Dukatens auf der Fingerspitze zu wägen pflegt. Sie werden an obigem Beispiel überall wahrnehmen, wie fast alles sich mehr ins längere zieht, und finden, daß der längsten Silben – ungleich mehr als der kürzesten ⏑, ferner der längeren – immer noch mehr als der kürzeren ⏑, hergegen der langen – weniger als der kurzen ⏑ sind. Von den Zwittersilben werden sich, wenn nicht in obigem kleinen Exempel, doch in der ganzen Sprache mehr solche ⏒ als solche ⏑ finden. Alles dieses beweist das Volle, das Langtönende unserer Sprache, welches auch ebendaher zum Hexameter sich nicht schickt. Denn z. B. der griechische Daktylus besteht meist aus Silben, – ⏑ ⏑ oder – ⏑ ⏑, und so muß auch der rein und wohlklingende Daktylus beschaffen sein. Aber wie viele solche Daktylen haben wir für den deutschen Hexameter? Wenige sind kaum so – ⏑ ⏑, mehrere fallen so aus ⏒ ⏑, und diese schon wollen nicht recht mehr über die Lippen. Wie unangenehm sind vollends die ⏒ ⏒, über die man in vielen deutschen Hexametern so oft hinstolpern muß! Wieviel Daktylen haben wir, worin die beiden kurzen Silben, jede ein halber Zeitschlag, zusammengenommen der ersten langen, ein ganzer Zeitschlag, ($1\frac{1}{2}\frac{1}{2}$) gleich wären, wie doch meistenteils sein sollte? Der vollkommen gleichsilbigen Spondäen haben wir ebenfalls so wenig. Die meisten fallen in Trochäen aus.

Aus diesen Gründen ist's meine ewige unüberwindliche Meinung geworden, daß eine deutsche Ilias in Hexametern das fatalste Geschleppe, die unangenehmste Ohrenfolter sein würde. Deutschheit würde sich nicht hinein bringen lassen, und Griechheit, daß ich so sage, noch weniger. Eine von beiden aber müßte doch wohl drin sein. Ich strecke meine Hand nach jener aus, weil diese mir unerreichbar ist. Deutschheit, gedrungene, markige, nervenstraffe Deutschheit find' ich auf dem Wege, den ich wandle, und sonst auf keinem anderen. Sie allein vermag's, den Geist Homers mächtig zu packen und ihn, wie Sturmwind, aus Jonien nach Deutschland zu reißen. Komme mir doch nur einmal einer, und versuch' es an einer Homerischen Heldenrede mit Hexametern! — Ich will Ihnen doch, weil ich die dritte Rhapsodie der Ilias sogleich neben mir liegen habe, die Scheltrede Hektors zum Paris, gleich im Anfang der Rhapsodie, noch hersetzen, und die wenigen Verse zwischen der oben schon angeführten und dieser Stelle, des Zusammenhangs wegen, mit abschreiben:

Und als sie bald zum Anfall sich genaht,
Da zeigte vorn, im Vorheer Ilions,
Held Paris sich in göttlicher Gestalt.
Von seinen Schultern hing ein Pardelvlies,
Samt Schwert und Bogen, nieder. Jede Faust
Schwung, scharf bespitzt mit Eisen, einen Arf.*,
Und fürchterlich rief er die Tapfersten
Des Griechenheers zum Gegenkampf heraus.
Sein nahm der Degen Menelaus wahr,
Als er voran mit weiten Schritten ging.
Wie sich der Leu in seinem Hunger freut,
Wenn er einmal auf vollbeleibten Raub —
Entweder einen hochgekrönten Hirsch
O'r**) eine Gemse — trifft, und gierig ihn erpackt
Und in sich schlingt, ob hart gleich hinterdrein
Die Meute rascher Hunde bellt und nach
Ein Trupp von rüstig jungen Jägern setzt:
So freut' auch Menelaus sich, als er
Voran den schönen Paris schreiten sah,
Und schwung, der Rach' am Falschen schon gewiß,
Vom Wagen vollgerüstet sich herab.
Dem schönen Paris aber, als er ihn
Im Vorheer schimmern sah, erschrak das Herz.
Rasch wich er ins Getümmel seines Heers
Voll Todesscheu zurück. Wie, wenn der Hirt
Im Waldgebirg' auf einen Drachen trifft,
Und, graß und grausend durch den ganzen Leib,
Zusammenschrickt, sich aufrafft und entrinnt:
So fuhr der schöne Paris grausenvoll
Ins Heer des stolzen Ilion zurück.
Und Hektor sah's und fuhr ihn scheltend an:
„Elender Wicht, mit aller Wohlgestalt!
„Nichts als Verführer! Nichts als Weibergeck!
„Daß du doch nie geboren, oder doch
„Nur ehlos wenigstens gestorben wärst!
„Das wollt' ich, das! Weit besser wär's, als so
„Als aller Welt ein solches Schandmal sein.
„Ha! welche Lache der Achäer nun
„Erheben wird, der ob der Schönheit dich
„Für Troas tapfersten Verfechter hielt!
„Dich, dem's doch ganz an Mut und Kraft gebricht!
„He! warst du der, als du Gefährten warbst,
„Mit Reiseschiffen durch das Weltmeer fuhrst,
„Keck unter fremdes Volk dich nistetest
„Und eine schöne, eine Heldenbraut
„Hinweg dem Apischen Gefilde stahlst?

---

*) Arf in unserer alten, wie noch heut in der englischen Sprache, Wurfspieß. (B.)

**) O'r, statt oder. Dies ist ein gewagter Versuch, unsere fatalen langen Bindewörter ins kurze zu ziehen. Sollen uns solche Lumpenwörter, die fast gar keine Bedeutung an und für sich haben, noch länger bei unserer Versifikation kujonieren? In den meisten wohlgebildeten europäischen Sprachen sind sie einsilbig, und das müssen sie sein. Mir deucht, oder in o'r ist so glimpflich zusammengezogen, daß es dem Ohre bei der Aussprache wenig oder gar nicht auffällt. Entweder ist auch eins von denen, wofür ich mit guter Manier ein kürzeres unterschieben wünschte. Opitz sagt in seiner Schäferei von der Nymphen Herzinie statt entweder — oder, entw'd — od'. Besser hielt ich, o'r — o'r zu sagen. (B.)

„Zum Unfall deinem Vater, Staat und Volk,
„Zur Schadenfreude deinem Feind, und dir
„Zur Schande stahlst? Ha! solltest du nicht nun
„Dafür dem tapfern Menelaus stehn?
„Du würdest innen werden, du! wes Manns
„Jungblühende Gemahlin du geraubt!
„Nichts frommen möchte dir dein Zitherspiel,
„Nichts alle Gaben Cythereens, nichts
„Dein Lockenschmuck, nichts deine Wohlgestalt,
„Wenn du hinab in Staub getreten wärst.
„Dein Glück, daß zu verzagt die Troer sind,
„Sonst hätten sie für all das Ungemach,
„Das du auf sie geladen hast, dir längst
„Ein Kleid von Gassenkieseln angelegt."

Sollt' es wohl möglich sein, solche Stellen in Hexametern zu verdeutschen? — Soweit ich poetisches Vermögen besitze, oder nur an höheres Vermögen anderer hinaufsehen kann, glaub' ich, daß einer seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde. Soll mich das Gegenteil überführen, so muß es a posteriori geschehen; durch eine Übersetzung in Hexametern daneben, welcher die meisten oder wichtigsten Stimmen den Vorzug zusprechen. Gern will ich mich dann zum Ziel legen, und meinen ganzen jambischen Plunder ins Feuer werfen.

Sehen Sie, mein Wertester, das ist ohngefähr meine Meinung. Bunt durcheinander aufs Papier hingeworfen. Mancher Grund mag mir entwischt sein, weil ich keine schriftlichen Kollektaneen zu halten pflege. Wissen Sie was mehr für mich, so teilen Sie mir's hübsch mit. Denn ich bin willens, wenn meine Übersetzung herauskommen sollte, ein ausführliches Räsonnement über diesen und ähnliche Punkte voranzuschicken. Diesen Brief indessen können Sie, wenn Sie wollen, in dem T. Merkur, — mit so vielen Noten, als Sie zu machen Lust und Zeit haben, — drucken lassen. Vielleicht ist's gut dazu, daß jeder, der wider mein Unternehmen noch was auf Herzen und Gewissen haben möchte, beizeiten sich damit melde, danach aber, wenn's heißt: ἀ γεγραφα γεγραφα! alles Einwendens sich enthalte. Jetzt! Jetzt komme, wer's ehrlich meint, und Dank von mir und dem Publikum verdienen will! Jetzt kann ich alles, Rat, Bedenken und Einwendung nützen. Was aber hilft hernach mir und dem Publikum die gründlichste Kritik? Aber geben Sie mal acht, Freund, so sind unsere Krittler! Jetzt kommt keiner mit Rat und Tat; danach aber wird des Krittelns kein Ende sein. Gott befohlen!

Bürger.

Ankündigung einer Quart- und Oktavausgabe der deutschen Ilias.

Ich kann den Beifall glänzend nennen, womit meine Proben einer deutschen Ilias von den Weisen und Edlen meines Volkes öffentlich und besonders aufgenommen worden sind, und ich bin daher laute Ehrenerklärung für mein voriges Mißtrauen schuldig. Vergib, mein Publikum, meiner Unwissenheit, welche dich noch in deiner alten gelahrten Kälte, Gleichgültigkeit und Schlafsucht begraben glaubte! Aber wie konnt' ich mir auch je etwas von einem Vorsatze, wie der der Edlen in Weimar ist, träumen lassen? Ich bekenne hiermit zum ewigen literarischen Gedächtnisse, daß, wenn ich nun Ernst aus der Sache, mit welcher ich bisher nur gespielt habe, mache, und auf eine deutsche Ilias lossteuere, die des unsterblichen Vaters der Dichter und Deutschlands nicht unwürdig ist, den Edeln in Weimar vornehmlich der Dank gebührt. Zu ihrer Genugtuung, und weil sie durch ihre erste und einzige deutsche Tat so außerordentlich mein Werk verherrlicht haben, bin ich schuldig, hinwiederum alle Begeisterung und Kraft eines blühenden Lebens aufzubieten, um ihre erste und einzige Tat durch mein Werk, wenn es zustande kommen kann, zu verherrlichen und unvergeßlich zu machen.

Was ich zu geben imstande bin, das ist aus dem Deutschen Museum und Deutschen Merkur vom Jahre 1776 bekannt. Ich will es geben, wenn ich Leben und Gesundheit behalte und diejenige Anzahl von Nehmern sich findet, die ich mir unveränderlich vorgesetzt habe. Die ungeheuere Kraft und Mühe, die Zeit und die häuslichen Vorteile zur Leibesnahrung und Notdurft, die ich aufopfern muß, alle Belohnung oder Erfrischung beiseite gesetzt, kann und wird mir kein Buchhändler vergelten, wenn auch nicht gar mancher ein Ugolino wäre, der an dem Gehirne der armen Autoren nagt und frißt, und davon seinen Schmerbauch mästet.

Kund und zu wissen sei demnach hiermit männiglich, und sonderlich denen, welchen an Homers Ilias und mir etwas gelegen ist, daß ich entschlossen bin, Homers Ilias, in reimfreien Jamben verdeutscht, auf eine gedoppelte Art auf Subskription herauszugeben. —

Homers Ilias.

Übersetzt von Gottfr. August Bürger.

Vorbericht und erster Gesang.

Auch ich stand und ziehe noch immer vor dem Ziele, welches ganz noch kein Schütze getroffen hat,
Ob ich's treffen kann, und Apollon mir Ehre verleihet? Voß' Odyssee.

Ein guter Teil des Rumpfes von dem Adler sitzt wenigstens noch auf der Stange, so viele und so vortreffliche Schützen darunter auch schon danach gezielt haben. Allein ich mußte die Waffen verändern. Meine ersten leisteten nicht, was sie sollten, und ich mit den veränderten konnte. Mag man sich doch verwundern! Mag man doch lächeln! —

Unverblümt und treuherzig von der Sache zu reden, so muß ich bekennen, daß ich zwar vielleicht, ohne Ruhm zu melden, kein schlechtes Gedicht in Jamben würde zustande gebracht haben, aber nimmer und nimmer Homers Ilias, wenn ich auch unumschränkter Beherrscher beider Sprachen gewesen wäre. Die jambische Verdeutschung war meine erste Jugendidee, und ich trieb die Hartnäckigkeit ziemlich weit, auch den eigenen besseren Einsichten des Mannes nicht nachgeben zu wollen. Ich bereue indessen die Zeit und Mühe nicht, welche ich an eine jambisierte Ilias, die wirklich auch größtenteils fertig geworden ist, aber nie öffentlich erscheinen wird, verwendet habe. Denn ich fühle, wie mich diese athletische Anstrengung gestärkt hat. Das lange, beharrliche und dennoch oft vergebliche Durchwühlen des ganzen Sprachschatzes mußte mir notwendig eine genauere Kenntnis desselben erwerben, als ich sonst jemals erlangt haben würde. Wenn ich nunmehr wirklich etwas in der Sprache vermag, und eine größere Geschmeidigkeit der Glieder mir half, mich näher an mein Original zu schmiegen, als irgend einer meiner Vorgänger, so habe ich es vielleicht bloß jener Übung zu verdanken.

Meine neue Arbeit nähert sich nunmehr ebenfalls ihrer Vollendung. Es möchte scheinen, als wollte ich damit alle Werke meiner Vorgänger, und sogar auch der besseren unter ihnen, ganz niedergearbeitet haben. Wer mir aber diesen Dünkel beimißt, der beurteilt mich ganz falsch. Ich leugne zwar nicht, daß ich es möchte, wenn ich könnte. Allein sowohl die Stolbergsche Übersetzung, als die neue Leipziger des Ungenannten, haben zu viel eigentümliche angeborene Schönheit und Stärke, daß niemand, wär' er auch gleichfalls und noch so reichlich in diesen Tugenden ausgerüstet, jene ihres blühenden Daseins wird berauben können. Die Leipziger achte ich keineswegs für so geringe oder mittelmäßig, als zwei Kunstrichter, — oder vielleicht nur einer in zweierlei Larven, — im Deutschen Museum zu tun scheinen, wiewohl ihr Tadel in den angeführten Stellen größtenteils gerecht ist. Nur berechtigten diese gerügten einzelnen

Stellen nicht allerdings, den Tadel über das Ganze in dem Maße auszugießen, als dort geschehen ist.

Graf Stolberg würde an der Ilias, wie Voß*) an seiner Odyssee, wenig oder nichts zu tun übrig gelassen haben, wenn der Fleiß seinen hohen, mit allzu raschem Ungestüm fortstrebenden poetischen Genius mehr im Zaume gehalten hätte. Er flog, im ganzen genommen, ziemlich die Richtung der homerischen Bahn, sah aber nicht immer scharf genug vor sich hin auf Gleis und Fußstapfen. So schweifte er denn öfters bald hier, bald dort aus dem Gleise, nicht selten zwar mit schönerem Schwunge, oft aber auch mit Straucheln. Beides sollte jedoch nicht sein, wenn man keine andere als Homers Bahn fliegen will. Es ist alsdann eines der allerersten Hauptgesetze, dem Alten alles nachzutun und sogar ihm nachzustraucheln. Stolbergs hoher und feuriger Genius ist zwar eine herrliche Tugend. Aber eine Homerische Übersetzung erfordert auch unendliche Klauberei des Fleißes. Übrigens verstand mein edler Mitbuhler damals, als er sein Werk verfertigte, noch nicht, wie jetzt, Sprache und Vers unter sich zu bändigen. Flöge er in seiner jetzigen Kraft noch einmal die Bahn, so versagten mir vielleicht die Flügel, wie sehr sie sich auch fühlten.

Der neue Ungenannte würde mehr geleistet haben, wenn er besser auf Homerheit acht gehabt hätte, und nicht öfters eine so phraseologische, — oder wie soll ich mich deutlich genug ausdrücken? — nicht eine in so wort- und silbenreichen Redensarten sich ergießende Sprache führte. Nichts aber ist dem Homerischen und überhaupt allem poetischen Ausdrucke mehr entgegen, als die aus stillschweigendem Übereinkommen entsprungenen sogenannten Sprachredensarten. Alles das sind flatternde Troddeln an dem goldenen Schwerte Apollons, welche den Schwung und den schärferen Einhieb hemmen. Ich lobe mir es rein und blank in der Faust, wenn auch sonst die Troddeln noch so sehr rauschen und flimmern sollten. Übrigens versifiziert dieser Übersetzer meines Bedünkens im ganzen nicht so tadelhaft, als die in dem D. Museum**) angeführten Beispiele besagen.

Die beiden Übersetzungen werden, trotz der meinigen, wenn diese auch noch so gut geriete, durch eigene innere Lebenskraft sich erhalten. Über die Bodmersche***) aber wollen wir, aus kindlicher Ehrfurcht vor den übrigen großen Verdiensten des verewigten Greises, rücklings den Mantel der Liebe werfen. Der muß dem alten *θειος ἀοιδος, λαοισι τετιμενος*, dem göttlichen Sänger, welchen die Völker verehren, auch nicht einen einzigen Ton richtig abgelauscht haben, welcher sich überreden kann, ihn in dieser Übersetzung wieder zu hören. Ich kann wohl irren; aber ich rede mit Homer,

— wie mir das Herz im Busen gebietet.

---

*) Fr. L. Graf zu Stolbergs Übersetzung der Ilias erschien 1778, J. H. Voß' Übersetzung der Odyssee 1781.

**) Jänner 1783. S. 91. 92. (B.)

***) Des Schweizer Dichters Johann Jakob Bodmer (1698—1783) Homerübersetzung erschien Zürich 1782.

Wer meine Übersetzung nur mit den beiden ersten vergleicht, wird mehr als eine Stelle bei dem einen oder dem anderen schöner finden, als bei mir. Ich finde dieses ebensogut selber. Aber alsdann vergleiche auch, wer es kann, das Original mit uns allen dreien. Vielleicht bin ich der getreueste. Denn unverwandt und bis zum Schmerze habe ich die Augen auf den Punkt gerichtet: dem Homer an Geist und Leib auch das Kleinste nicht zu geben oder zu nehmen. Alles, was, die Unmöglichkeit ausgenommen, darüber oder darunter ist, rechne man mir zum Fehler an. Das Verschönern ist oft eine so große Kunst nicht, als unvermögende prosaische Schwächlinge sich einbilden möchten. Man müßte verzweifelt wenig können, wenn man den Homer nicht auch hier und da zu verschönern imstande sein wollte. Denn so sehr er auch *θειος ἀοιδος, λαοισι τετιμενος* ist, so ist er doch auch manches Mal nicht mehr, ja wohl gar weniger, als unsereiner.

Gern gebe ich zu, daß man sich an dem Homer noch auf mancherlei Weise mit Ehre versuchen könne. Sechzig mag sein der Königinnen, achtzig der Kebsweiber, und der Jungfrauen keine Zahl! Aber dennoch muß eine sein die Taube, eine die Fromme, eine, welche ist ihrer Mutter die Liebste, und die Auserwählte ist ihrer Mutter. Schöner vortrefflicher deutscher Iliaden, sowie eben auch griechischer, mag der Schoß der Möglichkeit vielleicht noch genug in sich enthalten. Denn wer will, wer kann dem unausmeßlichen Vermögen des menschlichen Geistes Schranken setzen? Und vielleicht läßt sich nicht bestimmen, welche von den vielen möglichen, oder dereinst noch wirklichen, den übrigen den Vorzug abgewinne. Aber gleichwie, vermöge metaphysischer Gesetze, Homers einzige griechische Ilias nicht zweimal da sein kann, also dächte ich, könnte auch nur ein einziges Mal die eine, die höchst getreue, höchsthomerische Verdeutschung jener, die gleichsam auf der Grenze des non plus ultra der deutsche Widerhall des griechischen Originals wäre, vorhanden sein. Diese Einzigkeit wird mir zwar vielleicht in sich wohl zugegeben. Aber wer bringt sie ganz in seine Gewalt? Auch die Starken mögen zu hunderten daran zupfen und rupfen; mögen immer einer mehr davon an sich reißen als der andere, aber das Ganze, das Ganze! Wer erobert das? — Kein Mensch in der Welt erstrebt das alles, was ihn gleichwohl zu erstreben möglich wäre. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich den feurigen, stolzen Wunsch hege, ein so vollendetes dauerndes Werk der Treue aufzustellen, welches, wenn es auch nicht überall und bis zum kleinsten das Äußerste, oder wohl gar Unmöglichkeiten, deren doch gewiß nicht wenige sind, möglich macht, dennoch jedes Getreuere, im ganzen genommen so lange ausschließt, als unsere Sprache diejenige bleibt, die sie jetzt ist. Diesen Wunsch zu erstreben, bot ich mein ganzes Vermögen auf und werde es ferner noch aufbieten. Weil aber meine Augen die Augen eines einzigen, und weder allsehend, noch auch vielleicht nur vielsehend sind, so will ich aller Augen, die sehen können und wollen, zu Hilfe nehmen, ehe ich meine Arbeit in einer besonderen Ausgabe der letzten Hand unveränderlich in das Publikum sende. Zu dem Ende soll meine ganze Ilias,

Gesang für Gesang, in diesem Journale, wenn das dem Publikum nicht zuwider ist, als ein Aushang erscheinen, und ich lade alle sutores ultra et citra crepidam hiermit feierlichst ein, ihr Heil auf alle mögliche Art daran zu versuchen.

Ich verspreche mir von dieser, obwohl bisher noch ziemlich ungewöhnlichen, dennoch sehr bequemen Art, Urteile, Erinnerungen und Ratschläge über ein Werk der Kunst einzusammeln, welchem man Vollendung und Dauer zu geben sucht, fast mehr Vorteil, als ein Odeum der Alten gewähren konnte. Denn da ich mein Werk in kleineren Teilen nach und nach schriftlich der Musterung unterwerfe, so behalten die Prüfer Muse und Lust, sich desto tiefer auch in einzelne Kleinigkeiten des Sprachausdrucks sowohl, als der Rhythmik und Versifikation, durch und durch einzulassen, als woran mir hauptsächlich gelegen ist. Allgemeine, unbestimmte, mit keinen Beispielen belegte Aussprüche des Lobes oder des Tadels, wie sie gewöhnlich aus unseren Rezensionsbuden erschallen, können mir nichts helfen, wenn sie vielleicht auch richtig wären. Ich meine damit jene Lob- und Tadelformulare, welche mutatis mutandis, wie ein Gevatterbrief, auf alles passen, und zu Nutz, Heil und Frommen des Handwerks wohl in eine Art von vollständiger Notariatskunst durch irgend einen neuen Markulf oder kritischen Beck zusammengetragen werden könnten. Wer mit weiter nichts als einem solchen Formularurteil andienen kann, der bemühe sich lieber ganz und gar nicht. Dagegen aber werde ich den gründlichen, zergliedernden Kunstrichter, und vollends gar denjenigen, welcher statt der mit Recht gerügten Stellen wahre und offenbare Verbesserungen vorschlagen kann, im Geiste umarmen, herzen und küssen. Sollte mir es übrigens nicht vergönnt sein, jeden Ausdruck, jeden Vers irgend eines meiner Vorgänger, den mir entweder Gründe oder auch das Wort eines Mannes von bewährtem Ansehen als besser werden empfehlen können, künftig in meinen Text aufzunehmen? Denn da mir wahrlich fast mehr an der glücklichen Ausführung der Sache als an der Ehre meines persönlichen Anteils gelegen ist, so will ich diese gern mit dem ganzen Publikum teilen. Immerhin sei es hernach nicht meine, sondern die Übersetzung der ganzen Nation. Ich denke nicht, daß jemand die Umstände und das Aufheben, welche ich hier mache, übertrieben, abgeschmackt und lächerlich finden werde; er müßte denn anders die Kunst lebendiger Darstellung, sowie das edle, nicht jedermann von Gott verliehene Seelenvermögen, worauf sie sich gründet, und eins der wichtigsten Mittel, deren sie sich bedient, die Sprache, die nie göttlich genug zu verehrende Sprache! Sie, das teuerste, heiligste Werkzeug des wirkenden Menschengeistes, sie, welche zu allen anderen Wissenschaften spricht: Ohne mich könnt ihr nichts tun! alles das müßte er also für Lumpereien und unter der Würde männlicher Bemühungen halten. Solcher gibt es nun freilich unter allen Zünften unserer Gelehrtenrepublik, und ihre Schriften sind auch gemeiniglich Zeugen ihrer Gesinnungen. Aber dafür kommt auch kein in irgend einer Wissenschaft geschmacklos, nachlässig und liederlich geschriebenes Werk, trotz seinem sonst guten Inhalte, auf den dritten Erben. Enthält es

Gold, so schmelzt es oft schon der Sohn aus, und wirft die übrige Schlacke unter das Kehricht. Nur an dem im kleinen, sowie im großen, richtig und schön ausgebildeten, überall rein abgeglätteten Werke kann der Zahn der Zeit so leicht nicht haften. Dies sei im Vorbeigehen ein zwar kurzer, aber doch vielleicht besonders für das jetzige Zeitalter nützlicher Kommentar über das alte Schulbrokardikon: Grammatica est animal ferocissimum, gravissime ulciscens iniuriam sui.

Es soll mir übrigens einerlei sein, ob ich die erbetenen Kritiken gedruckt oder handschriftlich erhalte. Da aber, was die öffentlichen und gedruckten betrifft, der literarischen Märkte jetzt gar zu viele sind, da ich von den meisten ziemlich entfernt wohne, manche wenig oder gar nicht besuche, und von vielen wohl nicht einmal das Dasein weiß, so schlage ich dazu, außer diesem Journale, das der Leser jetzt in der Hand hat, die bekanntesten Zeitschriften Deutschlands, z. E. das D. Museum, den Merkur, das Göttingische und Herrn Adelungs Magazin, die Berlinische Monatsschrift, auch die A. G. D. Bibliothek vor, vorausgesetzt, daß die Herausgeber dieser Schriften die Aufsätze einrücken wollen, als warum ich sie wenigstens hiermit ersuchen will.

Den Ton der Kritiken überlasse ich nach Zeit und Gelegenheit der eigenen Laune eines jeglichen, wie er ihn vor dem Richterstuhle des Geschmacks und anständiger Sitten zu verantworten sich getraut. Es vermehrt vielleicht die Lust an dem Geschäfte, wozu ich ermuntere, wenn ich selbst allen Zwang erlasse. Auf eine gelehrte Klopffechterei ist es zwar ganz und gar nicht angesehen, und ich mache mich keineswegs anheischig, auch nur auf eine einzige Kritik, wäre sie auch noch so geschmacklos, fehlerhaft, ungerecht und beleidigend, schlechterdings zu antworten. Gleichwohl will ich mir auch mit dieser Erklärung die Hände nicht gänzlich gebunden haben, nach Gelegenheit und Muße mich über eines oder das andere zu äußern, wenn mir Gewinn für die Theorie der Kunst daraus zu entspringen scheinen sollte. Vielleicht reizt auch wohl einmal die Erzgeneralfelddummheit — denn die tritt ganz gewiß auch mit auf die Bühne — die Hohnlache zum Ausbruche, oder die Unverschämtheit zu einem Geißelhiebe. Welcher Mensch hat sich immer in seiner Gewalt? Wie du mir, so ich dir! Hanc veniam damus, petimusque vicissim. Aber oft wird das doch nicht kommen. Denn ich bin fast zu sehr schon an die ernste stille Verachtung dessen gewöhnt, welches die Hohnlache, oder die Geißel verdient.

Dixi.

Homers Ilias. Erster Gesang.

Göttin, singe den Zorn des Peleiden Achilleus,
Jenen verderblichen, welcher den Griechen unnennbares Weh schuf,
Viele tapfere Seelen der Helden dem Aides zustieß,
Ihre Leichnam' aber den Hunden und allem Gevögel
Dar zum Raubmal bot. So ward Zeus' Wille vollendet,
Seit der Zeit, da zuerst Agamemnon, Herrscher der Völker,
Und der göttliche*) Held Achilleus hadernd sich trennten.

*) V. 7. Der göttliche, — διος. Ich weiß wohl, daß das Beiwort des Ori-

Welcher der Götter ergab sie der Zwietracht, sich zu befeinden?
Zeus und Letos Sohn. Denn dieser, dem Könige zürnend,
Trieb vergiftende Pest in das Heer. Da starben die Völker.
Denn Agamemnon hatte den Priester Chryses verunglimpft.
Angelangt war der bei den schnellen Schiffen der Griechen,
Seine Tochter zu lösen, versehn mit unendlicher Spende.

---

ginals ganz was anderes und in der Tat weniger sagen will, als das deutsche. Nur fürchte ich beinahe, daß es unmöglich sei, diesem und anderen ähnlichen Prädikaten, welche Homer hier und da Personen und Sachen beilegt, richtigen Gehalt im Deutschen zuzuwiegen. Denn um zu sagen, was an der Sache ist, so haben sie bei ihm oft so viel als gar keinen Gehalt. Es sind Titulaturen des damaligen Zeitalters und, wie überhaupt die Titulaturen aller Zeiten, ohne allen Nachdruck. Da sie uns hergegen ungewöhnlich sind, so erhalten sie, man mag sich auch drehen und wenden wie man will, in der Übersetzung allemal einen gewissen bedeutungsvollen Nachdruck, welches nicht sein sollte. So würde es hinwiederum dem Homer gehen, wenn er unsere Kaiser- und Königs-Titulaturen in seine Sprache übersetzen sollte. Da würden über ihn die allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichsten Titulaturen gewiß nicht so gleichgültig, wie über uns, hinweggleiten. Unsere Titulaturwörter darf man, um vor dem ästhetisch-kritischen Johann Hagel nicht lächerlich zu werden, wohl nicht unterschieben; sonst wäre wohl ein διος διογενης u. s. w. nichts anderes als ein erlauchter, hochgeborner Herr; und man möchte auch lachen, was man wollte, so wäre es doch vielleicht wahrer echter Homerston, so zu übersetzen. Gleiche Bewandtnis hat es auch wohl unter anderen mit den Prädikaten ἱπποδαμος, ἱππστα u. s. w. Man meint wohl wunder, wie richtig, wie schön und poetisch man sie durch Rossetummler, Rossebändiger, Rossebezähmer gegeben habe. Aber auch immer richtig und homerisch? Ich zweifle sehr; wiewohl ich freilich in Ermangelung richtigerer Ausdrücke auch größtenteils bei denselben geblieben bin. Jene sind oft weiter nichts als Benennungen von Standespersonen der damaligen Zeit. So wie aber das Wort Ritter, als Bezeichnung des Standes, keinen besonderen Nachdruck auf sich hat, so wie wir gemeiniglich an nichts weniger als an Reiterei dabei denken und manchen Ritter einen Ritter nennen, der vielleicht nie ein Pferd bestiegen hat: also muß man bei dem Homerischen ἱπποδαμος und ἱππστα oft schlechterdings das Bild von unbändigen Rossen und Wagen, welche der Mann zu bändigen weiß, von sich entfernen, und sich den Mann bloß als Standesperson denken. Denn es scheint gleichsam der Vorzug einer höheren Klasse gewesen zu sein, mit Roß und Wagen ins Feld zu ziehen. Ich habe daher in der Folge diese Herren, um näher mit dem Homer zusammenzustimmen, bisweilen Wagenbetraute genannt. Etwas Ähnliches ist das carborn, ein Beiwort der Ossianischen Helden.

Andere Beiwörter sind gleichsam als nomina propria anzusehen. Sie mochten freilich bei einer merkwürdigen Gelegenheit entstanden sein, und anfangs viel Nachdruck mit sich führen. Allein in der Folge löschte die große Allgemeinheit und Popularität denselben ganz aus, und sie sanken herab zu gemeinen gleichgültigen Namen. Wie wenig oder gar keine Bedeutung und Nachdruck behalten für den Historiker die Namen Harald Harfager, Henry Hotspur, Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und hundert andere noch übrig? Dies sei ein für allemal genug gesagt, um den des Originals unkundigen Leser einigermaßen wieder in den homerischen Ton hineinzuhelfen, wenn ihn hier und da die Übersetzung unumgänglicherweise sollte herausgestimmt haben. (B.)

In den Händen hielt er das Stirnband Phöbos Apollons,
Rings um den goldenen Stab. So fleht' er allen Achäern;
Atreus' Söhnen am meisten, den beiden Feldherrn der Völker.
Atreus' Söhn' und ihr, schön fußgeharnischte Griechen,
Euch verleihen die Götter, olympischer Hallen Bewohner,
Priamos' Stadt zu vertilgen, und glücklich heim zu gelangen!
Aber mein liebes Kind entlaßt mir, und nehmet die Spend' an,
Scheuend Kronions Sohn, den Fernhintreffer Apollon!
Günstig hießen hierauf die übrigen Danaer alle
Phöbos Priester verehren, und nehmen die herrliche Spende.
Nur nicht Atreus' Sohn, Agamemnon, gefiel es im Herzen.
Schnöde wies dieser ihn ab und erhob erschütternde Drohung.
Daß ich, o Alter, nicht mehr bei den hohlen Schiffen dich treffe,
Noch so du heut verweilst, noch wiederkehrest nach diesem!
Schützen möchte dich dann nicht Stab des Gottes, noch Stirnband.
Sie entlass' ich nicht, bevor sie das Alter ergreifen
Wird, in unserer Burg zu Argos. Fern von der Heimat,
Schalte sie dort so lang' am Geweb', und versehe mein Bette!
Fort denn! Reize mich nicht! Auf daß du harmlos entkommest.
Rief's. Und zusammenschrak der Greis, gehorchte der Drohung,
Und ging schweigend am Ufer des hochaufstosenden Meers fort.
Einsam aber hernach hinwandelnd, flehte der Alte
Laut zu Apollon, dem Sohne der lockenlieblichen Leto:
Höre mich, Silberbogner, o du, der du Chryse umschirmest,
Samt der herrlichen Killa, und Tenedos mächtig beherrschest,
Smintheus! Hab' ich dir je den holden Tempel bekränzet,
Je dir fette Hüften verbrannt von Farren und Ziegen;
O, so erfülle nun auch mir dies mein Herzensverlangen!
Räch' an den Danaern meine Zähren mit deinen Geschossen!
Also fleht' er; und ihn erhörte Phöbos Apollon.
Sieh, er entfuhr den Höhn des Olympos, zornigen Herzens,
Über der Schulter den Bogen und doppelt verschlossenen Köcher.
Hell erklangen die Pfeil' an der Schulter des Innigergrimmten,
Als er daher sich schwang. Er aber zog wie die Nacht her;
Hielt ohnfern den Schiffen, und sendete sein Geschoß ab.
Grausenvoller Klang entging dem silbernen Bogen.
Erst erlegt' er die Mäuler und hurtigen Hunde der Griechen;
Aber bald bezielt' er auch sie mit den Todesgeschossen;
Traf, und rastlos flammte die Menge der Leichengerüste.
Voll neun Tage beflogen das Heer die Pfeile des Gottes;
Aber am zehnten berief Achill das Volk zur Versammlung.
Here gab's ihm ins Herz, die lilienarmige Göttin,
Denn es jammerte sie, das Volk so sterben zu sehen.
Als nun alles versammelt und dicht zusammen vereint war,
Da erhob sich und sprach der schenkelgeschwinde Pelide:
Atreus' Sohn, nun fürcht' ich, wir werden den vorigen Irrweg
Rückwärts müssen ziehn, dafern wir entrinnen dem Tode.
Denn so Pest als Krieg bekämpfen vereint die Achäer.
Auf denn und laß uns einen der Seher oder der Priester,
Oder der Traumausdeuter, denn Träum' auch kommen von Gott her,
Fragen, warum er so hart uns zürne, Phöbos Apollon?
Reizter Gelübde vielleicht ihn auf, vielleicht Hekatomben?
Will er durch Lämmer erst und auserkorener Ziegen
Opferduft versöhnt, uns von der Plage befreien?
Sprach's und setzte sich hin. Hierauf erhob sich vor ihnen
Kalchas, Thestors Sohn, der Vogeldeuter bewährtster.

Kundig der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft,
Hatt' er gen Ilion schon der Danaer Schiffe geleitet,
Durch die Seherkunst, die ihm Apollon verliehen.
Weisen Sinnes erhob der unter ihnen die Stimme:
O Achill! du gebeutst, Zeus' Liebling, ich soll ihn dir deuten,
Diesen Zorn Apollons, des fernhintreffenden Herrschers.
Wohl, ich will reden! Doch du verheiße zuvor mir und schwöre,
Daß du mich willig mit Mund und Arm dann wollest vertreten.
Denn ich befahre, mir werd' ergrimmen ein Mann, der gewaltig
Durch ganz Argos herrscht, dem auch Achaia gehorchet.
Kräftiger aber zürnt ja ein Fürst dem geringeren Manne.
So er auch heut vielleicht in sich die Galle zurückwürgt,
Nähret er doch nachher so lange den Groll in dem Busen,
Bis er vollführet hat. Drum rede, wirst du mich schützen?
Drauf antwortet' und sprach der schenkelrasche Pelide:
Sage getrost sie an, die Weissagung, wie sie dir kund ist!
Denn, beim Liebling Zeus', Apollon! zu dem du, o Kalchas,
Aufflehst, wann du den Griechen ein Gottesurteil enthüllest:
Keiner, solang' ich leb' und dieses Irdische schaue,
Soll dich mit frevelnder Hand bei den hohlen Schiffen betasten,
Keiner von allen Achäern! Und nenntest du selbst Agamemnon,
Welcher sich doch im Heer den Allergewaltigsten preiset.
Jetzo begann getrost der unbescholtene Seher:
Nicht Gelübde reizen ihn auf und nicht Hekatomben.
Sondern des Priesters wegen, den jüngst Agamemnon entehrte,
Dem er sein Kind nicht entließ, von dem er die Spende nicht annahm,
Sandte der Fernhintreffer dies Weh und wird es noch senden,
Wird den schweren Arm nicht eher vom Würgen zurückziehn,
Bis er dem liebenden Vater das strahlenäugige Mägdlein
Ohne Spend' entläßt und mit heiliger Sühnhekatombe
Wieder gen Chryse führt. Das möchte vielleicht ihn versöhnen.
Sprach's und setzte sich hin. Hierauf erhob sich vor ihnen
Atreus' Sohn, der weitgebietende Held, Agamemnon,
Zornigen Muts. Sein umnachtetes Herz floß über von Ingrimm.
Loderndem Feuer glich sein Auge. Schreckliche Blicke
Schoß er vor allen andern zuerst auf Kalchas und sagte:
Unglücksseher, noch nie sprachst du ein behagliches Wort mir!
Immerdar freut es dein Herz, nur Unheil mir zu verkünden!
Heil hast du mir noch nie verheißen, nie mir gewähret!
Wieder verkündest du heut, als Gottesurteil, den Griechen:
Darum habe dies Weh der Fernhintreffer gesendet,
Weil ich die herrliche Spende für Chryses' Tochter nicht nehmen
Wollen! Freilich behielt' ich sie selbst viel lieber im Hause,
Weil sie mir mehr beinah' als Klytämnestra behaget,
Mein jungfräuliches Weib. Denn nirgends weichet sie dieser,
Weder an Leibesgestalt und Geist, noch Wesen und Künsten,
Dennoch geb' ich sie gern zurück, sobald es uns frommet.
Ich will lieber das Volk erhalten sehen, als sterben.
Aber nun schaffet mir stracks einen Dank, daß allein von den Griechen
Ich nicht danklos bleibe! Denn das geziemte sich nimmer.
Gleichwohl seht ihr ja alle, wie mein Dank anderswo hingeht.
Drauf versetzte der hohe, der schenkelrasche Achilleus:
Überstolzer Atreide, voll Habbegierde vor allen,
Welchen Dank wohl könnten die edeln Achäer dir reichen?
Wüßt' ich doch nirgends viel von hintergelegtem Gemeingut.
Was wir aus Städten bisher erbeuteten, wurde geteilet.
Solches ziemt sich nicht wieder vom Volke zusammen zu fordern.

Sende doch sie nur jetzt dem Gotte zurück! Wir Achäer
Wollen sie dreifach hernach, ja vierfach erstatten, sobald uns
Zeus zur Beute verleiht die festummauerte Troja.
Ihm antwortete drauf Agamemnon, der Herrscher, und sagte:
O mit nichten, so stark du auch bist, gottgleicher Achilleus,
Trüge mich so dein Sinn! So überholst und beschwatzest
Du mich nicht! Selbst willst du den Dank behalten, und ich soll
Darbend sitzen? Zurück soll dies' ich geben? Wohlan, wenn
Einen andern Dank die großgesinnten Achäer,
Meinem Herzen gefällig und meiner würdig, mir reichen!
Reichen sie aber ihn nicht, so komm' ich wahrlich und hole
Von dir selber, oder vom Aias, oder Odysseus
Mir den Dank; und der mag zürnen, welchem ich komme!
Aber hiervon läßt sich demnächst ein andermal reden.
Ziehen wir jetzt vielmehr ein schwarzes Schiff in das Weltmeer.
Wählen tüchtige Schiffer und laden die Sühnhekatomb' ein.
Dieses besteig' alsdann die wangenschöne Chryseis!
Einer der Fürsten sei Führer! Entweder sei es ein Aias,
Oder Idomenus! Entweder der hohe Odysseus,
Oder, Pelide, du selbst, erschrecklichster unter den Menschen!
Daß dein Opfer uns den Fernhintreffer versöhne.
Runzelnd blickt' und rief der schenkelrasche Achilleus:
Wie, du Schamentblößter, du Wuchergieriger, mag wohl
Willig ein einziger Grieche noch deiner Stimme gehorchen,
Einen Gang zu gehn? Mit Feinden tapfer zu kämpfen?
Denn ich zog ja nicht der lanzenkundigen Troer
Wegen hierher in den Streit. Sie haben's an mir nicht verschuldet
Nimmer haben sie mir die Stier' entführt und die Rosse,
Noch in der ackerreichen und völkernährenden Phthia
Je die Saaten verheert. Mich sondert von ihnen die Menge
Waldbeschatteter Berg' und des Meeres Wogengetöse.
Dir, Schamloser, zu Lieb' hat jeder hierher dich begleitet,
Für Menelaos und dich, du Hundsaug', Ruhm zu erstreiten
Von den Troern! Allein das rührt, das kümmert dich gar nichts.
Ja, du drohst sogar, mir meinen Dank zu entreißen,
Den ich so sauer erwarb, den mir die Achäer verehrten!
Wird mir ja doch kein Dank, dem deinigen gleich, wenn die Griechen
Einst die bevölkerte Stadt der Troer werden erobern.
War es mein Arm gleich, der dieses wütenden Krieges
Schwerstes vollbrachte, so ward dir dennoch, kam es zur Teilung,
Stets der viel größere Dank. Ich kehrte, vergnügt mit dem mindern,
Auf mein Schiff zurück, nachdem ich vom Streit erschlafft war.
Darum scheid' ich nunmehr gen Phthia! Es frommet ja mehr wohl,
Heim die geschnäbelten Schiffe zu führen. Doch mein' ich, du werdest
Nicht, da du so mich entehrst, hier Güter sammeln und Schätze.
Ihm antwortete drauf Agamemnon, Herrscher der Völker:
Fleuch nur, gebeut's dir dein Herz! Ich bitte dich ganz und gar nicht,
Meinethalb zu verziehn. Es bleiben, mir Ruhm zu erwerben,
Andere noch vorhanden; vornehmlich Zeus, mein Berater.
Bist du ja doch der verhaßteste mir der göttergepflegten
Könige! Immer nur Freund von Hader, Kriegen und Schlachten!
Bist du vor andern stark, so hat das Gott dir verliehen.
Kehre denn immer nur heim mit deinen Gefährten und Schiffen
Und beherrsche die Myrmidonen! Du kümmerst mich gar nicht,
Gar nichts gilt mir dein Zorn! Vielmehr noch droh' ich dir dies an:
Gleichwie Phöbos Apollon die Tochter Chryses' mir wegnimmt,
Die ich ihm wieder will senden auf meinem Schiff durch die Meinen,

Also komm' ich und nehme die wangenschöne Briseis,
Deinen Dank, dir selbst aus dem Zelt; auf daß du erkennest,
Was ich mächtiger sei als du, und andre sich scheuen,
Mir sich gleich zu stellen und mir entgegen zu streben.
Also sprach er; und Schmerz ergriff den Peliden. Sein Herz schlug
Unter der zottigen Brust*) angstzweifelnd hierher und dorthin:
Sollt' er sein scharfes Schwert der Hüft' entreißen, und vor sich
Alles zur Seite schleudern und niederhaun den Atreiden?
Oder sollt' er stillen den Zorn und zähmen die Rachgier?
Als es noch stürmt' in ihm, und er auch wirklich das große
Schwert der Scheide bereits entzog, da kam Athenäa
Himmelherab. Sie sandte die lilienarmige Here.
Denn gleichliebend war ihr Herz um beide bekümmert.
Hinter ihn tretend, ergriff sie beim gelben Haar den Peliden,
Sichtbar ihm allein; denn sonst erblickte sie niemand.
Grausen durchfuhr den Peliden. Gar schnell erkannt' er im Umschaun
Athenäens Gestalt. Ihn funkelte schrecklich ihr Aug' an.
Und er rief ihr entgegen mit schnellbeflügelter Stimme:
Warum kamst du, o Tochter des schrecklich beschildeten Gottes?
Mich verhöhnt zu sehn von Atreus' Sohn Agamemnon?
Aber ich schwör' es dir zu, und sicherlich wird es erfüllet,
Dieser Übermut soll ihn bald des Lebens berauben.
Ihm antwortete Zeus' blauäugige Tochter Athene:
Deine Wut komm' ich zu besänftigen, so du gehorchest,
Himmelherab. Mich sandte die lilienarmige Here.
Denn gleichliebend ist ihr Herz um euch beide bekümmert.
Nun so enthalte dich denn der Tat und zücke dein Schwert nicht!
Aber mit Worten magst du ihn schelten, wie sie auch fallen.
Denn ich verkündige dir, und traun! so wird es erfüllet:
Bieten soll er dir einst wohl dreimal so herrliche Gaben
Wegen dieser Schmach. Drum zwinge dich itzt und gehorch' uns!
Ihr antwortete drauf der schenkelrasche Achilleus:
Freilich muß ich, o Göttin, wohl euern Worten gehorchen,
Was mein Herz auch wütet; da solches ersprießlicher sein wird.
Denn wer den Göttern gehorcht, wird wieder von ihnen erhöret.
Sprach's und hemmte die schwere Faust an dem silbernen Hefte,
Triebs in die Scheide zurück das große Schwert und gehorchte
Athenäens Gebot. Doch sie fuhr wieder gen Himmel
Auf zu des donnernden Zeus' Palast und den übrigen Göttern.
Aber von neuem begann der Pelide mit scheltenden Worten
Gegen Atreus' Sohn, denn noch entsank ihm der Zorn nicht:
Weinberauschter, von Augen ein Hund, ein Hirsch von Gemüte!
Nimmer, dich mit dem Volke zugleich zum Kampfe zu rüsten,
Oder die Starken des Heers in den Hinterhalt zu begleiten,
Nimmer wagt' es dein Mut! Denn das schon dünkte der Tod dir.
Freilich frommt es wohl mehr, durchs weite Lager der Griechen
Jedem sein Gut zu rauben, der dir zuwider ein Wort spricht.
Volksverschlingender König! Weil du Gesindel beherrschest,
Wahrlich, Atreide, sonst hättest du heut dein letztes gefrevelt!
Aber ich sag' und schwör' es dir zu mit dem heiligsten Eide:
Zeuge dies Zepter! So wahr das nie mehr Blätter und Zweige
Treiben noch knospen wird, nachdem es auf dem Gebirge
Seinen Stamm verließ, ihm Laub und Rinde das Erz nahm,

*) Unter *στηθεσσιν λασιοισι*, der behaarten, der zottigen Brust, nicht etwas äußerlich Physisches, sondern Moralisches verstehen zu wollen, scheint mir nichts als ästhetische Scholiasterei zu sein. (B.)

Und seitdem hierauf die Richter der Söhne Achaias,
Welchen Zeus den Schutz von seinen Gesetzen vertraut hat,
In den Händen es führen: — dies sei dir die höchste Betcuerung! —
So wahrhaftig befällt einst Sehnsucht nach dem Achilleus
Sämtliche Griechen, und du wirst nicht, so sehr du dich härmest,
Retten können, wann viele dem menschenwürgenden Hektor
Sterbend erliegen. Dann wird dein Innerstes Unmut zernagen,
Daß du den tapfersten aller Achäer so wenig geehrt hast!
Also Peleus' Sohn, und warf das Zepter, mit goldnen
Stiften geziert, zu Boden und setzte sich. Gegen ihm über
Wütete Atreus' Sohn. Nun hob der lieblichgestimmte
Nestor sich empor, der tönende Redner aus Pylos.
Seinen Lippen entflossen die Töne süßer als Honig.
Schon zwei volle Geschlechter vernünftiger Menschen, die neben
Ihm erwuchsen und lebten im gottgesegneten Pylos,
Schieden vor ihm hinweg; und jetzt beherrscht' er das dritte.
Weisen Sinnes erhob der unter ihnen die Stimme:
Ach! welch großes Leid befällt das Land der Achäer!
Wohl wird Priamos das und wohltun Priamos' Söhnen,
Sämtliche Troer werden sich hoch im Herzen erfreuen,
Wann sie das alles von euch und euerm Hader vernehmen,
Die ihr die Ersten der Danaer seid im Rat und Gefechte!
Darum höret mich! Denn ihr beide seid jünger, als ich bin.
Hatt' ich ja doch wohl eher mit stärkeren Helden Gemeinschaft,
Als ihr seid, und doch verschmähete deren mich keiner.
Nimmer erblickt' ich Männer, noch werd' ich ihrer erblicken,
Wie Peirithoos war, wie Dryas, der Hirte der Völker,
Käneus, Exadios und der göttliche Held Polyphemos,
Oder Theseus, Ageus' Sohn, den Unsterblichen ähnlich.
Sie, zu den allerstärksten der Erdbewohner erzogen,
Waren die Allerstärksten und stritten den Stärksten entgegen,
Bergcentauren entgegen, die sie mit Schrecken vertilgten.
Seht, mit solchen hatt' ich Gemeinschaft, als ich aus Pylos,
Fern im Lande der Apier, kam! Sie beriefen mich selber
Und ich stritt nächst ihnen, nach meinem Vermögen. Doch keiner
Jetziger Menschenart vermöchte wohl sie zu bekämpfen.
Dennoch hörten sie mich, wann ich riet, und folgten dem Rate.
Also folget auch ihr! denn Folgen ist euch ersprießlich.
Du, wie hoch du auch stehest, entreiß nicht diesem das Mägdlein,
Sondern laß ihm den Dank, so wie die Achäer ihn gaben!
Und du, Peleus' Sohn, sollst nicht mit dem Könige hadern!
Denn noch nimmer ward ein zepterführender König
Gleicher Ehre Genoß. Ihn hat Kronion verherrlicht.
Bist du Stärkere du, der Sohn von göttlicher Mutter,
So ist mächtiger er, weil er den meisten gebietet.
Stille nun deinen Grimm, Sohn Atreus'! Auch den Pelïden
Bitt' ich, seines Zorns sich abzutun. Denn ein großes
Bollwerk ist er den Griechen in diesem fährlichen Kriege.
Ihm antwortete drauf Agamemnon, der Herrscher, und sagte:
Traun! Das alles, o Greis, hast du sehr treffend gesprochen!
Aber dieser Mann will allen andern zuvor sein;
Alle will er beherrschen, will über alle gebieten.
Allen Winke geben, die, deucht mir, keiner verstehn will.
Wenn sie zum Krieger ihn schufen, die ewigwaltenden Götter,
Ließen sie darum ihm zu, auch Lästerworte zu sprechen?
In die Red' ihm fallend, versetzte der hohe Pelide:
Wahrlich, ein feiger Mann, ein Taugenichts müßt' ich ja heißen,

Ließ' ich mir alles gefallen, was du nur irgend daherſprichſt.
Andern gebeut ſo viel! Mir aber ſollſt du nicht alſo
Winken! Denn mir deucht, nicht mehr werd' ich dir gehorchen.
Eins noch ſag' ich dir an, und du bewahr' es im Herzen!
Siehe, mit Händen werd' ich nicht das Mädchen verfechten
Gegen dich noch andre, dafern ihr mir nehmt, was ihr gabet.
Aber von allem, was ſonſt mein ſchwarzes hurtiges Schiff hegt,
Sollſt du das mindeſte nicht mir wider Willen entreißen.
Auf und wag' es einmal! Daß dieſ' auch ſehen, wie plötzlich
Dann dein ſchwarzes Blut um meine Lanze ſoll trieſen.
Alſo haderten dieſe mit widerwärtigen Worten,
Standen auf und trennten den Ratskreis neben den Schiffen.
Peleus' Sohn ſchritt weg zu den tüchtigen Schiffen und Zelten,
Samt dem Menötiaden und ſeinen Kriegesgenoſſen.
Aber Atreides ließ ein ſchnelles Schiff in das Meer ziehn,
Wählete zwanzig Schiffer und lud die Sühnhekatomb' ein.
Endlich führt und ſetzt' er die wangenſchöne Chryſeis
Auf das Schiff. Als Führer beſtieg's der weiſe Odyſſeus.
Eingeſchifft, durchſegelten ſie die ſtrömenden Pfade.
Drauf hieß Atreus' Sohn das Volk ſich reinigen. Dieſes
Reinigte ſich und warf in die Flut des Meeres den Unrat,
Opferte Phöbos Apollon vollkommene Sühnhekatomben,
Rinder und Ziegen am Ufer des unergründlichen Meeres;
Und es wallte der Duft, in Rauch gehüllet, gen Himmel.
Alſo geſchah im Lager umher. Allein Agamemnon
Sagte der Kränkung nicht ab, die er dem Peliden gedrohet;
Sondern rief herzu Talthybios und Eurybates,
Beide gewärtig ſein als Herold' und emſige Diener;
Machet euch auf in das Zelt des Peleiden Achilleus!
Leget Hand an und holt die wangenſchöne Briſeis!
Weigert er ſie, ſo werd' ich ſelber kommen mit mehrern
Und hinweg ſie holen. Das ſoll weit härter ihm fallen!
Alſo ſprach er und ſandte ſie fort mit erſchütternder Stimme.
Ungern wanderten ſie am unergründlichen Meer hin
Und erreichten die Schiff' und Zelte der Myrmidonen.
Ihn erblickten ſie zwiſchen dem ſchwarzen Schiff und Gezelte
Sitzend. Achilleus freute ſich keineswegs des Anblicks.
Jene ſtanden beſtürzt, voll Ehrfurcht gegen den König;
Keiner wagte zu reden, und keiner, etwas zu fodern.
Aber er merkt' es in ſeinem Sinn und redete ſie an:
Freude zuvor, Herold', ihr Boten Zeus' und der Menſchen!
Tretet heran! ihr ſeid nicht ſchuldig! Das iſt Agamemnon,
Welcher euch wegen des Mädchens, Briſeis wegen geſandt hat!
Nun wohlan denn, mein edler Patroklos, hole das Mädchen,
Gib's und laß ſie's nehmen! Sie aber ſollen nun Zeugen
Vor den ſeligen-Göttern und vor den ſterblichen Menſchen,
Sollen mir Zeugen ſein vor dieſem verdammlichen Fürſten:
Wenn man einſt meiner bedarf, zu ſteuern dem ſchmählichſten Unheil
Jener . . ., denn wahrlich er raſt heilloſen Sinnes! So gar nicht
Weiß er die Gegenwart zu durchſchaun, viel minder die Zukunft,
Daß bei den Schiffen dereinſt geſichert die Danaer ſtreiten.
Sprach's. Patroklos gehorchte dem trauten Freund', und führte
Aus dem Gezelt und gab die wangenſchöne Briſeis
Ihnen hin. So kehrten ſie um zu der Danaer Schiffen.
Ungern ging mit ihnen das Mägdlein. Aber Achilleus
Setzte nun weinend ſich, von ſeinen Freunden geſondert,
An das graue Meer und ſchaut' in den dämmernden Abgrund.

Brünstig fleht' er zur Mutter mit ausgebreiteten Händen:
Mutter, da du mich nur zum kürzesten Leben gebarest,
O, so sollte darin der hochherdonnernde Zeus auch
Ehre verweben! Allein er ehrt mich nicht um ein Sandkorn!*)
Ja, es hat Atreus' weitgebietender Sohn Agamemnon
Gar mich geschändet! Er hat mir den Dank geraubt und besitzt ihn.
Weinend sprach er's; und ihn vernahm die erhabene Mutter,
Sitzend in den Tiefen des Meers beim alternden Vater.
Jählings fuhr sie empor aus der graulichen Flut, wie ein Nebel,
Kam und setzte sich dicht vor den Tränen vergießenden nieder,
Streichelt' ihn mit der Hand, und redet' ihn an und sagte:
Kind, was weinest du? Welch Leid beklemmet das Herz dir?
Rede! Verhehle mir nichts! damit auch ich es erfahre.
Tief aufstöhnend versetzte der schenkelrasche Achilleus:
Weißt es! Was soll ich es dir, der Alleswissenden, melden?
Wir belagerten Theben, Eetions heilige Feste,
Und eroberten sie, und zogen hieher mit der Beute.
Richtig teilten die untereinander die Söhne Achaias,
Für Agamemnon erkor man die wangenschöne Chryseis.
Aber Chryses, der Priester des Fernhintreffers Apollon,
Kam zu den schnellen Schiffen der erzgepanzerten Griechen,
Seine Tochter zu lösen, versehn mit unendlicher Spende.
Haltend in seinen Händen das Stirnband Phöbos Apollons,
Um den goldenen Stab, begrüßt' er flehentlich alle;
Sonderlich Atreus' Söhne, die beiden Führer des Heerzugs.
Günstig hießen hierauf die übrigen Danaer alle
Phöbos Priester verehren und nehmen die herrliche Spende.
Nur nicht Atreus' Sohn Agamemnon gefiel es im Herzen.
Schnöde wies dieser ihn ab und erhob erschütternde Drohung.
Zürnend wich der Greis zurück. Es erhört' ihn Apollon,
Als er ihn anrief: denn er liebte den Priester von Herzen.
Und er schoß auf die Griechen Geschoss' des Verderbens; und Völker
Starben auf Völker dahin. Denn überall flogen ins weite
Lager der Griechen die Todesgeschosse des Gottes. Da tat ein
Weiser Seher uns des Fernhintreffenden Rat kund.
Stracks war ich der erste, der riet, den Gott zu versöhnen.
Drob ergriff Agamemnon der Zorn; und jählings erhub er
Sich und drohete mir ein Wort, das jetzo erfüllt ist.
Jene führen nunmehr die dunkeläugigen Griechen,
Samt Geschenken, zurück auf schnellem Schiffe gen Chryse.
Doch mir holten soeben die Herold' aus dem Gezelte
Brises' Tochter, die mir die Söhn' Achäas verehrten.
Nun, dafern du es kannst, nun leiste Hilfe dem Sohne!
Steig' empor zum Olymp, und flehe Zeus, wenn du jemals
Dir durch Worte sein Herz erwarbest, oder mit Taten.
Hab' ich ja doch dich oft daheim in dem Hause des Vaters
Rühmen gehört, wie einst von dem Wolkenverdunkler Kronion
Du, die Einzige aller Unsterblichen, schmähliches Unheil
Abgewendet habest, da andr' Olympier, Here,
Poseidaon und Pallas Athene fesseln ihn wollten.
Aber du kamst, o Göttin, und rettetest ihn von den Banden.
Riefest den Hundertarm hinauf in den hohen Olympos,
Briareus von den Göttern genannt, von den Menschen Ägäon.

---

*) Sandkorn, τυτδον. In der Provinzialsprache würde man noch treffender sagen: Er ehrt mich kein Spürchen. Oder ist dies Wort schon irgendwo in die hochdeutsche Büchersprache aufgenommen? (B.)

Dieser, vortrefflicher noch, als selbst sein Vater, an Kräften,
Setzte sich neben Kronion, in triumphierender Freude.
Vor ihm zagten die seligen Götter und fesselten Zeus nicht.
Dessen erinner' ihn nun! Dich zu ihm setzend, umfasse
Seine Knie und bitt' ihn, er wolle den Troern beistehn,
Wolle schlagen und drängen die Griechen bis dicht vor die Schiffe,
Daß sie insgesamt genießen ihres Beherrschers;
Und auch Atreus' weitgebietender Sohn Agamemnon
Fühle die Schuld, entehrt den tapfersten Griechen zu haben.
Ihm antwortete drauf die Göttin, Tränen vergießend:
Ach! was mußt' ich dich, Kind, gebären zum Unglück und aufziehn?
Daß du doch tränenlos und ungekränket hier säßest,
Da dir ein kurzes nur, ganz kurzes! zu leben bestimmt ist!
Sterblich bist du so früh und über alles doch elend!
Darum gebar ich gewiß dich daheim zur Stunde des Unglücks.
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeschneiten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib' sitzen indes bei den schnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl an den Ozean hin zu den frommen
Äthiopen, und ihn begleiteten sämtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in sein erzbegründetes Haus gehn,
Und sein Knie umschlingen. So hoff' ich, ihn zu bewegen.
Also sprach sie und schied. Sie verließ ihn, inniglich zürnend
Wegen des schönumgürteten Weibes, das wider sein Wollen
Durch Gewalttat ihm entrissen war. Aber Odysseus
Langte zu Chryse an mit der heiligen Sühnhekatombe.
Als sie den Eingang nun des tiefen Hafens gewonnen,
Zogen sie ein und legten ins schwarze Schiff die Segel,
Senkten geschwind an Tauen den Mast herab zum Behälter,
Rückten sodann das Schiff mit den Rudern vollends zur Anfurt,
Warfen die Anker aus, befestigten Seile zum Halten,
Und beschritten nun selbst den Strand des Meeres, und luden
Aus die Sühnhekatombe dem Fernhintreffer Apollon.
Auch Chryseis entstieg dem meerdurchwallenden Schiffe.
Diese führte sogleich der weise Odysseus zum Altar,
Übergab sie den Armen des liebenden Vaters und sagte:
Chryses, mich sendet hierher Agamemnon, der Völkerbeherrscher,
Dir die Tochter zu liefern, und Phöbos die Sühnhekatombe
Für die Achäer zu opfern, auf daß wir den Herrscher versöhnen,
Welcher über die Griechen so schmerzliches Elend gesandt hat.
Sprach's, und führte sie ihm in die Arme. Freudig empfing er
Sein geliebtes Kind. Die herrliche Sühnhekatombe
Ward stracks ausgestellt um den schönerbaueten Altar.
Hierauf wuschen sie sich die Händ' und griffen zum Streukorn.
Chryses aber erhub laut betend vor ihnen die Hände.
Höre mich, Silberbogner, o du, der du Chryse umschirmest,
Samt der herrlichen Killa, und Tenedos mächtig beherrschest!
Wie du mich schon zuvor erhörtest, als ich dich anrief,
Wie du mich ehrtest und hart bestrafest das Volk der Achäer,
Also wollest auch du mir dieses Verlangen erfüllen
Und das schmähliche Weh von den Danaern wieder entfernen.
Also fleht' er, und ihn erhörete Phöbos Apollon.
Als sie nun ausgebetet und aufgeworfen das Streukorn,
Beugten sie hinter die Häls' und schlachteten, zogen die Häut' ab,
Schnitten die Hüften aus, umhüllten sie doppelt mit Fette

Und bestückelten sie. Das alles verbrannte der Alte
Auf gespaltenem Holz und sprengt' es mit feurigem Wein an
Jünglinge standen um ihn, fünfzackige Spieß' in den Händen.
Als sie die Hüften verbrannt und die Eingeweide geprüfet,
Da zerstückten sie auch das übrige, bohrten's an Spieße,
Brieten mit Vorsicht es gar und zogen alles herunter.
Hierauf feierten sie, und setzten das Mahl auf und schmausten.
Keines Herzen gebrach's an voller Gnüge des Mahles.
Als nun aber die Lust nach Trank und Speise gestillt war,
Füllten die Knaben den Kump bis oben zum Kranze mit Wein an
Und verteilten ihn allen umher, in Becher geschöpfet.
Bis an den Abend versöhneten sie den Gott mit Gesange.
Einen schönen Päan sangen die jungen Achäer,
Preisend den Fernhintreffer. Er hört' ihn freudigen Herzens.
Als die Sonne sank und nächtliches Dunkel heraufzog,
Da entschliefen sie neben den Halteseilen des Schiffes.
Als die frühgeborne, die rosenfingrige Eos
Aufging, schifften sie wieder zum großen Lager der Griechen.
Guten Fahrwind sandte der Fernhintreffer Apollon.
Als erhoben der Mast und das weiße Segel gespannt war,
Schwellte der Wind die Mitte des Segels. Die schwärzliche Woge
Rauschte laut um den Kiel, indem von hinnen das Schiff glitt.
Und es eilte dahin durch die Flut und vollbrachte die Reise.
Als sie erreichet hatten das große Lager der Griechen,
Zogen sie wieder hinan das schwarze Schiff an das Ufer,
Hoch auf den Sand empor, und schoben langes Gebälk vor.
Dann zerstreuten sie sich in ihre Schiff' und Gezelte.

Aber noch zürnend saß bei den schnell hingleitenden Schiffen
Peleus' göttlicher Sohn, der schenkelgeschwinde Achilleus.
Er betrat nicht mehr den männerehrenden Ratskreis,
Zog nicht mehr in die Schlacht. Sein Herz in sich zerquälend,
Rastet' er dort, und sehnte sich doch nach Schlacht und Getöse.
Als nun von jener Zeit zwölf Tage waren vollendet,
Kehrten in den Olymp die ewigwaltenden Götter
Alle zurück, und voran ging Zeus. Gedenkend der Bitten
Ihres Sohnes, enthob sich Thetis den Fluten des Meeres,
Stieg frühmorgens hinan zum großen Olympos und fand dort
Sitzend den weithinschauenden Zeus, getrennt von den andern,
Auf dem obersten Gipfel des vielgezackten Olympos.
Allda setzte sie sich vor ihm nieder, umfaßte mit ihrer
Linken seine Kniee, berührte sein Kinn mit der Rechten
Und sprach flehend hierauf zu Zeus Kronion, dem Herrscher:
Vater Zeus, wenn ich je vor den übrigen Göttern mit Worten
Oder Taten dir half, so erfülle mir dieses Verlangen!
Ehre mir meinen Sohn, der der frühhinfälligste aller
Menschen ist. Denn es hat Agamemnon, der Völkerbeherrscher,
Ihn geschändet; er hat ihm den Dank geraubt und besitzt ihn.
Räche du ihn daher, Olympier, weiser Kronion!
Gib so lange nun Sieg den Troern, bis die Achäer
Gnugtun meinem Sohn und die Schmach mit Ehre vergelten.
Also sprach sie, und nichts versetzte der Wolkenversammler
Und saß lange noch schweigend. Doch Thetis hielt ihm die Kniee
Nach wie vor umschlungen und flehte zum andern Male.
Nun, so verheiß' es entweder gewiß und gib mir den Wink drauf;
Oder weigere mir's! Furcht hegst du ja nicht. Daß ich wisse,
Ich sei ganz und gar die geringgeschätzteste Gottheit.
Großen Unmuts voll versetzte der Wolkenversammler:

Heillos ist es fürwahr, daß du mich Heren zu kränken
Reizest, damit sie hernach mich errege durch schmählichen Vorwurf!
Denn sie hadert stets mit mir in der Götterversammlung
Und beschuldiget mich, ich helf' im Streite den Troern.
Mache dich also nur fort, daß Here dich hier nicht erblicke!
Für das übrige will ich sorgen, wie ich's vollende.
Daß du mir aber vertraust, so wink' ich dir zu mit dem Haupte.
Denn dies ist bei den Göttern mein allerteuerstes Zeichen.
Unwiderruflich bleibt, untrüglich ist jede Verheißung
Und wird wahrlich erfüllt, die ich mit dem Haupte bewinke.
Also Kronion, und winkte herab mit den schwärzlichen Wimpern,
Und die ambrosischen Locken des Allbeherrschers entrollten
Seiner unsterblichen Stirn. Ihm erbebte der große Olympos.
Also pflegten sie Rat, und schieden hierauf voneinander.
Sie entfuhr dem lichten Olymp in die Tiefe des Meeres.
Zeus ging in sein Haus, und alle Götter erhoben
Sich von ihren Sitzen, dem Vater entgegen. Nicht einer
Harrte des Kommenden erst. Entgegen zogen sie alle.
Und er bestieg den Thron. Doch Here wußte schon alles.
Denn sie hatt' es gesehn, wie er sich beratschlagt mit der
Silberfüßigen Thetis, der Tochter des alternden Meergotts.
Und stracks fuhr sie ihn an mit herzzerschneidenden Worten:
Schalk, mit welchem der Götter hast du dich heute beratschlagt?
Immer behagt es dir doch, allein und ohne mein Beisein
Heimliche Schlüsse zu fassen. Noch nie vertrautest du willig
Mir ein einziges Wort von deines Herzens Gedanken!
Ihr antwortete drauf der Vater der Menschen und Götter:
Here, hoffe von mir nicht jeglichen Schluß zu erfahren!
Manches würde zu schwer dir sein, obschon du mein Weib bist.
Was dir aber zu wissen gebührt, soll weder der Götter,
Noch der Menschen einer vor dir vernehmen. Nur was ich
Ohne die übrigen Götter in meinem Herzen beschließe,
Solches sollst du nicht stets erfragen oder erforschen!
Drauf versetzte die hohe, die farrenäugige Here*):

---

*) βοωπις, — die farrenäugige, wird wahrscheinlich ein Brocken für den ästhetisch-kritischen Johann Hagel sein. Wer weiß es nicht, daß Homer eine groß-, eine erhaben-, eine edeläugige damit hat benennen wollen? Die Sache redet es auch schon selbst, ohne daß man nötig hat, die Scholiasten darüber zu befragen. Das Rinderauge ist nicht häßlich und macht in der Tat die Eindrücke des Adels und der Majestät. Aber was kann ich denn dafür, daß er für diesen Begriff kein anderes Wort wählte? Wenn er eine solche βοωπις nennen konnte, warum könnte ich denn nicht die nämliche eine farrenäugige nennen? Ich will und darf ihm ja meinen Euphemismus nicht zu Hilfe geben. Ich denke aber, das Wort ist an und für sich edel genug, um es auch im Deutschen zu ertragen. Überhaupt hat jeder getreue Übersetzer zweierlei zu beobachten, und nicht nur wiederzugeben, was sein Original, sondern auch wie es das Was gesagt hat. Das ist daher mein allergeringster Kummer, den Homer hier und da in einer Sprache reden zu lassen, die heutzutage kein Mensch mehr vertragen kann, sobald ich mich nur überzeugt fühle, daß sie seinem griechischen Ausdruck entspricht. Indessen ist kein Mensch nachgiebiger als ich, sobald ich das Wort eines Mannes gegen mich höre, vor welchem ich Ehrfurcht hege. Es wird in dem Falle gar ein leichtes sein, der farrenäugigen die edeläugige unterzuschieben. Nur Umschreibungen,

Was für ein Wort sprachst du, o höchstgestrenger Kronion?
Hab' ich ja doch noch nie sonst in dich gefragt, noch geforschet.
Ruhig vor mir beschlossest du immer, was du nur wolltest.
Aber itzt fürchtet mein Herz gar sehr, dich habe verführt die
Silberfüßige Thetis, die Tochter des alternden Meergotts.
Heut frühmorgens saß sie bei dir und umschlang dir die Kniee,
Und mir deucht, du habest ihr's zugewinkt, den Achilleus
Hoch zu ehren, und viel Achäer am Meer zu vertilgen.
Ihr antwortend sprach der Wolkenversammler Kronion:
Bübin, dir deucht es stets, und nie bin ich dir verborgen!
Doch nichts wird es dir frommen! du wirst nur desto verhaßter
Meinem Herzen sein. Das soll weit härter dir fallen.
Wann das alles geschieht, so wird es mir also gelieben!
Dennoch sitze du still und gehorche meinem Befehle!
Schwerlich retten dich sonst die Götter, und träten sie alle
Dicht um dich her, wenn dich mein allgewaltiger Arm faßt.
Sprach's. Da erschrak die hohe, die farrenäugige Here,
Und saß da verstummt, mit tiefbeklommenem Herzen.
Durch das ganze Haus erseufzten die himmlischen Götter.
Endlich aber begann der berühmte Künstler Hephästos,
Schmeichelnd seiner Mutter, der lilienarmigen Here:
Heillos wahrlich ist's und gar nicht mehr zu ertragen,
Daß ihr, Sterblicher wegen, auf die Art unter euch hadert
Und Getümmel unter den Göttern erregt. Denn hinfort wird,
Wenn dies Unheil siegt, kein liebliches Mahl uns erquicken.
Darum mahn' ich die Mutter, wiewohl sie es selber erkennet,
Unserm Vater Zeus Gehorsam zu weihen, damit er
Nicht von neuem schelt' und unsere Mahle zerrütte.
Denn sobald er nur will, der olympische Schwinger des Blitzes,
Uns den Thronen entstürzen . . . der Allgewaltigste ist er!
Nun wohlauf denn! Schmeichle dem Vater mit lieblichen Worten,
Und gar bald wird er versöhnt uns allen und hold sein!
Sprach's, und sprang empor und reichte den doppelt gehöhlten
Becher in die Hände der lieben Mutter und sagte:
Duld', o Mutter, und trag's, wie sehr es auch immer dich kränket!
Daß ich niemals dich, die ich so liebe, mit diesen
Augen geschlagen seh'. Ich könnte dir, was mir's auch schmerzte,
Dann nicht helfen. Denn schwer ist's, gegen Kronion zu kämpfen.
Ehmals schon, als ich dir beizustehn mich erkühnte,
Schleudert' er mich, beim Fuße gepackt, von der himmlischen Schwelle.
Ganz den Tag lang flog ich, und erst mit der sinkenden Sonne
Fiel ich in Lemnos hinab. Kaum schlug das Leben noch in mir.
Aber freudig empfing der Sintier Volk mich Gestürzten.
Sprach's. Ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.
Dieser reichte nun auch, rechts anbeginnend, des süßen
Nektars, aus dem Krumpe geschöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöschliche Lache befiel die seligen Götter,
Als sie sahn, wie Hephästos die Halle so flink durchdiente.
Nun durchschmauseten sie den Tag, bis die Sonne hinabsank.
Keines Herzen gebrach's an voller Gnüge des Mahles.
Phöbos Apollon schlug die schöne Laute. Die Musen

---

etwa durch das Wörtlein mit, mit großen rollenden Augen, u. d. muß mir auch kein Mann, vor welchem ich Ehrfurcht hege, zumuten wollen, weil ich mich gar zu sehr überzeugt fühle, daß das ganz wider Homers Ton ist. (B.)

Sangen Wechselgesänge dazu mit lieblichen Stimmen.
Als sie gesunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da ging jeder zu ruhn hinweg nach seinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Hephästos
Sein besondres Gemach mit künstlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett ging Zeus, der olymplsche Schwinger des Blitzes,
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dieses bestieg er und schlief bei dir, goldthronende Here.

Dido.

Ein episches Gedicht aus Virgils Äneis gezogen.

(Fragment.)

Schreiben an den Herausgeber des Deutschen Museums statt der Vorrede.

Sollten Sie sich's vorstellen, mein Liebster, daß beiliegendes Fragment eines epischen Gedichts Dido, welches wir zu gewarten haben, von einem jungen Manne herrühre, mit dem ich von der Wiege an in der genauesten Verbindung stehe, und von welchem ich erst jetzt bemerke, daß er Verse machen kann? Freilich kannte ich ihn schon längst als einen guten Kopf, versehen mit allerlei feinen Kenntnissen, dem auch das Herz nicht am unrechten Flecke säße. Aber ein solches Produkt hätte ich mir dennoch nie von ihm träumen lassen. Er hatte Stolbergs und Bürgers Homerische Proben und des letzten antihexametrische Abhandlung im Teutschen Merkur gelesen und wollte sich durch eigene Versuche belehren und überzeugen, wie weit Bürger recht oder unrecht hätte. In Ansehung Homers schien er Bürgers Meinung nicht abgeneigt zu sein. „Unsere Sprache," sagt er, „ist zu voll-, zu lang-, zu starktönend, um einen dem Griechischen ähnlichen Hexameter zu geben. Überdies ließe sich wohl die hohe reine Ursimplizität des Homer in dem deutschen Hexameter nicht beibehalten. Der deutsche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdruck, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige schmucklose Stelle, die im Originale gefällt, würde, ebenso einfältig und schmucklos in deutsche Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen. Hingegen fällt sie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametrischen in kürzere, straffere jambische Glieder zusammengezogen werden." —

Außer einer homerischen Übersetzung aber, meinte mein Mann, müßte man den deutschen Hexameter keineswegs verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürgers Abhandlung nicht fand. So könnte zum Beispiel der deutsche Hexameter es ganz gut mit dem Lateinischen aufnehmen, und wäre eine hexametrische Verdeutschung der Äneis möglich, die sich allenfalls getrost neben ihr Original hinstellen könnte. Meinem Freunde fiel's ein, den Versuch mit dem vierten Gesange zu machen. Ich erstaunte, als ich seine

Proben sah, und stürmte auf ihn los, daß er die ganze Äneis so geben möchte. Hierzu war er nun zwar nicht zu bewegen, allein er faßte dafür einen Entschluß, der mir noch willkommener war, nämlich, um nicht den bloßen Übersetzer und Versifex zu spielen, ein eigenes Ganzes aus der so interessanten und fruchtbaren Episode von der Dido zu dichten. Dies, welches seiner Vollendung nahe ist, wird aus mehreren Gesängen bestehen, und, außer dem vierten Buche der Äneis, seinen Stoff größtenteils aus dem eigenen poetischen Vermögen meines Freundes erhalten. „Gern," sagt er, „wäre er schon mit diesem virgilischen Bruchstück an mancher Stelle noch freier umgesprungen, als geschehen ist, wenn er sich nicht vor den ästhetischen Künstlingen — fürchtete?" — Er hat nicht Ursache, sich vor diesem luftigen Halbmannsgesindel zu fürchten! Nein! — wenn ihn nicht von Herzensgrunde davor ekelte. Lieber, drückte er sich neulich aus, will ich tagelang ein Konzert von tausend Staren, Elstern und Fröschen hören, als ansehen das Getue und Hilfeholen, wenn man etwa einem schulsässigen Götzen was genommen oder gegeben hat. Wenn jenes gleich nur Kupfer und dieses Gold wäre, so soll und muß der Götze doch allemal geprellt sein.

Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urteil, und noch mehr, wenn Sie dieser Probe ein Plätzchen in Ihrem Museum geben können, nach dem Urteile des Publikums über meinen neu ausfindig gemachten Dichter.

Bamberg, den 10. Jän. 1777.

Aber die Königin, längst zerrissen von innigem Aufruhr,
Blutet' an Wunden des Herzens und kocht' in heimlicher Flamme.
Immer rauschte der Ruhm des Helden, und immer der Adel
Seines Geschlechts ihr noch dem Seelenauge vorüber.
Tief im Busen und fest behafteten Wort und Gebärde.
Vor dem Getümmel entwich die labende Ruhe den Gliedern.
Als am nächsten Morgen Apollons rötliche Schwester
Mit erhobener Fackel die Erdengefilde beleuchtet,
Und die duftigen Nebel der Nacht vom Himmel vertrieben,
Wandte die Leidende so sich zu ihrer zärtlichen Schwester:
Anna, die schrecklichste Nacht hab' ich in Qualen verwachet!
Schwester, welch ein Gast hat unsere Schwelle betreten!
Welche Gestalt und Gebärde! Wie tapferen Geistes und Armes!
Traun! die Sage redt wahr, er stamm' aus göttlichem Samen.
Würde nicht Feigheit sonst die entartete Seele verraten?
Welche Gefahren sang er! Und welche bestandenen Fehden!
Wäre mir nicht zu fest der Schluß in die Seele gepräget,
Nimmer an einen Gemahl mein Leben wieder zu fesseln,
Seit mir die ersten Freuden der Liebe zu Grabe gesunken;
Wäre nicht ewig mir Bett und Fackel der Ehe zuwider,
Ach! so könnt' ich allein noch dieser Versuchung erliegen. —
Schwester, was hehl' ich es? Seit mein armer Sichäus verblutet,
Und die Götter des Hauses dem Bruderwürger entronnen,
Hat mir Er allein den Sinn gewendet, und mächtig
Meinen gesunkenen Geist empor von neuem gehoben.
Hier! Ich fühl' es, sie glimmt, sie lodert, die vorige Flamme!
Doch verschlinge mich eh'r der offne Rachen des Abgrunds,

Eher zerschmettere mich der allmächtige Vater im Himmel,
Schmettere mich zu den Schatten, den bleichen Schatten der Hölle,
Tief in die unterste Nacht mit Donnerkeilen hinunter,
Eh' ich entweihe dich, Scham, und deine Gebote verletze!
Er, der erste, der mich umarmt, entnahm mir die Liebe.
Hab' und behalt' er sie dann auch immer und ewig im Grabe!
Also jammerte sie und beträufte den Busen mit Tränen.
Anna hierauf: So soll denn, o teuerste Seelengeliebte,
Ewiger Witwengram der Jugend Knospe zernagen?
Soll denn nimmer dein Schoß, von schaffender Liebe gesegnet,
Deiner Brust ein Kind zu Trost und Wonne gebären?
Meinst du, das kränke die Seele der längst vermoderten Asche?
Wohl! Du trauertest einst, und es rührte dich keine Bewerbung,
Noch in Libyen, noch zuvor im glänzenden Tyrus,
Noch des verworfnen Jarbas, noch aller Gewaltigen, welche
Nähret Afrikens Flur, die Gebärerin hoher Triumphe.
Wolltest du aber denn auch behaglicher Liebe dich weigern?
O, bedächte dein Sinn, auf welchen Gefilden du waltest!
Hier umgürten dein Reich, unüberwindlich im Kriege,
Das Geschlecht der Gätuler und zügelloser Numider;
Dort die unwirtlichen Syrten und eine verdurstende Wüste,
Neben der weit umher verheerenden Wut der Barcäer.
Ich geschweige der Drohung des Bruders, geschweige der Kriege,
Welche von Tyrus her sich gegen Karthago erheben.
Unter Göttergeleit und mit Gunsten Saturniens, glaub' ich,
Treiben die Stürme des Meers herbei die troische Flotte.
Schwester, welch ein Reich! und welche herrliche Stadt wird,
Unter solcher Verbindung, dein Auge noch türmen sich sehen!
Und der punische Ruhm, von Ilions Waffen begleitet,
O, wie wird er empor auf Siegsgepränge sich schwingen!
Wende nur du mit Gebet und mit Opfern dich zu den Göttern,
Wohl bewirte den Gast, und ersinn' ihm Gründe zu zögern,
Weil noch Regen und Sturm des Ozeans Wellen empören,
Noch nicht schmeichelt die Luft, und die Schiffe zerschellert noch liegen.
Also beflammte sie mehr noch den glühenden Busen mit Liebe,
Stärkte den schwankenden Geist mit Hoffnung, und wiegte die Scham ein.
Bald drauf nahten sie sich den Hallen des Tempels und flehten
Gunst und Frieden der Götter vor ihren geweihten Altären;
Schlachteten nach Gebrauch untadlige Lämmer zum Opfer
Der allnährenden Ceres, Apollen und Vater Lyäen,
Doch besonders für Juno, die Göttin ehlicher Bande.
Eine Schale hielt selbst in der Rechten die reizende Dido,
Strömte sie einer weißlichen Kuh hoch zwischen die Hörner;
Schritt bald betend auf, bald ab vor den Augen der Götter
Zwischen den fetten Altären, und feiert' ihr Fest mit Geschenken;
Bald verschlang sie den Dampf der geöffneten Herzen der Tiere,
Forschend nach ihrem Geschick. O betrogene Sinnen der Seher!
Konnten auch Tempel, Altar und Gelübd' der Gepeinigten frommen?
An dem zärteren Mark leckt' immer und immer die Flamme;
Nimmer und nimmer entschlief der Schmerz der heimlichen Wunde.
Ach! Sie brannte, sie brannte, die unglückselige Dido!
Schwärmte wie rasend umher, durchschwärmte die Gassen Karthagens.
Gleich der getroffnen Hindin, die tief in den kretischen Wäldern
Unvermutet der Jäger mit scharfen Geschossen ereilet;
Wild durchstreicht sie die Flur und die Waldgebirge von Kreta,
Aber zu tief sitzt ihr das tödliche Rohr in der Weiche.
Dann geleitete sie den Gast durch prangende Gassen

Und ließ Sidons Prunk an den neuen Palästen ihn schauen.
Kaum begann sie zu reden, so stockte sie mitten im Worte.
Mit dem sinkenden Tage verlangt sie wieder nach Schmäusen;
Abermal will die Betörte der Troer Geschichte vernehmen;
Abermal haftet ihr Blick an dem Munde des schönen Erzählers.
Als die Gäste des Mahls von dannen geschieden, weil Luna
Halb die bedämmerte Bahn der Sonn' erschritten, und schon die
Westlich sinkenden Sterne den Müden des Schlummers gemahnet,
Ächzte sie noch allein in dem stummen verlassenen Saale,
Hingesunken aufs Polster, worauf der Geliebte geruhet.
Überall folgt ihr Gedank' ihm nach; sie hört ihn und sieht ihn,
Ist er schon selbst nicht da. Oft drückt sie den Knaben Äneens,
Seines Vaters Gebild, an ihren brennenden Busen,
Ob sie zu täuschen vermöchte das unersättliche Sehnen.
Halb erhobenen Türmen entsteht nun die letzte Vollendung;
Nirgends übet sich mehr in Künsten des Krieges die Jugend;
Wehrlos bleibt die Stadt und der Hafen vor Anfall und Stürmen;
Stückwerk ruhet der Trotz der unzerbrechlichen Mauern,
Ruht der gewaltige Bau der wolkenhohen Basteien.
Juno, die Gattin Zeus', sobald sie die Arme von solcher
Sucht befangen sah, die weder Ehre noch Schande
Zu bezähmen vermochten, da wandte sie so sich zur Venus:
Ha! gar treffliches Lob erjagt ihr und glänzende Beute,
Du und dein listiger Bub'! Oh, unvergeßliche Ruhmtat,
Wenn ein Weib durch List zwei Mächte des Himmels erobert!
Aber ihr täuscht nicht mich! Denn ich weiß, ihr fürchtet die Mauern,
Weiß, ihr neidet die Pracht der Paläste des hohen Karthago.
Doch was müht ihr euch ab? Was zweckt die unendliche Fehde?
Schlössen wir lieber ewigen Bund durch Lieb' und Vermählung!
Hast du doch alles, wonach du mit ganzer Seele getrachtet.
Dido brennt in Liebe, sie glüht am innersten Marke.
Unser beider sei dann und zu beiderlei Obhut empfohlen
Sei das vereinigte Volk! Es gehorche die glänzende Dido,
Samt der tyrischen Macht, dem Willen des phrygischen Gatten!
Venus, merkend den Sinn der Heuchelrede, mit Listen
Das Hesperische Reich auf Libyens Küste zu pflanzen,
Venus erwiderte drauf: Wer wäre, dies dir zu versagen,
Töricht genug, und lieber mit dir sich in Fehde zu messen?
Wenn die Vollführung des Rats, den du gibst, nur Segen begleitet.
Aber noch ist des Geschicks und Jupiters Rat mir verborgen.
Darf auch beiderlei Volk mit einer Mauer sich schirmen?
Darf mein Ilion sich vermählen mit deinem Karthago?
Du bist Gattin; du darfst den Gemahl durch Bitten erforschen.
Wandelst du vor, so ich nach.

Hierauf die erhabene Juno:

Mein sei dies Geschäft! Nur zuvörderst laß dich belehren,
Wie und wo den Entwurf ich zu vollführen gedenke?
Morgen, wann Titan in Osten den Strahlenscheitel erhebet
Und die Welt beglänzt, wird sich zur Jagd in die Wälder,
Von Äneen begleitet, die schmachtende Dido erheben.
Plötzlich werd' ich sodann den Tag durch Wolken verdunkeln;
All von Donnergerolle soll krachen das Himmelsgewölbe.
Wann nun die Jäger den Forst mit wankenden Netzen umkreisen,
Soll entrauschen den Wolken mit Hagelgerassel ein Regen.
Flüchtig wird das Geleit in die Nacht der Büsche sich retten.
Dido und der Fürst der Troer sollen in eine
Höhle geraten. Zugegen allda, besteht mir dein Wille,

Will ich vermählen auf immer der Liebenden ihren Geliebten,
Hier erliege die Braut, hier werde dem Hymen geopfert!
Venus benickte den listigen Plan mit lächelndem Beifall.
Drauf entsteigt Aurora der Flut des östlichen Weltmeers.
Glühend im Morgenstrahl, enteilt mit blinkenden Lanzen,
Trüglichen Netzen und Schlingen die Jugend den Toren. Die Lüfte
Hallen von Reitergalopp und Gebell der spitrenden Meute.
Noch verzieht, von den Edeln erharrt, die Königin drinnen.
Draußen wiehert ihr Roß, stolzierend in Purpur und Golde,
Stampfet zu Funken den Grund, und knirscht am beschäumten Gebisse.
Endlich tritt sie hervor, vom Getümmel der Diener umrauschet,
Schön in Sidons Tracht, umsäumt mit blühenden Ranken.
Gülden ist ihr Köcher und gülden das Lockengeschmeide;
Gülden gerüstet ihr Fuß und über dem zierlichen Schenkel
Schürzt ein güldnes Heft die Falten des Purpurgewandes.
Fröhlich wandern die Phrygier mit, und fröhlich Julus.
Aber vor allen strahlt Äneas im Glanze der Schönheit,
Reiht und gliedert und führt den Zug. Wie Phöbus Apollo,
Wann er Lyciens Winter verläßt und den schwellenden Xanthus,
Wieder sein mütterlich Delos besucht, die Reigen erneuert,
Und im bunten Gemisch die neu bekränzten Altäre
Völker von mancherlei Stamm und Sitten und Zungen umschwärmen.
Er wallt herrlich indessen auf Cynthus' blumigen Hügeln,
Sanft sein rollendes Haar mit zartem Zweige gefesselt
Und mit Gold durchflirnt; einher, mit silbernem Bogen,
Herrlich wallt er einher; am Rücken errasselt der Köcher.
Ebenso stattlich und hehr ging Venus' Sohn, und nicht minder
Prangt' auf seinem Gesichte die Blume der göttlichen Schönheit.
Als nun die Jagd das Gebirg' und den sperrigen Dickicht erobert,
Siehe, da taumelten hier, entstürzt dem Felsengescheitel,
Über die Rücken der Berge die flüchtigen Gemsen herunter;
Siehe, da rudelten dort sich die Hirsche zusammen und stürzten
Laut die stäubende Flucht hinab durchs offene Blachfeld.
Mutig auf mutigem Roß, durchsprengt' Julus die Täler,
Sprengt in raschem Galopp bald diesen, bald jenen vorüber.
Schnöbe, so glühte sein Mut, statt dieses feigen Gewildes,
Schnöbe doch lieber ein Keiler mit krummen beschäumten Gewehren,
Oder ein tapfrer Leu aus nächtlicher Kluft ihm entgegen!
Nun allmählich beginnt der Wald zu dampfen und tosen.
Sieh, es woget am Himmel ein Meer von Wettergewölken;
Lauter und lauter entrollt dem Wolkengewoge der Donner;
Plötzlich rauscht ihm nach mit Hagelgeprassel der Regen;
Ström' entschallern den Bergen; es flutet das Saatengefilde.
Hierhin und dorthin zerscheucht, sucht jeder ein schirmendes Obdach.
Dido und der Fürst der Troer geraten in eine
Höhle zusammen. Und siehe, sofort verkünden in Zeichen
Tellus und Juno die Tat; mitkundig der stillen Vermählung,
Flimmert und flammert der Äther; und hoch vom Felsengewipfel
Tönt das Jammergeheul der keuschen Nymphen Dianens.
Unglückseliger Tag! Ein Vater alles Verderbens
Und des endlichen Todes! Denn taub dem Rufe der Ehre,
Hehlte nun Dido bald selbst nicht mehr die heimlichen Freuden,
Sondern sucht' ihr Vergehn mit dem Namen der Ehe zu adeln.
Hui! erhob sich nun Fama nach Libyens mächtigen Städten;
Fama, ein Unheil, so schnell als keines auf Erden; in tausend
Gliedern lebend und webend, gestärkt an Kräften im Wandern;
Anfangs klein aus Scheu, bald aufgewachsen gen Himmel,

Wandelt's auf Erden einher und schleiert den Scheitel in Wolken.
Tellus, so meldet die Sage, gebar im Zorne der Götter
Nach der Riesenbrut dies Untier ihnen zur Schwester,
Rasch in den Füßen und rasch in den unermüdlichen Schwingen,
Gräßlich gestaltet und groß. So viel es Federn bekleiden,
So viel spähende Augen, o Wunder! sind drunter verborgen,
So viel Zungen voll Lärm, und Ohren, erhoben zum Lauschen.
Nachts durchsegelt sein Flug die Mitte von Himmel und Erde;
Nachts durchzischt es das Dunkel, wie giftige Drachen die Höhle;
Nimmer und nimmer verschließt die wachen Augen der Schlummer
Tages sitzt es und harrt auf den obersten Zinnen der Schlösser,
Oder auf hohen Basteien, und schreckt die bevölkerten Städte,
Haschend so gierig nach Lug und Trug, als gierig nach Wahrheit.
Schadenfroh säet' es jetzt den Samen zu tausend Gerede
Von geschehenen so, als nimmer beschlossenen Taten:
Zu Karthago sei Äneas von Troa gelandet,
Welchen die reizende Dido zu ihrem Geliebten erkoren.
Nun durchschwelge das Paar, gefesselt von schändlichen Lüsten,
Unbekümmert um Reich und Stadt, in Festen den Winter.
Überall horchte das Land; vor allen lenkte das Schandtier
Seinen eiligen Flug gerade zum König Jarbas,
Und entflammt' in ihm zu Wut die verachtete Liebe.
Er, von Hammon erzeugt, im Schoß Garamantis', der Nymphe,
Welche zu heimlicher Lust der Gott den Fluren entführet,
Hatte dem Vater zu Ehren in seinem unendlichen Reiche
Hundert erstaunliche Tempel erbaut und hundert Altäre,
Hatt' ihm unsterbliches Feuer und ewige Wachen geweihet.
Immerdar troff von Blut geschlachteter Opfer der Boden;
Immerdar blühten die Säulen von mancherlei Blumengewinde.
Jetzt von der Liebe betört und vom heillosen Gerüchte,
Betet' er vor den Altären, im Angesichte der Götter,
So zum Vater hinan mit hoch gefaltenen Händen:
Allgewaltiger Zeus, dem schmausend auf farbigen Polstern
Das mauritanische Volk die Weihe Lenäens versprenget,
Siehst du so ruhig dies an? Erbeben wir etwa vergebens,
Wenn uns drohet dein Arm, mit zackigen Blitzen gerüstet?
Sprüht ohnmächtig der Strahl, und der Donner, rollt er verloren
Aus dem Wettergewölk nur leeren Schreck in die Seele?
Ha! ein verirrtes Weib, das ein ärmliches Städtlein auf unserm
Boden erbaut, dem wir den Strand zu pflügen vergönnten,
Welches von uns Geding' und Satzung empfangen, das darf nun
Unsrer Liebe sich weigern und setzen diesen Äneas
Zum Beherrscher des Reichs? Ein zweiter lüsterner Paris,
Pracher, und pochend auf nichts als weniges Halbmannsgesindel,
Darf, da Wellen und Sturm ihn kaum aufs Trockne geschleudert,
Und vom Regen der Reise Gewand ihm und Locken noch träufeln,
Der darf wagen den Raub und ruhig der Beute genießen?
Ha! und das uns zu Vergelt, weil wir mit täglichen Gaben
Treten zu deinen Altären und eitele Frömmigkeit üben?
Also fleht' er laut, umfassend die Hörner des Altars;
Und der Allmächtige hört' ihn, und senkte die Blicke herunter
Nach der Königsstadt und dem ruhmvergessenen Paare;
Winkte dem Boten Merkur und gab ihm diese Befehle:
Auf, mein Sohn, und fleug auf den Fittichen rascher Zephire!
Eile zu Venus' Sohn, der in Karthago noch weilet
Und der Städte vergißt, die ihm das Schicksal beschieden!
Windschnell fleug mir hinab und verkünd' ihm Jupiters Willen!

Solchen hätt' ihn nie die reizende Mutter verheißen;
Darum zwier ihn nicht den Lanzen der Griechen entrissen.
Sondern Italien sollt'-er beherrschen; Italien, schwanger
Von gewaltigen Reichen und Kriegsgetümmel! Er sollte
Dardanus' edeln Stamm zu höhern Zweigen hier treiben,
Daß dereinst von ihm das Erdall würde beschattet.
Lockt nicht ihn der Glanz so hoher Verheißung, und spornet
Nicht sein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Taten,
Sollte der Vater den Sohn doch um Roms Paläste nicht trügen.
Was beginnt, was weilt er? Was hofft er von feindlichen Völkern?
Sieht ihn Lavinia nicht? Noch das gesegnete Brautland?
Noch das verheißne Geschlecht? Hinsegeln soll er! Das ist es,
Was du verkünden ihm sollst. — So gebot der allmächtige Vater.
Schnell gehorchte der Sohn und schnallte das güldene Flugwerk
An die Füße, worauf er über Länder und Meere,
Schwebend in hoher Luft, mit gleichem Schwunge dahineilt.
Dann ergriff er den Stab; den Stab, womit er dem grausen
Orkus die Seelen entwinket und zuscheucht, oder womit er
Schlummer gibt und nimmt, und die Augen zum Tode versiegelt.
Rüstig schwung er den Stab, und trieb die Wolken und Winde
Vor sich her, und glitt dahin durch Wettergetümmel.
Tiefer und tiefer sank sein Flug. Schon sah er des rauhen
Atlas Wirbel und sah die felsenrippigen Seiten.
Atlas trägt den Himmel auf seinem stämmigen Nacken;
Immer geschüttelt von Sturm, und von Hagelgestöber zergeißelt,
Ist sein Fichtenhaupt mit schwarzen Wolken umschleiert.
Ström' entrollen dem Kinn, und Schnee belastet die Schultern:
Fürchterlich starret der Bart des Alten von ewigem Eise.
Hier erst hielt der Sohn der Maja kurz nur den Flug an.
Jach von dannen entfuhr er hinab in die Tiefe dem Meer zu.
Wie ein Vogel im Nu, hart über des Ozeans Spiegel,
An fischreichen Gestaden und Klippen tönend dahinstreicht,
Ebenso flog Merkur jetzt zwischen Himmel und Erde,
Kommend vom Atlas herab, entlang die sandigen Küsten
Libyens, und durchschnitt die entgegenstrebenden Winde.
Als sein geflügelter Fuß kaum nieder zu Boden gesunken,
Nahm er Aneen wahr. Er stand bei seinen Gewerken,
Und ließ legen den Grund zu neuen Palästen und Türmen.
Sieh, er trug ein Schwert, bestimmert mit Sternen von Jaspis,
Seiner Schulter entwallte von seidenwolligem Purpur
Ein Talar, den ihm die prächtige Dido verehret,
Künstlich von ihrer Hand durchwebt mit güldnem Gespinste.
Plötzlich erschien ihm der Gott: Du gründest am hohen Karthago,
Weiberdiener, und hilfst verherrlichen fremde Paläste?
Wehe dir! So zu vergessen der eignen Krone der Zukunft!
Vom gestirnten Olymp entbeut der Herrscher der Götter,
Er, der Himmel und Erde in ewigen Kreisen herumrollt,
Selber entbeut er mich her, dir den heiligen Willen zu melden.
Ha! was beginnst, was hoffst du in dieser weichlichen Ruhe?
Lockt nicht dich der Glanz so hoher Verheißung, und spornet
Nicht dein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Taten,
Mahnet dich doch ein Sohn, dem Italiens Reiche gebühren.
So der Gesandte des Himmels; und warf mit dem letzten der Worte
Von sich die Erdgestalt und schwand, zerfließend in Lüfte,
Sinnlos stund und starr Aneas von der Erscheinung.
Grausen empörte sein Haar, und ihm klebte die Red' an dem Gaumen.
Tief getroffen vom Ruf des gewaltigen Gottes, befiel sein

Ganzes Wesen ein Drang, zu enteilen den holdesten Fluren.
Himmel! was sollt' er tun? Wie es wagen, dies der entbrannten
Königin zu entdecken? Wie sollt' er beginnen? Wie enden?
Als ein zerwehtes Rohr, so schwankt' ihm die Seele nun hier hin,
Dort hin und überall hin; doch lange vergebens. Am Ende
Dünkte von allen Entschlüssen der Zweiflerin dieser der beste:
Mnesthes und Sergest zusamt dem tapfern Kloanthus
Wurden berufen. Sie sollten im stillen die Flotte zur Abfahrt
Rüsten, und rüstig das Volk herbei zum Ufer versammeln;
Aber den endlichen Zweck des Beginnens sorglich verhehlen.
Selber wollt' er indes zur unbefangenen Dido,
Ahndend keinen Riß so inniger Wonneverbindung,
Weislich den Zugang spähn und ergreifen die ruhigste Stunde,
Alles ihr kund zu tun. Es gehorchten die troischen Helden
Froh des Gebieters Befehl und eilten von dannen zu Werke.
Doch der Königin Herz — wer täuscht ein liebendes Herz wohl? —
Ahndete bald den Trug und die schrecklichen Dinge der Zukunft
Mißtrauenvoll zuerst. Denn jene verderbliche Fama
Raunt' es ihr in das Ohr, man rüste die Flotte zur Abfahrt.
Sinnlos wütete sie und schwärmte die Gassen der Stadt durch.
So entschwillt der Thyade die Brust zur Stunde der Weihe,
Ebenso flammt ihr Blick, so zuckt es ihr durch die Gebeine,
So enttaumelt ihr Tanz, der entsetzliche Tanz, dem Gebirge,
Wenn sie das Rädergerolle vom nahenden Wagen Lyäens
Und das dumpfe Gebrüll der Pardel vernimmt. Es ertönen
Laut von der Orgien Lärm die benachteten Wipfel Cithärons.
Endlich entbrach ihr der Drang des Gefühls zuerst in die Rede:
Wähntest doch also, Verräter, solch Bubenstück ließe sich bergen?
Wähntest, so heimlich dich aus meinen Grenzen zu stehlen?
Hält kein Handschlag dich? Kein Schwur geheiligter Liebe?
Fesselt Dido dich nicht im Kampfe des bittersten Todes?
Siehe, der Winter gebeut! Im Winter spannst du die Segel?
Willst durch Wogen und Sturm, durch Nordsturm willst du dich wagen?
Unbarmherziger Mann! Und wären's nicht fremde Gefilde,
Namenlose Hütten, mit unbekannten Bewohnern,
Welche du suchst, und stände noch etwa das vorige Troa;
Ließ' auch Troa jetzt durch Wogen und Sturm sich erreichen!
Mir enteilest du? Mir? — Bei diesen Tränen, bei deiner
Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren ewiger Treue,
Bei dem ersten Genuß der unersättlichen Liebe,
Oh! und bei allem, was ich im seligen Taumel dir hingab,
— Arme Verschwenderin! nichts behieltest du übrig! — bei allem,
Liebster, beschwör' ich dich! Wenn je dir Liebes und Gutes
Dido getan, und an ihr je irgend was lieb dir und süß war,
Ach! so erbarme dich ihrer und ihres sinkenden Hauses!
Dido, Dido fleht! wenn irgend Flehen dich rühret,
O, so rühre dich dies! So ertöte den schrecklichsten Vorsatz! —
Deinethalben bedroht mich der Haß der libyschen Völker
Und der Gewaltigen Zorn in den Horden wilder Nomaden.
Selbst die Tyrier sehn mir scheel ob meiner Verschwendung.
Götter! die Blume der Scham — du hast sie gebrochen, die Blume,
Welche der Völker Sang einst bis zum Himmel erhoben! —
Was für Händen verläßt der so treulich bewirtete Gastfreund,
Weil ich doch fürder nicht darf Gemahl ihn nennen, o, was für
Händen verläßt er nun die arme verlorene Dido?
Wehe mir! Soll mir die Stadt nun Pygmalion wieder zertrümmern?
Oder als Sllavin mich für sein wollüstiges Bette,

Mich! Äneens Geliebte! der trotzige Jarbas entführen? —
Hätte doch nur mein Schoß vor dieser unseligen Trennung
Noch von dir ein Kind, der Lieb' ein Denkmal, empfangen;
Spielte vor meinem Blick ein mutiger junger Äneas,
Liebster, von dir ein Bild! So keimte mir mindestens Hoffnung;
Und ich dünkte so ganz mich nicht verwitwet und elend.
Also bat sie; doch er, gefaßt in Jupiters Willen,
Stand mit gehaltnem Blick und unverwandelter Miene
Und verzwängte den Drang des Gefühls im schwellenden Busen.
Endlich erwidert er kurz: Ich werde die Taten der Liebe,
Rühmtest du deren auch mehr, o Gebieterin! nimmer dir leugnen.
Großes verdienst du an mir! Auch soll der Gedank' an Elissen
Nie mein Herz gereun, solang' ein Geist in mir denket,
Und in den Adern noch sich regen die Pulse des Lebens.
Hör' und entschuldige mich! Mit nichten sucht' ich dir, glaub' es!
Diese Flucht zu verhehlen. Nicht kam ich, um Liebe zu werben.
Hab' ich die Fackel der Ehe zuerst dir entgegen getragen? —
Ließe des Schicksals Macht nach eigenem Willen mich schalten
Und mir selber mein Los erwählen, so schwäng' ich die Lanze
Noch für Ilions Stadt und die teuern Reste der Meinen.
Unerschüttert stünd' itzt Priams hoher Palast noch;
Oder ich hätte die Trümmer gesammelt und wieder ein neues
Pergamus meinen Besiegten im Vaterlande gegründet.
Aber Italien wies mir an Gryneus Apollo;
Nach Italien steuern, geboten mir Lyciens Lose.
Hier erwarten mich Braut und Reich. Entzücket die Stadt dich,
Welche du glücklich und kühn auf Libyens Küsten erhoben,
Warum neidet dein Herz uns um Ausoniens Städte?
Troer dürfen doch auch in fremden Gefilden sich anbaun?
Alles drängt mich fort! Wann die Nacht mit triefenden Schatten
Still die Erde bedeckt, und die Sterne den Himmel beflimmern,
Mahnet und schreckt das Bild, ein düstres Bild von Anchisen
Mich im Traum und gebeut mir Flucht. Es mahnet der Anblick
Meines Julus mich, den um Hesperiens Kronen,
Ihm beschieden im Rat der unsterblichen Götter, ich trüge.
Kürzlich hat Zeus mir selbst, das schwör' ich bei meinem und meines
Sohnes Leben! er hat mir durch den Gesandten des Himmels
Auf den Schwingen der Winde den ernsten Willen verkündet.
Dies mein wachendes Aug' sah klar im Glanze des Tages,
Sah des Gottes Gestalt durchs Tor der Stadt mir sich nahen;
Dies mein wachendes Ohr hat deutlich die Rede vernommen.
Quäle nun weiter nicht mich und dich mit deinem Gewimmer!
Scheid' ich doch ungern fort! Denn ich muß — —!
Längst schon, als er noch sprach, beschoß sie mit Blicken ihn seitwärts.
Stumm durchlief ihr rollendes Aug' ihn über und über.
Endlich zersprang das Herz voll Wut in laute Verwünschung:
Venus gebar dich nicht! Stammst nicht aus Dardanus' Samen!
Ungeheuer! Dich hat der Kaukasus, zackig von starren
Felsen, erzeugt! Dich haben Hyrkaniens Tiger gesäuget!
Denn was halt' ich noch an? Was schon' ich mich größeren Stürmen?
Seufzt' er zu meinem Schmerz? Brach wohl das trockene Aug' ihm?
Floß ein Tränchen der Reue? Bedauert' er seine Geliebte?
Ha! wo ist schändlicher was? Nie läßt die gewaltige Juno,
Nie der allmächtige Vater dies ungerächet dahingehn! —
Treue, du schmiedest Verrat! Du leugst, o himmlische Wahrheit! —
Ausgeworfen vom Meer, in Hunger und Kummer und Nacktheit
Nahm ich ihn auf und hegt' und pflegt' ihn am törichten Busen.

Aus dem Rachen des Todes errettet' ich seine Gefährten,
Fischt' ihm aus dem Meer die Trümmer der Flotte zusammen!
Wehe! mich geißelt die Wut! Nun verkündet Apoll, nun verkündet
Lyciens Los, nun bringt der Götterbote vom Himmel
Gar den grausen Befehl! Als hätten die seligen Götter
Wichtiger kein Geschäft, als sich um Troer zu kümmern.
Doch ich halte dich nicht, noch bekämpf' ich die Gründe der Arglist.
Fleuch nach Italien! Fleuch! Durchkreuze nach Reichen die Meere!
Dennoch hoff' ich und hoffe, wenn fromme Götter noch walten,
Daß die Rache dich bald an Klippen werde zerschmettern.
Dido! Dido! sollst du noch aber und abermal heulen,
Wann mein Fluch im Sturm dich erpackt, in Wogen heranbraust,
Oder im Wetterstrahl aus Donnerwolken herabzuckt.
Hat dein Bubenstück einst mein letztes Leben ermordet,
Soll dich mein Schreckgespenst verfolgen wachend und träumend.
Hu! du sollst es noch büßen und bitter es büßen, Verräter!
Und ich werd' es erfahren, erfahren im Reiche des Todes! —
Hier gebrach ihr der Laut; es stockte der Strom der Verwünschung,
Und sie raffte sich auf, zu entfliehn dem Lichte des Tages.
Mancherlei wollt' er noch reden, doch wehrten ihm Zagen und Staunen.
Keuchend hingestürzt in die Arme der wartenden Mägde,
Ward sie atemlos und schlaff von hinnen getragen
In ihr Marmorgemach und gesenkt aufs Polster der Ruhe.

Anthia und Abrokomas.

Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus.

Vorrede des Übersetzers.

Eigentlich sollt' ich nun wohl hier mein Original loben. Allein — leider! weiß ich selber zu gut, daß ich etwas viel Gescheiteres hätte tun können, als ein albernes Romänlein verdeutschen. Dieses brauchte mir also kein Kunstrichter erst zu sagen; auch dürft' es überhaupt der Mühe kaum wert sein, nur eine achtel Seite von dieser Übersetzung voll zu kunstrichtern. Denn sie mußte bisweilen vom Originale abweichen, damit sich das Ding nicht noch schlechter lesen ließe.

Indessen hatt' ich doch, bei aller jener Überzeugung, vor etwa sechs Jahren ganz vernünftige und triftige Ursachen, sie zu verfertigen und drucken zu lassen. Da ich aber nachher befürchtete, sie möchte meinem Geschmacke viel bei dem Publikum anhängen, so war mir die Lust dazu schon seit lieber langer Zeit vergangen. Neulich einmal erinnerten mich einige meiner Freunde wieder daran. „Ei! Freund, laßt sie immerhin drucken, da sie einmal fertig ist. Was wird denn nicht alles übersetzt und gedruckt? Habt ihr ein paar Wochen mit Übersetzen verdorben, so kann ja wohl wieder jemand einige Stunden mit Lesen verschwenden. So interessant als viele Anecdotes intéressantes, die auf den Nachttischen herumpoltern, mag ja das Werklein des Monsieur de Xenophon leicht sein, und hin und wieder sind Schilderei und Ausdruck ganz lieblich, süß und artig. Und denn — aus dem Griechischen übersetzt! klingt doch auch nicht übel. Laßt's immer drucken, Freund; das Honorarium ist heuer mitzunehmen!" —

„Meinethalben denn!" sagt' ich.

Den 25. September 1775.

Erstes Buch.

Einem angesehenen Manne zu Ephesus, mit Namen Lykomedes, gebar seine Gattin, Themisto, aus eben der Stadt, einen Knaben, den er Abrokomas hieß, und welcher weder in Jonien, noch irgendwo an Schönheit seinesgleichen fand. Mit jedem Tage seines zunehmenden Alters wuchsen seine Reize, und mit dem Körper verschönerte sich zugleich seine Seele, denn er trieb jede Wissenschaft zur Bildung des Geistes und Leibes. Immerdar übt' er sich auf der Zither, im Reiten und in den Waffenkünsten. Daher war er bei allen Ephesiern und ihren Nachbaren wohl gelitten, und jedermann hegte von ihm die größte Hoffnung, daß er einst ein vortrefflicher Bürger werden würde. Sie begegneten dem Knaben nicht anders als einem Gotte; ja manche fielen sogar nieder, seine Vollkommenheiten anzubeten. Dies machte den Knaben so ausnehmend eitel, daß er bald selbst mit den Gaben seines Geistes und noch viel mehr mit der Schönheit seines Körpers sich zu brüsten anfing. Alles, was sonst schön hieß, verachtet' er neben sich und tat nicht anders, als ob seines Auges und Ohres nichts weiter würdig wäre. Wenn er von einem wohlgebildeten Jünglinge oder schönen Mädchen hörte, so verlacht' er den Erzähler als einen, der nicht wüßte, wie Abrokomas allein nur reizend wäre. Auf Amorn, den er für keinen Gott halten wollte, sah er mit Geringschätzung herab und sagte: Niemand, der nicht selbst schuld daran wäre, könnte verliebt und einem solchen Gotte untertan werden. Lächerlich war ihm jeder Tempel und jedes Bild Amors; denn er dünkte sich viel größer als Amor an Gewalt und Schönheit. So viel war aber auch gewiß, neben Abrokomas sah man sich nach keinem Gemälde um, lobte man die schönste Bildsäule nicht. Hierüber mußte sich wohl Amor endlich entrüsten. Der stolze, zänkische, unerbittliche Gott sann auf Fallstricke, und zog mit seinen schärfsten Pfeilen, ins heftigste Gift der Liebe getaucht, gegen seinen Verächter zu Felde.

Nun wurde gerade damals das Fest der Diana gefeiert. Sieben Stadien sind von der Stadt bis an ihren Tempel. Alle Mädchen des Landes mußten in ihrem köstlichsten Schmucke einen feierlichen Aufzug dorthin machen, und so auch die Jünglinge, die eines Alters mit dem Abrokomas waren. Abrokomas, der damals sechzehn Jahre zählte und in das Jünglingsalter trat, führte den Zug der letzten an. Eine große Menge Einheimischer und Fremder sahen das Schauspiel mit an, denn man pflegte bei dieser Feier den Mädchen Bräutigame und den Jünglingen Bräute auszusuchen. Der Zug ging nach dieser Ordnung: Zuerst kamen Opfer, dann Fackeln, dann Körbe und Räucherwerk; zuletzt aber Pferde, Hunde und Geräte zur Jagd, auch einiges zum Kriege, das meiste aber doch zum Frieden. Jedes Mädchen hatte sich gleichsam für seinen künftigen Bräutigam geschmückt. Den Zug der Mädchen führte Anthia, Megamedes' und Evippens Tochter, ebenfalls aus Ephesus, an. Anthia, damals vierzehn Jahr alt, war ein wunderschönes Mädchen und übertraf alle ihre Gespielinnen. Gegenwärtig erhöhte der Schmuck der Kunst noch ihre natürliche Anmut. Blondes Haar, verloren geflochten, und sanft herunterwallend, zerwehte die Lüfte. In ihrem lebendigen Auge hatten sich Scherz und Ernst verschwistert und ihr die Miene des gefälligen und doch sittsamen Mädchens gegeben. Ihr aufgeschürztes Purpurgewand, mit zartem Rauchwerk überall verbrämt, entdeckte die schönsten Arme und Schenkel. Von ihrer Schulter hingen Köcher und Bogen, die Hand führte den Jagdspieß, und hintennach folgten ihr Hunde. Oft beteten die Ephesier bei ihrem unvermuteten An-

blicke im Haine sie statt Dianens an. Als sie nun so vor ihrem Zuge einhertrat, erhob das erstaunte Volk ein allgemeines Freudengeschrei. Hier hieß es, sie wäre die Göttin, und dort, sie wär' eine ihrer Nymphen. Alles aber neigte sich voll Verehrung und pries ihre Eltern selig. In jedes Zuschauers Munde war nur die schöne Anthia; und der Name Anthia scholl überall, so lange das Chor der Mädchen vorüberzog. Als aber Abrokomas mit den Jünglingen herbeitrat, vergaß, so lieblich auch der Anblick der Mädchen gewesen war, dennoch alles der Mädchen, was den Abrokomas sah. Jedermann wandte nach ihm sein Auge, und rief entzückt von seinem Anblicke: „Ach, ein schöner Jüngling! Abrokomas! Nein, dem Knaben ist keiner gleich! Der ist das Bild des schönsten Gottes!" Einige fügten noch hinzu: „Welch ein Brautpaar! Abrokomas und Anthia!" — Dies war der Anfang von Amors Verfolgung, und mit schnellen Schritten rückt' er seinem Ziele bald näher.

Als der Zug beim Tempel angelangt war, verließ er seine bisherige Ordnung. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen drangen bunt durcheinander hinein zum Opfer. Sobald hier Anthiens und Abrokomas' Blicke einander begegneten, fing beiden das Herz an schneller zu schlagen. Abrokomas wollte wegsehen; aber er konnte nicht, denn der Gott, der sein Auge regierte, fesselte es unauflöslich an das schöne Mädchen. Anthien ging's nicht anders. Durch ihre großen offenen Augen stahl sich Abrokomas' Schönheit unvermerkt tief in ihr Herz. Bald vernachlässigte sie den Anstand eines Opfermädchens. Immer hatte sie etwas zu reden, daß es Abrokomas gegenüber hören sollte, und entblößte von ihren Reizen soviel sie konnte, damit Abrokomas ihrer gewahr würde. Dieser, dem nichts entging, wurde, da er sich ganz dem lieblichen Anblicke überließ, mit Leib und Seele der Sklave des Liebesgottes. Nach vollbrachtem Opfer schieden beide, mißvergnügt über die schleunige Trennung, von dannen. Beide wandten noch öfters sich um, blieben stehen, um sich noch einmal anzuschauen, und fanden immer neuen Vorwand, länger zu verweilen.

Nachdem sie wieder in ihren Wohnungen angelanget, wurden sie erst ihres Übels recht inne. Die unvergeßliche Erinnerung jenes wechselsweisen Anschauens fachte die Flammen ihrer entzündeten Herzen immer mehr an. Den übrigen Teil des Tages wurde ihre Sehnsucht so heiß und lechzend, daß beide beim Schlafengehen die heftigsten Qualen empfanden. Abrokomas zerraufte sein Haar, riß seine Kleider herab und rief: „O ich Elender! Was sind das für Qualen! So ist denn endlich der standhafte Abrokomas, der die Liebe verschmähte und ihrem Gotte Hohn sprach, überwunden, gefangen und der Sklave eines Mädchens geworden? Ja, jetzt deucht mir, daß noch jemand schöner ist als ich! Jetzt nenne ich Amorn einen Gott! — Aber, o weichherziger Mensch! Ist es denn gar nicht möglich, tapfer zu bleiben? Nicht möglich, auszudauern? Und noch weiter vor Amorn den Vorzug zu behaupten? Soll und muß mich denn ein Gott, der weiter nichts als den Namen hat, überwinden? — Schön ist zwar das Mädchen; . . . aber was denn nun weiter? . . . Auch noch unverlobt ist das schöne Mädchen . . . Weg, Abrokomas, weg mit solchen Gedanken! Amor soll und soll dein Oberherr nicht werden." So rief er; aber der Gott setzte ihm nur immer heftiger mit Qualen zu, je mehr er widerstrebte. Endlich, da er nicht mehr aushalten konnte, warf er sich zur Erde und schrie: „Du hast überwunden, o Amor, und dir stolze Trophäen über den spröden Abrokomas erstritten! Siehe, hier liegt dein Gedemütigter im Staube! O schone, schone! Ich ergebe mich dir, du Herrscher aller Sterblichen! Verwirf nicht mein Flehen, und räche meinen Frevel nicht zu hart! Ich kannte

dich noch nicht, als ich mich über dich erhob. O Amor, schenke mir diese Anthia und kehre deinen gerechten Zorn gegen den Widerspenstigen nunmehr in Huld gegen den flehenden Besiegten!" Also fleht' er; aber Amor hörte deswegen noch lange nicht auf zu zürnen, sondern gedachte noch erst viel härter jene Verachtung an ihm zu rächen.

Anthia war indessen nicht minder übel daran. Ihren Schlummer störten unerträgliche Qualen, die sie dennoch vor den Anwesenden verhehlen mußte. „Ach, ich Arme! seufzte sie in ihrem Innersten, was ist mir widerfahren? Ist es Liebe, was ich fühle? Ist es möglich, daß sie in ein so junges Herz, wie das meinige, schon ihre Schmerzen sendet? Nicht anders! Ich brenne für den Abrokomas, den schönsten, aber auch übermütigsten Jüngling. Aber, o ihr unsterblichen Götter! was soll aus dieser Liebe, was aus dieser Marter endlich werden? Unbiegsam und stolz ist mein Liebling, und ich bin ein armes eingeschränktes Mädchen! Wer soll mir beistehen? Wem kann ich mich und meine Leidenschaft anvertrauen? Und wie und wo darf ich mich dem Abrokomas entdecken?" —

Also klagt' einer wie der andere die ganze Nacht durch; jedem schwebte die Gestalt des andern vor Augen, und jeder faßte das Bild des andern tief ins Herz und Gedächtnis. Mit Anbruche des folgenden Tages ging zwar Abrokomas wieder an seine gewöhnlichen Übungen, und das Mädchen an den Dienst der Göttin; aber die Unruhe der verwichenen Nacht hatte ihre Glieder ganz ermüdet, hatte das Feuer der Augen geschwächt und das Rot ihrer Wangen gebleichet. Wenig half es ihnen, sich den Tag über im Tempel zu sehen, da ihnen die Furcht wehrte, einander ihr geheimes Gefühl zu offenbaren. Nichts blieb dem Abrokomas übrig, als nach dem Mädchen verstohlen hin zu seufzen und zu weinen, welches jedoch mitleidsvoll seine Seufzer vernahm. Denn Anthia litt nicht minder als er; ja, es ging ihr gewissermaßen noch schlimmer. Wenn sie wahrnahm, daß andere Mädchen und Weiber nach ihm hingafften, und das taten sie alle, so stieg ihre Unruhe aufs höchste, weil sie ihm minder zu gefallen fürchtete. Beide taten Gelübde für einander zur Göttin; doch wußte keiner, daß sie der andere tat.

Solche Qualen waren von so jungen fühlbaren Herzen unmöglich lange zu ertragen. Mit Schrecken nahmen Abrokomas' Eltern, Lykomedes und Themisto, den täglichen Abfall seiner Schönheit, die Erschlaffung seines jugendlichen raschen Mutes wahr, und wiewohl sie aus dem, was sie gesehen und gehört, allerlei Mutmaßungen machten, so war es ihnen doch unmöglich, die wahre Ursache mit Gewißheit zu ergründen. Ebenso bange wurde dem Megamedes und der Eulype, als sie Anthiens Reize, ohne zu wissen wovon, so dahinwelken sahen. Man nahm zwar zu Priestern und Wahrsagern seine Zuflucht, welche unter dem Gemurmel allerlei unverständlicher Zauberssprüche den Geistern Sühnopfer und Gaben darbrachten, indem das Übel, nach ihrem Vorgeben, von den unterirdischen Göttern herrührte; auch opferte und betete Lykomedes täglich für seinen Abrokomas. Aber da war keine Errettung für keinen von beiden, die das Feuer verhohlener Liebe immer weiter aufzehrte. Als nun endlich beide so gefährlich und zuletzt todkrank darnieder lagen, und nichts zu entdecken war, so beschlossen die Eltern beider Liebenden, sie zum Orakel zu senden, um dasselbe sowohl um Ursach' als Heilungsmittel der Krankheit zu befragen.

Diesem Entschlusse zufolge wurden sie nach dem Tempel des Kolophonischen Apollo, der unweit Ephesus in einer Entfernung von achtzig Stadien*) liegt, ver-

*) Stadion, griechisches Wegmaß = 184 m.

sendet, woselbst das Orakel beiden eine gemeinschaftliche Weissagung in diesen Versen aussprach:

Beginn und Endschaft aller Pein
Ist dein, wie sein, und sein, wie dein,
Und bald sollt ihr erlöset sein.

Doch weh! Eur' Lebenslos ist Qual!
Flucht und Verfolgung überall!
Durch Meer und über Berg und Tal

Horch! wie des Räubers Säbel schwirrt!
Wie des Barbaren Kette klirrt!
Und ihr in dunkeln Grüften girrt!

Von Kreuzesschmach, von Flammentod
Errettet dich des Nilstroms Gott.
Wenn Schändung deiner Keuschheit droht,
Erbarmt sich Isis deiner Not.

Glück zu nun! Leid und Lied ist 'aus!
Willkommen wieder in eur' Haus!

Diese Weissagung setzte die Eltern in große Bestürzung und angstvolle Ungewißheit, was für eine nähere Beschaffenheit es wohl um die Krankheit, die Flucht und Verfolgung, die Ketten und Grüfte und die Hilfe jener ägyptischen Gottheiten haben möchte, indem der dunkle Orakelspruch ihnen keine gänzliche Befriedigung hierüber gab. Nach langem Hin- und Hersinnen denkt' es ihnen am besten, die Strenge der Weissagung dadurch zu mildern, daß sie ihre Kinder, deren gegenseitige Liebe sie immer mehr errieten, miteinander vermählten und dann auf eine kurze Zeit in die Fremde versendeten, gleichsam als ob das Orakel dies gemeint hätte, und dem Willen des Schicksals dadurch ein leichtes Genügen geschehen würde.

Dieser Entschluß brachte in der Stadt eine Menge fröhlicher Schmäuse zuwege, und die künftige Verbindung war das allgemeine Gespräch der Einwohner. Jedermann pries bald den einen, bald den anderen von den Liebenden hierüber glückselig. Wer aber war wohl froher als Abrokomas und Anthia! Keiner bebte nun vor dem fürchterlichen Orakelspruche mehr; denn sie dachten, die gegenwärtige Wollust sei der künftigen Leiden schon wert. Man eilte, bald die Hochzeit zu vollziehen, beging vorher die Nachtfeier und schlachtet' eine erstaunliche Menge von Opfertieren. Allein so sehr man auch eilte, deuchte doch jeder Augenblick dem Brautpaare zu lange. Als nun endlich die erwünschte Nacht herandämmerte, wurde das Mädchen beim Scheine der Kerzen mit Hochzeitsgesängen und Glückwünschen nach dem Brautgemache begleitet. Ein goldenes Bett, in Form eines babylonischen Zeltes, mit Purpurmatten umhangen und auf mancherlei Weise prächtig ausgeschmückt, war das Brautbett. In die Umhänge waren gaukelnde Liebesgötter gewirkt, wovon einige ihre Göttin, denn auch ihr Bildnis durfte nicht fehlen, bedienten, andere aber auf Spatzen herumritten. Einige suchten Blumen zusammen, und andere flochten Kränze daraus. Auf einer anderen Seite war der Kriegsgott, nicht in seiner Rüstung, sondern im weicheren Gewande der Wollust abgebildet; denn er war eben auf dem Wege zu seiner geliebten Cythere begriffen, und ein Liebesgott mit brennender Fackel voran war sein Führer. In dieses Zelt führte man Anthien, übergab sie den Armen des Abrokomas und verschloß die Türen.

Beide waren von gleichem Gefühle durchdrungen, und lange wollt' es keiner

wagen, den anderen anzureden, oder nur die Augen gegen ihn aufzuschlagen. Außer sich vor Scham und Wonne lagen sie da; vor wollüstiger Ahndung keuchten ihre Busen, und süße, nie gefühlte Schauer durchdrangen ihr ganzes Wesen. Endlich erholte sich Abrokomas zuerst und schlang seine Arme um Anthien, deren Gefühl in Tränen ausbrach. „O selige Nacht!“ rief der entzückte Jüngling, „endlich, endlich bist du mir doch einmal erschienen! Ach! der traurigen, die ich durchquälen mußte, waren auch allzuviele. O du süßes, teures Mädchen, teurer mir als das Licht meiner Augen! Sage mir doch, bist du denn nun auch wohl recht von Herzen froh? Sei es, liebstes Mädchen, denn du sollst an mir einen Gemahl haben, wie ihn ein gutes Weib nur immer wünschen mag.“ So sprach er und küßte ihre Tränen, die ihm süßer als jeder Nektar und kräftiger, denn jede Arznei, für seine Qualen waren. „Ach, Abrokomas,“ hub das schüchterne Mädchen endlich an,“ dünt' ich dir auch wohl schön und gefall' ich dir, da du selbst so reizend bist? — Aber warum, du Liebster, warum mußtest du einen so langen sauern Kampf gegen die Liebe kämpfen? Ach! meine eigene Marter zeigt mir hinlänglich an, wieviel du gelitten habest. Aber dafür nimm auch nun diese Tränen hin, und laß dein schönes Haar diesen Becher der Liebe einschlürfen. Komm, wir wollen uns innig aneinander schmiegen und umschlingen, unsre Kränze mit diesen Tränen tränken und ihnen unsere Liebe mitteilen.“ So sprach sie, umschlang schmeichelnd den Nacken des Geliebten und trocknet' ihre Augen mit seinen Locken. Nachdem sie die Kränze wieder in Ordnung gebracht, fügten sie küssend Lippen an Lippen, und jeder Gedanke, jedes Gefühl wurde aus der Seele des einen in die Seele des anderen durch Küsse gesendet. Sie, als sie seine Augen küßte, rief: „O wie oft habt ihr mich betrübt! Den ersten Pfeil der Liebe habt ihr in mein Herz geschossen! Allein, ihr vormals so stolzen, nun aber so zärtlichen Augen habt mir auch hiernächst die schönste Wohltat erwiesen, ihr habet Liebe in Abrokomas' Busen eingelassen. O, dafür küss' ich euch nun tausendmal, und gebiete meinen Augen, auf jeden eurer Winke zu achten. Ach! möchtet ihr immer mich nur anschauen und eurem Besitzer nie eine andere Schönheit verraten. Den meinigen soll gewiß nimmermehr ein anderer schöner scheinen als Abrokomas. Empfanget die Huldigung der Herzen, die ihr überwunden habt, und erhaltet sie in ewigem Gehorsam.“ So schmeichelten die beiden Liebenden einander, bis sie in eins geschlungen allmählich zur Ruhe sanken. Sie genossen die ersten Früchte der Liebe, und eiferten die ganze Nacht durch um die Wette, zu zeigen, welcher von beiden der Zärtlichste wäre.

Der Genuß der süßesten Stunden, nach denen sie sich so lange gesehnt, ließ sie am anderen Morgen vergnügt und munter erwachen. Der Blick in ihr künftiges Leben stellt' ihnen nunmehr dasselbe als einen beständigen Festtag voll Wohlleben dar, und sie vergaßen ganz des Orakelspruches. Aber das Schicksal vergaß ihn so wenig als die Gottheit, die ihn erteilt hatte. Die Eltern schickten sie indessen, nach dem gefaßten Entschlusse, aus der Stadt, damit sie fremde Länder und Städte sähen; denn sie dachten, soviel es anginge, die Weissagung dadurch zu mildern, daß sie dieselben eine Zeitlang von Ephesus entfernten. Man bereitete demnach alles zu ihrer Reise, die nach Ägypten gehen sollte. Große Schiffe wurden mit erfahrnen Schiffern besetzt, wurden mit allen Bedürfnissen, mit vielen und mancherlei Kleidern, mit Silber und Gold und Überfluß an Lebensmitteln versehen. Man opferte Dianen für eine glückliche Fahrt. Das ganze Volk vereinigte sein Gelübde mit den ihrigen, und jedermann weinte, als ob seine eigenen Kinder davonzögen. Am Tage der Abreise versammelte sich eine Menge von

Dienern und Mägden, und als das Schiff eben auslaufen wollte, alle Epheſier, ſie zu begleiten . . . .*)

Aber nun ſtieg dem Lykomedes und der Themiſto alles wieder ins Gedächtnis. Der Orakelſpruch, ihr Sohn, die Wanderſchaft; und ihr Mut ſank ganz und gar danieder. Ebenſoviel erlitten auch Megamedes und Evippe; doch hatten ſie etwas mehr Zuverſicht als jene, da ſie auf den Ausgang der Weisſagung ſahen. Jetzt erhob ſich das Getöſe der Schiffer; die Uferſeile wurden gelöſet, und der Steuermann nahm ſeinen Platz ein. Das Schiff entſchwamm dem Ufer, und die Stimmen der Schiffenden und der Zuſchauer am Ufer ſchollen vermiſcht empor in die Lüfte. „O ihr geliebten Kinder," riefen dieſe, „werden wir euch auch wiederſehen?" Und jene: „Werden wir euch wohl wieder umarmen, ihr Eltern?" Beider Lebewohl wurde von Tränen und Schluchzen begleitet. Jeder rief den Seinigen noch einmal beim Namen, um ihn deſto ſtärker ins Gedächtnis zu faſſen. Megamedes nahm eine Schale, und indem er ſie ausgoß, betet' er ſo laut, daß ſie ihn im Schiffe hören konnten. „Lebet tauſendmal wohl, meine Kinder, und entrinnet der Strenge der Weisſagung! Möchten euch doch die Epheſier wohlbehalten wieder empfangen! Möchtet ihr doch euer geliebtes Vaterland wieder erreichen! Sollt' es aber anders ergehen, ſo wiſſet, daß wir den Jammer nicht überleben werden. Wir ſenden euch auf eine traurige aber notwendige Wanderſchaft." So rief er, bis ſeine Stimme von Tränen erſtickt wurde, da denn endlich das Volk zur Stadt kehrte und den Eltern, ſo viel möglich, Troſt und Mut einzuſprechen ſuchte.

Aber Abrokomas und Anthia lagen ſich einander in den Armen und ließen ihren Gedanken den Lauf, bedauerten ihre Eltern, und ſehnten ſich, bange vor dem Orakelſpruche und voll Mißtrauen gegen die Fremde, nach ihrer Vaterſtadt zurück. Dieſen Tag hatten ſie glücklichen Wind, und nach vollbrachtem Laufe langten ſie zu Samos, Junos heiliger Inſel, an, wo ſie erſt Opfer und Gebet verrichteten und dann nach eingenommener Mahlzeit mit Einbruche der Nacht weiter reiſten. Sie hatten die beſte Reiſe und hielten miteinander lange Geſpräche. „Werden wir auch immer beiſammen leben dürfen?" — Abrokomas ſeufzte tief herauf; denn er dacht' an dasjenige, ſo ihm bevorſtand. „Anthia," ſagt' er, „mein liebſtes, mein teuerſtes Mädchen! die Götter werden ja unſere Trennung verhüten. Aber wie, wenn wir dennoch dazu beſtimmt ſind? Laß uns ſchwören, meine Geliebte, daß du unbefleckt bleiben und keinem anderen Manne dich ergeben willſt, und daß ich ebenſo nimmermehr ein anderes Weib berühren will." Als dieſes Anthia vernahm, ſchluchzte ſie heftig. „Und das kannſt du dir einbilden, Abrokomas, daß ich nach der Trennung von dir einen anderen lieben könnte? Ich, die ich keine Minute ohne dich leben kann? Ja, ich ſchwöre dir's bei der Göttin unſers Vaterlandes, der großen Diana der Epheſier, und bei dem Meere, das wir durchſchiffen, und bei dem Gotte, der uns beide ſo heftig verfolgt, daß ich auch den Augenblick, in welchem ich von dir getrennt ſein muß, nicht leben und die Sonne ſchauen möchte." So rief Anthia; ſo ſchwur Abrokomas; und die Zeit macht' ihre Schwüre immer heiliger. Indeſſen lief das Schiff vor Kous und Knidus vorüber. Bald erſchien die ſchöne große Inſel der

*) Hier iſt in der erſten Coechiſchen Ausgabe eine Lücke, und eine andere iſt mir nicht bekannt. Ich weiß nicht, ob dieſe und andere ſind ausgefüllt worden, da Dorville den Coechiſchen Abdruck noch einmal mit der Handſchrift hat vergleichen laſſen, wie Rhunken im Elogio Hemsterhusii meldet. (B.)

Rhodier. Hier, sagten die Schiffer, müßten sie landen, teils Wasser einzunehmen, teils zu rasten, denn sie würden nun eine lange Fahrt haben.

Das Schiff lief ein, und das Volk stieg ans Land. Auch Abrokomas betrat das Gestade, Anthien am Arme. Alle Rhodier liefen herbei, bewunderten die Schönheit dieses jungen Paares, und keiner konnte sich des lauten Ausrufs enthalten, wenn er sie ansah, oder vorüberging. Einige sagten, es wären Götter angelangt; andere beteten sie an und suchten ihre Huld zu erwerben. Bald erschollen die Namen Anthia und Abrokomas durch die ganze Stadt. Ihnen zu Ehren wurden öffentliche Gebete und eine Menge von Opfern angestellt, und man beging den Tag ihrer Ankunft nicht anders als einen Festtag. Sie aber besahen die ganze Stadt und hingen eine güldene Rüstung im Sonnentempel auf, worüber sie diese Überschrift zum Gedächtnisse setzten:

Zwei Fremde weihen diese Rüstung dir,
Abrokomas und Anthia von Ephesus.

Nachdem sie sich noch einige Tage auf der Insel verweilet, und die Schiffsleute indessen mit frischem Vorrate sich versehen, setzten sie ihre Reise weiter fort. Alle Einwohner von Rhodus begleiteten sie ans Schiff. Ein glücklicher Wind blies, als sie ausliefen, und sie hatten eine recht vergnügte Fahrt. Diesen Tag und die folgende Nacht durchschifften sie das sogenannte Ägyptische Meer. Tages darauf legte sich der Wind; es entstand eine Stille; die Fahrt ging sehr langsam; das Schiffsvolk wurde sorglos und träge und stellte allerlei Gelage an, wobei man sich wacker betrank. Hier begann die Weissagung erfüllt zu werden. Dem Abrokomas träumte, er seh' ein Weib, fürchterlich und größer als andere Sterbliche, in einem blutroten Gewande. Diese geriet an das Schiff und verbrannt' es, wobei das ganze Schiffsvolk zu Grunde ging. Er nur allein, nebst Anthien, entschwamm noch zuletzt dem Untergange. Erschrocken fuhr er aus diesem fürchterlichen Traume auf, welcher bald wahr wurde.

Von ungefähr kreuzte daselbst ein großes phönizisches Raubschiff mit drei Ruderbänken. Es schien, als ob es Ladung hätte, und zwar sowohl zahlreich, als tapfer besetzt. Die Räuber hatten erfahren, daß unser Schiff voll Gold und Silber, Sklaven und vieler anderen Sachen von Wert wäre. Daher beschlossen sie, anzugreifen, den Widerstand niederzumachen, und die übrigen, die sie des Kampfes unwürdig schätzten, samt der Beute nach Phönizien zum Verkauf abzuführen. Der Anführer der Seeräuber hieß Korymbus, ein hochgewachsener Jüngling, mit wilden Augen und langen verworrenen Haaren. Sobald ihr Entschluß gefaßt war, näherten sie sich allmählich dem Schiffe des Abrokomas. Endlich, um die Mittagsstunde, da einige in trägem Schlafe, andere aber mit geschwächtem Magen danieder lagen, schoß Korymbus schnell mit seinem Schiffe herbei. Jählings sprangen die Räuber, mit bloßen Schwertern in den Händen, herüber. Einige stürzten sich erschrocken ins Meer und kamen um; andere aber, die zu widerstehen wagten, wurden niedergehauen. Abrokomas und Anthia liefen dem Korymbus entgegen, und umschlangen die Kniee des Räubers. „Herr," sprachen sie, „unsere Güter und uns selbst nimm hin und mach' uns zu Sklaven, nur schon' unser Leben und töte nicht die, so sich dir freiwillig untertan geben. Bei diesem Meer und bei deiner Rechten flehen wir hierum dich an. Führ' uns weg, wohin du willst, und verkauf' uns wie deine Sklaven. Eine Huld aber gewähr' uns nur, überlaß uns beide einem Herrn." Korymbus hörte sie an und gebot den Würgern, ihrer zu schonen. Die kostbarsten Sachen von der Ladung, nebst Anthien und dem Abrokomas, desgleichen

einigen wenigen Sklaven, nahm er mit sich. Dann zündete er das Schiff an, und alle übrigen mußten verbrennen, weil er's für unsicher und unmöglich hielt, sie alle mitzunehmen. Es war ein erbärmlicher Anblick, wie diese in dem Raubschiffe davongeführt wurden, und jene ihnen aus den Flammen nachriefen: „Wo werdet ihr hingeschleppt, ihr Gebieter? Welches fremde Land, welche unbekannte Stadt wird euch aufnehmen?" Diese versetzten: „O glückselig seid ihr, daß es euch zu sterben gelingt, ehe ihr Banden getragen und Sklaverei unter Räubern erfahren!" So riefen sie; und diese wurden weggeführt, jene aber verbrannten. Nur der alte Hofmeister des Abrokomas, ehrwürdig von Ansehen und seines Alters wegen mitleidswert, der's nicht ertragen konnte, daß man ihm seinen Abrokomas entriß, sprang in die Wellen und schwamm dem Raubschiffe nach. „Wohin," rief er, „wohin, mein Sohn, entfernest du dich? In welchen Umständen, Abrokomas, verlässest du deinen alten Lehrer? Töte mich Elenden mit deiner Hand, und begrabe dann meine Gebeine. Denn wie kann ich ohne dich leben?" — So rief der arme Greis, und als er verzweifelte, den Abrokomas zu erreichen, überließ er sich den Wellen, die ihn begruben. Dieser Anblick war dem Abrokomas der allerschmerzlichste. Umsonst streckt' er seine Hände dem Greise entgegen, und flehte die Räuber an, ihn einzunehmen. Ohne darauf zu achten, schifften sie immer weiter und landeten nach einer Fahrt von drei Tagen vor ihrer Vaterstadt Tyrus in Phönizien an . . . .

Sie brachten ihre Gefangenen nicht in die Stadt, sondern auf einen benachbarten Landsitz des Obersten der Räuber, der Apsyrtus hieß. Diesem diente Korymbus für Lohn und die Hälfte des Raubes. Während der Reise, da Korymbus den Abrokomas täglich um sich und vor Augen hatte, fing sein Herz, gerührt von der Schönheit des Jünglings, an Feuer zu fangen, welches in kurzem zu Flammen emporwuchs. Aber auf der Reise schien es ihm unmöglich, ihn zu gewinnen, indem er sah, wie sehr sein Mut unter seinem Unglücke erlag, und wie getreu er Anthien liebte. Auch deuchte es ihm mißlich, Zwang zu gebrauchen, denn da besorgt' er, Abrokomas möchte sich selbst Leid zufügen.

Aber nachdem sie zu Tyrus angelangt waren, konnt' er's nicht länger mehr aushalten. Daher war er immer dienstfertig um den Abrokomas herum, und hieß ihn guten Mutes sein und nahm jede Sorge für ihn auf sich. Abrokomas glaubt' indessen, er sei aus Mitleiden so gütig und besorgt für ihn. Hierauf tat Korymbus dem Euxinus, einem anderen Räuber, seine Liebe kund, und bat sich seine Hilfe aus, wie er das Herz des Jünglings gewinnen könnte. Euxinus hört' ihn voll Freuden an; denn er härmte sich ebenso um Anthien, in die er gleichfalls gewaltig verliebt war, und erzählte daher auch dem Korymbus sein Anliegen. „Es ist doch recht schimpfliche Feigheit bei uns," sagt' er, „daß wir, die wir uns in die Gefahren wagen, in sicherer Muße nicht dessen genießen, was wir mit Mühe errungen. Wir können ja diese auswählen, und Apsyrtus muß sie uns ja wohl schenken." So sprach er, und ein Verliebter ließ sich leicht bereden. Daher wurden sie einig, daß sich einer für den anderen bemühen, und er beim Abrokomas, und Korymbus bei Anthien werben sollte. Diesen aber war damals aller Mut gesunken; sie unterhielten sich oft und lange über die Zukunft und schwuren einander, ihren Vertrag ewig zu halten. Korymbus und Euxinus kamen an und gaben vor, sie hätten mit jedem etwas Heimliches zu reden. Einer führte Anthien, und der andere den Abrokomas beiseite. Diese erbebten bis in ihr Innerstes, indem sie nichts Gutes vermutend waren. Euxinus sprach beim Abrokomas für den Korymbus: Mit Recht, o Jüngling, tut dir dein Unfall weh; denn du bist ein Sklave aus einem

Freien und ein Bettler aus einem Reichen geworden. Allein das mußt du deinem Schicksal beimessen; daher füge dich in dein gegenwärtiges und suche dir deine Gebieter durch Liebe zu gewinnen. Wisse, daß es in deiner Hand steht, Freiheit und Wohlstand wieder zu erlangen, wenn du dich dem Korymbus, deinem Herrn, gefällig erweisest. Denn er brennet vor Liebe gegen dich und ist bereit, dich zum Herrn von seinem ganzen Vermögen zu machen. Du wirst dir deinen Dienst nicht nur sehr leicht machen, sondern auch den gütigsten Herrn dadurch erwerben. Bedenke, wo du jetzt bist, ohne Hilfe in einem fremden Lande. Deine Gebieter sind Räuber, und du würdest der Rache des Korymbus nimmer entrinnen, wenn du ihn verschmähest. Wozu brauchst du schon ein Weib? Oder wozu schon eine Geliebte, da du noch so zart und jung bist? An so etwas mußt du noch lange nicht denken, sondern bloß auf deinen Gebieter merken und seinen Befehlen gehorchen." Abrokomas hörte mit verstummtem offenem Munde diese Red' an und fand keine andere Antwort, als Tränen und Seufzer. Nunmehr sah er, wozu es mit ihm gekommen war. Endlich bat er den Euxinus, er möchte ihm doch erst eine kleine Überlegung gestatten, eh' er auf den Antrag antwortete; womit denn Euxinus für jetzt zufrieden war. Indessen hatt' auch Korymbus Anthien die Liebe des Euxinus und die Notwendigkeit vorgestellt, ihrem Herrn schlechterdings zu gehorchen. Er hatt' ihr eine eheliche Verbindung und Überfluß und Schätze gelobet, wenn sie sich ihm ergebe. Aber das Mädchen hatt' eben die Antwort gegeben, und sich Bedenkzeit ausgebeten. Nun warteten Euxinus und Korymbus auf beider Erklärung, und hegten an geneigter Willfahrung nicht den mindesten Zweifel.

Zweites Buch.

Sobald Abrokomas und Anthia wieder in ihrem gewöhnlichen Wohnzimmer beisammen kamen, und einander erzählten was sie vernehmen müssen, sanken beide unter Weinen und Wehklagen zu Boden: „O Vater, und Mutter! O Vaterland, und ihr geliebten Verwandten alle!" — Endlich erholte sich Abrokomas: „Ach, wir Unglücklichen! was werden wir noch erdulden in einem Lande barbarischer Räuber, ausgesetzt ihren Beleidigungen? Nun hebet die Weissagung an! Nun rächt sich die Gottheit an meinem Übermute! Mich liebt Korymbus, und dich Euxinus. O, wie sehr zur Unzeit sind wir nun schön! Hab' ich dafür bis jetzt meine Unschuld bewahrt, daß ich sie der schändlichen Lust eines Räubers Preis gebe? Was für ein Leben wird das meinige sein, wann ich aus einem Mann ein Weichling geworden und von meiner Anthia weggerissen sein werde? — Aber ich schwör' es bei der Unschuld, die von Kindheit an meine Gespielin war, ich will eher umkommen und meine Tugend ins Grab mitnehmen, als mich dem Korymbus ergeben." So sprach er, und Tränen flossen hinterher. „O wehe!" rief auch Anthia, „welcher Jammer! Ach! bald wird man uns wider unsern Eid Gewalt antun. Bald werden wir die Strenge der Knechtschaft erfahren. Wie? Nach dem Abrokomas hoffet mich noch ein Wollüstling zu gewinnen? Hoffet in mein Bett zu gelangen und seine Begierden an mir zu sättigen? Nein! so verlang' ich das Leben nicht mehr; die Sonne will ich nicht mehr schauen, wenn ich geschändet werde. Es ist beschlossen. Laß uns sterben, mein Geliebter! Im Elysium werden wir uns einander gewiß ruhiger besitzen." So waren ihre Gesinnungen, so ihr Entschluß.

Indessen glaubt' Apsyrtus, der Vorgesetzte der Räuberei, daß Korymbus mit den Seinigen nun angelangt wäre, und kam selbst herbei, in der Vermutung, daß derselbe herrliche Beute mitgebracht haben würde. Als er nun den Abrokomas und Anthien erblickte, erstaunt' er nicht wenig über ihre Schönheit, und bat sich dieselben allein aus, weil er von diesen den besten Gewinn zu ziehen hoffte. Das andere Gut aber, Geld und Sachen, nebst den übrigen Mädchen, teilt' er unter den Korymbus und seine Leute aus. Ungern und so gut, als gezwungen, überließen Euxinus und Korymbus dem Apsyrtus ihre Geliebten; daher aber verließen sie auch seine Dienste. Apsyrtus nahm den Abrokomas und Anthien, nebst zwei Bedienten von ihnen, dem Leukon und der Rhode, und führte sie ab gen Tyrus. Es war in der Tat ein sehenswürdiger Aufzug. Jedermann bewundert' ihre Schönheit, und diese Barbaren, die noch nie so viel Reize gesehen, hielten sie für Götter, und priesen den Apsyrtus glückselig, daß er solche Sklaven besäße. Als er mit ihnen in seinem Hause ankam, übergab er sie einem getreuen Diener, und befahl ihm ihre Pflege. Denn er dachte nichts Geringes für sie zu lösen, wenn er sie nur einigermaßen nach ihrem Werte losschlagen könnte.

So standen nun die Sachen, als einige Tage darnach Apsyrtus der Handlung wegen nach Syrien verreiste. Da verliebte sich Manto, seine Tochter, in den Abrokomas. Sie war schön und reif genug für das Brautbett. Aber Abrokomas' Gestalt übertraf die ihrige dennoch sehr weit. Manto ward durch den täglichen Umgang mit ihm bezaubert. Schon konnte sie ihre Liebe nicht mehr bezähmen, und wußte doch nicht, was sie anfangen sollte. Dem Abrokomas einen Antrag zu tun, wollte sie nicht wagen, weil er schon eine Geliebte hatte, und sie daher ihn zu gewinnen verzweifelte. Auch durfte sie sich den Ihrigen nicht anvertrauen, denn da mußte sie sich vor ihrem Vater fürchten. Aber um desto mehr wuchsen die Flammen und Qualen der Liebe. Endlich, als sie es nicht mehr aushalten konnte, beschloß sie, Rhoden, der Gespielin Anthiens, einem Mädchen von gleichem Alter mit ihr, ihre Liebe zu entdecken, von welcher sie sich allein Beförderung ihrer Wünsche versprach. Bei Gelegenheit führte sie das Mädchen in die väterliche Hauskapelle, und hieß sie schwören, daß sie ihr nicht entgegen sein wollte. Dann offenbarte sie ihre Liebe zum Abrokomas, flehte sie an, ihr zu helfen, und gelobt' ihr große Dinge für diese Hilfe. „Wisse," fügte sie hinzu, „wisse, daß du meine Sklavin bist! Wiss' auch, daß du meinen Zorn entzünden kannst, und daß ich grausam genug sein werde, wenn du mich beleidigst!" Hiermit schickte sie Rhoden fort, die vor Angst nicht wußte, was sie anfangen sollte. Sollte sie es dem Abrokomas sagen? Dazu liebte sie Anthien zu sehr; und dennoch zitterte sie vor der Wut einer Barbarin. Endlich deucht' es ihr am besten, zuerst dem Leukon, mit welchem sie schon von Ephesus her ausnehmend vertraut war, die Rede der Manto zu hinterbringen. Sie zog ihn beiseite. „O Leukon," sagte sie, „wir sind völlig verloren, und werden unsere Gespielen nicht länger behalten. Die Tochter unseres Herrn hat sich heftig in den Abrokomas verliebt und droht grausam mit uns zu verfahren, wenn sie ihn nicht gewinnt. Nun rate, was zu tun ist. Der Barbarin zu widersprechen ist gefährlich; und den Abrokomas von Anthien zu reißen, unmöglich." Als Leukon dieses vernahm, brach er in Tränen aus, denn ihm ahndete ein großes Unglück. Endlich faßt' er sich wieder und sagte: „Sei stille, liebste Rhode, ich will alles schon machen." Darauf ging er zum Abrokomas, dessen einziges Geschäft es war, Anthien zu lieben und von ihr wieder geliebt zu werden, nur immer mit ihr zu reden und ihrem Munde zuzuhören. „Was sollen wir machen, ihr Gespielen?" rief er, als er zu ihnen kam; „wie sollen wir armen Sklaven uns nun

helfen? Deine Schönheit, Abrokomas, gefällt einer Person aus der Familie unseres Gebieters. Apsyrtus' Tochter hat die Liebe zu dir krank gemacht. Einem so rohen Mädchen ist's schlimm, so etwas abzuschlagen. Drum fasse bald einen vernünftigen und zugleich für uns heilsamen Entschluß, damit der Zorn unserer Herrschaft nicht auf unsere Köpfe komme." Abrokomas, der sich über diesen Vortrag nicht wenig entrüstete, sah dem Leukon scharf ins Gesicht und fuhr ihn an: „O Bösewicht, roher als diese Phönizier hier, wie erkühnst du dich, dem Abrokomas so etwas ins Gesicht zu sagen? und in Anthiens Gegenwart mir ein anderes Mädchen anzutragen? Ich bin ein Sklave; aber mein Wort weiß ich noch immer zu halten. Haben sie doch nur Gewalt über meinen Körper. Mein Geist ist frei. Manto mag drohen, wenn sie will, mit Schwert, mit Strang, mit Flammen und mit allen Qualen, die der Leib eines Sklaven ertragen kann, sie soll mich dennoch nimmermehr bewegen, Anthien zu beleidigen." Anthia verstummte und sank atemlos nieder. Endlich ermunterte sie sich ein wenig wieder und sagte: „Ich kenne nun dein gutes Herz, Abrokomas, und weiß, wie zärtlich du mich liebst. Aber ich bitte dich, mein Geliebter, verrate dein eigenes Leben nicht, da du Herr von dem meinigen bist. Opfere dich nicht der Wut einer Wilden auf. Ergib dich dem Verlangen der Gebieterin; ich will mich weit genug alsdann von euch, ich will mich ganz aus diesem Leben entfernen. Eine Bitte nur noch gewähre mir dann. Wann ich sinke, so küsse mich noch einmal, dann begrabe meine Gebeine, und erinnere dich zuweilen an deine Anthia." Diese Rede vermehrte den Schmerz des Abrokomas dergestalt, daß er vollends nicht wußte, wozu er greifen sollte.

Indessen wurde Manto ungeduldig über Rhodens Verzug, und schrieb daher selbst ein Briefchen an den Abrokomas, das also lautete:

„Heil dem schönen Abrokomas von seiner Gebieterin! Manto schmachtet nach dir, und kann nicht mehr ohne dich leben. Dieses Bekenntnis steht vielleicht einem Mädchen nicht an, aber immer einer Verliebten, der es die Not ablockt. Ich bitte dich, verschmähe nicht ein Mädchen, das sich so sehr in deine Reize verliebt hat. Wenn du dich mir ergibst, so will ich meinen Vater Apsyrtus bereden, daß er mich mit dir vermähle. Dein jetziges Weib wollen wir dann aus dem Wege schaffen. Du wirst reich und glücklich sein. Wenn du aber widerstrebst, so bedenke, was du erfahren wirst, wenn ein verschmähtes Mädchen sich an dir rächt. Auch deinen Gefährten, die dich zu diesem Übermute verführen, wird's dann nicht besser ergehen."

Diesen Brief gab sie versiegelt einer tyrischen Magd und befahl, ihn dem Abrokomas zu überbringen. Diesen verdroß jedes Wort darin, am meisten aber erbittert' ihn das, was Anthien betraf. Er behielt diesen Brief, und schrieb durch die Magd eine Antwort folgendes Inhalts zurück: „Tue, was dir gefällt, meine Gebieterin, verfahre mit mir, wie mit einem Sklaven. Willst du mich umbringen? Hier bin ich! Willst du mich martern? Martere mich nach deinem Gefallen! Aber in dein Bett komm' ich dir nimmermehr. Hoffe daher nie auf einen solchen Befehl von mir Gehorsam." Als Manto diesen Brief empfing, geriet sie in die äußerste Wut. Neid, Eifersucht, Kummer und Furcht empörten sich in ihr, und ihr einziger Gedanke war Rache an diesem Verächter.

Indessen kam Apsyrtus aus Syrien zurück und brachte von dort seiner Tochter einen Bräutigam mit, der Moris hieß. Kaum war er da, so führte Manto ihren listigen Plan gegen Abrokomas aus. Mit zerstreuten Haaren und zerrissenem Gewande lief sie ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen und rief: „Erbarme dich, mein Vater, deiner Tochter, die ein Sklave beleidigt! Dieser züchtige Abrokomas hat sich erkühnt, meine Ehre anzutasten; ja, er hat dir sogar nachgestellt, und

zwar aus Liebe zu mir, wie er vorgibt. Laß ihm für solche Verwegenheit die verdiente Strafe widerfahren. Willst du aber deine Tochter einem Sklaven preisgeben, so will ich mir lieber das Leben rauben."

Apsyrtus, da er dieses hörte und alles für wahr hielt, untersuchte die Tat nicht weiter, sondern ließ gleich den Abrokomas holen. „O verwegener, schändlicher Bube," rief er ihm entgegen, „du erkühntest dich, deine Gebieter zu beleidigen? Du Sklave wolltest dieses Mädchen schänden? — Aber du sollst dich dessen nicht freuen. Ich will dich züchtigen, und deine Geißelung soll anderen Sklaven zum Beispiel dienen." So sprach er und wollte kein Wort weiter hören, sondern befahl den Sklaven, ihm die Kleider herabzureißen, ließ Flamm' und Geißel herbei bringen, und den Jüngling ganz entsetzlich peitschen. Ein klägliches Schauspiel, als die Geißel diesen Leib, der keiner Sklavenmarter gewohnt war, so verunstaltete, als überall das Blut herabströmte, und die Schönheit seiner Wangen sichtbarlich sich entfärbte! Darauf peinigte man ihn mit Feuer, und schleppte fürchterliche Ketten herbei, alles zu dem Ende, daß er dem Bräutigam seiner Tochter zeigte, welch eine züchtige Braut er bekäme. Anthia indessen warf sich zu den Füßen des Apsyrtus und bat für den Abrokomas. Er aber sprach: „Deinethalben soll er desto ärger gegeißelt werden, weil er dich, sein Weib, beleidigt und eine andere geliebt hat." Darauf ließ er ihn in Ketten legen und in einen finsteren Kerker schließen.

Als er nun gefesselt und eingesperrt dalag, überwältigt' ihn die schrecklichste Verzweiflung, besonders daß er Anthien nicht mehr zu sehen bekam. Er suchte daher auf vielerlei Art seinen Tod, den er aber nicht fand, weil viele Wächter auf ihn acht hatten. Inzwischen macht' Apsyrtus seiner Tochter die Hochzeit, und diese Feier dauerte viele Tage. Anthia aber, die ganz Schmerz war, bewegte die Wächter zu Mitleid, und gelangte heimlich zum Abrokomas ins Gefängnis, wo beide ihr Elend beweinten. Als nun die Abreise nach Syrien angestellt war, entließ Apsyrtus seine Tochter mit großen Geschenken. Er gab ihr babylonische Kleider und Gold und Silber in Menge; auch schenkt' er ihr Anthien, Rhoden und den Leukon. Als Anthia dieses erfuhr, und daß sie mit Manto nach Syrien reisen sollte, ging sie, sobald sie konnte, ins Gefängnis und umarmte ihren Abrokomas und sprach: „Ach, mein Geliebter, Manto hat mich zum Geschenk bekommen, und meine Nebenbuhlerin nimmt mich nun mit nach Syrien. Du aber bleibst in diesen Banden zurück, und endigst hier dein trauriges Leben, wo niemand deiner mehr pflegen wird. Aber ich schwöre dir bei unserem gemeinschaftlichen Schutzgotte, ich will dein bleiben, ich mag nun leben oder sterben." So sprach sie unter Küssen und Umarmungen, wog seine schweren Ketten mit der Hand, und sank zu seinen Füßen nieder. Endlich verließ sie das Gefängnis. Er aber, als er allein war, warf sich zu Boden, ächzte und weinte laut: „O du geliebter Vater! O Themisto, meine Mutter! Wo ist nun jene Glückseligkeit, die mich zu Ephesus anlachte? Was ist nun das glänzende und sehenswürdige Paar, Abrokomas und die schöne Anthia? Nun wird diese als eine Gefangene in ein fernes Land weggeschleppt, mir aber der letzte, der einzige Trost geraubt. Ich Unglücklicher muß nun hier im Kerker umkommen." Als er so seufzte, überwältigte ihn der Schlummer und ein Traum schwebt' über seiner Stirne. Ihm deucht', er sähe seinen Vater Lykomedes im schwarzen Gewande Länder und Meere durchirren und endlich in seinen Kerker gelangen, ihm seine Bande auflösen und ihn daraus entlassen. Darauf kam's ihm vor, er würd' in ein Pferd verwandelt und verfolgte durch viele Länder eine Stute, und als er sie endlich erreicht, wurd' er wieder zum Menschen. Als er aus diesem Traume sich erhob, faßt' er wieder ein wenig Hoffnung.

Anthia, Leukon und Rhode wurden nach Syrien abgeführt; Abrokomas aber mußt' im Kerker schmachten. Manto war Rhoden ebenso feind, als sie Anthien haßte. Als sie daher mit ihrem Gefolge nach Antiochien, des Möris Vaterstadt, kam, hieß sie Leukon und Rhoden sogleich auf ein Schiff bringen und sie fern von den syrischen Grenzen verkaufen. Anthien aber beschloß sie mit einem verächtlichen und bäurischen Ziegenhirten, ihrem Sklaven, ehelich zu verbinden; auf welche Weise sie sich noch an dem Abrokomas zu rächen vermeinte. Sie ließ also den Ziegenhirten kommen, welcher Lampon hieß, übergab ihm Anthien, mit dem Befehl, selbige wie sein Weib zu gebrauchen, und wenn sie widerstrebte, Gewalt anzuwenden. Sie ward demnach, als Braut des Ziegenhirten, hinaus aufs Land geführt. Als sie aber auf die Flur kam, wo Lampon die Ziegen weidete, fiel sie ihm zu Füßen und fleht' ihn an, daß er sich ihrer erbarmen und ihrer schonen möchte. Sie erzählt' ihm darauf, wer sie wäre, von ihrer Herkunft, ihrem Geschlechte, ihrem Gemahle und dann von ihrer Gefangenschaft. Als dieses Lampon vernahm, dauert' ihn das Mädchen. Er hieß sie also guten Muts sein, und versprach ihr mit einem Eide, sie nimmermehr anzurühren.

So lebte sie nun bei dem Ziegenhirten auf der Flur und weint' unablässig um ihren Abrokomas. Apsyrtus durchsucht' indessen einmal das Gemach, welches Abrokomas vor seiner Geißelung bewohnt hatte, und ihm geriet das Briefchen der Manto an den Abrokomas in die Hände, da er denn gleich die Handschrift seiner Tochter erkannte und nunmehr wohl einsah, wie unschuldig er den Abrokomas gezüchtigt hätte. Daher hieß er ihn den Augenblick loslassen und vor sich bringen. Abrokomas, welcher so schmerzliches und mitleidenswürdiges Elend bisher erduldet, fiel dem Apsyrtus zu Füßen. Dieser aber richtete ihn auf und sprach: „Sei getrost, Jüngling! Ich habe dir unrecht getan, da ich den Worten meiner Tochter traute. Dafür aber mach' ich dich nun aus einem Sklaven zum Freien und Vorgesetzten meines Hauses, und will dir die Tochter eines Bürgers zum Weibe verschaffen. Gedenke nicht mehr im Bösen des Geschehenen; denn es ist wider meinen Willen geschehen, daß ich ungerechterweise dich quälen lassen." Abrokomas antwortete: „Ich danke dir, Herr, daß du die Wahrheit erkennest und meine Unschuld belohnest." Das ganze Haus freute sich über den Abrokomas, und dankte für ihn dem Apsyrtus. Er selbst aber wurde dadurch nichts mehr über den Verlust seiner Anthia getröstet. Oft dacht' er bei sich selbst: „Was hilft mir Freiheit, was Reichtum, was die Aufsicht über die Güter des Apsyrtus? — Es ist nicht recht, daß ich's mir hier so behagen lasse; ich muß sie lebendig oder tot aufsuchen."

Solang' er des Apsyrtus Güter verwaltete, war sein einziger Gedanke, wie er zu Anthien wieder gelangen wollte. Leukon aber und Rhode wurden indessen nach Xanthus, einer Stadt in Lykien, dem Meere etwas entlegen, abgeführt, wo sie ein alter Mann kaufte, welcher sie sehr gütig und wie Kinder hielt, weil er selbst keine hatte. Hier mangelt' es ihnen an nichts, außer an Trost über die Trennung von ihren zwei anderen Freunden. Unterdessen hatte Anthia schon einige Zeit beim Ziegenhirten gelebt, als Möris, der Manto Gemahl, welcher öfters hinaus aufs Land kam, sich sterblich in sie verliebte. Nachdem er seine Liebe eine Zeitlang bei sich verborgen gehalten, entdeckt' er sie endlich dem Ziegenhirten, und tat ihm große Versprechungen, wenn er verschwiegen sein wollte. Dieser versprach dem Möris zwar alles; weil er sich aber vor Manto fürchtete, so ging er hin und entdeckt' ihr die Liebe des Möris. Manto geriet darüber in den heftigsten Zorn und rief: „O ich höchst unglückseliges Weib! Daß ich diese Nichtswürdige mit hierher führen mußte, die mir ehedem meinen Geliebten in Phönizien entrissen

und mich nun in Gefahr setzt, auch meinen Gemahl zu verlieren. Aber Geduld! Anthien soll's nicht zu gute kommen, daß Möris sie schön findet. Jetzt will ich mich ganz anders rächen als zu Tyrus." Anfangs blieb sie noch ruhig, als aber Möris einmal verreist war, ließ sie den Ziegenhirten kommen und befahl ihm, Anthien in den dichten Wald zu führen und sie dort umzubringen, wofür sie ihn hernach reichlich zu belohnen versprach. Der Ziegenhirt, welcher ebensoviel Mitleid gegen das Mädchen, als Furcht vor Manto hegte, offenbarte, da er zurückkam, Anthien alles, was wider sie beschlossen war. Sie aber weint' und wehklagte: „Ach! so ist denn überall unsere Schönheit uns gefährlich? O unselige Reize! Abrokomas stirbt zu Tyrus und ich allhier. Nun bitt' ich dich, du guter Hirt, sei mir noch weiter so gefällig, wie du bisher gewesen bist. Wenn du den Todesstreich mir gegeben hast, so laß deine Händ' auf meinen Augen ruhen und rufe mir noch im Sterben den Namen meines Abrokomas ins Ohr. Dann wirf einige Hände voll Sand aus der Nähe über meinen entseelten Leichnam. O süßer Tod, wenn ich mit dem Abrokomas zugleich ins Reich der Schatten hinabsteigen könnte!" So klagte sie und bewegte das Herz des Hirten zu mitleidigem Erbarmen. Er bedachte, welche verruchte Tat es wäre, ein so unschuldiges und schönes Mädchen zu ermorden, und wagte daher nicht, den Streich auszuführen, sondern nahm sie bei der Hand und sagte: „Du weißt, Anthia, daß unsere Gebieterin mir deinen Tod geboten hat; aber weil ich die Götter fürchte und mich deiner Schönheit jammert, so will ich dich lieber fern von diesen Grenzen in ein fremdes Land verkaufen, damit es Manto nicht wieder erfahre, daß du nicht getötet bist, und desto grausamer mein eigenes Verderben beschließe." Da umschlang das Mädchen die Kniee des Hirten und weinte. „O ihr Götter und du, vaterländische Diana, vergeltet diesem Hirten seine Guttaten!" Als ihn nun Anthia ermunterte, daß er fortmachen sollte, nahm er sie mit sich und führte sie an den Hafen, woselbst er sie an cilicische Kaufleute verkaufte, und mit dem gelösten Gelde wieder nach seiner Flur zurückkehrte. Die Kaufleute nahmen Anthien mit sich aufs Schiff und kamen mit einbrechender Nacht an die cilicische Küste. Hier aber stürmten ihnen widrige Wind' entgegen, wovon ihr Schiff zerscheiterte, so daß sie nebst Anthien sich kümmerlich auf den Trümmern ans nahe Ufer retten mußten. Nicht weit vom Ufer war ein großer, dicker Wald, in welchem sie, nachdem sie die ganze Nacht darin umhergeirrt, von der Räuberbande des Hippothous aufgefangen wurden.

Mittlerweile kam ein Sklave der Manto aus Syrien bei ihrem Vater Apfyrtus an und bracht' ihm folgenden Brief: „Du hast mich einem fremden Manne gegeben. Anthien, die du mir nebst anderen Sklaven geschenkt, hab' ich wegen ihrer bösen Aufführung hinaus aufs Land verwiesen. Dort verliebte sich mein schöner Möris in sie, und besuchte sie täglich auf ihrer Flur. Da ich dieses nicht dulden konnte, ließ ich den Ziegenhirten kommen und befahl ihm, das Mädchen wieder in irgend eine Stadt Syriens zu verkaufen." Als dieses Abrokomas vernahm, war's ihm unmöglich, länger zu verweilen; daher ging er heimlich von dem Apfyrtus und dem ganzen Hausgesinde fort, seine Anthia aufzusuchen. Sobald er auf die Flur kam, wo Anthia mit dem Ziegenhirten gelebt hatte, führt' er den Lampon ans Ufer und fragt' ihn, ob er nichts von dem tyrischen Mädchen wüßte? Da sagt' ihm nun dieser, daß sie Anthia geheißen, erzählt' ihm von ihrer Ehe und seiner Ehrfurcht davor, von der Liebe des Möris, von dem Befehl zu ihrem Tode, ihrer Reise nach Cilicien, und endlich fügt' er hinzu, daß das Mädchen öfters eines gewissen Abrokomas erwähnt hätte. Abrokomas erzählt' ihm, wer er war, machte sich früh auf und eilte nach Cilicien, in der Hoffnung, dort seine Anthia wiederzufinden.

Hippothous und seine Leute brachten diese Nacht mit Schmausen hin. Den folgenden Tag aber wollten sie opfern. Es war alles bereitet, das Bildnis des Mars, die Räuberbeute und die Kränze. Der Gottesdienst sollte nach der gewöhnlichen Weise geschehen. Da wurde das bestimmte Opfer, es mochte Mensch oder Tier sein, an einen Baum aufgehängt, und aus der Ferne mit Pfeilen darnach geschossen. Das Opfer derer, welche trafen, schien dem Gotte gefällig zu sein; diejenigen aber, welche fehlten, brachten ein neues Sühnopfer dar. Zu diesem Opfer war Anthia geweiht. Alles war schon fertig, und das Mädchen sollte aufgehängt werden, als sich ein Getöse im Walde erhob und man das Getümmel von vielen Menschen vernahm. Perilaus, ein vornehmer Mann in Cilicien, der den öffentlichen Frieden in dieser Provinz handhabte, überraschte mit starker Mannschaft die Räuber, tötete die meisten, und nur sehr wenige nahm er gefangen. Dem einzigen Hippothous gelang es, mit seinen Waffen zu entrinnen. Perilaus nahm Anthien mit sich, und als er erfuhr, was ihr widerfahren sollen, wurd' er außerordentlich zu Mitleid gerührt. Dieses Mitleid aber war der Anfang langer Widerwärtigkeiten für Anthien. Er führte sie mit anderen gefangenen Räubern nach Tarsus in Cilicien ab. Der tägliche Anblick dieses Mädchens fing an, Lieb' in ihm zu entzünden, und in kurzem nahm Anthia sein ganzes Herz ein. Zu Tarsus gab er die Räuber in Verwahrung; Anthien aber bedient' er mit der zärtlichsten Sorgfalt. Perilaus hatte weder Gemahlin, noch Kinder, und besaß einen ganz erstaunlichen Reichtum. Er trug daher Anthien an, daß sie ihm das alles, Gemahlin, Gebieterin und Kind sein sollte. Anfangs tat sie zwar Widerstand, als sie aber nichts mehr wußte, was sie seinem heftigen und wiederholten Anliegen entgegensetzen sollte, und noch etwas Härteres befürchtete, versprach sie ihm die Ehe, bat ihn aber, nur noch eine kleine Zeit, nämlich noch dreißig Tage zu verziehen und sie unterdessen nicht zu berühren. Dieses war zwar lauter Verstellung, inzwischen gehorchte doch Perilaus und schwur ihr, sie rein und unangetastet zu lassen, bis diese Zeit vorüber wäre.

So blieb nun Anthia zu Tarsus beim Perilaus und ließ ihn auf die Hochzeit warten. Abrokomas aber, der auf seiner Reise nach Cilicien sich von dem rechten Wege verirrt hatte, begegnete unweit der Räuberhöhle dem bewaffneten Hippothous. Dieser lief ihm entgegen, sobald er ihn erblickte, grüßt' ihn freundlich und bat ihn, sein Reisegefährte zu werden. „Denn ich sehe, Jüngling, sagt' er, wer du auch sein magst, daß du nicht nur schön, sondern auch streitbar bist, deine Streiferei aber eben nicht die beste sein mag. Laß uns also aus Cilicien heraus nach Kappadocien und von da nach Pontus gehen, wo sehr reiche Leute wohnen sollen." Abrokomas sagte nicht, daß er Anthien aufsuchte, und gab dem Anliegen des Hippothous nach. Drauf schwuren sie sich, einander wechselsweise zu dienen und beizustehen. Nunmehr hoffte Abrokomas, wenn er weiter herumschweifte, Anthien eher zu finden. Diesen Tag aber hielten sie sich noch in der Höhle auf. Darauf nahmen sie, was noch übrig geblieben war, nebst einem Pferde mit sich hinweg, denn Hippothous hatte noch ein Pferd im Walde verborgen gehabt.

Drittes Buch.

Den folgenden Tag verließen sie Cilicien und nahmen den Weg nach Mazakos, einer schönen und großen Stadt in Kappadocien. Hier gedachte Hippothous hübsche, rüstige Jünglinge anzuwerben und sein Räuberheer wiederherzu-

stellen. Sie reisten durch große Dörfer, wo sie überall Überfluß an Lebensmitteln fanden. Hippothous verstand die kappadocische Sprache sehr wohl; daher ging man mit ihm wie mit einem Landsmanne dort um. Nachdem sie eine Reise von zehn Tagen vollendet, kamen sie nach Mazakos, allwo sie nicht weit vom Tore einkehrten und einige Tage sich von ihrer Ermüdung zu erholen beschlossen. Als sie speisten, erseufzte Hippothous und weinte hinterher. Abrokomas fragte nach der Ursache dieser Tränen. „Ach, die Erzählung ist allzu lang," versetzt' er, „und allzu traurig!" Abrokomas aber bat ihn, dennoch zu erzählen, und versprach ihm, alsdann auch seine Geschichte mitzuteilen. Als sie nun darauf einmal allein waren, fing Hippothous von vorn an und erzählt' ihm mit aller Aufrichtigkeit seine Begebenheiten.

„Ich bin aus Perinthus, in der Nachbarschaft von Thracien, und aus einem vornehmen Geschlechte daselbst entsprossen. Du hast vermutlich gehört, wie berühmt Perinthus ist und was für reiche Bürger es habe? Als ich noch Jüngling war, liebt' ich daselbst einen schönen Knaben aus eben der Stadt, mit Namen Hyperanthes. Ich verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Ich mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Tränen von meiner Seite. Endlich, als sich's fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein miteinander zu sein, welches ohne Argwohn geschah, da wir beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn das liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt und wegen seiner Reichtümer und Schätze erstaunlich hochmütig war. Artstomachus hieß der böse, widerwärtige Mann. Kaum hatt' er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so sucht' er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, mir zu Gefallen, zu niemand anders ging. Daher beredet' er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht übergäbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf die Art erlangt' er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach und besucht' ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir ein Kuß etwas sehr Rares und jede Unterredung erstaunlich erschwert. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf und ging nach Perinthus zurück, verkaufte alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelösten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnet' ich mich mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben meinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reisten die ganze Nacht durch nach Perinthus zu, bestiegen daselbst ein Schiff und fuhren, ohne daß irgend jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeitlang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los und warf das Schiff um. Ich aber schwamm mit dem Hyperanthes davon, und nahm ihn auf meinen Rücken, um ihm das Schwimmen leichter zu machen. Als die Nacht einbrach, konnte der Knabe das Schwimmen

nicht mehr aushalten und starb vor großer Ermüdung. Ich konnte nichts weiter von ihm als nur seinen Leichnam retten und an dem Ufer begraben. Unter Tränen und Seufzern nahm ich seinen Nachlaß zu mir, und da ich eben einen bequemen Stein fand, so richtete ich ihm ein Grabmal auf, und verfertigte auf den armen Knaben diese Inschrift aus dem Stegreife:

Dies Mal erhob Hippothous
Dem schönen Hyperanth,
Der nach der strengen Parze Schluß
Sein frühes Grab hier fand.
Dort ward er vom Orkan zerknickt,
Ein Blümchen, zart und jung;
Dort ward sein Geist hinabgeschickt
In Plutons Dämmerung.

Von nun an beschloß ich, nie wieder nach Perinthus zurückzukehren, und wendete mich daher durch Asien nach Groß-Phrygien und Pamphylien. Daselbst ergab ich mich aus Mangel und Gram über mein Unglück der Räuberei. Anfangs dient' ich nur als Gemeiner; zuletzt aber errichtet' ich mir in Cilicien selbst eine Bande und machte mich sehr berühmt. Nun aber sind die Meinigen kurz vorher, ehe ich dich sah, eingefangen worden. Dies ist die Geschichte meiner Zufälle. Nun „mein Freund, erzähle mir auch die deinige; denn man sieht wohl, daß dich keine geringe Not so herumzustreifen zwingt."

Da erzählt' ihm Abrokomas, daß er von Ephesus sei, daselbst ein Mädchen geliebt und sich mit ihr verbunden habe. Er erzählt' ihm die Weissagung, ihre Wanderschaft, die Begebenheit mit den Seeräubern, mit dem Apsyrtus und mit der Manto, alsdann von seinen Banden, von seiner Flucht, vom Ziegenhirten und endlich die Reise nach Cilicien. Als er noch redete, fiel Hippothous weinend darein: „O ihr Eltern! O mein Vaterland, das ich nimmer wieder schauen werde! O du über alles geliebter Hyperanthes! — Du, Abrokomas, kannst doch deine Geliebte noch einmal wieder schauen und wieder erlangen; aber das ist unmöglich, daß ich meinen Hyperanthes wieder zu sehen bekomme." So sprach er, und zeigte ihm die Haarlocken des Knaben und ließ seine Zähren darauf fallen. Als beide miteinander ausgeweint hatten, wandte sich Hippothous zum Abrokomas: „Ich habe vorhin einen kleinen Umstand in meiner Erzählung ausgelassen. Nämlich kurz zuvor, ehe meine Bande gefangen wurde, verirrte sich ein schönes Mädchen an unsere Höhle. Sie war von deinem Alter und nannt' uns auch dein Vaterland. Mehr hab' ich nicht erfahren. Diese wollten wir dem Mars opfern, und es war schon alles bereit, als unsere Verfolger uns überraschten. Ich nahm die Flucht und weiß nicht, wie's ihr gegangen ist. O, es war ein schönes Mädchen, Abrokomas; zart bekleidet, mit blondem Haar und lieblichen Augen." Noch hatt' er nicht ausgeredet, so rief Abrokomas: „Das war meine Anthia, Hippothous! Wo ist sie hingeflohen? Wohin? In welches Land? O, laß uns nach Cilicien umkehren und sie aufsuchen. Sie hält sich gewiß in der Nähe der Räuberhöhle noch auf. Bei dem Schatten deines geliebten Hyperanthes! Schlage mir diese Gefälligkeit nicht ab! Laß uns gehen und wo möglich Anthien finden!" Hippothous versprach ihm alles, sagt' aber auch, er müßt' erst einige Leute anwerben, um ihre Reise desto sicherer zu machen.

Unterdessen, daß diese damit umgingen, nach Cilicien zurückzukehren, waren bei Anthien die vorbehaltenen dreißig Tage verstrichen. Perilaus ließ die Opfer zur Hochzeit bereiten, die er vom Lande hereinkommen lassen. Viele seiner

Mitbürger feierten Anthiens Hochzeit mit. Nun war zu der Zeit, da Anthia der Räuberbande abgenommen worden, ein alter Mann aus Ephesus, der ein Arzt war und Eudoxus hieß, nach Tarsus gekommen. Dieser Eudoxus hatte auf seiner Reise nach Ägypten Schiffbruch gelitten, und ging zu Tarsus in die vornehmsten Häuser herum, bat sich von diesem und jenem, von dem einen Kleider, von dem andern Geld aus, und erzählte jedem sein Unglück. Als er nun auch zum Perilaus kam und sagte, daß er aus Ephesus und ein Arzt wäre, so führt' ihn Perilaus zu Anthien, welcher er eine Freude zu machen glaubte, wenn er ihr einen Landsmann zeigte. Sie empfing den Eudoxus sehr freundlich und fragte nach den Ihrigen. Allein er wußte nichts und sagte, daß er schon lange von Ephesus abwesend wäre. Anthia aber freute sich deswegen nicht minder, daher denn Eudoxus allemal Zutritt bei ihr hatte und vieler Wohltaten in seinen dürftigen Umständen von ihr genoß. Dabei bat er sie öfters, ihm doch nach Ephesus zurück zu helfen, weil er noch Weib und Kinder daselbst hätte.

Alles war nun zur Hochzeit bereitet. Der Brautabend kam herbei, und es ward ein köstliches Mahl zugerichtet, und Anthia mit dem prächtigsten Brautschmucke bekleidet. Sie aber hatte weder Tag noch Nacht aufgehört zu weinen; denn immerdar schwebt' ihr Abrokomas vor Augen. In einem Meer von Gedanken wälzte sie sich herum, erinnerte sich bald der alten Liebe, bald ihrer Schwüre, ihres Vaterlandes und ihrer Eltern, und bald stellte sich ihr wieder der gegenwärtige Zwang und die neue Ehe vor Augen. Bei der ersten Gelegenheit, da sie allein sein konnte, zerraufte sie ihr Haar und rufte: „O ich Verruchte, o ich Treulose! Entspricht auch diese meine Aufführung wohl der Treue des Abrokomas? Er, nur ein treuer Gemahl zu bleiben, erduldet Banden und Martern und hat vielleicht den Geist schon aufgegeben; und ich Elende, alles dessen uneingedenk, will mich von neuem vermählen? Ich lasse mir das Brautlied singen, und schreit' in das Bett des Perilaus? Doch, o allerteuerste Seele, betrübe dich nicht meinetwegen! Freiwillig soll dich Anthia nimmer beleidigen. Ich will die Deinige bleiben, mein Geliebter, und als die Deinige dir in die Unterwelt folgen!" So sprach sie, als Eudoxus, der ephesische Arzt zu ihr kam. Diesen führte sie in ein geheimes Gemach, fiel ihm dort zu Füßen und bat und beschwur ihn bei Dianen, der Göttin ihres Vaterlandes, dasjenige, so sie ihm jetzt offenbaren wollte, keinem Sterblichen wieder zu sagen und alles auszurichten, warum sie ihn ersuchen würde. Eudoxus hob sie empor, indem sie bitterlich weinte, hieß sie getrost sein, und versprach ihr mit einem Eide, alles für sie zu tun. Da erzählte sie ihm die Liebe zum Abrokomas und die Schwüre, die sie ihm getan, und den Bund mit ihm über ihre Keuschheit. „Wenn's möglich wäre, fügte sie hinzu, noch bei meinem Leben den Abrokomas lebendig wieder zu umarmen, oder heimlich zu entfliehen, so würd' ich mich hierüber mit dir beratschlagen. Da aber dieser bereits gestorben, da mir die Flucht unmöglich ist und ich keinen Rat weiß, der künftigen Hochzeit auszuweichen, so will ich dennoch den Bund mit dem Abrokomas nicht verletzen, noch meinen Eid leichtsinnig brechen. Daher bitt' ich dich um nichts als ein wenig Gift, welches mich Unglückliche von meinem Jammer erlöse. Die Götter, zu denen ich sterbend deinetwegen flehen will, werden dir diesen Dienst nach ihrem Reichtum vergelten. Ich aber will dich mit Gelde zu deiner Heimreise versorgen. Du kannst, ehe es jemand gewahr wird, dich auf ein Schiff begeben und nach Ephesus reisen. Dort suche meine Eltern, Megamedes und Euippen, auf und verkünd' ihnen mein Ende. Erzähl' ihnen mein Schicksal in der Fremde und sage, daß Abrokomas umgekommen ist." So sprach sie, warf sich zu seinen Füßen und fleht' inständigst,

daß er ihr das Gift nicht versagen möchte. Darauf zog sie zwanzig Minen*) Gold hervor und schenkte sie nebst ihrem Halsschmucke dem Eudoxus; denn sie besaß Schätze genug, weil sie über alles Gewalt hatte, was Perilaus besaß. Anfangs besann sich Eudoxus; endlich aber, da ihm die Unglückliche zu Herzen ging, er auch überdies nach seiner Vaterstadt sich zurück sehnte, so besiegt' ihn der Glanz der Geschenke, und er versprach ihr nicht nur das Gift, sondern ging auch sogleich fort, es zu holen. Sie aber zerfloß unterdessen in Tränen, bejammert' ihre Jugend, beklagt' ihren frühzeitigen Tod und rief zum öfteren den Abrokomas, als wär' er gegenwärtig, beim Namen. Kurze Zeit darauf kam Eudoxus wieder und bracht' ihr das verlangte Gift. Anthia nahm's hin, und ließ ihn unter vielen Danksagungen von sich. Er aber ging sogleich auf ein Schiff und segelte davon. Sie wartete nun auf bequeme Gelegenheit, ihr Gift einzunehmen.

Und schon kam die Nacht heran; das Brautbett wurde bereitet, und es traten diejenigen herbei, die Anthien dahin begleiten sollten. Unwillig und weinend ging sie und hielt das Gift in der Hand verborgen. Als sie sich dem Brautgemache nahten, stimmten die Verwandten den Brautgesang an. Anthia hingegen weint' und wehklagte: „Ach! ehemals wurd' ich zu einem anderen Bräutigam geführt; ehemals begleitete mich die Fackel der Liebe und der Brautgesang in ein angenehmeres Bett. O Anthia! was tust du heut? Beleidigst du den Abrokomas? Deinen Gemahl? Deinen Geliebten? Ihn, der deinethalben umgekommen ist? Ha! Noch bin ich nicht so weibisch und so feigherzig im Unglück geworden. Es ist beschlossen; ich trinke das Gift. Abrokomas ist mein Gemahl, und soll es auch im Tode noch bleiben." So sprach sie und wurd' ins Brautgemach geführt, wo sie allein blieb, weil Perilaus noch mit seinen Freunden schmauste. Anthia stellte sich, als ob eine Beklemmung des Herzens ihren Durst erregte und befahl einem Sklaven, ihr einen Trunk Wassers zu holen. Der Sklave brachte den Becher; sie nahm ihn hin, und als niemand gegenwärtig war, warf sie das Gift hinein. „O Abrokomas, rief sie nun weinend aus, o allerliebste Seele! Sieh, ich halte mein Versprechen; ich trete die Reise zu dir an, diese traurige, aber notwendige Reise. O, nimm mich mit williger Freude dort auf und gewähre mir neben dir ein seliges Leben!" So rief sie und leerte den Becher. Das Gift tat plötzlich seine Wirkung, und es überfiel sie ein schwerer Schlaf, unter welchem sie zu Boden sank. Als nun Perilaus ins Zimmer trat und Anthien auf den Boden gestreckt sah, erschrak er gewaltig und erhob ein lautes Geschrei. Das ganze Haus wurde mit Lärm und Betrübnis erfüllt. Man heulte, man bebte, man war außer sich vor Erstaunen. Diese bedauerten die Tote, und jene beklagten den Perilaus. Alles vergoß Tränen über diesen Zufall. Perilaus aber zerriß sein Gewand und stürzte sich auf den Leichnam hin. „O mein geliebtes Mädchen, rief er, warum verlässest du schon vor der Hochzeit deinen Verehrer? Ach, wie so kurze Zeit nur bist du die Braut Perilaus' gewesen! In welch ein Brautbett führen wir dich nun? Wie? In das Grab? O wie glücklich war jener Abrokomas! Wie glücklich, daß er von einer solchen Geliebten Gunstbezeigungen genossen!" So schluchzt' er, umschlang ihren Leichnam, schmeichelt' und streichelt' ihre Händ' und Füße. „Arme Braut! Unglückliche Gemahlin!" Darauf wurde sie mit Kleidern und köstlichen Kleinodien ausgeschmückt. Weil Perilaus ihren Anblick nicht mehr aushalten konnte, so ließ er sie auf ein Tragebett legen und mit Anbruch des Morgens nach den

*) Mine, altes griechisches Gewicht und Goldmünze von schwankendem Wert, beiläufig = 78 Mark.

Gräbern vor die Stadt tragen. Denn man merkte kein Zeichen der Empfindung mehr an ihr. Dort setzte man den Leichnam in ein Gewölbe bei, schlachtet' eine Menge von Opfern und verbrannte viele Kleider und Kostbarkeiten. Nach vollbrachtem Leichenbegängnis wurde Perilaus von den Seinigen wieder zur Stadt begleitet, Anthiens Leichnam aber im Totengewölbe zurückgelassen. Das Gift des Eudoxus, welches nichts weniger als tödlich, sondern nur ein Schlafmittel gewesen, ließ Anthien eine Zeitlang darnach gesund wieder erwachen. Als sie nun inne ward, daß der Arzt sie betrogen hatte, brach sie von neuem in Seufzer und Tränen aus: „O betrügerisches Gift, rief sie, das mich die erwünschte Reise zum Abrokomas nicht antreten lassen! Also ist auch mein Verlangen nach dem Tode getäuscht? O wie unzuverlässig ist doch alles! Aber dennoch will ich nunmehr in dieser Gruft bleiben und der Hunger soll das vollenden, was das Gift nicht wollte. Nimmer soll mich jemand hier herausholen, und nimmer will ich an das Licht der Sonne wieder treten!" So sagte sie und erwartete mit standhaftem Mut ihren Tod.

Inzwischen hatten einige Räuber erfahren, daß ein reiches Mädchen begraben und selbiger viel weiblicher Schmuck an Gold, Silber und Edelsteinen angelegt worden. Diese machten daher mit einbrechender Nacht sich an das Begräbnis, erbrachen die Pforten des Gewölbes, stiegen hinein, bemächtigten sich der Kostbarkeiten, und erblickten Anthien lebendig. Diese schien ihnen ein herrlicher Fund zu sein, wovon sie ansehnlichen Gewinn hofften. Daher richteten sie selbige empor und wollten sie fortführen. Sie aber warf sich zu ihren Füßen nieder und flehte: „O ihr Männer, wer ihr auch seid, nehmt allen diesen Schmuck, nehmt alles, was mit mir begraben ist, hin, nur verschonet meinen Körper. Ich bin zwei Göttern, Amorn und dem Tode, heilig; vergönnet, daß ich mich diesen hier ruhig widmen möge! Ach! bei euern väterlichen Göttern! zeiget mich dem Tageslichte nicht wieder, mich, die ich so viel Unglück erfahren, welches ewiger Nacht und Dunkelheit würdig wäre." So flehte sie; doch war ihr Flehen vergebens. Die Räuber nahmen sie mit sich auf ein Fahrzeug und segelten mit ihr nach Alexandrien ab. Unterwegs wurde sie zwar sehr gut bedient und ihr zum öfteren Mut eingesprochen; aber die Betrachtung dieses neuen unvermuteten Elends preßt' ihr dennoch die bittersten Tränen und Klagen aus. „Schon wieder," rief sie, „Räuber und Meer? Schon wieder eine Gefangene? Aber jetzt eine viel unglücklichere, weil mein Abrokomas nicht bei mir ist! Welches Land wird mich nun aufnehmen? Und was für Menschen werd' ich zu sehen bekommen? Ach! nur nicht den Möris, nur nicht die Manto, nur nicht den Perilaus noch einmal! Möcht' ich doch dahin gelangen, wo das Grab meines Geliebten ist!" So klagte sie beständig, und wollte weder Speise noch Trank genießen; aber die Räuber zwangen sie dazu.

Nach einer Fahrt von mehreren Tagen gelangten sie nach Alexandrien, wo sie Anthien ousseßten und zu verkaufen beschlossen. Perilaus, als er erfuhr, daß das Grab erbrochen und der Leichnam entwendet wäre, geriet in ganz unmäßige Betrübnis. Abrokomas forschte emsig nach, ob nicht jemand ein fremdes Mädchen wüßte, welches Räuber aufgefangen hätten und mit sich führten. Als er aber nirgends etwas erfuhr, so kam er abgemattet wieder in der Herberge an. Die Leute des Hippothous hatten indessen eine Mahlzeit bereitet. Die anderen aßen, nur Abrokomas nicht. Ganz niedergeschlagen warf er sich auf ein Ruhebett und weinte. Indessen unterhielt ein altes Weib, mit Namen Chryston, den Hippothous und seine Gefährten bei ihrer Mahlzeit mit Neuigkeiten. „Denkt einmal, ihr Herren Gäste," sagte sie, „was sich kürzlich in der Stadt zugetragen. Perilaus hier,

ein großer vornehmer Mann, der dem öffentlichen Unwesen im Lande steuern muß, ging neulich aus, Räuber aufzusuchen, und brachte einige Gefangene, nebst einem schönen Mädchen ein, die er mit ihm sich zu vermählen beredete. Nun war bereits alles mit der Hochzeit richtig; das Mädchen aber, als man sie in das Brautzimmer geführt, hat entweder aus Wahnsinn, oder aus Liebe zu einem anderen Gift zu sich genommen und ist gestorben. Denn so, erzählt man, wär's zugegangen mit ihrem Tode." Da dieses Hippothous hörte, sagt' er: „Das ist ganz gewiß das Mädchen, welches Abrokomas sucht." Abrokomas hörte zwar diese Erzählung, sein Geist war aber zu sehr niedergeschlagen, um darauf zu merken. Endlich sprang er auf das Zurufen des Hippothous empor: „Ach, nun ist Anthia wahrhaftig tot! Vermutlich ist hier auch das Grab, welches ihren Körper bewahrt." Darauf bat er die alte Chrysion daß sie ihn hin an ihr Grab führte, und ihm ihren Leichnam zeigte. „Ach!" seufzte die Alte, „ich habe dir noch nicht das Schlimmste, was dem unglücklichen Mädchen begegnet ist, erzählt. Perilaus begrub sie mit großer Pracht und mit vielen Kostbarkeiten. Das erfuhren einige Räuber. Die erbrachen das Begräbnis und stahlen das Geschmeide. Ihr Körper aber ist seitdem auch nicht mehr vorhanden, und Perilaus läßt noch eifrig nachforschen." Als Abrokomas dieses vernahm, zerriß er sein Gewand und brach in bittere Klagen aus. „Einen so schönen Tod ist die tugendhafte Anthia gestorben, und selbst im Grabe verfolgt sie noch das Unglück? Ist's möglich, daß so viel Liebe bei einem Räuber wohne, daß er deiner auch tot noch begehre, und deinen entseelten Körper entführe? Und ich Unglücklicher muß dich, meinen einzigen Trost, einbüßen? Nunmehr ist es fest beschlossen, daß ich sterbe, und nur so lange will ich noch dulden, bis ich deinen Leichnam werde gefunden haben. Diesen will ich dann umarmen, und in dieser Umarmung meinen Geist aufgeben." So sprach er schluchzend, und die Gefährten des Hippothous trösteten ihn. Diese überließen sich nun die ganze Nacht der Ruhe, aber nicht Abrokomas, der von mancherlei Gedanken beunruhigt ward. Er dacht' an Anthien, an den Tod und an den Verlust ihres Leichnams. Endlich entging ihm die Geduld; er machte sich heimlich auf, als die anderen im Schlaf ihrer Trunkenheit lagen, ging hinaus, als ob er draußen etwas zu verrichten hätte, und nahm seinen Weg immer nach dem Meere zu. Dort traf er ein Schiff an, das nach Alexandrien segeln wollte. Auf dieses begab er sich und fuhr davon, denn er glaubte, die Räuber in Ägypten zu ertappen. Aber die Hoffnung betrog ihn um die Reise.

Als es nun tagte, wurde Hippothous sehr mißvergnügt darüber, daß Abrokomas weggegangen war. Indessen erholt' er sich mit den Seinigen noch einige Tage, und beschloß sodann, nach Syrien und Phönizien auf Beute auszugehen. Anthien hatten inzwischen die Räuber zu Alexandrien an Kaufleute für eine ansehnliche Summe verkauft. Diese reichten ihr sehr gute Nahrung und pflegten ihren Körper, damit sie selbige desto teurer wieder anbringen könnten. Nun trug sich's zu, daß ein König aus Indien, mit Namen Psammis, nach Alexandrien, teils die Stadt zu besehen, teils des Handels wegen gekommen war. Dieser Psammis, welcher Anthien bei den Kaufleuten erblickte und sogleich von ihr eingenommen wurde, erkaufte sie mit schwerem Gelde von ihnen und machte sie zu seiner Aufwärterin. Kaum hatte sie der rohe Barbar, als er ihr schon Gewalt antun und sie zur Unzucht zwingen wollte. Diesen Antrag wies sie anfangs ab; endlich aber machte sie dem Psammis weis, ihr Vater hätte sie bei ihrer Geburt, bis an ihre Hochzeit, der Isis geweiht. Bis dahin wär' es noch ein Jahr. „Wenn du nun," fügte sie hinzu, „ein dieser Göttin geheiligtes Mädchen schändest,

so wirst du sie zu großem Zorn reizen, und sie wird schwere Rache deshalb an dir nehmen." Psammis ließ sich bereden; denn solche Barbaren sind von Natur abergläubisch und feigherzig. Er tat ein Gebet zu der Göttin, und enthielt sich, Anthien zu berühren.

Unterdessen nun Psammis sie als eine der Isis geheiligte Person aufbewahrte, so verfehlte das Schiff, worauf sich Abrokomas befand, des Weges nach Alexandrien und geriet an die Ausflüsse des Nil, in die Gegend, die man Paratänios nennt, hinwärts nach der Seeküste von Phönizien. Als sie dort ausstiegen, überfielen sie eine Menge Hirten aus der Gegend und bemächtigten sich ihrer Sachen. Die Menschen aber banden sie und führten sie durch lange Wüsteneien nach Pelusium, einer ägyptischen Stadt, und verkauften daselbst den einen an diesen, den anderen an jenen. Den Abrokomas kauft' ein alter Kriegsmann, der Araxus hieß und bereits ausgedient hatte. Dieser hatt' ein Weib, unzüchtig in ihren Mienen und noch ärger in ihren Reden, als alle Grenzen der Enthaltsamkeit überschritt. Kyno hieß das Weib, und verliebte sich in den Abrokomas, als er kaum ins Haus getreten war. Ihre Liebe wurde bald ungeduldig und schmachtete darnach, ihre Lust mit dem Abrokomas zu büßen. Araxus war dem Jünglinge gleichfalls gewogen und nahm ihn an Kindes Statt an. Kyno aber redet' ihm von Unzucht vor und bat ihn, daß er ihr zu Willen sein möchte; dagegen versprach sie, ihn zum Manne zu nehmen und ihren Araxus umzubringen. Ob nun gleich ein solches Vornehmen dem Abrokomas ganz abscheulich vorkam und er gleich an Anthien und an alle seine Schwüre zurückdachte, so überlegt' er doch auch, wie oft ihn schon seine Keuschheit unglücklich gemacht hatte. Daher tat er, als gäb' er dem Anliegen der Kyno nach. Diese aber, die schon alles für richtig hielt, brachte schon in der folgenden Nacht den Araxus um, und erzählte sogleich dem Abrokomas ihre Mordtat. Diese üppige Raserei war ihm unerträglich. Er ging aus dem Hause weg; denn er konnte so eine abscheuliche Mörderin, sagt' er, unmöglich umarmen. Kyno aber, als sie wieder zu sich selbst kam, und der Tag anbrach, trat unter das Volk der Pelusier und wehklagt' um ihren Mann. Der neulich eingekaufte Knecht hätt' ihn umgebracht, sagte sie und vergoß die bittersten Tränen. Mit diesem Betragen hinterging sie das Volk. Abrokomas wurde sogleich in Verhaft genommen und gefesselt zum ägyptischen Statthalter nach Alexandrien gesendet, wo er die verdiente Strafe für den angeschuldigten Mord des Araxus empfangen sollte.

Viertes Buch.

Hippothous erhob sich mit seinen Gefährten von Tarsus nach Syrien und machte sich alles, was ihm entgegen stieß, unterwürfig, plünderte Dörfer und erschlug viele Menschen. Auf die Weise gelangt' er endlich bis nach Laodicea in Syrien, wo er einige Zeit nicht in der Gestalt eines Räubers, sondern um die Stadt zu besehen, verweilte. Hippothous bemühte sich sehr emsig, den Abrokomas ausfindig zu machen; da er aber nichts ausrichtete, so wendet' er sich von dannen nach Phönizien. Weil er nun von hier aus einen Einfall in Ägypten wagen wollte, so versammelt' er ein großes Räuberheer und ging auf Pelusium los. Zuerst schifft' er auf dem Nilstrome nach Hermupolis in Ägypten und nach Schedia; von da drang er in den Kanal, der unter dem Menelaus gegraben ist, und fuhr Alexandrien vorüber; dann gelangt' er nach Memphis, welches der Isis heilig ist,

und von da nach Mende, wo er seine Bande aus den Einwohnern dieser Gegend verstärkte. Hierauf kam er nach Tana, dann nach Leontopolis. Sein Zug ging auch vor ziemlich vielen Dörfern vorbei, deren Namen aber unbekannt sind, und endlich langt' er zu Koptus, auf der Nachbarschaft von Äthiopien, an. Hier nun beschloß er zu rauben; denn hier war die Straße immer voll Kaufleute, welche Äthiopien und Indien besuchten. Sein Heer bestand aus fünfhundert Mann; damit besetzt' er die Anhöhen von Äthiopien, und suchte sich einige Schlupfwinkel auf, um die Durchreisenden desto besser berauben zu können.

Indessen kam Abrokomas vor den Statthalter von Ägypten. Die Pelusier hatten schon die Ermordung des Araxus, und daß der Frevler, der sie verübet, ein Sklave wäre, dem Statthalter gemeldet. Daher hielt sich dieser für unterrichtet genug, untersuchte die Sache nicht erst weiter, sondern hieß den Abrokomas wegführen und ans Kreuz heften. Diesem benahm sein großes Elend ganz die Sprache. Nur eins war noch, welches ihn über seinen Tod tröstete, nämlich der Gedanke, daß Anthia doch auch bereits gestorben wäre. Darauf führten ihn diejenigen, denen die Kreuzigung aufgetragen war, an das Ufer des Nil. Es war daselbst ein schroffer hervorragender Felsen, welcher in den vorbeifließenden Strom niedersah. Auf diesem Felsen richteten sie ein Kreuz auf, woran sie ihn mit Strängen banden, nachdem sie ihm Hände und Füße fest geschnürt; denn so ist ihre Art zu kreuzigen. Hierauf traten sie zurück und glaubten das Kreuz unwandelbar genug gestellt zu haben. Abrokomas aber schaute bald zur Sonn' empor und bald auf die Wellen des Nil hinunter. „O du menschenfreundlichster unter den Göttern, betet' er, der du über Ägypten waltest, und Segen über seine Fluren verbreitest, wenn Abrokomas schuldig ist, so laß noch grausamere Martern als diese über ihn kommen, so laß ihn des schmählichsten Todes sterben. Wenn ihn aber ein boshaftes Weib verraten, o Nil, so laß deine Fluten nicht durch den Leichnam eines unschuldig Erwürgten entweiht werden, und dulde nicht an deinen Ufern das Schauspiel eines Sterbenden, der niemanden auf Erden beleidigt hat!" Also fleht' er; und die Gottheit erbarmte sich seiner. Denn jählings erhob sich ein Wind, stürmt' auf das Kreuz los und stürzt' es mitsamt dem Felsenstücke, worauf es stand, nieder. Abrokomas fiel in die Fluten; allein diese fügten ihm kein Leid zu. Ohne daß ihn seine Bande verhindert, oder die Ungeheuer des Stromes beschädigt hätten, trugen ihn die fortströmenden Wellen bis zur Mündung des Flusses hinaus ins Meer. Dort fingen ihn die Wächter auf und brachten ihn abermals als einen, der seiner Strafe entfliehen wollen, vor den Statthalter von Ägypten. Dieser, der nun noch heftiger über ihn ergrimmte und ihn um so schuldiger hielt, gebot einen Scheiterhaufen aufzurichten und den Abrokomas zu verbrennen. Und schon war alles bereitet, der Scheiterhaufen an der Mündung des Nil aufgerichtet, Abrokomas darauf gesetzt, und die Flamm' angelegt. Eben wollte die Flamme den Körper ergreifen, als Abrokomas noch ein kurzes Gebet für seine Erlösung von dem hereindrohenden Tode tat. Sogleich entschwoll der Nil seinen Ufern, strömte herbei und löschte mit seinen Fluten die Flamme des Scheiterhaufens. Diese Begebenheit schien allen Zuschauern ein Wunder zu sein. Nun führte man den Abrokomas abermals zum Statthalter, erzählt' ihm, was sich zugetragen, und wie der Nil ihm zu Hilfe gekommen. Erstaunt über diese Begebenheit, befahl dieser, den Jüngling in Verwahrung zu bringen und ihn bestens zu verpflegen. — „bis wir, fügt' er hinzu, erfahren, wer dieser Mensch sei, daß sich die Götter seiner so außerordentlich annehmen."

Unterdessen, daß Abrokomas verwahrt wurde, beschloß Psammis, welcher

Anthien gekauft hatte, wieder nach Hause zu reisen. Da nun sein Weg durch Oberägypten ging, so mußt' er auch nach Äthiopien, wo Hippothous mit seiner Bande lag. Seine Karawane war sehr zahlreich an Kamelen, Eseln und Pferden, welche mit großen Reichtümern an Gold, Silber, Kleidern und anderen Waren belastet waren. Anthia war auch mit unter seinem Gefolge. Als sie Alexandrien vorüber gereist waren, und nach Memphis kamen, trat Anthia vor den Tempel der Isis, und betete zu ihr: „O du erhabenste der Göttinnen, bis hierher bin ich unbefleckt geblieben, weil man mich für die Deinige gehalten hat; bis jetzt habe ich die Ehe mit dem Abrokomas heilig gehalten. Von hier muß ich nun nach Indien, fern von meinem mütterlichen Lande und fern von den Gebeinen meines Geliebten. O befreie mich Unglückliche von dieser Reise, und gib mich dem Abrokomas, wenn er noch lebt, wieder. Hat aber das Schicksal schlechterdings beschlossen, daß wir nicht vereint sterben sollen, o so gib wenigstens, daß ich noch dem Schatten meines Geliebten mit keuscher Treue ergeben bleiben könne." So betete sie, und setzt' ihre Reise weiter fort. Schon waren sie zu Koptus angelangt und bestiegen nun die Gebirge von Äthiopien, als Hippothous auf sie einbrach, den Psammis und viele seiner Gefährten erschlug, und sich aller seiner Schätze nebst Anthien bemächtigte. Dies alles ließ er zusammenraffen und in eine Höhle bringen, die zur Niederlage der Beute bestimmt war. Anthia kannte weder den Hippothous, noch auch dieser Anthien; und wenn er ja fragte, wer und von wannen sie wäre, so sagte sie ihm die Wahrheit nicht, sondern gab vor, sie wär' eine Ägypterin und hieße Memphitis.

Also befand sich nun Anthia beim Hippothous in der Räuberhöhle. Unterdessen ließ der Statthalter von Ägypten den Abrokomas vor sich bringen, erkundigte sich bei ihm und erfuhr den ganzen Vorfall. Von Mitleid gegen sein vieles Unglück durchdrungen, beschenkt' er ihn sehr reichlich und versprach, ihn wieder nach Ephesus zu den Seinigen bringen zu lassen. Abrokomas dankt' ihm sehr lebhaft für seine Gewogenheit, bat aber auch, daß er ihm lieber Anthien aufzusuchen vergönnen möchte, wowider der Statthalter nichts einzuwenden hatte. Diesem nach begab er sich mit seinen Geschenken auf ein Schiff und segelte nach Italien, in der Hoffnung, dort von Anthien Nachricht einzuziehen. Der Statthalter aber, welcher nun wußte, wie sich die Sache mit dem Araxus verhielt, ließ die Kyno einziehen und sie kreuzigen.

In Anthien verliebte sich unterdessen einer von den Räubern, die sie bewachten, mit Namen Anchialus, dieser Anchialus war mit dem Hippothous aus Syrien gekommen, und aus Laodicea gebürtig. Hippothous schätzt' ihn sehr hoch, weil er ein tapferer Jüngling war, der unter den anderen Räubern sehr viel galt. Dieser Liebhaber, der sich einen sehr leichten Sieg versprach, versuchte anfänglich mit Vorstellungen sein Heil, und wollte sie hernach vom Hippothous zum Geschenke sich ausbitten. Aber sie schlug ihm alles ab. Weder die Höhle, noch ihre Bande, noch die Drohungen des Räubers konnten ihr Herz bewegen. Sie blieb dem Abrokomas getreu, ob sie ihn gleich längst für tot hielt, und rief öfters aus, wenn niemand zugegen war: „Ewig will ich allein meines Abrokomas' Gattin heißen, wenn ich auch sterben, oder noch schmerzlicheres Elend erdulden müßte." Dieser Entschluß mußte notwendig die Qualen des Anchialus vermehren, besonders da der tägliche Anblick dieses Mädchens immer heftiger seine Liebe entflammte.

Endlich da er seine Begierden nicht mehr bezähmen konnte, nahm er sich vor, Anthien Gewalt anzutun. Als nun einmal des Nachts Hippothous nicht gegenwärtig, sondern mit den anderen auf den Raub aus war, griff er das Mädchen an und wollte sie schänden. Sie aber wußte sich in dieser äußersten Not nicht anders

zu helfen, als daß sie sein Schwert, so neben ihr lag, aus der Scheide riß und dem Anchialus einen tödlichen Stoß damit versetzte. Denn indem er sie umfassen und küssen wollte, und sich ganz über sie hin gebogen hatte, hielt sie ihm das Schwert vor und rannt' es ihm in die Brust. Anchialus empfing hiermit zwar den verdienten Lohn für seine schändlichen Begierden, Anthien aber wurde dennoch wegen ihrer Tat gewaltig bange ums Herz. Ängstlich sann sie hin und her. Sollte sie sich umbringen? Das widerriet ihr die Hoffnung, ihren Geliebten vielleicht noch wiederzufinden. Sollte sie aus der Höhle entfliehen? Dies war unmöglich. Denn erstlich war nicht leicht heraus zu kommen, und dann hatte sie keinen Wegweiser. Daher beschloß sie, darin zu bleiben, und alles zu erdulden, was das Schicksal über sie verhängt hätte. Mit solchen Gedanken brachte sie die ganze Nacht schlaflos hin. Mit Anbruch des Tages kam Hippothous nebst den Seinigen zurück, erblickte den ermordeten Anchialus und Anthien neben seinem Leichnam. Man erriet sogleich, was geschehen wäre, und erfuhr bei weiterer Nachfrage alles. Die Räuber, welche über diese Tat nicht wenig ergrimmten und ihren ermordeten Freund gerächt wissen wollten, sannen hin und her auf die grausamste Strafe. Der eine riet, man sollte sie umbringen, und neben den Körper des Anchialus begraben; der andere, man sollte sie kreuzigen. Hippothous aber, welchem Anchialus vornehmlich nahe ging, ersann eine noch härtere Strafe für Anthien. Denn er befahl, eine tiefe Grube zu graben und Anthien nebst zwei großen Hunden hineinzuwerfen, auf daß diese Verwegene darin den grausamsten Tod stürbe. Diesem zufolge wurde Anthia, nebst einigen großen ägyptischen Hunden von fürchterlichem Ansehen, zur Grube gebracht, über welche man schwere Balken legte und oben Schutt darüber her warf. Die Grube war nicht fern vom Nil, und einer von den Räubern, mit Namen Amphinomus, wurde zum Wächter dabei gestellt. Dieser Amphinomus aber, der ebenfalls schon längst von Anthiens Schönheit bezaubert war und daher ihre Strafe auf das mitleidigste zu Herzen nahm, dachte nach, wie er sie vor der Wut der Hunde schützen und beim Leben erhalten möchte. Daher nahm er jeden Tag ein Stück von dem Holze, welches über der Grube lag, hinweg, reichte Brot und Wasser hinunter, und tröstete Anthien in der Grube. Als die Hunde Nahrung empfingen, fügten sie ihr nicht das geringste Leid zu, sondern wurden ganz vertraulich und zahm. Anthia aber hatte über sich und ihr gegenwärtiges Schicksal ihre kummervollen Betrachtungen: „O wehe," brach sie aus, „über alle mein Unglück! Welche Rache übt man an mir aus! — In eine Grube nebst Hunden eingeschlossen! — die aber viel leutseliger als jene Räuber sind. Doch ich dulde deinethalben, mein Geliebter! Denn auch du littest einst ebensoviel für mich, und ich verließ dich zu Tyrus in den Ketten. Alles dies Leiden acht' ich für nichts, wenn du nur noch lebest; denn alsdann werden wir uns vielleicht wieder umarmen. Bist du aber schon dahin, — ach! so spar' ich umsonst dieses Leben auf, und umsonst erbarmt sich dieser Wächter, wer er auch sein mag, einer Unglücklichen." So klagte sie, hörte gar nicht auf zu weinen, und saß immer so fort bei ihren Hunden. Amphinomus aber sprach ihr stets Trost hinunter, und besänftigte die Hunde durch Speise.

Fünftes Buch.

Weil der Sturm das Schiff vom rechten Wege verschlagen hatte, so landete Abrokomas, nach vollendeter Fahrt von Ägypten, nicht in Italien, sondern auf

Sizilien bei der schönen und großen Stadt Syrakus. Auch diese Insel beschloß er ganz zu durchwandern, ob er vielleicht Anthien hier finden möchte. Die Herberge nahm er nahe am Meere, bei einem alten Fischer, der Ägialeus hieß. Dieser Ägialeus war zwar ein armer Fremdling im Lande, dennoch aber nahm er den Abrokomas freundlich auf. Der alte Mann gewann ihn gleich erstaunlich lieb, hielt ihn wie sein eigenes Kind und nährt' ihn väterlich mit seinem Gewerbe. Als sie eine Zeitlang zusammen gelebt hatten, fiel's dem Abrokomas ein, seine Begebenheiten mit Anthien, seine Liebe und seine Streifereien zu erzählen. Dies bewog auch den Ägialeus zur Mitteilung seiner Geschichte.

„Mein Sohn," hub er an, „ich bin von Geburt kein Sizilier, sondern ein Spartaner, aus einem reichen und mächtigen Geschlechte. In meiner zarten Jugend liebt' ich dort ein Mädchen, namens Thelxinoe, die Tochter eines Bürgers aus Sparta. Thelxinoe vergalt meine Liebe mit Gegenliebe, und einmal in einer Nachtfeier gerieten wir allein aneinander; die Gottheit selbst führt' uns an, und wir nahmen den Genuß mit, welchen uns die Gelegenheit anbot. Von nun an setzten wir unseren geheimen Umgang noch eine Zeitlang fort und schwuren, einander bis in den Tod getreu zu sein. Aber das Schicksal war neidisch auf unsere Freuden. Denn ich war noch nicht mannbar, als die Eltern der Thelxinoe sie mit einem Jünglinge aus der Stadt, namens Androkles, der sie ebenfalls lange geliebt hatte, vermählen wollten. Doch das Mädchen sann so lange allerlei Vorwand zur Verzögerung aus, bis sie endlich Gelegenheit bekam, mich zu sprechen, da wir denn eins wurden, des Nachts aus Sparta zu entweichen. Zu dem Ende schmückten wir uns jugendlich heraus, und ich beschor das Haupt Thelxinoens selbst in der Brautnacht. Als wir zur Stadt hinaus waren, nahmen wir unseren Weg nach Argos und Korinth, von wannen wir uns einschifften und nach Sizilien fuhren. Die Spartaner hergegen, als sie unsere Flucht vernahmen, verurteilten uns zum Tode. In Sizilien lebten wir anfänglich in der äußersten Dürftigkeit; dennoch waren wir vergnügt, und glaubten alles im Überfluß zu haben, wenn wir uns nur selbst einander besäßen. Vor kurzem ist nun hier meine Thelxinoe gestorben. Ich habe sie nicht begraben, sondern bewahre ihren Leichnam in meinem Hause auf, und setze mit ihr meinen zärtlichen Umgang fort."

Nach dieser Erzählung führte der Greis den Abrokomas in das Innerste seiner Hütte und zeigt' ihm die alte Thelxinoe, seine Gattin, die ehemals ein sehr schönes Mädchen gewesen und dem Ägialeus es immer noch war. Ihr Leichnam war auf ägyptische Weise einbalsamiert, welche der Alte wohl verstand. „Das ist sie, mein Sohn; mit dieser unterhalt' ich mich, als lebte sie noch; neben dieser ruh' ich, halte mit ihr meine Mahlzeit, und wenn ich ermüdet vom Fischen heim komme, so erquicket dieser ihr Anblick mich wieder. Denn sie erscheinet meinen Augen nicht so, als vielleicht den deinigen. Ach! mein Sohn, ich denke sie mir noch so, wie ich sie zu Sparta, oder auf unserer Flucht sah. O, jene Nachtfeier vergesse ich nimmer!" — Indem der Alte noch redete, schluchzte Abrokomas heftig: „Wann werd' ich dich armes, unglückliches Mädchen, oder wenigstens deinen Leichnam wiederfinden? Welchen Trost des Lebens gewährt nicht noch Thelxinoens Körper dem Ägialeus! Nun bin ich wahrhaftig überzeugt, daß echte Liebe nimmer altert. Ich durchirre die ganze Welt und alle Meere, und doch kann ich nichts von dir erfahren. O grausame Weissagung! O Apoll, Verkünder derselben, erbarme dich unserer und laß sie endlich ihr End' erreichen."

Also wehklagte Abrokomas; und Ägialeus sprach ihm Trost zu. Noch eine Zeitlang blieb er zu Syrakus, und trieb einerlei Gewerbe mit dem Alten.

Indessen hatte Hippothous ein mächtiges Räuberheer aufgerichtet, womit er aus Äthiopien abzuziehen und größere Unternehmungen zu wagen beschloß. Denn es war ihm nicht genug, nur einzelne Personen zu berauben, sondern ganze Dörfer und Städte wollt' er anfallen. Daher versammelt' er seine Leute und lud den ganzen Raub auf Lasttiere und Kamele, deren er nicht wenige hatte, und verließ Äthiopien. Sein Zug ging nach Ägypten und Alexandrien; denn er hatte sein Auge wieder auf Phönizien und Syrien gerichtet. Anthia, glaubt' er, wäre längst gestorben. Aber Amphinomus, der sie in ihrer Höhle bewachte, war so verliebt in das Mädchen, daß es ihm unmöglich war, sich von ihr loszureißen. Seine Zärtlichkeit und die seiner Geliebten drohende Gefahr verhinderten ihn, dem Hippothous nachzufolgen. Daher verbarg er sich heimlich nebst vielen anderen in einer Höhle, wohin er allerlei Lebensunterhalt zusammengetragen hatte. Hippothous langte mit einbrechender Nacht unweit eines ägyptischen Dorfes, namens Aria, an, welches er auszuplündern vorhatte. Amphinomus riß indessen die Grube auf und zog Anthien heraus und sprach ihr guten Mut ein. Sie aber, immer noch furchtsam und argwöhnisch, beschwur ihn bei der Sonn' und allen ägyptischen Göttern, daß er sie keusch und unbefleckt lassen und zu keiner Verbindung zwingen wollte, bis sie sich ihm freiwillig ergebe. Anthia traute den Schwüren des Amphinomus und folgt' ihm. Die Hunde wichen ihr nicht von der Seite, denn ihr bisheriger Umgang machte, daß sie ihr vertraulich zugetan blieben. Sie begaben sich nach Koptus und beschlossen, hier einige Tage zu verweilen, bis das Heer des Hippothous weiter fortgerückt wäre.

Dieser griff bald darauf den Flecken Aria an, tötete viele Einwohner und zündete ihre Häuser an. Von da wählt' er, statt des Landmarsches, die Fahrt auf dem Nilstrom herunter, und ließ zu dem Ende alle Fahrzeuge aus den benachbarten Orten zusammenbringen, worauf er zu Schedie anlandete . . . .*). Von da fuhr er an die Mündung des Nil, wo er ausstieg, und das übrige Ägypten durchstreifte. Indessen erfuhr der Statthalter von Ägypten den Vorfall mit Aria, und daß Hippothous mit seinem Räuberheer Äthiopien verlassen hätte. Daher warb er starke Mannschaft an, macht' einen seiner Verwandten, mit Namen Polyidus, einen schönen und mutigen Jüngling, zum Anführer, und sandt' ihn gegen die Räuber aus. Polyidus stieß mit seinem Heer bei Pelusium auf den Hippothous, und sogleich kam's auf dem Ufer zum Gefecht, in welchem von beiden Seiten viel Volk blieb. Mit einbrechender Nacht wurden die Räuber überwältigt und größtenteils von den Soldaten niedergehauen. Die wenigen übrigen wurden gefangen, und nur dem einzigen Hippothous, welcher seine Waffen von sich warf, gelang es, in der Dunkelheit zu entkommen, worauf er sich zu Alexandrien heimlich einschiffte und ins Weite segelte. Sein ganzer Sinn stand nunmehr nach Sizilien, wo er verborgen zu bleiben und sich leicht durchzubringen gedachte, weil ihm Sizilien als eine große und reiche Insel gerühmt worden war. Dem Polyidus indessen war's nicht genug, bloß diese Räuber, die ihm entgegen gestoßen waren, überwältigt zu haben; sondern er wollte weiter nachforschen, um vielleicht noch den Hippothous selbst, oder wenigstens einige seiner Parteigänger zu entdecken und solchergestalt ganz Ägypten zu reinigen. Daher nahm er einen Teil seines Heeres und die gefangenen Räuber mit sich, damit diese es anzeigten, wenn irgendwo noch einer sich blicken ließe, schiffte den Nil hinauf, durchsuchte alle Städte, und gedachte bis nach Äthiopien zu gehen. Auf die Art kam er nun auch nach Koptus,

*) Eine Lücke im Original. (B.)

wo sich Anthia mit dem Amphinomus befand. Hier erkannten die gefangenen Räuber den Amphinomus, und zeigten es dem Polyidus an, welcher ihn sogleich gefangen nahm. Als man ihn verhörte, gestand er alles mit Anthien. Polyidus hieß hierauf das Mädchen vor sich führen und fragte, wer und von wannen sie wäre? Sie gestand aber in keinem Stücke die Wahrheit, sondern sie wär' eine Ägypterin und von den Räubern aufgefangen worden. Bei dieser Unterredung verliebte sich Polyidus stracks auf das heftigste in Anthien, ob er gleich zu Alexandrien eine Gemahlin hatte. Anfangs trachtete sie der verliebte Jüngling durch Versprechungen zu gewinnen; als sie aber auf dem Rückzuge nach Alexandrien zu Memphis ankamen, wollt' er ihr Gewalt zufügen. Aber es gelang ihr, sich loszureißen und den Tempel der Isis zu erreichen. Hier betete sie: „O Schutzgöttin Ägyptens, die du mir so oft geholfen, errette mich abermal! Gib, daß auch Polyidus meiner schone, da du mich bisher dem Abrokomas getreu und keusch erhalten hast!" Polyidus, voll Ehrfurcht gegen die Göttin, und zugleich von Lieb' und Mitleid gegen die unglückliche Anthia durchdrungen, ging ihr ganz allein in den Tempel nach und schwur, ihr nimmer Gewalt und Schmach anzutun, sondern ihr ihre Keuschheit zu lassen, solang' sie selbige behalten wollte, und nur mit dem Anschauen ihrer Reize und ihrem Gespräch seine Leidenschaft zu befriedigen. Anthia traute seinen Schwüren und verließ den Tempel wieder. Da Polyidus beschlossen hatte, zur Erholung noch drei Tage zu Memphis zu verweilen, so begab sich Anthia in den Tempel des Apis, den alleranfehnlichsten in ganz Ägypten. Die Gottheit erteilet hier Weissagungen, wenn sie verlangt werden, und wenn jemand herzu nahet und betet, so kommt der Gott selbst zum Vorschein, und die Ägypter, welche im Tempel dienen, verkünden die Zukunft entweder in Versen oder in Prosa. Anthia kam und fiel vor dem Apis nieder: „O du menschenfreundlichster aller Götter," betete sie, „der du gegen alle Fremdlinge so mitleidig bist, erbarme dich einer Unglücklichen; gib mir eine wahrhafte Weissagung von meinem Abrokomas! Wenn ich ihn wiedersehen und einen Gemahl an ihm haben soll, so will ich standhaft noch aushalten. Ist er aber dahin, so ist mir nicht besser, als daß ich nun auch von diesem jammervollen Leben mich los mache." So flehte sie und ging weinend zum Tempel hinaus. Hier aber riefen ihr die Knaben, die an der Pforte spielten, all' auf einmal entgegen: „Bald wird Anthia ihren geliebten Abrokomas wieder umarmen!" Dieser Zuruf flößt' ihr wieder Mut ein, und sie dankte den Göttern. Darauf ging die Reise weiter nach Alexandrien fort.

Die Gemahlin des Polyidus hatt' es vorher erfahren, daß ihr Gemahl eine Geliebte mit sich brächte. Da sie nun besorgte, Polyidus möcht' ihr diese Fremde vorziehen, so beratschlagte sie, wie sie sich an dieser Störerin ihres Ehefriedens rächen möchte, welches sie aber alles dem Polyidus verschwieg. Dieser, als er dem Statthalter von seiner Ausführung Nachricht erteilt, verwaltete seine Befehlshaberstelle nun immer weiter fort. Als er einst abwesend war, ließ Rhenäa, so hieß die Gemahlin des Polyidus, Anthien, die mit ihr in eben dem Hause wohnte, vor sich bringen, riß ihr die Kleider herunter und überhäufte sie mit Schlägen. „Du Ruchlose," schrie sie, „du Störerin meiner Ruhe, vergeblich sollst du dem Polyidus schön dünken! Nichts soll dir deine Gestalt nützen. Räuber magst du vielleicht besiegt und mit verfluchten Buben Schande getrieben haben; aber Rhenäens Bett sollst du nimmermehr schänden! Diese Freude laß dir vergehen!" So rief sie, und ließ ihr das Haar abscheren, ließ ihr Ketten anlegen und übergab sie einem getreuen Sklaven, mit Namen Klytus, der sie auf ein Schiff bringen und einem Kuppler nach Italien verkaufen sollte. „Du bist ja so schön," rief sie ihr nach; „dort

kannst du deine unmäßige Lust büßen!" Klytus führte Anthien fort, welche in Tränen und Wehklagen ausbrach: „O ihr verräterischen Reize! O traurige Schönheit! Welchen Jammer bringt ihr über mich! Waren Grube, Mord, Ketten und Raubgesindel noch nicht genug? Soll ich mich nun vor der Hurenbude feilbieten? Soll mir ein Kuppler diese Keuschheit abzwingen, die ich dem Abrokomas so heilig bis hierher bewahrt? O Herr," rief sie und fiel dem Klytus zu Füßen, „o führe mich nicht in so großes Unglück! Töte mich lieber! Nimmermehr halt' ich's bei einem Kuppler aus! Glaube mir, ich bin zur Sittsamkeit gewöhnt!" Ob sie nun gleich mit diesen Klagen den Klytus zum Mitleid bewegte, so bracht' er sie doch nichtsdestoweniger fort nach Italien. Als Polyidus zu Hause kam, sagt' ihm Rhenäa, Anthia wär' entlaufen, und er maß ihr leicht Glauben bei, wenn er an das zurückdachte, was schon geschehen war. Klytus kam mit Anthien nach Tarent, einer Stadt in Italien, und fürchtete das Gebot der Rhenäa zu sehr, um sie nicht einem Kuppler zu verkaufen. Als dieser an ihr eine Schönheit vernahm, dergleichen er sein Leben lang nicht gesehen hatte, so hofft' er großen Gewinn von ihr zu ziehen. Drei Tage ließ er ihr Ruhe, sich von der Ermüdung der Reise und den Schlägen der Rhenäa zu erholen. Klytus reiste darauf wieder zurück nach Alexandrien und stattete Rhenäen Bericht von seiner Ausrichtung ab. Hippothous war indessen in Sizilien gelandet, wo er nicht zu Syrakus, sondern zu Tauromanium ausstieg und Gelegenheit suchte, sich seinen Unterhalt zu erwerben. Abrokomas aber, nachdem er lange Zeit zu Syrakus hingebracht hatte, verfiel in gänzliche Mutlosigkeit und in die grausamste Beklemmung, weil er ebensowenig Anthien finden, als sein Vaterland glücklich wieder erreichen konnte. Er beschloß daher, Sizilien zu verlassen, und nach Italien zu segeln; und wenn er dort nicht fände, was er suchte, seine unglückliche Fahrt nach Ephesus zu richten. Denn seine Eltern und alle Ephesier waren vermutlich schon längst äußerst bekümmert um ihn gewesen, da weder Bote noch Brief einliefen. Überall hatten sie schon hingesandt, um nachzuforschen, und da sie nichts erfahren können, so hatten Kummer, Alter und sie selbst das Ende ihrer Tage beschleunigt.

Unterdessen war zu Xanthus der Herr des Leukon und der Rhode, der Gefährten Anthiens und des Abrokomas, gestorben und hatte ihnen eine reiche Erbschaft hinterlassen, weshalb diese nach Ephesus zurückzukehren beschlossen. Denn sie glaubten, ihre Gebieter wären schon längst wohlbehalten zu Hause, indem sie ihrer Meinung nach bereits Ungemach genug in der Fremde ausgestanden hätten. Sie luden demnach alle das Ihrige auf ein Schiff und traten die Reise nach Ephesus an. Nach einer Fahrt von wenigen Tagen landeten sie zu Rhodus, wo sie erfuhren, daß Abrokomas und Anthia noch keineswegs in Sicherheit, ihre Eltern aber verschieden wären. Daher beschlossen sie, nicht nach Ephesus zu gehen, sondern noch eine Zeitlang hier zu verweilen, um etwas von ihren Gebietern auszuforschen.

Der Hurenwirt, welcher Anthien gekauft hatte, wollte sie wider alle Gewalt vor der Hurenbude feilstellen, und zog ihr daher allerlei Schmuck und schöne Kleider an. Sie aber weinte und wimmerte laut: „O weh, über allen Jammer! War ich durch die Bande und durch die Räuber noch nicht elend genug? Muß ich auch noch zu so schändlicher Unzucht gezwungen werden? O Schönheit, die du mir mit Recht diese Beschimpfungen zuziehst, warum muß ich dich so zur Unzeit besitzen? — Doch warum wehklag' ich? Warum sinn' ich nicht lieber auf einen Anschlag, meine bis hierher ungekränkte Tugend zu retten?" So sprach sie bei sich, und der Kuppler schleppte sie immer fort nach der Hurenbude, und rief ihr bald

Mut, bald Drohungen zu. Als sie nun vor der Zelle seilstand, strömt' eine Menge von Bewunderern ihrer Schönheit herbei. Viele waren gleich fertig, den Preis der Wollust zu erlegen. Als sie sich nun so in der äußersten Not sah, ersann sie diese listige Ausflucht. Plötzlich stürzte sie mit erschlafften Gliedern zu Boden, und ahmte die Krankheit nach, welche man die Krankheit von den Göttern nennt.*) Alle Gegenwärtigen gerieten in Schauder und Mitleiden hierüber; bei jedem erstarb die Begierde zum Genusse, und alle suchten ihr Hilfe zu leisten. Der Kuppler, als er diesen Unfall vernahm und glaubte, daß das Mädchen im Ernste krank wäre, brachte sie nach Hause und ins Bett, um sie wiederherstellen zu lassen. Als sie nun wieder zu sich selbst gekommen zu sein schien, fragt' er nach der Ursache dieser Krankheit. „Herr, antwortete sie, ich wollte dir schon lange mein Unglück offenbaren; aber ich schämte mich, darum verschwieg ich's dir. Nun aber, da du alles weißt, fällt mir das Geständnis leichter. Als ich noch ein Kind war, verirrt' ich mich einmal an einem Feste bei der Nachtfeier von den Meinigen und geriet an das Grab eines kürzlich verstorbenen Menschen. Jählings sprang hier einer aus dem Grabe hervor und wollte mich festhalten. Ich aber schrie und nahm die Flucht. Der Mann war von fürchterlichem Ansehen und hatt' eine schreckliche Stimme. Endlich, als der Tag anbrach, ließ er mich los, schlug mich aber vor die Brust und sagte, hiermit hätt' er mir diese Krankheit angetan. Seitdem hub dieses Übel bei mir an, welches mich von Zeit zu Zeit befällt. Aber ich bitte dich, Herr, zürne deswegen nicht mit mir, denn ich bin unschuldig daran. Du kannst mich ja wieder verkaufen, ohne etwas am Preise einzubüßen." Der Kuppler war zwar sehr verdrießlich hierüber; indessen ließ er's doch gut sein, weil er sie für unschuldig an diesem Unfalle hielt.

Unterdessen, daß Anthia beim Kuppler krank lag und geheilt wurde, kam Abrokomas aus Sizilien nach Mucerium in Italien. Weil es ihm nun hier an Lebensunterhalt gebrach, und er nichts anzufangen wußte, so sucht' er zwar anfangs nach Anthien — denn für sie lebt' er nur und um ihretwillen schweift' er so umher — als er sie aber nicht fand, so gab er sich bei einigen Steinmetzen in Arbeit. Für ihn gewiß ein saures Gewerbe! denn sein Körper war nicht gewöhnt, sich harten Arbeiten zu unterziehen. Er bejammerte daher oft sein Schicksal. „Siehe, meine Anthia," seufzt' er, „welch ein mühseliges Geschäft dein Abrokomas verrichten muß! Zu Sklavendiensten hab' ich mich verdungen! Dennoch wollt' ich mich über alles das trösten, wenn ich nur hoffen könnte, dich wiederzufinden und den Rest meiner Tage mit dir zu verleben. Aber ach! vielleicht zerarbeit' ich mich hier vergebens, und dich hat längst Sehnsucht und Kummer um deinen Abrokomas getötet! Denn das weiß ich, geliebtes Mädchen, daß du auch in der Todesstunde meiner noch nicht vergessen hast."

So jammert' er und quälte sich bei seiner Arbeit. Anthia aber hatte mittlerweile zu Tarent einen Traum. Es deucht' ihr im Schlafe, sie läg' in den Armen des schönen Abrokomas und genösse der ersten Früchte ihrer Zärtlichkeit wieder. Hierauf käm' ein anderes schönes Frauenzimmer und zöge den Abrokomas hinweg von ihr. Als sie nun hierüber aufschrie und ihn beim Namen rief, war der Traum weg. Aus diesem Gesichte hob sie sich wieder empor, und glaubt', es wäre alles wahr, was sie geträumt hätte. „O weh mir, über alles Unglück!" seufzte sie. „Erduld' ich doch alles nur mögliche Drangsal! Ich Elende versuch'

*) Die Epilepsie, von den Griechen auch die „heilige Krankheit" (ἡ ἱερὰ νόσος) genannt.

alle möglichen Künste, meine Tugend zu bewahren; und dich, Abrokomas, hat vielleicht schon eine andere Schönheit gewonnen! Denn was bedeutete dieser Traum anders? — Ach, warum leb' ich nun noch? Warum härm' ich mich? O, wie reizend ist es, zu sterben, um dieses grausamen Lebens sich zu entledigen! Sich zu entledigen dieser schändlichen und gefahrvollen Knechtschaft! Wenn Abrokomas seine Schwüre gebrochen, so mögen die Götter seinen Meineid nicht rächen; denn er hat's vielleicht aus Zwang getan. Für mich aber wird's dessenungeachtet immer rühmlich sein, mit meiner Tugend unterzugehen." So sprach sie unter häufigen Tränengüssen, und sann auf Art und Weise, sich umzubringen. Hippothous hatt' es indessen zu Tauromanium anfangs sehr schlimm; denn es mangelt' ihm an allem Notwendigen. Nach der Zeit aber verliebte sich eine alte Matrone in ihn, und der Mangel zwang ihn, sie zu heiraten. Die Alte starb bald darnach und ließ ihm große Reichtümer nach. Nun besaß er ein prächtiges Gefolge von Sklaven, Vorrat an Kleidern und köstliches Hausgerät im Überflusse. Einst entschloß er sich zu einer Reise nach Italien, um schöne Sklaven und Sklavinnen, nebst anderen Sachen, wie sie ein reicher Mann zu haben pflegt, sich anzuschaffen. Den Abrokomas hatt' er noch nicht vergessen, sondern wünscht' ihn immer noch wiederzufinden; denn es deucht' ihm das größte Glück, mit diesem sein ganzes Vermögen, ja, sein Leben zu teilen. Er segelt' also von Sizilien ab, von wannen ihn ein Jüngling von guter Familie, den er wegen seiner Schönheit an seinem ganzen Vermögen teilnehmen ließ, begleitete.

Der Kuppler, sobald er glaubte, daß Anthia wiederhergestellt wäre, dacht' auf ihren Verkauf und führte sie auf den Marktplatz, wo er sie den Käufern zur Schau ausstellte. Nun fügte sich's, daß eben Hippothous durch Tarent kam, welcher gerade etwas Schönes zu kaufen suchte. Er erkannte sie den Augenblick und sann, ganz erstaunt, hin und her über diese Erscheinung. „Ist dies nicht dasselbe Mädchen, das ich einmal in Ägypten in die Grube werfen und Hunde mit ihr einsperren ließ, um die Ermordung des Anchialus zu rächen? Wie kommt sie hierher? Wie ist sie erhalten worden? Wie mag sie aus der Grube entflohen sein? Welche unerwartete Erscheinung! So sprach er bei sich selbst und trat hinzu, sie zu kaufen.

Als er bei ihr stand, fing er zu ihr an: „Bist du in Ägypten wohl bekannt, Mädchen? Fielest du nicht einmal dort unter Räuber? Ist dir sonst nichts Widerwärtiges in diesem Lande begegnet? Sag mir's nur getrost! Denn ich habe dich sehr gut daselbst gekannt." Als sie Ägypten nennen hörte und an den Anchialus, die Räuberbande und die Grube zurückdachte, fing sie an zu schluchzen und zu wimmern. Darauf schlug sie ihre Augen gegen den Hippothous auf; aber sie erkannte ihn im geringsten nicht. „O, ich habe grausames Ungemach in Ägypten erfahren. Ja, Fremdling, wer du auch sein magst, ich bin dort in den Händen der Räuber gewesen. Aber sage mir, woher weißt du das alles schon? Woher kennst du mich Unglückliche? Doch das Gerücht mag dir vielleicht meine Drangsale verkündet haben; dich aber kenn' ich ganz und gar nicht." Aus dieser Antwort erkannte sie Hippothous völlig wieder, und ohne ein Wort weiter zu sagen, kaufte er sie dem Kuppler ab, nahm sie mit sich und hieß sie guten Muts sein. Hierauf sagt' er ihr, wer er wäre; erinnerte sie an vieles, was in Ägypten vorgefallen war; sodann erzählt' er ihr seine Flucht und seinen Reichtum. Sie aber gestand ihm, daß sie den unzüchtigen Anchialus ermordet hätte, und bat ihn deshalb um Vergebung. Darauf erzählte sie ihm alles mit der Grube, mit dem Amphinomus, die Sanftmut der Hunde und kurz ihre ganze Erlösung. Den Hippothous rührte

diese Erzählung. Er fragte nun weiter nicht nach, wer sie wäre; vielmehr erwachten in ihm durch den täglichen Umgang mit Anthien Begierden nach ihren Umarmungen. Ob er ihr nun gleich große Dinge versprach, so lehnte sie doch anfangs den Antrag damit ab, daß sie der Umarmungen ihres Herrn unwürdig wäre. Als ihr aber Hippothous immer weiter anlag, und sie keine Ausflucht mehr wußte, hielt sie es für besser, ihm das Geheimnis zu entdecken, als dem Abrokomas ihre Gelübde zu brechen. Sie erzählte ihm darauf alles vom Abrokomas, von Ephesus, von ihrer Liebe, ihren Schwüren, ihren Unglücksfällen, auch von der Räuberbande, und weinte dabei bitterlich um ihren Geliebten. Als Hippothous erfuhr, daß sie Anthia und die Gemahlin seines über alles geliebten Freundes wäre, umarmt' er sie und hieß sie getrost sein, erzählt' ihr darauf seine Freundschaft mit dem Abrokomas, behielt sie bei sich im Hause und trug für sie aus Achtung gegen den Abrokomas, dem er allenthalben nachforschen ließ, alle mögliche Sorgfalt.

Inzwischen trieb Abrokomas zu Mucerium zwar anfangs sein saures Geschäft; als ihm aber endlich die Arbeit gar zu hart fiel, beschloß er, nach Ephesus zurückzugehen. Zu dem Ende begab er sich zur Nachtzeit an das Meer, wo er ein Schiff antraf, das eben auslaufen wollte, auf welchem er sich ein- und wieder nach Sizilien schiffte, um von dort aus über Kreta, Cypern und Rhodus nach Ephesus zu reisen, und vielleicht auf diesem Umwege noch etwas von Anthien auszukundschaften. Mit geringem Vorrat versehen, kam er also in Sizilien an, und fand dort seinen ersten Wirt, den Ägialeus, bereits gestorben. Nachdem er seinen Schatten das Totenopfer gebracht und auf seinem Grabe bitterlich geweint hatte, schifft' er sich wieder ein, segelte Kreta vorbei und kam nach Cypern. Hier hielt er sich nur wenige Tage auf, und verrichtete zu der Schutzgöttin dieser Insel sein Gebet. Von da lichtet' er und kam nach Rhodus, wo er in einer Herberge nicht weit vom Hafen einkehrte. Als er nun so nahe bei Ephesus war, wacht' in ihm das Andenken an alles sein Ungemach, an sein Vaterland, an seine Eltern, an Anthien und an seine Gefährten von neuem und noch stärker auf. „O weh über all mein Unglück!" rief er endlich aus. „Soll ich nun allein nach Ephesus zurückkehren, und ohne Anthien unter die Augen meiner Eltern treten? Soll ich umsonst eine so lange Reise unternommen haben? Werd' ich nicht unglaubliche Dinge zu Hause erzählen, wenn ich keinen Zeugen meiner ausgestandenen Leiden mit mir bringe? O dulde, Abrokomas! Bleibe so lange weg von Ephesus, bis du Anthiens Grab gefunden, ihre Asche beweint und das letzte Opfer der Zärtlichkeit ihr dargebracht haben wirst; und alsdann folge deine Seele der ihrigen nach!" So sprach er und durchschweifte ängstlich die Stadt, voll Sehnsucht nach Anthien und nach Unterhalte.

Indessen hatten Leukon und Rhode, welche sich zu Rhodus aufhielten, ein Geschenk im Tempel der Sonne neben der goldenen Rüstung, die vor diesem Anthia und Abrokomas geweiht, aufgestellt und eine Inschrift mit goldenen Buchstaben, die das Gelübde für Anthien und den Abrokomas enthielt, dazu gesetzt; darunter aber waren ihre völligen Namen, Leukon und Rhode, ausgedrückt. Diese Inschrift fiel dem Abrokomas in die Augen, als er in den Tempel zu beten kam. Als er nun las und die Gutherzigkeit seiner Bedienten darin erkannte, so setzt' er sich daneben und hub an bitterlich zu weinen. „O, ich über alles Unglückseliger!" rief er aus. „Nun ist das Ende meines Lebens da! Das ist die Schrift unserer Gespielen! Das ist das Gelübde, das sie um unser beider willen taten! Ach! was soll aus mir allein werden? Wo soll ich diese geliebten, guten Seelen finden?" So sagt' er und weinte. Indem aber standen Leukon und Rhode neben

ihm. Denn sie pflegten hier gewöhnlich ihr Gebet zur Gottheit zu verrichten. Als sie nun den Abrokomas neben der Inschrift sitzen und die Rüstung betrachten sahen und ihn nicht kannten, so verwunderten sie sich, wie jemand bei fremden Weihstücken so lange sich aufhalten könnte. Daher redet' ihn Leukon an: „Jüngling, was sitzest du bei Weihstücken, die dich nichts angehen, und weinest und wimmerst so? Warum bekümmerst du dich? Gehen dich die Namen in dieser Inschrift etwas an?" — „Freilich gehen sie mich an," antwortete ihm Abrokomas, „dieses Gelübde haben Leukon und Rhode getan; und ich Armer brenne vor Verlangen, dieselben nebst Anthien wiederzusehen." Leukon und Rhode standen in stummem Erstaunen da, als sie dies hörten, und da sie ihn darauf näher betrachteten, erkannten sie ihn an seinem Wesen, an seiner Stimme und an der Art, mit der er sich an Anthien erinnerte. Sogleich fielen sie auch zu seinen Füßen, gaben sich zu erkennen und erzählten ihm all' ihre Begebenheiten; nämlich die Reise von Tyrus nach Syrien, den Zorn der Manto, ihre Verkaufung nach Lycien, den Tod ihrer Herrschaft, ihre Reichtümer und die Rückreise nach Rhodus. Darauf nahmen sie den Abrokomas mit sich in ihre Wohnung, übergaben ihm ihr ganzes Vermögen, bedienten ihn mit aller Sorgfalt und hießen ihn guten Muts sein. Aber bei ihm ging nichts über Anthien, daher war seiner Tränen noch kein Ende.

Indessen, daß nun Abrokomas sich bei seinen alten Gespielen zu Rhodus aufhielt und beratschlagte, was er anfangen wollte, beschloß Hippothous, Anthien aus Italien hinweg und nach Ephesus zu führen, um sie ihren Eltern wieder zu bringen und Nachricht vom Abrokomas einzuziehen. Daher ließ er alles das Seinige auf ein großes ephesisches Schiff laden, segelte mit Anthien ab und landete nach einer kurzen und angenehmen Fahrt des Nachts zu Rhodus an. Hier kehrt' er bei einer alten Matrone, mit Namen Anthäa, nicht weit vom Ufer ein, und nahm Anthien mit sich zu seiner Wirtin. Diese Nacht ruhten sie aus, und den folgenden Tag wollten sie weiter schiffen. Es traf sich aber, daß dieser ein Festtag war, welchen die Rhodier der Sonne zu Ehren mit öffentlicher Pracht begingen. Alle Bürger versammelten sich zu dieser Feier, und es geschah ein feierlicher Auszug in den Tempel, woselbst geopfert wurde. Leukon und Rhode waren auch unter der Menge; nicht sowohl um Anteil an dem Feste zu nehmen, als etwas von Anthien auszuforschen. Indem trat Hippothous mit Anthien in den Tempel. Sie warf ihren Blick auf ihre Weihstücke und dachte an die verflossenen Zeiten zurück. „O du," hub sie nun an, „die du auf alle Sterblichen und ihre Handlungen herablächelst, o Sonne, warum übersiehst du mich Arme denn allein? Ach! wie glücklich war ich, als ich ehemals mit meinem Abrokomas hier betete und dir Opfer darbrachte! Jedermann pries mich glückselig. Nun aber bin ich aus einer Freien eine Sklavin und aus einer Glücklichen eine Elende, eine Gefangene geworden. Nun muß ich allein nach Ephesus zurückkehren und vor den Meinigen ohne den Abrokomas erscheinen." So sprach sie und zerfloß dabei in Tränen. Darauf bat sie den Hippothous, daß er ihr erlauben möchte, eine Locke von ihrem Haupte zu nehmen und sie der Sonne für das Wohl ihres Geliebten zu weihen. Als nun Hippothous ihr solches vergönnte, so schnitt sie von ihren Haaren, soviel sie konnte, ab, ersah die Gelegenheit, als niemand mehr zugegen war, und hing sie mit dieser Inschrift auf: „Anthia weiht für ihren geliebten Abrokomas der Gottheit diese Locke." Als dieses geschehen, betete sie und ging mit dem Hippothous von dannen.

Leukon und Rhode, die unterdessen dem Zuge nachgefolgt waren, traten jetzt wieder in den Tempel, und als sie die Geschenke ansahen, erkannten sie stracks

das Haar ihrer Gebieterin. Sie fingen sogleich an zu weinen, und küßten die Locke nicht anders, als ob es Anthia selber gewesen wäre. Darauf gingen sie fort, sie unter den Rhodiern, die ihren Namen noch von dem vorigen Besuche her wußten, auszufragen. Als sie aber diesen Tag nichts erfahren konnten, kehrten sie nach Hause zurück und verkündigten dem Abrokomas, was sich im Tempel zugetragen. Er konnte dieses unerwartete Glück kaum glauben; inzwischen lebte doch die Hoffnung, Anthien wiederzufinden, von neuem in seiner Seele auf. Am folgenden Tage ging Anthia wiederum mit dem Hippothous in den Tempel, weil ihre Abreise diesen Tag noch nicht vor sich gehen konnte. Sie setzte sich neben die Weihstücke und weint' und ächzte. Indem aber traten Leukon und Rhode in den Tempel. Den Abrokomas hatten sie ganz außer sich über die gestrige Begebenheit zu Hause gelassen. Im Hereintreten erblickten sie Anthien; ihr Angesicht war ihnen zwar fremd; aber sie errieten gleich an den Äußerungen ihrer Zärtlichkeit, an den Tränen, an den aufgestellten Geschenken, an der Inschrift und an ihrem ganzen Wesen, daß es Anthia sein müßte. Verstummt und außer sich warfen sich beide zu ihren Füßen; und als sich Anthia hierüber verwunderte und nicht wußte, wer sie wären, noch was sie wollten (denn daß es Leukon und Rhode wären, kam ihr nicht in den Sinn), so kamen sie endlich wieder zu sich selbst von ihrem Entzücken. „O Gebieterin!" riefen sie nun, „o Anthia, wir sind deine Hausgenossen, Leukon und Rhode, deine Reisegefährten, welche die Räuber mit dir gemeinschaftlich entführten. Ach! welches Schicksal führte dich denn hierher? Sei getrost, Gebieterin, deinem Abrokomas geht's noch wohl. Er ist hier und hört nicht auf um dich zu weinen." Dieser Name durchfuhr Anthiens Seele so heftig, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Sie erkannte nun die alten Gefährten und stürzt' in ihre Umarmung, worauf sie von ihnen die genaueste Nachricht erhielt.

Alle Rhodier flogen herbei, als sie vernahmen, daß Anthia sich wiedergefunden hätte. Abrokomas aber lief mit großem Geschrei wie ein Wahnsinniger mitten durch die Straßen der Stadt und begegnete Anthien bei dem Tempel der Isis, wo eine Menge von Rhodiern seine Geliebte umringt hatte. Sie erkannten sich gleich beim ersten Anblick; denn jeglichem macht' es sein eigenes Herz kund. Darauf umschlangen sie einander und sanken zu Boden in der Umarmung. Ein Sturm von Leidenschaften, Wollust, Schmerz, Furcht, Andenken an das Vergangene und Grauen vor der Zukunft erhoben sich in ihren Seelen. Aus dem Munde der Menge erscholl ein lautes Freudengeschrei: „Groß ist die Göttin Isis! Das ist der schöne Abrokomas und die holde Anthia, die wir ehemals bei uns sahen!" Als sich beide wieder erholt, standen sie auf und gingen in den Tempel der Isis. „Dir," riefen sie aus, „dir, erhabene Isis, gebühret der Dank für unsere Erhaltung! Durch dich, verehrungswürdige Göttin, haben wir uns wiederbekommen!" Mit diesem Ausrufe warfen sie sich vor dem Heiligtume und dem Altare der Göttin nieder. Darauf begaben sie sich zurück in Leukons Wohnung, die auch Hippothous bezog, und bereiteten sich zu der Abreise nach Ephesus.

Nach dem Opfer und der Mahlzeit dieses Tages ging es an ein langes Erzählen. Jeder sagte, was er seit dieser langen Trennung getan und gelitten. Sie erhoben sich nicht eher vom Mahle, und des Erzählens war eher kein Ende, als bis die Nacht hereinbrach, da sich denn jeder zu Ruhe begab, wo ihn die Umstände hinführten. Leukon fand bei Rhoden, Hippothous beim schönen Klisthenes, der mit ihm aus Sizilien nach Italien gezogen war, und Abrokomas bei Anthien seine Stelle. Als nun alles eingeschlafen war und eine tiefe Stille herrschte, so umschlang Anthia ihren Abrokomas und weinte. „Hab' ich," sagte sie, „hab' ich endlich

dich wieder, mein Geliebter, nach so langem Herumirren durch Länder und Meere! Nachdem ich den Drohungen und Versuchungen der Räuber zu Wasser und Lande, nachdem ich der Schmach des Kupplers, nachdem ich den Banden und der Grube, ja selbst der Macht des Giftes und dem Grab' entronnen bin? — O du Geliebter meiner Seele, ich bin jetzt noch eben diejenige, die ich bei unserer Trennung in Tyrus war. Niemand hat mich zu einem Vergehen vermocht; weder Möris in Syrien, noch Perilaus in Cilicien; weder Psammis, noch Polyidus in Ägypten; weder Anchialus in Äthiopien, noch mein Herr zu Tarent; und ich habe alle Künste angewandt, um dir meine Keuschheit zu bewahren. Bist du mir auch ebenso getreu geblieben, mein Abrokomas? Oder hat mich eine andere Schönheit aus deinem Herzen verdrängt? Hat dich niemand gezwungen, deiner Schwüre und meiner Liebe zu vergessen?" — So sprach sie und küßt' ihn bei jedem Worte. „Ach! ich schwöre dir's," antwortete nun Abrokomas, „bei dieser seligen und für uns so spät erschienenen Stunde, daß mir weder ein Mädchen schöner geschienen, noch irgend ein Weib besser denn du gefallen hat. Du empfängst jetzt deinen Abrokomas so rein, so unschuldig wieder, als du ihn in den Ketten zu Tyrus verlassen." So beteuerten sie die ganze Nacht sich die bewahrte Treue, und glaubten einander sehr leicht, weil sie es so wünschten.

Sobald der folgende Tag anbrach, luden sie ihre Sachen auf ein Schiff und segelten unter Begleitung aller Rhodier von dannen. Hippothous folgt' ihnen nebst all dem Seinigen und seinem Klisthenes nach; und in wenigen Tagen langten sie zu Ephesus an. Die ganze Stadt hatte bereits Nachricht von ihrer Erhaltung. Nachdem sie ausgestiegen, begaben sie sich sogleich, wie sie waren, in den Tempel der Diane, beteten, opferten und weihten der Göttin Geschenke. Die Inschrift enthielt alles, was sie getan und erlitten. Hierauf begaben sie sich in die Stadt und errichteten bald ihren Eltern, die Alter und Gram getötet hatten, prächtige Grabmäler. Ihr übriges Leben verfloß ihnen nun beisammen wie ein einziger Festtag. Leukon und Rhode, ihre Gespielen, hatten ihr ganzes Vermögen mit ihnen gemein. Hippothous beschloß, hinfort nun auch zu Ephesus zu leben. Dem Hyperanthes erbaut' er zu Lesbos ein herrliches Grabmal. Den Klisthenes nahm er an Kindes Statt auf, und so verflossen ihm zu Ephesus beim Abrokomas und bei Anthien seine Tage.

Probe einer neuen Übersetzung Ossians.

Karrikthura.

Inhalt.

Fingal, auf der Rückkehr von einem Zuge in die römische Provinz, beschloß, dem Kathulla, König von Inis-Tore und Bruder Komalens, deren Geschichte Ossian in einem dramatischen Gedichte behandelt, einen Besuch zu machen. Sobald ihm Karrikthura, der Palast des Königs, in die Augen fiel, sah er auf demselben eine Flamme, welches in diesen Zeiten ein Zeichen der Not war. Der Wind trieb ihn in einen Meerbusen in einiger Entfernung von Karrikthura, und er sah sich gezwungen, die Nacht am Ufer zuzubringen. Am folgenden Tage griff er das Heer Frothals, des Königs von Sora, an, welcher den Kathulla in seinem Palast belagert hielt, besiegte Frothal in einem Zweikampfe und nahm ihn

gefangen. Die Befreiung von Karrikthura ist der Gegenstand dieses Gedichts, in welches jedoch einige Episoden eingewebt sind. Nach der Überlieferung war dies Gedicht einem Kuldee oder einem der ersten christlichen Missionarien zugeeignet, und Ossian führte darin den Geist des Loda, wahrscheinlich des skandinavischen Odin, zum Gegensatze der Lehre des Kuldee auf. Dem sei, wie ihm sei, es leitet uns in Ossians Vorstellungen auf ein höheres Wesen und zeigt, daß er dem Aberglauben nicht ergeben war, der vor Einführung des Christentums die ganze Welt beherrschte.

„Hast du vollendet deine blaue Bahn, goldlockige Tochter des Himmels! Der Abend schließt die Pforten auf. Hier ist dein Ruhegemach. Die Meereswogen umringen dich, in deiner Schöne dich zu schauen. Sie richten die bebenden Häupter empor, betrachten deinen holden Schlaf und fahren zagend zurück. Ruh' in deiner schattigen Grotte, ruh', o Sonne, sanft und kehr' in Wonne zurück!

Doch zündet nun tausend Kerzen an zu den Harfengesängen von Selma! Der Glanz erfülle die Halle umher! Denn wiedergekehrt ist der Wirt des Muschelfestes. Der Krieg von Krona ist aus, wie ein ausgesungenes Lied. Beginnt, ihr Barden, den Sang! Der König ist wiedergekehrt mit Ruhm".*)

So sang Ullin, als Fingal zurück vom Kriege kam; als er kam in schönem Jugendrot, in seiner Locken Fülle. Die blaue Rüstung hüllt' ihn ein, wie die Sonne ein leichtes Gewölk, wenn einher sie wallt im Nebelgewand und halb ihr Licht nur zeigt. Dem Könige folgt sein Heldenheer; man bereitet das Muschelmahl. Fingal blickt die Barden an und fordert ihren Gesang.

„Stimmen des hallenden Kona," spricht er, „Barden des Altertums! Ihr, in deren Seelen die blauen Heere unserer Väter auferstehen! Schlagt die Harfen in meiner Halle! Laßt mich hören euren Gesang! Lieblich ist die Wonne der Wehmut. Dem Frühlingsregen gleichet sie: er schmeidiget den Eichenast und lockt die grünen Köpfchen des jungen Laubes hervor. Wohlan, ihr Barden, singt! Denn morgen erhöhen wir die Segel. Mein blauer Lauf geht durch das Meer, zu Karrikthuras Burg; zu Sarnos moosiger Burg, von wannen Komala entsprang. Dort spendet der edle Kathulla das Muschelmahl. Voll Eber ist sein Waldgehege; ertönen soll die Jagd."

„Kronnan**), Sohn des Gesangs!" sprach Ullin, „Minona, holde Harfenschlägerin! Hebt an die Sage von Schilrik, den König von Morven zu erfreuen. Führt Vinvela hervor in ihrer Schöne, gleich dem träufelnden Bogen der Luft, wann sein liebliches Haupt leuchtet über dem See und die sinkende Sonne strahlt. Sieh, o Fingal, sie kommt! Traurig ist ihr Ton, doch sanft." —

---

*) Das Lied Ullins, mit welchem das Gedicht anfängt, ist in einem lyrischen Versmaße. Fingal pflegte, wenn er von seinen Zügen zurückkehrte, seine Barden singend vor sich her zu senden. Diese Art des Triumphs heißt beim Ossian das Lied des Sieges. (B.)

**) Kronnan und Minona stellten vermutlich Schilrik und Vinvela vor. Alle dramatischen Gedichte Ossians scheinen vor Fingal bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt zu sein. (B.)

Vinvela. Mein Liebster ist des Hochlands Sohn. Er verfolgt den flüchtigen Hirsch. Die grauen Hunde umkeuchen ihn. Im Winde ertönt seine Bogensehnur. Ruhst du am Felsenborn? Oder beim Rauschen des Bergstroms? Im Winde schwankt des Baches Rohr; der Nebel huscht über die Berge. Ich will mich ungesehn ihm nahen; ich will ihn betrachten vom Felsen herab. Bei Brannos*) alter Eiche zuerst erblickt' ich dich in deiner Lieblichkeit. Du kehrtest

schlank von der Jagd zurück, der Schönste deiner Gesellen.

Schilrik. Wes war der Ton, den ich vernahm; der Ton, wie Sommerwind? Ich sitze nicht bei dem schwankenden Rohr, noch hör' ich den Felsenborn. Weit weg, Vinvela, weit geh' ich zu Fingals Kriegen weg. Mir folgen nun meine Hunde nicht mehr; ich betrete nicht mehr das Gebirge; erblicke nicht mehr dich von oben herab, hold wandelnd am Strome des Tales, hell glänzend, wie der Bogen der Luft, und auf westlicher Woge der Mond.

Vinvela. So bist du denn fort, mein Schilrik! Und verlässest mich auf dem Gebirge allein! Der Hirsch erscheint auf der Höhe und grast furchtlos umher. Ihn schreckt nun weder der Wind, noch das rasselnde Laub. Der Jäger ist fern von hier; im Gefilde der Gräber fern! Fremde! Söhne der Wogen! Ach, schont mir den lieblichen Schilrik!

Schilrik. Wenn in der Schlacht ich fallen muß, so erhebe, o Vinvela, hoch mein Grab! Graue Steine bezeichnen mich und ein Hügel von Erde der Zukunft! Sitzt dann an dem Haufen der Jäger einst und genießt sein Mittagmahl, so spricht er: „Hier ruht ein Held!" und belebt meines Namens Ruhm. Gedenke mein, Vinvela, wann tief ich ruhe in der Gruft!

Vinvela. Ja, ich gedenke dein! Ach! Fallen wird mein Schilrik! Was, o Geliebter, fang' ich an, wenn du auf ewig dahin bist! Um Mittag irr' ich durch dieses Gebirge; durchirre die stumme Heide. Da betracht' ich deinen Ruheplatz, wann von der Jagd du kamst. Ach! Fallen wird mein Schilrik! Ich aber gedenke sein. —

„Auch ich gedenke des Helden," rief der König des waldigen Morven. „Er verschlang die Schlacht in seinem Zorn. Doch nun erblickt ihn mein Auge nicht mehr. Ich traf ihn einst auf der Höh' mit bleicher Wang' und finsterer Stirn. Oft seufzt' er vom Busen herauf und schritt der Wüste zu. Nun fehlt er in meiner Helden Gewühl, wann der Hall meiner Schilde erwacht. Wohnt er in dem engen Gemach**), der Fürst des hohen Karmora?"

„Kronnan," sprach Ullin, der Barde des Altertums, „beginne das Lied von Schilrik, als er heim auf seine Berge kam und hin Vinvela war. Gelehnt an

*) Bran oder Branno bedeutet einen Bergstrom, hier einen Fluß, der zu Ossians Zeiten diesen Namen führte. Noch jetzt nennt man verschiedene Flüsse im nördlichen Schottland Bran, besonders einen, der bei Dunkeld in den Tay sich ergießt. (B.)

**) Im Grabe. (B.)

ihren graumoosigen Stein, wähnte er, sie lebe noch. Hold wandelnd*) erblickte er sie auf der Aue; doch die Lichtgestalt zerschwand. Der Sonnenstrahl entglitt der Flur, und sie ward nicht weiter gesehn. Vernehmt nun Schilriks Lied! Traurig ist es, doch sanft." —

„Ich sitze am moosigen Quell, hoch auf dem Berge des Sturmes. Ein einzelner Baum rauscht über mir. Dunkle Wogen rollen die Heide entlang. Empört ist unten der See. Der Hirsch entsteigt dem Berge. Kein Jäger erscheint von fern. Mittag ist es, doch alles ist still umher. Einsam trauert mein Sinn. Möchtest doch du mir erscheinen, o Liebe, wallend über das Heidekraut! Mit wehenden Locken hinter dir her, mit schwellendem Busen von vorn, und Augen voll Zähren für die Deinen, welche der Nebel des Hügels barg. Ich wollte dich trösten, du Liebe, dich führen in deines Vaters Haus. — Aber ist sie es, die dort auf der Heid' erscheint, wie ein Strahl des Lichts? — Glänzend wie der Mond im Herbst, wie die Sonne im Sommersturm, kommst du, o Mädchen, über Felsen und Berge zu mir! — Sie redet! — Aber wie schwach ist ihr Laut! Wie das Lüftchen im Schilfe der See." —

„Kommst du glücklich vom Siege zurück? Wo, Lieber, sind deine Gesellen? Ich hörte von deinem Tode im Gebirge; ich hörte es, und trauerte um dich, mein Schilrik." —

„Ja, du Holde, ich komme zurück; doch der einzige meines Geschlechts. Du wirst sie nimmer wiedersehen; ich begrub sie dort auf der Aue. Doch warum bist du in der Bergwüstenei? Warum auf der Heide allein?" —

„Allein bin ich, o Schilrik, allein in der Winterbehausung! Ich sank aus Gram um dich; und liege, o Schilrik, bleich in der Gruft."

„Sie gleitet, sie segelt von hinnen, wie Nebelgewölk vor dem Winde. Und willst du nicht harren, Vinvela? O harre, mich weinen zu sehen. Wie schön erscheinst du, Vinvela! Im Leben auch warest du schön. —

Sitzen will ich am moosigen Quell, hoch auf dem Berge des Sturmes. Wann umher der Mittag schweigt, dann rede mit mir, o Vinvela! Komm auf dem leicht beflügelten West, auf dem Lüftchen der Wüste komm! Laß mich hören deinen Laut, wann vorüber du wallst und umher der Mittag schweigt."

So klang Kronnans Lied in der Nacht der Freuden zu Selma. Doch in Osten brach der Morgen an. Die blauen Gewässer rollten in Licht. Fingal hieß die Segel spannen. Den Bergen entsausten die Winde. Und sieh, empor stieg Inis-Tore mit Karrikthuras moosiger Burg. Doch eben erschien das Zeichen der Not, die warnende Flamme, mit Rauch besäumt. Der König von Morven schlug sich ans Herz und faßte plötzlich den Speer. Bald streckt' er seine verfinsterte Stirn nach der Küste voran; bald blickt' er nach den trägen Winden zurück. Verworren flog im Nacken sein Haar. Das Schweigen des Königs war schrecklich.

*) Der Unterschied, den die alten Schotten zwischen guten und bösen Geistern machten, bestand darin, daß die ersten zuweilen bei Tage an einsamen unbesuchten Örtern, die anderen niemals als bei Nacht und in düsteren, fürchterlichen Gegenden erschienen. (B.)

Die Nacht sank auf das Meer, und Rothas Bucht empfing das Schiff. Ein Fels hängt das Gestad' entlang mit hallenden Wäldern herab. Auf seinem Haupt ist Lodas Rund*) und der moosige Stein der Kraft. Darunter senkt sich ein Tal, mit Gras und alten Bäumen bestreut, welche die Stürme der Mitternacht in ihrem Zorn dem rauhen Felsen entrafft. Blau wandelt hier ein Strom. Einsam treibt der Odem des Meeres den Bart der Distel vor sich hin. — Drei Eichen flammten empor; man setzte das Muschelmahl auf. Doch traurig blieb des Königs Sinn um Karrikthuras bedrängten Gebieter.

Der bleiche kühle Mond stieg in Osten heran. Der Schlaf sank auf die Jünglinge. Die blauen Helme flimmerten im Strahl. Die sinkende Flamme verlosch. Den König nur umfing kein Schlaf. In voller Rüstung sprang er auf und erhob sich langsam auf den Berg, der Flamme auf Sarnos Turme nachzuspähn.

Die Flamme war trüb und fern. Der Mond verbarg in Osten sein rotes Gesicht. Vom Gebirge fuhr ein Orkan. Auf seinen Schwingen saß Lodas Geist.**) Mit Grausen kam er heran zu seinem Heiligtum und schwang den düstern Speer. Wie Flammen blitzten die Augen ihm in seinem finstern Gesicht. Dem fernen Donner glich sein Ruf. Fingal streckte den Speer voran in die Nacht und rief mit mächtiger Stimme:

„Von hinnen, Sohn der Nacht! Rufe deinen Stürmen und fleuch! Was trittst du vor meinen Blick mit deinen schattenden Waffen? Schreckt deine Nachtgestalt mich, unseliger Geist? Schwach ist dein Wolkenschild und schwach der Flammenschweif, dein Schwert. Ein Windhauch rollet's in eins: und du zerschwindest in nichts. Von hinnen, Sohn der Nacht! Rufe deinen Stürmen und fleuch!" —

„Drängst du aus meinem Heiligtum mich? versetzt es mit dumpfem Ton. Die Völker knieen vor mir. Ich lenke die Schlacht im Felde der Starken. Völker vernichtet mein Blick. Tod hauch' ich aus meiner Nase. Auf Stürmen fahr' ich einher. Gewitter rollen voran. Doch friedlich über den Wolken ist mein Aufenthalt und lieblich das Gefilde meiner Ruhe."

„So bewohne denn dein liebliches Gefilde und vergiß hier Komhals Sohn! Steig' ich von meinen Bergen hinan in deinen friedlichen Aufenthalt? Droht dir entgegen mein Speer auf deinen Wolken, unseliger Geist? Was runzelst denn du mich an? Was schwingst du den lustigen Speer? Du runzelst umsonst! Nie wich ich dem Starken im Streit. Und schrecken sollten den König von Morven die Söhne der Luft? Nimmer! Er weiß, ihre Waffen sind schwach."

---

*) Lodas Rund oder der Zirkel von Loda, vermutlich ein Ort, wo die Skandinavier ihren Odin verehrten. (B.)

**) Von diesem Loda, vermutlich dem Odin der Skandinavier und seiner Wolkenhalle, wo die Seelen der abgeschiedenen Helden um ihn versammelt sind, ist ein fürchterlich schönes Gemälde in dem Gedicht Kath-Loda: „Uthorno, entsteigend den Wolken u. s. w. (B.) s. S 134.

„Fleuch in dein Land!“ versetzte die Gestalt; „nimm an die Winde und fleuch. Sie wohnen in meiner hohlen Hand; ich lenke den Flug des Sturmes. Der Fürst von Sora ist mein Sohn; er neigt sich vor dem Steine meiner Kraft. Sein Heer umringt jetzt Karrikthura, und ich gewähre ihm Sieg. Fleuch, Komhals Sohn, zurück in dein Land! Sonst fühle die Glut meines Zornes!“

Hier erhob er den schattenden Speer und streckte sich fürchterlich mit seiner ganzen Länge voran. Fingal entgegen zückte sein Schwert, die Klinge des dunkelbraunen Luno.*) Der blitzende Schwung des Stahls durchhieb den düsteren Geist. Gestaltlos zerfiel die Erscheinung in Luft, wie ein Pfeiler von Rauch, entsteigend verlöschender Esse, welchen der Stecken des Knaben zerstöret.

Mit Geheul zusammen sich rollend, erhob auf dem Sturme sich Lodas Geist. Ganz Inis-Tore durchdröhnte der Laut. Ihn vernahmen die Wogen des Abgrunds und stockten erschrocken im Lauf. Hui! fuhren Fingals Gefährten empor und ergriffen die mächtigen Lanzen. Der König ward vermißt. Voll Zorn erhuben sie sich in lautem Waffengeklirre. —

Der Mond ging im Osten hervor. In blinkender Rüstung kam Fingal zurück. Groß war die Wonne der Seinen. Ihre Seelen beruhigten sich, wie nach dem Sturme das Meer. Ullin stimmte ein Freudenlied an. Die Hügel von Inis-Tore frohlockten. Die Flamme der Eiche wuchs an, und Heldensagen wurden erzählt. —

Doch Frothal, Soras zorniger Fürst, saß harmvoll unter einem Baum. Sein Heer umströmte Karrikthura. Ergrimmt blickte er die Mauern an und lechzte nach Kathullas Blut, der einst im Streit ihn bezwang. Als Frothals Vater, Annir, noch in Sora gebot, da erhob sich ein Sturm auf dem Ozean und verschlug den meerdurchstreifenden Frothal nach Inis-Tore. Drei Tage gastete er hier in Sarnos Burg, und erblickte die langsam rollenden Augen Komalas. Schnell liebt' er sie mit jugendlicher Glut und strebte nach dem Genuß des Mädchens mit den weißen Armen. Kathulla befehdete ihn drob; es erhub sich ein grimmiger Kampf. Frothal ward in Bande gelegt. Drei Tage mußt' er büßen dafür in der Halle allein. Am vierten sandte ihn Sarno auf sein Schiff; und er kehrte zurück in sein Land. Nun schwärzte seine Seele der Zorn gegen den edlen Kathulla. Als Annirs Denkstein erhoben war, kam Frothal in seiner Kraft. Die Fehde loderte um Karrikthura und Sarnos moosige Mauern.

Der Morgen graute auf Inis-Tore. Frothal schlug seinen schwarzbraunen Schild. Die Helden fuhren beim Klange empor. Sie standen, die Augen gewandt nach dem Meer; und sieh, in seiner Kraft schritt Fingal heran. Der edle Thubar rief zuerst: „Wer kommt wie der Hirsch der Wüste daher, sein Rudel hinter ihm drein? Frothal, es ist ein Feind! Ich sehe den vorwärts drohenden Speer. Vielleicht, daß der Fürst von Morven, daß Fingal,

*) Fingals berühmtes Schwert, die Arbeit des Lun oder Luno, eines Schmiedes zu Lochlin. (B.)

der erste der Helden, es ist. Seine Taten sind in Gormal kund. Das Blut seiner Feinde trieft in Sarnos Hallen. Soll ich um Königsfrieden*) ihn flehn? Ein Wetterstrahl ist sein Schwert." —

„Sohn des schwachen Arms," rief Frothal, „soll so mein Leben in Wolken aufgehn? Ergeben soll ich mich schon, o Fürst des strömenden Tora, bevor ich nur einmal gesiegt? Ha! spotten würde in Sora das Volk: ‚Frothal flog aus wie ein Flammengebild; jedoch die Nacht verschlang's, und vernichtet ist sein Ruhm.' Nein, Thubar, nimmer ergeb' ich mich! Mein Ruhm soll mich umgeben wie Licht. Nein, Fürst des strömenden Tora, nein, ich ergebe mich nie!"

Drauf stürzt' er voran mit dem Strome seines Volks. Doch er traf auf einen Felsen. Fingal stand ohne Wank. Zertrümmert prallten links und rechts die Wogen der Schlacht von ihm ab. Doch harmlos flohen sie nicht. Hinterdrein war des Königs Speer. Das Feld ward mit Kriegern bedeckt. Ein steigender Hügel nur rettete noch den Rest.

Frothal sah der Seinigen Flucht. Hoch schwoll sein Herz vor Wut. Er senkte zu Boden den Blick und rief den edlen Thubar: „Thubar, mein Heer ist geflohn. Nicht fürder hebt sich mein Ruhm. Nun will ich allein dem Könige stehn; denn ich fühle mein glühendes Herz. Sende einen Barden, den Zweikampf zu fordern! Wende dagegen nichts ein! — Doch, Thubar, ich lieb' ein Mädchen. Sie wohnt an Thanos Strom; es ist die weißbusige Tochter Hermans, Utha, mit den sanft rollenden Augen. Sie scheute die tief begrabne Komala. Geheime Seufzer entfliegen ihr, als ich die Segel erhob. Melde du dem Harfenmädchen, daß nur sie mein Herz entzückt."

So sprach er, entschlossen zum Kampf. Doch Uthas sanfter Seufzer war nicht fern. Sie war ihrem Helden in männlicher Rüstung gefolgt. Sie rollt' ihr Aug insgeheim auf den Jüngling, tief unterm Stahl hervor. Sie sah den Barden gehn, und dreimal entsank der Speer ihrer Hand. Im Winde zerflattert' ihr loses Haar. Von Seufzern schwoll ihr weißer Busen. Sie erhob nach dem König ihr Auge. Sie wollte reden; doch dreimal gebrach ihr der Laut.

Fingal vernahm des Barden Ruf und kam in der Kraft seines Stahls. Zusammen klirrten die tödlichen Lanzen. Dann blitzten hoch die Schwerter empor. Fingals Schwert fuhr herab und zerspellte Frothals Schild. Entblößt ward seine schöne Seite. Halb gekrümmt, erwartete er seinen Tod. — Nacht umzog die Seele Uthas. Die Zähr' entstürzt' ihren Wangen. Sie sprang, den Helden zu decken, mit ihrem Schild herbei. Ein liegender Eichbaum hemmt' ihren Lauf. Sie fiel auf ihren Arm von Schnee. Weit stoben Schild und Helm von ihr ab. Und sieh, entblößt wallt' ihre weiße Brust; ihr dunkelbraunes Haar lag zerstreut auf dem Boden umher.

Fingal erbarmte sich des Mädchens mit den weißen Armen und hielt an das erhobene Schwert. Die Träne stand in seinem Auge, als voran sich neigend

*) Frieden unter anständigen Bedingungen. (B.)

er sprach: „König des strömigen Sora, fürchte nicht Fingals Schwert! Noch nie befleckt' es das Blut des Besiegten, und nie durchbohrt' es den liegenden Feind. Jauchze an den heimischen Strömen dein Volk! Frohlocken die Mädchen deiner Liebe! Solltest also du fallen in deiner Jugend schon, du König des strömigen Sora?" — Frothal hörte Fingals Worte und sah das empor sich raffende Mädchen. Schweigend standen beide*) jetzt in ihrer Schönheit da, wie zwei junge Bäume der Aue, wenn ihr Laub von Frühlingsregen trieft und der laute Sturm nun schweigt.

„Tochter Hermans," ersenfzte Frothal, „kamst du von Toras Strömen, kamst du in deiner Schönheit her, um deinen Helden so tief erliegen zu sehn? Doch er lag so tief vor dem Starken, Mädchen des langsam rollenden Auges. Kein Schwacher bezwang den Sohn des erlauchten Annir. — Furchtbar, o König von Morven, bist du im Lanzengefecht! Doch im Frieden gleichst du der Sonne, durchblickend ein stilles Regenschauer. Die Blumen erheben die schönen Häupter vor ihr, und säuselnd schüttelt die Flügel der West. O, daß du in Sora nun wärst, und aufgesetzt wäre mein Mahl! Soras künftiges Königsgeschlecht, mit Wonne würd' es deine Waffen einst schaun. Ergötzen würd' es seiner Väter Ruhm, welche den mächtigen Fingal sahn."

„Sohn Annirs," versetzte der König, „erschallen soll der Ruhm von Soras Geschlecht. Ist der Held im Kriege stark, dann preist ihn Gesang. Doch schwinget er über den Schwachen sein Schwert, hat das Blut des Feigen sein Rüstzeug befleckt, dann verschweigt ihn der Barden Gesang, und vergessen wird sein Grab. Der Fremdling kommt und bauet darauf und zerschaufelt den Hügel umher. Ein halb verrostetes Schwert taucht vor ihm auf, er neigt sich herab und spricht: ‚Sieh da, ein altes Heldenschwert! Doch den Namen des Helden meldet kein Sang.' Nun, Frothal, komm zum Fest von Inis-Tore! Das Mädchen deiner Liebe begleitet dich! Freude erhelle nun jedes Gesicht!"

Hier nahm Fingal den Speer und schritt voran in seiner Kraft. Weit taten Karrikthuras Pforten sich auf. Das Muschelmahl ward aufgesetzt. Dazu erhob sich der sanfte Klang der Musik. Freude durchglänzte die Halle. Ullins Stimme erklang; gerührt ward die Harfe von Selma. Utha ergötzte sich dran und forderte ein Trauerlied. Die volle Zähre hing von ihrer Wimper herab, als die sanfte Krimora sprach. Krimora, Rinvals Tochter, wohnte an Lothas brausendem Strom. Die Sage war lang, doch lieblich, und gefiel der errötenden Utha.

Krimora. Wer kommt von dem Hügel herab wie die Wolke, getaucht in den westlichen Strahl? Wes ist die Stimme, laut wie der Wind, doch anmutsvoll wie Karrils Harfe? Es ist mein Liebster im Schimmer des Stahls; der Gram umwölkt seine Stirn. Lebt Fingals Heldengeschlecht? Oder was verdunkelt Konnals Geist?

Konnal. Es lebt. Es kehrt von der Jagd zurück wie ein Strom von

*) Frothal und Utha. (B.)

Licht, mit sonnevergoldeten Schilden. Gleich feuriger Furche steigt es vom Hügel herab. Laut tönt die Stimme der Jugend. Der Krieg ist nahe, du Liebe! Morgen kommt der schreckliche Dargo, zu prüfen unsres Stammes Kraft. Er trotzet Fingals Geschlecht, dem Geschlechte der Schlachten und Wunden.

Krimora. Ich sah, o Konnal, seine Segel, dem grauen Nebel gleich auf dunkelbrauner Flut. Langsam kamen sie ans Land. Viel, o Konnal, sind, der Krieger Dargos sind viel!

Konnal. So hole den Schild deines Vaters mir! Rindals gewölbten eisernen Schild! Den Schild wie der volle Mond, wann verfinstert durch den Himmel er wallt!

Krimora. Ich bringe, o Konnal, den Schild. Doch meinen Vater schützte er nicht. Er fiel durch Gormals Speer. Auch du kannst fallen, o Konnal.

Konnal. Fallen kann ich! Alsdann erhebe, o Krimora, mein Grab! Graue Steine und ein Hügel von Sand verkünden der Zukunft meinen Namen. Krimora senke ihr rotes Auge hernieder auf mein Grab und schlage an den Busen, schwellend vor Gram! Bist du gleich schön wie Licht, du Liebe, und schmeichelnder als des Hügels Lüftchen, so bleib' ich dennoch nicht hier. Erheb', o Krimora, mein Grab!

Krimora. So reiche denn die blinkende Rüstung auch mir! Auch mir das Schwert und den stählernen Speer! Auch ich will Dargon entgegen, und Konnaln helfen im Streit. Lebt wohl, ihr Felsen von Ardven! Ihr Hirsche! Ihr Ströme der Berge, lebt wohl! Nie kehren wir wieder zurück. Denn unsere Gräber sind fern! —

„Und kehrten sie nun nicht wieder zurück?" brach Utha seufzend aus, „und fiel ihr Held in der Schlacht? Und überlebte ihn Krimora? Sie wankte wohl einsam nach! Wie betrübt war sie wohl um ihren Konnal! Denn war er nicht jung und hold, wie der sinkenden Sonne Strahl?"

Ullin sah des Mädchens Zähre und nahm die sanft erbebende Harfe. Lieblich war sein Lied, doch traurig. Ganz Karrikthura schwieg umher.

„Der Herbst umschwärzt das Gebirge; der Nebel grauet die Hügel. Die Heide durchheult der Wirbelwind. Schwarz rollt der Bach durchs enge Tal. Ein Baum dort einsam auf der Höhe bezeichnet Konnals Ruhestatt. Im Winde kreiset das Laub umher und bestreut das Erschlagenen Grab. Zuzeiten erscheinen hier die Geister der Toten, wann sinnig der Jäger allein langsam über die Heide schleicht.

Wer erreicht, o Konnal, den Urquell deines Geschlechts? Wer nennet deine Väter alle? Dein Geschlecht wuchs auf wie die Eiche des Gebirgs, die ihr luftiges Haupt dem Sturm entgegen hebt. Nun aber ist sie entwurzelt! Wer füllet nun Konnals Platz? Hier war das Waffengeklirr und hier des Sterbenden Röcheln. Wie triefen die Schlachten Fingals von Blut! O Konnal, hier fielest du! — Wie der Sturm war dein Arm, dein Schwert wie

Gewitterstrahl. Du erhubst dich wie vom Tal ein Fels. Wie die Esse glühte dein Blick; und lauter als Sturm war dein Ruf in den Schlachten deines Stahls. Die Starken erlegte dein Schwert, wie Disteln der Stecken des Knaben. — Dargo, der Starke, kam an, finster in seiner Wut. Ihm krampfte der Zorn die Augenbrauen zusammen. Zwei Felsenhöhlen glich sein Augenpaar. Hoch blitzten die Schwerter empor in jegliches Helden Hand, und laut umher erklang ihr Stahl.

Nicht fern war Rinvals Tochter im Schimmer männlicher Rüstung. Ihr goldenes Haar flog ungebunden ihr nach. Sie folgte, den Bogen in ihrer Hand, dem Vielgeliebten zur Schlacht. Sie schnellte die Sehne nach Dargo ab. Doch irrend durchbohrte sie ihren Konnal. Er fiel wie die Eiche im Tal, wie ein Fels vom rauhen Gebirge. Das arme Mädchen! Was soll es nun tun? Er blutet, ihr Konnal, und stirbt! Sie wimmert die ganze lange Nacht, sie wimmert den ganzen Tag: ‚O Konnal, mein Lieber, mein Freund!' Vor Schmerzen stirbt die arme Leidende hin. — Nun birgt der Erde Schoß des Hochlands lieblichstes Paar. Nun wuchert das Gras um ihres Grabes Steine. Oft sitz' ich hier traurig im Schatten. Der Wind durchseufzet das Grab, und ihr Gedächtnis säuselt durch meinen Geist. Ungestört schlummert ihr nun zusammen; einsam ruht ihr im Grabe des Gebirges!" —

„So ruht denn sanft," rief Utha, „unglückliche Kinder des strömenden Lotha! Mit Tränen will ich eurer gedenken und mein geheimes Lied euch weihn. Wann der Wind durch Toras Haine rauscht und neben mir brauset der Strom, dann sollen sie meiner Seele sich nahn in aller ihrer lieblichen Wehmut." — —

Drei Tage lang währte der Könige Fest. Am vierten schwollen die Segel. Der Nordwind trieb in sein waldiges Land den König von Morven zurück. Doch Frothals Schiffen fuhr auf seiner Wolke der Geist von Loda nach. Windschnaubend neigt er sich voran und schwellt empor die weißen Busen der Segel. Unvergessen blieben ihm die Wunden seiner Gestalt. Noch immer scheut er des Königs Hand.

Komala, ein dramatisches Gedicht.

Personen: Fingal; Hidallan; Komala; Melilkoma und Dersagrena, Mornis Töchter; Barden.

Dersagrena. Die Jagd ist aus, und auf Ardven kein Laut, als das Brausen des Stroms. — Komm, Mornis Tochter, von Kronas Strand. Leg' ab den Bogen! Die Harfe nimm! mit Sange nahe die Nacht. Laß hoch uns frohlocken auf Ardven!

Melilkoma. Und sie naht, die Nacht, du himmeläugiges Mädchen, die graue Nacht umdämmert die Flur. Ich sah einen Hirsch an Kronas Strom. Er schien mir im Dunkel ein moosiger Horst. Hui! sprang er dahin. Ein Luft-

bild umspielte sein ästiges Geweih. Die ernsten Gesichter der Vorwelt blickten von Kronas Wolken herab.

Dersagrena. Die deuten Fingals Tod. — Der König der Schilde ist hin; und Karakul hat gesiegt. O Komala, komm vom Felsen herab, komm, Sarnos Tochter, und weine. Der Jüngling deiner Liebe ist hin! Sein Geist umschwebt schon unsre Hügel.

Melilkoma. Wie Komala dort so verlassen sitzt! Zwei graue Hunde neben ihr schütteln die zottigen Ohren, und lechzen dem fliehenden Lüftchen nach. Ihre rote Wange ruht auf ihrem Arm; der Wind des Gebirges zerwehet ihr Haar. Ihr blaues Auge gleitet hin nach der Gegend seiner Verheißung. Wo weilst du, o Fingal, denn rund herum dämmert die Nacht?

Komala. O Karuns Strom! Warum rollt dein Wasser in Blut? Vernahm dein Strand das Getöse der Schlacht, und schläft der König von Morven? Erhebe dich, Mond, du Himmelssohn! Durchblicke dein Gewölk! Laß mich schauen den Schimmer seines Stahls im Gefilde seiner Verheißung. Oder vielmehr du, o Luftgebild, du Fackel unserer geschiedenen Väter durch die Nacht, erscheine mit deinem roten Strahl, daß ich finde den Weg zu meinem gefallenen Helden. Wer schützt mich nun vor Gram? Wer vor der Liebe Hidallans? Umher wird lange nun Komala schauen, bevor sie Fingaln erblickt im Getümmel seines Heers, hell wie der Morgenstrahl auf der Wolke des frühen Regens.

Hidallan. Verhülle, du Nebel des düstern Krona, verhülle des Jägers Pfad. Verbirg vor meinen Augen seinen Gang, und laß mir den Feind vergessen sein. Die Reihen der Schlacht sind zersprengt. Kein Drang ist mehr um seinen tönenden Stahl. O Karun, rolle in Blut dahin; denn der Fürst der Scharen erlag.

Komala. Wer fiel an Karuns grausigem Strand, o Sohn der wolkigen Nacht? War er weiß wie Arbvens Schnee? Und blühend wie der Regenbogen? Glich sein Haar dem Nebel des Hügels, sanft gekräuselt im Sonnenglanz? War er gleich dem Donner des Himmels im Kampf? Schlank, wie das Reh der Wüste?

Hidallan. O, möcht' ich erblicken sein Liebchen, hold vom Felsen herab sich lehnend! Ihr Aug' in Tränen rötlich und trübe, und halb in den Locken die blühende Wange verhüllt! Erhebe dich, liebliches Lüftchen, die schweren Locken aufzuwehn, daß mir glänze ihr weißer Arm und die Wange, so lieblich in Gram!

Komala. Und fiel denn Komhals Sohn, du Mann der traurigen Botschaft? Der Donner umrollt die Gebirge! — Auf feurigen Schwingen fliegt der Blitz! Doch Komala schrecken sie nicht; denn ihr Fingal erlag. Sprich, Mann der traurigen Botschaft, fiel der Zertrümmerer der Schilde?

Hidallan. Das Volk ist umher ins Gebirge zerscheucht. Der Ruf des Feldherrn sammelt's nicht mehr.

Komala. Schrecken verfolge dich über die Flur; Verderben ergreife

dich, König der Welt! Und schnell erschreite dein Grab! Dein Mädchen bejammre dich! In Tränen verblühe ihre Jugend, wie Komalas! — Warum sagtest du mir's, Hidallan, daß mein Held erlag? Ein Weilchen noch hätt' ich seiner geharrt und geglaubt, ihn am fernen Felsen zu sehn. Mich hätte vielleicht ein Baum getäuscht. Der Bergwind hätte meinem Ohr wie sein Horn ertönt. O, wär' ich an Karuns Gestade, daß meine Tränen seine Wangen erwärmten!

Hidallan. An Karuns Gestade liegt er nicht. Auf Ardven erheben die Helden sein Grab. Leucht' ihnen, o Mond, aus deinem Gewölk! Hell sei dein Strahl auf seiner Brust, daß Komala im Schimmer der Rüstung ihn sehe.

Komala. Haltet, ihr Söhne des Grabes, bis ich meinen Liebsten erblicke. Er ließ mich allein auf der Jagd. Ich wußte nicht, daß er zu Kampfe ging. Er verließ mir, wiederzukehren mit der Nacht; und der König von Morven ist wiedergekehrt; warum verschwiegst du mir seinen Fall, du bebender Felsensohn? Du sahst ihn in seinem Jünglingsblut! und tatest es mir nicht kund!

Melilkoma. Was hallt auf Ardvens Flur? Wer ist der Blinkende dort im Tal? Wer wandelt daher in der Kraft des Stroms, des Wogengetümmel im Mondstrahl blinkt?

Komala. Wer anders als Komalas Feind, der Sohn des Königs der Welt? Geist Fingals, richte aus deiner Wolke Komalas Bogen! Laß ihn stürzen wie den Hirsch der Wüsteneil — es ist Fingal im Geistergetümmel! — Warum kommst du, Geliebter, zu schrecken und freun mein Herz?

Fingal. Singt, Liederbarden, den Krieg am strömenden Karun! Vor meinen Waffen floh Karukel das Gefilde seines Stolzes entlang. Fern sinkt er nun wie ein Luftgebild, das ein Nachtgespenst verbirgt. Der Sturm trieb's über die Heide dahin. Die dunkeln Wälder flimmerten umher.

Ich hörte eine Stimme, gleich dem Lüftchen meines Hügels. Ist's Galmals Jägerin? Die Tochter Sarnos mit der weißen Hand. Blicke herab vom Felsen, o Liebchen! Laß Komalas Stimme mich hören!

Komala. Nimm mich ein in die Höhle deiner Ruhe, du lieblicher Sohn des Todes! —

Fingal. Komm ein zur Höhle meiner Ruhe! Der Sturm ist vorüber, und die Sonne glänzt über der Flur. Komm ein zur Höhle meiner Ruhe, Jägerin des widerhallenden Kona!

Komala. Er kehrt mit seinem Ruhme zurück; ich fühle die rechte Hand seiner Schlachten. — Doch erst muß ich hinter dem Felsen ruhn, bis meine Seele vom Schrecken sich faßt. Mit der Harfe heran! Ihr Töchter Mornis, beginnet Gesang!

Dersagrena. Komala hat drei Hirsche auf Ardven erlegt. Die Flamme lodert vom Felsen empor. Komm zu Komalas Gastmahl, König des waldigen Morven!

Fingal. Singt, Liederbarden, den Krieg am strömenden Karun, daß mein weißarmiges Mädchen frohlocke, während ich sehe das Mahl meines Liebsten!

Barden. Nun rolle, Karuns Strom, in Freuden rolle dahin, denn die Söhne der Schlacht sind entflohn! Das Roß graft hier im Felde nicht mehr. Die Schwingen ihres Stolzes flattern auf fremder Flur. In Frieden wandelt die Sonne empor, in Freude sinken die Schatten hernieder. Ertönen wird nun die Stimme der Jagd; in der Halle werden die Schilde ruhn. Uns wird ergötzen des Ozeans Schlacht; und röten wird unsre Hände Lochlins Blut. Nun rolle, Karuns Strom, in Freuden rolle dahin, denn die Söhne der Schlacht sind entflohn!

Melilkoma. Sinket, ihr leichten Nebel, herab! Erhebt, Strahlen des Monds, ihren Geist! Erblaßt am Felsen liegt das Mädchen. Komala ist nicht mehr!

Fingal. Ist Sarnos Tochter tot? Tot der weiße Busen meiner Liebe? — O, walle mir entgegen, Komala, auf meiner Heide, wann ich einsam sitze bei den Strömen meiner Hügel.

Hidallan. Verstummte die Stimme der Jägerin Galmals? O, warum folterr' ich die Seele des Mädchens? Wann erblick' ich dich nun wieder in Freude auf der Jagd des dunkelbraunen Gewildes?

Fingal. Jüngling der düstern Stirn! Gaste von nun an in meiner Halle nicht mehr. Meide fortan meine Jagd! Keiner meiner Feinde falle durch dein Schwert. — Führt mich zum Lager ihrer Ruhe, daß ich sie noch betrachte in ihrer Schöne. — Bleich liegt sie am Felsen. Ihr Haar empört der kalte Wind. Die Sehne ihres Bogens tönt im Sturm. Im Fallen zerbrach ihr Pfeil. Stimmt an das Lob der Tochter Sarnos! Übergebt ihren Namen den Stürmen der Hügel!

Barden. Siehe! Flammen der Luft umlodern das Mädchen; auf Mondglanz erhebt sich ihr Geist! Rund um sie herum aus ihrem Gewölke neigen die ernsten Gesichter ihrer Väter sich nach ihr hin. Sarno, mit dämmernder Stirn, und mit rot funkelnden Augen, Hidallan. Wann schimmert deine weiße Hand nun auf? Wann tönt von unsern Felsen deine Stimme herab? Dich werden die Mädchen suchen auf der Heide, doch nimmermehr finden. In Träumen wirst du zu zeiten dich nahn und Ruh' in ihre Seele träufeln. Deine Stimme wird forttönen in ihrem Gehör, und mit Wonne werden sie denken an die Träume ihres Schlafs. Flammen der Luft umlodern das Mädchen, auf Mondglanz erhebt sich ihr Geist!

Kath-Loda.

Ein Gedicht.

Erster Duan.

Von alten Taten ein Sang!

Warum, du unsichtbarer Wandrer, der du Loras Disteln beugst, warum, o Lüftchen des Tals, verließest du mein Ohr? Ich höre nicht mehr das ferne

Brausen des Stroms, noch den Laut der Harfe vom Felsen herab. Komm, Luthas Jägerin, Malvina, und rufe dem Barden die Seele zurück!

Ich blicke nach Lochlins Seen hinaus, nach der dunkelwogigen Bucht von U-Thorno, wo Fingal den Wogen und brausenden Winden entstieg. Klein ist die Zahl der Helden von Morven auf unbekannter Flur!

Starno sandte zu Fingaln einen Bewohner von Loda und lud ihn zum Feste. Aber eingedenk des Vergangenen, entbrannte der König in vollen Zorn. „Weder Gormals moosige Burg, noch Starno sollen Fingaln sehn. Mordgedanken gleiten wie Schatten über sein glühendes Herz. Sollt' ich vergessen jenen Morgenstrahl, die Königstochter mit blendender Hand? Geh', Lodas Sohn! Sein Wort ist Fingaln nur ein Hauch, ein Windhauch, welcher hin und her die Distel schwenkt im trüben herbstlichen Tal. Duth-Maruno, Todesarm! Krommaglas, Held mit eisernem Schild! Struthmor, du Schweber auf dem Fittich der Schlacht! Kormar, dessen Geschwader das Meer durchtanzt, sorglos, wie des Flammenballs Schwung den schwarzen Wolkenstrom! Auf, Heldensöhne, rund um mich herum auf fremder Flur! Jeglicher blicke auf seinen Schild, wie Trenmor, der Führer der Schlacht. Herab, sprach Trenmor, der du zwischen den Harfen wohnst! Wälze mir diesen Strom zurück, oder verwese im Grabe mit mir!"

Rund um den König herum erhoben sie sich im Zorn. Kein Wort brach aus, und jeder ergriff den Speer. In sich hinein war jedes Seele gehüllt. Doch endlich, horch! erwacht der Klang auf ihren hallenden Schilden umher. Jeder wählt sich seinen Hügel bei Nacht. Gesondert in Finsternis, hielten sie stand. Zuzeiten durchbrach ihr dumpfer Sang das Brausen des Sturms.

Der volle Mond ging über ihnen auf.

Gerüstet kam der schlanke Duth-Maruno, des Ebers wilder Verfolger, von Kromas Felsengebirgen herab. Im dunkeln Nachen fuhr er die Wogen hinan, wann Krum-Thormos Wald sich erhob. Er strahlte auf der Jagd hervor im Getümmel der feindlichen Schar. Duth-Maruno, du kanntest keine Furcht!

„Sohn des kühnen Komhal," hub er an, „soll mein Schritt voran durch die Nacht? Soll über diesen Schild hinweg mein Blick sich spähn in ihren glänzenden Stämmen umher? Starno, der König der Seen, hält vor mir, und Swaran, der Fremden Feind. Nicht eitel war ihr Schwur bei Lodas Zauberstein. — Kehrt Duth-Maruno nicht zurück, so sitzt sein Weib zwar einsam heim auf Krathmo-Kraulos Plan. Zwei brausende Ströme begegnen sich hier; Gebirge lagern sich und hallende Wälder umher; und der Ozean woget nicht fern. Mein Sohn, ein junger Springer ins Feld, verfolgt noch die kreischenden Vögel der See. Doch bringe du ihm des Ebers Haupt; Kandona vernehme von dir seines Vaters Lust, wann er die borstige Kraft J-Thornos sträubend auf der Lanze schwang. Melde ihm, was ich im Kriege tat! Meld' ihm, wo sein Vater fiel!"

„Eingedenk meiner Väter," sprach Fingal, „durcheilt' ich das Meer. Sie

lebten die Zeit der Gefahr in den Tagen des Altertums. Auch in den Locken der Jugend wird's mir vor dem Feinde nicht schwarz. Mir, Fürst von Krathmo-Kraulo, gebühren die Taten der Nacht."

Er rasselt' in seinen Waffen dahin, weit sprang er über Turthors Strom, der dumpf bei Nacht hinunter scholl durch Gormals Nebeltal. Hier flimmert' ein Fels im Mondenstrahl, drauf stand ein stattliches Gebild, ein Gebild mit wallendem Haar und weißer Brust, den Mädchen Lochlins gleich. Kurz und wankend ist ihr Schritt. Sie stößt in die Luft gebrochenen Laut und schlägt die weißen Arme zusammen; denn Gram bewohnt ihr Herz.

„Torkul-Torno, mit grauem Haar," erseufzte sie, „wo wandelst du nun bei Lulan? An den eigenen dunklen Strömen sankst du, Konban-Karglas Vater! Jedoch ich erblicke dich, Fürst von Lulan, scherzend in Lodas Halle, wann die dunkel umschleierte Nacht sich unter dem Himmel dahinwälzt. Zuweilen verbirgt dein Schild den Mond. Ich habe ihn verfinstert am Himmel gesehen. Dein Haupthaar lodert ein Feuergebild; so segelst du durch die Nacht. Warum muß ich vergessen sein in meiner Höhle, o König der borstigen Eber? Schaue aus Lodas Halle herab auf deine verlassene Tochter!"

„Wer bist du," rief Fingal, „Stimme der Nacht?"

Sie erschrak und wandte sich weg.

„Wer bist du im Finstern dort?"

Sie fuhr in die Höhe zurück.

Der König löste die Band' ihrer Hand. Er fragte nach ihrem Geschlecht.

„Torkul-Torno," sprach sie, „wohnt' an Lulans schäumendem Strom; er wohnte — jedoch in Lodas Halle schenkt er die tönende Muschel nun. Er stritt mit Starno von Lochlin, und lange währte der finsteräugigen Könige Streit. Mein Vater erlag, der blaubeschildete Torkul-Torno fiel in seinem Blut. Ich hatt' am Felsen bei Lulans Strom ein hüpfendes Reh durchbohrt. Kaum sammelte meine weiße Hand mein Haar umher aus wehender Luft, so vernahm ich Lärm, fuhr auf mein Blick, schlug hoch empor mein weiches Herz, und eilte nach Lulan, dir entgegen, o Torkul-Torno. Mir begegnete Starno, der schreckliche Fürst! Sein rotes Auge entbrannt' in Liebe zu mir. Verdunkelnd nickte sein borstiges Wimpernhaar auf sein versammeltes Lächeln herab. — ‚Wo ist mein Vater,' rief ich, ‚der so mächtig im Kriege war?' — ‚Nun bist du zwischen Feinden verwaist, du Tochter Torkul-Tornos!' — Er ergriff meine Hand; er spannte die Segel und barg mich in diese finstere Gruft. Zuzeiten kommt er in Nebelgestalt. Doch oft wallt auch ein Jugendstrahl nicht fern vor meiner Höhle vorbei. Vor meinem Blick geht Starnos Sohn. Er bewohnt meine Seel' allein."

„Mädchen von Lulan," sprach der Held, „schwanenbusige Tochter des Grams! Eine Wolke, mit Flammen bestreift durchwallt jetzt deine Seele. Sieh dem dunkelverschleierten Monde nicht nach, noch den Feuerzeichen der Luft. Dich vertritt der Schrecken der Feinde, mein blinkender Stahl. Kein Schwacher führet diesen Stahl, kein finstersinniger Mann. Wir verschließen die Mädchen

in triefende Höhlen nicht. Sie zerringen die weißen Hände bei uns nicht in der Einsamkeit. Sie neigen in ihrem Lockenschmuck sich auf Selmas Harfen herab. Ihre Stimme verhallt in der Wüste nicht. Uns schmelzt ihr süßer Gesang." . . .

Und Fingal schritt noch weiter voran, tief durch den Busen der Nacht, bis Lodas Hain, von triefenden Winden gepeitscht. Dort sind drei Steine mit Moos bekrönt; dort stürzt sich schäumend ein Strom; und dunkelrot wälzt rund herum die schreckliche Wolke Lodas sich. Hoch oben herunter schaut' ein Geist, halb ausgebildet von schattendem Dampf. Er goß zuzeiten seine Stimme in den brausenden Strom hinab. An einem verwitterten Baume nicht fern vernahmen gebückt zwei Helden sein Wort, Swaran, der König der Seen, und Starno, der Fremden Feind. Sie standen finster gelehnt ein jeder auf seinen schwarzen Schild. Die Speere starrten voran in die Nacht. Hell gellend pfiff der Hauch der Nacht durch Starnos wehenden Bart.

Sie vernahmen Fingals Tritt und sprangen in Waffen empor. „Swaran, strecke den Schwärmer zu Boden!" rief Starno in seinem Stolz. „Nimm deines Vaters Schild. Er ist ein Fels im Streit." — Swaran warf den blanken Speer. Er fuhr in Lodas Baum. Die Gegner rückten mit Schwertern heran. Zusammen klirrte der Stahl. Das Schildgehänge Swarans hieb die Klinge Lunos durch. Zu Boden rollte der Schild. Zerspalten flog der Helm herab. Zurück hielt Fingal den drohenden Stahl. Voll Grimm stand Swaran entwehrt. Stumm rollte er sein Auge und warf zu Boden sein Schwert. Dann schritt er langsam über den Strom und wandelte pfeifend dahin.

Nicht verborgen dem Vater bleibt Swaran. Starno wendet sich grimmig hinweg. Verdunkelnd nicken die borstigen Wimpern auf seine versammelte Wut herab. Er zersplittert Lodas Baum mit dem Speer. Er beginnt zu sumsen ein Lied. Sie kommen zurück in Lochlins Heer, jeder durch seinen dunkeln Pfad, zwei beschäumten Strömen durch zwei Regentäler gleich.

Zu Turthors Ebene kehrt Fingal zurück. Schön hob sich das Morgenrot. Es beglänzte die Beute von Lochlin in Fingals Hand. Hervor aus ihrer Höhle trat in ihrem Reiz die Tochter Torkul-Tornas. Sie sammelte ihr Haar aus wehender Luft. Wild stimmte sie an ihr Lied. Das Muschellied von Lulan, wo einst ihr Vater gewohnt. Sie erblickte Starnos blutigen Schild, und ein Freudenstrahl erhellt' ihr Gesicht. Sie erblickte Swarans gespaltenen Helm, und verfinstert fuhr sie vor Fingaln zurück. — „Bist du gefallen bei deinen hundert Strömen, Geliebter des trauernden Mädchens?" . . .

U-Thorno, entsteigend den Wogen, umschwebt von Flammengebilden der Nacht! Ich sehe des Mondes Niedergang im Rücken deines rauschenden Hains. Dein Haupt bewohnt der neblige Loda. Hier ist der Heldengeister Sitz. Aus der Tiefe seiner Wolkenhalle winkt Kruth-Loda, der Gott der Schwerter, hervor. Dort dämmert seine Gestalt durch wallendes Nebelgewölk. Mit der Rechten hält er den Schild, in der Linken halb sichtbar die Muschel. Das Dach der entsetzlichen Halle blinkt von den Flammen der Nacht.

Das Geschlecht Kruth-Lodas rückt heran, ein Schwarm gestaltloser Schatten. Er reicht die tönende Muschel herum an die, so da glänzten im Streit. Doch ihn und den Feigen sondert sein Schild, sein düsteres Scheibenrund. Er ist ein stürzendes Zeichen der Luft dem Schwachen im Streit. Glänzend wie der Regenbogen über den Strömen, kam Lulans weißbusiges Mädchen.

Zweiter Duan.

„Wo bist du, Sohn des Königs?" rief der dunkellockige Duth-Maruno. „Wo schwandest du hin, o junger Strahl von Selma? Er kehrt nicht zurück aus dem Busen der Nacht. Der Morgen umschimmert U-Thorno. In ihrem Nebel hält die Sonne auf ihrem Hügel schon. Hebt, Krieger, die Schilde vor mir. Er darf nicht fallen wie Feuer der Luft, des Spur am Boden verlischt. Doch da kommt er her wie ein Aar vom Saume des träufelnden Sturms, die Beute des Feindes in seiner Hand. O König von Selma, die Seelen der Deinigen trauerten schon."

„Die Feinde sind nahe, Duth-Maruno! Sie rücken heran, wie im Nebel die Wogen des Meers, wenn über den flach hinsegelnden Duft sie bisweilen die schaumigen Häupter erhöhn. Zusammen fährt der Waller auf seiner Bahn und weiß nicht, wohin er soll fliehn. Doch bebende Waller sind wir nicht. Zückt, Heldensöhne, den Stahl! Soll Fingals Schwert oder ein anderer Krieger voran?"

„Die Taten des Altertums," sprach Duth-Maruno, „sind wie Pfade vor unseren Blicken, o Fingal. Stets glänzt der breitbeschildete Trenmor aus seiner dämmernden Zeit hervor. Auch war des Königs Mut nicht schwach. Damals schlich keine düstre Tat geheim. Von ihren hundert Strömen her versammelten die Geschlechter sich im grasigen Kolglan-Krona. Die Führer zogen voran. Jeglicher wollte Feldherr sein. Oft wurden die Schwerter halb bezückt. Rot funkelten ihre Augen vor Wut. Getrennt stand einer vom andern, und jeder sumsete trotzig sein Lied. Was sollten sie weichen einander? Die Väter waren im Kriege sich gleich."

Dort hielt auch Trenmor mit seinem Volk, mit den Locken der Jugend geschmückt. Er sah den nahenden Feind. Vor Kummer schwoll sein Herz. Er riet den Fürsten, zu wechseln; sie wechselten mit dem Gebot, und wurden zurückgedrängt. Vom eigenen moosigen Hügel kam der blaubeschildete Trenmor herab. Er führte die weitbeflügelte Schlacht, und die Fremden wurden besiegt. Rund um ihn herum versammelten sich die düsteräugigen Krieger nun und schlugen den Freudenschild. Wie ein holder Frühlingshauch entrauschte dem Fürsten von Selma das Machtgebot. Nun führten die Fürsten wechselnd den Streit, bis größere Gefahr sich erhob. Dann war die Stunde des Königs da, zu ersiegen das Feld der Schlacht.

„Die Taten unserer Väter sind kund," sprach Kromma-Glas mit dem eisernen Schild. „Doch wer führt heut die Schlacht vor diesem Königssohn?

Nebelgewölk hüllt hier vier dunkle Hügel ein. Drin schlage ein jeder seinen Schild. Vielleicht kommt dämmernd ein Geist herab und wählet einen zur Schlacht."

Seinen Nebelhügel stieg jeder hinan. Barden bemerkten das Hallen der Schilde. Dein Schildbauch klang am lautesten, o Duth-Maruno! Du führst das Heer zur Schlacht.

Wie Wassergetöse kam das Geschlecht U-Thornos herab. Swaran, der Fürst der stürmischen Inseln, und Starno führten das Heer. Sie blickten über ihre eisernen Schilde, wie Kruth-Loda mit feurigen Augen, wenn er hinter dem verfinsterten Monde hervorblickt und Flammen in der Nacht herunterstreut. Sie fielen sich an bei Turthors Strom, und schwollen empor wie Wogengetümmel. Zusammen schollen die Streiche; und hin und her flog schattender Tod. Sie glichen dem Hagelgewölk, dem Schoß voll träufelnder Stürme. Es rasselt heulend herab; aufschwillt der dumpf aufdonnernde Abgrund.

Schlacht des trüben U-Thorno! Was tu' ich deine Wunden kund! Du bist bei den Jahren der Vergangenheit! Du welkst in meiner Seele.

Starno führte das Herz der Schlacht, und Swaran die dunkeln Flügel. Kein harmloser Strahl war Duth-Marunos Schwert. Lochlin wird zurückgewälzt über seine Ströme. Die zornigen Könige stehen in Gedanken vertieft. Sie rollen ihre Augen stumm ob der Flucht ihres Volks. Und Fingals Horn erscholl; die Söhne des waldigen Albion kehrten zurück. Viel aber lagen an Turthors Strom, verstummt in ihrem Blut.

„Fürst von Krathmo," sprach der König, „Duth-Maruno, du Eberschütze! Nicht harmlos kehrt mein Aar zurück vom Felde der Schlacht! Des wird die schwanenbusige Lanul an ihren Strömen sich freun! Des wird frohlocken Kandona, wenn er durch Krathmos Gefilde dahinhüpft."

„Kolgorm," versetzte der Held, „war der Erste meines Geschlechts in Albion, Kolgorm, der Reiter des Meers durch seine flutenden Tale. Er erschlug seinen Bruder in I-Thorno und verließ sein Vaterland. Er erkor sich heimlich seinen Sitz am felsigen Krathmo-Kraulo. Sein Geschlecht wuchs mit den Jahren heran, es wuchs zum Kriege heran, doch immer wurde es besiegt. Die Wunde meiner Väter ist mein, o König der hallenden Inseln."

Er zog einen Pfeil aus seiner Brust. Bleich fiel er auf fremder Flur. Sein Geist flog seinen Vätern zu in ihren stürmischen Inseln. Dort verfolgten sie Eber von Nebel die Säume des Sturms entlang. Die Fürsten standen verstummt umher, wie Lodas Stein' auf ihrer Höhe. Durchs Zwielicht erblickt sie der Waller von seiner einsamen Bahn. Er hält sie für Geister der Alten, entwerfend künftigen Krieg.

Die Nacht sank auf U-Thorno herab. Still standen die Fürsten in ihrem Gram. Abwechselnd pfiff der Hauch der Nacht durch jedes Kriegers Haar. Zuletzt riß Fingal sich los von den Gedanken seiner Seele. Er rief den Harfner Ullin herbei und begehrte von ihm ein Lied. „Kein fallendes Feuer, das man kaum erblickt und dann in Nacht verlischt, kein schwindendes Meteor war er,

der, ach! so tief nun liegt. Er glich der mächtig strahlenden Sonne, die froh auf ihrem Hügel weilt. Rufe die Namen seiner Väter herab von den Höhen des Altertums!"

„I-Thorno," hub der Sänger an, „entsteigend dem Wogengetümmel des Meers! Warum verdunkelt sich so dein Haupt im Nebel des Ozeans? Aus deinen Talen entsprang ein Geschlecht, furchtlos wie deine starkbeflügelten Adler. Das Geschlecht von Kolgorm mit eisernem Schild, des Bewohners von Lodas Halle.

In Tormoths hallender Insel erhob sich Lurthan, ein strömender Berg. Er neigte über ein schweigendes Tal sein waldiges Haupt. Dort wohnte an Kruruths schäumendem Quell der Eberschütze Rurmar. Seine Tochter war schön wie ein Sonnenstrahl, die schwanenbusige Strina-Dona.

Wie mancher Heldenfürst, wie mancher Held von eisernem Schild, wie mancher schwerlockige Jüngling kam zu Rurmars hallender Burg! Sie kamen und warben um sein Kind, des wilden Tormoths stattliche Jägerin. Doch sorglos gingst du deinen Gang, hochbusige Strina-Dona!

Wenn sie die Heide beschritt, war weißer ihr Busen als Kanas Flaum und der Schaum des wogenden Ozeans, wenn am meerbespülten Gestade sie ging. Ihre Augen waren zwei Sterne des Lichts. Ihr Gesicht war der Bogen des Himmels im Regen. Wie strömende Wolken floß ihr dunkles Haar herum. Du warst die Bewohnerin jeder Brust, weißarmige Strina-Dona!

In seinem Schiff kam Kolgorm an und Korkul-Suran, der Muschelfürst. Von I-Thorno kamen die Brüder her, zu werben um des wilden Tormoths Sonnenstrahl. Sie sah sie in ihrem tönenden Stahl. Ihr Herz hing an dem himmeläugigen Kolgorm. Ul-Lochlins nächtliches Auge sah das Händeringen von Strina-Dona.

Die Brüder runzelten die Stirnen ergrimmt, beschossen mit feurigen Blicken sich und wandten sich weg. Und jeder schlug auf seinen Schild, und jedes Hand bebt' an dem Schwert. Sie klirrten in dem Heldenkampf für dich, langlockige Strina-Dona!

Korkul-Suran fiel im Blut. Auf seinem Eiland wütete der Vater in seiner Kraft. Er bannte Kolgorm von I-Thorno, zu irren nach allen Winden. Auf Krothmo-Kraulos felsiger Flur wohnt' er an fremdem Strom. Doch lebte der König nicht trüb' allein, denn du warst nahe, o Strahl des Lichts, du Tochter des hallenden Tornuth, weißarmige Strina-Dona!"

Dritter Duan.

Von wannen kommt der Strom der Jahre? Wohin entrollen sie? Wo bergen sie in Nebelgewand die mannigfarbigen Seiten?

Ich blick' ins Altertum hinauf, doch trüb' erscheint es Ossians Blick, wie Mondenglanz, zurückgeworfen vom fernen See. Hier steigen die roten Strahlen des Kriegs. Dort wohnt im stillen ein feiges Geschlecht! Es

zeichnet die Jahre mit Taten nicht. In Trägheit schleicht's dahin. Gesellin der Schilde! die du den sinkenden Geist erhebst! Steige herab von der Wand, o Harfe von Kona, mit deinen drei Stimmen! Komm mit jener, die das Vergangene belebt! Rühr' empor die alten Gestalten über ihrer dunkelgrauen Zeit!

U-Thorno, Gebirge des Sturms! Ich erblick' an dir mein Geschlecht. Fingal neigte sich bei Nacht über Duth-Marunos Grab. Um ihn sind die Tritte der Helden, der Jäger der Eber. An Turthors Strome liegt Lochlins Heer in Schatten vertieft. Die zornigen Könige standen auf zwei Hügeln und blickten über ihre gewölbten Schilde. Sie schauten hinauf nach den Sternen der Nacht, rot wandernd gegen Westen. Kruth-Loda neigt sich herab, wie ein Meteor in den Wolken ohne Gestalt. Er läßt die Stürme los und bezeichnet sie mit Flammen. Starno sah den Sieg des Königs von Morven voraus.

Zweimal schlug er den Baum in Zorn. Er rauschte nach seinem Sohne hin. Er summte trotzig sein Lied und hörte den Wind in seinem Haar. Sie standen voneinander gekehrt, wie zwei Eichen, von zwei verschiedenen Stürmen gekrümmt. Jede hangt über ihren lauten Bach und schüttelt ihr Gezweig im Zuge des Sturms.

„Annir," sprach Starno vom Seereich, „war vor alters ein verzehrendes Feuer. Aus seinen Augen schoß er Tod das Gefilde der Schlacht entlang. Verderben der Menschen war ihm Lust. Blut war ihm wie ein Sommerbach, der Wonne strömt ins welkende Tal vom moosigen Felsen herab. Er begab sich zu Luth-Kormos See, entgegen dem schlanken Kormon-Trunar, dem Helden von Urlors Strömen, dem Schweber auf dem Fittich der Schlacht.

Zu Gormals Flur kam Urlors Fürst auf dunkelbusigen Schiffen. Er sah die Tochter Annirs, die schwanenartige Foina-Bragal. Er sah sie. Auch rollt' ihr Auge nicht unbesorgt auf den Reiter der stürmenden Wogen. Sie entfloh nach seinem Schiff in der Nacht, wie ein Mondstrahl durch ein nächtliches Tal. Annir berief die Winde der Luft und verfolgte sie durch das Meer. Der König war nicht allein. Starno war sein Gefährte. Wie U-Thornos junger Aar wandt' ich nach meinem Vater den Blick.

Wir rauschten dem brüllenden Urlor zu. Der schlanke Korman-Trunar kam mit seinem Volk. Wir fochten und wurden besiegt. Mein Vater stand in seinem Grimm. Er schälte die jungen Bäume mit seinem Schwert. Rot funkelten seine Augen vor Wut. Ich merkte des Königs Sinn und entfernte mich bei Nacht. Vom Felde nahm ich einen zerbrochenen Helm und einen Schild, von der Lanze durchbohrt. Spitzlos war der Speer in meiner Hand. Ich ging und suchte den Feind.

Am Felsen bei brennender Eiche saß der schlanke Korman-Trunar; und neben ihm unter einem Baum saß die tiefbusige Foina-Bragal. Ich warf vor sie hin den zerbrochenen Schild. Ich sprach die Worte des Friedens: ‚An seinem wogenden Meere liegt Annir, der König der Seen. Der König ward

im Gesecht durchbohrt; und Starno will sein Grab erhöhn. Mich, einen Sohn von Loda, schickt er her zur schwanenarmigen Foina-Bragal und fleht um eine Locke ihres Haars, mit ihrem Vater im Grabe zu ruhn. Und du, o Fürst des brüllenden Urlor, laß ruhn das Gesecht, bis Annir von dem feueräugigen Kruth-Loda die Muschel empfängt."

Zerfließend in Tränen stand sie auf und riß eine Locke von ihrem Haupt, eine Locke, flatternd in der Luft um ihre schwellende Brust. Korman-Trunar reichte die Muschel und hieß ihm fröhlich sein vor ihm. Ich ruht' im Schatten der Nacht und verbarg mein Gesicht tief in den Helm. Der Schlaf sank auf den Feind herab. Ich erhob mich wie ein schleichendes Gespenst. Ich durchbohrte Korman-Trunars Brust. Auch Foina-Bragal entging mir nicht. Sie wälzt' ihren weißen Busen in Blut.

Warum, o Heldentochter, erweckest du meinen Zorn?

Der Morgen stieg, die Feinde waren wie schwindender Nebel entflohn. Annir schlug den gewölbten Schild. Er rief seinen dunkellockigen Sohn. Ich kam mit triefendem Blut bestreift. Dreimal erhub er Freudengeschrei, wie wenn ein stürmender Regenguß die nächtliche Wolke zersprengt. Drei Tage frohlockten wir über den Toten und riefen die Geier der Luft. Sie kamen von allen Winden herbei, zu weiden an Annirs Feinden. Swaran! Fingal ist allein auf seiner nächtlichen Höhe. Dein Speer durchbohr' ihn insgeheim; des wird, wie Annir, mein Herz sich freun."

„Sohn Annirs," erwiderte Swaran, „ich mord' im Dunkel nicht. Im Lichte schreit' ich einher. Die Geier rauschen von allen Winden herbei. Sie pflegen meinem Gange nachzuspähn. Er ist nicht blutlos durch das Gefilde der Schlacht."

Der König lodert' in Grimm empor und hob dreimal den blinkenden Speer. Doch starrt' er zurück und schonte den Sohn, und sprang hinweg in die Nacht. Bei Turthors Strom ist ein dunkles Gewölbe, die Wohnung Konban-Karglas. Hier legt' er ab den Königshelm und rief das Mädchen von Lulan. Sie aber war schon weit entfernt in Lodas tönender Halle.

Er schwoll vor Wut und schritt dahin, wo Fingal einsam lag. Der König lag auf seinem Schilde auf seiner geheimen Höhe.

Wilder Schütze des borstigen Ebers! Kein feiges Mädchen liegt vor dir, kein Knab' auf seinem Farrenbette, an Turthors murmelndem Strom. Hier spreiten ihr Lag' die Starken aus, und springen davon zu Taten des Todes empor. Jäger des borstigen Ebers! Erwecke den Schrecklichen nicht!

Starno kam murmelnd heran. Fingal sprang gewaffnet auf: „Wer bist du, Sohn der Nacht?" Schweigend warf er den Speer. Sie kämpften zusammen den nächtlichen Kampf. Entzwei gespalten fiel Starnos Schild. Er ward an eine Eiche geschnürt. — Das Morgenrot ging auf. Da erkannte Fingal den König. Er rollt' eine Weile schweigend sein Auge, und gedachte jener Zeit, da die schwanenbusige Agandeka einhertrat wie Gesangmelodie! — Er löste die Riemen von seiner Hand. — „Sohn Annirs," rief er, „entweich'!

Entweiche zu Gormals Muschelhalle. Ein erloschener Strahl glimmt wieder empor. Ich gedenke deiner weißbusigen Tochter. — Schrecklicher König, hinweg! Fort zu deiner unruhigen Wohnung, wolkiger Feind der Lieblichen! Dich vermeide der Gast, düstrer Wirt der Halle!"

Von alten Taten ein Sang!

Macbeth.

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare.

Meinem unvergeßlichen Freunde Johann Erich Biester in Berlin gewidmet.

Vorrede und Zueignung.

Unser berühmter Schauspieler Schröder, welcher im Jahre 1777 zu Hannover den Macbeth auf die Bühne bringen wollte, forderte mich auf, die Hexenscenen zu verdeutschen; und ich war gleich damit fertig. Hernach wollte er auch das ganze Stück von mir ausgearbeitet haben, wozu aber ich, der ich in meinem ganzen Leben kaum zehn Vorstellungen gesehen, mir nicht Einsicht und Kräfte genug zutraute. Er ging mir daher nicht nur mit einer neuen Anordnung der Scenen, sondern auch beinahe vollständigen Verarbeitung des Stücks vor, wobei er größtenteils die Wielandisch-Eschenburgische Übersetzung*) zum Grunde gelegt hatte, und stellte es nun in meine freie Willkür, vollends daraus zu machen, was ich wollte und könnte. Ich bin ihm hierauf oft, aber doch nicht überall gefolgt. In dem ungebundenen Teile, worin kein anderer als Shakespeare selbst Wort für Wort reden durfte, habe ich jene Übersetzung nur da angenommen, wo nicht anders verstandener Sinn, anders gefühlte Kraft des Originals, oder meine eigene Weise, Sprache und Ausdruck zu handhaben, mich nötigten, davon abzuweichen.

Meine Auslassungen werden hoffentlich kein Kirchenraub sein. Dieser Tempel ist so voll, daß viel fehlen kann, ohne daß man's vermißt. Zudem habe ich ja nichts vernichtet, sondern nur einiges im Schatzkasten zurückgelassen, woraus jeder, welchem an diesem nicht genügt, nach Belieben nachholen kann. Von meinen armen Zutaten ist nichts zu sagen als der Wunsch, daß es keine Bettlerflicken auf dem Shakespearischen Purpurmantel sein mögen.

Mein Macbeth wurde damals in der Zeit, da Schröder ihn verlangte und mich oft genug darum mahnte, nicht ganz fertig und blieb fast die ganze Zeit her liegen, in welcher denn so mancher liebe andere Macbeth erschienen ist,

---

*) „Shakespeares theatralische Werke", aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland" (8 Bde. Zürich 1762 ff.) enthielten nur 22 Dramen. Johann Joachim Eschenburgs „Neue Ausgabe von William Shakespeares Schauspielen" (12 Bde. ebda 1775. ff.) bot die erste vollständige deutsche Shakespeareübersetzung.

wovon ich jedoch keinen als den Wagnerischen*) gesehen habe. Schröder hat nun nicht mehr nötig, den meinigen zu begehren. Da indessen die Welt groß genug ist, so kann dieser, der herzlich gern jedem anderen aus dem Wege geht, ohne Drang auch wohl noch darin Platz haben. Denn ich gebe ihn keineswegs unter der stolzen Anmaßung, als ob er ganz etwas Sonderliches oder auch nur Besseres als die bisherigen Macbethe, vorstellen sollte, sondern weil verschiedene meiner Freunde an den Zauberscenen Wohlgefallen hatten, mich öfters darum angingen und das Abschreiben und Mitteilen mir zu lästig war. Ich weiß und fühle gar wohl, was ein Schauspiel, das höchste Werk der Darstellungskraft, auf sich hat, und daß meine Kräfte dahin nicht reichen. Über dieses Bekenntnis werden unsere neunhundertundneunundneunzig Dramatisexe mich recht laut und herzlich auslachen.

Von den Zauberscenen nur noch ein einziges Wort. Selbst habe ich zwar noch nie eine Vorstellung des Macbeth gesehen; allein man hat mir erzählt, daß dies Schauspiel und sonderlich jene Scenen dasjenige Behagen nicht gewirkt haben, welches das Ziel aller Darstellungskunst ist, und man doch gleichwohl bei einem Stücke erwarten sollte, von welchem sich fast unbedingt behaupten läßt, daß es voll solcher Schönheiten sei, die alles übertreffen, was der menschliche Geist in dieser Art je hervorgebracht hat, je hervorbringen wird. Ich bin zwar ein armer, aber doch nicht der allerärmste unter allen Erdenwürmern; dennoch kriegt mein Genius auch in seinen glücklichsten, licht- und kraftvollsten, göttlichsten Weihestunden so tief unter der Hoheit und Großmacht jener Scenen, vor und nach der Tat, im zweiten Aufzuge, als mein Leib unter der Sonne unseres Weltsystems. Ob nun jener Erfolg an dem Texte, oder der Vorstellung und Deklamation gelegen habe, kann ich nicht sagen. Die Zauberscenen können, je nachdem sie ausgeführt werden, die Wirkung des übrigen ebensoleicht zu schanden machen als unterstützen. Jenes müßten sie billig in keinem Zeitalter, was auch der hoch- und tiefgelahrte Doktor Johnson**) und andere ästhetische Philosophunkeln von der Art, die wie Unkraut auf allen Äckern gedeiht, darüber schwatzen mögen. Meines Bedünkens dürfen die Zauberverse zwar nicht abgesungen, aber auch nicht nach Willkür von schlechter Deklamation geradebrecht, sondern müssen, wie musikalische Rezitative, nach Noten gegeben werden. Ob dieses hier oder da geschehe, weiß ich jetzt nicht. Sollte meine Arbeit der Vorstellung fähig sein, so wird der Komponist, der den Geist derjenigen Sprache, deren ich mich beflissen habe, versteht und fühlt, mich in Ansehung des Wie? verstehen und den rechten Ton treffen. Wenn dies nicht ist, so verbitte ich mir lieber alle Ehre, die man mir hier oder da zuerweisen vielleicht geneigt sein möchte.

* * *

Diesem Macbeth, mein ewig geliebter Biester, der du lieber leisen als lauten Trittes die Gefilde des edleren Wissens durchwandelst, aber dennoch ein reicherer und mächtiger Insasse bist, als viele der lautesten Schwärmer und Lärmer, habe ich deinen Namen zum Zeugnis vorgesetzt, wie unvergeßlich mir jene Göttingischen Stunden sind, da wir uns zusammen mit einer Art andächtigen Entzückens des größten Dichtergenius freuten, der je gewesen ist und sein wird.

*) Des Stürmers und Drängers Heinrich Leopold Wagner (1747—1779) Macbeth-Bearbeitung erschien 1779.

**) Samuel Johnson (1709—1784), englischer Philologe und Literahistoriker.

Personen:

Macbeth } König Duncans Feldherren. Der erste
Banko } hernach König von Schottland.
Malcolm, Duncans Sohn und Prinz von Schottland.
Macduff } Schottische Grafen.
Rosse }
Ein Trabant.
Ein verwundeter Soldat.
Zwei Mörder.
Macduffs junger Sohn.
Ein Arzt.
Seyton, Macbeths Adjutant.
Ein englischer Offizier.
Lady Macbeth.
Lady Macduff.
Kammerfrau der Lady Macbeth.
Hexenaltfrau. Drei Hexen.

Verschiedene Herren von Stande. Diener. Boten. Soldaten. Gefolge. Größtenteils als Figuranten.

Bankos Geist und verschiedene andere Erscheinungen.

(Der Schauplatz ist meist in Schottland an verschiedenen Orten; am Ende des vierten Aufzugs aber in England.)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Freies Feld. Donner und Blitz.)

Drei Hexen.

1. H. Na! sagt, wo man sich wiederfind't:
In Donner, Blitz, o'r Schlackerwind?
2. H. Wann sich's ausgetummelt hat,
Wann die Krah am Aase kraht.
3. H. Daumenbreit vor Eulenflug
Treffen wir uns früh genug.
1. H. Und wo wandern wir zu Chor?
2. H. Auf der Heid', am faulen Moor.
3. H. Eia! da nick' ich Macbeth ein Grüßchen.
(Wird innen gerufen.)
1. H. Ich komm', ich komme flugs, Graulieschen!
(Wieder gerufen.)
2. H. Unke ruft! — Geduldchen! Flugs! —
Alle. Weiß in schwarz, und schwarz in weiß;
Heiß in kalt, und kalt in heiß!
Das kann wips! ein winzig Wort.
Husch! durch Schlickerschlacker fort!
(Ab.)

Zweiter Auftritt.

(Hinten Kriegslärm.)

Ein Trabant des Königs von der einen und ein blutender Soldat von der anderen Seite.

Trab. Wer bist du?

Sold. Hoch lebe der König von Schottland!

Trab. Ist das Feindesblut oder dein eignes?

Sold. Beides!

Trab. Wie steht's um die Schlacht?

Sold. So, daß du zu spät kommst, sie gewinnen zu helfen.

Trab. O weh!

Sold. Nicht o weh! — Viktoria! die Schlacht ist gewonnen.

Trab. Viktoria? So muß ich gleich zurück zum Könige. Er ist nicht weit und hat mich auf Kundschaft ausgesandt. Nun wünschte ich mir ein Paar Schwalbenflügel. Leb' wohl!

(Will gehen.)

Sold. Holla! Nicht so hurtig, Herr!

Trab. Nun?

Sold. Ich bitt' Euch, was wollt Ihr wohl dem Könige sagen?

Trab. Daß die Schlacht gewonnen ist.

Sold. Ich hab' aber gelogen!

Trab. Gelogen, Kerl? So bist du ja bei deinen Wunden noch ein verzweifelter Spaßmacher.

Sold. Ei, wenn sie nun auch gewonnen ist, so könnte Euresgleichen doch wohl für einen braven Soldaten so viel Geduld in den Ohren haben, ein bißchen Erzählung von seiner mitgefochtenen Schlacht anzuhören. Es spart Euch ohnehin auch die Mühe, den Weg zweimal zu messen, wenn Ihr dem Könige etwas umständlichere Nachricht abstatten könnt.

Trab. Nun so sag' her, Freund; aber mach's kurz!

Sold. Nicht ein Haar breit kürzer, als es ist! — Lange stand's nun freilich so mit der Schlacht. Sie wollte nicht von der Stelle, recht wie ein Schwimmer, der dem reißenden Strom entgegenarbeitet. Der unbändige Macdonel, recht zum Rebellen geschaffen, wollte samt seiner Bande schlechterdings siegen. Fortuna schien auch in der Tat seine Hure zu sein. Aber umsonst! Der unüberwindliche Macbeth achtete weder ihn noch seine Hure, hieb sich mit blutigem, rauchendem Schwerte bis an den Schurken durch und ließ nicht eher ab, als bis er ihn vom Wirbel bis aufs Kinn zerspalten hatte.

Trab. Ha! Wenn Macbeth nicht wäre —

Sold. Damit aber war es noch lange nicht abgetan. Dem Ungeheuer wuchsen flugs wieder neue Klauen. Der norwegische König, Sueno, hatte sich's fein bequem machen und die Verräter ihres Vaterlandes den Sieg lieber mit ihrem Blut als mit dem seinigen erkaufen lassen wollen. Aber, als Macdonel umsonst gefallen war, mußte er wohl endlich selbst an den Reigen. Wie Gottes Donner und Hagelwetter braust' er mit seinem Heer, neu und blank verstählt, aus dem Hinterhalt uns entgegen.

Trab. Da schraken doch wohl Macbeth und Banko?

Sold. Ja freilich! — Wie Adler vor Sperlingen oder Löwen vor Hasen! — War vorher schon tüchtig gefochten, so verdoppelten sich jetzt unsere Streiche und

die Tapferkeit nahm sich kaum Zeit, Atem zu schöpfen. Der kleine Rest, welchen der Tod nicht verschlang, konnte das Leben nicht anders als blutig seinem Rachen entreißen. — Aber nun fühl' ich, daß ich Wunden habe, wovon ich in der Hitze der Schlacht nichts empfand. Ich muß mich wohl nach einem Wundarzt umsehen. Nun geht und sagt dem Könige, das habe Euch Harold erzählt, der, obschon kein General, doch seinen Teil mitgetan hätte.

(Beide an verschiedenen Seiten ab.)

Dritter Auftritt.

(Heide. Donner und Blitz.)

Die drei Hexen.

1. H. Wo gewest, Schwesterle?
2. H. Schweine gewürgt!
3. H. Schwesterle, wo du?
1. H. Kastanien hatt' ä Schiffersweib im Schoß,
Und schmatzt' und schmatzt' und schmatzte dir drauf los!
Mir auch, sagt' ich, ä bissel! —
Quark dir, Tranhexe! Marsch!
Grunzte der vollwampigen Bache Rüssel. —
Hu! Donner, Hagel, Mord und Gift!
Ihr Kerl ist zur Türkei geschifft.
Im Siebe schwimm' ich nach. — Ich kann's!
Wie eine Ratte ohne Schwanz.
Mein Sixchen, das tu' ich, mein Sixchen!
2. H. Tu' das, tu' das, Nixchen!
Ich borg' auch dir ä Wind darzu.
1. H. Sa! bist ä wacker Schätzel, du!
3. H. Und von mir kriegst auch noch einen.
1. H. Topp! Die andern sind die meinen,
Sind mir hold und untertan!
Wie und wo und wann sie wehen,
Sausen, brausen, Wirbel drehen,
Weiß ich, trotz dem Wetterhahn.
Hu! Ich will ihn trillen, zerren,
Kraus, wie Heu und Hotzeln dörren!
Nachts und Tages sonder Ruh',
Klapp' ihm keine Wimper zu!
Sieb'nmal sieb'n und sieben Wochen
Soll er frieren, soll er kochen,
Soll sich krümmen, winden, wimmern,
Ächzen, krächzen und verkümmern;
Darf sein Schiff gleich nit zertrümmern,
Roll' ich's doch im wilden Meer,
Her und hin und hin und her.
Schau', was hier! . . .
2. H. Weis' her, weis' her!
1. H. Schau', ä Bankrotierers Daum,
Der sich selbst erhing am Baum!

3. H. Horch! es trommelt, trom-trom-trommelt!
Der Tumult hat ausgetummelt! —
Macbeth kommt!
Alle. Hui! Wir Schwestern, Hand in Hand,
Huschen über See und Land,
Walzen, walzen um und um,
Runde, runde, rund herum!
Eins und zwei und drei für dich;
Eins und zwei und drei für mich;
Eins, zwei, drei, zum dritten Reihn;
Dreimal drei rundum macht neun!
Halt! — Der Spuk wird fertig sein.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Macbeth und Banko. Hinten Soldatengefolge.

Macbeth. Hu! Welch ein Donner und Schlackerwetter! Aber wir haben gesiegt! So häßlich und schön zugleich sah ich noch keinen Tag.

Banko. Wie weit ist's noch bis Foris? — Ha sieh! Wer sind wohl jene dort, so eingeschrumpft und schauerlich in ihrer Tracht? Sie gleichen keinen Bewohnern der Erde, und doch sind sie darauf. Sonderbar, sonderbar! — Ho! — Lebt ihr, oder seid ihr etwas, dem ein Sterblicher etwas abfragen mag? Ihr scheint mich zu verstehen. Denn all' auf einmal legt ihr eure Fingerstummel an die welken Lippen. Ihr solltet Weibsbilder sein, machten eure Bärte mich nicht irre.

Macbeth. Sprecht, wenn ihr könnt, wer seid ihr?

1. H. Glück auf, Macbeth! Glück auf dir, Graf von Glamis!
2. H. Glück auf, Macbeth! Glück auf dir, Graf von Cawdor!
3. H. Glück auf, Macbeth! Glück auf dir, König dereinst!

Banko. Was schauerst du, Freund, vor Dingen, die so schön lauten? — (Zu den Hexen.) Im Namen der Wahrheit, redet! Seid ihr Hirngespenster oder wirklich das, was ihr von außen scheint? Prophetisch grüßt ihr meinen edeln Gefährten mit solchen Glücks- und Ehrentiteln, sogar mit dem Königsnamen; und mir nichts? — Könnt ihr in die Saat der Zeit schauen und sagen, welches Korn wachsen werde und welches nicht, so redet auch zu mir, der weder um eure Gunst fleht, noch euern Haß fürchtet!

1. H. Glück auf!
2. H. Glück auf!
3. H. Glück auf!
1. H. Kleiner als Macbeth, und größer!
2. H. Unglücklicher, aber glückseliger!
3. H. Wirst Könige zeugen, obschon selbst keiner! — Glück auf denn, Macbeth und Banko!

Macbeth. Harret, ihr geheimnisvollen Prophetinnen, und sagt mir mehr! Durch meines Vaters Tod, weiß ich, bin ich Graf von Glamis. Aber wie von Cawdor? Der Graf von Cawdor lebt und lebt im Schoße des Glücks. Das verheißene Königreich liegt vollends außer dem Horizonte der Wahrscheinlichkeit. Sagt, von wem habt ihr dies wundersame Vorwissen? Oder warum haltet ihr auf dieser wüsten Heide unsern Gang durch solche prophetische Grüße auf? — Redet, ich beschwör' euch! — (Die Hexen verschwinden.)

Banko. Die Erde hat Blasen wie das Wasser. Diese sind welche davon. Wo sind sie hingeschwunden?

Macbeth. In die Luft. Was körperlich schien, zerfloß wie Rauch im Winde. — Ich wollte doch, sie wären noch da!

Banko. Waren solche Dinge wirklich hier, wovon wir schwatzen? Oder haben wir Tollkraut genossen und unsre Vernunft berauscht?

Macbeth. Deine Kinder sollten Könige werden. —

Banko. Du solltest König sein. —

Macbeth. Und Graf von Cawdor dazu! War's nicht so?

Banko. Wörtlich und buchstäblich so! — Wer kommt da?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Rosse. Gefolge.

Rosse. Willkommen aus der Schlacht, ihr edlen Männer! Der König, o Macbeth, hat schon deinen Sieg erfahren. Verwunderung und Freude über deine Tapferkeit gegen die Rebellen erfüllten so sehr sein Herz, daß es in lauten Lobeserhebungen überfloß. Denk' dir ihn vollends, als er an ebendemselben Tage dich in dem Getümmel der unbändigen Norweger mit tausend Todesgefahren unerschrocken kämpfen sah! Schlag auf Schlag kam Botschaft über Botschaft, jede mit einer deiner Heldentaten für das Reich, jede mit deinem Lobe beladen. Er konnte nicht ruhen; ich mußte sogleich mit diesem Schreiben seiner königlichen Hand dir entgegen. Zum Pfande noch größerer Ehren, so er dir zugedacht hat, soll ich dich Graf von Cawdor grüßen. Heil dir also, mein würdiger Graf von Cawdor!

Banko (für sich). Wie? Kann der Teufel Wahrheit sagen?

Macbeth. Der Graf von Cawdor lebt. Warum kleidet man mich in geborgten Schmuck?

Rosse. Freilich lebt er noch, — wohl verstanden, der gewesene Graf; — aber unter der Last des Verdammungsurteils. Ich weiß nicht, war er ein heimlicher Freund der Norweger? oder ein Spießgeselle der Rebellen? So viel aber ist gewiß, daß erwiesener und von ihm selbst bekannter Hochverrat ihn gestürzt hat.

Macbeth (für sich). Glamis und Graf von Cawdor! — Das Größte ist noch zurück. — (Zu Rosse.) Dank dir, edler Graf, für deine Bemühungen! (Leise zu Banko.) Hofft du jetzt nicht, daß deine Kinder Könige sein werden, da jene, die mich Graf von Cawdor nannten, ihnen nichts Minderes verhießen?

Banko. Sonderbar! Sonderbar! — Aber daß dich nur der Erfolg nicht reize, über den Grafen von Cawdor hinweg nach der Krone zu greifen! — Öfters locken die Werkzeuge der Finsternis uns durch Wahrheit in unser Verderben und bestechen uns durch unschuldige Kleinigkeiten zu Verbrechen von den schrecklichsten Folgen. — (Sieht sich nach Rosse um.) Aber ich bitte dich, lies jetzt das königliche Schreiben, damit der scharfsichtige Rosse dich keines Kaltsinns gegen die Gnade unseres Herrn beschuldige. (Zu Rosse.) Ein Wort mit Euch, werter Graf! (Treten etwas beiseite.)

Macbeth (für sich im Erbrechen des Briefes). Zwei Wahrheiten sind nun gesagt, als glückliche Prologen zu dem erhabenen Schauspiele — königlichen Inhalts. — (Liest.)

„Mein würdiger Vetter! Das Verdienst deiner Taten ist so weit voraus, daß der schnellste Flügel der Belohnung zu langsam ist, es einzuholen." —

(Spricht.) Unmöglich kann diese übernatürliche Aufforderung böse sein. Wäre sie es, warum hätte sie mir ein Unterpfand des glücklichen Erfolgs dadurch gegeben, daß sie mit Wahrheit anfängt? — (Nachdem er einen Augenblick in Gedanken gestanden, liest er weiter.)

„Ich wollte, du hättest weniger verdient, damit ich in Wort und Tat dir würdig genug danken könnte. Nun habe ich weiter nichts als das armselige Bekenntnis, daß ich dir mehr schuldig bin, als mein ganzes Vermögen bezahlen kann." — (Die Augen verlieren sich von dem Schreiben, und nach einer kleinen Pause spricht er.)

Wär' aber die Aufforderung gut, warum gäb' ich der Versuchung Raum, vor deren schrecklichen Vorstellung mein Haar emporstarrt und mein festgeheftetes Herz so widernatürlich an meine Rippen aufhämmert? — Doch — die Tat selbst ist minder gräßlich, als die Vorstellung der Einbildungskraft. Dieser Mord, obgleich nur bloßes Hirngespenst, dröhnt dergestalt durch jede Faser meines Wesens, daß die Verrichtung jeder Lebenskraft in mir stockt und nichts mir gegenwärtig ist, als die Zukunft. —

Banko. Seht, wie unser Gefährte durch das Schreiben verzückt ist.

Macbeth (noch immer für sich). Aber — will das Schicksal, daß ich König sei, so krönt mich ja auch wohl das Schicksal ohne mein Bestreben. — (Liest.)

„Ich habe dem Grafen von Rosse aufgetragen, dich Graf von Cawdor zu grüßen." —

(Nachdem er etwas eingehalten.)

Mein braver Banko, dies geht dich mit an . .

„So wie ich angefangen habe, dich zu pflanzen, so will ich auch dein Wachstum zu befördern suchen. Sage deinem Freunde Banko, dem tapferen Teilnehmer deiner Taten, daß ich ihn sehnsuchtsvoll erwarte, ihn an mein Herz zu drücken und auch sein Wachstum zu befördern."

Banko. Wenn ich da wachse, guter König, so ist die Ernte dein!

Macbeth (liest). „Diesen Augenblick eil' ich nach Inverneß, um dich in deinem eignen Hause an der Seite deines Weibes, als den ehrwürdigsten Gast, mit Jubel der Freude zu empfangen. Ich hoffe dort alle meine Edelsten um mich her versammelt zu sehn und zu zeigen, daß auch ein König von Verdiensten gerührt werden könne."

(Den Brief hurtig zusammenschlagend.)

Wie? Der König will mich in meinem Hause empfangen? Ich muß ihm zuvoreilen. Läuft mein Roß so schnell zur Freude, als es sich in Todesgefahren mit mir stürzte, so bin ich gewiß der Erste, der ihn empfängt. Lebt wohl, edle Freunde! Rosse, deine Bemühungen hab' ich in ein Buch eingetragen, das ich täglich durchblättre und lese.

(Ab mit seinem Gefolge.)

Rosse. Des Königs Gnade setzt ihn ganz außer sich.

Banko. Neue Ehren sind wie neue Kleider. Sie passen nicht eher, als bis sie etwas eingetragen sind.

Rosse. Wir müssen wohl eilen, den König noch zu erreichen.

(Beide ab samt Gefolge.)

Sechster Auftritt.

(Heide. Blitz und Donner.)

Die drei Hexen von verschiedenen Seiten.

Alle. Fischchen lockt der Angelbissen,
Gold und Hoheit das Gewissen.
1. H. Herzchen, Herzchen, sahst du den?
2. H. Hab' ihn stäubend reiten sehn.
Hu! Wie trieben Gert' und Sporn
Seinen Hengst durch Korn und Dorn!
1. H. Herzchen, Herzchen, sahst du ihn?
3. H. Sah ihn glupen, sah ihn glühn,
Hört' ihn murmeln, sah ihn fechten
Mit der Linken, mit der Rechten.
Alle. Wohl geködert! Wohl berückt!
Vögelchen hat angepickt.
Fischchen lockt der Angelbissen,
Gold und Hoheit das Gewissen.
1. H. Risch, ihr Schwestern hinteran,
Eh' er sich ernüchtern kann!
2. H. Wo durchnachten wir alsdann?
1. H. Oben auf dem Burgaltan.
3. H. Hurtig, hurtig angespannt
Und das Fuhrwerk hergebannt!
Alle. Dreimal Hui! Von Land und Meer
Bannt uns Roß und Wagen her.
Eine Wolk' ist die Karosse;
Donnerstürme sind die Rosse.
Hui, hui, hui! Heran, heran!
Rollt uns auf den Burgaltan.

(Rauschend ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady. Komm in dies einsame Zimmer! — Was für Wunderdinge! Sie haben meine Seele so empört, daß sich alles darin durcheinander jagt, wie in einem Hause, vor welchem sich unvermutet ein vornehmer Gast meldet. — Glamis! Cawdor! Eingetroffen auf das pünktlichste! Und doch noch obendrein: Glück auf, König dereinst! — Es ist doch wohl kein Goldfund im Traume?

Macbeth. So viel ist und bleibt ausgemacht, daß sie mehr als Sterbliche wissen. Als ich vor Begierde brannte, mehr von ihnen zu erfahren, zerflossen sie in Luft und verschwanden. Wird das Ende so gewiß und schnell erfüllt als der Anfang, so kannst du, meine Teure, dich deiner so nahen Mitanwartschaft zu der verheißenen Herrlichkeit freuen.

Lady. Ha! Deine Erzählung rückt mich weg aus dieser unwissenden Zeit, und die Zukunft ist schon um mich wie Gegenwart! — Aber — Macbeth! Macbeth! — Ich fürchte, ich fürchte deine milchichte Gemütsart. Sie ist zu voll von menschlicher Güte, um den nächsten Weg einzuschlagen. Du möchtest gern groß sein, bist nicht ohne Ehrgeiz; aber ohne die Bösartigkeit, die ihn begleiten sollte. Was du sehnlich wünschest, das wünschest du noch immer gewissenhaft; möchtest gern mit Unrecht gewinnen, und doch nicht falsch spielen. Nicht wahr, Macbeth, du möchtest gern das Ding, welches dir zuruft: Das mußt du tun, wenn du mich haben willst! Das, wovor du dich mehr fürchtest, es zu tun, als du wünschest, daß es ungetan bliebe! —

Macbeth. Nur Geduld! Es läßt sich weiter davon sprechen. Jetzt laß uns zu seinem Empfange bereit sein. Duncan muß bald ankommen.

Lady. Und wann denkt er wieder weg?

Macbeth. Morgen — vermutlich.

Lady. O, nimmer soll die Sonne diesen Morgen sehn! — Nur nicht gezaudert, mein Glamis! mein Cawdor! mein König dereinst! — Heute noch beschlossen und ausgeführt! Wart', ich will meinen Mut dir ins Ohr gießen! Meine kühne Zunge soll sie schon wegschelten, die Gespenster, welche dich zurückschrecken von dem goldnen Zirkel, zu welchem das Schicksal und übernatürliche Mächte dich einladen.

Macbeth. Ich habe schon unterwegs hin und her darüber gedacht.

Ein Diener (kommt). Der König mit seinem Gefolge ist schon ganz nahe.

Macbeth. Habt ihr blasen gehört?

Diener. Der ausgestellte Wächter kam eben hereingestürzt und hatte kaum noch so viel Atem und Stimme, um seine Nachricht auszukrächzen.

Macbeth. Ich komme. —

(Diener ab.)

Lady. Dein Gesicht, mein Lieber, ist wie ein Buch, worin man gefährliche Dinge lesen könnte. Um die Zeit zu täuschen, sieh aus wie die jetzige Zeit. Trage freundlichen Willkommen in deinen Augen, auf deiner Zunge, in deiner Hand! Sieh aus wie die unschuldige Blume, aber sei die Schlange unter ihr! Das übrige überlaß mir! (Macbeth geht ab.)

Kommst du? Kommst du? — Hast du wahr gekrächzt, Wächter? Ha! Der Unglücksrabe selbst sollte sich wohl heiser krächzen an der Botschaft von Duncans ihm so tödlicher Ankunft! Kommt jetzt, ihr Geister alle, die ihr Mordgedanken einhaucht, und entweibt mich hier! Erfüllt mich durch und durch, vom Wirbel bis zur Zehe, mit Grausamkeit! Verdicket mein Blut, verstopft die Zugänge der Reue, daß kein Prickeln zurückwallender Natur mein gräßliches Vorhaben erschüttere und zwischen dieses und die Vollführung trete! Kommt an meine weiblichen Brüste, ihr Mordgeister, und saugt meine Milch für Galle! Kommt alle, wo ihr auch immer als unsichtbare Wesen die Störung der Natur befördert! Komm, dicke Nacht, und hülle dich in den schwärzesten Dampf der Hölle, daß mein scharfer Dolch die Wunde nicht sehe, die er stößt, noch der Himmel durch den Vorhang der Finsternis blicke und rufe: Halt! Halt!

(Man hört Trompeten. Lady Macbeth ab.)

Zweiter Auftritt.

(Ein Park vor Macbeths Schlosse.)

Banko. Rosse.

Banko. Dies Schloß hat eine sehr angenehme Lage. Die Luft, so rein und lieblich, empfiehlt sich unserm ganzen Wesen.

Rosse. Die Mauerschwalbe wenigstens beweist durch ihre Liebe zu diesem Aufenthalte, daß der Himmel hier Wohlgeruch atme. Ich sehe keine hervorragenden Friesen, keine Verzahnung, keinen bequemen Winkel hier, wo dieser Sommergast nicht sein Hangbett, die Wiege für seine Jungen, angebracht hätte. Ich habe bemerkt, daß an den Orten, wo sie sich am liebsten aufhalten, die Luft allemal vorzüglich fein ist.

(Pause, in Betrachtung des Schlosses.)

Banko. Seinen Malcolm will also der König zum Prinzen von Cumberland und Reichsnachfolger erklären.

Rosse. So will es verlauten.

Banko (für sich). Das könnte denn doch wohl die Prophetinnen Lügen strafen. Eine Stufe, worauf Macbeth fallen oder sie überspringen müßte!

(Trompeten.)

Rosse. Hörst du? Das gilt vermutlich zur Tafel. Wollen wir nicht hineingehen?

Banko. Ich möchte lieber diese ganze Nacht hier im Freien bleiben. Ich kann mich kaum satt atmen. Das Hineingehen beklemmt mich, als sollt' ich in ein Grab steigen.

(Gehen hinein.)

Dritter Auftritt.

(Ein Vorsaal im Schlosse.)

Musik und Fackeln. Ein Tafeldecker und verschiedene Bedienten mit Tellern und Speisen gehen über die Bühne. Hernach kommt Macbeth.

Macbeth. Wär' alles vorbei, wann es getan ist, so wär's gut, es würde schnell getan. — Vertilgte der Meuchelmord zugleich alle Folgen, wäre seine Vollziehung auch sein Ende, wäre dieser tödliche Streich das Einzige, das Letzte, — das Letzte hier, nur hier! auf dieser Sandbank und Untiefe der Zeitlichkeit, dann — ja dann! könnte man sich ja wohl einmal über das künftige Leben hinwegsetzen. — Aber in solchen Fällen empfangen wir meistens unser Urteil schon hier. Wir geben unsern blutigen Unterricht andern, und kaum ist er gegeben, so fällt er zurück auf den Kopf des Erfinders. Die gleichmessende Gerechtigkeit zwingt uns, die Hefen unsers eigenen Giftbechers auszutrinken. — — Er sollte hier zwiefach sicher sein, weil ich sowohl sein Verwandter, als Untertan bin. Beides starke Gründe gegen die Tat! Auch bin ich sein Wirt, der vor seinem Mörder die Tür verschließen, nicht aber das Messer selbst führen sollte. — Endlich hat dieser Duncan so milde regiert, hat sein großes Amt so untadelhaft verwaltet, daß seine Tugenden, gleich Engeln mit Posaunenstimmen, laut und fürchterlich den Mord verdammen und das weiche Kinderherz des Mitleids ganz in Tränen auflösen werden. — Schweig' also, unseliger Ehrgeiz! Reize mich nicht, über eine Mauer zu springen, wo jenseits ein Abgrund ist! (Lady Macbeth kommt.) Nun, was gibt's?

Lady Macbeth. Er hat beinah' abgespeist. — Warum bist du herausgegangen?

Macbeth. Hat er nach mir gefragt?

Lady. Ich dachte, man hätt' es dir gesagt.

Macbeth. Wir wollen nicht weiter in dieser Sache gehen. Er hat uns kaum mit neuen Ehren bekleidet, die erst ausgetragen sein wollen.

Lady. War denn die Hoffnung trunken, in welche du dich selbst kleidetest? Hat sie etwa seitdem geschlafen? Und wacht sie nun, um so bleich und nüchtern beim Anblick dessen auszusehn, was sie vorher so mutig unternahm? Von Stund' an halt' ich eben das von deiner Liebe. Wie? Fürchtest du dich, in Mut und Tat eben der zu sein, der du in deinen Wünschen bist? — Möchtest du gern das, was dich als das höchste Glück des Lebens anlächelt, und doch unter dem eigenen Verdammungsurteil deiner Feigheit leben? Muß: Ich wag' es nicht! gleich auf: Ich möcht' es gern! folgen? Wie bei der armseligen Katze im Sprichwort, die gern Fische finge, müßte sie nur die Füße nicht naß machen?

Macbeth. Ich bitte dich, halt' ein! Das wag' ich alles, was dem Manne ziemt. Der mehr wagt, ist keiner.

Lady. So war ja das wohl ein Vieh, was vorhin aus dir heraus schwur? — Da warst du ein Mann, und würdest nun noch mehr Mann sein, wenn du dein Wort auch zu vollführen wagtest. Noch bin ich nicht Mutter, fühl' und begreif' es aber, wie groß die Liebe zum Säuglinge sein müsse. Dennoch würde ich dem meinigen, mitten in seinem Auflächeln, die Brust aus dem zahnlosen Munde reißen und ihm das Hirn ausschlagen, wenn ich es so heilig geschworen hätte, wie du das geschworen hast.

Macbeth. Wenn's uns aber mißlänge? —

Lady. Mißlänge? — Nur mutig gerad' auf das Ziel, so kann's nicht mißlingen! — Wenn Duncan schläft, — und die starke Tagereise wird seinen Schlaf befördern, — so will ich seinen beiden Kammerherren mit Wein und starkem Getränke so zusetzen, daß ihr Gedächtnis, der Wächter des Gehirns, nur Dunst sein soll und ihre Vernunft ein bloßer Dampfkolben. Wann nun ihre ertränkten Kräfte in viehischem Schlafe, wie im Tode, begraben liegen, was können dann nicht du und ich mit dem unbewachten Duncan vornehmen? Was nicht alles auf seine trunkenen Leute bringen? Kein anderer als sie werden die Schuld unseres großen Mordes tragen und —

Macbeth. Welch ein Weib! Gebier mir keine Töchter! Denn aus deinem unzerbrechlichen Metalle müssen nur Männer geschmiedet werden.

Lady. Und für wen anders könnten die Kämmerer gemordet haben als für Dunceans Söhne? Das Gesetz wird und muß sie zum Tode verdammen. Wer wird bei dem Geschrei und Wehklagen, welches wir über seinen Tod erheben wollen, etwas anders zu glauben wagen?

Macbeth. Ich bin entschlossen! Schon spann' ich alle meine Sehnen zu dieser entsetzlichen Tat. Laß uns Anstalt machen, denn die Mitternacht naht heran!

Vierter Auftritt.

(Ein anderes Zimmer in Macbeths Schlosse.)

Banko (auf einem Sessel schlafend; auffahrend). Hinweg aus meiner Seele! Hinweg, verräterisches Gesicht! Du bist mir nichts weiter als ein blutschänderischer Traum. Solange er geträumt wird, badet er die üppige Natur in Wollust, die sich beim Erwachen in Ekel und Grausen verwandelt. — Wahr

oder nicht wahr, bist du dennoch teuflische Verräterei der verschleierten Geheimnisse der Vorsicht, oder Dunst und Blendwerk, beides bloß dahin gerichtet, mich von der sichern Bahn der Pflicht ab und in einen feurigen Abgrund zu locken. Wär' es uns heilsam, in die Tiefen der Zukunft hinabzublicken, wär' es uns möglich, den heraufwandelnden wundersamen Gestalten ungeborner Dinge unerschüttert entgegen zu schauen und ohne Schwindel Gang und Stand zu halten auf der Bahn des Gegenwärtigen, so würde die höchste Weisheit den Vorhang selbst aufgezogen und unsere Augen wacker gemacht haben, die ganze Reihe kommender Jahre bis an das letzte zu überblicken. — Könige sollen meine Kinder sein? Ist das wahr, warum soll ich es wissen? Um der Natur vorzugreifen und die Frucht abzuschütteln, ehe sie reif ist, und mir Tod und Verderben daran zu essen? Oder mit ungeduldigem Harren mein Leben zu quälen? Meiner Geschäfte bei Tage zu vergessen und des Nachts im unruhigen Bette das sanfte warme Brüten des Schlafs über mir abzuwälzen? — O allweise Vorsicht, sei gedankt, daß du mir's verborgen hast, ob unter dem Wege, den ich wandeln muß, fußbreit ein unermeßlicher hohler Abgrund lauert, oder tausend Klafter tief ein Goldgebirge ruht. — Verschwind' auf ewig aus meinem Gedächtnis selbst du, o Erinnerung! daß ich nie versucht werde, jene Erscheinung und diesen Traum auch nur als ein Abendmärchen meinen Kindern am Kamine zu erzählen! (Sich wieder niedersetzend zum Schlafe.) Ihr wohltätigen Mächte des Himmels, entfernt von mir alle bösen Gedanken und Träume! Haltet sie an ihren Ketten in der Hölle, ihrer Heimat, und wehrt ihnen, im Schlafe die wehrlose Natur anzufallen.

Fünfter Auftritt.

(Macbeths Zimmer.)

Macbeth. Ein Diener.

Macbeth. Geh'! Sage deiner Gebieterin, wann mein Trank fertig ist, soll sie die Glocke ziehen. Hernach gehe zu Bett! (Diener ab.)

Hah! — Ist das ein Dolch da von mir, der Griff gegen meine Hand? Her, daß ich dich packe! Wie? Nicht? und doch seh' ich dich immer! Verdammter Spuk! Bist du denn nicht für die Faust, was du fürs Auge bist? Etwa nur ein Dolch der Phantasie, nur ein Dampf meines erhitzten Gehirns? — Bei Gott! So körperlich als dieser, den ich hier zücke. — Ha, ha! Willst wohl gar mein Wegweiser sein? — Recht so! Deinesgleichen gebrauchte ich eben. — Entweder meine Augen oder die übrigen Sinne haben mich zum Narren. — Wie? Immer und immer noch da? Sogar Blutstropfen auf deiner Klinge? Die waren doch vorher noch nicht da! — — Nein! es ist nichts Wirkliches. Der blutige Vorsatz meiner Seele ist's, der so die Augen täuscht. — — Jetzt scheint auf der einen Hälfte der Welt die Natur tot. Teufelsträume necken den Schlaf hinter zugezogenen Vorhängen. Hexerei und Satansgesindel treibet jetzt seinen Unfug. Der Wolf heult, und heult den gräßlichen schwarzgelben Mord aus dem Schlaf auf. Siehe! Auf den Zehen schleicht er mit langen leisen Diebesschritten seinem Vorsatz entgegen! — O du derber, angelfester Erdball, dröhne nicht! Höre nicht die Tritte dieses Ganges! Deine Steine möchten ihn sonst ausplaudern und unterbrechen die schauervolle Stille dieser Mitternachtsstunde, die mich begünstigt. — Aber was droh' ich lange? Von Drohen stirbt er nicht. — (Man hört die Glocke.) Worte

kühlen die Hitze der Tat nur zu sehr ab. Fort! Drei Schritte, so ist es getan! (Wieder die Glocke.) Die Glocke ruft! — Höre sie nicht, Duncan! Es ist deine Sterbeglocke. Sie ruft dich zum Himmel oder zur Hölle.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Lady Macbeth, kommend von der anderen Seite.

Lady. Was sie trunken machte, gab mir Mut. Was ihr Feuer auslies, fachte das meinige an. — Horch! Still! — Ein Schrei des Uhu, des traurigen Nachtwächters, der das gräßlichste: Gute Nacht! rief. — Jetzt ist er bei der Arbeit. — Die Türen sind offen, und die überfüllten Kämmerer höhnen ihr Amt durch Schnarchen. Ich rührt' ihnen ein so kräftiges Schlaftrünkchen ein, daß Tod und Leben nun sich ihretwegen zanken, wem sie angehören.

Macbeth (wiederkommend, noch draußen). Wer da? He!

Lady. O weh! Ich fürchte, sie sind aufgewacht und es ist nicht geschehen. Der Versuch, nicht die Tat wird uns zu Grunde richten. — Horch! — Ich legt' ihre Dolche zurecht; er mußte sie finden. — Hätt' er nicht, wie er dalag, meinem Vater so ähnlich gesehen, ich hätt' es selbst getan. — Nun, Macbeth?

Macbeth. Sie ist getan, die Tat. — Hörtest du kein Getöse?

Lady. Den Uhu hört' ich heulen und das Heimchen zirpen. Sagtest du nicht etwas?

Macbeth. Wann?

Lady. Eben jetzt.

Macbeth. Als ich herunterkam?

Lady. Ja.

Macbeth. Horch! Wer liegt im zweiten Zimmer?

Lady. Malcolm.

Macbeth (seine Hände ansehend). Das ist ein trauriger Anblick.

Lady. Du bist ein Narr mit deinem traurigen Anblick.

Macbeth. Einer lacht' im Schlaf und der andere schrie: Mord! Damit weckt' einer den andern auf. Bebend stand ich und hört' ihnen zu. Aber sie beteten und schliefen wieder ein.

Lady. Dies machten sie gut.

Macbeth. Hilf Gott! rief der eine und: Amen! der andere, recht, als hätten sie mich mit diesen Mörderfäusten gesehen. Ich, so dastehend und auflauernd ihrer Angst, konnte nicht Amen! aussprechen, als sie sagten: Hilf Gott!

Lady. Was für Grübeleien?

Macbeth. Aber warum konnt' ich nicht Amen sagen? Und hatte doch Gottes Hilfe so nötig! Das Amen stockte mir in der Kehle.

Lady. Wer wollte solchen Taten, wann sie getan sind, so nachgrübeln? Man könnte ja albern darüber werden.

Macbeth. Mir war's, als hört' ich eine Stimme: Schlafe nicht länger! Macbeth mordet den Schlaf! Den lieben unschuldigen Schlaf! — Ihn, welcher den Wirrwarr aller Sorgen auflöst und jeglichem Tage neues Leben gebiert, ihn, das Stärkungsbad der erschlaffenden Arbeit, den Balsam verwundeter Seelen, ihn, den zweiten Gang der großen Natur, das leckerste, nahrhafteste Gericht beim Gastmahl des Lebens, ihn —

Lady. Ihn, ihn! — Wozu das alles?

Macbeth. Immer war's, als schrie es durchs ganze Haus: Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet! Und dafür wird Cawdor nicht mehr schlafen! Macbeth nicht mehr schlafen!

Lady. Nun, was war es denn, das so rief? — Wahrlich, mein braver Macbeth, du entnervst deine Stärke durch solche Grübeleien eines kranken Gehirns. Geh' nimm etwas Wasser und wasche dies häßliche Zeugnis von deiner Hand. — Aber warum brachtest du diese Dolche mit heraus? Die mußten dort liegen bleiben. Fort! Trage sie wieder hin und besudele die verschlafenen Kämmerer mit Blut!

Macbeth. Ich? Nein, ich gehe nicht wieder hin. Ich erschrecke vor dem Gedanken, was ich getan habe. Gott im Himmel! Nein, ich wag' es nicht!

Lady. Schwache Seele! — Mir die Dolche! Schlafende und Tote sind nichts als Gemälde. Kinderaugen nur fürchten sich vor dem gemalten Teufel. Wenn er blutet, so will ich die Gesichter der Kämmerer damit übersirnissen. Der beste Firnis über unsere Tat! (Ab. Es pocht draußen.)

Macbeth (auffahrend). Woher ist dies Pochen? Was ist das, daß jedes Geräusch mich durchschauert? Was für Klauen da? Hu! sie reißen mir die Augen aus. — Kann der ganze volle Ozean dies Blut von meiner Hand waschen? Nein! Eher würde diese Hand alle seine grünen Wogen rot färben

Lady (zurückkommend). Meine Hände sind so rot wie deine; aber ich schäme mich, daß mein Herz noch so weiß ist. (Es pocht.) Halt! Ich höre Klopfen von der Südpforte her. Fort nach unserm Zimmer! Eine Hand voll Wasser wäscht uns von der ganzen Tat rein. Wie leicht war sie also! O, wie dir doch das Herz entsunken ist! (Es pocht wieder.) Horch, schon wieder klopft es. Komm! Den Schlafrock angezogen! Damit man uns nicht überrasche und sehe, daß wir gewacht haben. Verliere dich doch nicht so armselig in Gedanken!

Macbeth (mit tiefem grausenvollem Aufstöhnen). O, dieser Tat mir bewußt zu sein! — Besser, ich wüßte ganz und gar von mir selbst nichts mehr. (Es klopft stärker.) Laß dich aufpochen, Duncan! O, wenn das anginge! (Ab. Pause, in welcher Sturm, Donner und dumpfes Heulen gehört wird.)

Siebenter Auftritt.

Ein Diener mit einer brennenden Fackel geht über die Bühne nach der Seite, wo geklopft wird. Macduff und Banko treten auf.

Macduff. Gingt ihr so spät zu Bett, Freund, daß ihr so lange schlaft?

Diener. Wahrhaftig, Sir, wir schwärmten bis zum zweiten Hahnschrei.

Macduff. Ist dein Herr noch nicht bei der Hand?

Diener. Ich will ihn wecken. (Ab.)

Banko. Das war mir eine gräßliche Nacht! Von funfzig Jahren her kann ich mich noch wohl besinnen, und in dieser langen Zeit habe ich fürchterliche Stunden und seltsame Dinge erlebt, aber diese Nacht hat alles, was ich vormals kannte, zu Kleinigkeiten gemacht.

Macduff. Wenn sie hier haben schlafen können, so segne Gott ihren gesunden Schlaf. Auf dem Flügel, wo ich lag, stürmt' es den Schornstein herunter, und wie der Wächter sagt, hörte man Wimmern in der Luft und gräßliches Totengeheul. Er ist ein alter, eisgrauer Kriegsknecht, der sich rühmt, viel erfahren zu haben und sich auf die Deutung solcher Dinge zu verstehen. Er ließe sich darauf rädern, daß es Vorlaute blutiger Begebenheiten und gräßlicher Verheerungen sind.

Banko. Der Uhu heulte die ganze Nacht durch, und mich dünkt, die Erde selbst hat im Fieberschauder gezittert. (Macbeth kommt.) Seht, da kommt unser Wirt. Guten Morgen, Lieber!

Macbeth. Guten Morgen, meine Freunde!

Macduff. Rührt sich der König noch nicht?

Macbeth. Noch nicht.

Macduff. Er befahl mir, ihn frühzeitig zu wecken. Beinahe hab' ich die Stunde schon versäumt.

Macbeth. Ich will Euch zu ihm führen.

Macduff. Ich weiß, es wäre Euch eine angenehme Mühe. Aber Mühe bleibt es doch immer.

Macbeth. Angenehme Arbeit versüßt die Mühe. Hier ist die Tür.

Macduff. Ich will so dreist sein, zu rufen; denn so ist's mir befohlen. (Ab.)

Banko. Reist der König heut wieder ab?

Macbeth. Bestellt hat er es wenigstens so.

Banko. Er ist gestern abend außerordentlich fröhlich gewesen und hat deine Hausbedienten ansehnlich beschenkt. Diesen prächtigen Diamant befahl er mir deiner Gemahlin für ihre so freundliche Bewirtung heut zu geben, und ging ausnehmend vergnügt in sein Schlafgemach.

Macbeth. Da wir keine Zeit hatten, Zubereitungen zu machen, so konnten wir unsern guten Willen kaum zeigen.

Banko. Es war alles recht gut. — Diese Nacht hat mir von den verdammten Zauberschwestern geträumt. Ich wollte, der Teufel behielte sie in der Hölle. Dir haben sie doch etwas Wahres gesagt.

Macbeth. Torheiten! Ich denke nicht mehr an sie. —

Macduff (hereinstürzend). O, Grausen! Grausen! Grausen! Keine Zunge, kein Herz kann dich fassen, noch aussprechen!

Macbeth und Banko. Was gibt's?

Macduff. Der Frevel hat sein Meisterstück gemacht. Der kirchenräuberische Mord hat den geweihten Tempel des Herrn erbrochen und das Leben herausgestohlen.

Banko. Wie? Das Leben?

Macbeth. Wessen? Des Königs?

Macduff. Hinein, und erstarrt vor dem Anblick des Greuels! — Heißet mich nicht reden; seht! und dann redet selbst! — (Macbeth und Banko hinein.) Heraus! Heraus! Schlagt die Sturmglocke! Mord und Hochverrat! - Rosse! Prinzen! Auf! Schüttelt ab den flaumweichen Schlaf, des Todes Ebenbild, und seht den Tod selbst! — Auf, auf! Und seht das Vorspiel des großen Gerichts! Malcolm! Donalbain! Wie aus euern Gräbern steht auf und schreitet wie Geister einher, die schreckliche Scene anzuschauen! — Die Glocke! Die Sturmglocke geschlagen! (Sturmgeläute. Lady Macbeth kommt.)

Lady. Warum weckt so ein gräßlicher Laut die Schläfer dieses Hauses? — Redet, — redet doch!

Macduff. O gute Lady, es taugt nicht für Euch zu hören. — Ein weibliches Ohr damit zu schrecken, wär' ein zweiter Mord. (Rosse und noch einige Herren kommen.) O Rosse! Unser König ist ermordet! —

Lady. Hilf Himmel! Was? In unserm Hause?

Rosse. Überall entsetzlich, wo es auch wäre. — Teurer Macduff, ich bitte dich, widersprich dir selbst! — Der König? Ermordet?

(Macbeth und Banko zurückkommend.)

Macbeth. O, wär' ich nur eine Stunde vor diesem Unfalle gestorben, so hätt' ich glücklich gelebt. Denn von diesem Augenblick an ist nicht Schätzbares mehr in der Sterblichkeit. Alles ist Puppenwerk. Ehre und Tugend sind tot. Der Wein des Lebens ist abgezogen, und der öde Keller kann nur noch mit Hefen prahlen. Wo sind die Prinzen? Ruft die Prinzen!

(Rosse geht ab.)

Macduff. Arme Unglückliche! Die Quelle eures Blutes ist verstopft, und ihr . .

Lady. Sprecht, wer ist der Täter?

Banko. Seine Kämmerer dem Anschein nach. Ihre Hände und Gesichter waren überall mit Blut bezeichnet. Das waren auch die Dolche, die wir unabgewischt auf ihren Kissen fanden. Sie sahen wild und verstört aus, und niemand getraute sich, ihnen nahe zu kommen.

Macbeth. O, jetzt reut mich's doch, daß ich sie in der ersten Wut umgebracht habe.

Macduff. Warum tatest du auch das?

Macbeth. Wer kann in ebendemselben Augenblicke weise und verwirrt, ruhig und wütend, getreu und gleichgültig sein? — Niemand! Die Tätigkeit meiner heftigen Liebe überrannte die zaudernde Vernunft. Hier lag Duncan! Seine Silberhaut mit goldenem Blute verbrämt! Seine weit geöffneten Wunden, gleich Lücken in der Natur, wodurch Verderben hereinbricht! Dort die Mörder in die Farbe ihres Handwerks gekleidet, und ihre Dolche schändlich triefend von dem heiligen Blute! — Wer, der ein Herz voll Liebe für seinen König hatte, und in diesem Herzen Mut, seine Liebe zu beweisen, wer konnte sich da zurückhalten?

Lady (sich ohnmächtig stellend). Helft mir von hier! — Oh! —

Macduff. Sorgt für die Lady. — (Sie wird fortgebracht.) — Alte ehrliche Kriegshaut! Hattest wohl recht mit deinen fürchterlichen Vorlauten. Der Himmel hängt dräuend über diesen blutigen Schauplatz herab, als ob diese verruchte Tat ihn aufgebracht hätte. Der Glocke nach ist es Tag, und noch dämpft finstere Nacht die wandernde Lampe.

Banko. Es ist unnatürlich wie die Tat selbst. — Ruft jetzt alle zusammen, um dieser gräßlichen Blutschuld genauer nachzuforschen! — Furcht und Zweifel erschüttern uns! — Hier in Gottes großer Hand steh' ich und kämpfe unter dieser Obhut gegen jede Beschuldigung, die verräterische Bosheit gegen mich aufbringen könnte.

Macbeth. Das tu' auch ich.

Alle. Das tun wir alle.

(Rosse kommt zurück.)

Rosse. Die Prinzen haben die Flucht ergriffen. Am Tore sagten sie: Der mörderische Dolch, der unsern Vater traf, wird auch uns nicht verschonen. — Es ist erlaubt sich wegzustehlen, wo der kleinste Verzug den Tod bringen kann.

Macbeth. Was? Eilt ihnen nach, was ihr könnt! Durch diese heimliche Flucht machen sie sich der schrecklichen Tat verdächtig!

Macduff. Wer? Die Prinzen? — Und die Kämmerer? — —

Macbeth. Waren vermutlich bestochen, um gegen Gott und Natur Malcolm früher an Duncans Stelle zu setzen. — Unselige Herrschsucht! Dich so gegen den Ursprung deines Lebens zu empören! — Freunde, lasset uns nun männliche Entschlossenheit anlegen und dann in der Halle versammeln.

(Alle ab.)

Achter Auftritt.

(Ein wüste Gegend. Donner und Blitz.)

Drei Hexen.

1. H. Hei! Die Tat, sie ist getan!
Schaut, was unser Zauber kann!
2. H. Blut soll nun wohl blutig bleiben,
Was ihr waschen mögt und reiben!
3. H. Blut erhitzt des Rädrers Wut,
Reizt den Durst nach frischem Blut.
1. H. Königsblut wird seinen Rachen
Unersättlich lüstern machen.
2. H. Ja, es wird . . .
1. H. Es soll, es soll!
3. H. Nimmer wird die Hölle voll.
Alle. Königsblut soll seinen Rachen
Unersättlich lüstern machen.
Blut erhitzt des Rädrers Wut,
Reizt den Durst nach frischem Blut.
Dolch und Hand wird blutig bleiben,
Trotz dem Waschen, trotz dem Reiben.
1. H. Schwestern, nun zum Tanz heran!
2. H. Hei! wohlan!
3. H. Wohlan!
Alle. Wohlan!
Chorgesang und Tanz. Lust an Unlust, das ist Lust!
Kraut und kitzelt uns die Brust.
1. H. (Solo.) Wenn die guten Fürsten sterben,
Und Tyrannen Kronen erben;
Wenn erbost die Menschenschlacht
Witwen gnug und Waisen macht;
Wenn sich mörderliche Seuchen
Zwischen Vieh und Menschen schleichen;
Wenn der Frost die Blüt' erstickt,
Hagelschlag die Saat zerknickt;
Hungrige mit leerem Magen
Sich um Hundeknochen schlagen:
Ha! das kitzelt uns die Brust!
Chorgesang und Tanz. Lust an Unlust, das ist Lust!
Kraut und kitzelt uns die Brust.
2. H. (Solo.) Wenn des Hausmanns müden Rücken
Seltne Lasten wunder drücken;
Wenn ihn heimlich Unheil quält,
Und kein Doktor weiß, was fehlt;
Kranke zwischen Tod und Leben
Jahrelang erbärmlich schweben;
Wenn nicht zeugen kann der Mann,
Nicht die Frau gebären kann;

Kinder nicht aus frommen Ehen,
Oder Wechselbälg' entstehen:
Ha! Das kitzelt uns die Brust;
Chorgesang und Tanz. Lust an Unlust, das ist Lust!
Kraut und kitzelt uns die Brust.
3. H. (Solo.) Wenn ins Roß der Koller fährt;
Darrsucht an dem Stiere zehrt;
Wenn die Weiden Gift betauet;
Und die Milch der Kuh sich blauet;
Wenn der Grind das Schaf entwollt;
Krampf das Lamm zusammenkrollt;
Sauen ihres Trogs vergessen
Und die eignen Ferkeln fressen;
Wenn sich Ungezieser mehrt,
Boden und Gewölbe leert;
Ratten-, Mäus'- und Iltisrotten
Aller Hund' und Katzen spotten:
Ha! Das kitzelt uns die Brust!
Chorgesang und Tanz. Lust an Unlust, das ist Lust!
Kraut und kitzelt uns die Brust!
(Fahren ab.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Saal auf Macbeths Schlosse.)

Banko (allein). Du hast es also! Glamis, Cawdor, König, alles, was dir die Zauberinnen verhießen! — Nur fürcht' ich sehr, du bist auf keine gute Art dazu gekommen. — Dennoch sollten deine Nachkommen nichts davon erben; ich aber sollte der Stammvater vieler Könige sein. Verkündigten sie Wahrheit wie es fast an dir, Macbeth, so scheint, warum könnten sie nicht ebensowohl meine Orakel sein, und mich zur Hoffnung ermuntern? — Aber still! nichts mehr! — Ich hab' es verschworen. —

(Trompetenschall.)

Zweiter Auftritt.

Banko. Macbeth, als König. Lady Macbeth. Rosse. Hofleute. Gefolge.

Macbeth. Hier ist unser vornehmster Gast.

Lady. Wär' er vergessen worden, so hätte das gleichsam eine Lücke in unser Fest gemacht, die nicht gut ausgesehen hätte.

Macbeth. Wir haben diesen Abend ein festliches Gastmahl, Banko, und ich bitte dich, dabei zu sein.

Banko. Mein Gehorsam ist unauflöslich an Eurer Majestät Befehl gebunden.

Macbeth. Du willst jetzt ausreiten?

Banko. Ja, mein gnädigster Herr.

Macbeth. Ich hätte mir sonst deinen guten Rat, der von jeher so weise und glücklich war, in einer gewissen Sache ausgebeten. — Doch, morgen ist auch noch ein Tag. — Geht die Reise weit?

Banko. Der Rest dieses Tages soll wohl drauf gehen; und wenn mein Pferd nicht das beste tut, so werd' ich eine oder zwei Stunden von der Nacht borgen müssen.

Macbeth. Bleib ja nicht von unserm Gastmahl weg!

Banko. Das werd' ich nicht, mein gebietender Herr.

Macbeth. Ich höre, meine blutschuldigen Vettern haben sich nach England und Irland gemacht, leugnen ihren grausamen Vatermord und bringen seltsame Erdichtungen unter die Leute. — Doch davon morgen, nebst andeern Angelegenheiten, die den Staat betreffen und unsere vereinigte Aufmerksamkeit fordern! Jetzt nur risch zu Pferde; und komm bald wieder zurück! Geht dein Sohn mit dir?

Banko. Ja, gnädigster Herr.

Macbeth. Ich wünsche euern Pferden schnelle und sichere Füße. Und so Gott und ihren Rücken empfohlen! (Banko geht ab; zu den übrigen) Bis zur Abendtafel sei nun jedermann Herr von seiner Zeit. Das Vergnügen der Gesellschaft desto besser zu schmecken, will ich selbst bis dahin allein sein.

(Macht ein Zeichen der Entlassung. Alle gehen ab. Einem Diener winkt er zu bleiben.)

Dritter Auftritt.

Macbeth. Ein Diener.

Macbeth. Sind die Männer da?

Diener. Ja, gnädigster Herr, sie warten vor dem Schloßtore.

Macbeth. Führe sie her. — (Diener ab.) — Das zu sein, ist noch nichts. Aber mit Sicherheit es zu sein! — Meine Furcht vor Banko wurzelt nicht bloß obenauf. In seinem königlichen Wesen herrscht ein Etwas, das gefürchtet sein will. Er ist ein kleiner Wagehals; und doch wohnt neben der Unerschrockenheit so viel Klugheit in seiner Seele, daß die Ausführung immer nur auf sicherem Boden fußt. Er ist der einzige, dessen Dasein ich fürchte. Vor ihm allein läßt mein Genius die Flügel sinken. Schalt er nicht die Zauberinnen, als sie mich zuerst König nannten? Begehrt' er nicht auch ein Wort für sich? Begrüßten sie ihn nicht darauf als den Vater vieler Könige? Auf mein Haupt pflanzten sie eine unfruchtbare Krone. Mir gaben sie nur ein dürres Zepter in die Hand, das ein Fremder mir entwinden, keiner meines Geschlechtes führen wird. Ist dem also, so hab' ich für Bankos Nachkommen meine Seele befleckt, für sie den huldreichen Dunean ermordet, für sie allein den Kelch meiner Ruhe verbittert. Um sie zu Königen zu machen, hab' ich mein unvergängliches Kleinod an den Erbfeind der Menschheit verspielt. Bankos Brut zu Königen! — Eh' das geschehe, trete das Schicksal selbst in die Schranken und fordere mich heraus auf Leben und Tod! — Wer ist da?

Vierter Auftritt.

Zwei Mörder. Diener. Macbeth.

Macbeth (zum Diener). Geh' du vor die Tür und warte, bis ich dich rufe. (Diener ab.) — Habt ihr meinen gestrigen Reden nachgedacht? Ihr wißt nun, daß er es war, der in vorigen Zeiten euch immer niederhielt. Ihr meintet, ich, der Unschuldige, wär' es. Aber ich habe mich gegen euch gerechtfertigt und klar genug gezeigt, wie man euch mitgespielt, alles zu Wasser gemacht, was für Werkzeuge man gebraucht, wer daran teilgenommen hat, kurz alles übrige, was auch eine Schafsseele davon überführen mußte: das tat Banko.

Erster Mörder. Ja, Eure Majestät entdeckten uns das.

Macbeth. Nun weiter! Seid ihr denn so über und über aus Geduld zusammengesetzt, daß ihr das könnt so hingehen lassen? Seid ihr so gar fromm, daß ihr für diesen guten Mann und seine Nachkommen beten könnt, dessen schwere Hand euch bis zum Grabe niederbeugte und die Eurigen auf immer zu Bettlern macht?

Zweiter Mörder. Wir sind Menschen, gnädigster Herr —

Macbeth. O ja, im allgemeinen Register lauft ihr freilich dafür mit unter, so wie etwa Wachtelhunde, Windspiele, Pudel, Möpse, Bullenbeißer, Schäferhze alle Hunde heißen. Geht's aber recht ans Auslesen, so unterscheidet man bald den schnellen vom langsamen, den dummen vom schlauen, den Haushüter vom Jäger; und jeder bekommt seinen eigenen Platz nach den besondern Gaben, womit die gütige Natur seine Art austeuerte. Ebenso ist es mit den Menschen. Nun, wenn ihr denn auch mit auf der Rolle und nicht zu allerunterst steht, so sagt mir's, und ich will euch einen Anschlag anvertrauen, dessen Ausführung euern Feind beiseite schaffen und euch fest an mein Herz und meine Liebe klammern wird. Denn solange er lebt, bin auch ich nur halb gesund. Durch nichts als seinen Tod kann ich ganz genesen.

Erster Mörder. Ich bin einer, den die Hundestreiche und Püffe der Welt so aufgehetzt haben, daß ich ihr zum Trotz alles unternehme.

Zweiter Mörder. Und mich hat das Unglück so herum und so müde gezaust, daß ich mein Leben gegen eine Stecknadel aufsetze, um es dadurch entweder zu verbessern oder gar hinterher zu verspielen.

Macbeth. Nun, ihr wißt also beide, Banko war euer Feind.

Beide. Nicht anders, gnädigster Herr!

Macbeth. So ist er auch der meinige; und das mit so blutdurstigem Hasse, daß jede Minute, die sein Dasein verlängert, das meinige in Gefahr setzt. Ob ich ihm nun gleich meine Gewalt blank und bar zeigen und ihn aus meinem Angesichte vertilgen könnte, so mag ich's doch um gewisser gemeinschaftlicher Freunde willen nicht tun, deren Zuneigung ich nicht gern verlieren möchte. Ich muß den Fall desjenigen beweinen, den ich selbst niederschlug. Daher bedarf ich eures Beistandes, um die Sache aus besondern wichtigen Gründen vor den Augen der Welt zu verbergen.

Erster Mörder. Wir stehen zu Dero Befehl.

Zweiter Mörder. Wenn auch unser Leben —

Macbeth. Euer Mut leuchtet aus euch hervor. Nun frisch ans Werk! Diesen Abend noch muß es geschehen; aber etwas weit vom Schlosse. Denn ihr müßt immer dahin sehn, daß ich ohne Verdacht bleibe. Er ist ausgeritten und muß

in der Dämmerung durch den Tiergarten zurückkommen. Ihr werdet wissen, wo ihr euch am besten anzustellen habt. Um nichts halb zu tun, muß auch sein Sohn, der mit ihm ist, das Schicksal dieser finstern Stunde teilen. Denn an dessen Hinwegräumung ist mir nicht minder gelegen. Alles bleibt unter uns.

Beide. Gut, gnädigster Herr. (Ab.)

Macbeth. Das war richtig. — Banko, deine Seele ist geliefert. — Findet sie den Himmel, so findet sie ihn diese Nacht.

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady. Wie steht's, Macbeth? Warum immer so allein? — Nichts ist gewonnen, alles ist verloren, wenn am Ziel unserer Wünsche nicht auch Ruhe ist. Für so ein Schweben zwischen Angst und Vergnügen wär' es ja besser, der Vertilgte als der Vertilger zu sein. Wer wollte wohl solche grämliche Einbildungen beherbergen und Gedanken unterhalten, die mit denen, auf die sie gerichtet sind, hingestorben sein sollten? Dinge, die gar nicht zu ändern sind, muß man außer acht lassen. Was geschehen ist, ist geschehen!

Macbeth. Wir haben die Schlange zerstückt, aber nicht getötet. — Sie wird wieder zusammenwachsen und von neuem Schlange sein, indessen unsere arme einfältige Bosheit der Gefahr ihres vorigen Zahnes ausgesetzt bleibt. Aber ehe soll der Bau der Dinge zertrümmern und alles untergehn, ehe wir unser Brot so in Furcht essen und unter der Presse dieser entsetzlichen Träume schlafen wollen. Besser, bei den Toten gelegen, die wir uns aus dem Wege zur Ruhe schafften, als in rastloser Pein auf dieser Seelenfolter! — Duncan ist in seinem Grabe; er schläft nun sanft und süß auf alle die Fieberschauder dieses Lebens. Verräterei hat ihr Ärgstes an ihm getan. Weder Stahl noch Gift, weder Aufruhr daheim noch Anfall von außen, nichts kann ihn mehr anfechten.

Lady. Komm, mein Liebster, und glätte diese gerunzelte Stirn auf! Sei munter und fröhlich unter deinen Gästen diesen Abend!

Macbeth. Das will ich, Liebchen, und ich bitte, sei du es auch, sonderlich richte alle mögliche Sorgfalt auf Banko. Ziehe ihn vor, beides mit Mund und Augen! Noch will es die Zeit, daß wir unsere Würde zuweilen vergessen, uns zu Schmeicheleien herablassen und unsere Gesichter zu freundlichen Masken unserer Herzen machen, die das verhehlen, was sie sind.

Lady. Hieran mußt du nicht mehr gedenken.

Macbeth. O, voll Skorpionen ist mein Herz, teures Weib! — Du weißt, Banko und sein Sohn leben noch —

Lady. Beide sind doch aber nicht unsterblicher Natur.

Macbeth. Das ist noch mein Trost, daß man an sie kommen kann. Darum sei guten Muts! Ehe noch die Fledermaus ihren einsamen Flug geendigt und der herumschwärmende Käfer der trägen Nacht Gähnen und Schlaf zugesumset haben wird, soll eine furchtbare Tat vollzogen sein.

Lady. Und was für eine?

Macbeth. Sei lieber unwissend, mein Trautchen, bis du der vollbrachten Tat zujauchzen kannst. — Komm, finstre Nacht, und verbinde dem mitleidigen Tage die zärtlichen Augen! Mit blutiger unsichtbarer Hand durchstreiche und reiße in Stücken den großen Schuldbrief, der meine Wangen bleicht! — Schon trübet

sich das Licht; schon fliegt die Krähe dem dohlenvollen Gehölze zu. — Alle guten Geschöpfe des Tages fangen an zu nicken und einzuschlummern, indessen die schwarzen Genossen der Nacht auf ihren Raub ausschwärmen. Du staunst zu meinen Worten; aber sei ruhig. Böser Anfang gedeihet nur durch bösen Ausgang.

(Ein Diener kommt.)

Diener. Die Gäste sind versammelt und warten auf Ihre Majestäten. (Ab.)

Macbeth. So komm, meine Liebe!

(Ab. Trompetenschall und Musik.)

Sechster Auftritt.

(Ein Staatssaal mit zubereiteter Tafel.)

Macbeth. Lady Macbeth. Rosse und noch verschiedene Herren nebst Dienern treten auf.

Macbeth. Willkommen, meine Freunde, herzlich willkommen! Nun setzt euch alle vom ersten bis zum letzten. Ist Banko noch nicht wieder da?

Rosse. Nein, gnädigster Herr.

Macbeth. Setzt euch! Ich selbst werde mich bald hier, bald dort unter die Gesellschaft mischen und den dienstfertigen Wirt machen. — Unsere Wirtin scheint ihre Rolle vergessen zu haben. — Ich wenigstens hab' ihren Willkommen noch nicht gehört.

Lady. Sie, mein Teurer, haben es schon mit in meine Seele getan. Mein Herz heißt sie alle willkommen.

(Setzen sich alle. Der erste Mörder läßt sich an der Tür sehen. Macbeth auf ihn zu.)

Macbeth. An deinem Gesicht ist Blut.

Mörder. So ist es Bankos.

Macbeth. Besser an dir, als in ihm. — Ist er geliefert?

Mörder. Herr, die Gurgel ist ihm abgeschnitten. Den Dienst tat ich ihm.

Macbeth. Du bist einer der besten Gurgelschneider; aber auch der ist gut, der Fleance eben den Dienst tat. Tatst du es, so bist du Primas.

Mörder. Gnädiger Herr, Fleance ist entwischt.

Macbeth. So kommt mein Fieber wieder. Sonst wär' ich ganz gesund gewesen; derb wie Marmor und fest auf meinen Füßen wie ein Fels; unumschränkt und allgemein wie die Luft um uns her. Aber nun bin ich eingekerkert und geklemmt zwischen meine peinlichen Zweifel und Besorgnisse. — Aber Banko ist doch wohl aufgehoben?

Mörder. Wohl aufgehoben, gnädigster Herr, in einem Graben, mit zwanzig tiefen Wunden am Kopfe, wovon die kleinste tödlich wäre.

Macbeth. Dank vorläufig für das! — Dort läge denn also die ausgewachsene Schlange. Der Wurm, der entschlüpft ist, wird zwar mit der Zeit auch Gift brüten, hat aber doch für jetzt noch keine Zähne. Nun mache dich fort! Morgen mehr hiervon!

(Mörder ab.)

Lady. Mein werter Gemahl, Sie vergessen den guten Wirt. Seine Gäste nicht bestmöglichst überzeugen, daß alles von Herzen gegönnt sei, heißt seine Mahlzeit bezahlt nehmen. Satt essen kann man sich am besten zu Hause. Außer Hause

ist angenehme Unterhaltung die Würze der Mahlzeit und ohne diese die Gesellschaft soviel als gar nichts.

(Bankos Geist erhebt sich auf Macbeths Platz.)

Macbeth. Liebe, süße Tadlerin! — Ich wünsche allen guten Appetit, gute Verdauung und Gesundheit auf beides.

Rosse. Gefällt es Eurer Majestät, Platz zu nehmen?

Macbeth. Hier hätten wir nun die Zierden unseres Vaterlandes beisammen, wenn unser trauter Banko auch da wäre. — Ich wünsche nur, daß die Ursache seines Verzuges lieber ein bißchen Unart, als irgend ein zugestoßener Unfall sein möge.

Rosse. Da er ausbleibt, war das wenigstens nicht artig, daß er zu kommen versprach. Gefällt's Eurer Majestät nicht, uns mit Ihrer königlichen Gesellschaft zu beglücken?

Macbeth (mit Entsetzen, da er den Geist erblickt). Die Tafel ist voll.

Rosse. Hier ist noch ein leerer Platz, Sire!

Macbeth. Wo?

Rosse. Hier, mein gnädiger Herr! Was setzt Eure Majestät so in Bewegung?

Macbeth. Wer von euch tat das?

Mehrere Herren. Was denn, gnädigster Herr?

Macbeth (zum Geiste). Du kannst nicht sagen, daß ich es tat. — Schüttle deine blutigen Locken nicht gegen mich!

Rosse. Laßt uns aufstehn, ihr Herren! Seiner Majestät ist nicht wohl.

Lady. Bleibt sitzen, liebe Freunde! Mein Gemahl ist oft so, und ist von Jugend auf so gewesen. Ich bitte, behaltet Platz. Der Anstoß dauert nur einen Augenblick, die Minute wird ihm wieder wohl sein. Wenn ihr ihn viel ansieht, so macht ihr ihn böse und verlängert sein Übel. Eßt und gebt gar nicht acht auf ihn. — (Heimlich zu Macbeth) Bist du ein Mann?

Macbeth. Das versteht sich! Und noch dazu ein herzhafter, der etwas anschauen kann, wovor der Teufel selbst erblassen würde.

Lady. O vortreffliches Zeug! — Das ist wieder die Malerei deiner Furcht, jener Lustdolch, der dich, wie du sagtest, zu Duncan leitete. — Wahrhaftig, solche Grimassen und Verzuckungen, fein natürlich nachgemacht, sollten sich hübsch ausnehmen am Kaminfeuer bei dem Märchen eines alten Weibes, wofür ihre Großmutter Gewähr leistete. Schäme dich! Warum schneidest du solche Gesichter? Am Ende siehst du doch nichts weiter als einen Stuhl.

Macbeth. Ich bitte dich, sieh doch dort hin! — Sieh! Schau! — He! was sagst du? — Wohlan, meinethalben! — Kannst du winken, so sprich auch! Halten Beinhäuser und Totengrüfte die Begrabenen nicht mehr fest, so sollen künftig die Magen der Geier unsere Gräber sein.

(Der Geist verschwindet.)

Lady. Wie? Ganz und gar entmannt von Torheit?

Macbeth. Ich sah ihn, so wahr ich hier stehe! —

Lady. Pfui, schäme dich!

Macbeth. Blut ist von jeher vergossen, schon vor alters, ehe noch menschliche Satzungen den friedfertigen Staat säuberten; ja, auch nachher sind Mordtaten verübt worden, die kein Ohr ohne Grausen anhören kann. Wann aber sonst einem das Hirn ausgeschlagen war, so starb er, und dann war's vorbei. Doch jetzt steigen sie mit zwanzig tödlichen Wunden am Kopfe wieder hervor und verdrängen uns von unsern Stühlen. Das ist weit seltsamer als solch ein Mord.

Lady. Mein teurer Gemahl, Ihre Freunde vermissen Sie.

Macbeth. O, ich vergeff' auch — — Kehrt euch nicht an mich, meine besten Freunde, ich hab' eine seltsame Schwachheit an mir. Wer mich aber kennt, der macht sich nichts daraus. — Kommt, auf euer aller Freundschaft und Gesundheit! — Hernach will ich mich setzen! — Wein her! — Recht voll! — Aufs Wohlsein der ganzen Tafel und unsers teuern Freundes Banko, den wir vermissen. — Wär' er doch hier! Ihr alle und er sollt leben, alle zusammen!

(Der Geist erhebt sich wieder.)

Alle. Wir danken Eurer Majestät untertänigst.

Macbeth. Hinweg! Aus meinen Augen! Laß die Erde dich verbergen! — Dein Gebein ist marklos; dein Blut kalt! Du hast keine Sehkraft in diesen Augen, mit denen du mich so anstarrst!

Lady. Sehen dies meine werten Herren für nichts als etwas ganz Gewöhnliches an! Es ist nichts weiter. Nur schade, daß es unser gegenwärtiges Vergnügen stört!

Macbeth. Was einer wagt, das wag' auch ich. — — Komm wie ein rauher grönländischer Bär, wie das gewaffnete Nashorn oder ein hyrkanischer Tiger! Nimm jede Gestalt an, nur diese nicht, und meine starken Nerven sollen nie erzittern. Oder leb' wieder auf und fodre mich in eine Wüste aufs Schwert heraus! Wenn ich mich zitternd verkriech, so nenne mich die Puppe eines Mädchens. — Hinweg, gräßlicher Schatten! — Leeres Schreckbild, hinweg! — Warum so . . . (Der Geist verschwindet.) Ha! Bist du fort? Nun, so bin ich wieder ein Mann. — (Die Gesellschaft will aufstehen.) Ich bitt' euch, bleibt sitzen.

Lady. Sie haben alle Lust verderbt, alle gute Unterhaltung gestört durch diese höchst sonderbare Faselei.

Macbeth. Kann man denn so etwas wie eine Sommerwolke vorüberziehen lassen, ohne ganz besonders davon betroffen zu werden? Du machst, daß ich mich selbst und mein Gemüt nicht mehr kenne, wenn ich denke, daß du dergleichen Erscheinungen anschauen und die natürliche Rubinfarbe deiner Wangen behalten kannst, indessen Furcht die meinigen bleicht.

Rosse. Was für Erscheinungen, gnädigster Herr?

Lady. Ich bitte, kein Wort mehr. Er wird immer schlimmer und schlimmer. Fragen machen ihn vollends verrückt. Gute Nacht, alle zusammen! Nicht erst lange auf Befehl zum Aufbruch gewartet! Fort alle auf einmal!

Rosse. Wir wünschen Seiner Majestät gute Nacht und bessere Gesundheit.

Lady. Gute Nacht allerseits.

(Die Gesellschaft ab.)

Siebenter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Macbeth. Es will Blut haben. — Blut, sagt man, will Blut. — Man weiß, daß Steine sich gerührt, Bäume gesprochen haben. Wohl eher brachten Wahrsager, die sich auf die Sprachen der Tiere verstanden, durch Krähen, Elstern und Dohlen den verborgensten Mörder ans Licht. — Wie weit ist die Nacht?

Lady. Beinahe schon im Kampfe mit dem Morgen.

Macbeth. Was sagst du dazu, daß Macduff nicht kommen wollte, so höflich ich ihn auch bitten ließ?

Lady. Schicktest du nach ihm?

Macbeth. Was anders? Und mir nichts, dir nichts! ein blankes bares Nein ohne die geringste Entschuldigung! Aber ich will schon dahinter kommen. Da ist keiner von ihnen allen, in dessen Hause ich nicht einen Bedienten im Sold hätte. Morgen bei guter Zeit will ich zu den Zauberschwestern. Sie müssen mir mehr sagen. Denn nun muß ich um meines eigenen Besten willen das Ärgste auch durch die ärgsten Mittel ausforschen. Zu einem Wege muß es hinaus. Ich bin nun einmal so tief im Blut hineingewatet, daß die Rückkehr so langweilig und schwierig sein würde als der Durchgang. Wunderbare Dinge hab' ich im Kopfe, die zur Hand hinaus wollen, ehe man sich ihrer versieht.

Lady. Dir fehlt's an dem Bedürfnis aller Wesen, an Schlaf.

Macbeth. Komm, wollen schlafen gehn! Mein Hauptfehler ist Furchtsamkeit des Neulings, den Übung noch nicht abgehärtet hat. In solchen Taten sind wir noch allzusehr Kinder.

(Beide ab.)

Achter Auftritt.

(Heide. Donner.)

Die drei Hexen von der einen, Hexenaltfrau von der anderen Seite.

1. H. Was schmollst du, Mutter?
2. H. Rede doch!

Altfrau. Wie? Freche Vetteln, fragt ihr noch?
Wer hieß so heimlich und im Dunkeln
Euch jüngst allein mit Macbeth funkeln?
Und kaufen Hochverrat und Mord
Für eu'r prophetisch Zauberwort?
Seit wann habt ihr, so gar vermessen
Und aller Ehrfurcht quitt, vergessen,
Daß ich des Zaubers Meisterin
Und alles Unheils Urquell bin?
Ich hätt' es doch wohl billig wissen
Und Hilf' und Ehre teilen müssen.
Zudem war der, den ihr beehrt,
Nicht allerdings der Perle wert.
Voll Tück' und Stolz, wie seiner viele,
Mischt er die Karten so im Spiele,
Daß er das große Los erwischt,
Ihr aber leere Nieten fischt!
Schwatzt nur nicht mehr so aus der Schule! —
Jetzt trollt euch fort zum Höllenpfuhle
Und harret meiner morgen dort!
Ich bin an jenem finstern Ort
Mit neuen Fragen sein gewärtig.
Seid mit Gerät und Zauber fertig!
Ich fahr' indes zur Luft empor
Und kehr' ein grimmig Unheil vor;
Das muß noch diese Nacht zustande.

Es hanget an des Mondes Rande
Ein Tropfen, schwer, von Dunst geschwellt,
Den hasch' ich, eh' er niederfällt.
Wohl distilliert durch Zaubereien,
Erregt der solche Phantaseien,
Daß er, von ihrem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden soll.
Verachtend selbst des Todes Dornen,
Soll er den Lauf des Schicksals spornen;
Vergessen in der Taumelei,
Was Klugheit, Furcht und Anstand sei.
Der Menschen größte Feindin ist
Sorglosigkeit, wie ihr wohl wißt.

(Dumpfe Musik und Rufen innen:) Alrune! Alrune!

Altfrau. Horch! Meines Geistes Stimm'! Er ruft mich schon
Vom Wolkenwagen; und ich muß davon.

(Wird wieder gerufen:) Alrune, komm! Alrune, komm!

Altfrau. Ich hör', ich höre deinen süßen Laut;
Geduld! Geduld! bald folgt dir deine Braut.
Sobald mit frischem Tau vom Grabe
Ich dreimal mich gesalbet habe,
Erheb' ich mich zur Luft mit dir. (Ab.)

3. H. Fort, fort! Sie ist bald wieder hier. (Ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein dunkles Gewölbe. Mitten darin ein großer Kessel auf dem Feuer. Donnerwetter.)

Die drei Hexen.

1. H. Dreimal hat der Kater miaut!
2. H. Dreimal schrie das Leichhuhn laut!
3. H. Dreimal hat der Frosch gekörkert,
Und der schwarze Bock gemeckert!
Urian ruft, 's ist Zeit jetzunder.
1. H. Trippelt, trappelt Tritt und Trott
Rund um unsern Zauberpott!
Werft hinein den Hexenplunder!

(Sie wandern rund um den Kessel und werfen die Zauberingredienzen hinein.)

Erst den Kellerlort, der tief
Mondenlang im Winkel schlief
Und von Gift geschwollen quappelt.
Husa! wie er zuckt und zappelt!

Alle. Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre, Lohe, Kessel, brodle!
2. H. Schlangenbrut aus Sumpf und Moor
Rattenschwanz und Mäuseohr,
Krötenleich und Natterzunge,
Eulenaugen, Hundelunge,
Molchsgedärme, Raupenquark,
Rabenherz und Tigermark,
Wolfsgebiß und Drachenschuppe
Kocht zur heißen Höllensuppe!
Alle. Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre, Lohe, Kessel, brodle!
3. H. Teufelsdreck und Hexentalg,
Skorpion und Otternbalg,
Tollkraut, Eibenreis, so mitten
In Walpurgisnacht geschnitten,
Eines Lästermauschels Hals,
Türkenhirn und Taternschmalz,
Armer Jungfernkinder Finger,
Heimlich abgewürgt im Zwinger,
Kocht zu zähem Brei, bis man
Ihn wie Faden haspeln kann!
Würzt mit Distelstich und Nessel
Endlich noch den Zauberkessel!
Alle. Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre, Lohe, Kessel, brodle!
2. H. Nun halt' an mit Tritt und Trott,
Tripp und Trapp um unsern Pott!
Abgekühlt mit Blut vom Zwerge!
Gar und gut ist die Latwerge.
(Hexenaltfrau kommt.)
Altfrau. So wohl gekocht! So wohl gebrüht!
Halbpart schenk' ich euch den Prosit.
Nun risch und rasch den Kreis geschlungen,
Rund um den Kessel 'rum gesprungen,
Und Zaubersegen drein gesungen!
Alle. Geister, schwarz und weiß und blau,
Grün und gelb und donnergrau,
Quirlt, quirlt, quirlt!
Was ihr quirlen könnet, quirlt!
1. H. Hui! Mich juckt der Daumen schon.
Sicher kommt ein Sündensohn.
Nur herein! Wer's mag sein!

Zweiter Auftritt.

Macbeth zu den Vorigen.

Macbeth. Nun, ihr geheimnisreichen, schwarzen, mitternächtlichen Unholdinnen, wie geht's? Was beginnt ihr?

Alle. Ein Ding ohne Namen.

Macbeth. Ich beschwör' euch bei eurer Kunst, sie sei, von wannen sie wolle, antwortet mir! Müßtet ihr auch die Stürme zum Kampfe gegen Kirchen entfesseln; müßten gleich hochschwellende schäumende Wogen die ganze Schiffahrt verwirren; müßten Saat und Wald danieder geblasen werden, die Zinnen der Schlösser auf die Häupter ihrer Bewohner herunterprasseln, Paläste und Pyramiden ihre Häupter zu den Schwellen senken! Ja, müßten selbst alle Keime der fruchtbaren Natur durcheinander rauschen und ausdorren zum allgemeinen Untergange, so antwortet mir dennoch auf meine Fragen!

1. H. Sprich!

2. H. Frage!

3. H. Wollen antworten.

1. H. Sprich, von wem hörst du lieber die Antwort?
Von uns oder unsern Meistern?

Macbeth. Ruft sie! Ich will sie sehn.

1. H. Nehmt Blut der Sau, die ihre Jungen
In eignen Schlund hinab geschlungen,
Und Fett, das Galgen oder Rad
Des Mörders ausgeschwitzet hat,
Und gießt es in die Flamm' hinein!

Alle. Herab! herauf! heran! herein!
In Geisterpracht und Macht erschein'!

(Donner. Ein behelmtes Haupt erscheint.)

Macbeth. Sage mir, du unbekannte Macht . . .

1. H. Was du denkst, das weiß er schon,
Hör' und sag' ihm nichts davon!

Das Haupt. O Macbeth! Macbeth! Hüte, hüte dich
Vor Macduff! — Nun genug! — Entlasset mich!

(Versinkt.)

Macbeth. Dank für deine gute Warnung, wer du auch sein magst! Du hast meine Furcht richtig gestimmt. Aber noch ein Wort . . .

1. H. Er läßt sich nicht befehlen. — Hier ist ein anderer, noch mächtiger als der erste.

(Donner. Ein blutiges Kind steigt auf.)

Das Kind. Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth. Hätt' ich drei Ohren, ich hätte dich mit allen gehört.

Das Kind. Sei kühn, blutdurstig, trotze der Gefahr!
Dir schadet keiner, den ein Weib gebar.

(Verschwindet.)

Macbeth. So lebe du immerhin, Macduff! Was brauch' ich dich zu fürchten? — Aber nein! ich will die Sicherheit gedoppelt sicher machen und ein Pfand vom Schicksal nehmen. Du sollst nicht leben! Damit ich der bleichsüchtigen Furcht vorwerfen könne, sie lüge, und dem Donner zum Trotz schlafe . . .

(Donner. Ein gekröntes Kind mit einem Zweige in der Hand erscheint.)

Was ist das, das wie ein Königskind emporsteigt und um seine kleine Stirn den Schmuck der Oberherrschaft trägt?

Alle. Schweig' und horch' nur!

Die Erscheinung. Sei löwenartig, keck und unverzagt,
Was knirschend auch und bellend Aufruhr wagt!

Ich schwöre dir, daß Macbeth keinem weicht,
Bis Birnams Wald den Dunsinan' ersteigt.
(Verschwindet.)

Macbeth. O, das wird nimmer geschehen! Wer kann Bäume anwerben und ihnen gebieten, aus dem festen Boden sich los zu wurzeln? — Treffliche Weissagungen! — Herrlich! — Aufruhr, du wirst dein Haupt nicht eher erheben, bis Birnams Wald sich erhebt! Der hochthronende Macbeth wird also das Maß der Natur ausdauern und sein Leben bloß an die Zeit, nach dem gemeinen Lose der Sterblichkeit, verspielen. — Aber jetzt pocht mein Herz, nur noch eins zu erfahren. Sagt mir — wenn eure Kunde so weit reicht — wird Bankos Geschlecht jemals dies Reich beherrschen?

Alle. Forsche nichts mehr!

Macbeth. Ich will befriedigt sein. — Versagt ihr mir's, so treff' euch ewiger Fluch! — (Der Kessel versinkt.) Warum versinkt der Kessel? — (Man hört einen Marsch von Hoboen.) Was für Getöse?

1. H. Erscheint!
2. H. Erscheint!
3. H. Erscheint!

Alle. Erscheint! Durchschauert seinen Sinn!
Wie Schatten kommt und fahrt dahin!
(Acht Könige, von Banko geführt, gehen über die Bühne. Der letzte hat einen Spiegel in der Hand.)

Macbeth. Du bist Bankos Geiste zu ähnlich! Hinab mit dir! — Deine Krone verwundet meine Augäpfel. — Und deine Miene, du zweite goldumflochtene Stirn, gleicht der ersten. — Ein dritter, wie der vorige. — Abscheuliche Unholdinnen, warum zeigt ihr mir das? — Ein vierter? — Erstarre, mein Auge! — Was? Wird sich dieser Zug bis ans jüngste Gericht erstrecken? — Noch einer? — Ein siebenter! — Ich will keine mehr sehn. — Dennoch kommt der achte, mit einem Spiegel, und zeigt mir noch eine Menge anderer! Einige darunter tragen doppelte Reichsäpfel und dreifache Zepter. — Abscheuliches Gesicht! — Nun seh' ich, es ist wahr! Denn der wundervolle Banko lächelt mich an, und zeigt auf sie als die Seinigen. Wie? Ist das so?

1. H. Alles, alles ist also!
Doch was starrt der König so?
Flink, ihr Schwestern, flink herbei,
Labet seine Phantasei!
Um und um und überall
Tön', o Luft, von Saitenschall!
Schlingt Arm in Arm zum Kranz!
Walzt den alten Rundetanz!
Macht, daß Macbeth rühmen kann,
Daß wir Ehr' ihm angetan!
(Man hört Musik. Die Hexen tanzen und verschwinden.)

Macbeth. Wohin sind sie nun? Fort! — Diese unselige Stunde steh' auf ewig verflucht im Kalender! — Herein, du draußen!

Dritter Auftritt.

Roſſe. Macbeth.

Roſſe. Was befiehlt Eure Majeſtät?

Macbeth. Sahſt du die Zauberſchweſtern?

Roſſe. Nein, gnädigſter Herr.

Macbeth. Kamen ſie dir nicht vorbei?

Roſſe. Nein, wirklich nicht!

Macbeth. Verpeſtet ſei die Luft, worauf ſie fahren! Und verdammt jeder, der ihnen traut! — Ich hörte Pferdegalopp. Wer kam vorbei?

Roſſe. Boten, gnädigſter Herr, mit der Nachricht, daß Macduff nach England entflohen ſei.

Macbeth. O Zeit, immer entrückſt du die Ausführung meinen furchtbaren Anſchlägen! Allemal ſollte jene dieſen auf die Ferſe treten. Von nun an müſſen die Erſtlinge meines Herzens auch Erſtlinge meiner Hand ſein! Gedacht und getan ſei nur eins! — Weib und Kind hat er doch wohl nicht mitgenommen. — Ehe noch der Entſchluß erkaltet, ſoll's getan ſein. — Nur keine Geſichte mehr. — Wo ſind jene Männer? Bringe mich zu ihnen!

Vierter Auftritt.

(Ein Zimmer.)

Zwei Herren von Stande.

Erſter. Was ich Ihnen ſagte, ſollte Sie nur bloß auf die Spur bringen. Sie können nun ſelbſt weiter denken. — Ich ſage nur, die Sachen ſind wunderlich gegangen. Der huldreiche Duncan wurde von Macbeth bedauert. Freilich wohl; er war ja tot! — Und der tapfere rechtſchaffene Banko reiſte zu ſpät in der Nacht. Wenn man Luſt hat, ſo kann man ja auch ſagen, Fleance habe ihn umgebracht. Denn Fleance nahm die Flucht. Man ſollte eben nicht ſo ſpät in der Nacht reiſen. Wer ſiehet es nicht ein, wie abſcheulich Malcolm und Donalbain handelten, daß ſie ihren liebreichen Vater ermordeten? Eine verfluchte Tat! Wie ſchmerzte ſie nicht den ehrlichen Macbeth! — Tötet' er nicht augenblicklich in frommer Wut die beiden Täter, die von Wein und Schlaf überwältigt und gefeſſelt lagen? War das nicht edel von ihm gehandelt? Gewiß, und weiſe dazu! Denn wer hätt' es ohne Verdruß anhören können, wenn die Buben es geleugnet hätten? Er hat alſo, wie geſagt, alles ſehr wohl gemacht; und ich glaube, hätt' er nur Duncans Söhne unterm Schloſſe, — welches ja aber der Himmel verhüten wird, — ſo würden ſie es ſchon inne werden, was es auf ſich habe, einen Vater zu ermorden! Das würde auch Fleance! — Aber ſtill! — Denn wegen etlicher freien Reden, und weil er bei des Tyrannen Gaſtmahl nicht erſchien, fiel, wie ich hörte, Macduff in Ungnade. Er ſoll ſich unſichtbar gemacht haben. Wo mag er hin ſein?

Zweiter. Duncans Sohn, dem dieſer Tyrann ſein Erbrecht vorenthält, lebt am engliſchen Hofe, und der fromme Eduard erweiſt ihm daſelbſt überaus viel Gnade. Dahin iſt auch Macduff abgegangen, und will Schutz und Hilfe erflehen, daß wir unſern Tiſchen wieder Speiſe, unſern Nächten Schlaf ſchaffen, von unſern Feſten und Gaſtmählern mörderiſche Dolche entfernen, einem rechtmäßigen Herrn dienen und ohne Niederträchtigkeit zu Ehren gelangen mögen.

Nach dem allem sehnen wir uns jetzt umsonst. Und diese Nachricht hat den König so erbittert, daß er schleunige Kriegsanstalten macht.

Erster. Schickt' er nach Macduff?

Zweiter. Allerdings! Und mit einem unbedingten: „Sir, ich nicht!" kehrt mir der mißvergnügte Abgeschickte den Rücken und murmelt, als wollt' er sagen: Die Stunde soll dich schon noch reuen, da du mich mit dieser Antwort zurückschickst.

Erster. Macduff war auch, wie mich dünkt, nicht mit in Scone zur Krönung.

Zweiter. Freilich nicht. Mein Leben lang vergess' ich's nicht, was er mir damals sagte. „Leicht können uns unsere alten Röcke bequemer gesessen haben als die neuen!" sagt' er, ließ Scone linker Hand liegen und ging nach Fife.

Erster. Nun, so mag er sich denn nur so weit halten, als er immer kann. Gott lass' ihn mitleidige Herzen und tapfere Arme in England finden, um den verfluchten Arm zu zerbrechen, der so schwer auf unserm armen Vaterlande liegt.

Zweiter. Dazu sag' ich Amen!

(Gehen beide ab.)

Fünfter Auftritt.

(Auf Macduffs Schlosse zu Fife.)

Rosse. Lady Macduff. Ihr Sohn.

Lady. Was hatt' er denn getan, daß er landflüchtig werden mußte?

Rosse. Geduld, teure Lady!

Lady. Warum hatt' er die nicht auch? Seine Flucht war Raserei. Tun es unsere Handlungen nicht, so macht uns die Furcht zu Verrätern.

Rosse. Es könnte auch wohl keine Furcht, sondern Klugheit gewesen sein; und wenn ich raten sollte . . .

Lady. Klugheit? — Zu verlassen sein Weib, zu verlassen seine unmündigen Kinder, seine Güter und Titel? Und das an einem Orte, wo er sich selbst nicht sicher achtet? — Er liebt uns nicht; er hat kein Naturgefühl! Der armselige Zaunkönig, der allerkleinste unter den Vögeln, wird kämpfen wider die Eule für seine Jungen im Neste. Furcht ist bei ihm alles; Liebe nichts! Und wo bleibt denn die Klugheit bei einer Flucht, die so gegen alle Vernunft anrennt?

Rosse. Teuerste Base, ich bitte, geben Sie sich zufrieden! Ihr Gemahl ist edel, weise, bedächtlich, und weiß am besten, was die Zeit erfodert. Wär' ich wie Sie, ich — reist' ihm auf dem Fuße nach. Viel mehr darf ich nicht sagen. Aber grausam sind die Zeiten, wenn wir für Verräter gehalten werden und nichts davon wissen; wenn wir uns fürchten, ohne zu wissen, was wir fürchten, und so wie auf einem wilden stürmischen Meere hin und her, Gott weiß wohin geworfen werden. Jetzt muß ich wieder fort. Mein Alles hab' ich gewagt, mich hierher zu stehlen und nur so viel zu sagen. (Der Knabe kommt.) Sieh da, mein lieber kleiner Vetter! Gott behüte dich!

Lady. Er hat einen Vater, und ist doch eine Waise.

Rosse. Was ich Ihnen riet, Lady; die Kinder mitgenommen! Gott sei mit Ihnen! (Ab.)

Lady. Armer Junge, dein Vater ist tot. Was willst du nun anfangen? Wovon leben?

Sohn. Wovon die Vögel, Mutter?

Lady. Wie? Von Würmern und Fliegen?

Sohn. Von allem, was ich kriegen kann, mein' ich; sie machen's auch so.

Lady. Armes Vögelchen! Du würdest dich weder vor Netz, noch Leimrute hüten; weder vor Fallen, noch Stricken.

Sohn. Warum nicht, Mutter? Die sind für arme Vögel nicht hingelegt. Mein Vater ist nicht tot, wenn du es gleich sagst.

Lady. Ja wohl ist er tot! Gott helfe dir, armer Junge! —

(Kommt ein Fremder.)

Der Fremde. Grüße Sie Gott, meine schöne Lady! Sie kennen mich zwar nicht, aber ich desto besser Sie. Es schwebt Gefahr über Ihrem Haupte. Wollen Sie sich von einem gemeinen Manne warnen lassen, so bleiben Sie hier nicht. Flugs machen Sie sich fort mitsamt Ihren Kleinen. Es läßt zwar unhöflich, daß ich Sie so erschrecke, aber unmenschlich wär' es, Sie ungewarnt zu lassen, da die Gefahr Ihnen so nahe ist. Gott behüte Sie! Ich darf nicht länger säumen. (Ab.)

Lady. Gott! Wohin soll ich denn fliehen? Rosse schien auch schon so etwas . . . Ich habe ja nichts Böses getan! — Aber nun besinn' ich mich; ich lebe in dieser irdischen Welt, worin Böses tun oft löblich ist, Gutes tun aber zur gefährlichen Torheit wird. — Ach! Warum will ich denn die weibliche Schutzwehr brauchen und sagen: Ich habe kein Böses getan? — Komm, Kind! — Gott erbarme sich unser! — (Ab.)

Sechster Auftritt.

(England. Im Schloßgarten.)

Malcolm. Macduff.

Malcolm. Laß uns den einsamsten Schatten suchen und dort unsere kummervollen Herzen leer weinen.

Macduff. Lieber dem Tyrannen ins Schwert gegriffen und tapfer unser niedergestürztes Erbrecht verfochten! Jeden neuen Morgen heulen neue Witwen, schreien neue Waisen, widerhallt der Himmel von neuen Klagen, als ob er mit Schottland litte.

Malcolm. Was ich glaube, darüber will ich weinen; was ich weiß, das will ich glauben, und was ich ändern kann, das will ich tun bei günstiger Gelegenheit. Was du vorhin sagtest, mag wohl wahr sein. Aber dieser Tyrann, dessen bloßer Name jetzt die Zunge verletzt, wurde doch sonst für brav gehalten; ja, du selbst liebtest ihn nicht wenig, und noch hat er dir kein Leid zugefügt. — Ich bin zwar jung — aber doch könntest du durch mich dir ein Verdienst um ihn erwerben. — Es ist Klugheit, ein schwaches, armes, unschuldiges Lamm aufzuopfern, um einen erzürnten Gott zu besänftigen.

Macduff. Ich bin kein Verräter.

Malcolm. Aber Macbeth ist einer. Der Auftrag eines Königs kann einen edlen und tugendhaften Sinn leicht erschüttern. — Engel ließen sich verführen, warum nicht auch Menschen.

Macduff. Bei Gott, ich bin kein Verräter! Meinem Vaterlande zuliebe komm' ich und lege zum Zeichen der Wahrheit die Hand auf mein Herz. Lüg' ich, so stoße das Herz die Hand weg, und sie falle den Raben zum Futter hin!

Malcolm. Wenn entheiligte Schwüre immer sichtbar gewirkt hätten, so wäre noch kein Freund betrogen, kein Monarch verraten, keine Unschuld entehrt worden.

Kein Dieb hätte seinen beschönigten Raub erhalten, und kein Richter noch ein ungerechtes Urteil gesprochen. — Doch vergib mir! Meine Gedanken können dich ja zu nichts anderm machen, als du bist. Engel glänzen noch immer, obgleich die glänzendsten fielen; und wenn auch alle bösen Dinge die Gestalt des Guten annähmen, so müßte doch das Gute immer ebenfalls so aussehen.

Macduff. Ach! So hab' ich denn meine Hoffnung verloren!

Malcolm. Vielleicht eben da, wo ich meine Zweifel fand. Freund! Du solltest so eilig, in solchen gefährlichen Umständen dein Weib, deine Kinder, alle dein Kostbares, was die Liebe fesseln konnte, ohne Abschied verlassen haben? — Ich bitte dich, laß meine Besorgnis dich nicht beleidigen. Nichts als meine eigene Sicherheit veranlaßt sie. Du kannst immer ein sehr rechtschaffener Mann sein, was ich auch von dir denken mag.

Macduff. So blute denn, blute, mein armes Vaterland! — Setze dich immer fester, mächtige Tyrannei, denn Redlichkeit wagt's nicht, dich zu erschüttern! — Dulde deine Kränkungen — denn dieser verzagt mit allen seinen Ansprüchen! — Leben Sie wohl, Prinz! — Für allen den Raum, den der Tyrann in seinen Klauen hält, und für alle Schätze des reichen Osten dazu möcht' ich der Schurke nicht sein, für den Sie mich ansehen.

Malcolm. Werde nicht unwillig! — Es ist nicht gerade lauter Mißtrauen gegen dich, das aus mir redet. Ich glaube gern, unser Vaterland erliegt unter dem Joche; es weint, es blutet und jeder neue Tag vermehrt seine Wunden. Auch glaube ich gern, daß für mein Recht Arme sich erheben würden. Gleich hier bietet mir Englands Güte tausend wackere Leute an. Aber gesetzt auch, ich trät' endlich auf des Tyrannen Haupt oder trüg' es auf meinem Schwerte, so würde mein Vaterland alsdann unglücklicher sein, als vorhin von seinem Nachfolger ärger und seltsamer gepeinigt werden als von seinem Vorweser.

Macduff. Und wer wäre dieser Nachfolger?

Malcolm. Wer? Kein anderer als ich! Ich, dem alle Arten von Lastern dergestalt eingeimpft sind, daß, wenn sie aufbrechen, selbst der schwarze Macbeth schneeweiß erscheinen und der arme Staat ihn, mit meiner unbegrenzten Bösartigkeit verglichen, für ein mildes Lamm ansehn wird.

Macduff. Alle Legionen der grauenvollen Hölle können keinen verruchteren Teufel als Macbeth aufstellen.

Malcolm. Ich gesteh' es, er ist blutgierig, schwelgerisch, geizig, falsch, tückisch, auffahrend, boshaft und stinkt nach jeder namhaften Sünde. — Aber, Freund! In mir findest du einen grundlosen Pfuhl von Wollust. Eure Gemahlinnen und Töchter, alle eure Weiber und Mädchen würden ihn nie ausfüllen. Da sind keine Schranken, keine Hindernisse zu erdenken, die meine unbändige Begier nicht überspringen würde. Besser, daß Macbeth herrscht, als ein solcher!

Macduff. Ungezähmte Üppigkeit ist freilich im Grunde Tyrannei, hat schon manchen Thron vor der Zeit leer gemacht und ist der Sturz mancher Könige gewesen. Aber zagen Sie deswegen nicht, das anzunehmen, was Ihnen gehört. Sie können reichlich aus dem Becher der Wollust trinken und doch vor dem getäuschten Auge der Welt den Nüchternen spielen. Wir haben willige Frauenzimmer genug. Sie können unmöglich solch ein Geier sein, nur so viele zu verschlingen, als sich der Hoheit gern preisgeben, sobald sie diese Neigung an ihr bemerken.

Malcolm. Außerdem keimt unter all dem Unkraut auch der unersättlichste Geiz auf. Wär' ich König, so würd' ich meine Edlen ihrer Güter wegen aus dem

Wege räumen und bald das Haus des andern begehren. Und doch würde dieser Erwerb nur eine Brühe sein, die meinen Hunger noch mehr reizte. Ich würde an den Besten und Redlichsten ungerechte Händel suchen und sie bloß ihres Vermögens wegen Grunde zu richten.

Macduff. Dieser Geiz freilich wurzelt schon tiefer und verderblicher als Wollust, das Gewächs eines kurzen Sommers. Wie oft war er das Schwert, das unsere Könige erschlug! — Aber seien Sie auch darüber unbesorgt! Schottland hat Reichtümer genug, um Ihre Habsucht mit allem zu füllen, was sie nur braucht. Alle diese Fehler sind noch erträglich und lassen sich durch andere Tugenden aufwiegen.

Malcolm. Deren hab' ich aber keine. Von allen jenen königlichen Tugenden, als da sind Gerechtigkeit, Wahrheit, Mäßigung, Standhaftigkeit, Güte, Geduld, Gnade, Demut, Frömmigkeit, Gelassenheit, Mut, Tapferkeit, von allen diesen ist nicht ein Funken in mir. Dagegen hab' ich alle möglichen besonderen Lasterarten an mir und übe sie gar mannigfaltig aus. Ja, stünd' es nur bei mir, so würd' ich den allgemeinen Frieden stören, alle Eintracht von der Erde verbannen und in die Hölle hinabsperren.

Macduff. O Schottland! Schottland!

Malcolm. Ist ein solcher würdig, zu regieren, so sprich! Ich bin so, wie ich gesagt habe.

Macduff. Würdig, zu regieren? Nein! Nicht zu leben. — O unglückliches Volk! Von einem unrechtmäßigen Tyrannen mit blutigem Zepter beherrscht! Wann wirst du wiedersehen die Tage deines Heils? Da der rechtmäßige Erbe deines Thrones den Fluch der Verwerfung selbst über sich ausspricht und seinen geheiligten Ursprung lästert! — Dein königlicher Vater war der beste Fürst; die Königin, die dich gebar, öfter auf den Knieen als den Füßen, starb an jedem Tage ihres Lebens! — So fahre denn wohl! Eben diese Laster, deren du dich selbst anklagst, haben mich aus Schottland vertrieben. — O mein Herz! Hier endigt sich deine ganze Hoffnung!

Malcolm. Halt, Macduff! Diese edle Hitze, die Tochter der Rechtschaffenheit, hat die schwarzen Zweifel aus meiner Seele verscheucht und mich ausgesöhnt mit deiner Aufrichtigkeit und Ehre. Der teuflische Macbeth hat mich schon durch mehr solche Vorspiegelungen in sein Garn zu locken gesucht, und das Mißtrauen tat immer klug, die allzu eilfertige Leichtgläubigkeit im Zügel zu halten. Aber Gott im Himmel sei Zeuge zwischen mir und dir! Von nun an überlass' ich mich ganz deiner Führung und widerrufe alles, was ich gegen mich selbst geredet habe. Hiermit schwör' ich alle die Laster und Schande von mir ab, deren ich mich selbst anklagte; denn sie sind meiner Natur ganz fremd. Noch hat mich Wollust nie überwältigt; noch hab' ich nicht falsch geschworen; noch hab' ich mich kaum desjenigen gelüsten lassen, was mein eigen war; noch verletzt' ich nicht meine Treue, und würde selbst den Teufel nicht an seine Gesellen verraten. Wahrheit lieb' ich nicht weniger als mein Leben. Meine erste Unwahrheit war soeben die wider mich selbst. Was ich in der Tat bin, steht nun dir und meinem armen Vaterlande zu Dienste. Noch ehe du hier angekommen bist, ist schon der alte Siward mit zehntausend tapferen Soldaten nach Schottlands Grenzen abgegangen. Möchte doch der Ausgang der Gerechtigkeit unserer Sache entsprechen! — Aber warum schweigst du nun? —

Macduff. So viel Böses und Gutes auf einmal — reimt sich schwer zusammen. — (Rosse kommt.) — Aber wer kommt da?

Malcolm. Ein Landsmann, ob ich ihn gleich noch nicht kenne. — Hernach mehr hiervon, Macduff!

Macduff. Sieh da, mein teuerster Vetter! Willkommen hier!

Malcolm. Jetzt kenn' ich ihn. Guter Rosse, der Himmel entferne bald die Ursachen, die uns einander fremd machen.

Rosse. Ja, das woll' er, gnädiger Herr!

Macduff. Steht's noch so mit Schottland, als vorhin?

Rosse. Ach, das arme Land erschrickt vor seinem eigenen Anblick! Unsere Mutter kann's nicht mehr heißen, sondern unser Grab. Da sieht man keinen mehr lächeln als den, der von nichts weiß. Seufzen, Ächzen und Schreien zerreißt die Luft, ohne daß man darauf achtet. Jammer und Todesverzuckungen sieht man an wie neumodische Ohnmachten; und wenn eine Totenglocke läutet, so fragt man kaum, wem es gilt! Das Leben rechtschaffener Leute ist schneller dahin, als der Blumenstrauß an ihrem Busen. Alles stirbt da, noch eh' es einmal krank wird.

Macduff. O grausame, aber nur allzu wahre Beschreibung! —

Malcolm. Welches ist denn wohl die neueste Untat?

Rosse. O, wer von der erzählt, die nur eine Stunde alt ist, wird ausgezischt. Jede Minute gebiert eine neue.

Macduff. Was macht mein Weib?

Rosse. Dein Weib? — O, ganz wohl — —

Macduff. Und alle meine Kinder?

Rosse. Auch wohl — — —

Macduff. Hat der Tyrann ihre Ruhe nicht gestört?

Rosse. Nein, sie waren alle in sehr guter Ruhe, als ich sie verließ.

Macduff. Sei doch nicht so karglaut! Sage mir, wie geht's ihnen?

Rosse. Als ich abging, lief ein Gerücht umher, daß verschiedene würdige Leute aus dem Wege geräumt wären. Das war mir um so glaublicher, da ich die Völker des Tyrannen ausrücken sah. Nun ist die höchste Zeit zur Hilfe. Ihr bloßes Umherschaun, mein Prinz, würde Soldaten in Schottland erschaffen, und selbst Weiber zum Fechten ermuntern, um nur dies grausame Elend abzuschütteln.

Malcolm. Laß es ihren Trost sein, daß wir eben im Begriff sind, anzurücken. Der gute König von England hat uns den wackeren Siward und zehntausend Mann geliehen. Einen älteren und tüchtigeren Kriegsmann muß die Christenheit nicht aufweisen können.

Rosse. Könnt' ich doch diesen Trost mit einem ähnlichen erwidern! Aber ich habe Dinge zu sagen, die man lieber in die Luft hineinheulen sollte, wo kein Ohr sie auffinge.

Macduff. Was betreffen sie? Die allgemeine Sache? Oder ist es besonderes Weh für irgend ein einzelnes Herz?

Rosse. Jedem redlichen Gemüte muß es freilich mit schmerzen, obschon das Ganze — für dich allein gehört.

Macduff. Ist's mein, so verhalte mir's nicht! Laß mich's geschwinde haben.

Rosse. Laß deine Ohren nicht auf ewig meine Zunge verabscheuen, wenn der schrecklichste Schall sie erfüllt, den sie jemals gehört haben!

Macduff. Ha! Ich errate schon . . .

Rosse. Dein Schloß ist überfallen; dein Weib und deine Kinder sind unmenschlich niedergemetzelt! — Wollt' ich die Art erzählen, so würd' ich die Leichen dieser Lieben noch mit der deinigen vermehren.

Malcolm. Barmherziger Himmel! — (Zu Macduff.) Nein, Mann! drücke deinen Hut nicht so tief ins Auge! — Laß deinen Schmerz reden! Stummer Schmerz überladet die Brust und zersprengt sie.

Macduff. Meine Kinder auch?

Rosse. Weib, Kinder, Gesinde, alles, was da war!

Macduff. Und ich mußte nicht dort sein! — Mein Weib auch ermordet?

Rosse. Wie ich sagte.

Malcolm. Fasse dich! Volle Rache soll die Arzenei sein, womit wir diesen tödlichen Schmerz heilen wollen.

Macduff. Er hat ja keine Kinder! — Alle meine lieben Kinder? — Alle, sagtest du? — O höllischer Geier! — Alle? — Was? Alle meine artigen Küchlein und ihre Mutter, mit einem abscheulichen Griffe?

Malcolm. Kämpfe gegen deinen Schmerz wie ein Mann!

Macduff. Das will ich; aber ich muß ihn auch fühlen wie ein Mann. So leicht läßt sich's nicht vergessen, daß man so etwas hatte, welches man für sein Kostbarstes hielt. — Konnte der Himmel das ansehen, ohne sich ihrer anzunehmen? — Sündenvoller Macduff, um deinetwillen wurden sie erwürgt! — Ich Nichtswürdiger! Nicht um ihrer Missetaten, sondern um der meinigen willen wurd' ihr Leben ein Schlachtopfer. Geb' ihnen der Himmel nun Ruhe!

Malcolm. Das müsse dein Schwert wetzen, deinen Schmerz in Wut verwandeln! Beruhige dein Herz nicht! Herz' es auf!

Macduff. O, ich könnte mit meinen Augen das Weib, mit meiner Zunge den Prahlhans spielen. — Aber nichts! — Gütiger Himmel, schneide du nur allen Aufschub ab! Stirn gegen Stirn stelle diesen höllischen Feind Schottlands und mich zusammen! Bring' ihn mir so nahe, daß ihn mein Schwert erreiche! Und entkommt er da, dann, o Himmel, magst auch du ihm verzeihen!

Malcolm. Das sprach ein Mann! — Kommt zum Könige; wir wollen Abschied nehmen. Macbeth ist reif zum Abernten. Die Schnitter dort oben greifen schon nach den Sicheln.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Vorzimmer auf Macbeths Schlosse.)

Ein Arzt. Eine Kammerfrau. Beide hereinkommend.

Arzt. Aber wie kam sie denn wohl an solche Krankheit?

Kammerfrau. Das mag sie am besten wissen.

Arzt. Treibt sie das oft so?

Kammerfrau. Alle Nächte; und oft wunderseltsam. Ich sah, sie sprang vom Bette auf; warf den Nachtrock um; schloß ihr Kabinett auf; nahm Papier heraus; legt' es zusammen; schrieb drauf; las es; versiegelt es, und ging wieder zu Bette. Alles im tiefsten Schlafe.

Arzt. Große Unordnung der Natur, zu gleicher Zeit der Wohltat des Schlafs zu genießen und die Geschäfte des Wachens zu verrichten! — Hörten Sie wohl, außer dem Herumwandeln und Hantieren, sie nicht auch im Schlaf etwas reden?

Kammerfrau. Freilich etwas, — das ich aber nicht gern wiedersagen möchte.

Arzt. Mir wohl! Ein Arzt muß allerdings so etwas wissen.

Kammerfrau. Weder Ihnen, noch sonst jemandem. Denn ich habe keine Zeugen. — (Lady Macbeth kommt mit einem Lichte herein.) Sieh da! Da kommt sie. Völlig nach ihrer Weise; und bei Gott! im tiefsten Schlafe. Nun beobachten Sie sie selbst; aber halten Sie sich ruhig.

Arzt. Wie kam sie zu dem Lichte?

Kammerfrau. Es stand neben ihrem Bette. Sie hat immer Licht bei sich. Das ist ihr Befehl.

Arzt. Aber sehn Sie doch! Ihre Augen sind ja hell und klar offen.

Kammerfrau. Das wohl! Aber ihre Sinne sind verschlossen.

Arzt. Was macht sie jetzt? — Sieh, wie sie sich die Hände reibt.

Kammerfrau. Das ist ihr Gewöhnliches. Sie tut, als ob sie sich die Hände wüsche. Dies hab' ich sie schon Viertelstunden lang tun sehn.

Lady Macbeth. Hier ist noch ein Flecken.

Arzt. Horch, sie spricht! Helfen Sie mir's behalten. Vielleicht komm' ich hinter die Ursache ihres Übels.

Lady. Weg, verdammter Flecken! Weg, sag' ich! — Eins! Zwei! Wohl, so ist's hohe Zeit, ans Werk zu gehn. — Düster ist die Hölle. — Pfui, Macbeth, pfui! Ein Soldat, und furchtsam! Was brauchen wir uns zu fürchten, daß es auskomme? Wer darf unsere Übermacht zur Rede stellen? — Aber wer hätte wohl gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich habe?

Arzt. Hören Sie das wohl?

Lady. Der Graf von Fife hatt' eine Frau. Wo ist sie nun? — Was? Wollen denn diese Hände nimmer rein werden? — Nichts mehr davon, Macbeth! Ja nichts mehr! — Du verhudelst alles mit diesem Entsetzen.

Kammerfrau. Kommen Sie, kommen Sie! Sie haben schon gehört, was Sie nicht sollten.

Arzt. Sie hat gesagt, was sie nicht sollte, so viel ist gewiß. Der Himmel mag wissen, was sie weiß.

Lady. Noch immer riecht's hier nach Blut. — Alle Wohlgerüche Arabiens können diese kleine Hand nicht süß würzen. — Oh! Oh! Oh! —

Arzt. Was für Seufzer! Sie hat etwas sehr Schweres auf dem Herzen.

Kammerfrau. Ich möchte kein solches Herz im Busen tragen; nicht um die ganze Hoheit ihrer Person.

Arzt. Gut, gut! —

Kammerfrau. Gebe Gott, daß es so sei!

Lady. Wasche deine Hände, sag' ich! Wirf den Schlafrock um! Sieh mir nicht so blaß aus! Ich sage dir's nochmals, Banko ist begraben. Er kann aus seinem Grabe nicht wiederkommen.

Arzt. Da steckt's also?

Lady. Zu Bett! Zu Bett! — Es pocht draußen am Tore. — Komm, komm! Komm, komm! Gib mir deine Hand! Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Zu Bett! Zu Bett! Zu Bett! — Sacht! (Ab.)

Arzt. Geht sie nun zu Bett?

Kammerfrau. Geradeswegs!

Arzt. Fürwahr! Solche Krankheit ist mir noch nicht vorgekommen. Ich habe wohl Nachtwandler gekannt; aber von der Art .... Man raunt einander draußen gräßliche Dinge ins Ohr. Unnatürliche Handlungen gebären unnatür-

liche Unruhe. Das böse Gewissen flüstert selbst dem tauben Schlafpfühle sein Geheimnis zu. Sie bedarf mehr des Priesters als des Arztes. — Gott! Gott! Vergib uns allen! — Geben Sie wohl auf sie acht! Lassen Sie sie nicht aus den Augen! Entfernen Sie von ihr alles, womit sie sich Leides tun könnte! Weiter hab' ich jetzt nichts zu sagen. Aber ich denke mein Teil. Gute Nacht! (Ab.)

Kammerfrau. Gute Nacht, lieber Herr!

(Ab, hinter Lady Macbeth her.)

Zweiter Auftritt.

(Macbeths Zimmer.)

Macbeth (hereinkommend). Nur keine Zeitungen mehr! Mag doch alles überlaufen, Edelmann und Bauer! Ehe Birnams Wald nach Dunsinane kommt, weiß ich nichts von Furcht. — Wer ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht vom Weibe geboren? — Allwissende Geister haben den Ausspruch getan. Getrost, Macbeth! Kein Mensch, vom Weibe geboren, mag dir etwas anhaben! — So lauft denn über! Lauft zum Teufel, ihr abtrünnigen Vasallen! Der Geist, der mich beherrscht, soll nicht von Zweifeln wanken, und nie dies Herz in mir von Furcht erschüttert werden. (Ein Diener kommt.) Daß dich der Teufel schwarz brenne, du kalkwangiger Schlingel! Warum siehst du so gänsemäßig aus?

Diener. Ach, Herr, zehntausend . . .

Macbeth. Gänse, Schurke?

Diener. Soldaten, gnädigster Herr!

Macbeth. Geh', reib' erst dein Gesicht und streiche deine Furcht rot an, du aschfahle Memme! Was für Soldaten, Hansarsch? — Daß du verdammt wärst! — Deine Käsewangen müssen ja ein ganzes Heer mit Furcht anstecken. — Was für Soldaten, Molkengesicht?

Diener. Erlauben Eure Gnaden, die englische Macht.

Macbeth. Schaffe mir dein Gesicht aus den Augen! — Seyton! — Mir wird übel, wenn ich's ansehe. — (Diener ab.) Seyton! — Dieser Anstoß wird mich entweder auf immer gesund machen, oder auf einmal liefern. Ich habe lange genug gelebt. Das Laub an meinem Lebensbaume verfalbet sich nach und nach und welkt. Auf das, was hohes Alter begleiten sollte, auf Ehre, Liebe, Gehorsam, Freundschaft, auf alles das darf ich nicht rechnen; wohl aber auf Flüche, wenn nicht laute, dennoch innige tiefe Herzensflüche, versteckt hinter Augendienerei und leeren Wortschwall. Und auch die versagte mir das arme Herz sehr gern, wenn es nur dürfte. — Seyton! He! Seyton! —

(Seyton kommt.)

Seyton. Gnädigster Herr?

Macbeth. Was gibt es sonst Neues?

Seyton. Alles hat sich bestätigt, was vorhin gemeldet wurde. Auch unsere Grafen von Rosse, Angus, Lenox, Menteth und Cathneß sind mit ihren Leuten zu Malcolm gestoßen. Sie nähern sich mit unglaublicher Geschwindigkeit; denn niemand widersetzt sich ihnen.

Macbeth. Nun denn, meine Waffen her! Durch den Harnisch geht der Weg zu meinem Leben. Nirgend anders durch. Meine Waffen!

Seyton. Noch ist es nicht nötig, gnädigster Herr.

Macbeth. Dennoch will ich sie anlegen. — Zwar bis Birnams Wald nach Dunsinane kommt! . . Schickt mehr Reiter aus! Laßt sie das ganze Land durchstöbern und alle die Schurken aufhängen, die von Furcht schwatzen. Meine Waffen, sag' ich! —

(Seyton bringt sie; er legt sie an. — Der Arzt kommt.)

Macbeth. Was macht Eure Kranke, Doktor?

Arzt. Freilich nicht allzu wohl, gnädigster Herr! Doch rührt ihre Krankheit mehr von beklemmenden Einbildungen als sonst wovon her.

Macbeth (unterm Anziehen). So heile sie davon! Kannst du denn nicht auch kranke Seelen heilen, eingewurzelten Kummer aus dem Gedächtnisse reißen, tief eingegrabene Unruhen des Gehirns austilgen und den überladenen Busen durch irgend ein süßes Gegengift der Vergessenheit von dem gefährlichen Ballast reinigen, welcher das Herz zerdrückt?

Arzt. Hierin muß die Kranke selbst das Beste tun.

Macbeth. O, so wirf deine Arzneien den Hunden vor! Ich mag sie nicht. — Mein Schwert! — Meinen Stab! — Seyton, schicke Reiter aus! — Doktor, die Edelleute lassen mich im Stiche. — Tummle dich, Seyton! — Doktor, wenn du meinem Lande das Wasser besehen, seine Krankheit ausfindig machen, es ausfegen und zu seiner alten vollkommenen Gesundheit wiederherstellen könntest, dann wollt' ich dein Lob dem Echo entgegenrufen, daß hundertfach das Land davon widerhallen sollte. Weg mit deinen Quacksalbereien! — Was für Purganzen könnten wohl jene Engländer abtreiben? Hast du nichts von ihnen gehört?

Arzt. Dero königlichen Zurüstungen machen, daß wir etwas davon hören.

Macbeth. Euch Leutchen ist wohl mächtig bang' ums Herz? — Mir kann Tod und Hölle keine Furcht einjagen, bis Birnams Wald nach Dunsinane kommt. (Man hört Weibergeschrei.) Was für Geschrei?

Seyton. Weibergeschrei, gnädigster Herr.

Macbeth. Schier hab' ich ganz verlernt, was Furcht ist. Es war eine Zeit, da mich der Schrei einer Nachteule scheu machen konnte, da mein Haar bei jedem Schrecken sich emporsträubte und starr stand, als wäre Leben darin. Jetzt aber bin ich von Schrecken satt, und das Grausen, vertraut mit meinem Mordgedanken, kann nicht mehr an mir haften. (Wieder Geschrei.) Aber dennoch ist's meinen Ohren fatal. Komm herein, Seyton! Doktor! vernimm, was es ist? und schaff' es mir aus den Ohren!

(Ab in ein inneres Gemach.)

Arzt (nach der Vordertür gehend). Was gibt's?

Dritter Auftritt.

Arzt. Kammerfrau.

Kammerfrau (hereinstürzend). Kommen Sie, lieber Doktor, um Gottes willen, kommen Sie! Die Königin — hat's weg.

Arzt. Was? Doch nicht tot? Unmöglich!

Kammerfrau. Ja! Ja! Ja! — Das war ein Aufruhr in ihrem Bette! Wie mit halb erdrosselter Kehle rief sie: Hilfe! Hilfe! Dann gab's Ach und Krach. Als ich herzulief, zuckte, röchelt' und schnappte sie zum letztenmal. Was für Klauen ihr das Gesicht auf den Rücken gedreht und die blauen Flecken gekniffen haben, mag der allmächtige Gott wissen.

Arzt. Das ist ohne Zweifel ein Schlagfluß, Madam. Ein Aderlaß hilft vielleicht noch.

Kammerfrau. Oh, vergeblich! Vergeblich! Wer kann Gottes Gericht aufhalten?

Arzt. Ich werde gleich kommen, wenn ich's dem Könige gemeldet habe.

Vierter Auftritt.

Arzt. Macbeth und Seyton, herauskommend.

Macbeth. Nun hurtig, Seyton! Wie ich dir befohlen habe. (Seyton ab.) Was gab's, Doktor?

Arzt. Die Königin soll der Schlag gerührt haben; ja sie soll — tot sein. Ich eile, zu sehen, was hierbei noch zu tun sein möchte. (Ab.)

Macbeth (allein). Sie hätt' ein anderes Mal sterben sollen. Es würde wohl einmal Zeit zu dieser Nachricht gekommen sein. Morgen und Morgen — und Morgen — kriecht mit seinem Schneckenschritte von einem Tage zum andern fort, bis an die letzte Silbe der uns bestimmten Zeit, und alle unsere Gestern haben Narren zur dunkeln Gruft des Todes hinunter geleuchtet. — Aus, aus, Restchen Kerze! Leben ist nur ein wandelnder Schatten; ein armer Schauspieler, der seine Stunde lang auf der Bühne strotzt und tobt, hernach aber nicht mehr bemerkt wird. Es ist ein Märchen von einem Dummkopf erzählt, voll Schwall und Bombast, aber ohne Bedeutung. — (Kommt eine Bote.) Du hast etwas auf der Zunge. Mach's kurz!

Bote. Gnädigster Herr, ich sollte sagen, was ich gesehen habe, und weiß nicht, wie ich's sagen soll.

Macbeth. Sag's, wie du kannst.

Bote. Als ich auf dem Hügel meinen Posten hielt, sah ich nach Birnam hin, und es kam mir vor, als finge der Wald an, sich zu bewegen.

Macbeth (nach ihm hauend). Lüg', Schurke, daß du liigst!

Bote (niederknieend). Mich treff' Euer Gnaden ganzer Zorn, wenn es nicht so ist. Auf drei Meilen weit können Sie ihn selbst kommen sehn. Wie gesagt: ein marschierender Wald.

Macbeth. Hast du gelogen, so sollst du lebendig an dem nächsten Baum aufgehangen werden, bis du vor Hunger zusammengeschrumpft bist. Sagst du die Wahrheit, so geschehe mir immerhin desgleichen. — Aber wie? — Wenn ein Doppelsinn in den Worten des Teufels läge, der seinen Lügen die Gestalt der Wahrheit zu geben weiß? — „Fürchte nichts, bis Birnams Wald nach Dunsinane kommt!" Und nun kommt ein Wald nach Dunsinane . . . (Seyton kommt.)

Seyton. Gnädigster Herr, das, was wir für Birnams Wald hielten, ist das feindliche Heer. Alles trug Zweige von Birnams Walde, vermutlich, um die Anzahl zu verbergen. Schon ist's am Fuße des Dunsinane . . .

Macbeth. Die Fahnen ausgesteckt! — Laßt sie kommen! kommen! kommen! — Unseres Schlosses Festigkeit spottet ihrer Belagerung. — Laßt sie hier liegen, bis Hunger und Pest sie aufzehren. Wären die nicht wider uns, die mit uns sein sollten, so hätten wir ihnen getrost, Bart gegen Bart, entgegengehn und sie bis in ihre Heimat zurückschlagen können. — Komme, was kommen kann! Selbst Birnams Wald komme! Hat doch Macbeth keinen zu fürchten, den ein Weib gebar! (Kommt ein Bote.)

Bote. Gnädigster Herr! Die Feinde haben die Festung erstiegen. Ihre eigenen Soldaten reichten ihnen die Hände und zogen sie herauf.

(Bote ab.)

Seyton. So ist hier kein Weilen mehr. (Ab.)

Macbeth. Ha! Nun ist kein Entrinnen und kein Hierbleiben mehr für mich! — Sonne, ich werde deiner überdrüssig, und wünschte, das ganze Weltgebäude trümmerte zusammen. Blase, Wind! Rausche, Zerstörung! — Wie? Alles hat mich verlassen? — Alles! — Fluch auf euch und Verderben der Hölle! So will ich mir denn allein genug sein. Allein will ich's mit Welt, Himmel und Hölle aufnehmen. Hinaus! Hinaus! Noch ist der nicht vorhanden, den kein Weib geboren hat. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Macduff. Soldaten. Kriegslärm hinten.

Macduff. O Tyrann, wo bist du? Zeige dich! — Fällst du von einer andern Hand als der meinigen, so werden die blutigen Schatten meines Weibes und meiner Kinder mich unaufhörlich ängstigen. Gegen das andere armselige Gesindel kann ich nicht fechten. Ihn, ihn, o Glück! laß mich finden, mehr verlang' ich nicht!

(Ab. Immer Kriegslärm.)

Sechster Auftritt.

Macbeth, von der anderen Seite.

Macbeth. Sie haben mich gestellt wie einen Eber. Entfliehen kann ich nicht; ich muß fechten! Das will ich! Bis mir das Fleisch von den Knochen abgehackt ist. — Warum sollt' ich den tragischen Narren spielen und in mein eigenes Schwert fallen? Nein! was mein Schwert an andern vermag, soll erst voran auf die Reise.

Siebenter Auftritt.

(Noch immer Kriegslärm.)

Ein englischer Offizier, von der anderen Seite. Macbeth.

Offizier. Wie heißt dein Name?

Macbeth. Du wirst zittern, wenn du ihn hörst.

Offizier. Das werd' ich nicht. Nennteſt du auch einen heißern als irgend einen aus der Hölle.

Macbeth. Macbeth heißt mein Name.

Offizier. Der Teufel selbst könnte mir keinen verhaßtern nennen.

Macbeth. Und keinen furchtbarern.

Offizier. Du leugst, abscheulicher Tyrann! Mit meinem Schwerte will ich dir's beweisen.

(Sie fechten. Der Offizier fällt.)

Macbeth. Dich gebar ein Weib. — Ich lache der Schwerter, spotte der Waffen, die Weiberſöhne führen. Mehr her von deinesgleichen!

(Will wieder ab. Macduff ihm entgegen.)

Achter Auftritt.

Macduff. Macbeth. Soldaten, die den Getöteten wegtragen.

Macduff. Steh, Höllenhund, steh!

Macbeth. Unter allen Menschen sucht' ich dir allein auszuweichen. Zurück! Meine Seele ist schon genug beladen mit dem Blute der Deinigen.

Macduff. Ich habe keine Worte; meine Stimme ist in meinem Schwerte. Du Bösewicht, blutiger, als Worte dich beschreiben können!

(Sie fechten.)

Macbeth. Deine Müh' ist umsonst. Ebenso leicht könnte dein Schwert die unverwundbare Luft verletzen, als mich. Laß es auf verwundbare Schädel fallen! Ich trag' ein bezaubertes Leben in mir, das keinem weicht, der vom Weibe geboren wurde.

Macduff. Ha, so verzweifle, Verruchter! Und laß den Teufel, dem du dientest, dir sagen, daß Macduff vor der Zeit aus seiner Mutter Leibe genommen wurde.

Macbeth. Verflucht sei die Zunge, die das sagt! Sie entnervt den besten Teil meiner Mannheit. — Ich will nicht mit dir fechten.

Macduff. So ergib dich, Feiger! Und leb' als ein Schaustück, der Welt und Nachwelt zum Anstarren! Wie ein seltenes Ungeheuer wollen wir dich abgemalt auf einer Stange herumtragen lassen, mit der Unterschrift: Hier ist zu schauen der Tyrann aller Tyrannen!

Macbeth. Ich will mich nicht ergeben, um den Staub vor des Knaben Malcolm Füßen zu lecken, und ein Ziel zu sein den Flüchen des Pöbels. Kam gleich Birnams Wald nach Dunsinane, gebar gleich meinen Gegner kein Weib, so will ich doch das Letzte versuchen. Hier werf' ich meinen Schild vor. Fall' aus, Macduff, und verdammt sei, wer zuerst ruft: Halt! Genug!

(Gefecht, Macbeth fällt.)

Macduff. Ergreift nun, Geister der Rache, die Seele des Verruchten! Und ihr beruhigt euch, wimmernde Schatten meines huldreichen Königs, meines süßen Weibes, meiner holden Kinder! Des Tyrannen Schwert will ich zerbrechen und als Weihstücke über euern Gräbern aufhängen. — (Rafft Macbeths Schwert auf.) Nun, Malcolm, komm und tritt ihm auf den Nacken! Die erste Stufe zu deinem rechtmäßigen Throne! (Ab.)

Macbeth (sterbend). Ist das die Erfüllung? — Entsetzlich! — O Hölle, daß ich mich von deinem Doppelsinne täuschen lassen mußte! — Meinen Ohren hast du Wort gehalten, nicht meinen Hoffnungen. — Verfluchter Ehrgeiz! — Nun ist's aus, das bunte Gaukelspiel! — Der Vorhang rauscht! — Die Lichter verlöschen; — und ich erwache in dicker Finsternis, kalt angeweht von dem Grausen der Hölle. — Meine Seele watet in Blut! Im Blute der Unschuldigen! — Der Strom schwillt, — schwillt — hebt mich empor. — Ich kann mich nicht mehr halten. — Seufzer und Flüche brausen mir nach wie Stürme — sie treiben — sie wälzen — mich wälzen die Wogen hinunter — hinunter — hinunter zieht mich die Hölle. — Oh! — Verloren bin ich! Auf ewig verloren! — Oh! — (Stirbt.)

Neunter Auftritt.

(Kriegsmusik und Fahnen.)

Macduff. Malcolm. Rosse. Edelleute. Soldaten.

Macduff. Hier, mein Prinz, liegt der Raubgeier, mit erschlafften Flügeln und Klauen! Ihr Thron ist frei.

Malcolm. O meine Freunde, wenn ich's je vergesse, was ihr für mich und mein Recht tatet; nicht Balsam auf die Wunden meines zerschlagenen Vaterlandes gieße; nicht den Segen wieder aufzubauen strebe, welchen der eiserne Fuß dieses Tyrannen niedertrat, so treffe der Blitz des Allmächtigen statt der Krone mein Haupt und schmettere mich in den Staub neben dieses verworfene Aas!

Macduff. Hör', o Gott, seinen Schwur, und sei gelobt für die Vergeltung dieses Tages! Du aber, mein Vaterland, atme wieder auf und jauchze! Wohl mir, daß ich hier, in dem Kreise deiner Edeln, dir vorjauchzen und deinem bessern Beherrscher das erste Lebehoch zurufen darf! Hoch lebe Malcolm, der König von Schottland!

Alle. Hoch lebe der König von Schottland! (Trompeten.)

Ende des Schauspiels.

Bruchstücke einer Übersetzung von Shakespeares „Sommernachtstraum".

(2. Akt. 1. Scene. Vers 32—59.)

Fee. Betrügt mich nicht dein Wuchs und all dein Angestelle,
So bist du ganz gewiß der arge Spukgeselle
Hans Schabernack, der schlau in allen Winkeln steckt,
In Keller, Küch' und Stall die Pächterdirnen neckt,
Die süße Milch benascht und mit dem Rahm sich futtert,
Macht, daß sich atemlos umsonst die Hausfrau buttert,
Daß Bier und Most nicht gärt, der schuld ist, daß bei Nacht
Der Wandrer irre geht, der wiehernd dann sein lacht.
Doch denen, welche dich mein süßes Drollchen nennen,
Bist du zur Hand, wenn sie nicht fertig werden können.
Hab' ich's getroffen? He?

Droll. Getroffen just aufs Fell.
Ich bin, wie du errätst, der muntere Nachtgesell.
Ich scherz' um Oberon und reiz' ihn oft zur Lache,
Wenn ich dem raschen Hengst die Stute wiehernd mache.
Bisweilen stehl' ich mich mit schadenfrohem Sinn
Ins liebe Buttelchen der Frau Gevatterin,
Da lausch' ich in Gestalt der rotgebrühten Krabbe
Und fahr' ihr, wenn sie trinkt, auf einmal an die Labbe.*)
Versprudelt wird alsdann das teure Kordial**)
Aufs platte Außenwerk. Gibt wohl ein andermal
Die hochwohlweise Baf' den hochgeehrten Gäßlen

*) Labbe, niederdeutsch = Lippe.
**) Kordial (vom lat. cor) = herzstärkende Arznei.

Ein Mordgeschichtchen ernst und andachtsvoll zum besten,
So stell' ich dreigebeint und ähnlich auf ein Haar
Als ihren Sessel mich im nächsten Winkel dar.
Bedächtig setzt sie sich — husch! vor den Hochgeehrten
Entschlüpf' ich ihr, und plumps! liegt sie auf ihrem Werten,
Wie kreischt und lamentiert, wie krächzt, wie sprudelt sie!
Verstohlen kichert erst nur noch die Kompagnie.
Doch bald beschwören laut, die kaum sich noch beherrschten,
Das sei, bei Gott! ein Spaß zum Wälzen und zum Bersten.
Doch — Frecher, packe dich! Denn hier kommt Oberon.

Fee. Ach, meine Herrin auch! Troll' er sich nur davon!

(2. Akt. 2. Scene. Vers 27—34.)

Oberon. Was du wahrnimmst beim Erwachen,
Sollst du, aller Welt zum Lachen,
Dir zum liebsten Liebchen machen.
Sei es Leu von ungefähr,
Kater, Igel oder Bär,
Sollst du seufzen tief und schwer,
Süßes Liebchen, komm doch her!
Sähest du doch beim Erwachen
Gleich den häßlichsten der Drachen!

(2. Akt. 2. Scene. Vers 66—83.)

Droll. Ich durchstrich dies Waldrevier;
Kein Athener ist mehr hier,
Zum Versuch auf seinem Auge,
Was dies Liebesblümchen tauge.
Aber wer, o Still' und Nacht,
Liegt da in Athenertracht?
Er, der, wie mein Herr mich lehrte,
Die Athenerin nicht ehrte.
Und sieh! Hier schläft auf feuchtem Grund
Das Mädchen selber so gesund!
Ha, bei dem Schlagetot der Liebe,
Du Arme, mit dem wärmsten Triebe
So nah zu liegen! 's ist doch hart!
Aber, Bärenhäuter, wart'!
Stracks auf deine Augenlider
Gieß ich meinen Zauber nieder.
Wachst du auf, so weiß ich wohl,
Was sie nicht mehr schließen soll.
Deinen Nächten, deinen Tagen
Soll die Liebe Schlaf versagen.
Nun wach' auf! Ich geh' davon;
Denn ich muß zu Oberon.

(3. Akt. 1. Scene. Vers 166—180.)

Titania. Bedient mir diesen Herrn mit aller Höflichkeit!
Umhüpfet ihn, bestreut ihm jeden Pfad mit Rosen,
Pflegt mit Melonen sein, pflegt sein mit Aprikosen,
Mit Maulbeer, Feige, Pfirsch' und Traub' und Ananas,
So lecker als nur je ein Erdensohn sie aß,
Pflegt sein mit Honigseim und laßt der kleinen Bienen
Gewichste Füßchen ihm des Nachts zu Kerzen dienen;

Ihr zündet sie am Steiß des Feuerwürmchens an,
Damit er in und aus dem Bett sich finden kann.
Entrupft die Flügelchen den bunten Schmetterlingen,
Von seinem Aug' im Schlaf den Mondschein wegzuschwingen.
Nun werft ihm Kußhand zu und macht ihm einen Knicks.
1. Fee. Viel Glücks, o Sterblicher!
2. Fee. Viel Glücks!
3. Fee. Viel Glücks!
4. Fee. Viel Glücks!

(3. Akt. 2. Scene. Vers 1—40.)

Oberon. Nun wüßt' ich gar zu gern, denn itzt ist sie wohl wach,
Was Frau Titanien zuerst ins Auge stach.
Denn in das Ding muß sie sich schlechterdings vergaffen.
(Droll kommt.)
Da sieh, mein Famulus! Wie geht's, du Aff' der Affen?
Erzähle, was, seitdem wir unsre Kunst geübt,
An diesem Geisterhof die Nacht uns Neues gibt?
Droll. In einen Unhold, Herr, ist unsre Frau verliebt.
In ihrer heiligen, dicht eingezäunten Grotte
Lag sie in tiefem Schlaf; als eine Lumpenrotte
Von Kerlen, die bei Tag die Gassen von Athen
In Schurzfell und in Wams ums liebe Brot durchgehn,
Allhier zusammenkommt, ihr Schauspiel zu probieren
Und Theseus' Hochzeitsfest damit zu honorieren.
Ein Extratölpel nun von dieser saubern Schar,
Der Junker Pyramus, wo ich nicht irre, war,
Muß, wie sich das so fügt, die Bühn' einmal verlassen
Und hinter Farrenkraut statt der Kulisse passen.
Dies Tempo nehm' ich wahr und kröne meinen Tropf
Hui! ohne daß er's merkt, mit einem Eselskopf,
Den Augenblick hierauf hat Thisbe ausgesprochen.
Mein Tausendschönchen kommt so wieder angestochen.
Hilf Himmel, welch ein Lärm, sobald sie ihn nur sehn,
Wie wilde Gänse, die den Schleicher fern erspähn,
O'r wie ein bunter Schwarm von Krähen rotbekrallet
Aufrauscht und krächzt, sobald des Schützen Flinte knallet,
Hier, da und dorthin fährt und wild die Luft durchfegt,
So flieht der ganze Trupp, wie er hervor sich regt.
Bei unserm Trampeln stürzt der Mann den Mann danieder.
Der eine schreiet: Mord! der andre: Hilfe, Brüder!
Ihr Sinn, der gegen Furcht nicht mehr bestehen kann,
Reizt Ding' auch ohne Sinn zu ihrem Schaden an.
An Dorn und Hecke bleibt, wie sie hindurch sich drängen,
Hier Rockschoß, Ärmel, Hut, dort Gott weiß was noch hängen.
So scheucht' ich sie erschreckt durchs ganze Waldrevier,
Nur Schätzchen Pyramus verwandelt blieb allhier.
Und jetzt gerade muß Titania erwachen
Und sich mit ihrer Gunst an meinen Langohr machen.

(3. Akt. 2. Scene. Vers 122—144.)

Lysander. Wie? meine Huldigung hältst du für Trieb, zu scherzen?
Wann hast du je den Scherz wohl weinen sehn?
Sieh, weinend schwör' ich dir! o glaube, daß von Herzen,
Von Herzensgrund beträute Schwüre gehn.

Wie hart, der Spötterei Gelübde zu verklagen,
Die so an offner Stirn der Wahrheit Siegel tragen!
Helena. Ha, immer weiter deckt sich deine Arglist auf,
Wie teuflisch fromm, mit Schwur den Schwur erlegen!
Elmirens Schwüre sind's! Gereut dich schon der Kauf?
Wäg' Eid an Eid, so wirst du gar nichts wägen!
Die Eid' an sie und mich, wie Märchen leer und leicht,
Leg' auf zwei Schalen sie, und keine sinkt und steigt.
Lysander. Ach! Unsinn war es einst, mein Herz ihr anzutragen.
Helena. Nein! Unsinn ist es jetzt, ihr wieder zu entsagen.
Lysander. Demetrius liebt sie; dich aber liebt er nicht.
Demetrius (erwachend). O süße Helena, du Graziengesicht,
Du göttliche Gestalt, was gleich' ich deinen Augen,
Aus welchen Trunkenheit selbst Götterblicke saugen?
Kristall ist gegen sie nur Schlacke. Dieser Mund,
Der Purpurkirsche gleich, wie lieblich voll und rund
Er sich dem Kusse beut! Und o der weiße, reine
Olympos-Schnee, zum Alabasterstein
Vom Ostwind blank gehaucht, gleicht, wenn du deine Hand
Aus Sonnenlicht erhebst, des Raben Nachtgewand.
Laß küssen, küssen laß es mich, zu deinen Füßen,
Des Weißen reinstes Weiß, das Süßeste des Süßen.

Benjamin Franklins Jugendjahre.

Von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben.

Aus dem Englischen.

Mein lieber Sohn!

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, einige kleine Anekdoten von unserer Familie zu sammeln. Du wirst dich wohl noch der Nachforschungen erinnern, die ich unter den mir noch übrigen Verwandten, als wir zusammen in England waren, anstellte, sowie auch der Reise, die ich deshalb unternahm. Vermutlich ist es dir ebenso angenehm als mir, alle Umstände meiner Herkunft und meines Lebens zu kennen, von welchen dir ein großer Teil noch unbekannt ist. Ich will sie für dich niederschreiben und die ungestörte Muße einer Woche darauf verwenden, welche mir mein gegenwärtiger Aufenthalt auf dem Lande verspricht. Außerdem werde ich auch noch durch andere ziemlich triftige Gründe dazu veranlaßt. Aus dem Schoße der Armut und der Dunkelheit, worin ich geboren wurde und die Jahre meiner Jugend verlebte, stieg ich in einen Zustand des Überflusses und auf eine ziemlich hohe Stufe des Ruhmes in der Welt empor. Das Glück blieb bis in mein hohes Alter mein unzertrennlicher Begleiter. Vielleicht wünschen meine Nachkommen die Mittel zu wissen, die ich anwandte und welche, Dank sei der helfenden Vorsehung, so gut anschlugen. Sie können ihnen einigen Nutzen gewähren, wenn sie sich jemals in ähnlichen Lagen befinden sollten.

Dieses Glück, wenn ich, wie öfters geschah, darüber nachdachte, veranlaßte mich bisweilen zu sagen: Wenn es mir angeboten würde, so wollte ich wohl ebendieselbe Lebensbahn noch einmal von einem Ende bis zum anderen durchlaufen. Ich würde mir nur das Recht der Schriftsteller ausbedingen, bei einer neuen Ausgabe ihrer Werke die Fehler der ersten zu verbessern. Allenfalls möchte ich auch wohl einige kleine Zufälle und Begebenheiten meines Lebens gegen günstigere vertauschen. Indessen wenn mir auch dieser Punkt verweigert würde, so wäre ich nichtsdestoweniger bereit, wieder von vorn anzufangen. Weil man nun aber das Leben selbst nicht wiederholen kann, so muß man tun, was diesem am nächsten kommt: man muß seine Begebenheiten ins Gedächtnis zurückrufen und, damit das Andenken desto dauerhafter sei, dieselben niederschreiben. Bei diesem Geschäfte werde ich dem natürlichen Hange der Greise, von sich selbst und ihren eigenen Handlungen zu reden, nachgeben und mich diesem um so williger überlassen, je weniger ich dadurch denen beschwerlich falle, die sich etwa aus Ehrfurcht für mein Alter verpflichtet halten könnten, mich anzuhören. Denn zu lesen brauchen sie mich doch nicht, wenn sie nicht selbst wollen. Endlich geschieht dadurch auch meiner Eitelkeit vielleicht Genüge, welches ich lieber freiwillig bekenne, da mir, wenn ich es leugnete, doch niemand glauben würde. Denn fast nie hörte oder las ich die Einleitungsphrasen: Ohne Eitelkeit kann ich sagen u. s. w., ohne daß irgend ein Zug der entschiedensten Eitelkeit unmittelbar nachgefolgt wäre.

Die meisten Menschen hassen die Eitelkeit an anderen, soviel ihnen auch immer selbst davon zu teil geworden sein mag. Was aber mich betrifft, so ist sie mir überall willkommen, wo ich sie finde, weil ich überzeugt bin, daß sie sowohl ihrem Besitzer als auch denen vorteilhaft ist, welche sich in seinem Wirkungskreise befinden. Es würde daher in gar manchen Fällen eben nicht widersinnig sein, wenn ein Mensch seine Eitelkeit zu den übrigen Annehmlichkeiten seines Lebens mitzählte und der Vorsehung Dank dafür sagte.

Hier ist der Ort, wo ich in aller Demut bekennen muß, daß ich eben dieser göttlichen Vorsehung das Glück verdanke, welches ich bis hierher genossen habe. Sie allein hat mir die Mittel dargeboten, welche ich angewandt habe, und hat sie mir gelingen lassen. Mein Glaube in diesem Stücke läßt mich wenigstens hoffen, wenn ich auch nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, daß der Himmel seine Güte auch noch ferner an mir beweisen werde, entweder dadurch, daß er die Dauer meines Glückes bis an das Ziel meines Lebens erstreckt, oder daß er mir Kraft genug gibt, einen harten Umschlag desselben zu ertragen, den ich ebenso leicht als viele andere erfahren kann. Mein zukünftiges Glück kennt nur derjenige, dessen Hand unser Schicksal lenkt, und welcher selbst unsere Drangsale zu unserem weit größeren Wohlsein dienen lassen kann.

Einer meiner Oheime, beflissen wie ich, Familienanekdoten zu sammeln, gab mir einige Papiere, woraus ich mehrere Umstände entlehnt habe, die unsere Vorfahren betreffen. Ich habe daraus ersehen, daß sie seit wenigstens dreihundert Jahren in einem und ebendemselben Dorfe, Eaton in

Northamptonshire, auf einem Freigute von ungefähr dreißig Morgen Landes gelebt haben. Mein Oheim hatte nicht ausfindig machen können, wie lange sie schon vor dieser Zeit daselbst zugebracht haben mochten. Sie wohnten hier vielleicht schon seit der Zeit, da sie, nach der Weise anderer Bürger durch das ganze Königreich, die sich beständige Namen beilegten, den Familiennamen Franklin annahmen, der vorher Personen einer gewissen Klasse bezeichnete.

Dieses kleine Eigentum würde zu ihrem Unterhalte nicht hinreichend gewesen sein, wenn nicht bis auf seine Zeiten das Schmiedehandwerk in der Familie hergebracht gewesen wäre, in welchem beständig der älteste Sohn unterrichtet wurde. Diese Gewohnheit befolgten er und mein Vater ebenfalls in Ansehung ihrer ältesten Söhne.

Die Untersuchungen, die ich zu Eaton anstellte, ergaben in Ansehung ihrer Geburten, Heiraten und Sterbefälle keine besondere Auskunft, als erst seit dem Jahre 1555, weil das Kirchenregister daselbst nicht über diesen Zeitpunkt hinausgeht. Aus diesem Register ersah ich, daß ich durch fünf Zeugungen hinauf immer der jüngste Sohn des jüngsten Sohnes war. Mein Großvater Thomas, geboren 1598, lebte zu Eaton, bis er zu alt wurde, sein Handwerk fortzusetzen, da er sich denn nach Banburg in Oxfordshire zu seinem Sohne Johann, einem Färber, begab, bei welchem mein Vater in der Lehre stand. Mein Urgroßvater starb daselbst und ward auch da begraben. Wir sahen 1758 sein Denkmal. Sein ältester Sohn, Thomas, blieb in dem väterlichen Hause zu Eaton und hinterließ dieses samt der Länderei seiner einzigen Tochter, welche selbiges nachher mit Beistimmung ihres Ehemannes, Herrn Fischers von Wallingborough, an Herrn Esteb, gegenwärtigen Eigentümer des Schlosses zu Eaton, verkaufte.

Mein Urgroßvater hinterließ vier lebende Söhne, nämlich Thomas, Johann, Benjamin und Josias. Ich will dir von ihnen so viel mitteilen, als mein Gedächtnis mir darbietet; denn ich habe meine Papiere nicht bei der Hand, in welchen du umständlichere Nachrichten finden wirst, wenn sie anders während meiner Abwesenheit nicht verloren gegangen sind.

Thomas hatte das Schmiedehandwerk von seinem Vater erlernt. Da er aber von Natur viele Geistesgaben besaß, so bildete er diese auf Antrieb des Herrn Palmer Esq., vornehmsten Einwohners des Kirchsprengels, durch Studien aus. Eben dieser munterte auch meine übrigen Oheime auf, etwas zu lernen. Thomas brachte es auf diese Art so weit, daß er mit Notariatsgeschäften umgehen konnte; wurde bald ein sehr notwendiger Mann in den Angelegenheiten der Provinz und eine der vornehmsten Triebfedern aller öffentlichen Unternehmungen, sowohl der Grafschaft und Stadt Northampton, als auch seiner Gemeinheit. Man erzählte uns zu Eaton manchen merkwürdigen Zug von ihm. Ungemein geachtet und begünstigt von dem Lord Hallifax starb er am 6. Jänner 1702, gerade vier Jahre vor meiner Geburt. Das, was uns einige alte Personen im Dorfe von seinem Leben und Charakter erzählten, war, wenn ich mich recht erinnere, wegen der außerordent-

lichen Ähnlichkeit mit dem, was du von mir selbst wußtest, dir so auffallend, daß du noch sagtest: Wenn er vier Jahre später gestorben wäre, so möchte man eine vorgegangene Seelenwanderung annehmen.

Johann wurde, wie ich glaube, zum Handwerk eines Wollenfärbers erzogen.

Benjamin lernte in London die Seidenfärberei und war ein sehr betriebsamer Mensch. Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl; denn er kam während meiner Kindheit zu meinem Vater nach Boston und lebte eine Zeitlang bei uns im Hause. Er und mein Vater trugen eine besondere Zuneigung zueinander, und er war mein Taufpate. Er brachte es zu einem hohen Alter und hinterließ handschriftlich zwei Quartbände seiner Poesien, bestehend aus kleinen flüchtigen Stücken, die an seine Freunde gerichtet waren. Eine Art von Schriftverkürzung, die er für sich erfunden hatte, brachte er auch mir bei; da ich mich aber derselben niemals bedient, so habe ich sie nun wieder vergessen. Er war sehr fromm und besuchte fleißig die Predigten der besten Kanzelredner, die er nach seiner Schnelligkeitsmethode sehr gern nachzuschreiben pflegte. Er hat davon mehrere Bände gesammelt. Auch war er ein großer und für seine Lage vielleicht allzugroßer Liebhaber der Politik. Ich fand letzthin zu London von ihm eine Sammlung von Blättern, welche die öffentlichen Angelegenheiten vom Jahre **1641** an bis **1717** betrafen. Soviel sich aber aus der Zahlenreihe abnehmen läßt, so fehlen mehrere Bände, wiewohl noch acht Bände in Folio und vierundzwanzig in Quart und Oktav übrig sind. Diese Sammlung war in die Hände eines Antiquars gefallen, welcher mir sie brachte, weil er wußte, daß ich Bücher von ihm gekauft hatte. Es scheint, daß mein Oheim sie zurückgelassen hatte, als er ungefähr vor fünfzig Jahren nach Amerika gegangen war. Ich habe darin viele Anmerkungen von seiner Hand am Rande gefunden. Sein Enkel, Samuel Franklin, lebt gegenwärtig noch zu Boston.

Unsere geringe Familie hatte schon sehr früh die Reformation angenommen. Auch während Mariens Regierung blieben unsere Väter derselben mit Treue zugetan und gerieten damals wegen ihres Eifers gegen das Papsttum in Gefahr, beunruhigt zu werden. Sie besaßen eine englische Bibel. Diese zu verbergen und in Sicherheit zu bringen, hatten sie den Einfall, selbige ganz aufgeschlagen unter dem Deckel eines Nachtstuhls mit Schnüren zu befestigen. Wenn nun mein Altervater seiner Familie etwas daraus vorlesen wollte, so wandte er den Deckel auf seinen Knien um und schlug die Blätter auf, welche durch die Schnüre zusammengehalten wurden. Eines seiner Kinder stand Wache an der Tür, um Nachricht zu geben, wenn ein Diener des geistlichen Gerichts sich sehen ließe. In diesem Falle wurde der Deckel sogleich wieder gehörig auf seinen Nachtstuhl gestülpt, und die Bibel blieb darunter wie vorher verborgen. Ich habe diese Anekdote von meinem Oheime Benjamin.

Bis gegen das Ende der Regierung Karls des Zweiten blieb die ganze Familie der englischen Kirche zugetan. Als aber um diese Zeit einige Prediger

als Nonkonformisten abgesetzt wurden und Zusammenkünfte in Northampton-shire hielten, so gesellten sich Benjamin und Josias unzertrennlich zu ihnen. Die übrigen Mitglieder der Familie blieben Anhänger der bischöflichen Kirche.

Mein Vater Josias hatte sich sehr jung verheiratet. Um das Jahr 1682 führte er seine Gattin samt drei Kindern nach Neu-England. Denn als damals die Zusammenkünfte durch das Gesetz verboten und öfters beunruhigt wurden, so beschlossen verschiedene angesehene Personen von seiner Bekanntschaft nach Amerika überzugehen, woselbst sie sich eine freiere Religionsübung versprachen, und bewegten ihn, sie zu begleiten.

Meinem Vater wurden in Amerika von ebenderselben Frau noch vier Kinder, von einer zweiten aber noch zehn andere, mithin in allem siebzehn geboren. Ich erinnere mich deren dreizehn rund um den Tisch gesehen zu haben, die alle mannbar wurden und sich verheirateten. Ich war der letzte Sohn und, zwei Töchter ausgenommen, das jüngste Kind. Ich wurde zu Boston in Neu-England geboren. Meine Mutter, die zweite Gattin, war Abia Folger, eine Tochter Peter Folgers, eines der ersten Anbauer von Neu-England, dessen Cotton Mather in seiner Kirchengeschichte von dieser Provinz*) eine ehrenvolle Meldung tut, indem er ihn, wenn ich mich anders seiner Ausdrücke recht erinnere, einen frommen und gelehrten Engländer nennt. Vom Hörensagen weiß ich, daß er verschiedene kleine Aufsätze geschrieben hat, wovon aber nur ein einziger gedruckt worden ist. Ich habe ihn schon vor mehreren Jahren einmal gesehen. Er schrieb ihn um das Jahr 1675, und zwar in gemeinen Versen, nach dem Geschmacke seines Zeitalters und seines Landes. Er redet darin diejenigen an, welche damals am Ruder saßen, und spricht sowohl überhaupt für die Freiheit des Gewissens, als besonders zu Gunsten der Anabaptisten, Quäker und anderer Sekten Anhänger, welche verfolgt worden waren. Diesen Verfolgungen schreibt er die Kriege mit den Eingeborenen und andere Drangsale zu, welche das Land drückten, indem er sie als Strafgerichte Gottes über so verhaßte Beleidigungen ansieht, und ermahnt die Regierung, diese der christlichen Liebe so sehr widersprechenden Gesetze abzuschaffen. Dieses Stück schien mir mit einer männlichen Freimütigkeit und bescheidenen Einfalt abgefaßt zu sein. Ich erinnere mich noch der sechs letzten Verse der Schlußstanze. Die zwei ersten habe ich zwar vergessen, allein der Sinn derselben war, daß ihm das Wohlwollen diesen Tadel eingegeben, und daß er also als Verfasser hat bekannt sein wollen. Ich hasse, sagt er, von ganzem Herzen die Verstellung, und schließt:

Zu Sherburne**) wohn' ich jetzt und schreibe,
Daß ich stets euer wahrer Freund,
Der's ganz und gar nicht böse meint,
Mit Namen Peter Folger, bleibe.

*) Des nordamerikanischen Theologen Cotton Mather (1633—1728) „Magnalia Christi Americana or the Eclesiastical History of New England" erschien London 1702.

**) Eine Stadt auf der Insel Nantucket. (B.)

Meine Brüder wurden alle zu verschiedenen Handwerkern in die Lehre getan; ich aber kam in einem Alter von acht Jahren in eine öffentliche Schulanstalt (College). Mein Vater bestimmte mich der Kirche und sah mich schon für den Atmosenpfleger der Familie an. Die Fertigkeit, mit welcher ich in meiner frühesten Kindheit lesen gelernt hatte (denn ich erinnere mich wirklich nicht mehr der Zeit, da ich noch nicht hätte lesen können), und die Beistimmung aller seiner Freunde, die ihm versicherten, daß ich ganz gewiß ein Gelehrter werden würde, bestärkten ihn in diesem Vorhaben. Mein Oheim Benjamin billigte dieses ebenfalls und versprach, mir alle seine Predigtbücher zu schenken, welche in den oben erwähnten von ihm erfundenen Schriftzeichen geschrieben waren, wenn ich mir nur die Mühe geben wollte, selbige zu erlernen.

Ich blieb indessen noch nicht völlig ein Jahr in dieser Anstalt, ob ich gleich in dieser kurzen Zeit nach und nach aus der Mitte einer Jahresklasse bis an die Spitze ebenderselben und von da in die Klasse unmittelbar über derselben rückte, aus welcher ich am Schlusse des Jahres in die folgende übergehen sollte. Allein mein Vater, belästigt mit einer zahlreichen Familie, sah sich nicht imstande, die Kosten der Erziehung in einer solchen Schulanstalt ohne seine Beschwerde zu bestreiten. Da er übrigens erwägte und dies auch gegen seine Freunde in meiner Gegenwart äußerte, wie wenig Hilfsquellen sich einem auf solche Art erzogenen Kinde auf dieser Laufbahn darböten, so gab er seinen ersten Vorsatz auf, nahm mich aus dem Collegio zurück und schickte mich in eine Schreib- und Rechenschule, welche Herr George Brownell hielt. Dieser war ein geschickter Lehrer, dem der Unterricht in seinem Fache meistenteils überaus wohl gelang, indem er immer die angenehmsten und schicklichsten Mittel anwandte, seine Lehrlinge zu ermuntern. Unter ihm lernte ich bald gar schön schreiben, scheiterte aber an der Rechenkunst und machte darin nicht den mindesten Fortschritt.

Als ich zehn Jahr alt war, wurde ich wieder nach Hause geholt, um meinem Vater in seinem Gewerbe zu helfen. Dies bestand in Lichterziehen und Seifensieden. Denn ob er gleich diese Handwerke nicht förmlich gelernt hatte, so ergriff er sie doch nach seiner Ankunft in Neu-England, weil er fand, daß die Färberei zu wenig im Gange war, um die Notdurft für die Erziehung seiner Familie abzuwerfen. Ich wurde daher nun angestellt, Dochte zu den Lichtern zu schneiden, die Formen anzufüllen, den Laden zu hüten, als Bote zu laufen und was dergleichen mehr war.

Dies Geschäft mißfiel mir, und ich hatte eine starke Neigung zur Schifferkunde, wowider sich aber mein Vater erklärte. Gleichwohl gab mir die Nachbarschaft des Wassers Gelegenheit, mich sehr oft sowohl hinein als darauf zu wagen. Ich lernte sehr früh schwimmen und ein Fahrzeug führen. Wenn ich mich mit anderen Kindern eingeschifft hatte, so vertraute man mir gemeiniglich und besonders in schwierigen Fällen das Steuerruder an. Bei jeder anderen Gelegenheit war ich fast immer derjenige, der den Haufen anführte und ihn auch bisweilen in Verlegenheit verwickelte. Ich will dir davon ein Beispiel

erzählen, das eine frühe Geistesanlage zu öffentlichen Unternehmungen verrät, obgleich diese eben nicht durch Gerechtigkeit geleitet wurde.

Ein Mühlenbehälter stieß auf einer Seite an einen Salzteich, an dessen Strande wir zur Zeit der Flut kleine Fische zu fangen pflegten. Durch unsere häufigen Fußtritte war es darauf sehr kotig geworden. Mein Vorschlag war daher, hier ein Steinpflaster anzulegen, worauf wir trockenen und festen Fußes einhertreten könnten. Ich zeigte meinen Spielgesellen einen großen Haufen Steine, die zwar zu einem neuen Hause unweit des Salzteiches bestimmt, aber auch zu unserem Zwecke sehr brauchbar waren. Eines Abends, als die Arbeitsleute sich entfernt hatten, brachte ich eine Anzahl meiner Gesellen zusammen, und indem wir so fleißig wie die Ameisen arbeiteten und an manchem Steine zu dreien schleppten, trugen wir sie alle von dannen und brachten unseren kleinen Steindamm zustande. Am nächsten Morgen wußten die Arbeitsleute nicht, wie ihnen geschah, da sie ihre Steine nicht mehr fanden, die alle nach unserer Chaussee gewandert waren. Man forschte nach den Urhebern, wir wurden entdeckt, man beklagte sich darüber; mehrere von uns erfuhren eine Züchtigung von ihren Eltern; und ob ich mich gleich auf den Nutzen dieses Werkes berief, so bewies mir doch mein Vater, daß dasjenige, was nicht mit der Rechtschaffenheit bestehe, auch nicht wahrhaftig nützlich sein könne.

Vielleicht interessiert es dich zu wissen, was für ein Mann mein Vater war. Er war von vortrefflicher Leibesbeschaffenheit, von Mittelgröße, wohlgebildet, außerordentlich stark und gewandt in allem, was er unternahm. Er zeichnete ganz artig, verstand ein wenig Musik; seine Stimme war tönend und angenehm, so daß, wenn er die Psalmen sang und dazu die Violine strich, welches er bisweilen nach vollbrachtem Tagewerke des Abends tat, es eine wahre Lust war, ihm zuzuhören. Auch war er in der Mechanik bewandert und wußte sich im Falle der Not auch der Werkzeuge anderer Handwerker geschickt zu bedienen. Das Vorzüglichste aber an ihm war ein gesunder Verstand und eine richtige Urteilskraft im Fach der Weltklugheit bei öffentlichen sowohl als Privatangelegenheiten des Lebens. Mit jenen gab er sich zwar eigentlich nicht ab, weil die zahlreiche Familie, die er zu erziehen hatte, und sein geringes Vermögen ihn unablässig an sein Gewerbe fesselten; allein ich erinnere mich doch sehr wohl, daß die Vorgesetzten ihm nicht selten zusprachen, ihn um seine Meinung in Angelegenheiten sowohl der Stadt als auch der Kirche, welcher er zugetan war, befragten, und daß sein Urteil und sein Rat ungemein viel bei ihnen galten. Privatleute beratschlagten sich ebenfalls sehr viel mit ihm in schwierigen Fällen über ihre Angelegenheiten, und nicht selten wählten ihn streitende Parteien zu ihrem Schiedsrichter.

So oft es anging, hatte er gern einige Freunde oder aufgeklärte Nachbarn, mit welchen er sich unterhalten konnte, bei sich zu Tische. Er suchte dabei immer die Unterredung auf sinnreiche und nützliche Gegenstände zu lenken, die zur Bildung des Geistes seiner Kinder etwas beitragen konnten. Solchergestalt lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf das, was gut, gerecht, klug und nützlich

im Lebenswandel ist. Niemals war die Rede von Gerichten, die auf dem Tische erschienen; nie setzte man auseinander, ob sie wohl oder übel zubereitet, ob sie das Neue vom Jahre oder nicht, ob sie von gutem oder schlechtem Geschmacke, ob sie diesem oder jenem Dinge von eben der Art vorzuziehen oder nachzusetzen wären. Auf diese Weise von meiner Kindheit an zur vollkommensten Unachtsamkeit in Ansehung dieser Gegenstände gewöhnt, ist es mir von jeher völlig gleichgültig gewesen, was für Gerichte vor mir stünden, und noch gegenwärtig gebe ich so wenig darauf acht, daß es mir wenige Stunden nach der Mahlzeit sehr schwer sein würde, zu sagen, aus was für Gerichten sie bestanden habe. Die Vorteile dieser Angewohnheit habe ich besonders auf Reisen erfahren. Denn nicht selten habe ich mich mit Personen zusammengefunden, die mit ihrem mehr an Leckereien gewöhnten Geschmacke in gar manchen Fällen sich sehr übel befanden, wo mir nicht das mindeste zu wünschen übrig blieb.

Auch meine Mutter war am Leibe vollkommen wohl beschaffen. Sie hat alle ihre zehn Kinder gesäugt, und niemals habe ich so wenig an ihr als an meinem Vater eine andere Krankheit wahrgenommen als diejenige, woran beide, jene 85 und dieser 87 Jahre alt, verstarben. Sie liegen beisammen in Boston begraben, wo ich ihnen vor einigen Jahren einen Marmorstein mit dieser Inschrift errichtet habe:

Hier ruhen

Josias Franklin und Abias sein Weib.

Liebend lebten sie 59 Jahre beisammen, und ohne liegende Güter, ohne ein gewinnreiches Gewerbe, nur durch rastlose Arbeit und rühmliche Betriebsamkeit, gesegnet vom Himmel, unterhielten sie standesmäßig eine zahlreiche Familie und erzogen glücklich dreizehn Kinder und sieben Enkel. Leser, dieses Beispiel ermuntere dich, die Pflichten deines Berufes fleißig zu erfüllen und auf die Unterstützung der Vorsicht zu rechnen.

Er war fromm und klug;
Sie bescheiden und tugendhaft.

Ihr jüngster Sohn erfüllte seine kindliche Pflicht, indem er ihrem Andenken diesen Stein weihte.

Ich ersehe aus meinen weiten Abschweifungen, daß ich alt werde. Ehemals schrieb ich mit mehr Methode. Aber man kleidet sich auch nicht für eine Privatzusammenkunft wie für einen Prachtball. Dies ist jedoch vielleicht gar Nachlässigkeit.

Um wieder auf mich selbst zurückzukommen, so beharrte ich bei dem Gewerbe meines Vaters zwei Jahre hindurch, bis ich nämlich zwölf Jahre alt war. Um diese Zeit verließ mein Bruder Johann, der ebendieses Handwerk erlernt hatte, meinen Vater, verheiratete und setzte sich auf Rhode-Island auf eigene Rechnung. Allem Ansehen nach war ich nunmehr be-

stimmt, seine Stelle zu ersetzen und lebenslänglich ein Lichtzieher zu bleiben. Aber mein Widerwille gegen dieses Geschäft hielt an und ließ meinen Vater, wenn er mir nicht ein angenehmeres darböte, billig befürchten, daß ich ihm entwischen und zu Wasser gehen möchte, wie es schon zu seinem großen Mißvergnügen mein Bruder Josias gemacht hatte. Daher führte er mich bisweilen zu den Werkstätten der Maurer, der Tischler, der Faßbinder, der Kupferschmiede u. s. w., um meinen Geschmack auszuforschen und mich zur Wahl irgend eines Handwerks zu bestimmen, welches mich auf dem Lande zurückhielte. Es hat mir seitdem immer viel Vergnügen gemacht, gute Handwerksleute ihre Werkzeuge handhaben zu sehen, und es ist mir ungemein nützlich gewesen, dadurch so viel gelernt zu haben, um allerlei Kleinigkeiten selbst verfertigen zu können, wenn nicht gleich ein Künstler bei der Hand war. Ich habe auf diese Weise allerlei kleine Maschinen zu meinen Versuchen gerade alsdann zusammengesetzt, wenn meine Aufmerksamkeit noch gespannt war und der Zweck, den ich mir vorgesetzt hatte, noch recht lebhaft meinem Geiste vorschwebte.

Endlich wurde mein Vater mit sich eins, daß ich ein Messerschmied werden sollte. Zum Versuche schickte er mich auf einige Tage zu Samuel, dem Sohne meines Oheims Benjamin, der dieses Handwerk in London erlernt und sich soeben zu Boston niedergelassen hatte. Da aber das Lehrgeld, welches er forderte, meinem Vater nicht anstand, so wurde ich wieder nach Hause gerufen.

Schon von Kindesbeinen an war ich auf das Bücherlesen heftig gesteuert gewesen und hatte das wenige Geld, dessen ich habhaft werden konnte, auf Bücher verwendet. Vorzüglich liebte ich Reisebeschreibungen; und die Sammlung von Bunyan in kleinen einzelnen Bänden war das erste, zu dessen Besitz ich gelangte. Ich verkaufte sie hernach wieder, um mir die historischen Sammlungen des R. Burton*) anschaffen zu können. Diese bestanden aus kleinen Bänden, die nicht viel kosteten und deren überhaupt vierzig oder fünfzig sein mochten.

Die kleine Bibliothek meines Vaters bestand vornehmlich aus theologisch-polemischen und praktischen Schriften. Ich las sie größtenteils durch. Nicht selten habe ich es in der Folge bedauert, daß in einer Zeit, da ich eine so große Lernbegierde hatte, nicht zweckmäßigere Schriften in meine Hände gefallen waren, weil es damals schon entschieden war, daß ich kein Geistlicher werden sollte. Indessen befanden sich doch die Lebensbeschreibungen des Plutarch darunter, die ich sehr fleißig las. Die Zeit, welche ich ihnen widmete, halte ich noch jetzt für nützlich angewendet. Außerdem fand ich darunter ein Werk von Jon mit dem Titel: Versuch über Projekte, welches vielleicht Eindrücke bei mir hinterließ, die in der Folge auf einige der vornehmsten Ereignisse meines Lebens Einfluß gehabt haben.

Meine Neigung zu den Büchern bestimmte endlich meinen Vater, einen

*) Robert, nach anderen Richard Burton, Verfasser zahlreicher, wissenschaftlich wertloser, historischer Schriften.

Buchdrucker aus mir zu machen, obgleich schon ein anderer Sohn einer war. Mein Bruder Jakob war 1717 aus England zurückgekommen und hatte eine Presse nebst Schriften mitgebracht, um seine Druckerei zu Boston anzulegen. Dieses Gewerbe gefiel mir ungleich mehr als das meines Vaters; dennoch behielt ich immer meine Vorliebe für das Meer. Um nun der Wirkung eines solchen Hanges zuvorzukommen, so verlangte mein Vater mit wahrer Ungeduld, mich bei meinem Bruder angestellt zu sehen. Nachdem ich mich einige Zeit geweigert, ließ ich mich endlich dennoch bereden, und unterzeichnete meinen Lehrvertrag, als ich noch nicht über zwölf Jahre alt war. Man war übereingekommen, daß ich bis in mein einundzwanzigstes Jahr Lehrling bleiben und nicht eher als im letzten Jahre Gesellenlohn bekommen sollte.

In kurzer Zeit hatte ich große Fortschritte in dieser Kunst gemacht, und ich wurde meinem Bruder ein sehr brauchbarer Gehilfe. Jetzt hatte ich Gelegenheit, bessere Bücher zu bekommen. Die Verhältnisse, in denen ich mit den Lehrlingen der Buchhändler stand, erlaubten mir sogar, von Zeit zu Zeit ein Buch von ihnen zu erborgen, welches ich denn immer sehr pünktlich und ohne Beschädigung wieder zurückgab. Wie oft habe ich nicht den größten Teil der Nacht mit Lesen in meiner Kammer zugebracht, wenn das mir abends geliehene Buch am nächsten Morgen in aller Frühe wieder an Ort und Stelle sein mußte, weil man entweder befürchtete, daß der Mangel entdeckt, oder daß es verlangt werden möchte.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde ein Kaufmann, Herr Matthäus Adams, ein Mann von Geist, der eine artige Büchersammlung besaß und öfters in unsere Druckerei kam, aufmerksam auf mich. Dieser lud mich ein, seine Bibliothek zu besehen, und war so gefällig, mir diejenigen Bücher zu leihen, die ich lesen wollte. Ich gewann damals der Poesie Geschmack ab und verfertigte selbst einige kleine Stücke. Mein Bruder, der dabei seine Rechnung zu finden glaubte, munterte mich auf und veranlaßte mich, zwei Balladen zu verfertigen. Die eine, unter dem Titel: Tragödie des Pharus, enthielt eine umständliche Erzählung des Schiffbruches des Kapitäns Worthilake mit seinen zwei Töchtern; die andere war ein Matrosenlied auf die Aufbringung des berüchtigten Seeräubers Troch, oder Schwarzbart genannt. Diktion und Verse waren erbärmlich, wie in Blindemanns Liedern. Als sie abgedruckt waren, schickte er mich damit durch die Stadt zum Verkaufe. Das erste fand einen ganz erstaunlichen Abgang, weil die Begebenheit noch neu war und großes Aufsehen gemacht hatte.

Dieser Erfolg schmeichelte meiner Eitelkeit; allein mein Vater schlug gar bald meinen Mut nieder, indem er meine Produkte lächerlich machte und behauptete, daß die Versemacher immer arme Teufel wären. Auf diese Art entging ich noch dem Unglücke, ein Poet, und wahrscheinlich noch dazu ein schlechter, zu werden. Weil aber die Fähigkeit, in Prosa zu schreiben, mir im Verfolge meines Lebens von großem Nutzen gewesen ist und das meiste zu meiner Beförderung beigetragen hat, so will ich dir erzählen, durch was für Mittel ich

in meiner damaligen Lage die geringe Fertigkeit erlangte, die ich hierin etwa besitzen mag.

Es befand sich noch ein anderer junger Bursche in der Stadt, ein großer Bücherfreund, mit Namen Johann Collins, mit welchem ich auf das engste verbunden war. Wir disputierten oft zusammen, hielten dabei sehr auf Bündigkeit, und strebten nach nichts so sehr, als wie einer den anderen in den Sack stecken möchte. Diese Lenkung des Geistes zum Streite, um dies im Vorbeigehen zu sagen, kann sehr leicht zu einer höchst üblen Gewohnheit ausschlagen, die ihren Mann nicht selten ganz unerträglich in Gesellschaften macht, weil sie sich nicht anders als durch Widerspruch äußern läßt. Abgerechnet den Ärger und Tumult, den sie in der Gesellschaft erregt, bringt sie auch Widerwillen, ja vielleicht Feindschaft gerade da hervor, wo einem mit Freundschaft gedient gewesen wäre. Ich hatte mir diese Sucht aus den religiösen Disputierbüchern meines Vaters an den Hals gelesen. Nachher habe ich bemerkt, daß vernünftige Leute selten in diesen Fehler verfallen, außer etwa Juristen, Universitätsverwandte und Leute aller Art, die zu Edimbourg erzogen worden sind.

Einst, ich weiß selbst nicht wie, erhob sich zwischen Collins und mir ein Streit über die Erziehung der Weiber, nämlich, ob es gut oder nicht gut wäre, sie für die Wissenschaften zu erziehen, und ob sie zum Studieren etwas taugten. Er war für das Nein und behauptete, daß diese Laufbahn weit über ihre Kräfte hinausreichte. Ich, vielleicht bloß aus Disputierlust, verfocht die gegenseitige Meinung. Er war von Natur weit beredter als ich; die Worte flossen stromweise von seinen Lippen, und zuweilen, wie es mir vorkam, hielt mich mehr die Geläufigkeit seiner Zunge als die Stärke seiner Gründe nieder. Wir schieden voneinander, ohne eins geworden zu sein, und weil wir so geschwind nicht wieder zusammenkommen konnten, so brachte ich meine Gründe zu Papier und schickte ihm davon eine zierliche Abschrift zu. Er antwortete und ich erwiderte; und so waren schon drei oder vier Briefe hin und her gewechselt, als mein Vater über diese Papiere geriet und sie las. Ohne sich auf den Gegenstand des Streites einzulassen, nahm er nur Gelegenheit, mir etwas über meine Schreibart zu sagen. Er bemerkte, daß, ob ich es gleich in Ansehung der Rechtschreibung und Interpunktion, welches ich der Druckerei verdankte, meinem Gegner zuvortäte, ich dennoch demselben in der Zierlichkeit des Ausdrucks sowie in Ordnung und Klarheit weit nachstände. Er überzeugte mich davon durch mehrere Beispiele. Ich fühlte die Richtigkeit seiner Bemerkungen, wurde von nun an weit aufmerksamer auf die Sprache, und beschloß, mein möglichstes zu tun, um mich im Stil vollkommener zu machen.

Mittlerweile, da dieses vorging, fiel mir ein einzelner Band des Zuschauers*) in die Hände. Es war der dritte. Ich hatte sonst noch nichts davon gesehen; ich kaufte, las und las ihn wieder; ich war davon bezaubert;

*) Der von Richard Steele (1661—1729) und Joseph Addison (1711—13) herausgegebene „Spectator" war als eine der ersten „moralischen Wochenschriften" von großer Bedeutung für die Entwickelung der belletristischen Literatur.

ich fand die Schreibart darin vortrefflich und wünschte sie nachahmen zu können. Um dahin zu gelangen, nahm ich einige Aufsätze, brachte den Inhalt jeder Periode in einen kurzen Auszug und legte dann alles auf ein paar Tage zur Seite. Hierauf versuchte ich es, ohne das Buch zu öffnen, den ganzen Aufsatz wiederherzustellen und jeden Gedanken, so wie er im Buche stand, in seiner ganzen Fülle einzukleiden, indem ich mich der eigenen Worte bediente, die meinem Geiste sich darboten. Alsdann verglich ich meinen Zuschauer mit dem Originale, nahm einige meiner Fehler wahr und verbesserte sie. Aber ich fand, daß es mir an Wortvorrat, wenn ich so sagen darf, und an der gehörigen Leichtigkeit fehlte, die Wörter herbeizuholen und anzuwenden, wozu ich es, wie mir deucht, vor diesem Zeitraume gebracht haben würde, wenn ich fortgefahren hätte, Verse zu machen. Das beständige Bedürfnis vieler Wörter von ähnlicher Bedeutung, dabei aber verschieden, sowohl an Silbenzahl und Maß, als auch am Klange für den Reim, würde mich genötigt haben, beständig mancherlei Synonymen aufzusuchen. Diese würden sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, und ich würde mich ihrer Meister gemacht haben. Daher nahm ich einige Erzählungen des Zuschauers und brachte sie in Verse. Nach Verlauf einer gewissen Zeit, wenn ich das Original völlig vergessen hatte, brachte ich sie wieder in Prosa.

Bisweilen mischte ich auch alle meine Auszüge bunt durcheinander; und einige Wochen darnach suchte ich sie erst wieder in eine bessere Ordnung zu bringen, ehe ich anfing, die Perioden auszubilden und die ganze Abhandlung vollständig zu machen. Dies diente zur Erwerbung einer Methode in Anordnung der Gedanken. Wenn ich hernach mein Machwerk mit der Urschrift verglich, so entdeckte ich viele Fehler, die ich verbesserte. Aber bisweilen hatte ich doch auch das Vergnügen, mir einbilden zu dürfen, daß ich in manchen Kleinigkeiten glücklich genug gewesen wäre, sowohl Methode als Sprache zu verbessern, und dies belebte in mir die Hoffnung, daß ich es mit der Zeit vielleicht dahin bringen würde, ganz erträglich Englisch zu schreiben, welches einer der vorzüglichsten Gegenstände meines Ehrgeizes war.

Die Zeiten, welche ich auf diese Übungen und auf mein Lesen verwandte, waren der Abend nach vollbrachter Arbeit des Tages, der Morgen vor dem Anfange der Geschäfte und der Sonntag, wenn es mir gelang, allein in der Druckerei zu bleiben, indem ich mich vom Kirchengehen losmachte. Auf letzteres pflegte mein Vater sehr zu halten, solange ich noch bei ihm im Hause war; und in der Tat hielt ich es zwar auch noch für Pflicht, nur deuchte mir, hätte ich jetzt nicht mehr Zeit genug, sie auszuüben.

Als ich ungefähr sechzehn Jahre alt war, las ich ein Werk von Tryon*), in welchem er die Lebensnahrung aus dem Pflanzenreiche empfiehlt. Ich beschloß sie anzunehmen. Mein Bruder, welcher unverheiratet war, hatte keine

*) Thomas Tryons „Way to health, long life and happiness", London 1683.

eigene Haushaltung und ließ sich daher nebst seinen Lehrlingen anderwärts beköstigen. Meine Weigerung, Fleisch zu essen, fiel zur Last, und man zankte nicht selten mit mir über meine Sonderbarkeit. Ich unterrichtete mich über die Art, nach welcher Tryon einige seiner Gerichte zubereitete, z. B. wie er Kartoffeln und Reis abkochte, daraus auf der Stelle Puddings und einige andere Gerichte machte. Ich sagte darauf zu meinem Bruder, wenn er mir wöchentlich nur halb so viel auszahlen wollte, als ihm mein Tisch kostete, so wollte ich mich selbst beköstigen. Er nahm diesen Vorschlag auf der Stelle an, und ich fand sehr bald, daß ich auch mit der Hälfte desjenigen, so er mir gab, fertig werden konnte. Dies wurde ein neues Mittel zum Bücherankaufe; aber ich fand auch dabei noch andere Vorteile. Wenn mein Bruder und die Gesellen die Druckerei verließen, um zu Tische zu gehen, so blieb ich daselbst; und indem ich mit meiner kleinen Mahlzeit, die oft aus nichts mehr als einem Zwieback oder einem Schnitt Brot nebst einer Handvoll Rosinen, oder einem Stück Kuchen vom Pastetenbäcker und einem Glas Wasser bestand, fertig war, so konnte ich die ganze übrige Zeit bis zu ihrer Rückkehr studieren. Meine Fortschritte standen mit derjenigen Klarheit der Vorstellungen und mit derjenigen Schnelligkeit der Begriffe im Verhältnisse, welche die Frucht der Mäßigkeit im Essen und Trinken sind.

Um diese Zeit fügte sich's, daß ich mich einst über meine Unwissenheit in der Rechenkunst, die ich in der Schule zu lernen schon zweimal verfehlt hatte, schämen mußte. Ich nahm daher ein Rechenbuch von Cocker*) zur Hand und erlernte sie ganz allein mit der größten Leichtigkeit. Ich las auch das Buch über die Schiffahrtskunde von Seller und Sturmy**), unterrichtete mich über das wenige, so sie von Geometrie enthielten, brachte es aber niemals weit in dieser Wissenschaft. Ungefähr um eben die Zeit las ich auch den Versuch über den menschlichen Verstand von Locke***) und die Kunst zu denken der Herren de Port-Royal.†)

Während ich mich bemühte, meinen Stil zu bilden und vollkommener zu machen, stieß ich auf eine englische Sprachlehre. Ich glaube, es war die von Greenwood, welcher am Ende zwei kleine Versuche über die Rhetorik und Logik angehängt sind. In dem letzten fand ich ein Muster der sokratischen Disputierart. Bald hernach verschaffte ich mir Xenophons Denk-

*) Edward Cockers „Arithmetick, beeing a plain and familiar method suitable to the meanest capacity for understanding that admirable art." London 1678.

**) John Sellers „The English Pilot for the northern and southern navigation". London 1671 f. — Samuel Sturmys „The mariners magazine". London 1669.

***) Der berühmte englische Philosoph John Locke (1632—1704) wurde durch seinen „Essai concerning human understanding" (1690) der Begründer des psychologischen Empirismus.

†) Das Kloster von Port-Royal des Champs war der Hauptsitz des Jansenismus, dessen Grundsätze Pascal (1623—62) in seiner gegen die Jesuiten gerichteten „Lettres provinciales" (1656 f.) vertrat.

würdigkeiten des Sokrates, worin er mehrere Beispiele eben dieser Methode aufstellt. Ich wurde davon bezaubert, machte mir sie zu eigen, entsagte meiner trotzigen Art zu widersprechen und geradehin zu behaupten, und übernahm dagegen die Rolle des demütigen Fragers. Die Lektüre des Shaftesbury*) und des Collins machte mich zum Pyrrhonisten**); und da ich dies schon in Ansehung vieler Gegenstände der Religionslehre war, so fand ich, daß die sokratische Methode nicht nur mich selbst am besten in Sicherheit, sondern auch diejenigen am meisten in Verlegenheit setzte, wider welche ich sie anwandte. Sie wurde mir bald ganz besonders lieb; ich säumte nicht, sie in Ausübung zu bringen, und gelangte darin zu einer solchen Kunst und Fertigkeit, daß ich Personen, die ungleich mehr wußten als ich, Einräumungen entlockte, wovon sie die Folgen nicht vorhersahen. Auf diese Weise verwickelte ich sie in Schwierigkeiten, von denen sie sich nicht wieder loszumachen wußten, und trug Siege davon, die bisweilen weder meine Sache noch meine Gründe verdienten.

Ich fuhr verschiedene Jahre hindurch fort, diese Methode in Anwendung zu bringen, verließ sie aber nachher nach und nach und behielt weiter nichts als die Gewohnheit, mich mit einem bescheidenen Mißtrauen auszudrücken; und wenn ich alsdann etwas behauptete, das dem Widerspruche ausgesetzt sein konnte, so bediente ich mich niemals der Wörter zuverlässig, unstreitig ꝛc., oder irgend eines anderen Ausdruckes, der das Ansehen einer hartnäckigen Anhänglichkeit an einer Meinung gibt. Vielmehr sagte ich: ich verstehe, ich begreife die Sache so und so; mir scheint es; aus diesen oder jenen Gründen würde ich so oder so darüber urteilen; ich bilde mir ein, daß dieses sich so und jenes so verhält, wenn ich nicht irre. Diese Gewohnheit ist, wie ich glaube, mir sehr vorteilhaft gewesen, wenn es darauf ankam, meine Meinung den Gemütern der Menschen einzuprägen und sie zu Ergreifung derjenigen Maßregeln zu bereden, die ich ihnen von Zeit zu Zeit vorzulegen hatte. Da nun der Umgang mit Menschen größtenteils darauf hinausläuft, daß man unterrichtet, oder sich unterrichten läßt, daß man gefällt oder überredet, so verlange ich von jedem aufgeklärten und wohlgesinnten Manne, daß er sein Vermögen, Gutes zu wirken, nicht selbst durch jene geradezu behauptende und anmaßende Art des Ausdrucks schwäche. Denn sie empört fast immer den Zuhörer, dient zu nichts, als Widersacher zu erwecken und jede Sache zu verschlimmern, für welche man uns das Wort gelassen hatte.

In der Tat, wenn du unterrichten willst, und so geradezu und dogmatisch deine Meinungen behauptest, so reizest du zum Widerspruche und verhinderst, daß man dir ein geneigtes Ohr verleiht. Willst du hingegen unterrichtet sein

*) Anthony Ashley Cooper, dritter Graf von Shaftesbury, philosophischer Schriftsteller (1671—1713), Stifter des sog. moralischen Sensualismus und der schottischen moralphilosophischen Schule. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Characteristics of men, manners, opinions and times“ 1713.

**) Pyrrhonist = Skeptiker, nach dem griechischen Philosophen Pyrrhon († ca. 270 vor Chr.), dem Stifter der sog. skeptischen Schule.

und von den Kenntnissen anderer Nutzen ziehen, und drückst dich immer aus als einer, der unabläßlich an seiner bisherigen Meinung hängt, so werden bescheidene und empfindsame Menschen, welche Streitigkeiten nicht lieben, dich wahrscheinlich ruhig im Besitze deines Irrtumes lassen. So darfst du auch bei dieser Methode kaum hoffen, deinen Zuhörern zu gefallen und sie so weit für dich einzunehmen, daß sie sich überreden lassen, zu deinen Absichten beizutragen. Pope sagt sehr weise: Man muß die Menschen unterrichten, als ob man sie nicht unterrichtete, und das Neue wie etwas Vergessenes mitteilen. Hernach gibt er den Rat, immer, ob man gleich seiner Sache gewiß ist, mit dem Scheine des Mißtrauens zu reden. Er hätte hiermit einen Vers verbinden können, den er anderwärts, und meiner Meinung nach minder schicklich, angebracht hat. Er lautet:

Denn unbescheiden heißt auch unverständig sein.

Wenn du mich fragst, warum ich minder schicklich sage, so muß ich die beiden Verse zusammen hersetzen:

Das unbescheidne Wort läßt sich durch nichts verzeihn;
Denn unbescheiden heißt auch unverständig sein.

Nun, ist denn der Mangel des Verstandes, wenn ein Mensch sich in diesem traurigen Falle befindet, nicht gewissermaßen eine Entschuldigung für seinen Mangel an Bescheidenheit? Würden also diese Verse nicht richtiger so lauten:

Das unbescheidne Wort mag nur der Satz verzeihn:
Nicht recht bescheiden heißt auch nicht verständig sein.

Indessen lasse ich mich gern von besseren Richtern, als ich bin, hierüber zurechtweisen.

Mein Bruder hatte im Jahre 1720 oder 1721 angefangen, ein neues öffentliches Blatt, das zweite, welches in Amerika erschien, zu drucken. Es führte den Titel: New-England coureer — Kurier von Neu-England. Vorher hatte man weiter nichts als die Boston-News Letters — Neuigkeitsbriefe von Boston. Ich erinnere mich, daß einige seiner Freunde ihm dieses Unternehmen abraten wollten, weil es wahrscheinlich nicht gelingen würde, indem nach ihrer Meinung eine einzige Zeitung für ganz Amerika hinreichend wäre. Jetzt (1771) gibt es deren nicht weniger als fünfundzwanzig. Er führte nichtsdestoweniger sein Projekt aus, und ich mußte die Exemplare zu seinen Kunden umhertragen, nachdem ich die Blätter sowohl gesetzt als abgedruckt hatte.

Unter seinen Freunden befanden sich einige Männer von Kopf, die sich ein angenehmes Geschäft daraus machten, kleine Aufsätze für dies Blatt zu schreiben, welche sein Ansehen und seinen Absatz ungemein vermehrten. Diese Herren besuchten uns oft; ich vernahm aus ihren Gesprächen die gute Aufnahme, welche ihre Schriften im Publikum fanden, und bekam Lust, mein Heil auch einmal zu versuchen. Da ich aber noch ein wahres Kind war und glaubte, daß mein Bruder wohl nichts in sein Blatt rücken würde, wovon er

wüßte, daß ich Verfasser wäre, so kam ich auf den Einfall, meine Handschrift zu verstellen und so einen von mir verfertigten namenlosen Aufsatz des Abends unter die Tür der Druckerei zu schieben. Man fand ihn des Morgens. Mein Bruder teilte ihn seinen Freunden mit, die sich gewöhnlich einfanden. Sie lasen ihn, kommentierten darüber vor meinen Ohren, und ich hatte das ausnehmende Vergnügen, zu hören, daß er ihren Beifall hatte, und daß sie bei ihren mancherlei Mutmaßungen in Ansehung des Verfassers keinen einzigen nannten, der nicht in Rücksicht auf Talente und Kenntnisse einen großen Ruf im Lande gehabt hätte. Ich vermute gegenwärtig, daß ich in Ansehung meiner Richter nur glücklich war, und daß sie vielleicht nicht so vortrefflich waren, als ich damals glaubte. Dem sei indessen, wie ihm wolle, so schrieb ich doch, aufgemuntert durch diesen kleinen Vorfall, noch mehr andere Stücke, beförderte sie auf die vorige Weise zur Presse, und sie erhielten alle gleichen Beifall. Mein Geheimnis bewahrte ich so lange, bis mein geringes Maß von Kenntnissen und Gedanken für Werke dieser Art ziemlich bis auf den Boden erschöpft war, und hierauf entdeckte ich mich.

Mein Bruder fing nun zwar an, mehr Achtung für mich zu hegen; nichtsdestoweniger aber sah er sich als meinen Meister an und behandelte mich als Lehrling. Er forderte von mir die Dienste eines jeden anderen; ja ich fand, daß er in vielen Fällen allzuviel verlangte, da ich doch als Bruder mehr Ansprüche auf Nachsicht zu haben glaubte. Unsere Streitigkeiten gelangten oft vor meinen Vater, und ich bildete mir ein, daß mein Bruder gewöhnlich unrecht hatte, oder daß ich doch der beste Sachwalter von uns beiden war, indem das Urteil gemeiniglich günstig für mich ausfiel. Allein mein Bruder war hitzig, und oft kam es zu Schlägen, welche ich sehr übel aufnahm. Wahrscheinlich hat diese harte und tyrannische Behandlung nicht wenig dazu beigetragen, den Widerwillen gegen willkürliche Gewalt in mein Gemüt zu prägen, den ich mein ganzes Leben hindurch nicht verloren habe. Meine Lehrjahre wurden mir so unerträglich, daß ich beständig nach einer Gelegenheit seufzte, sie abzukürzen. Diese kam denn auch ganz unerwartet.

Ein in unser Blatt eingerückter Aufsatz über irgend einen politischen Gegenstand, dessen ich mich nicht mehr erinnere, beleidigte die Provinzialversammlung. Auf Betrieb des Sprechers wurde mein Bruder in Verhaft genommen, verurteilt und eingekerkert, weil er, wie ich vermute, den Verfasser des Stückes nicht entdecken wollte. Ich wurde gleichfalls mit eingezogen und vor Gericht abgehört. Ob ich aber gleich den Mitgliedern desselben schlechte Genüge leistete, so kam ich doch mit einem bloßen Verweise los, indem sie mich vielleicht als Lehrling für verpflichtet hielten, die Geheimnisse meines Lehrmeisters zu bewahren.

Der Verhaft meines Bruders erbitterte mich, ungeachtet unserer Privathändel, nicht wenig. Solange derselbe anhielt, mußte ich das Blatt besorgen, und ich hatte sogar die Dreistigkeit, einige Pfeile auf unseren Statthalter darin abzudrucken. Dies machte meinem Bruder nicht wenig Vergnügen, indessen

andere anfingen, mich in einem nachteiligen Lichte, als einen zum Pasquille und zur Satire geneigten jungen Kopf zu betrachten.

Die Freilassung meines Bruders wurde von dem höchst seltsamen Verbote begleitet, „daß Jakob Franklin das Blatt unter dem Titel: Der Kurier von Neu-England nicht mehr drucken sollte". Es wurde hierauf eine Versammlung von Freunden in unserer Druckerei gehalten, welche sich beratschlagten, was in diesen Umständen zu tun wäre. Einige schlugen vor, dem Verbote durch Umänderung des Titels auszuweichen. Da aber mein Bruder diesen Vorschlag nicht zuträglich für sich fand, so wurde endlich ausgemacht, daß es am besten wäre, das Blatt künftig unter Benjamin Franklins Namen zu drucken. Um aber der Ahndung der Versammlung zu entgehen, die ihn unter dem Vorwande hätte erreichen können, daß er das Blatt dennoch selbst nur durch seinen Lehrburschen hätte drucken lassen, so wurde beschlossen, daß mir mein bisheriger Lehrkontrakt mit einer gänzlichen und vollständigen Aufhebungsakte, auf seinen Rücken geschrieben, um die Urkunde im Falle der Not vorzeigen zu können, zurückgegeben werden sollte. Um aber dagegen meinem Bruder den Vorteil meiner Dienste zuzusichern, sollte ich einen neuen bis zum Ablaufe der Zeit geheim zu haltenden Kontrakt unterzeichnen. So mißlich auch dieses Auskunftsmittel war, so wurde es doch sogleich in Ausübung gebracht, und das Blatt fuhr fort, einige Monate hindurch unter meinem Namen zu erscheinen. Als aber endlich neue Mißhelligkeiten zwischen meinem Bruder und mir entstanden, so wagte ich es, auf meine Freiheit zu pochen, indem ich darauf rechnen konnte, daß er sich mit dem neuen Kontrakte nicht hervorwagen würde. Es war nicht edel von meiner Seite, mich dieses Vorteils zu bedienen, und ich rechne daher diese Handlung unter die ersten Fehltritte, die ich in meinem Leben begangen habe. Allein die Unrechtmäßigkeit, die davon hervorleuchtete, machte wenig Eindruck auf mein Gemüt, welches durch die Schläge erbittert war, die ich von seiner Hitze erduldet hatte, ob er gleich sonst nicht von schlimmer Gemütsart war. Vielleicht war ich auch zu unartig gegen ihn gewesen, um ihn nicht dazu zu reizen.

Sobald er erfuhr, daß ich fest entschlossen wäre, ihn zu verlassen, suchte er mein Unterkommen anderwärts zu verhindern. Zu dem Ende durchstrich er alle Druckereien der ganzen Stadt und nahm alle Druckerherren gegen mich ein, die mir folglich ihre Arbeit versagten. Ich gedachte mich daher nach Neu-York, die nächste Stadt, wo es einen Buchdrucker gab, zu begeben. Alle meine Betrachtungen bestärkten mich in dem Vorhaben, Boston zu verlassen, wo ich mich ohnehin schon bei der herrschenden Partei verdächtig gemacht hatte. Es war sehr wahrscheinlich, daß, wenn ich nach dem willkürlichen Verfahren der Provinzialversammlung in der Angelegenheit meines Bruders daselbst verbliebe, ich mich gar bald Verdrießlichkeiten aussetzen würde. Ich hatte dabei um so mehr für mich zu fürchten, je mehr die andächtigen Seelen, auf Veranlassung meiner unbesonnenen Religionsdispute, anfingen, mich als

einen Abtrünnigen oder Gottesleugner mit Abscheu zu betrachten. Ich faßte daher meinen Entschluß; da aber mein Vater diesmal auf der Seite meines Bruders war, so durfte ich darauf rechnen, daß man bei einem Versuche, öffentlich wegzugehen, Mittel anwenden würde, dies zu verhindern. Mein Freund Collins nahm es auf sich, meine Flucht zu befördern. Er bedingte meine Überfahrt mit dem Kapitän einer Schaluppe von Neu-York, und spiegelte demselben vor, ich wäre ein junger Mensch von seiner Bekanntschaft, der mit einem übelberüchtigten Mädchen etwas zu tun gehabt hätte; die Verwandten derselben wollten ihn nunmehr zwingen, sie zu heiraten, und er könnte daher öffentlich weder erscheinen, noch abreisen. Ich verkaufte einen Teil meiner Bücher, um mir ein kleines Kapital zu verschaffen, und begab mich in aller Stille an den Bord der Schaluppe. Mit Hilfe eines günstigen Windes befand ich mich nach drei Tagen zu Neu-York, an die dreihundert Meilen von meiner Heimat entfernt, in einem Alter von siebzehn Jahren, ohne die mindeste Empfehlung, ja ohne nur irgend einen Menschen daselbst zu kennen, mit sehr wenig Geld in meiner Tasche.

Die Neigung, die ich für das Seewesen gehabt hatte, war gänzlich verschwunden, sonst hätte ich ihr damals Genüge leisten können. Da ich indes im Besitze einer anderen Kunst war und mich für einen ziemlich geschickten Arbeiter hielt, so nahm ich keinen Anstand, dem dasigen Stadtbuchdrucker meine Dienste anzubieten. Dies war der alte Herr Wilhelm Bradford, erster Buchdrucker in ganz Pennsylvanien. Allein er hatte diese Provinz auf Veranlassung seiner Händel mit dem Statthalter Georg Keith verlassen. Er konnte mir keine Arbeit geben, da er wenig zu tun und doch schon Leute genug hatte. Jedoch sagte er mir, daß sein Sohn, Buchdrucker zu Philadelphia, vor kurzem seinen besten Gesellen, Aquila Rosa, durch den Tod verloren hätte, und daß er, wenn ich dort hingehen wollte, mich wahrscheinlich daselbst anbringen könnte. Philadelphia ist noch hundert Meilen weiter entfernt. Dies schreckte mich nicht ab, auf einem Fahrzeuge den kürzesten Weg zu Wasser nach Amboy zu nehmen, mein Felleisen nebst meinen Sachen daselbst zurück und selbige durch den Umweg mir nachkommen zu lassen. Bei der Überfahrt über den Meerbusen ergriff uns ein plötzlicher Sturmwind, zerriß unsere schon mürben Segel in Stücke, verhinderte uns in den Kill einzulaufen, und verschlug uns nach Long Island.

Während des Sturmes fiel ein betrunkener Holländer, Reisender wie ich, in das Meer. Im Augenblick des Untersinkens ergriff ich ihn noch durch das Wasser beim Schopfe, zog ihn empor, und wir bekamen ihn wieder an Bord. Diese Taufe hatte ihn ein wenig und so weit wieder ernüchtert, daß er einschlief, nachdem er ein Buch aus seiner Tasche gezogen hatte, welches er mich zu trocknen bat. Siehe da, dies Buch war mein altes Lieblingsbuch, Bunyans Reisen, holländisch, schön gedruckt, auf schönem Papier, mit Kupferstichen. So ausgeschmückt hatte ich es noch nie in seiner Ursprache gesehen. Ich habe nachher erfahren, daß es in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden,

und ich bin überzeugt, daß außer der Bibel wohl nicht leicht ein Buch in größeren Umlauf gekommen ist.

Der ehrliche Johann ist, soviel ich weiß, der erste, welcher Erzählung und Gespräch miteinander verbunden hat. Diese Art des Vortrages ist überaus anziehend für den Leser, der bei den wichtigsten Vorfällen sich gleichsam mit in der Gesellschaft und bei ihren Unterredungen gegenwärtig befindet. Defoe hat ihn glücklich in seinem Robinson Crusoe*), in seiner Molly Flanders und in anderen Werken nachgeahmt. Eben das hat auch Richardson in seiner Pamela u. s. w.**) getan.

Als wir uns der Insel näherten, befanden wir uns an einer Stelle, wo es wegen der heftigen Brandungen, welche das schroffe Felsenufer verursachte, zu landen unmöglich war. Wir warfen Anker und zogen uns gegen das Ufer. Einige Personen kamen bis an den Rand des Wassers und schrien uns zu, so wie wir ihnen; aber das Geräusch des Windes und der Wogen war so stark, daß keiner den anderen verstehen konnte. Es waren Canots am Ufer; wir riefen ihnen zu und machten Zeichen, sich ihrer zu unserer Abholung zu bedienen; aber sie verstanden uns entweder nicht, oder hielten die Sache für untunlich, und fuhren davon.

Die Nacht brach ein, und es blieb uns nichts weiter übrig, als uns zu gedulden, bis der Wind sich legte. Indessen beschlossen der Steuermann und ich, wo möglich zu schlafen. Wir krochen daher nebst dem Holländer, der noch ganz naß war, in den Raum hinab. Das schäumende Wasser, welches über Bord schlug, floß auf uns herab und durchnäßte uns bald so sehr, als ihn.

Wir hatten die ganze Nacht hindurch nur wenig Ruhe. Da sich aber Tags darauf der Wind gelegt hatte, so erreichten wir doch vor Nacht noch Amboy, nachdem wir dreißig Stunden lang weder etwas zu essen, noch etwas anderes zu trinken gehabt hatten, als eine Flasche schlechten Rum; das Wasser, welches wir befuhren, war salzig. Abends legte ich mich mit einem heftigen Fieber zu Bette. Ich hatte irgendwo gelesen, kaltes Wasser, sehr häufig getrunken, sei gut gegen das Fieber. Diese Verordnung befolgte ich und schwitzte den größten Teil der Nacht durch so reichlich, daß mich das Fieber verließ. Tags darauf bestieg ich die Fähre und setzte meine Reise zu Fuß fort. Ich hatte fünfzig Meilen bis nach Burlington zu machen, und man hatte mir gesagt, daß ich Fahrzeuge antreffen würde, um vollends bis nach Philadelphia zu gelangen. Den ganzen Tag lang regnete es sehr heftig und ich wurde bis auf die Haut naß. Da ich mich sehr ermüdet fühlte, so hielt ich in einem elenden Wirtshause an, wo ich den Überrest des Tages und die ganze Nacht zubrachte und es zu bereuen anfing, daß ich meine Heimat verlassen

*) Daniel Defoe, englischer Politiker u. Schriftsteller (1660—1731). „The life and strange surprising adventures of R. C. of York“ erschienen 1719.

**) Samuel Richardson (1689—1761) wurde durch breit angelegte, sentimentale Familienromane in Briefform (Pamela, Grandison, Clarissa Harlowe) der Gründer einer neuen Geschmacksrichtung in der Literatur.

hatte. Ich spielte übrigens eine so elende Figur, daß man mich für einen entlaufenen Diener hielt. Dies konnte ich aus den Fragen abnehmen, die man an mich tat, und ich fürchtete, daß man mich als einen solchen anhalten würde. Tags darauf setzte ich indessen meine Reise fort und langte abends ungefähr acht oder zehn Meilen von Burlington in einem Wirtshause an, welches ein gewisser Doktor Brown hielt.

Dieser Mann ließ sich während meiner Mahlzeit in ein Gespräch mit mir ein; und da er einige Belesenheit an mir gewahr wurde, so bezeigte er mir viel Teilnahme und Freundschaft. Unsere Bekanntschaft hat nachher bis an das Ende seines Lebens fortgedauert. Ich glaube, er war so eine Art von herumwandernden Doktor gewesen, denn es gab keine Stadt in ganz England oder in einem anderen Lande Europens, von welcher er nicht ganz besondere Umstände anzugeben gewußt hätte. Er war ein Mann von Geist und literarischen Kenntnissen, aber dabei ein Ungläubiger, der einige Jahre nachher mutwillig genug war, die Bibel, gerade wie Cotton den Virgil, in burleske Verse zu travestieren. Auf diese Weise stellte er viele Dinge äußerst lächerlich dar. Dies Werk hätte unter den Schwachen großen Schaden anrichten können, wenn es herausgekommen wäre, welches er doch niemals geschehen ließ.

Ich übernachtete bei ihm und gelangte tags darauf in aller Frühe nach Burlington. Bei meiner Ankunft hatte ich den Verdruß zu erfahren, daß die gewöhnlichen Postfahrzeuge kurz vorher schon abgegangen wären. Es war Sonnabend, und vor dem nächsten Dienstag sollte keines wieder abgehen. Ich kehrte in die Stadt wieder zurück, und zwar zu einer alten Frau, von welcher ich Pfefferkuchen gekauft hatte, um ihn auf dem Wasser zu essen, und fragte sie um Rat. Sie lud mich ein, bei ihr zu herbergen, bis sich mir eine Gelegenheit darböte, an Bord zu gehen. Da ich von meiner Fußreise sehr ermüdet war, so nahm ich das Anerbieten an. Als sie vernahm, daß ich ein Buchdrucker wäre, so wollte sie mich bereden, in dieser Stadt zu bleiben und daselbst meine Kunst zu treiben. Sie wußte nicht, was für Auslagen und welch ein Kapital zum Anfange erforderlich sind. Ich fand bei ihr die wahre Gastfreundschaft. Mit der besten Art von der Welt bewirtete sie mich mittags mit einem Gerichte Ochsenmaul, und wollte sich von mir keine andere Erwiderung gefallen lassen als einen Krug Ale (englisch Bier).

Schon glaubte ich bis nächsten Dienstag hier festsitzen zu müssen. Als ich aber abends am Ufer des Flusses spazieren ging, sah ich ein Fahrzeug heranuahen, welches nach Philadelphia ging und mehrere Personen am Bord hatte. Man nahm mich auf; und da kein Wind wehte, so mußten wir uns fortrudern. Als wir gegen Mitternacht noch keine Stadt erblickten, so behaupteten einige von der Gesellschaft, daß wir schon vorbei sein müßten, und wollten nicht weiterrudern. Da auch die anderen nicht wußten, wo wir uns befanden, so wurde beschlossen, Halt zu machen. Wir zogen uns gegen das Ufer in eine Bucht und stiegen bei einem alten Zaune aus, dessen Pfähle uns dienten, ein Feuer anzuzünden; denn es war eine sehr kalte Oktobernacht. Wir

blieben daselbst bis zu Tagesanbruch. Nun erkannte einer von der Gesellschaft, wo wir uns befänden, nämlich in der Bucht von Sooper, ein wenig oberhalb Philadelphia, welches wir auch in der Tat entdeckten, sobald wir aus der Bucht heraus waren. Wir langten daselbst Sonntags gegen acht oder neun Uhr des Morgens an und stiegen auf der Kai Marketstreet aus.

Ich habe in dieser Erzählung meiner Reise auch die größten Kleinigkeiten berührt, und so werde ich auch meinen Eintritt in diese Stadt beschreiben, damit du imstande sein mögest, diesen so scheinlosen Anfang mit der Figur zu vergleichen, die ich nachher daselbst gespielt habe.

Bei meiner Ankunft zu Philadelphia ging ich in meiner Handwerksgesellentracht, indem meine besseren Kleidungsstücke den Umweg zu Wasser machen mußten. Ich war beschmutzt von der Reise, meine Taschen strotzten von Hemden und Strümpfen, ich kannte keine lebendige Seele und wußte nicht, wo ich einkehren sollte. Ermüdet von meinem Marsche, vom Rudern und von der schlaflos hingebrachten Nacht, war ich überaus hungrig und meine ganze Barschaft bestand in einem holländischen Taler und ungefähr einem Schilling in Kupfermünze, welche ich den Schiffern für meine Überfahrt bezahlte. Sie schlugen es anfangs aus, weil ich mitgerudert hatte; allein ich bestand darauf, daß sie es annehmen mußten. Der Mensch ist bisweilen bei wenigem Gelde weit freigebiger als bei vielem, vielleicht weil er in jenem Falle seine Armut verbergen will.

Ich ging die Gasse hinauf, indem ich bald nach dieser, bald nach jener Seite sah, bis nahe an Marketstreet, wo mir ein Kind mit Brot begegnete. Meine Mahlzeit hatte schon öfters nur aus trockenem Brote bestanden. Ich fragte das Kind, wo es sein Brot gekauft hätte, und es wies mich sogleich zum nächsten Bäcker. Ich forderte Zwieback, indem ich ebensolchen, als wir in Boston hatten, zu finden glaubte; allein es schien nicht, daß man dergleichen zu Philadelphia verfertigte. Ich forderte hierauf ein Brot für drei Kreuzer. Aber man machte keine zu diesem Preise. Da mir nun weder die Verschiedenheit des Preises, noch die Namen der Brotarten des Landes bekannt waren, so verlangte ich nur für drei Kreuzer Brot, es möchte auch sein, von welcher Art es wollte. Er gab mir darauf drei große Brote. Ich erstaunte, so viel zu bekommen. Ich nahm sie indessen an, und da ich keinen Platz in meinen Taschen hatte, so nahm ich unter jeden Arm eins und am dritten aß ich, indem ich vorwärts marschierte. Auf diese Weise durchwanderte ich ganz Marketstreet bis an Fourthstreet und ging vor dem Hause des Herrn Read, des Vaters derjenigen Person vorüber, die dereinst meine Gattin sein sollte. Sie stand vor der Tür, sah mich und fand mit Recht, daß ich eine höchst lächerliche und erbärmliche Figur machte.

Ich drehte mich hierauf um die Ecke und vertiefte mich in Chesnutstreet, indem ich immer mein Brot den Weg entlang fortaß. Nachdem ich solchergestalt die Runde gemacht hatte, so befand ich mich wieder auf der Kai von

Marketstreet bei dem Fahrzeuge, mit welchem ich angekommen war. Ich stieg wieder hinab, um Flußwasser zu trinken; und da ich von meinem ersten Brote schon satt war, so gab ich die beiden anderen einer Frau und ihrem Kinde, die mit uns in dem Fahrzeuge den Fluß herabgekommen war, und jetzt wartete, bis es weiterging. Erquickt auf diese Weise, gewann ich die Straße wieder. Diese war jetzt voll wohlgekleideter Personen, die alle auf einer Seite gingen. Ich gesellte mich zu ihnen und wurde auf diese Weise in das große Versammlungshaus der Quäker nahe am Markte geführt. Ich setzte mich mit den anderen nieder. Nachdem ich eine Zeitlang mit Umhergaffen zugebracht hatte und kein lautes Wort vernahm, überdies von Arbeit und Schlaflosigkeit der verwichenen Nacht ermüdet war, so versank ich in tiefen Schlaf. Mein Schlaf dauerte, bis die Versammlung auseinanderging, da denn ein Nachbar so gefällig war, mich aufzuwecken. Dies war also das erste Haus in Philadelphia, welches ich betrat und in welchem ich schlief.

Ich begab mich nun wieder auf die Gassenwanderschaft längs des Flusses; und da ich jedem, der mir begegnete, aufmerksam ins Gesicht sah, so kam mir ein junger Quäker vor, an dessen Gesichtszüge ich mich erinnerte. Ich trat ihn an und bat ihn, mir zu sagen, wo ein Fremdling hier wohl unterkommen könnte. Wir befanden uns gerade bei der Herberge zu den drei Matrosen. „Man nimmt hier zwar Fremde auf," sagte er zu mir, „allein das Haus ist nicht in gutem Rufe. Wenn du mit mir gehen willst, so will ich dir ein besseres Wirtshaus zeigen." Er führte mich hierauf zum zusammengelegten Zettel in Waterstreet. Hier ließ ich mir Mittagsessen geben, und während meiner Mahlzeit ergingen einige verfängliche Fragen an mich. Meine Jugend und mein Aufzug schienen den Argwohn zu rechtfertigen, daß ich wohl ein Flüchtling sein möchte. Nach der Mahlzeit bekam ich wieder Lust zu schlafen. Man wies mir ein Bett an; ich warf mich darauf, ohne mich auszukleiden, und schlief bis um sechs Uhr des Abends, da man mich zum Essen weckte. Ich legte mich darauf sehr früh nieder und schlief ununterbrochen fort bis zum nächsten Morgen.

Sobald ich aufgestanden war, machte ich mich so gut wie möglich zurecht und begab mich zum Buchdrucker Andreas Bradford. In seinem Laden fand ich seinen Vater, den ich zu New York gesehen hatte, und welcher vor mir zu Pferde in Philadelphia eingetroffen war. Er stellte mich seinem Sohne vor, der mich höflich empfing und mir ein Frühstück gab. Allein er sagte mir auch zugleich, wie er gegenwärtig keines Gesellen bedürfte, indem er sich schon vor kurzem damit versehen hätte. Er fügte aber hinzu, daß es noch einen anderen Drucker in der Stadt, der sich erst neulich daselbst gesetzt hätte, namens Keimer gäbe, der mich vielleicht gebrauchen könnte. Im Falle aber, daß dieses nicht wäre, so wollte er mir sehr gern so lange Wohnung und von Zeit zu Zeit ein Stück Arbeit geben, bis sich Gelegenheit zum mehreren darböte.

Der alte Mann erbot sich, mich zu dem neuen Buchdrucker hinzuführen; und als wir vor ihn kamen, sagte er: „Nachbar, ich bringe Euch

hier einen jungen Menschen Eures Gewerbes. Vielleicht könnt Ihr ihn gebrauchen."

Keimer tat einige Fragen an mich, gab mir einen Setzhaken (Composing-Stick) in die Hand, um zu sehen, wie ich arbeitete, und sagte hierauf, daß er mich bald anstellen wollte, ob er mir gleich augenblicklich keine Arbeit geben könnte. Da er zugleich den alten Bradford für einen gut gegen ihn gesinnten Bürger der Stadt hielt, so unterhielt er ihn über seine gegenwärtige Unternehmung und die Aussichten, welche selbige ihm darböte. Bradford hütete sich wohlweislich, sich als den Vater des anderen Buchdruckers zu entdecken; und wie Keimer sich verlauten ließ, daß er bald die meiste Arbeit an sich gezogen zu haben hoffte, so führte ihn der Alte durch allerlei künstliche Fragen und aufgeworfene Zweifel so lange herum, bis Keimer ihm seinen ganzen Plan mitteilte und entdeckte, auf was für Begünstigungen er nicht nur rechnete, sondern auch wie er seine Dinge anzugreifen gedächte. Ich war dabei gegenwärtig, hörte alles mit an und bemerkte sofort, daß der eine ein alter listiger Fuchs, der andere aber ein wahrer Neuling wäre. Bradford ließ mich bei Keimer, der ausnehmend betreten war, als ich ihm sagte, wer der alte Mann wäre.

Ich fand, daß Keimers Druckerei aus einer alten schadhaften Presse und einem kleinen Guß abgenutzter englischer Schriften bestand. Der letzten bediente er sich gerade selbst, um eine Elegie auf Aquila Rosa, dessen ich oben erwähnt habe, zu setzen. Dieser war ein junger Mensch von Kopf und vortrefflichem Charakter, ungemein geschätzt in der Stadt, Sekretär der Provinzialversammlung und ein gar nicht übler Dichter. Keimer machte auch Verse; aber sie waren sehr mittelmäßig. Man konnte eigentlich nicht sagen, daß er in Versen schriebe, denn seine Art war, sie sogleich in Lettern zu setzen, so wie sie aus seiner poetischen Ader strömten. Da er nun ohne Handschrift arbeitete, nur ein paar Schriftkasten hatte und zu seiner Elegie wahrscheinlich alle Lettern gebrauchte, so konnte er sich freilich von niemand helfen lassen. Ich bemühte mich, seine Presse in Ordnung zu bringen, deren er sich noch gar nicht bedient hatte, indem er nicht so viel davon verstand, um selbst damit umgehen zu können. Nachdem ich ihm nun versprochen hatte, seine Elegie abzuziehen, sobald sie gesetzt sein würde, so kehrte ich zu Bradford zurück, der mir fürs erste eine Kleinigkeit zu arbeiten und dafür sowohl Kost als Wohnung gab.

Einige Tage nachher ließ mich Keimer rufen, um seine Elegie abzuziehen. Er hatte sich indessen noch einen Schriftkasten und ein Pamphlet zum Wiederabdruck verschafft, wobei er mich zur Arbeit anstellte.

Bei den Buchdruckern zu Philadelphia schienen mir alle notwendigen Eigenschaften für ihr Gewerbe gänzlich zu mangeln. Bradford, gar nicht dazu erzogen, war ein gewaltiger Idiot. Keimer, obwohl nicht ganz unwissend, war doch nur ein bloßer Setzer und verstand sich schlechterdings nicht auf die Presse. Er war einer von den französischen Propheten gewesen und wußte ihre übernatürlichen Verzuckungen nachzumachen. Zu der Zeit, da wir

miteinander bekannt wurden, bekannte er sich zu gar keiner besonderen Religion, sondern hielt es nach Gelegenheit mit allen. Die Welt kannte er sehr wenig; und im Herzen hegte er nicht geringe Falschheit, wie ich in der Folge wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Keimern war es unausstehlich, daß ich, als sein Arbeiter, gleichwohl bei Bradford wohnen sollte. Er hatte zwar ein Haus inne, allein ohne Mobilien; mithin konnte er doch mich nicht darin aufnehmen. Er verschaffte mir daher eine Wohnung beim Herrn Read, dem Eigentümer des Hauses, dessen ich schon oben erwähnt habe. Um diese Zeit war mein Felleisen nebst meinen Sachen angekommen; ich putzte mich also so weit heraus, daß ich vor Miß Read mit etwas mehr Anstand erscheinen konnte als damals, da das Ungefähr mich ihr zum erstenmal unter die Augen brachte, indem ich mein Brot essend die Gassen durchirrte.

Damals gelangte ich zuerst zu einigen Bekanntschaften mit jungen Leuten aus der Stadt, welche Lektüre liebten, und ich brachte manchen vergnügten Abend mit ihnen hin, während ich durch meine Tätigkeit Geld verdiente und, dank meiner Mäßigkeit, sehr zufrieden lebte. Ich vergaß daher Boston, soviel mir möglich war; und da ich nicht wollte, daß dort außer meinem Freunde Collins irgend jemand den Ort meines Aufenthaltes wüßte, so schrieb ich nur an diesen, und er verschwieg mein Geheimnis.

Gleichwohl ereignete sich ein Vorfall, der mich in meine Vaterstadt eher zurückbrachte, als ich mir vorgesetzt hatte. Ich hatte nämlich einen Schwager, Robert Holmer, Befehlshaber einer Schaluppe, welche die Küsten zwischen Boston und dem Delaware befuhr. Als dieser sich einst zu Newcastle, vierzig Meilen unter Philadelphia, befand, hörte er von mir reden und schrieb an mich, um mich von dem Verdrusse zu benachrichtigen, den meine plötzliche Abreise von Boston meinen Eltern verursacht hatte. Er fügte hinzu, daß diese nichtsdestoweniger die besten Gesinnungen für mich hegten, und alles sich nach meinem Wunsche wieder beilegen lassen würde, wenn ich nur zurückkehrte, wozu er mich sehr dringend ermahnte. Ich beantwortete seinen Brief und dankte ihm für die Nachricht; zugleich aber setzte ich auch meine Gründe auseinander, warum ich Boston verlassen hätte, und zwar dieses mit so viel Stärke und Klarheit, daß er überführt wurde, ich hätte wohl nicht so viel Unrecht, als er sich vorgestellt hatte.

Nun befand sich gerade damals der Ritter Wilhelm Keith, Statthalter der Provinz, zu Newcastle. Es mußte sich treffen, daß Kapitän Holmer mit ihm in Gesellschaft war, als er meinen Brief erhielt, welches denn Gelegenheit gab, nicht nur von mir zu reden, sondern auch ihm meinen Brief zu zeigen. Der Statthalter las ihn und schien verwundert, als er mein Alter erfuhr. Er sagte, ich schiene ihm ein junger Mensch, der überaus viel verspräche, und den man daher aufmuntern müßte. Es gäbe keine andere als schlechte Buchdrucker zu Philadelphia, und wenn ich mich daselbst ansässig machen wollte, so zweifelte er gar nicht an einem glücklichen Erfolge. Von

seiner Seite wollte er mir alle öffentliche Arbeit verschaffen und sonst alle Dienste leisten, die in seiner Macht wären. Mein Schwager erzählte mir alles dies in der Folge zu Boston wieder. Damals aber wußte ich von allem noch nicht ein Wort, als wir eines Tages, da Keimer und ich neben dem Fenster bei der Arbeit waren, den Statthalter und noch einen anderen Herrn, den Oberst French von Newcastle, beide stattlich gekleidet, quer über die Straße gerade auf unser Haus zukommen sahen und unten an unserer Haustür vernahmen. Keimer, welcher glaubte, daß der Besuch ihm gälte, stieg sogleich hinunter. Aber der Statthalter fragte nach mir, stieg herauf, sagte mir mit einer Herablassung und Höflichkeit, woran ich durchaus nicht gewöhnt war, überaus viel Schmeichelhaftes, wollte Bekanntschaft mit mir machen, machte mir zärtliche Vorwürfe darüber, daß ich mich ihm nicht gleich bei meiner Ankunft in der Stadt bekannt gemacht hätte, und wollte mich in eine Weinschenke mitnehmen, wohin er, wie er sagte, eben mit dem Oberst French ginge, um einen vortrefflichen Madera zu versuchen.

Ich bekenne gern, daß mich dies ein wenig überraschte; Keimer aber stand ganz wie versteinert. Indessen ging ich mit dem Statthalter und dem Obersten in eine Weinschenke an der Ecke von Thirdstreet, wo er mir beim Glase Madera den Vorschlag tat, eine Druckerei anzulegen. Er malte mir die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolges vor, und er sowohl als der Oberst French versicherten mich ihres Schutzes und ihrer Verwendung, um mir den Druck der öffentlichen Schriften aus beiden Statthalterschaften zu verschaffen. Da ich zu zweifeln schien, daß mein Vater mir zu diesem Unternehmen behilflich sein würde, so sagte der Ritter Wilhelm, er wollte mir einen Brief an denselben mitgeben und darin die Vorteile desselben auseinandersetzen, da er denn nicht zweifelte, ihn dazu zu bewegen. Es wurde daher ausgemacht, daß ich mit einem solchen Empfehlungsschreiben des Statthalters an meinen Vater auf dem ersten Schiffe nach Boston zurückkehren sollte. Vor der Hand aber sollte dies Projekt geheim gehalten werden, und ich fuhr wie bisher fort, bei Keimern zu arbeiten.

Der Statthalter ließ mich von Zeit zu Zeit zum Mittagsessen einladen. Ich hielt das für eine überaus große Ehre und wurde davon um so mehr gerührt, da man sich nichts so leutselig, so vertraulich und freundschaftlich denken kann, als er mit mir umging.

Gegen das Ende des April 1724 wollte ein kleines Schiff nach Boston abgehen. Unter dem Vorwande, meine Verwandten zu besuchen, nahm ich von Keimern Urlaub. Der Statthalter gab mir einen langen Brief mit, worin er meinem Vater sehr viel Schmeichelhaftes für mich sagte und ihm meine Niederlassung zu Philadelphia als etwas, welches dereinst mein Glück machen würde, sehr dringend empfahl.

Als wir die Bai hinabfuhren, gerieten wir auf eine Untiefe und bekamen einen Leck. Auf dem Meere war es stürmisch, und wir mußten fast unaufhörlich pumpen, wobei ich das Meinige gleichfalls tat. Nichtsdesto-

weniger langten wir ungefähr nach vierzehn Tagen gesund und wohlbehalten zu Boston an.

Ich war sieben volle Monate abwesend gewesen, und meine Eltern hatten während dieser ganzen Zeit keine Nachricht von mir gehabt. Denn mein Schwager Holmer war noch nicht wieder zurückgekommen und hatte meinetwegen auch nichts geschrieben. Meine unerwartete Erscheinung überraschte meine Eltern. Indessen war doch alles froh, mich wiederzusehen, und hieß mich herzlich willkommen, ausgenommen meinen Bruder. Ich besuchte ihn in seiner Druckerei. Ich war weit besser gekleidet, als ich es jemals in seinen Diensten gewesen war. Denn ich hatte einen vollständigen neuen und sauberen Anzug, eine Uhr, und mein Beutel war beinahe mit fünf Pfund Sterling bar gespickt. Mein Bruder empfing mich eben nicht gar artig, sah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an und machte sich wieder an seine Arbeit.

Die Gesellen fragten mich sehr dringend, wo ich gewesen, was für eine Art Land es wäre, und wie ich mich daselbst befunden hätte. Ich rühmte Philadelphia und das glückliche Leben, welches ich daselbst führte, nicht wenig, und drückte dabei meinen Vorsatz, wieder dorthin zu gehen, sehr kräftig aus. Als mich einer von ihnen gefragt hatte, was für eine Art Geld man dort verdiente, so zog ich eine Handvoll aus der Tasche und warf sie vor ihnen auf den Tisch. Das war für sie eine Art von Seltenheit, woran sie gar nicht gewöhnt waren, indem zu Boston Papier im Umlaufe war. Ich unterließ hierauf auch nicht, ihnen meine Uhr zu zeigen. Endlich, da mein Bruder immer mürrisch und bei widerwärtiger Laune blieb, gab ich ihnen ein Stück von achten zum Vertrinken und empfahl mich. Dieser mein Besuch verdroß ihn auf das äußerste. Denn als meine Mutter einige Zeit darnach von Wiederversöhnung mit ihm sprach und ihren Wunsch zu erkennen gab, daß wir doch hinfort wieder brüderlich zusammen leben möchten, so sagte er, wie ich ihn dermaßen vor seinen Leuten beschimpft hätte, daß er mir's nimmermehr vergessen noch vergeben würde, worin er sich doch gleichwohl irrte.

Der Brief des Statthalters schien zwar meinen Vater in einige Verwunderung zu setzen, indessen ließ er sich doch nicht viel darüber aus. Als nach Verlauf einiger Tage der Kapitän Holmer zurückkehrte, so zeigte er ihn diesem und fragte ihn, ob er diesen Keith kenne und was für eine Art Mann derselbe wäre. Dabei fügte er hinzu, daß es doch seiner Meinung nach wenig Urteilskraft verriete, ein Kind etablieren zu wollen, dem noch drei volle Jahre abgingen, ehe es in die Klasse der Männer aufgenommen werden könnte. Holmer sagte zum Besten des Projekts, was er wußte und konnte; allein mein Vater behauptete fest die Untunlichkeit der Sache, und schlug endlich seine Einwilligung geradezu ab. Er schrieb hierauf an den Ritter Wilhelm einen höflichen Brief, worin er ihm zwar für die so gütig angebotene Gönnerschaft dankte, aber es auch zugleich abschlug, mich für jetzt etablieren zu helfen. Denn seiner Meinung nach wäre ich noch allzu jung, als daß man mir eine so wich-

tige Unternehmung anvertrauen könnte, wovon schon die bloßen Vorbereitungen eine beträchtliche Anlage erforderten.

Mein alter Kamerad Collins, welcher als Schreiber bei der Post stand, war ganz entzückt über das, was ich ihm von meinem neuen Aufenthalte erzählte, und bekam Lust, sich gleichfalls dorthin zu begeben. Während ich noch auf die Entschließung meines Vaters wartete, reiste er schon vor mir zu Lande nach Rhode-Island ab und ließ seine ganz artige Sammlung von mathematischen und physikalischen Büchern zurück, um mit den meinigen nach New-York transportiert zu werden, woselbst er mich erwarten wollte.

Ob nun gleich mein Vater den Vorschlag des Ritters Wilhelm nicht genehmigte, so behagte es ihm doch ungemein, daß ich mir eine so günstige Empfehlung von einer so vornehmen Person an dem Orte meines Aufenthalts hätte auswirken können, und daß mein Fleiß und meine gute Wirtschaft mich in den Stand gesetzt hätten, mich in so kurzer Zeit so artig herauszuputzen. Da es nicht schien, daß das gute Vernehmen zwischen meinem Bruder und mir wiederhergestellt werden würde, so willigte mein Vater in meine Rückkehr nach Philadelphia, und gab mir den Rat, daselbst gegen jedermann meine Pflicht zu beobachten, mich um allgemeine Wertschätzung zu bewerben und Satire und Spötterei zu vermeiden, wozu ich nach seiner Meinung einen allzugroßen Hang hätte. Durch Beharrlichkeit und kluge Wirtschaft, fügte er hinzu, könnte ich mir vor meinem einundzwanzigsten Jahre genug ersparen, um mich damit einzurichten, und wenn mir alsdann ja noch eine Kleinigkeit fehlte, so wollte er schon dafür sorgen.

Dies war alles, was ich erhalten konnte, ausgenommen einige kleine Geschenke zum Zeichen des Wohlwollens sowohl von seiner als meiner Mutter Seite. Ich schiffte mich von neuem nach New York ein, diesmal aber unter dem Schutze ihrer Einwilligung und ihres Segens. Da die Schaluppe zu Newport-Rhode-Island anlegte, so besuchte ich meinen Bruder Johann, der seit einigen Jahren daselbst eingerichtet und verheiratet war. Dieser hatte mich immer sehr geliebt und nahm mich daher ungemein zärtlich auf. Einer seiner Freunde, namens Vernon, welcher eine Forderung in Pennsylvanien von ungefähr 36 Pfund Sterling hatte, bat mich, dieses Geld zu erheben und es so lange an mir zu behalten, bis er mir das Weitere auftrüge. Er stellte mir daher eine Anweisung zu. Diese Sache verursachte mir in der Folge viel Unruhe.

Zu Newport nahmen wir eine Anzahl Reisender ein, worunter sich auch zwei junge Frauenzimmer, die zusammen reisten, und eine Quäkerin, eine gesetzte und gescheite Dame, nebst ihren Leuten befanden. Ich hatte mich sehr höflich und emsig gezeigt, ihr einige kleine Dienste zu leisten, und vermute, daß sie aus Erkenntlichkeit dafür anteil an mir nahm. Denn in der Tat, als sie wahrnahm, daß sich zwischen den beiden Reisegefährtinnen und mir eine Vertraulichkeit entspann, die von Tag zu Tag zunahm, und daß diese mir Aufmunterungen zu geben schienen, so zog sie mich beiseite und sagte: „Junger

Mensch, ich bin deinetwegen in Sorgen. Du hast keine Eltern, die über deine Aufführung wachen, und scheinst mir weder die Welt noch die Fallstricke zu kennen, denen die Jugend ausgesetzt ist. Verlaß dich auf das, was ich dir hiermit sage: Dies sind Frauenzimmer von höchst schlechter Lebensart; ich erkenne das aus allen ihren Handlungen. Wenn du nicht auf deiner Hut bist, so werden sie dich in irgend eine Gefahr locken. Sie sind dir fremd; wegen des freundschaftlichen Anteils, den ich an dir nehme, rate ich dir, dich in keinerlei Verbindung mit ihnen einzulassen." Als ich hierauf nicht so übel von ihnen zu denken schien als sie, so erzählte sie mir Dinge genug, die sie von ihnen gesehen und gehört hatte, die gleichwohl meiner Aufmerksamkeit entgangen waren, mich aber überzeugten, daß sie recht hatte. Ich dankte ihr für ihren gütigen Rat und versprach, ihn genau zu befolgen.

Als wir zu New York ankamen, zeigten sie mir ihre Wohnung an und baten mich, sie daselbst zu besuchen. Dies ließ ich bleiben und tat sehr wohl daran. Denn tags darauf vermißte der Kapitän einen silbernen Löffel und einige andere Sachen, die aus seiner Kajüte entwendet worden waren. Da er nun wußte, daß dies liederliche Weibsbilder waren, so wirkte er einen Untersuchungsbefehl aus, fand die gestohlenen Sachen, und ließ sie bestrafen. Solchergestalt entging ich nicht nur einem unter dem Wasser verborgenen Felsen, auf welchen das Schiff auf seinem Laufe gestoßen war, sondern auch für mich insbesondere noch einer weit gefährlicheren Klippe.

Zu New York fand ich meinen Freund Collins, der einige Zeit vor mir daselbst angekommen war. Wir waren seit unserer Kindheit miteinander vertraut, wir hatten zusammen einerlei Bücher gelesen; allein er hatte den Vorteil, mehr Zeit auf das Lesen und Studieren verwenden zu können, und eine erstaunliche Anlage zur Mathematik, worin er mich bald sehr weit hinter sich zurückließ.

Als ich noch in Boston war, brachte ich meine meisten Erholungsstunden mit ihm hin. Er war ein eingezogener und fleißiger Bursche. Seine Kenntnisse hatten ihm die allgemeine Achtung sowohl seiner Glaubensgenossen als seiner übrigen Mitbürger erworben, und es schien, daß er sich einst zu seinem Vorteile in der Gesellschaft zeigen würde. Allein während meiner Abwesenheit hatte er sich unglücklicherweise dem Branntwein ergeben, und ich erfuhr sowohl von ihm selbst, als von anderen, daß er seit seiner Ankunft zu New York alle Tage betrunken gewesen wäre und sich dabei sehr ausgelassen betragen hätte. Auch hatte er gespielt und all sein Geld verloren, so daß ich genötigt war, nicht nur seine Zeche im Wirtshause zu bezahlen, sondern ihn auch auf der ganzen Reise frei zu halten, welches mir ungemein zur Last fiel.

Der damalige Statthalter Burnet zu New York hatte von dem Kapitän vernommen, daß er einen jungen Reisenden am Bord hätte, der viele Bücher besäße, und bat ihn daher, mich zu ihm zu führen. Ich ging hin und würde Collins mit mir genommen haben, wenn er nur nüchtern gewesen wäre. Der Statthalter begegnete mir überaus artig, zeigte mir seine sehr ansehnliche

Bibliothek, und wir unterhielten uns sehr lange sowohl über die Bücher als ihre Verfasser. Dies war der zweite Statthalter, der mich mit seiner Aufmerksamkeit beehrte, und einem armen Burschen, wie ich damals war, mußten dergleichen Begebenheiten wohl nicht wenig schmeichelhaft sein.

Wir gingen hierauf nach Philadelphia ab. Unterwegs erhob ich Vernons Geld, ohne welches es hart gehalten haben würde, unsere Reise zu vollenden.

Collins wünschte bei irgend einer Wechselbank angestellt zu werden; allein ob er gleich gute Empfehlungsbriefe hatte, so verrieten doch sein Atem und sein ganzes Äußere allzusehr seine böse Angewohnheit. Es glückte ihm daher nirgends, und er fuhr fort auf meine Unkosten bei mir zu wohnen und zu zehren. Da er wußte, daß ich Vernons Geld hatte, so wollte er beständig davon geliehen haben, indem er immer versprach, es sogleich wieder zu erstatten, wenn er einen Dienst haben würde. Er lockte mir endlich so viel ab, daß ich in die größte Unruhe darüber geriet, was aus mir werden würde, wenn ich das Geld abliefern sollte. Seine Neigung zum Trunke ließ nicht nach und brachte Zwiespalt zwischen uns; denn wenn er ein wenig zu viel getrunken hatte, so war er sehr heftig.

Als wir uns eines Tages nebst mehreren jungen Leuten in einem Nachen auf dem Delaware befanden, wollte er nicht rudern, als die Reihe an ihn kam. „Ihr sollt mich," sagte er, „bis nach Hause rudern." „Das werden wir wohl bleiben lassen," sagte ich. — „Wenn ihr es nicht tut," erwiderte er, „so müßt ihr die ganze Nacht auf dem Wasser bleiben." — „Tu, wie dir beliebt," sagten die anderen. „Laßt uns fortrudern! was liegt denn daran, ob er rudert oder nicht!" — Aber ich, schon wegen seiner übrigen Aufführung gegen ihn erbittert, fuhr fort, mich zu widersetzen. Da schwur er, er würde mich rudern lehren oder mich zum Nachen hinauswerfen. Und in der Tat kam er über die Querbalken gegen mich angeschritten. Sobald ich ihn erreichen konnte, schwang ich meinen Arm unter seine Hosen, erhob mich ungestüm und warf ihn Kopf voran in den Strom. Ich wußte, daß er ein guter Schwimmer war und fürchtete daher nichts für sein Leben. Ehe er sich nun umwenden und den Nachen wieder ergreifen konnte, gewannen wir Zeit, den Nachen durch einige Ruderschläge so weit von ihm zu entfernen, daß er ihn nicht mehr erreichen konnte. So oft er sich näherte, fragten wir ihn, ob er rudern wollte, und einige Ruderschläge zu gleicher Zeit machten, daß er den Nachen fahren lassen mußte. Er wollte beinahe vor Zorn ersticken und gleichwohl nicht zu rudern versprechen. Als wir indessen sahen, daß ihm die Kräfte ausgingen, so zogen wir ihn wieder in den Nachen und brachten ihn abends durch und durch naß zu Hause. Nach diesem Vorfalle lebten wir äußerst kaltsinnig miteinander. Endlich geriet er an den Kapitän eines Schiffes von den Inseln, der den Auftrag hatte, sich nach einem Hofmeister für einen jungen Herrn zu Barbados umzusehen. Dieser schlug ihm die Stelle vor und versprach ihn dorthin zu führen. Er nahm sie an und verließ mich mit dem Versprechen, daß ich zur Berichtigung meiner

Forderung das erste Geld haben sollte, was er einnehmen würde. Allein ich habe nie etwas wieder von ihm vernommen.

Die Vergreifung an dem mir von Vernon anvertrauten Gelde gehört zu den ersten großen Vergehungen meines Lebens; und dieser Vorfall beweist, daß mein Vater sich eben nicht in seinem Urteile betrog, indem er mich noch für zu jung hielt, um wichtige Geschäfte zu führen. Allein der Ritter Wilhelm, nachdem er seinen Brief gelesen hatte, sagte, daß er allzu vorsichtig wäre. Man müßte bei einzelnen Personen Ausnahmen machen; und so wie Weisheit nicht immer die Begleiterin des reiferen Alters wäre, so fehlte sie auch nicht gerade immer der Jugend. „Weil er Sie denn also nicht etablieren will," fügte er hinzu, „so will ich es selbst tun. Geben Sie mir ein Verzeichnis von denjenigen Artikeln, die wir aus England haben müssen, und ich werde sie kommen lassen. Sie können mich wieder bezahlen, wenn sie imstande dazu sind. Ich will nun einmal einen guten Drucker hier haben, und ich bin von Ihrem Fortkommen versichert." Er sagte das mit einem solchen Anscheine von Herzlichkeit, daß ich keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit seines Anerbietens zweifelte. Bisher hatte ich das Projekt meiner Niederlassung, das er mir in den Kopf gesetzt hatte, keinem Menschen zu Philadelphia entdeckt, und ich fuhr fort es zu verschweigen. Wenn man gewußt hätte, wie sehr ich auf den Statthalter rechnete, so würde sich unstreitig ein in Ansehung seiner besser unterrichteter Freund gefunden und mich gewarnt haben, nicht auf ihn zu bauen. Denn ich erfuhr in der Folge, daß er allgemein für einen Mann galt, der zwar freigebig in Versprechungen, aber nie willens wäre, sie zu erfüllen. Indessen, da ich ja gar nichts bei ihm gesucht hatte, wie hätte ich glauben können, daß seine Anerbietungen nicht aufrichtig wären? Ich hielt ihn für den besten Mann von der Welt.

Ich überreichte ihm das Verzeichnis der Erfordernisse zu einer kleinen Buchdruckerei, wovon sich die Kosten nach meiner Rechnung ungefähr auf hundert Pfund Sterling beliefen. Er war damit zufrieden, fragte mich aber auch zugleich, ob es nicht gut sein würde, daß ich selbst nach England ginge, um die Lettern selbst an Ort und Stelle auszusuchen, und dahin zu sorgen, daß jeder Artikel in seiner Art von hinlänglicher Güte wäre. „Sie könnten," sagte er, „dort auch Bekanntschaften machen und einen Briefwechsel mit Buch- und Papierhandlungen anlegen." Ich gab zu, daß dies allerdings vorteilhaft sein würde. „Wenn das ist," fuhr er fort, „so halten Sie sich bereit, mit dem Annis nach England zu gehen." Dies war das jährliche und damals einzige Schiff, welches regelmäßig zwischen London und Philadelphia ging; allein es waren noch einige Monate hin, ehe der Annis absegelte. Also fuhr ich fort, bei Keimern zu arbeiten, aber sehr unruhig über das Geld, welches Collins von mir entliehen hatte, und in beständiger Angst vor Vernon, welcher doch aber zum Glück sein Geld erst nach einigen Jahren wieder forderte.

Ich glaube in der Erzählung von meiner ersten Reise von Boston nach

Philadelphia einen kleinen Vorfall ausgelassen zu haben, der vielleicht hier nicht an der unrechten Stelle sein wird. Während der Windstille, welche uns jenseits Block-Island aufhielt, beschäftigten sich unsere Leute mit dem Stockfischfange und fingen eine große Menge. Bis dahin war ich meinem Vorsatze treu geblieben, nichts zu essen, was lebendig gewesen wäre; und bei dieser Gelegenheit betrachtete ich, meinem Lehrer Tryon*) zufolge, den Fang jedes Fisches als eine Art von Mord, ohne daß irgend eine Anreizung dazu vorhergegangen wäre, indem doch kein Fisch irgend jemandem etwas zuleide getan oder nur hätte tun können, um diese Niederlage zu rechtfertigen. Diese Art, über die Sache zu urteilen, schien mir ganz unwiderleglich. Aber ich war ehemals ein großer Liebhaber von Fischen gewesen, und als hier einer aus der Bratpfanne genommen ward, so roch er gar vortrefflich. Ich schwankte eine Zeitlang zwischen dem Grundsatze und der Neigung, bis mir einfiel, daß ich beim Ausnehmen der Stockfische andere kleine Fische in ihrem Magen gesehen hatte. Sogleich sprach ich bei mir selbst: Wenn ihr einer den andern speiset, so sehe ich nicht ein, warum wir euch nicht auch speisen sollten. Demzufolge hielt ich ein höchst vergnügtes Mittagsmahl vom Stockfische, und fuhr hernach fort wie alle Welt zu essen, außer daß ich von Zeit zu Zeit und bei gewissen Gelegenheiten zur vegetabilischen Nahrungsweise zurückkehrte. So bequem ist es also, ein vernünftiges Tier zu sein, das immer Gründe findet oder erfindet, um alles zu rechtfertigen, was es nur irgend zu tun Lust hat.

Ich lebte ganz gut mit Keimern, und wir waren ziemlich einig, weil er sich von dem Projekte meiner Niederlassung nichts träumen ließ. Sein Enthusiasmus hielt größtenteils an, und er mochte gern vernünfteln. Wir disputierten daher oft miteinander. Ich pflegte ihn mit meiner sokratischen Methode so zusammenzuarbeiten und hatte ihn durch meine Fragen, die anfänglich von dem Streitpunkte sehr weit entfernt zu liegen schienen, dennoch aber nach und nach sich demselben näherten und ihn in Schwierigkeiten und Widersprüche verwickelten, aus welchen er sich nicht zu retten wußte, so oft erwischt, daß er zuletzt seine Vorsicht bis ins Lächerliche trieb und kaum auf die einfachste und ehrlichste Frage anders antwortete, als nachdem er erst gefragt hatte: „Was soll daraus folgen?“ Indessen bekam er doch eine so hohe Meinung von meiner Widerlegungskunst, daß er mir im ganzen Ernste den Vorschlag tat, zur Ausführung seines Projektes, eine neue Sekte zu stiften, sein Gehilfe zu werden. Er wollte alsdann die Lehre predigen, und ich sollte die Widersacher bekämpfen.

Als er sich über seine Lehrsätze gegen mich erklärte, so fand ich darunter viele närrische Einfälle, die ich nicht stattfinden lassen wollte, wenn ich nicht wenigstens auch etwas von dem Meinigen dazu tun dürfte, und er nicht auch einige meiner Grundsätze annähme. Keimer trug einen langen Bart, weil es irgendwo bei Moses heißt: „Ihr sollt euren Bart nicht gar ab-

*) s. die Note S. 197.

scheren." Er feierte auch den Sabbat oder den siebenten Tag; und diese beiden Punkte waren seiner Meinung nach wesentlich. Mir mißfiel zwar der eine wie der andere; allein ich ließ sie doch unter der Bedingung zu, daß er sich dem Verbote der Nahrungsmittel aus dem Tierreiche unterwürfe. „Ich fürchte," sagte er, „dies werde meine Natur nicht aushalten." Ich versicherte ihm dagegen, daß er sich dabei sehr wohl befinden würde. Er war von Natur gefräßig, und ich wollte mir das Vergnügen machen, ihn ein wenig auszuhungern. Er verstand sich endlich zu einem Versuche dieser Lebensordnung, wenn ich ihm Gesellschaft leisten wollte. Wir unterwarfen uns derselben in der Tat drei Monate lang. Eine Frau in der Nachbarschaft bereitete und brachte uns unser Essen. Ich gab ihr ein Verzeichnis von vierzig Gerichten, die sie uns von Zeit zu Zeit abwechselnd zubereiten sollte, zu welchen allen weder Fleisch noch Fisch kam. Diese Grille bekam mir damals desto besser, je wohlfeiler sie war. Denn unsere ganze Nahrung kostete einem jeden von uns nicht über achtzehn Pence Sterling wöchentlich.*)

Ich habe seitdem mehrere der strengsten Fasten beobachtet und diese Lebensordnung fast immer plötzlich auf die gewöhnliche folgen lassen, ohne den mindesten Nachteil zu erfahren. Daher scheint mir auch der Rat sehr unerheblich, den man gewöhnlich gibt, sich nicht anders als nach und nach an eine veränderte Lebensordnung zu gewöhnen.

Ich beobachtete sie guten Mutes; allein der arme Keimer litt dabei nicht wenig. Verdrießlich über sein Unternehmen, seufzte er nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Endlich ließ er sich ein Spanferkel braten und lud mich nebst noch zwei Frauenzimmern von unserer Bekanntschaft zum Mittagsessen ein. Da aber das Spanferkel zu früh gar geworden war, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen und aß es rein auf, ehe wir noch ankamen.

Während dieser Begebenheiten bezeigte ich der Miß Read einige Aufmerksamkeit. Ich empfand nicht wenig Neigung und Hochachtung für dieselbe, und hatte Ursache zu glauben, daß sie nicht gleichgültig gegen mich wäre. Da wir aber beide noch sehr jung und nicht über achtzehn Jahre alt waren, und ich überdies im Begriffe stand, eine lange Reise anzutreten, so hielt ihre Mutter es der Klugheit gemäß, uns für jetzt nicht zu weit gehen zu lassen, indem, wenn ja eine Heirat unter uns statthaben sollte, es besser sein würde, damit zu warten, bis ich zurückgekehrt und zu meinem künftigen Gewerbe so eingerichtet sein würde, als ich vorhatte. Vielleicht dachte sie auch, daß meine Hoffnungen wohl nicht auf so festen Füßen ständen, als ich mir einbildete.

Meine vorzüglichsten Kameraden waren damals Karl Osborne, Joseph Watson und Jakob Ralph, lauter Freunde der Lektüre. Die beiden ersten waren Schreiber beim Herrn Karl Brockden, einem der vornehmsten Stadtnotare; der dritte war Schreiber bei einem Kaufmanne. Watson war ein junger, rechtschaffener, sehr frommer und empfindsamer Mensch; die an-

*) Etwas über 13¼ Groschen. (B.)

deren waren ein wenig schlaffer in ihren Religionsgrundsätzen, besonders Ralph, den ich, sowie den Collins, selbst wankend gemacht hatte. Sie haben mich aber auch beide tüchtig dafür bestraft. Osborne war empfindsam, offenherzig und zärtlich gegen seine Freunde; aber über Gegenstände der Literatur allzusehr zur Krittelei geneigt. Ralph war geistreich, artig in seinem Wesen und ausnehmend beredt. Ein angenehmerer Sprecher ist mir in meinem Leben, wie ich glaube, nicht vorgekommen. Beide waren leidenschaftlich für die Dichtkunst eingenommen, und sie fingen an, sich in kleinen poetischen Stücken zu versuchen.

Wir vier machten des Sonntags in den Wäldern, die an den Skuylkill stoßen, sehr angenehme Spaziergänge. Wir lasen gemeinschaftlich und unterhielten uns über das Gelesene. Ralph war geneigt, sich ganz der Poesie zu ergeben. Er schmeichelte sich, die größten Fortschritte auf dieser Laufbahn zu machen, ja sogar sein zeitliches Glück auf derselben zu finden. Er behauptete, daß die größten Dichter in Anfange ebensoviele Fehler begangen hätten, als er selbst noch beging. Osborne suchte ihn eines anderen zu belehren, versicherte ihn, daß er gar kein poetisches Genie hätte, und gab ihm den Rat, bei dem Gewerbe zu bleiben, wozu er erzogen worden wäre. „Bei der Handelschaft," sagte er zu ihm, „kannst du es auch ohne Mittel, doch leicht durch Fleiß und Unverdrossenheit zu einer Faktorstelle bringen, und dir dabei mit der Zeit so viel erwerben, daß du endlich für deine eigene Rechnung etwas unternehmen kannst." Ich meinesteils hatte nichts dawider, daß man sich zwar von Zeit zu Zeit mit der Poesie abgäbe; allein das müßte nur dazu dienen, um sich in der Sprache vollkommener zu machen. Es kam daher in Vorschlag, daß bei der nächsten Zusammenkunft jeder von uns einen Aufsatz in Versen von seinem Machwerke mitbringen sollte. Unsere Absicht hierbei war, uns durch unsere wechselweisen Bemerkungen, Kritiken und Verbesserungen vollkommener zu machen; und da wir uns allein Sprache und Ausdruck zum Ziele setzten, so schlossen wir jede Rücksicht auf Erfindung aus und wurden eins, daß die Aufgabe eine Übersetzung des achtzehnten Psalms sein sollte, worin das Herabsteigen der Gottheit geschildert ist.

Der Tag unserer Zusammenkunft war vor der Tür, als Ralph mich besuchte und mir meldete, daß sein Stück fertig wäre. Ich gestand ihm, ich sei faul gewesen, und da mir auch die Neigung zu dergleichen Arbeit fehlte, so hätte ich nichts gemacht. Er zeigte mir darauf sein Stück und fragte mich, was ich davon hielte. Ich lobte es ungemein, weil es mir in der Tat ein großes Verdienst zu haben schien. Er sagte hierauf zu mir: „Osborne wird einem Werke von mir niemals das mindeste Verdienst einräumen. Schon der Neid wird ihm tausend Kritteleien eingeben. Auf dich ist er nicht so eifersüchtig; ich möchte daher wohl, daß du das Ding zu dir nähmest und es für das deinige ausgäbest. Ich will alsdann vorgeben, ich hätte keine Zeit gehabt und daher nichts zustande gebracht. Wir werden dann hören, was er dazu sagen wird." Ich war zu dieser kleinen Betrügerei bereit und schrieb Ralphs Stück sogleich ab, um jeden Argwohn zu entfernen.

Wir versammelten uns wieder. Watsons Werk kam zuerst vor. Es hatte einige Schönheiten, aber auch viele Fehler. Wir lasen hierauf das von Osborne, welches weit besser war. Ralph ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, bemerkte darin zwar einige Fehler, lobte jedoch auch seine Schönheiten. Da er nichts aufzuweisen hatte, so kam ich nun an die Reihe. Ich machte erst Umstände, schien um Entschuldigung zu bitten, ich hätte nicht Zeit genug zum Ausfeilen gehabt u. s. w. Aber das half alles nichts; das Stück mußte vorgezeigt werden. Es wurde gelesen und wieder gelesen. Watson und Osborne entsagten sogleich aller Mitbewerbung um den Preis und vereinigten sich zum Lobe des Stückes. Ralph allein machte einige Kritiken und schlug ein paar Verbesserungen vor; allein ich verteidigte meine Lesart. Osborne war wider Ralph und sagte, daß er sich ebensowenig auf das Urteilen als auf das Hervorbringen verstände.

Als die anderen mich verlassen und sich nach Hause begeben hatten, drückte sich Osborne zu Gunsten meines vermeinten Werkes noch stärker aus. Er behauptete, daß er sich vorhin nur nicht recht ausgelassen hätte, aus Furcht, ich möchte ihn im Verdachte der Schmeichelei gegen mich haben. „Aber wer hätte es denken sollen, daß Franklin fähig wäre, ein solches Werk zustande zu bringen! Welche Malerei! welche Kraft! welch ein Feuer! Er hat das Original noch übertroffen. Sein Ausdruck im gewöhnlichen mündlichen Vortrage scheint nichts weniger als gewählt zu sein. Er stockt, er verspricht sich, und gleichwohl, o Himmel! wie schreibt er!"

Bei unserer nächsten Zusammenkunft entdeckte Ralph den Streich, den wir dem Osborne gespielt hatten, und er wurde ohne Barmherzigkeit darüber ausgespottet.

Dieser Vorfall bestärkte Ralphen in seinem Entschlusse, ein Dichter zu werden. Ich unterließ nun zwar nichts, ihn davon abzubringen; allein er fuhr dennoch fort, Verse zu machen, bis er den Pope las, da er denn von seiner Krankheit genas. Indessen wurde er doch ein ziemlich guter Prosaist. Ich werde unten noch mehr von ihm sagen; allein da ich schwerlich Gelegenheit haben werde, der beiden anderen wieder zu erwähnen, so muß ich hier melden, daß Watson einige Jahre nachher in meinen Armen verschied. Er wurde ausnehmend bedauert; denn er war der Beste von uns allen. Osborne ging nach den Inseln über, ward ein berühmter Advokat und gewann Geld; aber er starb jung. Wir hatten einander im ganzen Ernste versprochen, daß derjenige, welcher von uns beiden zuerst sterben würde, wo nur immer möglich, wiederkommen, bei dem anderen einen freundschaftlichen Besuch ablegen und ihm über die Angelegenheiten des künftigen Lebens Auskunft geben sollte. Allein er hat sein Versprechen niemals erfüllt.

Der Statthalter schien an meiner Gesellschaft Geschmack zu finden und lud mich daher öfters zu sich ein. Er sprach dabei immer von seinem Vorsatze, mich zu etablieren, als von einer ausgemachten Sache. Ich sollte Empfehlungsbriefe an verschiedene seiner Freunde mitnehmen, vornehmlich aber einen Kreditbrief,

um das nötige Geld zum Ankaufe der Presse, der Lettern, des Papiers u. s. w. erheben zu können. Er bestellte mich verschiedene Male zu sich, diese Briefe in Empfang zu nehmen, die dann immer fertig sein sollten; allein immer hieß er mich einen anderen Tag wiederkommen.

Dieser Aufschub von einer Zeit zur anderen währte so lange, bis das Schiff, dessen Abreise mehrere Male weiter hinausgesetzt war, endlich im Begriffe stand, unter Segel zu gehen. Ich begab mich also zum Ritter Georg, um Abschied von ihm zu nehmen und seine Briefe abzuholen. Allein sein Sekretär, der Doktor Bard, kam und sagte mir, der Statthalter hätte jetzt äußerst viel zu schreiben. Da er indessen noch vor dem Schiffe nach Newcastle hinabgehen würde, so sollte ich daselbst seine Briefe in Empfang nehmen.

Ralph hatte sich entschlossen, mich auf dieser Reise zu begleiten, ob er gleich verheiratet war und ein Kind hatte. Man glaubte, seine Absicht wäre, einen Verkehr mit England anzulegen und sich Waren anzuschaffen, um selbige in Kommission zu verkaufen. Allein ich erfuhr in der Folge, daß er einige Ursache hatte, mit den Eltern seiner Frau unzufrieden zu sein, daß er diese daher in ihren Händen lassen und nie wieder nach Amerika zurückkehren wollte.

Nachdem ich von meinen Freunden Abschied genommen und mich noch mit Miß Read versprochen hatte, verließ ich Philadelphia. Das Schiff ging zu Newcastle vor Anker. Der Statthalter befand sich daselbst, und ich begab mich in seine Wohnung. Sein Sekretär empfing mich sehr höflich und sagte mir von seinetwegen, daß er mich jetzt unmöglich sehen könnte, weil Geschäfte von der äußersten Wichtigkeit ihn abhielten. Indessen würde er mir die Briefe an Bord senden; er wünschte mir von ganzem Herzen eine glückliche Reise, eine baldige Wiederkehr u. s. w. Ich begab mich also an den Bord des Schiffes zurück, zwar ziemlich verwundert, aber doch noch bis jetzt ohne den mindesten Argwohn.

Auf ebendemselben Schiffe befand sich Herr Andreas Hamilton, ein berühmter Advokat zu Philadelphia, nebst seinem Sohne, in Gesellschaft des Herrn Denham, eines Quäkerkaufmannes, wie auch der Herren Oniam und Russel, Besitzer eines Eisenhammerwerkes zu Maryland. Da diese die große Kajüte eingenommen hatten, so mußten Ralph und ich uns unter dem Schiffsvolke aufhalten; und weil uns keine Seele auf dem Schiffe kannte, so hielt man uns für ganz gemeine Leute. Aber Herr Hamilton und sein Sohn (es war Jakob, der nachmalige Statthalter) mußten von Newcastle nach Philadelphia zurückkehren, weil der Vater mit großen Kosten dahin zurückberufen wurde, um einen Prozeß wegen eines weggenommenen Schiffes zu führen. Nun kam gerade, da wir unter Segel gehen wollten, der Oberst French an den Bord und begegnete mir überaus höflich. Von Stund an bezeigte man mir mehr Aufmerksamkeit, und die übrigen Reisenden luden mich ein, die von den Herren Hamilton verlassenen Plätze in der Kajüte nebst meinem Freunde Ralph einzunehmen, welches wir denn ohne Schwierigkeit taten.

Da ich erfuhr, daß der Oberst French die Briefschaften des Statthalters

an Bord gebracht hatte, so bat ich den Kapitän um die Briefe, die mich angingen. Er sagte mir, daß sie insgesamt in den Sack getan wären, wo er sie jetzt nicht herausfinden könnte, daß sich aber vor unserer Anlandung in England schon noch Gelegenheit darbieten würde, sie herauszunehmen. Ich ließ es für diesmal mit dieser Antwort gut sein, und wir setzten unsere Reise fort.

Unsere Kajütengesellschaft bestand aus lauter umgänglichen Personen, und in Ansehung der Zehrung befanden wir uns ausnehmend wohl. Denn wir machten uns die Vorräte des Herrn Hamilton zu nutze, der sich damit reichlich versehen hatte. Auf dieser Reise errichtete Herr Denham mit mir eine Freundschaft, die bis an das Ende seines Lebens dauerte. Übrigens war die Fahrt eben nicht angenehm; denn wir hatten öfters sehr schlimmes Wetter.

Als wir in den Kanal eingelaufen waren, hielt mir der Kapitän sein Wort und ließ mich nach meinem Belieben die Briefe des Statthalters in dem Sacke durchsuchen. Ich fand keinen einzigen mit meinem Namen oder einer sonstigen Anweisung, daß ich ihn bestellen sollte. Ich wählte indessen sechs oder sieben aus, die mir, der Aufschrift nach zu urteilen, um so mehr die für mich bestimmten zu sein schienen, da einer an Baskel, königlichen Buchdrucker, und noch ein anderer an einen Papierhändler darunter befindlich waren. Der letzte stieß mir zuerst auf dem Wege auf, und ich überreichte ihm den Brief als einen, der von dem Statthalter Keith käme. „Diesen Mann kenne ich nicht," war seine Antwort. Als er ihn aber geöffnet hatte, rief er: „O, der ist von Riddlesden. Den habe ich seit kurzem als einen ausgemachten Schurken kennen gelernt, und ich will weder mit ihm, noch mit seinen Briefen weiter etwas zu tun haben." Damit reichte er sogleich den Brief in meine Hände zurück, drehte sich auf seinem Absatze herum und ließ mich stehen, um einige Kunden zu bedienen.

Ich erstaunte, daß diese Briefe nicht von dem Statthalter waren. Als ich mich aber nunmehr besann und alle Umstände erwog, so fing ich an, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ich suchte meinen Freund Denham wieder auf und trug ihm den ganzen Handel vor. Dieser machte mich denn nun gleich völlig mit Keiths Charakter bekannt und sagte, wie auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß er auch nur einen einzigen Brief für mich geschrieben hätte. Keiner, der ihn nur irgend kennte, rechnete auf ihn. Denham lachte über meinen Glauben, daß der Statthalter, der selbst keinen Kredit hätte, mir einen Kreditbrief geben würde. Als ich einige Unruhe darüber verriet, was für Maßregeln ich nun ergreifen sollte, so riet er mir, daß ich auf meine erlernte Kunst bei irgend einem Buchdrucker anzukommen suchen sollte. „Hier," sagte er, „haben Sie die beste Gelegenheit, sich darin so vollkommen zu machen, daß Sie sich hernach weit vorteilhafter in Amerika etablieren können."

Wir wußten es längst ebensogut als der Papierhändler, daß der Notarius Riddlesden ein großer Spitzbube war. Er hatte den Vater der Miß Read durch Erschleichung einer Bürgschaft von ihm beinahe zu grunde gerichtet. Wir ersahen aus seinem Briefe, daß sich eine geheime Intrigue zum Nachteile des Herrn Hamilton, von welchem man glaubte, daß er mit uns nach Europa

gegangen wäre, entspann, in welche sich auch der Statthalter, in Verbindung mit Riddlesden, eingelassen hatte. Denham war als Hamiltons Freund der Meinung, daß man diesen davon benachrichtigen müßte. Und in der Tat, nachdem er bald nach uns in England angekommen war, zeigte ich, sowohl aus guter Gesinnung für ihn, als aus Rache gegen Keith, ihm nicht nur den Brief, sondern überließ ihn auch ganz seinen Händen. Er dankte mir dafür sehr lebhaft; denn die Nachrichten, die er enthielt, waren für ihn wichtig. Seit dieser Zeit schenkte er mir seine Freundschaft, die mir in der Folge bei mehr als einer Gelegenheit zu großem Vorteil gereichte.

Aber was soll man von einem Statthalter denken, der so elende Streiche spielt und einen armen jungen Menschen ohne Erfahrung so gröblich hintergeht? Es war ihm dieses zur Gewohnheit geworden. Er wollte aller Welt gefallen, und da er wenig zu geben hatte, so verschwendete er Versprechungen. Sonst war er ein gescheiter, geistreicher Mann, ein ziemlich fertiger Schriftsteller und guter Statthalter für das Volk, allein nicht für seine Konstituenten, die Eigentümer, deren Vorschriften er oft hintansetzte. Mehrere unserer besten Gesetze waren sein Werk und wurden unter seiner Verwaltung eingeführt.

Ralph und ich waren unzertrennliche Gefährten. Wir nieteten uns zusammen für vierthalb Schillinge wöchentlich ein. Denn dies war das Höchste, so wir daran wenden konnten. Er fand zwar einige Verwandte zu London; allein sie waren arm und nicht imstande, ihm zu helfen. Jetzt entdeckte er mir, daß es seine Absicht wäre, in England zu bleiben, und daß er niemals nur daran gedacht hätte, nach Philadelphia zurückzukehren. Vom Gelde war er ganz entblößt, weil das wenige, so er hatte anschaffen können, kaum für die Reise hingereicht hatte. Ich hatte noch fünfzehn Guineen übrig, denen er von Zeit zu Zeit zusprach, während daß er irgendwo anzukommen suchte.

Anfänglich, da er sich die nötigen Talente zum Schauspieler zutraute, wollte er auf das Theater gehen. Allein Wilkes, an welchen er sich desfalls wandte, riet ihm offenherzig, diesen Gedanken fahren zu lassen, weil es ihm nimmermehr damit glücken würde. Hierauf bot er dem Buchhändler Roberts in der Paternosterstraße ein Wochenblatt im Geschmacke des Zuschauers an. Allein seine Bedingungen standen dem Roberts nicht an. Weiter machte er verschiedene Versuche, als öffentlicher Schreiber angestellt zu werden, um für Papierwarenhändler (Stationer) und Rechtsgelehrte in Temple-Square abzuschreiben; allein es fand sich keine Stelle offen.

Was hingegen mich betrifft, so kam ich sogleich bei dem damals berühmten Buchdrucker Palmer im St. Bartholomäusbezirke an, bei welchem ich beinahe ein Jahr lang blieb. Ich arbeitete sehr fleißig; verzehrte aber auch mit Ralph beinahe alles wieder, was ich verdiente. Nachdem die Schauspiele und andere Luftörter, die wir oft miteinander besuchten, meine Guineen aufgezehrt hatten, so lebten wir hernach Tag für Tag aus der Hand in den Mund. Weib und

Kind schien Ralph gänzlich vergessen zu haben, so wie auch ich meiner Verbindung mit Miß Read nach und nach vergaß. Denn ich schrieb nur einen einzigen Brief an sie, und der enthielt weiter nichts, als daß ich wahrscheinlich so bald nicht zurückkehren würde. Dies war abermals eine von meinen großen Lebensvergehungen, die ich wohl verbessern möchte, wenn ich wieder von vorn anfangen dürfte. Das lockere Leben, welches wir führten, machte es immer unmöglich, die Kosten für meine Rückreise zu erübrigen.

Ich mußte bei Palmern die zweite Auflage von Wollastons natürlicher Religion*) setzen. Einige seiner Behauptungen schienen mir nicht gegründet zu sein; daher schrieb ich eine kleine metaphysische Abhandlung, in welcher ich über diese Stellen Anmerkungen machte. Sie führte den Titel: Abhandlung über Freiheit und Notwendigkeit, Vergnügen und Schmerz. Ich dedizierte sie meinem Freunde Ralph, setzte sie und zog eine kleine Anzahl Exemplare davon ab. Diese kleine Schrift brachte mir noch mehr Achtung beim Herrn Palmer zuwege. Er hielt mich für einen jungen Menschen von Kopf; jedoch machte er mir sehr ernsthafte Vorwürfe über meine Grundsätze, die ihm verabscheuungswürdig schienen. Der Druck dieses kleinen Werkes war ein neuer Fehler meines Lebens.

Während der Zeit, als ich in Little-Britain wohnte, machte ich mit einem Buchhändler namens Wilcox Bekanntschaft, dessen Niederlage an meine Tür stieß. Er hatte eine unermeßliche Sammlung von Büchern, die ohne Unterschied zusammengekauft waren. Lesekabinette waren damals noch nicht gebräuchlich. Wir wurden zusammen eins, daß ich gegen eine billige Erkenntlichkeit, deren Betrag ich jetzt nicht mehr weiß, die Erlaubnis haben sollte, Bücher bei ihm auszunehmen, welche ich wollte, sie zu lesen und dann wieder zurückzugeben. Ich hielt diesen Handel für überaus vorteilhaft und benutzte ihn, so gut ich nur immer konnte.

Mein Schriftchen fiel in die Hände eines Wundarztes namens Lyons, Verfasser eines Buches unter dem Titel: Die Untrüglichkeit der menschlichen Urteilskraft, und veranlaßte unter uns beiden eine enge Verbindung. Er bezeigte mir sehr viel Hochachtung, besuchte mich oft, um sich über dergleichen Gegenstände mit mir zu unterhalten, und stellte mich dem Doktor Mandeville, dem Verfasser der Fabel von den Bienen**), vor, der in einer Schenke auf der Straße Cheapside einen Klub hielt, wovon er die Seele war. Dies war ein scherzhafter, äußerst unterhaltender Mann. Er stellte mich auch auf Bastons Kaffeehause dem Doktor Pemberton vor, welcher mir versprach,

*) Des englischen Philosophen William Wollastons (1659—1724) Werk „The Religion of Nature delineated" erschien zuerst 1722, und fand so großen Anklang, daß binnen zwei Jahren mehr als 10000 Exemplare davon verkauft wurden.

**) Bernard de Mandeville (1670—1733) schilderte in seiner weitverbreiteten, in alle Sprachen übersetzten „Fable of the bees or private vices public benefits" (1723) die Schwächen der menschlichen Gesellschaft mit beißender Schärfe, suchte darin jedoch zu erweisen, daß auch die Laster ihr Gutes hätten.

es einmal zu vermitteln, daß ich den Ritter Isaak Newton*) zu sehen bekäme, wonach ich ein brennendes Verlangen trug. Allein er hat sein Versprechen niemals erfüllt.

Ich hatte aus Amerika einige Seltenheiten mitgebracht, wovon die vorzüglichste ein Beutel von Asbest war, der sich im Feuer reinigt. Der Ritter Hans Sloane hörte davon, kam zu mir und lud mich in sein Haus zu Bloomsbury-Square ein. Hier zeigte er mir alles, was er Seltenes und Merkwürdiges hatte, und bat mich, mein Stück hinzuzufügen, welches er mir sehr ansehnlich bezahlte.

In unserem Hause wohnte noch eine junge Modenhändlerin, welche, wenn ich nicht irre, ihre Bude bei der Börse hatte. Diese Person war lebhaft und gefühlvoll, von guter Erziehung und sehr angenehm im Umgange. Ralph las ihr alle Abende Komödien vor. Sie wurden zusammen vertraut. Sie bezog eine andere Wohnung, und er folgte ihr dahin. Sie lebten eine Zeitlang zusammen; allein da er ohne allen Erwerb war, sie ein Kind hatte, und ihr Einkommen für alle drei nicht hinreichte, so entschloß er sich, London zu verlassen und zu versuchen, ob er nicht eine Landschule anlegen könnte. Er hoffte, dies sollte ihm gelingen, weil er nicht nur eine sehr schöne Hand schrieb, sondern sich auch sehr gut auf Rechnen und Buchhalten verstand. Weil er jedoch diese Lage unter seiner Würde hielt und für die Zukunft auf bessere Glücksumstände rechnete, in welchen niemand wissen sollte, daß er einst ein so wenig ehrendes Geschäft getrieben hätte, so veränderte er seinen Namen und erwies mir die Ehre, den meinigen anzunehmen. Und wirklich schrieb er mir bald hierauf, wie er sich auf einem kleinen Dorfe in Berkshire, wenn ich nicht irre, niedergelassen hätte, und daselbst zehn oder zwölf Kindern, jedem für sechs Pence Sterling wöchentlich, lesen und schreiben lehrte. Er empfahl die Mistriß T... meiner Fürsorge und bat mich, ihm unter der Aufschrift: An Herrn Franklin, Schulmeister zu N... zu antworten.

Er fuhr fort, sehr oft an mich zu schreiben, und mir große Bruchstücke eines epischen Gedichtes, welches er damals verfertigte, zuzuschicken, wozu er sich meine Bemerkungen und Verbesserungen ausbat. Ich teilte ihm dergleichen zwar von Zeit zu Zeit mit, bemühte mich aber auch zugleich, ihn von dieser Arbeit abzubringen. Young gab damals eine seiner Satiren heraus. Ich schrieb davon einen großen Teil ab und schickte ihm die Stellen, worin der Verfasser dartut, welche Torheit es sei, den Musen um deswillen zu opfern, damit man durch ihre Vermittlung in der Welt fortkomme. Aber das half alles nichts; mit jeder Post kamen neue Blätter voll Verse zu seinem Gedichte an.

Während dieser Begebenheiten hatte Mistriß T... seinetwegen ihre Freunde und Kunden verloren, und befand sich oft in großer Not. Sie nahm ihre Zuflucht zu mir, und ich, um sie daraus zu befreien, lieh ihr alles Geld,

*) Isaak Newton, der Begründer der neueren mathematischen Physik u. der physischen Astronomie (1643—1727).

was ich erübrigen konnte. Bei dieser Gelegenheit aber gewann ich ihr ein wenig zu viel Geschmack ab. Weil mich damals keine Religion zügelte, so mißbrauchte ich die Not, die sie von mir abhängig machte, und nahm mir Freiheiten (noch ein Fehltritt meines Lebens) bei ihr heraus, die sie mit gerechtem Unwillen zurückstieß. Sie berichtete meine Aufführung an Ralph; und dieser Vorfall entzweite mich mit ihm. Als er nach London zurückkam, ließ er mich wissen, daß er durch mein Betragen alle Verbindlichkeiten, die er mir haben könnte, für getilgt ansähe. Hieraus schloß ich, daß ich wohl nicht hoffen dürfte, jemals das Geld wieder zu erhalten, das ich ihm geliehen oder für ihn ausgelegt hatte. Indessen bekümmerte mich dies desto weniger, je weniger er imstande war, mich zu bezahlen. Auch wurde ich durch den Verlust seiner Freundschaft von einer sehr drückenden Last erleichtert.

Jetzt fing ich an darauf zu denken, wie ich etwas Geld für die Zukunft zusammenbringen möchte. Da Watts Buchdruckerei bei Lincolns-infield noch beträchtlicher war als die, in welcher ich arbeitete, so schien es, daß ich daselbst meine Rechnung besser finden würde. Ich bot mich daselbst an, wurde angenommen und verblieb daselbst, solange ich mich noch in London aufhielt.

Beim Eintritte in diese Druckerei stellte ich mich an die Presse, weil ich Leibesübung nötig zu haben glaubte, woran ich in Amerika gewöhnt war, woselbst die Arbeiter abwechselnd bald Setzer-, bald Druckerdienste verrichten. Ich trank nichts als Wasser. Die übrigen Arbeiter, beinahe fünfzig an der Zahl, waren gewaltige Biertrinker. Im Falle der Not trug ich eine große Schriftform in jeder Hand sowohl Treppe auf, als Treppe ab, indes die anderen kaum eine mit beiden Händen trugen. Aus diesem sowohl als noch vielen anderen Beispielen ersahen sie, daß der amerikanische Wassermann, wie sie mich nannten, weit stärker war als sie, die starkes Bier tranken. Der Bierhandelsbursche hatte den ganzen Tag vollauf bei uns zu tun, um die Arbeiter zu versehen. Mein Mitgeselle an der Presse trank täglich einen Schoppen Bier vor dem Frühstücke, einen nach demselben bei Brot und Käse, noch einen zwischen dem Frühstücke und dem Mittagsessen, einen über der Mahlzeit, einen nach dem Mittagsessen gegen sechs Uhr, und endlich noch einen, wenn er sein Tagewerk vollendet hatte. Mir kam diese Gewohnheit abscheulich vor; allein er mußte, wie er meinte, starkes Bier trinken, um stark bei der Arbeit zu sein.

Ich bemühte mich, ihn zu überzeugen, daß die körperliche Stärke, welche das Bier gewährte, nicht über das Verhältnis des in dem Wasser aufgelösten Korn- oder Gerstenmehles, woraus das Bier bestand, hinausgehen könnte; nun aber enthielte ja ein Kreuzerbrot weit mehr Mehl als ein Schoppen Bier: wenn er also dies Brot zu einem Schoppen Wasser äße, so müßte er mehr Stärke davon als von einer Kanne Bier bekommen. Dieser Beweis hinderte ihn nicht, sein Biertrinken fortzusetzen und wöchentlich jeden Sonnabend abends vier oder fünf Schillinge für dieses elende Getränk zu bezahlen. Von dieser Ausgabe war ich völlig frei. Auf solche Weise blieben diese armen Teufel immer freiwillig in ihrer Dürftigkeit.

Als Watt nach einigen Wochen meiner in der Setzerkammer bedurfte, so verließ ich die Presse. Die Setzer forderten einen neuen Willkommen von mir. Ich hielt dieses für eine Prellerei, weil ich schon unten bezahlt hatte. Der Druckerherr war auch meiner Meinung und verbot mir zu bezahlen. Solchergestalt blieb ich zwei oder drei Wochen von ihnen abgesondert. Sie betrachteten mich als einen Verstoßenen; und sobald ich mich nur ein wenig entfernt hatte, so war keiner von allen den kleinen Schelmenstreichen mehr zu ersinnen, den sie nicht gegen mich ausübten. Ich fand meine Lettern durcheinandergeworfen, meine Seiten versetzt, meine Materie zerrissen u. s. w., und das, hieß es dann, habe der Kobold der Kapelle*) getan, der alle diejenigen neckte, die nicht regelmäßig aufgenommen wären. Wollte ich also wohl oder übel, so mußte ich mich, ungeachtet des Schutzes meines Herrn, zur Zahlung verstehen, indem ich mich überzeugte, daß es Torheit wäre, nicht mit denjenigen sich gut stehen zu wollen, mit welchen man gleichwohl zusammen leben muß.

Ich stand mich nach diesem auf das allerbeste mit ihnen, und gewann sehr bald unter ihnen einen beträchtlichen Einfluß. Ich schlug einige Veränderungen in den Gesetzen der Kapelle vor und setzte sie durch, trotz aller Widersetzung. Mein Beispiel veranlaßte mehrere von ihnen, ihrem elenden Biere, Brote und Käse zum Frühstücke zu entsagen und sich, wie ich, aus einem benachbarten Hause eine Schale voll warmer Grütze, mit einem Stück Butter darin und mit Brotkrumen und Pfeffer bestreut, kommen zu lassen. Dies war ein weit besseres Frühstück, das nicht mehr als ein Schoppen Bier, das ist vierthalb Pence, kostete und ihnen den Kopf leichter und heller erhielt. Diejenigen, welche fortfuhren, sich täglich mit Bier zu überfüllen, verloren oft bei ausbleibender Zahlung beim Bierhändler ihren Kredit. Sie nahmen alsdann gemeiniglich ihre Zuflucht zu mir, daß ich für sie gutsagen mußte, weil ihnen nach einer unter ihnen hergebrachten Redensart das Licht ausgegangen war. Ich hatte dann aber auch Sonnabends abends beim Zahlbrette aufzupassen, um die kleinen Auslagen wieder zu bekommen, die ich hatte machen müssen, und die bisweilen wöchentlich wohl an die dreißig Schillinge hinanliefen.

Dieser Umstand und der Ruf, in welchem ich stand, daß ich ein ziemlicher Spottvogel wäre, der sich gut auf die burleske Satire verstände, unterstützten mein Ansehen in der Kapelle. Übrigens hatte ich mich auch bei meinem Herrn durch meine Unverdrossenheit und dadurch beliebt gemacht, daß ich keinen blauen Montag feierte. Meine außerordentliche Geschwindigkeit im Setzen verschaffte mir immer diejenigen Arbeiten, mit denen es Eile hatte und die gemeiniglich am besten bezahlt werden. Auf diese Weise brachte ich meine Zeit sehr angenehm hin.

Da meine bisherige Wohnung in Little-Britain zu weit von der Druckerei entfernt war, so suchte ich mir eine andere in Dukestreet, der römischen Kapelle gegenüber, aus. Sie lag an der Hinterseite eines Italiener-

*) So nennen die Arbeiter die Werkstatt. (B.)

gewölbes. Die Inhaberin des Hauses war eine Witwe, nebst einer Tochter, einer Magd und einem Ladenburschen, der auswärts logierte. Nachdem sie sich meinetwegen in dem Hause, wo ich zuletzt gewohnt, erkundigt hatte, so ließ sie sich gefallen, mich für eben den Preis, nämlich für vierthalb Schillinge wöchentlich, einzunehmen. Sie nähme, sagte sie, um deswillen mit so wenigem vorlieb, weil es doch für einzelne Frauenzimmer sicherer wäre, noch eine Mannsperson bei sich im Hause zu haben.

Diese Frau, schon etwas bei Jahren, war die Tochter eines Predigers. Sie war in der protestantischen Religion erzogen; allein ihr Ehemann, dessen Andenken sie sehr verehrte, hatte sie zur katholischen Religion bekehrt. Sie hatte sehr viel unter Personen vom Stande gelebt und wußte tausend Anekdoten, die bis auf die Zeiten Karls II. hinausliefen. Die Gicht hatte sie in den Knieen gelähmt, so daß sie oft das Zimmer nicht verlassen konnte und daher manches Mal Gesellschaft nötig hatte. Die ihrige war für mich so unterhaltend, daß mir nichts willkommener war, als den Abend bei ihr hinzubringen, so oft sie meiner nur begehrte. Unser Abendessen bestand alsdann in einer halben Sardelle für jeden auf einem kleinen Schnitte Butterbrot und in einem halben Schoppen Ale für uns alle. Den wahren Schmaus aber gewährten ihre Gespräche. Da ich immer darauf bedacht war, bei guter Zeit einzukommen, und so wenig Geräusch im Hause machte, so wollte sie nicht gern von mir geschieden sein. Als ich daher von einer mir vorgeschlagenen Wohnung sprach, welche meiner Arbeitsstelle noch näher lag und wöchentlich nur zwei Schillinge kosten sollte, welche freilich meinem damaligen Vorhaben zu sparen noch besser entsprach, so beredete sie mich, dieselbe fahren zu lassen, und ließ mir selbst zwei Schillinge an dem wöchentlichen Mietgelde nach. Also wohnte ich für anderthalb Schillinge wöchentlich bei ihr fort, solange ich mich noch in London aufhielt.

Oben unterm Dache ihres Hauses lebte eine alte siebzigjährige Jungfer auf die allereingezogenste Weise. Von dieser erzählte mir meine Wirtin folgendes: Sie war römisch-katholisch. In ihrer Jugend hatte man sie nach dem festen Lande geschickt, wo sie in ein Kloster gegangen war, um Nonne zu werden. Allein das Klima bekam ihr nicht, und so kehrte sie nach England zurück. Weil es nun daselbst keine Nonnenklöster gibt, so tat sie das Gelübde, dennoch ein Klosterleben zu führen, solange es die Umstände nur gestatten wollten. Demzufolge hatte sie ihr ganzes Vermögen zu christlichen Liebeswerken bestimmt und sich nicht mehr als zwölf Pfund Sterl. jährlich zu ihrem Lebensunterhalte vorbehalten. Und auch hiervon fiel noch ein Teil den Armen zu, indem sie sich mit nichts als Grütze nährte, und sonst kein Feuer anzündete, als um dieselbe zu kochen. Sie lebte seit vielen Jahren auf diesem Boden, wo die vornehmsten katholischen Inhaber, die das Haus von Zeit zu Zeit gehabt hatten, sie umsonst wohnen ließen, indem sie ihren Aufenthalt daselbst für einen Segen des Himmels ansahen. Tag für Tag kam ein Priester zu ihr, um ihre Beichte zu hören. „Ich habe sie gefragt," setzte meine Wirtin hinzu, „wie sie bei ihrer Lebens-

weise dennoch einem Beichtiger so viel zu schaffen machen könnte. ‚O!' antwortete sie mir, ‚wer kann alle bösen Gedanken vermeiden?'"

Einst bekam ich Erlaubnis, sie zu besuchen. Sie war munter und artig, und ihr Gespräch gefiel mir ungemein. Ihr Zimmer war reinlich; allein es war mit nichts weiter möbliert als mit einer Matratze, einem Tische, worauf ein Kruzifix und ein Buch lag; einem Stuhle, worauf sie mich niedersitzen ließ, und über dem Kamine hing ein Gemälde der heiligen Veronika, welche ihr Tuch mit dem wundersamen Abdrucke des Angesichtes Christi ausbreitete, und worüber sie mir mit dem andächtigsten Ernste Erklärung gab. Ihr Angesicht war blaß; allein sie war niemals krank gewesen. Ich kann sie daher als ein neues Beispiel aufstellen, welches beweist, wie wenig man braucht, Leben und Gesundheit zu erhalten.

In der Druckerei wurde ich mit einem jungen Menschen von Kopf, namens Wygate, bekannt, welcher, da er reiche Eltern hatte, besser als gemeine Buchdrucker erzogen war. Er war ein ziemlich guter Lateiner, sprach gut französisch und liebte die Lektüre. Ich lehrte sowohl ihn als einen seiner Freunde das Schwimmen, indem ich sie nur zweimal zum Flusse führte, worauf sie sehr bald imstande waren, sich selbst zu helfen. Einst machten wir zusammen aus, zu Wasser nach Chelsea zu gehen, um daselbst das Kollegium und die Merkwürdigkeiten des Don Saltero, nebst einigen Herren in der Gegend von London zu sehen, denen sie mich vorstellten. Auf der Rückkehr entkleidete ich mich auf Bitten der Gesellschaft, deren Neugierde Wygate rege gemacht hatte, und sprang in den Fluß. Ich schwamm nicht weit von Chelsea an, bis an Black-fryars, und machte auf dieser Strecke eine große Menge Kunststücke der Gewandtheit und Behendigkeit sowohl über als unter dem Wasser. Dies Schauspiel verursachte denen, welchen es noch neu war, nicht wenig Erstaunen und Vergnügen. Ich hatte diese Übung seit meiner Kindheit ungemein geliebt. Ich konnte und machte alle Wendungen und Stellungen Thevenots; ja ich hatte noch neue dazu erfunden, worin ich mit der Schönheit auch Nutzen zu vereinigen gesucht hatte. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, sie bei dieser Gelegenheit alle vorzumachen, und die Verwunderung, welche sie erregten, war mir sehr schmeichelhaft. Wygate, der in dieser Kunst Meister werden wollte, hängte sich um so mehr an mich, je mehr auch sonst unser Geschmack und unsere Studien zusammenstimmten. Er schlug mir endlich vor, mit ihm eine Reise durch Europa zu machen, wozu die Arbeit in unserer Kunst uns die Kosten liefern würde. Schon war ich im Begriffe einzuwilligen, als ich mit meinem Freunde Denham darüber sprach, mit welchem ich gern eine Stunde hinbrachte, wenn ich Muße hatte. Er brachte mich von diesem Vorhaben ab, und riet mir vielmehr, auf meine Rückkehr nach Philadelphia zu denken, so wie er selbst tat. Ich muß hier einen Charakterzug von diesem würdigen Manne erzählen.

Er hatte vor diesem zu Bristol Handlung getrieben. Er machte Bankrott, verglich sich mit seinen Gläubigern und ging nach Amerika, woselbst er durch

anhaltenden Fleiß in seinem Kaufmannsgewerbe in wenigen Jahren ein beträchtliches Vermögen erwarb. Nachdem er nun auf eben demselben Schiffe, auf welchem ich mich befand, vorerzähltermaßen nach England zurückgekehrt war, so lud er alle seine alten Gläubiger zu einem Schmause ein. Als sie beisammen waren, dankte er ihnen für den milden Vergleich, womit sie ihn begünstigt hätten. Keiner von ihnen erwartete etwas weiter als eine bloße Mahlzeit; allein jeder fand beim Wechsel des Tellers unter dem seinigen eine Anweisung auf einen Bankier zur Erhebung nicht nur der ganzen noch rückständigen Hauptsumme, sondern auch der Zinsen.

Er entdeckte mir, wie er willens wäre, eine große Menge Kaufmannsgüter mit nach Philadelphia zurückzunehmen und daselbst ein Magazin anzulegen. Zu dem Ende tat er mir den Vorschlag, daß ich bei ihm als Schreiber in Dienst treten möchte, um seine Bücher zu führen, worin er mich unterrichten wollte, seine Briefe abzuschreiben und das Magazin zu verwalten. Er fügte noch hinzu: sobald ich mit den merkantilischen Geschäften gehörig umzugehen gelernt haben würde, wollte er mich weiter befördern, mich mit einer Ladung von Brot, Mehl u. s. w. nach den amerikanischen Inseln senden und mir sonst noch allerlei vorteilhafte Aufträge machen, so daß ich durch gute Aufführung und Wirtschaft endlich dahin gelangen könnte, mich selbst mit Vorteil zu etablieren.

Mir gefielen diese Vorschläge. London fing an mir langweilig zu werden; die angenehmen Stunden, die ich in Pennsylvanien verlebt hatte, stiegen in meiner Seele empor, und ich wünschte wieder ähnliche zu genießen. Ich trat daher für fünfzig Pfund Sterl. pennsylvanisch des Jahres bei Herrn Denham in Dienst. Als Setzer konnte ich es nun zwar wohl höher bringen; aber ich hatte doch hier eine schönere Aussicht. Ich sagte daher der Druckerei, und zwar, wie ich glaubte, mein ewiges Lebewohl und überließ mich ganz meinem neuen Gewerbe, indem ich teils mit dem Herrn Denham bei den Kaufleuten umherstrich, um Waren einzukaufen, teils selbige einpacken ließ, teils bei den Arbeitsleuten umherlief, um ihre Absendung zu befördern u. s. w. Als endlich alles am Bord war, hatte ich noch einige müßige Tage.

Während dieser kurzen Zwischenfrist verlangte mich ein Herr zu sprechen, den ich nur dem Namen nach kannte. Es war der Ritter Wilhelm Wyndham. Ich begab mich zu ihm. Er hatte, ich weiß nicht wie, etwas von meiner Schwimmerei von Chelsea bis Black-fryars erfahren und wußte, daß ich die Kunst zu schwimmen sowohl dem Wygate als noch einem anderen jungen Menschen in wenigen Stunden beigebracht hatte. Seine beiden Söhne waren eben im Begriff, eine große Reise anzutreten; er wollte daher, daß sie vorher schwimmen lernen sollten, und bot mir eine ansehnliche Belohnung an, wenn ich es auf mich nehmen wollte, sie zu unterrichten. Allein noch waren sie nicht in der Stadt angekommen, und die Dauer meines eigenen Aufenthaltes daselbst war ungewiß. Ich konnte daher den Vorschlag nicht annehmen. Aus diesem Vorfalle ließ sich urteilen, daß, wenn ich in England bleiben und eine Schwimmschule hätte errichten wollen, ich viel Geld damit verdient haben würde. Diese

Vorstellung ergriff mich dermaßen, daß ich sobald noch nicht auf meine Rückkehr nach Amerika gedacht haben würde, wenn mir jener Vorschlag eher geschehen wäre.

Mehrere Jahre nachher haben wir beide, du und ich, eine wichtigere Sache mit einem dieser Söhne des Ritters Wilhelm Wyndham, der indessen Graf von Egremont geworden war, abzutun gehabt. Ich will aber jetzt nicht so weit vorausgreifen.

In London brachte ich auf diese Weise ungefähr achtzehn Monate zu, während welcher ich unausgesetzt in meiner Profession arbeitete und mir keinen anderen Aufwand erlaubte, als daß ich bisweilen ins Schauspiel ging und mir einige Bücher anschaffte. Mein Freund Ralph hatte mich in der Armut erhalten. Er war mir ungefähr 27 Pfund Sterl. schuldig, die wahrscheinlich ganz und gar verloren waren. In der Tat eine ansehnliche Summe, die von meinen kleinen Ersparnissen abging. Gleichwohl blieb ich ihm gewogen, weil er in der Tat viele liebenswürdige Eigenschaften besaß. Ob ich indessen gleich keine Glücksgüter erworben, so hatte ich doch die Masse meiner Kenntnisse teils durch häufige und gute Lektüre, teils durch den Umgang mit weisen und gelehrten Personen vermehrt.

Wir gingen im Julius 1726 zu Gravesand unter Segel. Was die Vorfälle auf dieser Reise betrifft, so verweise ich dich auf mein Journal, worin du alles umständlich aufgezeichnet finden wirst. Im nächsten Oktober stiegen wir zu Philadelphia ans Land.

Keith war nicht mehr Statthalter zu Philadelphia; der Major Gordon war an seine Stelle gekommen. Ich begegnete ihm auf der Straße, wo er wie ein bloßer Bürger einherging. Er schien sich ein wenig zu schämen, als er mich sah; aber er ging vorüber, ohne mir etwas zu sagen.

Ich würde mich wenigstens ebensosehr vor dem Anblicke der Miß Read geschämt haben, wenn ihre Familie, die nach Lesung meines Briefes billig an meiner Rückkehr zweifeln mußte, sie nicht beredet hätte, mir zu entsagen und während meiner Abwesenheit einen Töpfer, namens Rogers, zu heiraten. Dieser machte sie indessen niemals glücklich, und bald trennte sie sich gänzlich von ihm. Sie wollte ihm weder beiwohnen, noch auch nur seinen Namen führen, weil ein Gerücht umherlief, daß er schon eine Frau hätte. Seine Geschicklichkeit in seiner Profession hatte die Eltern der Miß Read verleitet; allein er war ein ebenso schlechter Bürger als vortrefflicher Arbeiter. Er geriet in Schulden, nahm die Flucht und starb 1727 oder 1728 auf den Inseln.

Während meiner Abwesenheit hatte Keimer ein ansehnliches Haus bezogen, worin er eine mit Papier und anderen dahin gehörigen Artikeln wohlversehene Niederlage hatte. Er hatte sich neue Lettern im Überflusse und eine Menge Arbeiter angeschafft, worunter aber, die Wahrheit zu sagen, kein einziger guter war. An Arbeit schien es ihm nicht zu fehlen.

Herr Denham nahm ein Gewölbe in Waterstreet ein, woselbst wir

unsere Waren auslegten. Ich war sehr emsig bei der Arbeit, studierte die Buchhalterei und erwarb mir hierin sehr bald die gehörige Kenntnis. Wir wohnten und speisten zusammen. Er war mir von Herzen gewogen und ging nicht anders mit mir um, als wenn er mein Vater gewesen wäre. Ich von meiner Seite verehrte und liebte ihn ebenfalls; meine Lage war jetzt sehr glücklich, allein dies Glück war von sehr kurzer Dauer.

Im Anfange des Februar 1727, da ich in mein zweiundzwanzigstes Jahr trat, wurden wir beide krank. Mich befiel ein Seitenstechen, welches mich beinahe weggerafft hätte. Ich litt gewaltig und achtete mich für verloren. Selbst meine Besserung war für mich eine Art von Fehlschlag, indem es mich kränkte, diesen unangenehmen Gang über kurz oder lang noch einmal machen zu müssen.

Ich habe vergessen, worin die Krankheit des Herrn Denham bestand; allein sie war langwierig, und endlich erlag er derselben. Er hinterließ mir im Testamente ein kleines Vermächtnis zum Zeichen seiner Gewogenheit, und überließ mich von neuem mir selbst in der großen und weiten Welt; denn das Gewölbe geriet in die Hände der Vollstrecker des Testamentes, und ich erhielt meinen Abschied.

Mein Schwager, Herr Holmer, der gerade damals in Philadelphia war, riet mir, meine vorige Profession wieder zu ergreifen, und Keimer bot mir eine große Besoldung an, wenn ich seine Druckerei verwalten wollte, damit er seine ganze Sorge nur seinem Laden widmen könnte. Seine Frau und seine Verwandten zu London hatten mir böse Dinge von ihm erzählt; es war mir daher eben nicht gar sehr daran gelegen, etwas wieder mit ihm zu schaffen zu haben. Ich suchte vielmehr bei Kaufleuten anzukommen; da aber keine Stelle sogleich offen war, so ließ ich mir Keimers Antrag gefallen.

In seiner Druckerei fand ich folgende Arbeiter: Hugh Meredith, ein Pennsylvanier, fünfunddreißig Jahre alt. Er war eigentlich zum Landwirte erzogen, war ehrlich, gefühlvoll, hatte Erfahrung und liebte die Lektüre, aber dabei auch den Trunk.

Stephan Potts, ein Bursche vom Lande, war eben aus der Vormundschaft gekommen, in welcher er auch erzogen worden war. Er besaß nicht ganz gemeine Naturanlagen, viel Geist und Lebhaftigkeit; allein er tat nicht gern etwas. Keimer hatte diese beiden für einen sehr mäßigen Wochenlohn angenommen, welcher aber nach jedem Vierteljahre um einen Schilling steigen sollte, so wie ihre Fortschritte in der Buchdruckerkunst es verdienen würden. Diese zukünftige Vermehrung des Lohnes war die Lockspeise, womit er sie eingefangen hatte. Meredith sollte bei der Presse arbeiten und Potts Bücher einbinden, und er hatte sich verpflichtet, beide hierin zu unterrichten, wiewohl er selbst weder das eine noch das andere verstand.

Johann Saurage, ein Irländer, war zu gar keinem Gewerbe erzogen, und Keimer hatte seine Dienste von einem Schiffskapitän auf vier Jahre gekauft. Dieser sollte auch ein Drucker werden.

Georg Webb, Student aus Oxford, den er ebenfalls auf vier Jahre

erkauft hatte, war zum Setzer bestimmt. Ich werde von diesem unten ein mehreres sagen.

Der letzte war David Harry, ein Bauernknabe, den er zum Lehrling angenommen hatte.

Ich merkte sehr bald, wo Keimer hinaus wollte, da er mich für eine Besoldung annahm, die weit über dasjenige hinauslief, was er sonst zu geben pflegte. Ich sollte nämlich alle seine neuen und wohlfeilen Arbeiter erst anlehren, damit sie, die durch Verträge an ihn gefesselt waren, nach erlangtem Unterrichte ihn in den Stand setzen möchten, meiner wieder zu entbehren. Gleichwohl ging ich meinen Gang fort, brachte seine Druckerei, die in der größten Verwirrung war, in Ordnung, gewöhnte nach und nach seine Leute zur Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit, und machte, daß sie besser damit fortkamen.

Seltsam genug war es, einen Studenten von Oxford in der Lage eines erkauften Knechtes zu erblicken. Er war noch nicht über achtzehn Jahre alt und teilte mir selbst folgendes von seinen Lebensumständen mit. Er war zu Glocester geboren und daselbst in einer lateinischen Schule (Grammar-School) erzogen. Unter seinen Mitschülern hatte er sich dadurch ausgezeichnet, daß er in den Schauspielen, welche sie aufführten, seine Rollen vorzüglich gut spielte. Er war Mitglied des literarischen Klubs in seiner Provinz gewesen und hatte in die öffentlichen Blätter von Glocester verschiedene seiner sowohl poetischen als prosaischen Aufsätze einrücken lassen. Von da war er nach Oxford geschickt worden, wo er sich ungefähr ein Jahr aufgehalten hatte. Es stand ihm daselbst nicht an; er wünschte vor allen Dingen London zu sehen und Schauspieler zu werden. Nachdem er einst seinen Vierteljahrswechsel von fünfzehn Guineen erhalten hatte, verließ er, anstatt seine Schulden zu bezahlen, die Stadt zu Fuß, verbarg seine Studentenkleidung in ein Gebüsch und ging nach London. Da er hier keinen Freund hatte, der ihn hätte leiten können, so geriet er in böse Gesellschaft, brachte seine Guineen bald durch, konnte auf keinerlei Weise bei der Schaubühne ankommen, wurde verächtlich, versetzte seine Kleider und hatte das liebe Brot nicht mehr. Wie er nun äußerst ausgehungert die Straßen durchlief und nicht mehr wußte, was aus ihm werden sollte, so gab man ihm einen Werbebrief in die Hand, worin denjenigen, die sich zu Diensten in Amerika annehmen lassen wollten, sofort ein Trinkgeld und nachher noch eine Prämie angeboten wurde. Er begab sich sogleich an den bestimmten Ort, unterzeichnete den Vertrag, ward in das Schiff aufgenommen und ging nach Amerika, ohne seinen Eltern auch nur in einer Zeile Nachricht zu geben, was aus ihm geworden wäre. Sein lebhafter Geist und seine gute Gemütsart machten ihn zum guten Gesellschafter; allein er war arbeitsscheu, unvorsichtig und äußerst unbesonnen.

Johann, der Irländer, säumte nicht, die Flucht zu nehmen. Mit den übrigen fing ich an, ein sehr angenehmes Leben zu führen. Sie ehrten mich alle um so mehr, je weniger Keimer imstande war, sie zu unterrichten, da sie

hingegen von mir alle Tage etwas lernten. Wir arbeiteten niemals am Sonnabende, weil dies Keimers Sabbat war. Ich hatte daher zwei freie Tage zu meiner Lektüre.

In der Stadt vermehrte ich meine Bekanntschaften mit wohlunterrichteten Personen. Selbst Keimer begegnete mir sehr höflich, ja sogar mit einem Anschein von Hochachtung, und mich beunruhigte weiter nichts als meine Schuld an Vernon, die ich noch nicht imstande war, abzutragen, weil ich bisher nur sehr geringe Ersparungen hatte machen können. Vernon war indessen so gütig, sein Geld noch nicht einzufordern.

Unserer Druckerei fehlte es bisweilen an Sorten, und es war kein Schriftgießer in Amerika. Nun hatte ich zwar bei James in London Lettern gießen sehen, allein auf das Verfahren nicht sonderlich acht gegeben. Indessen fand ich doch Mittel, eine Form zu verfertigen. Der Lettern, die wir hatten, bediente ich mich zu Stempeln und goß Lettern von Blei in Matrizen von Ton. Auf solche Weise ersetzte ich denn noch erträglich genug das, was uns abging.

Ich stach auch im Falle der Not mancherlei Zieraten, machte Druckerschwärze und führte die Aufsicht über das Warenlager; mit einem Worte, ich war ein wahres Faktotum. Allein was ich auch Nützliches nur immer vornehmen mochte, so bemerkte ich doch, daß der Wert meiner Dienste von Tag zu Tag abnahm, so wie die Geschicklichkeit der übrigen Hände zunahm; und als Keimer mir meinen zweiten Quartalgehalt auszahlte, gab er mir zu verstehen, daß er doch gar zu hoch wäre, und daß ich seiner Meinung nach wohl etwas ablassen könnte. Er wurde nach und nach minder höflich und nahm mehr den Herrenton an. Er fand öfters etwas einzuwenden, machte Schwierigkeiten, und schien immer bereit, mit mir offenbar brechen zu wollen.

Ich fuhr indessen fort, Geduld mit ihm zu haben, indem ich mir vorstellte, die Unordnung und Verwirrung in seinen Angelegenheiten möchten zum Teil wohl an seiner üblen Laune mit schuld sein. Endlich zerriß ein gar geringer Vorfall unsere Verbindung. Da in der Nachbarschaft des Hauses ein großes Geräusch entstanden war, so steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, was vorging. Keimer war auf der Gasse, hob die Augen auf, sah mich und rief mir laut und mit zorniger Stimme zu, daß ich mich um meine Arbeit bekümmern möchte. Er fügte noch einige Scheltworte hinzu, die mir um so mehr zu Herzen gingen, da das alles so öffentlich geschah, indem alle Nachbarn, die eben dieses Geräusch an die Fenster gelockt hatte, Zeugen davon waren, wie ich behandelt wurde. Er kam sogleich in die Druckerei herauf und fuhr fort zu schreien. Der Zank wurde auf beiden Seiten hitzig; er kündigte mir meinen Abschied für das nächste Quartal an, wie wir es ausgemacht hatten, indem er es sehr bereute, sich auf eine so lange Zeit mit mir eingelassen zu haben. Ich sagte ihm, diese Reue wäre überflüssig; denn ich wollte sogleich gehen. Ich nahm in der Tat meinen Hut, ging aus dem Hause und bat Meredith, der mir unten begegnete, für meine zurückgelassenen Sachen Sorge zu tragen und mir selbige nach meiner Wohnung zu bringen.

Meredith kam am Abende, und wir sprachen viel über das, was mir widerfahren war. Er hatte eine ausnehmende Ehrfurcht für mich gewonnen, und es tat ihm äußerst leid, daß ich das Haus verließ, so lange er noch dort sein müßte. Er widerriet mir, in mein Vaterland zurückzugehen, wie ich mir fest vorgenommen hatte. Er erinnerte mich, daß Keimer alles, was er besäße, noch schuldig wäre, daß seine Gläubiger anfingen unruhig zu werden, daß er seinen Laden gar elend verwaltete, daß er oft ohne Profit verkaufte, um nur bares Geld zu bekommen, daß er auf Kredit weggäbe, ohne gehörig anzuschreiben, und daß er daher notwendig fallen müßte, wodurch eine für mich vorteilhafte Lücke entstehen würde. Ich schützte meinen Geldmangel vor, und er entdeckte mir, sein Vater hätte eine so hohe Meinung von mir, daß er, besage einer desfalls mit ihm gehaltenen Unterredung, das zu unserer Einrichtung erforderliche Geld gewiß vorschießen würde, wenn ich mit ihm in Gesellschaft treten wollte. „Meine Zeit bei Keimer," sagte er, „ist künftiges Frühjahr um. Alsdann können wir von London unsere Presse und unsere Schriften haben. Ich weiß nun wohl, daß ich kein Künstler bin; aber wenn Sie einwilligen, so lege ich mein Geld gegen Ihre Geschicklichkeit in der Kunst auf die Wage, und wir können in Ansehung des Profits zu gleichen Teilen gehen." Sein Vorschlag ließ sich hören und ich nahm ihn an. Sein Vater, der sich gerade in der Stadt befand, billigte ihn ebenfalls. Er wußte, daß ich sehr viel über seinen Sohn vermochte, weil es mir gelungen war, ihn seit geraumer Zeit vom Branntweintrunke abzuhalten, und hoffte daher, daß ich bei einer näheren Verbindung diese unselige Gewohnheit ganz bei ihm tilgen würde.

Ich gab dem Vater ein Verzeichnis der Dinge, die wir von London haben müßten. Er ging damit zu einem Kaufmanne, und die Bestellung wurde gemacht. Wir waren eins geworden, die Sache so lange geheim zu halten, bis alles angelangt sein würde; indessen sollte ich mir, wo möglich, in der anderen Druckerei Arbeit verschaffen; allein es war kein Platz ledig, und ich blieb also müßig. Nach einigen Tagen beschickte mich Keimer auf eine sehr höfliche Art wieder. Denn er hatte indessen Hoffnung bekommen, zum Abdrucke einer neuen Papiermünze in Neu-Jersey gebraucht zu werden, für welche Zieraten und verschiedene Lettern nötig sein würden, wozu ich allein Rat schaffen konnte. Da er nun fürchtete, daß Bradford mich in Dienste nehmen und ihm diese Arbeit entziehen möchte, so ließ er mir sagen, daß alte Freunde sich nicht um ein paar Worte willen, die der Affekt herausgestoßen hätte, auf immer entzweien müßten, und daß er mich daher bäte, zu ihm zurückzukehren. Meredith beredete mich, diese Einladung anzunehmen, vornehmlich deswegen, damit er sich alsdann durch meinen täglichen Unterricht in der Kunst desto vollkommener machen möchte. Ich kehrte also in der Tat zurück, und wir lebten von nun an in einem besseren Vernehmen als vor unserer Trennung.

Keimer erhielt die Arbeit für Neu-Jersey. Ich verfertigte zu diesem Ende eine Kupferdruckerpresse, und zwar die erste, die in diesem Lande zum Vorschein kam. Ich stach mehrere Verzierungen und Vignetten zu den Billetts.

Wir begaben uns zusammen nach Burlington, woselbst ich alles zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte, und Keimer erhielt für diese Arbeit eine Summe, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Kopf weit länger über dem Wasser emporzuhalten.

Zu Burlington machte ich mit den angesehensten Personen der Provinz Bekanntschaft. Mehrere von ihnen waren von den Ständen abgeordnet, um auf die Presse acht zu haben und dahin zu sehen, daß nicht mehr Billetts abgedruckt würden, als das Gesetz bestimmt hatte. Sie waren daher, ein jeder nach seiner Reihe, beständig gegenwärtig; und der, welcher kam, brachte gemeiniglich noch einen oder zwei Freunde zu seiner Gesellschaft mit. Mein Geist war mehr durch Lektüre gebildet als Keimers, und daher kam es wahrscheinlich, daß sie sich lieber mit mir als mit ihm unterhielten. Sie nahmen mich mit in ihre Häuser, stellten mich ihren Freunden vor und erwiesen mir alle erfinnlichen Höflichkeiten, indessen Keimer, obgleich Herr, ein wenig vernachlässigt wurde. In der Tat war er auch ein seltsames Geschöpf, unwissend in allen Lebensgebräuchen, immer bereit, sich angenommenen Meinungen auf eine grobe Art zu widersetzen, Schwärmer in einigen Religionspunkten, unreinlich bis zum Ekel und bei allem dem ein wenig Spitzbube.

Wir hielten uns fast drei Monate daselbst auf, während welcher der Richter Allen, Samuel Bustill, Provinzialsekretär, Isaak Pearson, Joseph Cooper, mehrere Smith, alles Mitglieder der Provinzialversammlung, und der Generalinspektor Isaak Decon meine Freunde wurden. Dieser letzte war ein sehr schlauer und gewandter Greis, welcher mir erzählte, wie er in seiner Jugend zuerst Tonkärner bei den Ziegelbrennern gewesen wäre. Er war schon ziemlich bei Jahren, als er erst schreiben lernte. Nachher hatte er von den Landmessern, denen er die Meßkette nachgetragen, diese Wissenschaft erlernt und sich endlich durch seinen Fleiß ein artiges Vermögen erworben. „Ich sehe voraus," sagte er mir eines Tages, „daß Sie diesem Menschen, nämlich Keimern, bald das Handwerk legen und in dieser Kunst Ihr Glück zu Philadelphia machen werden." Er wußte damals noch nicht das mindeste von meiner etwaigen Absicht, mich daselbst oder anderswo niederzulassen. Diese Freunde wurden mir in der Folge überaus nützlich, sowie ich es auch bei Gelegenheit einigen von ihnen wurde, und sie haben mir seitdem insgesamt viele Achtung bewiesen.

Ehe ich dir meinen Eintritt in die Schranken des bürgerlichen Gewerbes erzähle, ist es vielleicht nicht undienlich, dir meinen damaligen moralischen Seelenzustand zu schildern, damit du ersiehst, welchen Einfluß derselbe auf die nachmaligen Ereignisse meines Lebens gehabt hat.

Meine Eltern hatten mir schon sehr frühzeitig religiöse Gesinnungen beigebracht, und ich war von Kindesbeinen an in den Grundsätzen des Presbyterianismus sehr fromm erzogen worden. Aber kaum war ich fünfzehn Jahre alt geworden, als ich nach mancherlei Hin- und Herzweifeln über diese und jene Punkte, je nachdem ich nämlich dieselben in den verschiedenen Büchern, die

ich las, angefochten fand, endlich an der ganzen Offenbarung zu zweifeln anfing. Es fielen mir einige Bücher gegen den Deismus in die Hände. Sie enthielten, wie man sagte, den Kern der Predigten, die in Boyles Laboratorium gehalten worden waren. Sie wirkten aber bei mir gerade das Gegenteil von dem, was die Verfasser sich vorgesetzt hatten. Denn die Gründe der Deisten, die zum Behuf der Widerlegung angeführt waren, schienen mir weit stärker als die Widerlegungen. Mit einem Worte, ich wurde gar bald ein völliger Deist. Meine Gründe verführten noch einige andere junge Leute, besonders Collins und Ralph. Als ich mich aber in der Folge erinnerte, wieviel Böses mir diese ohne die mindesten Gewissensbisse zugefügt hatten, als ich Keiths, auch eines starken Geistes, Verfahren, ja selbst meine eigene Aufführung gegen Vernon und Miß Read erwog, so fing ich an zu argwöhnen, daß diese Lehre, wenn auch gleich wahr, doch eben nicht gar nützlich wäre. Ich verlor also nach und nach die gute Meinung von meinem zu London herausgegebenen Schriftchen mit diesem Motto aus Dryden*): „Alles, was da ist, ist gut; obgleich der kurzsichtige Mensch nur einen Teil der Kette erblickt und von dem nächsten Gliede seine Augen nicht bis zu dem wagerechten Balken erheben kann, der droben alles wägt"; und welches sich mit der Behauptung endigte, daß vermöge der Eigenschaften Gottes, nämlich seiner unendlichen Güte, Weisheit und Allmacht, nichts Böses in der Welt sein könnte, daß Tugend und Laster gar keine Wirklichkeit hätten und weiter nichts als leere Distinktionen wären. Ich sah dieses Werkchen nun nicht mehr für so vorwurfsfrei als vorher an, und argwöhnte, daß sich meinem Grunde wohl irgend ein nicht wahrzunehmender Irrtum beigemischt haben könnte, der sich also auch über die ganze Schlußfolge verbreitete, wie das bei metaphysischen Spekulationen gewöhnlich der Fall ist. Ich blieb zuletzt überzeugt, daß Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit in dem Betragen des Menschen gegen den Menschen höchst wichtige Erfordernisse zum Glücke des Lebens wären, und ich faßte damals nicht nur den Entschluß, selbige Zeit meines Lebens zu beobachten, sondern schrieb ihn auch in mein Tagebuch nieder.

Die Offenbarung, die Wahrheit zu sagen, vermochte als solche nichts auf mein Gemüt; allein ich war doch der Meinung, daß, obgleich gewisse Handlungen nicht gut oder böse sein könnten, weil gerade die Offenbarung sie geböte oder verböte, dennoch dieselben von ihr um deswillen geboten oder verboten sein könnten, weil sie, alle Umstände wohl erwogen, schon ihrer Natur nach uns zuträglich oder schädlich wären. Diese Überzeugung hat mich, mit Beihilfe der Vorsehung oder irgend eines Schutzengels, vielleicht auch mancher zufälligen mir günstigen Umstände und Lagen, vor aller Unsittlichkeit und vor allen groben vorsätzlichen Ungerechtigkeiten bewahrt, welchen mein Mangel an Religion in den gefährlichsten Tagen der Jugend und in den mißlichen Lagen, worin ich mich bisweilen unter fremden Menschen, entfernt von den

*) John Dryden, englischer Dichter (1631—1700).

Augen und den Ratschlägen meines Vaters befand, mich aussetzte. Ich sage vorsätzlichen; denn zu den Fehlern, welche ich in der Tat begangen, hatte mich gewissermaßen meine jugendliche Unerfahrenheit oder die Niederträchtigkeit anderer Menschen genötigt. Ich hatte daher schon gute Grundsätze und einen festen, ehrlichen Charakter, noch ehe ich in die Welt trat. Ich kannte den Wert derselben, und gelobte mir es selbst an, dabei zu beharren.

Wir waren noch nicht lange wieder nach Philadelphia zurückgekehrt, als unsere typographischen Gerätschaften von London ankamen. Ich rechnete mit Keimern ab, und verließ ihn, mit seinem guten Willen, noch ehe er etwas davon wußte. Es stand gerade ein Haus am Markte offen; wir mieteten es, und um uns die Kosten zu erleichtern, die damals 24 Pfund Sterling des Jahres betrugen (in der Folge habe ich es für 70 vermietet gesehen), nahmen wir noch einen Glaser, Thomas Godfrey, nebst seiner Familie mit ein, der nicht nur einen ansehnlichen Teil derselben trug, sondern uns auch gegen ein gewisses Kostgeld speiste.

Kaum hatten wir unsere Lettern ausgepackt und die Presse gehörig aufgestellt, als einer meiner Bekannten, namens Georg House, uns einen Landmann zuführte, der ihm auf der Straße aufgestoßen war, indem er sich nach einem Buchdrucker erkundigt hatte. Unsere Kasse war durch die Menge von Sachen, die wir uns hatten anschaffen müssen, fast gänzlich erschöpft. Die fünf Schillinge dieses Landmanns, die Erstlinge unseres Erwerbes, die so zu gelegener Zeit kamen, machten mir mehr Freude als irgend eine Summe, die ich nachher gewonnen habe; und das Dankgefühl, welches sich gegen Georg House bei dieser Gelegenheit in mir regte, hat mich in der Folge oft weit eifriger gemacht, jungen Anfängern fortzuhelfen, als sonst geschehen sein würde.

So wie es überall trübsinnige Leute gibt, die nur immer Unglück prophezeien, so fehlte es daran auch zu Philadelphia nicht. Zu diesen gehörte ein gewisser Samuel Mickel, ein Mann schon etwas bei Jahren und nicht ohne Vermögen, mit einem gewissen Ansehen von Weisheit und einer stattlichen Art sich auszudrücken. Dieser Mann, den ich gar nicht kannte, blieb einst vor meiner Tür stehen und fragte mich, ob ich der junge Mensch wäre, der seit kurzem eine neue Buchdruckerei angelegt hätte. Als ich nun dieses bejaht hatte, so sagte er, daß er mich bedauerte, weil das Unternehmen kostbar und die Auslage so gut als verloren wäre. Denn Philadelphia wäre im Verfalle begriffen, alle seine Einwohner hätten bereits ihre Bücher geschlossen oder würden es bald tun; er wüßte ganz zuverlässig, daß alles, was etwa auf das Gegenteil schließen lassen möchte, wie etwa die neuen Anbaue und die Erhöhung der Mietzinsen, betrügliche Zeichen wären, die in der Tat nur unseren Untergang beschleunigen würden. Er erzählte mir dabei eine so lange Reihe von Unglücksfällen, die sich entweder schon ereignet hätten oder doch in kurzem ereignen würden, daß er mich fast ganz mutlos zurückließ. Hätte ich diesen Menschen eher gekannt, als ich mich in den Handel einließ, so würde ich unstreitig nichts gewagt haben. Er fuhr

indessen fort, in dieser verfallenden Stadt zu leben und nach wie vor zu deklamieren. Mehrere Jahre hindurch wollte er durchaus kein Haus daselbst kaufen, weil alles sich zum Untergange neigte. Allein endlich hatte ich denn doch die Lust zu sehen, daß er, um nur eins zu bekommen, wohl fünfmal mehr bezahlen mußte, als wenn er gleich im Anfange seiner Klagelieder eins gekauft hätte.

Ich hätte bereits anführen sollen, wie ich schon im Herbste des letztverwichenen Jahres den größten Teil meiner gelehrten Bekannten in einen Klub vereinigt hatte, den wir Junto nannten, und welcher die Absicht hatte, unseren Verstand zu vervollkommnen. Wir versammelten uns jeden Freitag abends. Die Gesetze, welche ich entwarf, verpflichteten ein jedes Mitglied, nach der Reihe eine oder mehrere Fragen über irgend einen Gegenstand der Moral, der Politik und Physik aufzuwerfen, um von der Gesellschaft erörtert zu werden, auch alle drei Monate einmal eine selbstverfaßte Abhandlung über eine beliebige Materie vorzulegen. Unsere Debatten sollten der Leitung eines Vorsitzers unterworfen sein und durch nichts als das aufrichtige Verlangen, die Wahrheit zu entdecken, erregt werden; keine Disputierlust, kein eitles Bestreben nach Siegesruhm sollte sich in unsere Untersuchungen mischen; und um der Erhitzung der Gemüter zuvorzukommen, so wurden alle Ausdrücke, die eine hartnäckige Behauptung einer Meinung anzeigten, sowie überhaupt jeder gerade Widerspruch unter Androhung kleiner Geldstrafen verboten.

Die ersten Mitglieder unseres Klubs waren folgende: Joseph Brintnall, der sich mit Aktenabschreiben für Notarien abgab. Dieser war ein Mann von mittlerem Alter, von guter Gemütsart, seinen Freunden äußerst ergeben und ein großer Freund der Dichtkunst. Er las alles, was ihm vorkam, und schrieb auch ganz erträglich. Übrigens war er sinnreich in mancherlei kleinen Tändeleien und ein überaus angenehmer Gesellschafter.

Thomas Godfrey, ein geschickter Mathematiker, der sich ohne Lehrmeister gebildet hatte und in der Folge den sogenannten Hadleyschen*) Quadranten erfand. Allein außer seiner Sphäre war er gar wenig bewandert, und in der Gesellschaft war er ganz unausstehlich, indem er immer, wie die meisten großen Mathematiker, die mir in meinem Leben vorgekommen sind, auf einer ganz ungewöhnlichen Pünktlichkeit in allem, was man nur sagen mochte, bestand und unaufhörlich bei den elendesten Lumpereien entweder widersprach oder distinguierte. Nichts kann wohl kräftiger sein als dieses, allen Umgang zu verleiden. Zum Glück verließ er uns bald.

Nikolaus Scull, ein Feldmesser, der in der Folge General-Landmesser wurde. Er liebte die Bücher und machte Verse.

Wilhelm Parsons, der zwar zum Schusterhandwerk erzogen worden war, allein als Freund der Lektüre sich tiefe Kenntnisse in der Mathematik erworben hatte. Er studierte sie in der Folge zum Behufe der Astrologie, deren er doch hernach zuerst spottete. Er wurde ebenfalls General-Landmesser.

*) John Hadley, englischer Mathematiker († 1744).

Wilhelm Maugridge, ein Tischler und vortrefflicher Mechanikus, übrigens ein gesetzter und gescheiter Mann.

Hugo Meredith, Stephan Pott und Georg Webb, von welchen ich schon oben geredet habe.

Robert Grace, ein junger Mann von Vermögen, großmütig, lebhaft und geistreich, ein Freund des Epigramms, aber doch noch mehr seiner Freunde.

Endlich Wilhelm Colemann, damals Schreiber bei einem Kaufmanne und ungefähr von meinem Alter. Er hatte den ruhigsten, aber auch den hellsten Kopf, das beste Herz und die pünktlichste Moralität, die ich jemals bei einem Menschen angetroffen habe. Er wurde in der Folge ein sehr angesehener Kaufmann und einer von unseren Provinzialrichtern. Unsere Freundschaft dauerte ununterbrochen über vierzig Jahre, bis an seinen Tod, und der Klub bestand fast ebenso lange.

Diese war damals die beste Schule der Philosophie und Politik im ganzen Lande. Denn unsere Fragen, welche acht Tage vor der Erörterung aufgeworfen wurden, nötigten uns, über die mancherlei vorkommenden Gegenstände aufmerksam nachzulesen, um desto treffender darüber sprechen zu können. Wir erwarben uns auch dadurch eine Fertigkeit im gefälligen Ausdrucke, indem wir über jeden Gegenstand nach Maßgabe unserer Gesetze so sprachen, daß es keinen verdrießen konnte. Gerade diesem Umstande kann man die lange Fortdauer dieses Klubs zuschreiben, von welchem ich in der Folge noch manches zu melden Gelegenheit haben werde.

Hier habe ich seiner als eines Mittels erwähnt, worauf ich nicht wenig in Rücksicht auf Einrichtung und Fortgang meines Gewerbes rechnen konnte, indem jedes Mitglied das Seinige tat, uns Arbeit zu verschaffen. Brintnall unter anderen verschaffte uns von seiten der Quäker den Druck von vierzig Bogen ihrer Geschichte. Das übrige mußte Keimer drucken. Wir hatten an diesem Werke sehr saure Arbeit, weil sie zu niedrigem Preise bezahlt wurde. Es war in Folio auf Propatriapapier mit Cicero*), und die Noten waren mit noch kleinerer Schrift gedruckt. Ich setzte davon einen Bogen des Tages, und Meredith brachte ihn unter die Presse. Es war oft elf Uhr des Abends, ja bisweilen noch später, ehe ich mit meiner Anordnung der Arbeit für den folgenden Morgen fertig wurde. Denn die kleinen Werke, die uns unsere Freunde von Zeit zu Zeit zuschickten, hielten uns auf. Allein ich hatte es mir nun einmal so fest vorgenommen, jeden Tag einen Foliobogen zustande zu bringen, daß, als ich einst meine Form in Ordnung gebracht hatte, und nunmehr glaubte, mein Tagewerk vollbracht zu haben, hingegen diese Form durch einen Zufall zersprang, und meine zwei großen Kolumnen Cicero dadurch in ein Chaos verwandelt wurden, ich sie sogleich zerlegte und nicht eher zu Bette ging, als bis ich sie von neuem gesetzt hatte.

*) Schriftgattung, in welcher zuerst Ciceros Briefe von Sweynheym und Pannartz in Rom 1467 gedruckt wurden.

Dieser wachsame Fleiß, welchen unsere Nachbarn wahrnahmen, erwarb uns nach und nach Ansehen und Zutrauen. Ich erfuhr unter andern, daß in dem Klub der Kaufleute, der sich alle Abende versammelte, als die Rede von der neuen Buchdruckerei gewesen, die allgemeine Meinung dahin gegangen wäre, daß sie zu grunde gehen würde, indem schon zwei Druckereien, Keimers und Bradfords, in der Stadt vorhanden wären. Aber der Doktor Baird, den wir beide, du und ich, viele Jahre nachher in seinem Vaterlande zu St. André in Schottland zu sehen Gelegenheit gehabt haben, hatte das Gegenteil behauptet. „Franklins Fleiß," hatte er gesagt, „übertrifft alles, was ich in dieser Art noch gesehen habe. Ich sehe ihn noch des Abends, wenn ich aus dem Klub zu Hause gehe, bei seiner Arbeit, und er ist des Morgens schon wieder dabei, noch ehe seine Nachbarn das Bett verlassen." Diese Nachricht setzte die übrigen in Verwunderung; und bald kam ein Mitglied dieses Klubs und erbot sich, uns mit Papier zu versehen; allein wir wollten uns noch nicht in die Weitläufigkeiten einer Ladenhaltung einlassen. Es geschieht nicht, um mir selbst Weihrauch aufzustreuen, daß ich so unbefangen von meinem Fleiße rede, sondern um deswillen geschieht es, daß diejenigen von meinen Nachkommen, welche diese Nachricht lesen, den Nutzen dieser Tugend kennen lernen mögen, wenn sie in der Geschichte meines Lebens die vorteilhaften Wirkungen desselben entdecken.

Georg Webb, dem ein Freund das nötige Geld geliehen hatte, um seine Zeit bei Keimern abzukaufen, kam eines Tages und bot sich uns als Gesellen an. Wir konnten ihn nicht sogleich anstellen; allein ich war bei dieser Gelegenheit so unvorsichtig, ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu entdecken, wie ich gesonnen wäre, bald die Herausgabe eines neuen periodischen Blattes anzufangen, da ich dann Arbeit für ihn haben würde. Meine Hoffnungen eines guten Erfolges gründeten sich, wie ich ihm nicht verschwieg, auf den Umstand, daß die einzige Zeitschrift, die wir damals hatten, und welche Bradford druckte, ein elendes Ding, erbärmlich ausgeführt, ganz und gar nicht unterhaltend und gleichwohl einträglich für Bradford wäre. Ich dachte daher, daß ein gutes Werk dieser Art notwendig sein Glück machen müßte. Webb verriet mein Geheimnis an Keimern, der sogleich, um mir zuvorzukommen, den Prospektus zu einem Blatte bekannt machte, welches bei ihm gedruckt werden und wobei Webb angestellt werden sollte.

Mich empörte diese Plauderhaftigkeit. Da unser periodisches Blatt noch nicht angefangen werden konnte, so schrieb ich, um ihnen entgegen zu arbeiten, verschiedene lustige Aufsätze für Bradfords Blatt unter dem Titel des Thualles (Busy-Body), welche Brintnall einige Monate hindurch fortsetzte. Ich zog auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Blatt, und Keimers Prospektus, den wir lächerlich machten, wurde verachtet. Er fing nichtsdestoweniger sein Blatt an; nachdem er es aber neun Monate lang fortgesetzt hatte, ohne mehr als höchstens neunzig Subskribenten zusammenzubringen, so bot er mir's selbst für eine Kleinigkeit an. Ich war seit einiger

Zeit bereit, mich damit abzugeben, übernahm es also sogleich für meine Rechnung, und in wenig Jahren brachte es mir sehr viel ein.

Ich werde gewahr, daß ich immer geneigt bin, von mir in der einfachen Zahl zu reden, ungeachtet unsere Gesellschaft noch bestand. Vielleicht kommt das daher, weil in der Tat das ganze Unternehmen auf mir allein beruhte. Meredith war kein Setzer, sondern nur ein armseliger Drucker, der selten ganz nüchtern war. Meine Freunde beklagten mich wegen meiner Verbindung mit ihm; ich half mir aber so gut wie möglich.

Unsere ersten Stücke schon machten einen Eindruck, wie ihn noch nie ein periodisches Blatt in diesem Lande gemacht hatte, sowohl in Ansehung der Lettern als auch des Druckes. Allein einige beißende Anmerkungen von meiner Art über die Händel, welche zwischen dem Statthalter Burnet und der Provinzialversammlung von Massachuset obwalteten, fielen auch Personen von höherem Range auf und waren schuld, daß man sehr viel von diesem Blatte und seinen Herausgebern sprach. In wenig Wochen meldeten sich alle diese zur Subskription. Ihrem Beispiele folgten viele andere nach, und die Zahl unserer Subskribenten wuchs immer höher. Dies war eine der ersten guten Wirkungen der Mühe, die ich darauf verwendet hatte, meine Gedanken zu Papier bringen zu lernen. Ich zog hiervon auch noch den Vorteil, daß die Häupter der Provinz, die in dem Verfasser dieser Blätter einen Mann erkannten, der sich so gut auf die Feder verstand, es für ratsam hielten, ihm gute Dienste zu leisten und ihn aufzumuntern.

Bradford druckte noch die Motionen, Gesetze und andere öffentliche Schriften. Er hatte eine Adresse der Stände an den Statthalter sehr schlecht und unkorrekt gedruckt. Zierlich und korrekt druckten wir sie noch einmal und schickten jedem Mitgliede ein Exemplar davon zu. Sie merkten den Unterschied, und dieser verstärkte den Einfluß unserer Freunde unter den Ständen, welche uns für das folgende Jahr zu ihren Buchdruckern ernannten.

Unter den Freunden, welche wir in dieser Versammlung hatten, darf ich eines ihrer Mitglieder nicht vergessen. Es ist Herr Hamilton, dessen ich oben erwähnt habe, und welcher damals von England zurückgekommen war. Er verwendete sich bei dieser Gelegenheit sehr kräftig für mich, sowie er dies auch in der Folge bei vielen anderen tat, und mir bis an seinen Tod sein Wohlwollen schenkte.

Um diese Zeit forderte Vernon, jedoch eben nicht dringend, sein Geld wieder. Ich schrieb ihm einen schönen Dankbrief und bat ihn, noch ein wenig Geduld zu haben, womit er auch zufrieden war; und sobald ich es nur möglich machen konnte, bezahlte ich ihm Kapital und Zinsen mit Äußerungen der lebhaftesten Erkenntlichkeit. So war denn dieser Fehler meines Lebens einigermaßen wieder getilgt.

Aber ich geriet bald in eine Verlegenheit, deren ich mich nimmermehr versehen hätte. Der Vater des Herrn Meredith, der laut unseres Vertrages die ganze Auslage zu unserer Druckerei hätte herschießen sollen, hatte nicht mehr

als hundert Pfund Sterling bar bezahlt. Der Kaufmann, der noch einmal so viel zu fordern hatte und nicht länger warten wollte, nahm uns alle zusammen in Anspruch. Wir stellten nun zwar Sicherheit, allein mit der traurigen Aussicht, daß, wenn das Geld um die bestimmte Zeit nicht vorhanden wäre, der Prozeß sogleich entschieden, das Urteil vollstreckt, alle unsere schönen Hoffnungen verschwunden und wir gänzlich zu grunde gerichtet sein würden. Denn sowohl Presse als Schriften liefen Gefahr, vielleicht um die Hälfte des Wertes zur Tilgung der Schuld verkauft zu werden.

In dieser Bedrängnis kamen zwei wahrhafte Freunde, deren edelmütiges Verfahren ich nie vergessen habe, noch jemals vergessen werde, solange nur irgend etwas in meinem Gedächtnisse haftet, jeder besonders zu mir, ohne daß einer von dem anderen etwas wußte und ohne daß ich mich an den einen oder den anderen desfalls gewendet hatte. Jeder von ihnen erbot sich, mir die ganze Summe vorzuschießen, welche ich nötig haben würde, um die Wirtschaft wo möglich ganz allein über mich zu nehmen, weil es ihnen nicht anstände, daß ich die Verbindung mit Meredith fortsetzte, den man öfters, wie sie sagten, auf der Straße betrunken und in den Wirtshäusern böse Spiele spielen sähe, welches unserem Kredite sehr nachteilig wäre. Diese beiden Freunde waren Wilhelm Colemann und Robert Grace. Ich antwortete ihnen: So lange es wahrscheinlich bliebe, daß die Meredith den Kontrakt, soweit er ihnen obläge, erfüllen würden, so lange könnte ich um so weniger auf eine Trennung antragen, je mehr Dank ich ihnen für dasjenige schuldig zu sein glaube, was sie bereits getan hätten und auch noch tun würden, wenn es ihnen möglich wäre. Sollten sie indessen ganz offenbar ihrer Verbindlichkeit kein Genüge leisten, so daß unsere Gemeinschaft aufhören müßte, so würde ich mich alsdann erst für befugt achten, die Unterstützung meiner Freunde anzunehmen.

In dieser Lage blieben die Dinge eine Zeitlang. Eines Tages sagte ich zu meinem Gefährten: „Ihr Vater ist vielleicht unzufrieden, daß Sie sich mit mir eingelassen haben, und will für uns beide nicht tun, was er für Sie allein tun würde. Wenn das ist, so gestehen Sie mir's aufrichtig. Ich werde Ihnen dann gern alles allein überlassen und mein Wesen künftig für mich besonders treiben." „Nein," antwortete er, „mein Vater ist in der Tat in seinen Erwartungen hintergangen worden; er sieht sich außer stande zu bezahlen, und ich mag ihn meinetwegen nicht mehr in Sorgen setzen. Ich sehe, daß ich ganz und gar nicht zum Buchdrucker tauge; ich bin zum Landwirte erzogen worden, und es war eine Torheit von mir, in die Stadt zu kommen und mich in einem Alter von dreißig Jahren noch in die Lehre zu einem neuen Handwerke zu begeben. Mehrere von uns Wallisern wollen sich in Nordcarolina niederlassen, wo die Ländereien wohlfeil sind. Ich habe Lust, mit ihnen zu ziehen und meine alte Hantierung wieder zu ergreifen. Sie werden unstreitig Freunde finden, die Ihnen helfen. Wenn Sie die gemeinschaftlichen Schulden übernehmen, meinem Vater die vorgeschossenen hundert Pfund Sterling erstatten, meine kleinen Privatschulden berichtigen und mir noch dreißig Pfund Sterling nebst einem neuen Sattel

herausgeben wollen, so will ich der Gemeinschaft entsagen und Ihnen alles übrige ganz allein überlassen."

Ich nahm diesen Vorschlag an, ohne mich zu bedenken. Er wurde sogleich niedergeschrieben, unterzeichnet und besiegelt. Ich gab ihm, was er von mir gefordert hatte, und er reiste bald nach Carolina ab, von wannen er mir im folgenden Jahre zwei lange Briefe schrieb, welche die besten Nachrichten von diesem Lande in Ansehung seines Klimas, Bodens, Ackerbaues u. s. w. enthielten, die darüber zum Vorscheine gekommen sind. Denn in diesen Dingen war er sehr erfahren. Ich machte sie in meinen Blättern bekannt, und sie wurden überaus wohl aufgenommen.

Sobald er abgereist war, wendete ich mich an meine beiden Freunde, und da ich keinem von beiden einen den andern kränkenden Vorzug geben wollte, so nahm ich von jedem die Hälfte des Angebotenen und mir Unentbehrlichen an. Ich bezahlte die gemeinschaftlichen Schulden und setzte das Gewerbe in meinem eigenen Namen fort, nachdem ich das Publikum sorgfältig benachrichtigt hatte, daß die Gesellschaft aufgehoben wäre. Ich glaube, dies geschah im Jahre 1729, oder ungefähr um diese Zeit.

Um ebendenselben Zeitpunkt verlangte das Volk ein neues Papiergeld, wovon man bisher für nicht mehr als 15000 Pfund Sterling gehabt hatte, welche Summe der Tilgung nahe war. Die reichen Einwohner, eingenommen gegen alles Papier dieser Art, aus Furcht, daß es wie in Neu-England zum Nachteile aller Gläubiger im Preise fallen würde, widersetzten sich dieser Forderung. Wir hatten diesen Gegenstand in unserm Junto bereits erörtert, woselbst ich mich für die neue Papiermünze erklärt hatte. Denn ich war überzeugt, daß die erste kleine im Jahre 1723 verfertigte Summe der Provinz sehr vorteilhaft gewesen war, indem sie den Handel, den Fleiß und die Bevölkerung begünstigt hatte, so daß man gegenwärtig nicht nur alle Häuser bewohnt, sondern auch noch viele neue aufbauen sah. Ich erinnerte mich sehr wohl, daß, als ich das erste Mal mit meinem Brote auf der Faust die Gassen von Philadelphia durchwanderte, an den meisten Häusern in Walnutstreet, zwischen Secondstreet und Fourthstreet, sowie auch sehr viele in Chesnutstreet und anderwärts, Miettäfelchen hingen, welche mich damals auf die Gedanken brachten, daß die Einwohner einer nach dem andern diese Stadt verließen.

Vermittelst unserer Debatten hatte ich mich dieses Gegenstandes dermaßen bemächtigt, daß ich ein anonymes Pamphlet über die Beschaffenheit und die Notwendigkeit des Papiergeldes schrieb und druckte. Dieses wurde von der geringeren Volksklasse überall sehr wohl aufgenommen, dagegen aber mißfiel es den Reichen, weil es das Geschrei nach einer neuen Papiermünze vermehrte und verstärkte. Als sich indessen kein Schriftsteller unter ihnen fand, der darauf zu antworten imstande gewesen wäre, so erschlaffte ihr Widerstand und das Projekt ging durch, da auch die Majorität der Stände dafür eingenommen war. Die Freunde, die ich mir in dieser Versammlung gemacht, überzeugt, daß ich bei dieser Gelegenheit gute Dienste geleistet hatte, hielten dafür, daß man

zu meiner Belohnung diese Papiere bei mir drucken lassen müßte. Diese Arbeit war für mich einträglich und kam mir ungemein zu statten. Wieder ein Vorteil, den ich der Fertigkeit zu schreiben verdankte.

Zeit und Erfahrung bewährten so offenbar den Nutzen des Papiergeldes, daß es in der Folge niemals mehr sonderlichen Widerspruch erfuhr. Es stieg daher bald bis auf die Summe von 55000 und im Jahre 1739 gar 80000 Pfund Sterling. Nach dieser Zeit ist im letzten Kriege die Summe bis zu 350000 Pfund Sterling erhöht worden, indem der Handel, die Anbaue und die Zahl der Einwohner mittlerweile immer zugenommen haben. Gleichwohl bin ich gegenwärtig überzeugt, daß es auch Grenzen gibt, jenseits welcher das Papiergeld nachteilig werden kann.

Durch die Vermittlung meines Freundes Hamilton erhielt ich bald nachher auch den Druck der Papiermünze von Newcastle, welchen ich wieder für ein einträgliches Geschäft ansehen konnte. Den Leuten von geringem Vermögen erscheinen auch Kleinigkeiten ansehnlich; und in der Tat gereichte mir alles das zu um so größerem Vorteile, je mehr ich dadurch aufgemuntert wurde. Er verschaffte mir auch den Druck der Verordnungen und Motionen in dieser Statthalterschaft, und diese Arbeit blieb in meinen Händen, solange ich die Kunst trieb.

Ich eröffnete damals auch einen kleinen Papierwarenladen und führte darin weiße Bücher von allerlei Format, so sauber, als man sie je bei uns gesehen hatte. Bei diesem Geschäfte half mir mein Freund Brintnall. Ich führte auch Papier, Pergament, Pappe, Bücher u. s. w. Ein gewisser Wite-mach, ein Setzer, den ich als einen vortrefflichen Arbeiter zu London kennen gelernt hatte, bot mir seine Dienste an; ich nahm ihn an und er hielt fleißig bei mir aus. Auch nahm ich einen Lehrling, einen Sohn des Aquila Rosa, an.

Von jetzt an bezahlte ich nach und nach die Schuld, die ich für die Druckerei hatte machen müssen. Um meinen Kredit und Charakter als Kaufmann zu behaupten, bemühte ich mich, nicht nur in der Tat fleißig und sparsam zu sein, sondern auch allen Schein des Gegenteiles zu vermeiden. Ich ging ganz einfach gekleidet einher, und nie sah man mich an irgend einem öffentlichen Lustorte. Ich ging weder auf Fischen noch Jagen aus. Ein Buch, und die Wahrheit zu gestehen, bisweilen ein selbstverfertigtes, war meine ganze Ausschweifung; aber dies doch nur selten, heimlich und ohne Ärgernis. Und um zu zeigen, daß ich mich selbst nicht besser als mein Gewerbe dünkte, so schob ich bisweilen das Papier, welches ich in den Magazinen gekauft hatte, auf einem Schiebkarren über die Straße nach meinem Hause.

Auf diese Weise wurde ich überall als ein junger tätiger Mann und pünktlicher Bezahler bekannt. Die Kaufleute, welche Papierwaren einführten, suchten meine Kundschaft. Andere erboten sich, mich mit Büchern zu versehen, und mein kleiner Handel ging immer besser.

Während dieser Begebenheiten verfielen Keimers Kredit und Handel von Tag zu Tage so sehr, daß er endlich aus Not und zur Befriedigung der

Gläubiger seine Druckerei verkaufte und nach Barbados ging, wo er noch eine Zeitlang in höchst armseligen Umständen lebte. Sein Lehrling David Harry, den ich während der Zeit, da ich bei Keimern arbeitete, unterrichtet hatte, kaufte seine Gerätschaften und ließ sich an seiner Stelle nieder. Anfänglich fürchtete ich an dem Harry einen mächtigen Mitbuhler zu bekommen, weil er zu einer angesehenen und vielgeltenden Familie gehörte. Ich bot ihm daher einen Gesellschaftsvertrag an, den er aber zu meinem Glücke mit der größten Verachtung von sich wies. Er war äußerst hoffärtig, trug sich wie ein kleiner Prinz, machte Aufwand und lief allen Lustbarkeiten außerm Hause nach. Darüber geriet er in Schulden, vernachlässigte seine Arbeit, und die Arbeit verließ ihn. Als im Lande sich gar bald nichts mehr für ihn zu tun fand, so folgte er Keimern nach Barbados nach, und nahm die Druckerei mit. Dort nahm dieser Lehrbursche seinen alten Lehrherrn zum Taglöhner an. Sie gerieten oft zusammen in Streit. Harry kam immer weiter zurück und sah sich endlich genötigt, seine Lettern zu verkaufen und zu seiner Feldarbeit in Pennsylvanien zurückzukehren. Derjenige, der sie kaufte, nahm Keimern an, um Vorteil davon zu ziehen; allein dieser starb wenige Jahre darnach.

Es blieb mir also zu Philadelphia kein anderer Mitbewerber übrig als Bradford. Allein dieser war ziemlich reich, veranstaltete höchstens von Zeit zu Zeit einen Druck durch durchreisende Gesellen und bekümmerte sich nicht sonderlich um die Arbeit. Da er indessen das Postamt verwaltete, so glaubte man, daß er besser imstande wäre, das Neueste zu liefern. Seine Zeitung galt für eine bessere Verbreiterin von Anzeigen als die meinige, mithin erhielt er deren auch weit mehrere zum Einrücken; und dies brachte ihm ebenso vielen Vorteil, als mir Schaden. Ich mochte immer meine Blätter mit der Post erhalten und absenden, das Publikum wähnte dennoch das Gegenteil, weil ich das nicht anders bewerkstelligen konnte als durch Bestechung der Postknechte, die sich daher nicht anders als nur heimlich damit befassen konnten, indem Bradford unedel genug war, es ihnen zu verbieten. Dieses Verfahren verdroß mich ungemein, und ich mißbilligte es an ihm so sehr, daß, als ich in der Folge mich an seiner Stelle befand, ich mich gar sehr hütete, ihm nachzuahmen.

Bis dahin war ich bei Godfrey, der nebst Frau und Kindern einen Teil meines Hauses und die Hälfte meines Ladens zum Behufe seines Glaserhandwerks inne hatte, in die Kost gegangen. Er arbeitete sehr wenig, indem er immer in seine Mathematik vertieft war. Mistriß Godfrey setzte sich in den Kopf, mich mit der Tochter eines ihrer Verwandten zu verheiraten. Sie suchte uns Gelegenheiten zu öfteren Zusammenkünften zu verschaffen, bis sie wahrnahm, daß ich mich ernstlich einließ, welches eben nicht schwer war, da das Mädchen wegen seiner persönlichen Eigenschaften dieses gar sehr verdiente. Die Eltern munterten meine Anwerbungen dadurch auf, daß sie mich immer zum Abendessen einluden und uns so oft zusammen allein ließen, daß es endlich zu Erklärungen kommen mußte. Mistriß Godfrey nahm es auf sich, unseren kleinen Ehevertrag zu vermitteln. Ich kündigte ihr an, daß ich mit dem Mädchen eine Summe Geldes

erwartete, wovon ich wenigstens meine auf die Druckerei noch rückständige Schuld abtragen könnte. Diese betrug, glaube ich, damals nicht mehr über hundert Pfund Sterling. Mistriß Godfrey brachte mir zur Antwort, daß man eine solche Summe jetzt nicht vorrätig hätte. Ich bemerkte, daß man das Geld gegen Verpfändung des Hauses wohl beim Leihhause erhalten könnte. Nach einigen Tagen lautete die Antwort hierauf dahin, daß man die Heirat nun doch nicht für zuträglich hielte, daß man sich bei Bradford erkundigt und erfahren hätte, die Buchdruckerprofession bringe nicht viel ein; die Schriften würden sich bald abgenützt haben, und dann würden neue nötig sein; J. Keimer und David Harry wären einer nach dem anderen zu grunde gegangen, und mir würde es wahrscheinlich nicht besser ergehen. Man verbot mir daher nunmehr das Haus und sperrte das Mädchen ein. Ich kann nicht sagen, ob man in der Tat seine Gesinnungen geändert hatte, oder ob dies nur ein Kunststückchen war, indem man vielleicht glaubte, daß wir uns schon allzutief miteinander eingelassen hätten, um voneinander abzustehen, und daß wir uns daher wohl heimlich zu verbinden suchen möchten, wodurch denn die Eltern Freiheit erhalten würden, nach Belieben zu geben oder abzuschlagen. Da ich dies argwöhnte, so verdroß mich der Handel und ich ging nicht mehr hin.

Einige Zeit darnach sagte mir Mistriß Godfrey, wie man jetzt in der vorteilhaftesten Stimmung für mich wäre, und wollte mich daher wieder auf den vorigen Weg bringen. Aber ich erklärte ihr, daß ich schlechterdings mit dieser Familie nichts mehr zu tun haben wollte. Die Godfreys wurden darüber empfindlich. Von nun an konnten wir keines Handels mehr eins werden, sie zogen aus und überließen mir das ganze Haus allein. Ich beschloß jetzt keine Mietsleute wieder einzunehmen. Da dieser Vorgang mich nun einmal zur Heirat gestimmt hatte, so schaute ich umher und machte anderwärts meine Anwerbungen. Allein ich fand gar bald, daß man die Buchdruckerkunst allgemein für ein armseliges Gewerbe hielt, und daß ich daher wohl kaum auf eine Frau mit Geld rechnen dürfte, wenn ich anders nicht auf jede andere Annehmlichkeit Verzicht tun wollte. Unterdessen verflocht mich diese jugendliche Leidenschaft, die so schwer zu bezähmen ist, nicht selten in Intriguen mit verworfenen Frauenspersonen, die mir hier und da aufstießen. Allein dies ging nicht ohne Kosten und Unbequemlichkeiten ab, der Gefahr nicht zu gedenken, die ich beständig lief, meine Gesundheit zu schwächen oder gar eine Krankheit aufzulesen, die ich über alles fürchtete Ich war aber doch glücklich genug, dieser Gefahr zu entgehen.

Als Nachbar und alter Bekannter hatte ich mit der Familie der Miß Read einen freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Ihre Eltern waren mir immer gewogen geblieben, seitdem ich in ihrem Hause gewohnt hatte. Ich wurde öfters zu ihnen eingeladen; sie fragten mich über ihre Angelegenheiten um Rat, und ich war ihnen bisweilen nützlich gewesen. Mich rührte die unglückliche Lage ihrer Tochter, die melancholisch und selten munter war, und immer die Einsamkeit suchte. Ich sah meine Unbesonnenheit und Unbeständigkeit während meines Aufenthalts in London für die Hauptursache ihres Unglücks an, obgleich ihre

Mutter treuherzig genug war, sich selbst weit mehr Schuld beizumessen als mir, weil sie nicht nur vor meiner Abreise die Heirat verhindert, sondern ihre Tochter auch vermocht hatte, während meiner Abwesenheit einen anderen zu heiraten.

Unsere gegenseitige Zuneigung erwachte wieder; allein es setzten sich damals unserer Verbindung mächtige Hindernisse entgegen. Ihre erste Heirat hielt man freilich nicht für gültig, indem, wie die Rede ging, noch eine erste Frau in England am Leben war; allein es hielt schwer, bei einer so großen Entfernung die Beweise herbeizuschaffen; und ob sich auch gleich das Gerücht verbreitete, daß ihr Mann gestorben wäre, so hatten wir doch einesteils davon keine Gewißheit, anderenteils hatte er auch viele Schulden hinterlassen, um derentwillen vielleicht sein Nachfolger in Anspruch genommen werden konnte. Wir setzten uns indessen kühnlich über alle diese Bedenklichkeiten hinaus und ich heiratete sie am 1. September 1730. Nichts von allem dem, was wir befürchtet hatten, widerfuhr uns. Sie wurde für mich eine gute und getreue Lebensgefährtin, und half mir gar sehr meinen Laden in Aufnahme bringen. Wir kamen gut miteinander fort, und bestrebten uns immer wechselweise einander glücklich zu machen. Auf diese Weise verbesserte ich denn, so gut ich konnte, diesen großen Fehltritt meiner Jugend.

Unser Klub war damals noch in keine Schenke verlegt. Wir versammelten uns beim Herrn Grace, der einen Teil seines Hauses dazu gewidmet hatte. Eines Tages bemerkte einer von uns, da bei unseren Untersuchungen über die vorgelegten Fragen unsere Bücher öfters angeführt würden, so würde es bequem sein, sie alle an unserem Versammlungsorte beisammen zu haben, um im Falle der Not sogleich nachschlagen zu können. Wenn wir solchergestalt aus unseren besonderen Bibliotheken eine gemeinschaftliche machten, so gewänne jeder von uns den Vorteil, auch von den Büchern der übrigen Mitglieder Gebrauch machen zu können, welches fast ebensoviel wert wäre, als wenn ein jeder sie insgesamt selbst besäße. Dies fand Beifall und wurde ausgeführt. Wir brachten alle Bücher, die wir entbehren zu können glaubten, in den Versammlungssaal. Die Anzahl war nicht so groß, als wir geglaubt hatten. Ob sie aber gleich häufig von uns gebraucht worden waren, so bestimmten uns doch einige Unannehmlichkeiten, die von einem Mangel an Sorgfalt herrührten, die Sammlung nach Jahresfrist wieder zu zerreißen; und jeder nahm seine Bücher wieder zu sich in sein Haus.

Um diese Zeit tat ich meinen ersten Vorschlag zu einer öffentlichen Leseanstalt, vermittelst einer auf Subskription anzulegenden Bibliothek. Ich verfertigte einen Prospektus, ließ die Bedingungen dazu von unserem berühmten Notarius Brockden förmlich entwerfen, und mein Projekt gelang, wie man in der Folge sehen wird.

Alphabetische Inhaltsübersicht der Bände I–IV.

Die Register der Gedichte befinden sich in Bd. II, S. 136—142.

Aktenstücke über einen poet. Wettstreit . . . . . III, 71
Ankündigung (der Prachtausg. d. Gedichte) . . . . . III, 170
Ankündigung einer Neubearbeitung von 1001 Nacht . . III, 184
Ankündigung einer Quart- u. Oktavausg. d. deutschen Ilias IV, 57
Anmerkungen zu den Gedichten II, 128
Anthia u. Abrokomas . . . IV, 84
Antikritik und Anzeige . . . III, 172
Anweisung zur deutsch. Sprache und Schreibart . . . . . III, 20
Aus Daniel Wunderlichs Buch III, 5
Besprechungen . . . . . III, 189
Blumauers Gedichte (Bespr.) . III, 191
Büchernachdrucke, Vorschlag, dem — zu steuern . . . . III, 135
Daniel Wunderlichs Buch, Aus III, 5
Dido . . . . . IV, 75
Ermunterung zur Freiheit . . III, 202
Etwas über eine deutsche Übersetzung Homers . . . . . IV, 5
Franklins Jugendjahre . . . IV, 186
Freiheit, Ermunterung zur . III, 102
Freimaurer-Reden . . . . III, 196
Gedanken über die Beschaffenheit e. deutsch. Übers. d. Homer IV, 15
Gedichte, Ausgabe von 1789 . I
— Nachlese . . . . . II, 1—127
— Anmerkungen . . . . . II, 128
— Vorrede zur 1. Ausg. . . III, 149
— Vorrede zur 2. Ausgabe . III, 156
— Ankünd. (der Prachtausgabe) III, 170
Geschäftsstil . . . . . III, 54
Homers Iliade . IV, 28, 35, 37 58
Homers, Etwas über eine dtsch. Übersetzung . . . . . IV, 5
— Gedanken über d. Beschaffenheit einer dtsch. Übersetzung IV, 15
Hübnerus redivivus . . . III, 55
Iliade, siehe Homer.
Ilias, Bürger an einen Freund über seine deutsche . . . IV, 45
— Ankündigung einer Quart- u. Oktav-Ausg. d. dtsch. Ilias IV, 57
Karrikthura (aus Ossian) . . IV, 119
Kath-Loda (aus Ossian) . . . IV, 131
Komala (aus Ossian) . . . IV, 128
Länge, Wider die majestätische III, 51
Macbeth (nach Shakespeare) . IV, 140
Mollers Gedichte (Bespr.) . . III, 191
Münchhausens Reisen . . . II, 144
Musenalmanach 1779, Vorrede III, 180
Musenalmanach 1782, Nachrede III, 181
Mut, Über den moralischen . III, 208
Nachtfeier d. Venus, Rechensch. über d. Veränderungen in der III, 82
Nachrede z. Musenalmanach 1782 III, 181
Ossians, Probe e. n. Übersetzung IV, 119
Poesie, Von d. Popularität der III, 15
Popularität der Poesie . . . III, 15
Portrait de Philipp II. (Besp.) III, 189
Rechenschaft über die Veränderungen i. d. Nachtfeier d. Venus III, 82
Rechtschreibung, Über d. dtsch. III, 45
Rechtschreibungsvereine, Vorschlag zu einem deutschen . III, 42
Reimkunst für Dilettanten . III, 55
Rezensenten, Rüge e. anonym. III, 168
Rüge e. anonymen Rezensenten in der Allgem. Literaturztg., betr. 2. Ausg. der Gedichte III, 168
Schleiers, Über die Wirkung d. III, 131
Shakespeare, Macbeth (Übers.) IV, 140
— Sommernachtstraum . . IV, 183
Sprache und Schreibart, Über Anweisung zur deutschen . III, 20
Sprache, Über deutsche . . . III, 47
Stils, Wissenschaft des . . . III, 53
Tausend und eine Nacht, Ankündigung e. Neubearbeitung III, 184
Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart . . III, 20
Über den moralischen Mut . III, 208
Über deutsche Sprache . . . III, 47
Über die dtsch. Rechtschreibung III, 45
Über die Zufriedenheit . . . III, 196
Über die Wirkung des Schleiers III, 131
Über mich und meine Werke . III, 178
Virgils Georgica, Vorrede zur III, 194
Von der Popularität der Poesie III, 15
Vorläufige Antikritik u. Anzeige III, 172
Vorrede z. Gött. Musenalm. III, 180
Vorrede zu Virgils Georgica . III, 194
Vorrede z. 1. Ausg. d. Gedichte III, 149
Vorrede z. 2. Ausg. d. Gedichte III, 156
Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern . . . . . III, 135
Vorschlag zu einem deutschen Rechtschreibungsvereine . . III, 42
Wettstreit, Aktenstücke üb. e. poet. III, 71
Wider die majestätische Länge III, 51
Wissenschaft des Stils . . . III, 53
Wunderlichs, aus Daniel — Buch III, 5
Xenophon, Anthia u. Abrokomas IV, 84
Zufriedenheit, Über die . . . III, 202

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Max Hesses
Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

bieten in bezug auf Vollständigkeit, sorgfältige Bearbeitung, gute Ausstattung und billige Preise dem Käufer Vorteile, die von keiner anderen Ausgabe erreicht oder gar übertroffen werden, was von der wissenschaftlichen Kritik wiederholt rühmend anerkannt wurde. — Um sich vor dem Ankauf von Ausgaben zu schützen, die die Bezeichnung „Werke" in keiner Weise rechtfertigen, vergleiche man stets den Inhalt. Die Ergebnisse der literarischen Forschung werden bei allen neuen Bearbeitungen stets auf das eingehendste berücksichtigt, so daß viele Ausgaben von der Fachpresse als die besten aller erschienenen anerkannt wurden. — Die Texte wurden gewissenhaft durchgesehen und sind korrekt; das Papier ist holzfrei (nicht vergilbend), der Druck deutlich und scharf, die Einbände solid und geschmackvoll.

Alle Klassiker mit ausführlichen biographischen und literarhistorischen Einleitungen aus der Feder hervorragender Gelehrter, mit vielen Bildnissen, Schriftproben und anderen Beigaben.

Die Klassiker sind meist in fünf Ausgaben zu beziehen:

1. Broschiert. 2. In Leinenband. 3. Feine Ausgabe in Halbfranzband. 4. Luxus-Ausgabe in Liebhaber-Halbfranzband (in Karton). 5. Salon-Ausgabe in Liebhaber-Leinenbänden mit Kopf-Goldschnitt; Preise laut besonderem Prospekt.

Mit * versehene sind vollständige Gesamt-Ausgaben.

Arndt, Ernst Moritz. Herausg. von Prof. Dr. Heinrich Meisner u. Dr. Robert Geerds. Mit Bildn. u. Handschriftprobe. Brosch. M. 6.—. In 4 Lnbdn. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Arnim, Achim v. Herausg. von Dr. Max Morris. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe 4.—.

***Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn.** Hundertjahrs-Jubelausgabe. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Brosch. M. 1.50. In Lnbd. M. 2.—. In Geschenkband M. 3.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Bauernfeld, Ed. v. Herausg. v. Dr. Emil Horner. Mit Bildn. u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Börne, Ludw.** Mit Bildnis, einer Handschriftprobe und einer Einleitung von Prof. Dr. Alfred Klaar. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Brentano, Clemens. Herausg. u. mit Einleitung versehen v. Dr. Max Morris. Mit zwei Bildnissen u. einer Handschriftprobe. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.— Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

***Brinckman, John.** Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Weltzien. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Max Hesses Volksbücherei siehe . . . . . Seite 10—15.
Die Meisterwerke der deutschen Bühne siehe . . . . . Seite 16.

***Bürger, G. A.** Herausgegeben von Dr. Wolfg. von Wurzbach. Mit 4 Bildnissen und einer Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Byron.** Übersetzt von Ad. Böttger. Herausg. und aus anderen Übersetzungen ergänzt von Prof. Dr. Wilhelm Wetz. Mit 3 Bildnissen u. 1 Abbildung. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Calderon. Herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach. (In Vorbereitung.)

Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Jubiläums-Ausgabe. Übersetzt von L. Tieck. Mit Einl. u. Anmerkungen herausg. von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

***Chamisso, Ad.** Mit einem Bildnis, sowie Einleitung von Prof. Ad. Bartels. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Claudius, Matthias. Herausg. von Senior Dr. G. Behrmann. Mit zwei Bildnissen u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

***Dante.** Das neue Leben — Die göttliche Komödie. Neu übertragen und erläutert von K. Zoozmann. Mit einer Einleitung, 6 Bildnissen, 15 Abbildungen usw. Neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—. Ausgabe auf Dünndruckpapier in echt Pergament M. 6.—. (16.—20. Tausend!)

Dickens, Charles. Übersetzt u. herausg. von Richard Zoozmann. Mit einer Biographie und 2 Bildnissen des Dichters. Brosch. M. 7.50. In 5 Lnbdn. M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausg. M. 20.—. Salon-Ausgabe in 7 Liebh.-Leinenbdn. mit Kopf-Goldschnitt M. 18.—.

***Droste-Hülshoff, Annette v.** Herausg. von Dr. Eduard Arens. Mit 5 Bildnissen u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausg. M. 4.50. Luxus-Ausg. M. 6.—.

***Eckermann, Gespräche mit Goethe.** Mit Einleitungen, Anmerk. und Register herausg. v. Prof. Dr. Ludw. Geiger. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Eichendorff, Jos. von. Mit einer Einl. von Rud. von Gottschall. Neue vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus Ausgabe M. 7.—.

Feuchtersleben. Herausg. von Richard Guttmann. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

***Freiligrath.** Herausgegeben von Ludwig Schröder. Mit 3 Bildn., 2 Abbildg. u. einer Handschriftprobe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Gaudy. Mit Einltg. von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.50 Feine Ausg. M. 2.—. Luxus-Ausg. M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr. Ausgew. Erzählungen u. Humoresken. Mit Einleitung von Kurt Holm. Brosch. M. 2.40. In 2 Leinenbdn. M. 3.60. Feine Ausgabe M. 5.25.

***Goethe.** Vollständige Ausgabe, mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit 2 Bildnissen, einem Gedicht in Faksimile u. Registerband. Brosch. M. 14.—. In 12 Leinenbdn. M. 20.—. Feine Ausg. M. 30.—. Luxus-Ausgabe M. 38.—.

Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Goethe (Erweiterte Auswahl). Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 7.—. In 6 Leinenbdn. M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Goethe. Ergänzungs-Ausgabe. Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

☞ Diese Ausgabe ergänzt die **erweiterte** Auswahl zur Gesamt-Ausgabe.

Goethe, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

Gotthelf, Jeremias. Herausg. v. Prof. Adolf Bartels. Mit 3 Bildnissen u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 7.50. In 5 Lnbdn. M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Gotthelf. Ausgewählte Erzählungen. Herausg. v. Prof. Adolf Bartels. In 2 Original-Leinenbänden M. 4.50.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 12.)

***Grabbe, Chr. D.** (Mit den Briefen von und an Grabbe.) Herausgegeben u. mit Einleitgen. u. Anmerkgen. versehen von Dr. Otto Nieten. Mit 3 Bildnissen u. Handschriftprobe. Brosch. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M 8.—.

*__Grillparzer.__ Herausg. u. mit Einleitungen u. Anmerkungen versehen von Dr. Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Brosch. M. 4.50. In 4 Leinenbänden M. 6.—, in 6 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe in 4 Hlbfrzbdn. M. 9.50, in 6 Hlbfrzbdn. M. 12.—. Luxus-Ausgabe in 4 Bänden M. 12.50.

__Grillparzer.__ Auswahl. Herausg. von Dr. Moritz Necker. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

__Grillparzer, Meisterdramen.__ In 1 Leinenband M. 2.—.

*__Grimm, Brüder,__ Kinder- u. Hausmärchen. Mit drei Bildnissen und einer Einleitung von H. Wolgast. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.
— Dasf. Illustriert v. Vogeler-Worpswede. Geschmackvoll gbd. M. 3.—.

*__Grün, Anastasius.__ Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 6 Bildniss., 6 Abbildungen, einer Handschriftprobe usw. Brosch. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. Feine Ausg. M. 6.—. Luxus-Ausg. M. 8.—.

__Gutzkow, Karl.__ Herausg. von Dr. H. H. Houben. Mit 3 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 6.—. In 4 Lnbdn. M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 16.—.

__Gutzkow, Meisterdramen.__ In 1 Leinenband M. 2.—.

__Halm, Fr.__ Herausgegeb. von Dr. Anton Schlossar. Mit 3 Bildnissen und 2 Handschriftproben. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

__Hamerling, Robert.__ Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. 3. Auflage. In 4 Leinenbänden M. 20.—.
Einzel-Ausgaben: Ahasver in Rom M. 3.—. Aspasia M. 3.—. König von Sion M. 3.—.

*__Hauff.__ Mit Biographie von Prof. Dr. Ad. Stern. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbdn. M. 3.50. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

*__Hebbel.__ Mit Einleitungen und Anmerkg. von Emil Kuh, neu herausgegeben von Prof. Herm. Krumm. Mit Hebbels Bildnis und einer Handschriftprobe. Brosch. M. 4.—. In 4 Lnbdn. M. 6.—. In 3 einfach. Lnbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

__Hebbels Tagebücher.__ Herausgegeben von Prof. Hermann Krumm. Mit ausführlichem Register. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

__Hebbels Meisterdramen.__ In 1 Leinenband M. 2.—.

*Hebel, Joh. Pet. (Gedichte u. Erzählungen), nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe. Mit einem Wörterbuch. Herausg. von Prof. Ernst Keller. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

*Heine. Mit einer Biographie von Dr. G. Karpeles. Brosch. M. 4.—. In 4 Lnbdn. M. 6.—. In 3 einfachen Lnbdn. M. 4.50. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Herder. Herausg. von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. (In Vorb.!)

*Hoffmann, E. T. A. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit 3 Selbst-Bildniss., einer Handschriftprobe u. 12 Illustrationen. Neue, um die musikalischen Schriften vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 15.—.

— Auswahl. Mit einer Einleit. von Dr. Richard Schaukal. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Hoffmann von Fallersleben. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit Bildnissen u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

*Homer, Werke (Ilias u. Odyssee). Übersetzt von Joh. Heinrich Voß. (Abdruck der 1. Ausg.) Mit Einleitung von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

*Homer, Ilias u. Odyssee. (Text-Ausgabe.) 1 Leinenbd. M. 1.50.

Immermann, Der Oberhof. Mit Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. 60 Pf. In 1 Lnbd. M. 1.—. Geschkbd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

*Kerner, Justinus. Herausg. von Prof. Dr. J. Gaismaier. Mit 3 Bildniss., 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Kleckssographien und einer Handschriftprobe. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbd. M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

*Kleist. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Mit Einleitung, Bildnissen und Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Kleist, Lessing, Uhland, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

*Kompert, Leopold. Mit biographischer Einleitg. von Dr. St. Hock. Brosch. M. 9.—. In 5 Leinenbänden M. 12.—. Feine Ausg. M. 15.—. Geschenkausgabe in Karton M. 15.—.

***Körner.** Neue vervollständigte u. kritisch durchgesehene Ausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Wildenow. Mit 4 Bildnissen, Handschriftprobe usw. Brosch. M. 1.20. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

***Kurz, Hermann.** Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Prof. Dr. Hermann Fischer. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

***Laube, Heinrich.** Unter Mitwirkung von Geh. Rat Prof. Dr. Albert Hänel, herausgegeben von Dr. H. H. Houben. In 20 Bdn. brosch. M. 50.—. In 20 Lnbdn. M. 60.—. In 20 Halbfranzbdn. M. 80.—. (Vollständig Ende 1909.)

Laube, Heinrich. Auswahl. Herausgeg. von Dr. H. H. Houben. Mit 2 Bildnissen und Handschriftprobe. Brosch. M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Laube, Heinrich, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

***Lenau.** Herausg. v. Prof. Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Lessing. Mit Lessings Bildnis, sowie einer Einleitung von Prof. Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 7.50. Luxus-Ausgabe M. 9.50.

Lessing. Auswahl. Mit Einleitung von Prof. Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Lessing, Meisterdramen, siehe unter Kleist, Seite 5.

Ludwig, Otto. Herausgegeben von Prof. Adolf Bartels. Neue vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Ludwig. Auswahl. Herausgeg. von Fr. Bernt. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

***Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries.** Herausgegeben und eingeleitet von O. Weltzien. In 2 Lnbdn. M. 3.60. In 2 Geschenkbänden in Karton M. 5.—.

***Milton.** Übersetzt von Bernhard Schuhmann und anderen. Herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Ullrich. (In Vorbereitung.)

***Molière.** Übersetzt von Wolf Grafen Baudissin und anderen. Herausgegeben von Prof. Dr. Ph. A. Becker. (In Vorbereitung.)

***Mörike.** Herausgegeb. von Dr. Rud. Krauß (Stuttgart). Mit ausführl. Lebensbeschreibung, 12 Einleitung., 6 Bildnissen usw. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Mörike. Gesammelte Schriften. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. In 1 Leinenbd. M. 2.—.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Nieritz, Karl Gustav, Ausgewählte Volkserzählungen. Herausg. von Prof. Dr. Adolf Stern. Brosch. M. 1.50. In Lnbd. M. 2.—.

Novalis (Friedrich v. Hardenberg). Herausgeg. von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Platen, August Graf von.** Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Dr. Erich Petzet. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.— Luxus-Ausgabe M. 16.—. Salon-Ausg. in 6 Liebh.-Lnbdn. mit Kopf-Goldschnitt M. 14.—.

***Raimund, Ferd.** Herausg. von Prof. Dr. E. Castle. Brosch. M. 1.—. In 1 Lnbd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausg. M. 3.20.

***Reuter, Fritz.** Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe. Mit Biographie des Dichters, Einleitung, Bildnissen und einem vollst. Reuter-Lexikon herausg. v. Prof. Dr. Carl Friedr. Müller. Brosch. M. 4.50. In 3 einf. Lnbd. M. 5.—. In 4 Bände gebunden: Leinenband M. 6.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausg. M. 12.50. In 7 Bände gebunden (das Lexikon als 7. Bd.!): Lnbd. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Reuter. Auswahl. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller. Mit Bildnissen und Handschriftprobe. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Vom Herausgeber der obigen Reuter-Ausgaben erschienen ferner:

Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Volkstümliche Wendungen und sprichwörtliche Redensarten (ca. 1600!) im mecklenburgischen Platt. Brosch. M. 1.20. In Leinenband M. 1.50.

Zur Sprache Fritz Reuters. 50 Pf.

Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. 20 Pf.

Reuter-Lexikon. (350 Spalten!) In Lnbd. M. 1.50.

Rückert, Fr. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Beyer. Mit literar. Anmerkungen, zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

***Saar, Ferd. von.** Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung herausgegeben von Dr. A. Bettelheim und Prof. Dr. J. Minor. Mit 5 Bildnissen und Handschriftprobe. Brosch. M. 8.—. In 4 Leinenbdn. M. 10.—. Feine Ausgabe M. 14.—. Luxus-Ausgabe M. 18.—. Auf imit. Büttenpapier in 8 Leinenbdn. M. 15.—, in 8 Halbfranzbdn. M. 20.—.

***Scherr, Johannes, Novellenbuch.** Mit Bildnis und Handschriftprobe des Dichters, sowie einer Einleitung v. Prof. Otto Haggenmacher. Broschiert M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Von demselben Autor erschienen noch:

Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Volksausgabe 1.—5. Tausend. Brosch. M. 8.—. In 4 Leinenbdn. M. 10.—. In 4 Halbfrzbdn. M. 13.50.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 27.—30. Tausend. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. In 3 Halbfrzbdn. M. 8.50.

Blücher. Seine Zeit und sein Leben. 6. Auflage. Broschiert M. 5.—. In 3 Leinenbdn. M. 7.—. In 3 Halbfranzbdn. M. 10.—.

(Einzel-Ausgaben der Novellen siehe unter „Volksbücherei", S. 14.)

***Schiller.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegeben von Geheimrat Prof. Otto Günther und Prof. Dr. Georg Witkowski. Brosch. M. 15.—. In 10 Leinenbdn. M. 20.—. Feine Ausgabe M. 28.—. Luxus-Ausgabe M. 36.—. Salon-Ausgabe in 12 Liebh.-Leinenbdn. M. 30.—.

***Schiller.** Mit Bildnis, sowie Biographie und Charakteristik von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Schiller, Meisterdramen. In 2 Leinenbänden je M. 2.—.

Seidl, Joh. Gabriel. Herausgegeben von Dr. W. v. Wurzbach. Mit Bildnis u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

*__Shakespeare.__ Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit Einleitung von Dr. Max Mendheim. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

__Simrock, Karl.__ Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

__Simrock.__ Kleine Ausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Gotth. Klee. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 14.)

*__Sophokles' Tragödien.__ Übersetzt von J. J. C. Donner, herausgegeben von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

__Stifter, Adalbert.__ Herausg. von Dr. Rudolf Fürst. Mit Bildnis und Abbildung des Stifterdenkmals. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. In 2 Geschenkbänden in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", Seite 14.)

__Tieck, Ludw., Ausgewählte Werke in 4 Bänden.__ Herausgegeben v. Prof. Dr. G. Witkowski. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

__Uhland, Ludw.__ Mit Bildnis, sowie Einleitung von Rud. v. Gottschall. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

__Uhland,__ Meisterdramen, siehe Kleist, Seite 5.

__Wieland, Ch. M.__ Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

*__Zschokke, Heinrich, Sämtliche Novellen.__ Mit einer biograph. Einleitung von Dr. Adolf Vögtlin. In 4 Leinenbdn. M. 8.—.

__Zschokke, Ausgewählte Novellen.__ In 2 Leinenbdn. M. 4.—.

---

* bedeutet vollständige Gesamt-Ausgaben.

Ausführliche illustrierte Kataloge kostenfrei.

Max Hesses
Volksbücherei

und Geschenk-Ausgaben.

Jede Nummer broschiert 20 Pf. = 24 h öst. W.

Einband-Probe

Max Hesses Volksbücherei hat es sich seit Beginn ihres Erscheinens zur Aufgabe gemacht, nur das Beste und Volkstümlichste der belletristischen Literatur in wohlfeilen Bändchen zu bieten. Neben den älteren, bewährten Dichtern sind in der Sammlung zahlreiche dichterische Größen der Gegenwart vertreten. Die Bändchen haben ein handliches Format, und ist auf die Ausstattung, namentlich auf große, deutliche Schrift besondere Sorgfalt verwendet. — Die Ziffer hinter dem Titel gibt die Nummer an, die das Werk in „Max Hesses Volksbücherei" trägt. Die meisten Nummern sind auch in geschmackvollen Leinenbänden zu beziehen, eine Reihe von ihnen ferner in besonders vornehm ausgestatteten künstlerischen „Geschenkbänden".

Auswahl.

Achleitner, A., Angela. Tirol. Nov. 321.
— Der Finanzer. Erz. v. Bodensee. 333.
— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.
Anzengruber, Hartingers alte Sixtin und and. Erzähl. 151—152. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Arndt, E. M., Gedichte. gbd. M. 1.80, Geschenkbd. M. 2.50.
— Geist der Zeit. 2 Bde. gbd. M. 3.—.
— Erinnerungen aus dem äußeren Leben. gbd. M. 1.20.
— Wanderungen und Wandlungen. gbd. M. 1.—.
— Rügen-Märchen. gbd. M. 1.20.
Benzmann, H., Meine Heide. Gedichte. 60. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
Bernhard, Marie, Heimatluft. 127. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.
Bethge, H., Deutsche Lyrik seit Liliencron. Mit 8 Bildn. 26.—30. Tausend. 280—286. Kart. M. 1.80, Leinbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. Feiner Ganzlederband M. 5.—.
— Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit. Kart. M. 1.80. Lnbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—. Feiner Ganzlederband M. 5.—.
— Deutsche Oden. 171. gbd. 60 Pf.
Bethusi-Huc, Valeska (M. v. Reichenbach), Die Czaroiskys. Eine Erzählung aus Polen. 508—509. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Blüthgen, Victor, Mama kommt! Humoreske. 311. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Böhlau, Helene, Sommerseele. Mutterseh nsucht. Zwei Novellen. 161-162. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.

Böttticher, Georg, Heitere Stunden. Aus den Papieren des Leutnants von Versewitz. 531—532. gbd. 80 Pf.

Brachvogel, A. E., Friedemann Bach. Roman. 501—507. gebunden M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Brentano, Clemens, Aus der Chronika e. fahr. Schülers. 176. gbd. 60 Pf.

— Romanzen vom Rosenkranz. 228—231. gbd. M. 1.20.

— Ausgewählte Märchen. 258—260. gbd. M. 1.—.

Brinckman, John, Vagel Grip. 'n Dönkenbok. 71—72. gbd. 80 Pf.

— Kasper-Ohm un ick. 86—87. gbd. 80 Pf.

— Voß un Swinegel und andere Erzählungen. 96—97. gbd. 80 Pf.

Bürger, G. A., Sämtliche Gedichte. Lnbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.50.

— Münchhausens Reisen u. Abenteuer. 53. gbd. 60 Pf.

David, J. J., Stimmen der Dämmerung u. and. Erzähl. 483—484. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Dichter u. Denker I: Goethes Leben u. Werke von L. Geiger. 156—157. gbd. 80 Pf.

— **II:** Shakespeare von Edward Dowden. Deutsch von Paul Taussig. 245—247. gbd. M. 1.—.

— **III:** E. M. Arndt von H. Meisner. 513. gbd. 60 Pf.

— **IV:** Anastasius Grün von A. Schlossar. 514—515. gbd. 80 Pf.

— **V:** Fritz Reuter von C. Fr. Müller. 518—519. gbd. 80 Pf.

Dickens, Charles, David Copperfield. Roman. gbd. M. 3.—. In 2 Geschenkbänden M. 5.—.

— Die Pickwickier. Roman. gbd. M. 3.—.

— Oliver Twist. Roman. gbd. M. 2.—.

— Londoner Skizzen. gbd. M. 2.—.

— Fünf Weihnachtsgeschichten. gbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.

— Das Heimchen am Herde. gbd. 80 Pf.

— Der Verwünschte. — Der Kampf des Lebens. gbd. 80 Pf.

— Der Weihnachtsabend. — Die Silvesterglocken. gbd. 80 Pf.

Dinclage, Fr. Frhr. v., Anker geschlippt. 408.

— Unter dem Schutze der Lanzen — Trotzdem. Zwei Erzählungen. 485.

— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Droste-Hülshoff, Gedichte. 221—224. gbd. M. 1.20. Geschenkband M. 1.80.

— Das geistliche Jahr. Geistl. Lieder. 232—233. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Die Judenbuche. Ein Sittengemälde. 243. gbd. 60 Pf.

Dürow, J. von, Die Glückskatze. Hum. Erzählung. 537.

Eckstein, Ernst, Vielliebchen. — Fürst Arno. — Preisgekrönt. Drei heitere Geschichten. 413—414. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Eichendorff, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.50.

— Aus dem Leben eines Taugenichts. 132. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20

Ethel, Th., Fabeln und Parabeln der Weltliteratur. Kart. M. 1.80. gbd. M. 2.—. Geschenkband M. 3.—. Feiner Ganzlederband M. 5.—.

Eysell-Hilburger, C., Spätsommer — Stiefmama. Zwei Novellen. 520.

Falke, Gustav, Dörten u. and. Erzählungen. 526—527. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Fließ, E., Der Proboszcz. Eine Geschichte aus dem Osten des Deutschen Reichs. 411.

Frehse, Ernst, Lustige Fahlensprüng'. Nige Läuschen un Rimels. 486—488. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Freiligrath, Ferd., Gedichte. 384—387. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.

Gaudy, Aus d. Tagebuch e. wandernden Schneidergesellen. 69. gbd. 60 Pf.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. 6—7. gbd. 80 Pf. — II. Das sonderbare Duell. Ein berühmter Name. 12. gbd. 60 Pf. — III. Irrfahrten. Der tote Zimmermann. 35—36. gbd. 80 Pf. — IV. Herr Hobelmann. Humoristische Erzählung. 54. gbd. 60 Pf. — Weiteres im ausführlichen Katalog.

Glümer, C. v., Gesühnt. Nov. 257.

Goedicke, Elisabeth, Jens Larsen. Roman. 405—407. gbd. M. 1.—. Geschenkband M. 1.60.

Goethe, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.25, Halbleinenband 85 Pf.
— West-östlicher Divan. gbd. 75 Pf.
— Faust. Erster u. zweit. Teil. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.25.
— Italienische Reise. gbd. M. 1.—.
— Die Wahlverwandtschaften. gbd. 80 Pf.
— Wilh. Meisters Lehrjahre. gbd. M. 1.20.
— — Wanderjahre. gbd. M. 1.—.
— Aus meinem Leben. gbd. M. 1.20.
— Hermann und Dorothea. 39. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.
— Werthers Leiden. 70. gbd. 60 Pf.

Gotthelf, Jeremias, Der Bauernspiegel. 451—455. gbd. M. 1.50.
— Uli der Knecht. 456—460. gbd. M. 1.50.
— Uli der Pächter. 461—465. gbd. M. 1.50.
— Uli I/II in 1 Lnbd. M. 2.50.
— Geld und Geist. 466—470. gbd. M. 1.50.
— Käthi, die Großmutter. 471—475. gbd. M. 1.50.
— Die Käserei in der Vehfreude. 476-480. gbd. M. 1.50.

Grasberger, Hans, Die schöne Kastellanin. Maria-Buch. Zwei Novellen. 248—249. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Gregori, Ferdinand, Lyrische Andachten. Natur- u. Liebesstimmungen deutscher Dichter. Mit Buchschmuck von Fidus. 278—279. kart. M. 1.80, Lnbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. In Ganzlederband M. 5.—.

Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von H. Vogeler-Worpswede. Geschenkband M. 3.—.
— Auswahl. (50 der schönsten Märchen für die Jugend.) Kart. M. 1.20.

Greller, B., Lori Bergmann. Vor der Ruhe. Seitensprünge. Nov. 138.

Gubalke, Lotte, Reinhold Stades Liebe und andere Erzählungen. 448—449. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Gudrun, Deutsches Heldenlied. Übers. v. K. Simrock. Mit Einl. v. Gotth. Klee. 350—352. gbd. M. 1.—.

Gutzkow, Lebenserinnerungen. Lnbd. M. 2.—.
— Kleine Romane und Erzählungen. Lnbd. M. 2.—.

Halm, Ausgewählte Gedichte. 163. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Hamerling, Ralph u. Blanka u. a. Erzähl. 529—530. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Hartmann, Der Krieg um den Wald. 174—175. gbd. 80 Pf.

Hauff, Lichtenstein. 41—43. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.50.

Hebbel, Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.
— Die Nibelungen. gbd. M. 1.—.

Hebel, Alemannische Gedichte. 324-326. gbd. M. 1.—.

Heigel, Karl v., Im Isartal. Eine Erzählung. 252. gbd. 60 Pf.

Heine, Buch der Lieder. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.50.

Heldenbuch, Das kleine. Übers. von K. Simrock. Mit Einleitung von Gotth. Klee. Teil I/II. 353—358. gbd. M. 1.60.

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. 234—236. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Hoffmann, Phantasiestücke. gbd. 1.20.
— Elixiere des Teufels. gbd. M. 1.—.
— Kater Murr. gbd. M. 1.20.
— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. Gbdn. M. 1.50.

Holzamer, Wilhelm, Am Fenster. Der arme Lukas u. a. Erz. 308—310. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Huch, Ricarda, Der Mondreigen von Schlaraffis. 409—410. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Ibsen, Gedichte. Übers. u. eingel. von H. Neumann. 220. gbd. 60 Pf.

Jensen, Wilhelm, Der Tag v. Stralsund. Erzählung aus der Hansazeit. 3-4. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Zwei Erzähl. 218—219. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Westwardhome. Novelle. 442—443. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Kompert, Leop., Aus d. Ghetto. 6 Erz. 395—398. gbd. M. 1.20.
— Böhmische Juden. 3 Erz. 401—404. gbd. M. 1.20.
— Am Pflug. gbd. M. 1.50.
— Neue Geschichten aus dem Ghetto. 494—498. gbd. M. 1.50.
— Geschichten einer Gasse. gbd. M. 1.80.
— Zwischen Ruinen. Roman. gbd. 1.80.
— Franzi und Heini. gbd. M. 1.20.
— Verstreute Geschichten. gbd. M. 1.20.

Krobath, Karl, Michels Brautwerbg. u. a. Kärntner Dorfgesch. 533—534. gbd. 80 Pf.

Kügelgen, W. v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort v. Anna v. Kügelgen und Auszügen aus W. v. K.s Briefen. Herausg. v. Ad. Stern. 101—107. gbd. M. 1.60 und M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. Feiner Ganzlederband M. 5.—.

Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre. Roman. 115—120. gbd. M. 1.80.

— Der Sonnenwirt. 121—126. gbd. 1.80.

Liliencron, Detlev v., Zehn ausgew. Novellen. 149—150. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Ludwig, Otto, Zwischen Himmel und Erde. 13—14. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. Die Heiteretei und ihr Widerspiel. 82-84. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.
(Weiteres im ausführl. Katalog.)

Lyriker Moderne I: Detlev von Liliencron, von H. Benzmann. 148. gbd. 60 Pf.
(Mit etwa 40 Gedichten Liliencrons.)

— **II:** Martin Greif, von L. Kiesgen. 237. gbd. 60 Pf.
(Mit etwa 50 Gedichten Greifs.)

— **III:** Richard Dehmel, v. R. Frank, 400. gbd. 60 Pf.
(Mit etwa 35 Gedichten Dehmels.)

— **IV:** Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath. v. L. Krapp. 481—482. gbd. 80 Pf.
(Mit etwa 30 Gedichten Carolaths.)

— **V:** Stephan Milow, v. Eduard Engel. 491—492. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
(Mit etwa 80 Gedichten Milows.)

— **VI:** Gustav Falke, v. Fr. Castelle. 538—539. gbd. 80 Pf.

— **VII:** Ferd. von Saar, v. M. Morhold. gbd. 80 Pf. (In Vorb.)

Meinhardt, Ad., Auf dem Heilwigshof. Erzählung. 261. gbd. 60 Pf.

Meister-Novellen neuer Erzähler. Bd. I—V. In Bibliotheksband je M. 2.50. In Geschenkbd. je M. 3.—. Jeder Band in sich abgeschlossen, ohne Bandbezeichnung!

Meyr, Melchior, Erzählungen aus d. Ries. (I): Ludwig u. Annemarie. Ende gut, alles gut. 66-68. gbd. M. 1.-.

— dass. (II): Die Lehrersbraut. Der Sieg d. Schwachen. 91-93. gbd. M. 1.—.

— dass. (III): Regine. Gleich und gleich. 142—144. gbd. M. 1.—

— dass. (IV): Der schwarze Hans. Georg. 177—179. gbd. M. 1.—.

Milow, Stephan, Arnold Frank u. and. Erz. 423—424. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Gedichte. 491—492. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle v. Bodensee. 287—290. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.

— Maler Nolten. Roman. 291—295. gbd. M. 1.50, Geschenkband M. 2.40.

— Novellen u. Märchen. 296—297. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Das Stuttgarter Hutzelmännlein. 298-299. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.

— Mozart auf der Reise nach Prag. Nov. 300. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Multatuli, Minnebriefe u. Millionenstudien in Auswahl. 81.

— Infam kassiert. Erzählung 253.

Nibelungenlied, Das, Übers. von K. Simrock. Mit Einleitung von Gotth. Klee. 346—349. gbd. 1.20.

Niemann, Aug., Frauenliebe. Novelle. 322. gbd. 60 Pf.

Nieſe, Charl., Fünf ausgewählte Erz. 432-433. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.

Nordhausen, R., Das Gespenst. 412.

— Trumpf! 5 heitere Geschichten. 493.

Perfall, Ant. Frhr. v., Die Landstreicherin. Oberbayr. Erzählung. 323.

— Ein Akkord. — Die Libelle. Zwei Novellen. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. 77. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.

— Prinzessin Ilse. 88. gbd. 60 Pf. Geschenkband M. 1.20.

Pichler, Adolf, Der Flüchtling. Ein Brautpaar. 267—268. gbd. 80. Pf., Geschenkband M. 1.50.

Raabe, Wilhelm, Eulenpfingsten. Hum. Erzählung. 499—500. Gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Frau Salome. Novelle. 535—536. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Reuter, F., Polterabendgedichte (Julklapp). Lustsp. 185—187. gbd. M. 1.—. — Läuschen un Rimels. 188—190. gbd. M. 1.—. — De Reis' nah Belligen. 191—192. gbd. 80 Pf. — Kein Hüsung. 193—194. gbd. 80 Pf. — Hanne Nüte. 195—196. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut de Franzosentid. Woans ick tau' ne Frru kamm. 197—198. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut mine Festungstid. 199—201. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60. — Schurr-Murr. 202—204. gbd. M. 1.—. — Ut mine Stromtid. 205—211. gbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. — Dörchläuchting. 212-214. gbd. M. 1.—. — Montecchi un Capuletti (Reis' nah Konstantinopel). 215-217. gbd. M. 1.-.

Richter, Ludwig, Lebenserinnerung. eines deutschen Malers. Mit Einleitung von Ferd. Avenarius. (Volksausgabe des Dürerbundes.) Brosch. M. 2.50, Lnbd. M. 3.—, Geschkbd. M. 4.—, Ganzleddb. M. 5.—.

Nietzschel, Ernst, Jugenderinnerungen. 147. gbd. 60 Pf.

Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Die Tage d. Waldlebens. Zwei Nov. 164-165. gbd. 80 Pf., Geschbd. M. 1.50.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Novelle. 61—62. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Rückert, Fr., Gedichte. gbd. M. 1.20, Geschenkbd. M. 1.60.

— Liebesfrühling. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.

Saar, Ferdinand von, Novellen aus Österreich. 2 Lnbde. M. 6.—.

— Herbstreigen. 3 Novell. Lnbd. M. 3.—.

— Tragik des Lebens. Lnbd. M. 2.50.

— Innocens. Novelle. Lnbd. M. 1.20.

Schanz, Frida, Die Alte. Erzähl. 315.

— Der Armenarzt u. and. Erzähl. 447.

— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— April! April! u. and. Erzählungen. 528. gbd. 60 Pf.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. 301-307. gbd. M. 2.—.

— Nemesis. Nov. 316-320. gbd. M. 1.50.

— Die Tochter der Luft. Novelle. 328—331. gbd. M. 1.20.

— Michel. Gesch. eines Deutschen unsrer Zeit. 15. Aufl. 434—441. gbd. M. 2.50. In Ganzlederband M. 5.—.

Scherr, Johannes, Schiller. Kulturgesch. Novelle. 5. Aufl. 415—422. gbd. M. 2.50. In Ganzleddb. M. 5.—.

— Größenwahn. 4 Kapitel aus der Geschichte menschl. Narrheit. 388—393. gbd. M. 1.80.

Schiller, Gedichte. gbd. 75 Pf., Halbleinenbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

— Wallenstein. (I—III.) gbd. M. 1.—.

Schoebel, A., Am Heldengrabe u. a. Erzählungen. 521.

Schoene, Heinr., Der König d. Täufer. Geschichtl. Erzähl. 155. gbd. 60 Pf.

Schrutz, Deklamatorium für Haus u. Welt. Brosch. M. 2.—. Kart. 2.40. Geschenkband M. 3.—.

Schücking, Levin, Hart am Rande. Deutsche Eroberungen. Zwei Nov. 172—173. gbd. 80 Pf.

— Die Turmschwalbe. Roman. 444—446. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.

Seidl, Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). 254—256. gbd. M. 1.—.

— Ausgewählte Novellen. 271—272. gbd. 80 Pf.

Simrock, Karl, Das Amelungenlied. Mit Einleitg. v. G. Klee. Teil I/III. 364—373. gbd. M. 2.50.

— Rheinsagen. Mit 8 Abb. gbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—.

Stern, Adolf, Der Pate des Todes. Novelle. 111.

— Vor Leyden. Heimkehr. 137.

— Beide Nrn. in 1 Band gbd. 80 Pf.

Stifter, Adalbert, Studien. 4 Tle. in 1 Lnbd. M. 3.—. — Bunte Steine und Erzähl. in 1 Lnbd. M. 2.—. — Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. 5. gbd. 60 Pf. — Bunte Steine. 15—17. gbd. M. 1.—. — Der Hochwald. 58. gbd. 60 Pf. — Abdias. 59. gbd. 60 Pf. - Die Narrenburg. 64. gbd. 60 Pf.
(Weiteres im ausführl. Katalog.)

Stillfried, Felix, Wedderfunn'n. De Hex von Moitin. Twei Geschicht. 244.

Strauß-Torney, Lulu von, Hinter Schloß u. Riegel u. a. Erz. 239-240. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Suttner, B. v., Ketten u. Verkettungen. Donna Sol. 133. gbd. 60 Pf.

— Franzl und Mirzl. Langeweile. Ermenegildens Flucht. Hum. Erz. 250—251. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50

Sydow, M. v., Anna Steinhofer. Erzählung. 145—146. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Canera, K., Ein ehrenvolles Duell u. a. Erz. 511—512. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Tegnér, E., Die Frithjofs-Sage. Gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.

Tennyson, Alfr., Enoch Arden. 394. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Tieck, Ludw., Vittoria Accorombona. Roman. 180—182. gbd. M. 1.—.

Trinius, A., Wenn die Sonne sinkt. Thüringer Erz. u. Skizzen. 241—242. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Heimatzauber u. and. Erzähl. 327.

— Bachfriedel u. and. Erzähl. 399. 327 u. 399 in 1 Band gbd. 80 Pf. Geschenkband M. 1.50.

Twain, Mark, Die 1,000,000 Pfundnote u. and. hum. Erz. 226.

— Tot oder lebendig u. and. humorist. Erzählungen und Skizzen. 227.

— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Viebig, Clara, Simson und Delila. Novelle. 129—130. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Vogt, Carl, Der lange Christian und andere Novellen. 312.

Vögtlin, Ad., Sephora. Eine Novelle. 183—184. gbd. 80 Pf.

Voigt-Diederichs, Hel., Vorfrühling. Fünf ausgew. Novellen. 269—270. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Voß, Luise. 131. kart. 40 Pf. gbd. 60 Pf.

Walther von der Vogelweide. Übersetzt v. K. Simrock. Mit Einleit. v. G. Klee. 361—363. gbd. M. 1.—.

Wasserzieher, E., Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. 5.—8. Tausend. 166—170. gbd. M. 1.50.

— dass., Schulausgabe. gbd. M. 1.25.

Weigand, Wilh., Anselm, der Hartheimer. — Sirene. 337—338. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Westkirch, L., Wenn die Masken fallen u. a. Erzähl. 524—525. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Wichert, E., Schuster Lange. Novelle. 516—517. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Wilde, Oskar, Ballade vom Zuchthause zu Reading. 510. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.

Willomitzer, J., Humoresken in Vers und Prosa. 489—490. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Das Geheimnis des Schutthausens u. a. Humoresken. 522 523. gbd. 80 Pf.

Wolfram v. Eschenbach, Parzival u. Titurel. Übers. v. K. Simrock. Mit Einl. v. G. Klee. Teil I: 374—378.

— Teil II: 379—383. 1 Lnbd. M. 2.50.

Weitere Nummern befinden sich in Vorbereitung!

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Die Meisterwerke der deutschen Bühne

unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegeben von

Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig).

Bisher erschienen folgende Werke mit Einleitungen und Anmerkungen:

Goethe, Clavigo (Prof. Dr. Rich. M. Meyer). Nr. 31.
— Egmont (Dr. Max Morris). Nr. 1.
— Faust, Bd. I.: Der Tragödie 1. u. 2. Teil; Urfaust; Entwürfe und Skizz. (G. Witkowski.) Nr. 45-48.
— dass., Bd. II.: Kommentar. (G. Witkowski). Nr. 49—52.
— dass., beide Bände in 1 Lnbd. M. 3.—, in 2 Lnbdn. M. 3.60.
— — dass., Ausg. auf Dünndruckpap., beide Bde. in 1 eg. Lnbd. M. 4.—.
— Götz von Berlichingen (Prof. Dr. Ad. Hauffen). Nr. 13.
— Iphigenie auf Tauris (Prof. Dr. Hans Morsch). Nr. 44.
— Laune des Verliebten. — Die Geschwister (Prof. Dr. J. Minor.) Nr. 27.
— Torquato Tasso (Prof. Dr. Viktor Michels). Nr. 28.

Grabbe, Napoleon (Dr. Rob. Hallgarten). Nr. 11.

Grillparzer, Die Ahnfrau (Dr. Moritz Necker). Nr. 9.
— Die Jüdin von Toledo (Dr. Moritz Necker). Nr. 38.
— Des Meeres und der Liebe Wellen (Dr. Moritz Necker). Nr. 37.
— Sappho (Dr. M. Necker). Nr. 10.
— Das goldene Vließ (Dr. Moritz Necker). Nr. 14—15.

Gutzkow, Der Königsleutnant (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 58.
— Das Urbild des Tartüffe (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 56.
— Uriel Acosta (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 57.
— Zopf und Schwert (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 55.

Halm, Griseldis (Dr. Anton Schlossar). Nr. 16.
— Der Sohn der Wildnis (Dr. Anton Schlossar). Nr. 39.

Hebbel, Agnes Bernauer (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 17.
— Gyges und sein Ring (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 36.
— Herodes und Mariamne (Prof. Dr. Max Koch). Nr. 53.
— Judith (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 42.
— Maria Magdalena (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 41.

Hebbel, Die Nibelungen (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 29—30.

Ibsen, Ein Puppenheim (Nora) neu übers. v. M. Lie. (Prof. Dr. Roman Woerner.) Nr. 18.

Kleist, Prinz Friedrich v. Homburg (Prof. Dr. R. Schlösser). Nr. 7.
— Das Käthchen v. Heilbronn (Frl. Anna Ettlinger). Nr. 19.
— Der zerbrochene Krug (Prof. Dr. Oskar Walzel). Nr. 32.

Körner, Zriny (Dir. Dr. E. Wasserzieher). Nr. 26.

Laube, Graf Essex (Prof. Dr. M. von Weilen). Nr. 61—62.
— Die Karlsschüler (Prof. Dr. M. von Weilen). Nr. 59—60.

Lessing, Emilia Galotti (Prof. Dr. G. Kettner). Nr. 63.
— Minna von Barnhelm (Gymn.-Dir. Dr. A. Zehme). Nr. 43.
— Nathan der Weise (Prof. Dr. Rich. M. Meyer). Nr. 35.

Ludwig, Der Erbförster (Prof. Dr. Adolf Stern). Nr. 54.
— Die Makkabäer (Prof. Dr. Adolf Stern). Nr. 12.

Schiller, Braut von Messina (Prof. Dr. A. Leitzmann). Nr. 23.
— Don Karlos (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 33—34.
— Fiesko (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 21.
— Die Huldigung der Künste. — Demetrius (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 40.
— Jungfrau von Orleans (Prof. Dr. Fr. Muncker). Nr. 5.
— Kabale und Liebe (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 22.
— Maria Stuart (Prof. Dr. A. Leitzmann). Nr. 4.
— Die Räuber (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 20.
— Wallenstein (Prof. Dr. Alb. Köster). Nr. 2—3.
— Wilhelm Tell (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 6.

Shakespeare, Der Widerspenstigen Zähmung (Dr. Karl Zeitz). Nr. 25.

Uhland, Ernst, Herzog v. Schwaben (Prof. Dr. H. Fischer). Nr. 8.
— Ludwig der Bayer (Prof. Dr. Herm. Fischer). Nr. 24.

Preis jeder Nummer brosch. 30 Pf., gbd. 60 Pf. Doppel-Nr. gbd. M. 1.—.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Date Due

PRINTED IN U. S. A

CAT. NO. 23233

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0435372 8

PT1829 .All n.d.

Bürger, Gottfried August

Sämtliche Werke.

DATE | ISSUED TO

33879